A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Zweiter Band.

Illustrirtes

Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von **R. Kretschmer.**

Zweiter Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1865.

Erste Abtheilung.

Die Säugethiere.

Zweite Hälfte.

Beutelthiere und Nager. Zahnarme, Hufthiere und Seesäugethiere.

Vorwort.

Unser reiches Schriftthum besitzt viele thierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Thiere ausführlich behandelt ist. Man begnügt sich, zumal in den oberen Klassen, mit einer möglichst sorgfältigen Beschreibung des äußeren und inneren Thierleibes, ja, man gibt sich zuweilen den Anschein, als halte man es für unvereinbar mit der Wissenschaftlichkeit, dem Leben und Treiben der Thiere mehr Zeit und Raum zu gönnen als erforderlich, um zu beweisen, daß der in Rede stehende Gegenstand ein lebendiges, d. h. nicht blos ein fühlendes und bewegungsfähiges, sondern auch ein handelndes und wirkendes Wesen ist.

Die Ursachen dieses ebenso ungerechtfertigten als einseitigen Verfahrens sind unschwer zu erkennen. Unsere Meister der Thierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. Hier haben sie eine für die Zergliederungs- und Systemkunde verlockende Menge von Stoff zur Verfügung, und wenn sie diesen Stoff wirklich bewältigen wollen, bleibt ihnen zur Beobachtung des Lebens der Thiere keine Zeit — ganz abgesehen davon, daß zu solcher Beobachtung ein Jäger- und Wanderleben eine der ersten Bedingungen ist.

Wir danken gedachten Forschern überaus wichtige Aufschlüsse über den äußeren und inneren Bau des Thierleibes, und hierdurch Erklärung gewisser Lebensäußerungen; wir sehen in ihnen immer die das Ganze überblickenden und ordnenden Meister der Wissenschaft und sind geneigt, die jagenden und sammelnden Reisenden Jenen gegenüber als Gehilfen und Handlanger zu betrachten, obgleich wir uns nicht verhehlen können, daß nur sie es sind, welche uns mit dem ganzen Thiere bekannt machen. Denn erst das lebende Thier ist ein „fühlendes und bewegungsfähiges" Wesen: das todte, ausgestopfte, in Weingeist aufbewahrte ist und bleibt immer nur ein Gegenstand.

Die Reisenden und die unsere Fluren jagend durchstreifenden Forscher also sind es, von denen wir Schilderungen des Thierlebens fordern müssen und fordern dürfen. Ihnen ist die Aufgabe geworden, vor Allem das lebende Thier ins Auge zu fassen; für die wissenschaftliche Behandlung des todten Thieres finden sich andere Kräfte: denn auch für das ersprießliche Gedeihen der Thierkunde ist Theilung der Arbeit unerläßliche Bedingung. —

Solche Ansichten haben mich bestimmt, das vorliegende Buch zu schreiben. Durch Lehre und Vorbild meines unvergeßlichen Vaters bin ich von Jugend auf zur eigenen Beobachtung der Thiere veranlaßt worden und habe hierzu später, während eines langjährigen Wanderlebens im Norden und Süden sowie in meinem jetzigen Wirkungskreise, manche Gelegenheit gefunden, die vielen Anderen verschlossen blieb. Dessenungeachtet hielt ich meine Beobachtungen allein zu einer Veröffentlichung nicht für wichtig genug und glaubte deshalb, sie mit den Erfahrungen Anderer verschmelzen zu müssen. Hierdurch mußte die Arbeit das Gepräge einer allgemeinen Thierkunde erhalten, und da

diese Allgemeinheit nun einmal angebahnt, beschloß ich, den ursprünglichen Plan so zu erweitern, wie er jetzt in der Ausführung vorliegt.

Ein glücklicher Zufall brachte mich mit einer Verlagshandlung in Verbindung, welche genau die gleichen Grundsätze verfolgt, und wackere Künstler, vor Allem mein treuer Mitarbeiter Herr Robert Kretschmer, machten meine Ansichten zu den ihrigen. Wir beschlossen also, ein Werk zu schaffen, welches dem Leben sein Recht werden ließe.

Wir sind gemeinsam durch die Thiergärten gezogen und haben gemeinschaftlich in Afrika gejagt und gesammelt; wir haben sorgfältig benutzt, was wir uns früher erwarben, und dankbar und ehrlich das Gute angenommen, welches wir bei Anderen finden konnten; wir sind endlich nicht blos treu unterstützt, sondern auch wohlwollend aufgemuntert und angespornt worden von der Verlagshandlung, welche kein Opfer gescheut, weil es ihr Ernst ist mit diesem Volksbuche: dennoch ist das Erreichte weit zurückgeblieben hinter dem Erstrebten: es ist uns aber, wie ich wahrheitsgemäß gestehen muß, unmöglich gewesen, mehr zu erreichen.

Das „Thierleben" enthält mehr mangelhafte Beschreibungen und fehlerhafte Abbildungen, als wir im Voraus fürchten konnten. Wiederholt ist es vorgekommen, daß gerade dann, als ein Bogen soeben die Presse verlassen, das in ihm geschilderte Thier uns zum ersten Male lebend vors Auge kam und aller Schulweisheit Hohn zu sprechen schien. Daß wir genöthigt sein würden, nachzuschreiben und nachzubilden, wußten wir im Voraus, fürchteten jedoch nicht, so wenig zu finden, als wir gefunden haben: wir haben nur Meisterwerke mit Dank benutzt. Aelteren Beobachtern habe ich ihr Erstlingsrecht stets gewahrt, wenn ich fand, daß die Beobachtungen richtig oder mindestens wahrscheinlich; ich habe Dies auch dann gethan, wenn ich die betreffenden Thiere selbst beobachtet hatte, und ebenso haben die Künstler es angegeben, ob sie das lebende Thier gezeichnet, oder nur eine gute Abbildung benutzt. Wo ich konnte, bin ich an die Quelle gegangen, und nur bei unwesentlichen Angaben, bei der Wiedergabe altklassischer Stellen z. B., habe ich Das unterlassen: ich hatte Wichtigeres zu thun, als in altem Wust zu wühlen. Wenn also hinsichtlich solcher Angaben Fehler bemerkt werden, mag Oken sie verantworten.

Wenn dessenungeachtet das „Thierleben" eine fast beschämend günstige Beurtheilung von Männern, wie Vogt, Schmidt, Pagenstecher, Leunis, Fitzinger, Wagner, Roßmäßler, Bolle, Weinland, Lázár, Ule, Möbius und Anderen gefunden hat, so kennen Diese eben die Hoffnungen und — Enttäuschungen, die an ein solches Streben sich knüpfen, und urtheilen deshalb mild: wir aber wissen ihnen, unseren Meistern, den schuldigen und aus vollem Herzen gezollten Dank nicht besser zu bethätigen, als durch vermehrten Eifer, ihrem wohlwollenden Urtheile gerecht zu werden.

Zu ganz besonderem Danke fühlen wir uns verpflichtet allen Denen, welche uns während und in der Arbeit unterstützten und förderten: namentlich den Herren Vorstehern der Thiergärten zu Köln, Frankfurt, Dresden, Wien und Schönbrunn, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Gent, Paris, Marseille und London, welche uns mit wahrer Brüderlichkeit begegnet sind, den Vorständen der Sammlungen zu Leipzig, Hamburg und Leyden, meinen verehrten Freunden Weinland, Bodinus, Bolle, Lázár, Buvry und allen Anderen, welche uns aus dem Schatze ihrer Erfahrungen spendeten.

Hamburg, am 1. Januar 1865. **A. E. Brehm.**

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Sechste Ordnung.

Die Beutelthiere (Marsupialia).

Ein eigenthümlich abgeschlossener Kreis von merkwürdigen Thieren tritt in der Ordnung der Beutelthiere vor uns. Ihr Name bezeichnet sie; denn der Beutel allein ist es, welcher sie zu einem Ganzen vereinigt. In ihrer äußeren Erscheinung haben sie kaum Etwas mit einander gemein. Sie wiederholen gleichsam mehrere andere Ordnungen und zeigen nur einige absonderliche Gestalten neben den übrigen, welche ebenso gut an die Hunde, Marder und Spitzmäuse, wie an die Hasen, Springmäuse und Eichhörnchen erinnern. Manchmal glaubt man wirklich eines dieser Thiere vor sich zu haben, und die Aehnlichkeit ist auch so groß, daß man sie an den betreffenden Stellen ohne weiteres in die Ordnung der Raubthiere oder der Nager einreihen könnte, verböte Dies nicht aufs entschiedenste die Bildung des Beutels und die damit zusammenhängenden eigenthümlichen Frühgeburten, welche allen den so verschiedenen Thieren gemeinsam sind. So stehen die Beutelthiere, wenn auch als scharf begrenztes Ganze, gleichsam doch als Uebergangsglieder zwischen den Raubthieren und Nagern da und vermitteln diese beiden in jeder Hinsicht scharf von einander geschiedenen und in sich selbst abgeschlossenen Ordnungen.

Sie sind aber für uns nicht blos aus diesem Grunde besonders merkwürdig, sondern erscheinen auch noch in anderer Hinsicht einer regen Theilnahme werth. Nach der allgemeinen Ansicht der Naturforscher gelten die Beutelthiere als die ältesten Thiere unserer Erde und stellen so gleichsam die ersten Versuche der Natur dar, Säugethiere zu erschaffen, neben den plumpen Lurchen des Festlandes, den Flugechsen der Lüfte, den Seedrachen der Meere und jenen wahrhaft furchtbaren Gestalten der Krokodile, welche in der Vorzeit das Land und die Wasser beherrschten. Die Unvollkommenheit jener ersten Versuchsthiere spricht sich deutlich genug darin aus, daß sie nur halbreife Junge gebären und diese erst außerhalb des Mutterleibes vollends austragen. Owen glaubt in der Wasserarmuth Australiens den Grund der Beutelbildung zu erblicken, vergißt aber, daß Beutelthiere auch in Amerika zu Hause sind, wo es an Wasser wahrlich nicht fehlt. Seine Worte sind mehr bestechend, als beweisend. „Denkt Euch," sagt er, „einen unserer wilden Vierfüßler — meinetwegen einen Fuchs, eine Wildkatze —: sie machen ihr Nest; sie haben ihr Lager. Nehmt

an, die säugende Mutter müsse, getrieben von dem furchtbaren Durst, ein- oder zweihundert (zwanzig bis vierzig) Meilen wandern, um ihre lechzende Junge zu erfrischen, müsse ihre kleine Familie zu Hause lassen: — was würde aus der jungen, kleinen, blinden, verwaisten, armen Gesellschaft geworden sein, wenn sie zurückkehrte von ihrem hundertmeiligen Wege? Nun, verschmachtet, verkommen. Thiere, welche ein Land wie Australien bewohnen, müssen im Einklange mit seinen klimatischen und allen übrigen Verhältnissen gebaut sein. Und so ist es; die jenem großen Festlande eingeborenen und zur Nothwendigkeit des Wanderns bestimmten Thiere besitzen den anderen überflüssigen Beutel und die geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten, welche Gaben sie befähigen, ihre Brut mit sich zu nehmen, wohin immer sie gehen."

Was würde der gelehrte Forscher antworten, wenn wir ihn fragen wollten: „Gut, aber was thut unter solchen Umständen die Dingomutter?" wenn wir ihn erinnern wollten, daß gefangene Springmäuse Monate lang nicht trinken? — Wir grübeln nicht nach dem Unerklärlichen, sondern nehmen die Beutelthiere, wie sie sind.

Im Allgemeinen läßt sich die Leibesbildung der gedachten Thiere schwer beschreiben. Die Ordnung zeigt in ihren verschiedenen Gliedern so erhebliche Unterschiede, wie sie die ganze Klasse nur aufzuweisen vermag. Mit dem Raubthier- oder Nagergebiß steht natürlich auch der Bau der Verdauungswerkzeuge und gewissermaßen selbst der äußere Gliederbau im Einklange. Wir finden echte Raubthiere und echte Grasfresser, wir haben Familien, welche sogar an die Wiederkäuer erinnern: wie wollte da Gleichmäßigkeit zu bemerken sein! Ganz im Allgemeinen nur kann man sagen, daß die Beutelthiere Säugethiere von geringer bis höchstens mittler Größe sind, deren Körperbau gedrungen ist, während sich die Pfoten gewöhnlich durch ihre Schwäche oder Zierlichkeit auszeichnen. Der Kopf ist in den meisten Fällen verlängert und zugespitzt, und die ziemlich großen Ohren sind aufgerichtet, der Schwanz ist sehr lang und der Pelz weich und anliegend. Mehr kann man kaum sagen; denn im übrigen weichen alle Körperformen wesentlich von einander ab, und der Bau der Füße ist ebenso verschieden, wie der des Gebisses. So müssen wir uns die einzelnen Merkmale der Gruppen, welche man unterschieden hat, bis zur Beschreibung dieser selbst aufsparen. Dagegen aber können wir schon jetzt das allen Gemeinsame, den Beutel, betrachten. Die Sehne des äußeren schiefen Bauchmuskels, welche sich vorn auf dem Schambeine aufsetzt, verknöchert und wird somit zu dem sogenannten Beutelknochen, welcher zur Unterstützung einer Tasche dient, die sich vorn, am Bauche befindet. In dieser liegen die Milchzitzen, an welchen die halbgeborenen Jungen sich ansaugen. Die Tasche kann ein vollkommener Beutel sein, aber auch bis auf zwei Hautfalten verkümmern: unter allen Umständen jedoch genügt sie ihrem Zwecke, indem sie sich innig über die an den Zitzen hängenden Jungen hinweglegt. Diese kommen in einem Zustande zur Welt, wie kein einziges anderes Säugethier. Sie sind nämlich nicht blos nackt, blind und taub, sondern haben noch nicht einmal einen After und nur stummelartige Gliedmaßen. Nachdem sie halbgeboren sind, saugen sie sich an einer der Zitzen, welche gewöhnlich wie eine lange, keulenförmige Warze aussieht, fest und wachsen nun in der nächsten Zeit ganz beträchtlich. Dann bilden sie sich rasch aus und verlassen zeitweilig den Beutel, welchen sie später blos noch bei drohender Gefahr aufsuchen, falls sie nicht vorziehen, auf den Rücken der Mutter zu flüchten und sich so von ihr wegtragen zu lassen.

Wir müssen, um diesen ohne Beispiel dastehenden Geburtshergang weiter zu verfolgen, vorher nothwendig einen Blick auf den inneren Bau der Fortpflanzungswerkzeuge werfen. Die weiblichen Geschlechtstheile bestehen aus zwei Eierstöcken, zwei Muttertrompeten, zwei Fruchthaltern und zwei Scheiden. Die Eierstöcke sind klein und einfach oder groß und traubig; am größten und zusammengesetztesten von allen Säugethieren überhaupt bei dem Wombat, welchen wir später kennen lernen werden. Sie sind in der erweiterten Mündung der Trompeten eingebettet, und jeder Eileiter erweitert sich zu einem besonderen Fruchthalter, welcher in seine eigne Scheide mündet. In diesem Fruchthalter bildet sich für das ungeborne Junge kein Mutterkuchen, und hiermit mag die Früh-

geburt wohl zusammenhängen. Nach Owen's, Leining's und Weinland's Beobachtungen geht nun die Geburt ungefähr in folgender Weise vor sich:

Nach einer sehr kurzen Tragzeit im Fruchthalter wirft das Beutelthier sein Junges, welches noch ganz unausgebildet ist, nimmt es mit dem Maule auf, bringt es in den Beutel und legt es dort an eine Zitze an, wo es sich festsaugt. Hier bleibt es hängen, bis sich seine Sinneswerkzeuge und Gliedmaßen entwickelt haben, und der Beutel ist so lange nicht blos Nest und Zufluchtsort, sondern auch gleichsam ein zweiter Fruchthalter: noch einmal der Mutterleib. Von hieraus macht das Thierchen später größere und immer größere Ausflüge; seine ganze Kindheit aber verbringt es in dem Beutel, und bei mehr als einem Mitgliede dieser merkwürdigen Ordnung, welche blos einen Monat oder etwas darüber in dem wirklichen Fruchthalter ausgetragen wurde, währt die Tragzeit im Beutel sechs bis acht Monate. Von dem Tage der Empfängniß bis zu dem, wo das Junge seinen Kopf aus dem Beutel steckt, vergehen bei dem Riesenkänguru ungefähr sieben Monate, von dieser Zeit bis dahin, wo es den Beutel zum ersten Male verläßt, noch etwa neun Wochen, und ebensolange lebt dann das junge Geschöpf noch theils in dem Beutel, theils außerhalb desselben.

Die Zahl der Jungen schwankt zwischen Eins und Vierzehn.

In ihrer Lebensweise zeigen die Beutelthiere so große Verschiedenheiten, daß an eine allgemeine Schilderung nicht gedacht werden kann. Man muß nur immer festhalten, daß sie ebensogut Raubthiere wie Nager sind, daß sie sich ebensowohl auf dem festen Boden, als theilweise unter dem Wasser, wie auf den Bäumen herumtreiben, daß sie ebensogut bei Nacht, als bei Tage ihren Geschäften nachgehen. Sie nähren sich von Blättern, Wurzeln, Früchten, Kerbthieren, Würmern und Wirbelthieren; die raubgierigsten und stärksten wagen sich sogar an die Hausthiere, z. B. an die Schafe. Die größere Mehrzahl liebt waldige und buschige Gegenden und zieht sie wenigstens offenen, freien Ebenen vor.

Die Sinnesfähigkeiten der Beutelthiere sind sehr ungleich entwickelt. Gesicht und Geruch, sowie das Gehör scheinen auch bei ihnen durchschnittlich am meisten ausgebildet zu sein. Ihr geistiges Wesen steht mit ihrer Lebensweise und mit ihrem Gewerbe im Einklange. Die Raubbeutler sind listig, bösartig und bissig, die pflanzenfressenden Beutler dumm, gutmüthig und sanft.

Gegenwärtig sind die Beutelthiere auf Amerika und Neuholland beschränkt. Australien mit seinen Inseln ist das eigentliche Vaterland derselben, und, wie wir oben sahen, besteht bei weitem der größte Theil aller Säugethiere dieses merkwürdigen Erdtheils aus Beutlern. In früheren Schöpfungszeiten bewohnten diese Thiere auch unser Europa, zumal Frankreich und England, aber schon in der Diluvialzeit sind sie von hier verschwunden.

Für den menschlichen Haushalt ist weder der Nutzen noch der Schaden, den die Beutelthiere gewähren, von erheblichem Belang. Man benutzt das Fleisch und das Fell, erfreut sich an der Jagd u. s. w. und wird dafür von anderen, welche Herden und Gehöfte bestehlen, gebrandschatzt.

Nach ihrer Nahrung theilt man die Ordnung der Beutelthiere in zwei ungefähr gleichwerthige Abtheilungen ein, welche von Einigen in zwei, von Anderen, namentlich von Fitzinger, in sechs Familien geschieden werden. Der letzteren Eintheilung können auch wir uns anschließen.

Die erste Familie enthält die Raubbeutelthiere oder Beutelmarder (Dasyuri).

Sie haben ganz das Gepräge der Raubthiere, sowohl was den äußerlichen, wie den innerlichen Bau anlangt. Namentlich ihr Gebiß ist sehr vollständig und besitzt in beiden Kiefern lange und starke Reißzähne. Die oberen Backenzähne sind spitzzackig, die unteren schneidig. Gegenwärtig sind sie blos noch in Australien zu finden. In der Vorzeit bewohnten sie als die ersten Säugethiere mehrere Länder Europa's.

Die Raubbeutelthiere halten sich ebensowohl in Wäldern als in felsigen Gegenden oder an den Ufern des Meeres auf und leben hier entweder in tiefen Erdhöhlen und Erdlöchern, unter Baum-

wurzeln und Steingeklüft der Felsen oder in hohlen Bäumen. Die einen bewegen sich blos auf dem Boden, die anderen klettern vortrefflich, und einige halten sich fast ausschließlich auf den Bäumen auf. Ihr Gang ist schleichend und bedächtig, und sie treten dabei mit ganzer Sohle auf. Doch sind ihre Bewegungen rasch und gewandt, ganz raubthierartig. Fast alle sind nächtliche Thiere, welche den Tag in ihren Zufluchtsörtern verschlafen und mit der Dämmerung auf Raub ausgehen. Bei diesen Streifzügen suchen sie die Küsten des Meeres ab und verzehren hier alle von der See ausgeworfenen Thiere, dieselben mögen frisch oder faul sein; die, welche auf den Bäumen wohnen, nähren sich hauptsächlich von Kerfen und jagen höchstens noch kleinen Säugethieren, sowie deren Eiern nach; die größten Arten besuchen auch wohl die menschlichen Wohnungen und erwürgen dort nach Marderart oft in einer einzigen Nacht den sämmtlichen Hühnerbestand, oder plündern, wie die frechen Füchse des Nordens, Speicher und Vorrathskammern und stehlen hier Fleisch und Speck. Die kleineren Arten zwängen sich durch die kleinste Oeffnung und sind deshalb ebenso verhaßt, wie Marder und Iltis; die größeren fallen die Schafherden an und holen sich ab und zu ein Stück aus ihnen. Viele führen die Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde. Ihre Stimme besteht in einem eigenthümlichen Knurren und einem hohltönenden Gebell.

Ihre Eigenschaften sind höchst verschieden. Die größeren sind sehr wild, bissig und unzähmbar und vertheidigen sich, wenn sie angegriffen werden, wüthend mit ihren scharfen Zähnen; die kleineren dagegen sind sanft und gutmüthig, und einzelne können leicht in der Gefangenschaft erhalten und ohne große Mühe gezähmt werden, doch zeigen sie niemals eine größere Anhänglichkeit an ihren Pfleger.

Im Frühlinge werfen die Mütter vier bis fünf Junge, welche wenigstens in verhältnißmäßig vollkommenem Zustande zur Welt kommen.

Der Schaden, welchen die Mitglieder dieser Familie verursachen, überwiegt den Nutzen, den sie bringen, bei weitem, und deshalb werden sie auch aufs eifrigste verfolgt.

Unter ihnen dürfte der Beutelhund, Zebra- oder Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus) der ausgezeichnetste sein. Das Thier ist der einzige, jetzt lebende Vertreter einer besonderen Sippe, hatte aber in der Vorzeit einen ihm ziemlich nahestehenden Verwandten, welcher sich nur im Gebiß ein wenig von ihm unterschied. Seinen Namen trägt er, wie ein einziger Blick auf unsere Abbildung belehren wird, im vollsten Rechte; denn er scheint in der That ein wilder Hund zu sein. Sein gestreckter Leib, die Gestalt des Kopfes, die stark abgesetzte Schnauze, die aufrechtstehenden Ohren und die Augen, sowie der aufrecht getragene Schwanz erinnern durchaus an die betreffenden Raubthiere; nur sind die Glieder verhältnißmäßig kurz, und das Gebiß weicht wesentlich von dem der Hunde ab.

Der Beutelwolf ist das größte aller fleischfressenden Beutelthiere. Er kommt etwa dem Schakal an Größe gleich. Seine Leibeslänge beträgt gegen drei Fuß, die Länge des Schwanzes 1½ Fuß, und die Höhe am Widerrist ebensoviel. Manche recht alte Männchen sollen, wie man behauptet, noch viel größer werden und im Ganzen gegen sechs Fuß in der Länge messen. Der kurze, lockere, anliegende Pelz ist graubraun, auf dem Rücken zwölf bis vierzehn Mal quergestreift. Die Rückenhaare sind am Grunde dunkelbraun und vor der dunklen Spitze auch gelblichbraun, die Bauchhaare blaßbraun an der Wurzel und bräunlichweiß an der Spitze. Der Kopf ist hellfarbig, die Augen weißlich; am vorderen Augenwinkel findet sich ein dunkler Flecken und über dem Auge eine Binde. Die Krallen sind braun. Nach dem Hintertheil zu verlängern sich die Rückenhaare und erreichen auf dem Schenkel ihre größte Ausdehnung. Das Fell ist nicht eben fein, sondern kurz und mehr wollig. Der Schwanz ist blos an der Wurzel mit weichen, sonst aber mit steifen Haaren bedeckt. Der Gesichtsausdruck des Thieres ist ein ganz anderer, als bei dem Hunde, und namentlich fällt das weiter gespaltene Maul, sowie das größere Auge besonders auf. Die Beutelknochen fehlen, ihre Stelle ist blos durch sehnige Knorpel angedeutet.

Das Thier bewohnt ausschließlich Tasmanien oder Vandiemensland, während sein vorweltlicher Verwandter auf Neuholland gefunden wurde. In den ersten Tagen der europäischen Ansiedlung fand sich der Beutelwolf sehr häufig, zum größten Nachtheil und Aerger der Viehzüchter, deren Schafherden und Geflügelbeständen er fleißigen Besuch abstattete. In der Folge vertrieb ihn das Feuergewehr mehr und mehr, und so ist er gegenwärtig schon in das Innere zurückgedrängt worden. Die Hampshire= und Woolnorshberge sind gegenwärtig seine hauptsächlichsten Zufluchtsorte, und hier findet man ihn noch immer in hinreichender Anzahl, am häufigsten in einer Höhe von etwa 3000 Fuß über dem Meere. Felsspalten in dunklen, dem Menschen fast undurchdringlichen Schluchten, natürliche oder selbst gegrabene tiefe Höhlen bilden seine Zufluchtsorte während des Tages, und von hier aus unternimmt er seine Raubzüge. Er ist ein nächtliches Thier und scheut das helle Licht im hohen



Der Beutelhund, Zebra= oder Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus).

Grade. Die außerordentliche Empfindlichkeit seiner Augen gegen die Tageshelle verräth das unaufhörliche Zucken der Nickhaut: — keine Eule kann das Auge sorgsamer als er vor dem widerwärtigen Glanze des Lichtes zu schützen suchen. Wahrscheinlich wegen dieser Empfindlichkeit ist er bei Tage langsam und ungeschickt; bei Nacht dagegen zeigt er sich als ein ganz anderes Thier. Er ist dann munter, rege und sogar wild und gefährlich, scheut keinen Kampf und geht meistens als Sieger hervor, weil seine einzigen Feinde eben blos Hunde sein können. Wenn er auch nicht der wildeste aller Raubbeutler ist, übertrifft er doch seine sämmtlichen Familienverwandten an Stärke und Kühnheit und verdient auch aus diesem Grunde vollkommen seinen Namen. Er ist wirklich ein echter Wolf und richtet in seiner Heimat im Verhältniß zu seiner bedeutend geringeren Größe ebensoviel Schaden an, als sein nördlicher starker Namensvetter.

Die Nahrung des Zebrawolfs besteht aus allen kleineren Thieren, welche er erlangen und überwältigen kann, und zwar aus Wirbelthieren ebensowohl, als aus niederen Thieren, von den Kerbthieren und Weichthieren an bis zu den Strahlenthieren herab. Wo die Gebirge bis nahe an die Seeküsten reichen und die Ansiedler noch nicht festen Fuß gefaßt haben, streift er zur Nacht am Strande umher und schnüffelt und sucht die verschiedenartigsten Thiere zusammen, welche die Wellen ausgeworfen haben. Muschel- und andere Weichthiere, welche so häufig gefunden werden, scheinen die Hauptmasse seiner Mahlzeiten zu bilden, falls ihm das Glück nicht wohl will und ihm die See ein Leckergericht bereitet, indem sie ihm einen halb verfaulten Fisch oder Seehund an den Strand wirft. Aber der Zebrawolf unternimmt auch schwierigere Jagden. Auf den grasreichen Ebenen und in den niedrigen, parkähnlichen Waldungen verfolgt er das schnelle Buschkänguru und in den Flüssen und Tümpeln das Schnabelthier, trotz dessen Schwimm- und Tauchfertigkeit. Wenn er besonders hungrig ist, verschmäht er keine Speise und läßt sich nicht einmal von dem spitzigen Kleide des Ameisenigels zurückschrecken; so unglaublich es auch scheint, daß ein Raubthier eine Beute verzehren kann, deren Haut mit nadelscharfen Stacheln besetzt ist, so gewiß weiß man Dies von dem Beutelwolf; denn man hat Ueberreste des Stachelfelles von dem Ameisenigel in seinem Magen gefunden.

Man fängt das Thier, wenn es seine Raubzüge bis zu den Ansiedlungen ausdehnt, in Fallen oder jagt es mit Hunden. Letzteren gegenüber versteht es sich sehr gut zu vertheidigen und zeigt dabei eine Wildheit und Bösartigkeit, welche zu seiner geringen Größe ganz unverhältnißmäßig ist. Im Nothfalle kämpft es wahrhaft verzweifelt und macht einer ganzen Hundemeute zu schaffen. Ja es ist sogar vorgekommen, daß es diese wirklich verscheuchte.

Ueber das Gefangenleben des Beutelwolfs ist noch wenig bekannt. Einige behaupten, daß er scheu, dummträge und unzähmbar sei, sich auch schwer erhalten lasse ꝛc. Dem widersprechen, wenigstens theilweise, neuere Berichte. Die zoologische Gesellschaft in London besaß drei Beutelwölfe — die einzigen, welche jemals lebend nach Europa kamen — im Thiergarten von Regent-Park, und ein Weibchen davon lebt dort seit dem Jahre 1849, also bereits zwölf Jahre. Dieses Weibchen wurde etwa 30 englische Meilen nordöstlich von Launigston am Patrickflusse in Schlingen gefangen und zunächst in einem halb ausgebauten Hause untergebracht. Hier war es äußerst lebhaft, machte Sätze von 6 bis 8 Fuß Höhe und kletterte im Gebälk mit der Behendigkeit einer Katze umher. Man fütterte diesen und andere Beutelwölfe mit Hammelfleisch und beobachtete, daß sie dieses allem anderen Fleische vorzogen. Das Fleisch des Wombat, welches man frischgefangenen Beutelwölfen als billigstes Futter reichen wollte, wurde von ihnen nicht angerührt.

In demselben Lande findet sich noch ein Familienverwandter des Beutelwolfs, welcher seiner äußeren Erscheinung nach zwischen den Bären und Mardern ungefähr in der Mitte steht: Der bärenartige Raubbeutler (Diabolus ursinus) oder, wie die Ansiedler ihn nennen: der eingeborne Teufel. Diesen bedeutungsvollen Namen erhielt das Thier wegen seiner unglaublichen Wildheit und Unzähmbarkeit, und man behauptet, daß ihm mit dieser Bezeichnung gar nicht zuviel geschehen wäre. Alle Beobachter sind einstimmig, daß man sich kaum ein ungemüthlicheres, tolleres, unsinnigeres und wüthenderes Geschöpf denken könne, als diesen Teufel unter den Beutelthieren, dessen schlechte Laune und Aerger niemals endet und dessen Zorn bei der geringsten Gelegenheit in hellen Flammen auflodert. Nicht einmal in der Gefangenschaft und bei der sorgfältigsten Pflege verliert der Teufel seine Eigenschaften und niemals lernt er Den kennen oder lieben, welcher ihn mit Nahrung versieht und Pflege angedeihen läßt, sondern greift auch seinen Wärter mit derselben Gehässigkeit und sinnlosen Wuth an, wie jedes andere Wesen, welches sich ihm zu nahen wagt. Bei dieser widerwärtigen Grimmigkeit fällt die seinem Namen allerdings widersprechende Dummheit und Trägheit unangenehm auf. Der Beutelteufel schläft entweder in dem dunkelsten Winkel seines

Käfigs, oder fletscht sein furchtbares Gebiß und beißt rasend um sich, sobald er glaubt, den sich ihm Nähernden Etwas versetzen zu können: in diesen Zornesausbrüchen gibt er die einzige geistige Thätigkeit kund, deren er fähig zu sein scheint.

Wie der lateinische Name zeigt, gilt unser Thier als Vertreter einer besonderen Sippe. Er unterscheidet sich auch so wesentlich von dem Beutelwolf, daß man ihn nicht wohl mit diesem vereinigen kann. Ein gedrungener, untersetzter, bärenartiger Körperbau mit kurzem, breiten Kopf, mittelhohen Beinen, nacktsohligen Füßen und Zehen, welche mit großen Sichelkrallen bewehrt sind, ein dicker Schwanz von halber Körperlänge mit einem Nagel an der Spitze, kleine, wüthend funkelnde Augen, kurze, sehr breite Ohren und starke Schnurren sind die Kennzeichen dieser Sippe. Die Körperlänge des Beutelteufels beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Der grobe Pelz ist schwarz, am Kopfe, den Untertheilen und dem Schwanze braunschwarz; auf der Brust und den Vorderbeinen sowie am Kreuze und den Schenkeln treten weiße Binden hervor, welche auffallend von der übrigen Färbung abstechen. Das Gepräge dieser Zeichnung ist überall dasselbe, obgleich bemerkenswerthe Abänderungen in der Größe und Gestalt der lichten Flecken beobachtet worden sind. Das Gebiß zeigt geschlossene Zahnreihen ohne Lücken mit sehr starken Eckzähnen. Der Schädel zeichnet sich durch Kürze und Breite des Schnauzentheiles aus.



Der bärenartige Raubbeutler (Diabolus ursinus).

Im Anfange machte der Teufel den Ansiedlern auf Vandiemensland viel zu schaffen, weil er ihre Geflügelzucht fast ganz vereitelte. Nach Marderart brach er allnächtlich in den Hühnerhof ein und wüthete hier mit einer Blutgier, wie sie eben nur ein Marder zeigen kann. Er wurde daher von allem Anfange an grimmig gehaßt und auf das Rachsüchtigste verfolgt, zumal nachdem man sein Fleisch wohlschmeckend oder wenigstens genießbar gefunden hatte. Fallen aller Art wurden gelegt, große Jagden veranstaltet, und so kam es, daß auch dieser Teufel sehr bald die Herrschaft und den Verstand des Menschen erkennen und fürchten lernte und sich in die dicksten, unzugänglichsten Forsten in den Gebirgen zurückzog. In vielen Gegenden ist er bereits vollkommen ausgerottet, und auch da, wo er noch ziemlich häufig vorkommt, wird er jetzt nur ziemlich selten bemerkt.

Er ist ein echtes Nachtthier und scheut das Tageslicht im gleichen Grade, wie der **Beutelwolf** oder wie eine unserer **Eulen**. Das Licht scheint ihm wirklich Schmerzen zu verursachen; wenigstens hat man an Gefangenen beobachtet, daß sie, wenn man sie ins Helle brachte, augenblicklich mit einer gewissen Hast oder Aengstlichkeit die dunkelste Stelle ihres Käfigs aufsuchten, sich mit dem lichtabgewandten Gesicht zusammenkauerten und auch hier noch durch beständiges Bewegen ihrer Nickhaut die Augen gegen die wirklich schmerzhaften Einwirkungen des Lichtes zu schützen suchten. Auch der

Beutelteufel zieht sich, solange die Sonne am Himmel steht, in die dunkelsten und tiefsten Höhlen im Geklüft und unter Baumwurzeln zurück und fällt hier in einen fast todtenähnlichen Schlaf, aus welchem ihn nicht einmal der Lärm einer Jagd zu erwecken vermag. Nach Einbruch der Nacht verläßt er sein Lager und streift nun nach Raub umher; dabei zeigt er sich verhältnißmäßig rasch und behend in seinen Bewegungen und ausdauernd in seinem Laufe, obgleich er an Gewandtheit und Gelenkigkeit noch immer unendlich weit zurücksteht hinter den altwettlichen Schleichkatzen und Mardern, die er in Neuholland vertritt. Die Haltung und manche Sitten erinnern an den Bären. Beim Gange tritt er mit voller Sohle auf, im Sitzen ruht er wie ein Hund auf dem Hintertheile. Die Nahrung führt er mit den Vorderfüßen zum Munde.

Mit seiner gewöhnlichen Wuth fällt er über alle Thiere her, welche er erwischen kann. Er sucht sich seine Beute ebensowohl unter den Wirbelthieren wie unter den anderen Thieren. Alles, was das im ganzen arme Land oder das Meer ihm bietet, ist ihm recht; denn seine Gefräßigkeit wetteifert mit seiner Wuth. Bei seinen Raubzügen läßt er auch seine Stimme vernehmen; sie liegt zwischen einem hellen Bellen und Knurren in der Mitte. Seine Gefräßigkeit ist die Ursache, daß man sich seiner ziemlich leicht bemächtigen kann. Er geht nämlich ohne Besinnen in jede Falle und nimmt jeden Köder weg, gleichviel ob derselbe ein Stückchen Fisch oder anderes Fleisch von Wirbelthieren oder aber ein Muschelthier oder ein anderes niederes Thier ist. Schwieriger ist seine Jagd mit Hunden; denn er entwickelt, wenn er sich verfolgt sieht, im Kampfe eine unglaubliche Wildheit und vertheidigt sich gegen jede Uebermacht bis zu seinem Ende. Die große Kraft seiner Kiefern, das furchtbare Gebiß und die rasende Wuth in Verbindung mit der vollkommenen Furchtlosigkeit machen ihn zu einem Feinde, welcher jedem Hunde siegreich widersteht. Und wirklich gibt es kaum einen Jagdhund, welcher sich mit einem dieser vierbeinigen Teufel in Kampf einläßt.

In der Gefangenschaft bleibt er sich beständig gleich, d. h. er ist nach Jahren eben so rasend und wüthend, wie am ersten Tage, wo man ihn eingefangen hat. Ohne die geringste Ursache stürzt er zuweilen gegen die Stangen seines Käfigs und haut mit den Tatzen um sich, als wolle er den sich ihm Nähernden auf der Stelle zerreißen. Seine Zornesausbrüche sind zuweilen geradezu unbegreiflich, weil sie auch bei der besten Pflege oder gegen die wohlwollendsten und unschuldigsten Thiere erfolgen. Eine Stumpfheit und Dummheit ohne Gleichen gibt sich in dem ganzen Thiere zu erkennen. Er kann in der Gefangenschaft mit allerlei Futter erhalten werden, manchmal tagelang blos mit Knochen, die er mit seinem wundervollen Gebiß leicht zertrümmert.

Die Zahl seiner Jungen soll zwischen Drei und Fünf schwanken. Man behauptet, daß das Weibchen sie lange mit sich herumtrage. Weiter weiß man Nichts über die Fortpflanzung. Sein Fleisch soll dem Kalbfleische ähneln.

Eine dritte Sippe enthält die eigentlichen **Beutelmarder** (Dasyurus), von denen man gegenwärtig vier bis fünf Arten kennt. Sie stehen hinsichtlich ihres Leibesbaues ungefähr in der Mitte zwischen den **Füchsen** und **Mardern**, ohne jedoch mit den einen oder den anderen besonders auffallende Aehnlichkeit zu zeigen. Der Leib ist etwas schmächtig und gestreckt, der Hals ziemlich lang, der Kopf nach vorn zugespitzt. Die Beine sind niedrig und mittelstark, die Hinterbeine etwas länger als die vorderen, und durch den ihnen fehlenden Daumen besonders ausgezeichnet, die Zehen getrennt und mit starken, sichelförmig gekrümmten, spitzen Krallen bewehrt. Der Schwanz ist lang, schlaff und gleichmäßig buschig behaart.

Eine der bekanntesten Arten ist der **gefleckte Beutelmarder** (D. Maugii). Die allgemeine Färbung desselben ist fahlbraun, zuweilen lichter, unten weiß. Auf der ganzen Oberseite stehen unregelmäßig gestaltete und vertheilte, weiße Flecken, welche am Kopfe kleiner als am Körper sind. Die etwas zugespitzten Ohren sind mäßig groß und mit kurzen, schwarzen Haaren bekleidet. Die

Schnauzenspitze ist fleischroth. Ein ausgewachsenes Thier erreicht eine Leibeslänge von 15 Zoll und eine Schwanzlänge von einem Fuß. Die Höhe am Widerrist beträgt sechs Zoll.

Man trifft den gefleckten Beutelmarder nur in Neuholland an, wo er fast noch überall ziemlich häufig ist. Seinen Lieblingsaufenthalt bilden die Wälder an den Küsten des Meeres. Hier verbirgt er sich bei Tage in Erdlöchern unter Baumwurzeln und Steinen oder in hohlen Stämmen. Nach Einbruch der Nacht streift er, seiner Nahrung nachgehend, weit umher. Er frißt hauptsächlich todte Thiere, welche das Meer ausgeworfen hat, stellt aber auch kleineren Säugethieren oder auf der Erde nistenden Vögeln im Walde nach und frißt im Nothfalle selbst Kerbthiere. Den Hühnerställen stattet er ebenfalls Besuche ab und würgt nach Marderart das von ihm ergriffene Geflügel schonungslos zusammen, stiehlt auch wohl Fleisch und Fett aus den Wohnungen der Menschen. Sein Gang ist schleichend und bedächtig, und er tritt dabei mit ganzer Sohle auf. Im Uebrigen sind seine Bewegungen rasch und behend; doch klettert er schlecht und hält sich deshalb auch am liebsten am Boden auf, obwohl er zuweilen schiefliegende Stämme zu besteigen pflegt. Die Zahl seiner Jungen schwankt zwischen Vier und Sechs. Sie werden außerordentlich klein geboren und in dem vollkommenen Beutel des Weibchens lange Zeit verborgen.



Der gefleckte Beutelmarder (Dasyurus Maugii).

Der Beutelmarder wird mit ebenso großem Haß verfolgt, wie die bisher genannten Raubbeutler. Man fängt ihn oft in namhafter Anzahl in eisernen Fallen, welche man mit irgend welcher thierischen Nahrung ködert. Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen; denn er ist eins der langweiligsten Geschöpfe, welche ich kenne. Man kann ihn weder boshaft noch gutartig, weder lebhaft noch ruhig nennen: er ist einfach langweilig. Sein Verstand scheint sehr gering zu sein. Dem Pfleger beweist er niemals Anhänglichkeit oder Liebe und wird eigentlich niemals zahm. Wenn man sich seinem Käfig nähert, zieht er sich in eine Ecke zurück, deckt sich den Rücken und sperrt so weit er kann sein Maul auf — ganz, wie es auch das Opossum thut. So gefährlich Dies aber auch aussieht, so wenig hat es zu bedeuten; denn er wagt, wenn man sich ihm weiter nähert, keinen Widerstand. Ein heiseres Blasen, welches kaum Fauchen genannt werden kann, deutet auf innere Erregung; an eine andere, durch Bisse etwa bethätigte Abwehr denkt er nicht. Das Licht scheut er, wie seine übrigen Familienverwandten, und zieht sich deshalb bei Tage stets in den dunkelsten Winkel seines Käfigs zurück. Da er gegen Witterungseinflüsse nicht empfindlich ist und sich mit jeder Tischnahrung begnügt, kann er ohne sonderliche Mühe erhalten werden. Rohes oder gekochtes Fleisch aller Thierklassen ist ihm eine erwünschte Nahrung. Er zeigt nicht die Gier wie die Vorhergenannten. Wenn man ihm ein Stück Fleisch gibt, bemächtigt er sich desselben mit einer gewissen Hast, reißt

ein Stück los, wirft es springend in die Höhe, fängt es dann auf und verschlingt es. Hat das Stück noch nicht die rechte Lage, so hilft er mit den Vorderpfoten nach. Nach vollbrachter Mahlzeit setzt er sich auf den Hintertheil, reibt schnell die Vorderpfoten gegen einander und streicht sich damit die feuchte Schnauze rein oder putzt sich am ganzen Leibe; denn er ist sehr reinlich.

Da man weder sein Fleisch genießt, noch das Fell verwendet, gewährt er nicht den geringsten Nutzen.

In den Beutelbilchen (Phascologale) sehen wir kleine, mehr oder weniger den Spitzmäusen ähnliche Raubbeutler vor uns. Die Leibesgröße dieser Thiere erreicht niemals einen Fuß an Länge; die meisten Arten sind nur einige Zoll lang, und ihr am Ende gewöhnlich buschiger, behaarter Schwanz ist noch kürzer. Der gedrungene Leib ruht auf kurzen Beinen mit kleinen, fünfzehigen Pfoten, welche mit Ausnahme des hinteren, nagellosen Daumens, durch gekrümmte, spitze Krallen bewehrt sind. Der Kopf ist spitz, die Ohren und Augen sind ziemlich groß. Im Gebiß fallen die merkwürdig vergrößerten, oberen Schneidezähne auf. Die schlanken Eckzähne sind nur mäßig groß, die spitzkegelförmigen Lückzähne erinnern wegen ihrer Höcker an das Gebiß der Kerffresser. Unsere Thiere bewohnen ausschließlich Australien, leben auf Bäumen und nähren sich fast nur von Kerbthieren. Ihre Lebensweise und Gewohnheiten sind noch nicht gehörig erforscht worden, und deshalb können wir sie auch nur ganz flüchtig betrachten. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Gruppen, für welche deutsche Namen fehlen.


Die Tapoa Tafa (Phascologale penicillata).

Mit der ersten dieser Gruppen mag uns die Tapoa Tafa, wie die Eingeborenen das Thierchen nennen (Phascologale penicillata), bekannt machen. In der Größe gleicht sie etwa unserem Eichhörnchen; ihre Leibeslänge beträgt nämlich neun Zoll und die des Schwanzes acht Zoll. Der lange, weiche, wollige, nur leicht auf dem Fell liegende Pelz ist auf der Oberseite grau, an den unteren Leibestheilen aber weiß oder gelblichweiß. Ein schwarzer Ring umgibt das Auge, ein heller Flecken liegt über ihm. Die Mitte der Stirn und des Scheitels dunkelt und auch die Haare sind schwarzspitzig. Die Zehen sind weiß. Eigenthümlich ist der Schwanz. In dem ersten Fünftheile seiner Länge ist er mit glatt anliegenden, denen des Körpers ähnlichen Haaren bedeckt, die übrigen vier Fünftheile aber sind mit langen, buschigen, dunklen Haaren besetzt; und deshalb sticht der Schwanz von der übrigen Körperfärbung ab.

Die Tapoa Tafa erscheint als ein schmuckes, harmloses, kleines Geschöpf, unfähig, irgend welchen Schaden zu bringen, und deshalb auch ganz geeignet, ein Liebling des Menschen zu sein. Aber kaum ein anderes Thier kann durch sein Wesen dem ersten Eindruck, welchen es macht, so widersprechen, wie dieser Raubbeutler; denn die Tapoa Tafa ist eine der größten Plagen der Ansiedler, ein wildes, blutdürstiges und kühnes Raubthier, welches sich in dem Blute der von ihm getödteten Thiere förmlich berauscht und auf seinen Raubzügen bis in den innersten Theil der menschlichen Woh-

nungen einzudringen weiß. Ihre geringe Größe und der kleine Kopf befähigen sie, sich wie ein Wiesel durch die kleinste Oeffnung zu drängen, und gelangt sie wirklich in einen von Hausthieren bewohnten Raum, so wüthet sie hier in kaum zu glaubender Weise. Gegen das zudringliche Geschöpf schützt weder Wall noch Graben oder Umplankung. Es zwängt sich durch den engsten Spalt, es klettert, springt über Mauer und Hage und findet so überall einen Zugang, sei es von unten oder von oben, von dieser oder jener Seite her. Zum Glück der Ansiedler fehlen der Tapoa Tafa die Nagezähne unserer Ratte, welche diesem Ungeziefer so oft einen Zugang zu den best verschlossenen Räumen gewähren, und eine gute Thür ist hinreichend, jenen kleinen Raubgesellen abzuhalten. Aber Jedermann muß bedacht sein, Hühnerställe und Taubenschläge auf das Sorgfältigste abzuschließen, wenn er sein Geflügel erhalten will. Hätte die Tapoa Tafa die Größe eines Zebrawolfs, aber verhältnißmäßig dieselbe Blutgier: sie würde ganze Gegenden entvölkern und unbedingt das fürchterlichste aller Raubthiere sein.

Die Ansiedler behaupten einstimmig, daß die unablässige Verfolgung, welcher die Tapoa Tafa ebensowohl seitens der Weißen als der Eingeborenen ausgesetzt ist, nicht blos auf Rechnung ihrer Raubgier und ihres Blutdurstes zu setzen sei, sondern daß noch ein ganz anderer, besonderer Haß gegen das Thierchen hier mitwirke. Eine angegriffene Tapoa Tafa soll sich nämlich mit solcher Wuth selbst gegen den Menschen vertheidigen und ihm solche schmerzhafte, ja sogar gefährliche Wunden beibringen, daß ihr bloses Erscheinen schon die Rachsucht des Menschen heraufbeschwört. Das Thier ist wirklich berühmt wegen seiner Widerstandskraft, und nicht einmal der scharfsichtige und behende Eingeborne wagt es, sich in einen Kampf mit dem erbosten Geschöpfchen einzulassen.

Die Nacht ist die gewöhnliche Zeit, in welcher die Tapoa Tafa ihr Haus verläßt und nach Beute umherstreift. Dennoch sieht man sie auch oft genug im Lichte des Tages und scheinbar unbeirrt von der Helligkeit herumlaufen. Ihre Beweglichkeit und Gewandtheit ist sehr groß und zeigt sich hauptsächlich in dem Gezweig der Bäume. Unser Thier lebt hier mehr, als auf der Erde, und springt und huscht mit der Schnelligkeit und Gelenkigkeit eines Eichhörnchens von Zweig zu Zweig, von Krone zu Krone. Der lange Schwanz nützt ihm dabei jedenfalls als vortreffliches Steuer oder als Vermittler des Gleichgewichts. Das Lager der Tapoa Tafa findet man gewöhnlich in hohlen Stämmen; hier ernährt sie auch ihre Jungen. Etwas Weiteres ist mit Sicherheit nicht bekannt. Das Thier ist weit verbreitet über Australien und findet sich ebenso häufig in der Ebene wie in dem Gebirge, ganz im Gegensatze zu den meisten anderen australischen Thieren, welche gewöhnlich auf einen bestimmten Höhenkreis beschränkt sind.

Die Spitzmäuse scheinen unter den Beutelthieren in den Beutelmäusen (Antechinus) ihre Vertreter gefunden zu haben; denn die letztgenannten Thiere ähneln ihnen wirklich fast vollständig in der Lebensweise und im Betragen. Die Sippe, welche sie bilden, ist ziemlich zahlreich. Man kennt jetzt bereits zwölf bis funfzehn Arten. Dieselben sind weit verbreitet über das südliche Australien, vermehren sich rasch und werden deshalb auch überall in großer Menge gefunden, ja sie gehören unbedingt unter die häufigsten aller Säugethiere Neuhollands. Von der vorigen Sippe unterscheiden sie sich hauptsächlich durch ihre geringe Größe, welche bei den meisten kaum die einer gewöhnlichen Maus übertrifft und sich nur bei wenigen der Größe einer kleinen Ratte nähert. Außerdem ist ihr Schwanz gleichmäßig und sehr kurz behaart. Die mittleren Schneidezähne sind oft verlängert wie bei den Vorigen. Auch sie sind zumeist Baumthiere und gehören zu den beweglichsten und gewandtesten aller Kletterer; denn sie laufen nicht blos auf der Oberseite eines wagerechten Astes hin, sondern faulthierartig auch auf der Unterseite, aber mit der Schnelligkeit eines Baumläufers (Certhia). Sie können ebenso gut kopfunterst an einem Aste hinabsteigen, wie an ihm hin-

auf, und springen mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und Sicherheit von einem Zweige nach dem anderen, dabei über ziemlich weite Entfernungen setzend.

Unser Bild stellt den **gelbfüßigen Beutelbilch** oder die gelbe Beutelmans (Antechinus flavipes) dar, ein Thierchen, welches nur wenig über fünf Zoll lang wird und einen drei Zoll langen Schwanz besitzt. Der ziemlich reichliche und weiche Pelz ist im Grunde tiefgrau, außen aber schwärzlich mit gelber Sprenkelung, an den Seiten roth- oder ocker-, unten lichter gelb, Kinn und Brust sind weißlich, der Schwanz ist licht, hier und da aber dunkler gesprenkelt.



Der gelbfüßige Beutelbilch (Antechinus flavipes).

An diese Sippe können wir noch den **Ameisen-** oder **Spitzbeutler** (Myrmecobius fasciatus) reihen, obwohl dieser von Manchen zu der folgenden Familie gezählt wird. Er gilt als Vertreter einer eigenen Sippe und steht bis jetzt als solcher einzig da. Sein Körper ist lang, der Kopf sehr spitz, die Hinterfüße sind vierzehig, die Vorderfüße fünfzehig; die Hinterbeine sind etwas länger, als die Vorderbeine. Die Sohlen sind behaart, die Zehen getrennt. Der Schwanz ist schlaff, lang und zottig. Das Weibchen hat keine Tasche, aber acht in einen Kreis geordnete Zitzen. Auffallend ist das reiche Gebiß; denn die Zahl der Zähne beträgt nicht weniger als 52, mehr, als die der übrigen Säugethiere, mit alleiniger Ausnahme des **Armadills** und einiger Walthiere.

Der gestreifte Ameisenbeutler ist uns erst seit kurzer Zeit bekannt geworden und die Kenntniß, welche wir über sein Leben besitzen, deshalb noch ziemlich gering. Man darf ihn mit Recht als eines der schönsten und auffallendsten Beutelthiere betrachten. In der Größe ähnelt er ungefähr unserem gemeinen Eichhörnchen. Seine Gestalt weist ihn der Familie der Raubbeutelthiere zu, obgleich das Gebiß dieser Einordnung widerspricht. Allein er steht überhaupt so eigenthümlich und selbständig da, daß man, wenn man alle seine Kennzeichen berücksichtigen wollte, für ihn eine eigene Familie bilden müßte. Die Länge seines Leibes beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes sieben Zoll, die Höhe am Widerrist zehn Zoll. Ein reichlicher Pelz bedeckt den Körper, der Kopf ist kurz, der Schwanz dagegen lang, schwarz und zottig behaart. Unter dem langen, ziemlich rauhen Grannenhaar liegt dichtes, kurzes Wollhaar, Schnurren stehen an den Seiten der Oberlippen und Borstenhaare unterhalb der Augen. Die Färbung und Zeichnung erinnert entfernt an den Zebrawolf und hat dem Ameisenbeutler seinen lateinischen Namen verschafft. Die Färbung ist höchst eigenthümlich. Das Ockergelb des vorderen Oberkörpers, welches durch eingemengte weiße Haare lichter erscheint, geht nach hinten zu allmählich in ein tiefes Schwarz über, welches den größten Theil der hinteren

Körperhälfte einnimmt, aber durch neun weiße oder graulichweiße Querbinden unterbrochen wird. Die ersten beiden dieser Binden, welche fast auf der Mitte des Leibes liegen, sind undeutlich und mit der Grundfarbe vermischt; die beiden folgenden sind rein gefärbt, die vier nächsten wieder durch die Grundfarbe getrübt, die neunte ist wieder vollständig rein; doch trifft man bisweilen auch Abänderungen in Bezug auf die Anordnung und Färbung der Binden. Die ganze Unterseite ist gelblichweiß, die Weichen sind blaßfahlgelb, die Beine an der Außenseite blaßbräunlichgelb, an der Vorderseite weiß. Auf dem Kopfe bringen schwarze, fahlgelbe und einige weiße Haare eine bräunliche Färbung zu Stande. Die Schwanzhaare sind schwarz, weiß und ockergelb durch einander, unten an der Wurzel fahlgelb, oben schwarz, immer mit weißlicher Spitze. Das Wollhaar ist weißlichgrau, die Nase, die Lippen und die Krallen sind schwarz.

Ungeachtet dieser ziemlich von einander abstechenden Färbung macht das Thier einen angenehmen



Der Ameisen- oder Spitzbeutler (Myrmecobius fasciatus).

Eindruck, und dieser wird noch bedeutend erhöht, wenn man es lebend sieht. Es ist ebenso beweglich, wie die vorhergehenden. Wenn es in die Flucht gescheucht wird, eilt es mit kleinen Sprüngen ziemlich rasch davon, und trägt dabei den Schwanz ganz nach Art und Weise unseres gewöhnlichen Eichhorns. Die Schnelligkeit seines Laufs ist nicht eben groß, aber die Gewandtheit und Schlauheit des Thieres ersetzt solchen Mangel. In dem von der Menschenhand unberührten Walde, seinem hauptsächlichsten Aufenthalt, findet sich überall eine Höhlung, sei es in einem Stamm oder unter dem Gewurzel oder aber eine Kluft im Gestein. Und solche Zufluchtsorte weiß der Ameisenbeutler mit der größten Geistesgegenwart auch während der tollsten Verfolgung auszuspähen, und mit ebenso viel Geschick als Ausdauer zu behaupten. Nicht einmal der Rauch, das gewöhnliche Hilfsmittel des tückischen Menschen, um ein verstecktes Thier an das Tageslicht zu bringen, soll auf unsern Ameisenbeutler die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, und jedenfalls ermüdet der Mensch weit eher in der

Mühe, welche die Ausräucherung verursacht, als jener in seiner Ausdauer, den athmungsbeschwerenden, luftverpestenden Rauch zu ertragen. Die Hauptnahrung des Ameisenbeutlers ist durch seinen Namen ausgedrückt. Man findet ihn auch vorzugsweise in solchen Waldgegenden, wo es Ameisenarten in Menge gibt. Seine Ausrüstungen, zumal die scharfen Krallen und die lange Zunge, scheinen ihn besonders auf solches Futter hinzuweisen. Die Zunge streckt er ganz nach Art des Ameisenbären unter die wimmelnde Schaar und zieht sie dann, wenn sich eine Masse der erbosten Kerfe an ihr festgebissen, rasch in den Mund zurück. Außerdem soll das Thier auch andere Kerbthiere und unter Umständen das Manna, welches aus den Zweigen der Eucalypten schwitzt, ja selbst Gras verzehren.

Im Gegensatz zu den Sippen der erwähnten Raubbeutler ist unser Thierchen im höchsten Grade harmlos. Wenn der Ameisenbeutler gefangen wird, denkt er nicht daran, zu beißen oder zu kratzen, sondern gibt seinen Unmuth einzig und allein durch schwaches Grunzen kund. Findet er, daß er nicht entweichen kann, so ergibt er sich ohne Umstände in das Schicksal seiner Gefangenschaft, — ein Schicksal, welches ihm, weil der Mensch das nöthige Futter in hinreichender Menge nicht herbeischaffen kann, gewöhnlich bald verderblich wird.

In der Freiheit bewohnt das Thier Höhlungen aller Art, in Bäumen, in der Erde oder zwischen Felsen, und dort wirft es auch seine Jungen, deren Zahl zwischen Fünf und Acht schwanken soll. Am häufigsten hat man ihn bis jetzt in den Wäldern am Schwanenflusse gefunden.

* * *

Einige Naturforscher bilden aus verschiedenen Sippen die Familie der Beutelratten (Didelphys).

Es sind dies mittelgroße oder kleine Beutelthiere, welche höchstens die Größe einer Katze erreichen, aber auch oft die einer Maus nicht übertreffen. Der Leib ist gedrungen, der Kopf an der Schnauze mehr oder weniger zugespitzt. Die Augen und Ohren sind groß, der Schwanz ist von sehr veränderlicher Länge und meistens ein an der Spitze nackter Greifschwanz. Die Hinterbeine sind etwas länger, als die vorderen Beine, die Pfoten sind fünfzehig, der Daumen ist bisweilen gegensetzbar, und bei einer Sippe sind die Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Den Weibchen einiger Arten fehlt die Tasche, bei anderen ist sie vorhanden, und zwar häufiger nach hinten als nach vorn geöffnet. Die Zahl der Zitzen ist sehr veränderlich, aber meistens bedeutend. In der Zahnbildung tritt das Raubthiergepräge entschieden hervor. Die Eckzähne sind ziemlich entwickelt, die Backzähne mehr oder weniger spitz und scharfzackig, die Lückzähne zweiwurzelig mit spitzen Hauptzacken, die oberen Backzähne dreiwurzelig und drei-, seltener vierseitig, die Schneidezähne kleiner oder größer, stumpfe oder schärfer, oben die beiden mittleren meist vergrößert. Die Wirbelsäule enthält sieben Hals-, dreizehn rippentragende, fünf bis sechs rippenlose, zwei Kreuzbein- und achtzehn bis einunddreißig Schwanzwirbel.

In der Vorzeit fanden sich die Beutelratten auch in Europa; gegenwärtig bewohnen sie blos Amerika. Sie leben fast sämmtlich in Wäldern oder in dichtem Gebüsch und suchen sich hier in hohlen Bäumen, Erdhöhlen, zwischen dichten Gräsern und Büschen einen Aufenthalt. Eine Art bewohnt die Ufer kleiner Flüsse und Bäche, schwimmt vortrefflich und sucht sich in Erdlöchern Schutz. Alle sind Nachtthiere und führen durchgehends ein einsam herumschweifendes Leben, halten sich auch blos während der Paarungszeit mit ihrem Weibchen zusammen. Ihr Gang auf ebenem Boden, wobei sie mit ganzer Sohle auftreten, ist ziemlich langsam und unsicher; die meisten vermögen aber, wenn auch nicht ohne alle Mühe, Bäume zu erklettern; und zwar sind dies diejenigen, deren Schwanz zum Greifwerkzeug geworden ist, vermittelst dessen sie sich an die Aeste aufhängen und stundenlang in solcher Stellung verbleiben können. Auf der Flucht eilen sie in kurzen Sätzen davon. Unter ihren Sinnen scheint der Geruch am besten ausgebildet zu sein. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr

gering, obgleich sich eine gewisse Schlauheit nicht leugnen läßt; namentlich verstehen sie es gut, Fallen aller Art zu vermeiden. Ihre Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, auch wohl in kleinen Lurchen, in Kerbthieren und deren Larven und in Würmern; im Nothfalle fressen sie auch Früchte. Die im Wasser lebenden Schwimmbeutler verzehren hauptsächlich Fische, die größeren Arten besuchen die Wohngebäude des Menschen und würgen hier alle Thiere ab, deren sie habhaft werden können, laben sich an deren Blute und berauschen sich förmlich darin. Ihre Stimme lassen sie blos dann ertönen, wann sie gemißhandelt werden; sie besteht in eigenthümlich zischenden Lauten. Bei Verfolgung setzen sie sich niemals zur Wehr, und die meisten haben die Eigenthümlichkeit, sich zu verstellen, wenn sie sich nicht mehr verbergen können. In der Angst verbreiten sie einen starken, widrigen, fast knoblauchähnlichen Geruch. Sie sind sehr fruchtbar; denn die Zahl ihrer Jungen beträgt zwischen Vier und Sechszehn. Diese Jungen kommen bei den meisten in einem Zustande zur Welt, welcher selbst unter den Beutelthieren ohne Gleichen dazustehen scheint. Die Arten, bei denen die Weibchen einen vollkommenen Beutel haben, tragen ihre Jungen in diesem lange Zeit mit sich herum; die übrigen nehmen sie, sobald sie einigermaßen erwachsen sind, auf den Rücken, und die kleine Gesellschaft befestigt sich hier entweder mit den Krallen im Felle oder, was noch häufiger ist, mit ihrem Schwanze an den Schwanz der Mutter.

Die großen Arten sind sehr schädliche Thiere, während die kleineren vollkommen harmlos sind; gleichwohl werden alle ihres widrigen Aussehens halber und der Sünden wegen, die sich die größeren Verwandten zu Schulden kommen lassen, aufs eifrigste gehaßt und verfolgt. Nach **Burmeister** fängt man sie in Brasilien, indem man ihnen an einer geeigneten Stelle Branntwein vorsetzt. Sie trinken denselben leidenschaftlich gern und werden bald nach dem Genusse trunken und wehrlos. Die Neger essen das Fleisch der Erbeuteten, und von einer einzigen Art spinnt man das Haar, da der Pelz sonst nicht zu gebrauchen ist, sondern vielmehr gewöhnlich aussieht, als wäre er von den Motten zerfressen. An die Gefangenschaft gewöhnt sich die größere Mehrzahl leicht und schnell, doch erfreuen sie ihren Besitzer sehr wenig. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich auf das Fressen und Schlafen.

Wir können die **eigentlichen Beutelratten** (Didelphys) zuerst betrachten, schon aus dem Grunde, weil sie am bekanntesten geworden sind. In vielen Arten über ganz Amerika verbreitet, haben sie in tüchtigen Naturforschern eifrige und sorgfältige Beobachter gefunden, und das Hauptsächlichste, was wir über die Fortpflanzung der Beutelthiere überhaupt, zumal über die Entwickelung der Jungen wissen, beruht auf den Beobachtungen der gedachten Gelehrten. Meine Leser werden bemerkt und mir Recht gegeben haben, daß ich stets mit besonderer Vorliebe meinen Beschreibungen die Schilderung **Rengger's** zu Grunde gelegt habe. Dieser ausgezeichnete Naturforscher nun hat auch über die Beutelratten Beobachtungen gemacht, und deshalb kann man sicher sein, daß wir im Folgenden die Lebensgeschichte der Beutelratten ziemlich erschöpfend behandelt sehen werden.

„In der Mitte des Winters," sagt Rengger von den in Paraguay lebenden Arten der Beutelratten, „im Augustmonat nämlich, scheint bei ihnen die Begattungszeit einzutreten; wenigstens trifft man in diesem Monate häufig die beiden Geschlechter bei einander an und findet im darauffolgenden Monat trächtige Weibchen. Diese werfen nur einmal im Jahre. Die Zahl ihrer Jungen ist weder bei den Arten, noch bei den verschiedenen Weibchen einer Art dieselbe. Ich fand bei einer Art bis vierzehn Junge, oft aber nur acht oder vier und einmal blos ein einziges. Die Tragzeit dauert etwas mehr als drei Wochen. Anfang des Weinmonats kommen die Jungen zur Welt und treten sogleich unter den Beutel oder unter die Hautfalten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange in dem Zustande bleiben, bis sie ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Dies geschieht nach funfzig und einigen Tagen. Alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, in dem Pelze derselben festhalten und so von ihr noch einige Zeit herumgetragen werden."

Rengger berichtet nun, daß er blos über eine Art Beobachtungen machen konnte, von dieser

aber die Weibchen theils während ihrer Tragzeit oder im Augenblicke des Gebärens, theils nach der Geburt untersucht, und fährt dann fort:

„Die Tragzeit der betreffenden Art fällt in den Herbstmonat und dauert etwa 25 Tage. Während dieser Zeit bemerkt man einen Zufluß der Säfte gegen die Wände des Beutels, ein Anschwellen seiner Ränder und eine Erweiterung desselben. Die Embryonen oder Thierkeime liegen zum Theil in den Hörnern, zum Theil in dem Körper der Gebärmutter, nie aber in den henkelförmigen Fortsätzen derselben. Nach den ersten Tagen der Empfängniß erscheinen sie blos als gallertartige, runde Körperchen, bei denen man selbst durch das Vergrößerungsglas keine Verbindung mit der Gebärmutter, wohl aber als erste Spur der Ausbildung des Leibes einen feinen, blutigen Streifen bemerkt. Gegen das Ende der Tragzeit hingegen, wo die Embryonen eine Länge von beinahe sechs Linien erreicht haben, findet man sie von einer Haut umgeben und mit einem Nabelstrange, welcher sich vermittelst mehrerer Fasern an die Gebärmutter ansetzt. An der Frucht selbst nimmt man auch mit unbewaffnetem Auge deutlich den Kopf, die vier Beine und den Schwanz wahr. Uebrigens sind in diesem Zeitpunkte nicht alle Jungen gleich ausgebildet, es herrscht im Gegentheil unter ihnen eine Art von Stufenreihe; und zwar sind diejenigen, welche den fallopischen Röhren am nächsten liegen, in ihrer Organisation auch am wenigsten vorgerückt."

„Ueber die Art, wie der Embryo aus der Gebärmutter in die Scheide gelangt, habe ich Folgendes beobachtet: Bei einem Weibchen, das ich in den ersten Tagen des Weinmonats tödtete, fand ich in seinem verschlossenen Beutel zwei ganz kleine Junge, dann aber in dem linken henkelförmigen Fortsatze der Gebärmutter einen ausgewachsenen Embryo, der von keinem Häutchen mehr umgeben war und dessen Nabelstrang in keiner Verbindung mit den Wänden des Fortsatzes stand. In dem Körper der Gebärmutter lagen noch zwei andere Embryonen, deren Nabelstrang sich aber von denselben noch nicht abgelöst hatte. Uebrigens war die Gebärmutter sowie ihr Fortsatz außer der gewöhnlichen Ausdehnung nicht im geringsten verändert. Die Embryonen treten also bei dieser Beutelratte aus dem Körper der Gebärmutter in die henkelförmigen Fortsätze derselben und erst von diesen in die Scheide."

„Wie man sieht, werden die Jungen nicht alle zugleich geboren. Es verstreichen vielmehr drei bis vier Tage zwischen der Geburt des ersten und des letzten Jungen. Wie sie in den Beutel gelangen, habe ich nie beobachten können. Möglich ist, daß der Beutel während der Geburt gegen die Scheide zurückgezogen wird, so daß die Jungen durch die Geburtsarbeit selbst in den Beutel geschoben werden. Die neugeborenen Thierchen sind und bleiben noch einige Zeit wahre Embryonen. Ihre Größe beträgt höchstens sechs Linien, ihr Körper ist nackt, der Kopf ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen groß, die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und der Mund hingegen offen, die Ohren in Quer- und Längenfalten zusammengelegt. Die Vorderbeine sind über der Brust, die hinteren über dem Bauche gekreuzt und der Schwanz ist nach unten gerollt; sie zeigen auch auf äußere Reize nicht die geringste Bewegung. Nichtsdestoweniger findet man sie kurze Zeit, nachdem sie in den Beutel gelangt sind, an den Zitzen angesogen. Es ist nun kaum denkbar, daß Thiere in einem solchen Embryonenzustande ohne alle Hilfe eine Zitze aufsuchen und sich ansaugen können. Ich vermuthe dagegen, daß sie von der Mutter an die Zitzen gelegt werden, wozu derselben ohne Zweifel die entgegensetzbaren Daumen dienen. Die Jungen bleiben nun beinahe zwei Monate in dem Beutel, ohne die Zitzen zu verlassen, ausgenommen in den letzten Tagen. In den ersten zwei Monaten bemerkt man keine andere Veränderung an ihnen, als daß sie bedeutend zunehmen und daß sich die Borstenhaare am Munde zu zeigen anfangen. Nach vier Wochen werden sie ungefähr die Größe einer Hausmaus erreicht haben, der Pelz tritt über den ganzen Körper hervor, und sie können einige Bewegung mit den Vorderfüßen machen. Nach Azara sollen sie sich in diesem Alter schon auf den Füßen halten können. Etwa in der siebenten Woche werden sie fast so groß, wie eine Ratte; dann öffnen sich die Augen. Von dieser Zeit an hängen sie nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen und verlassen auch zuweilen den Beutel, kehren aber sogleich wieder in denselben zurück, sowie ihnen

Gefahr droht. Bald aber verschließt ihnen die Mutter den Beutel, der sie nicht mehr alle fassen kann, und trägt sie dagegen während mehrerer Tage, bis sie ihren Unterhalt zu finden selbst im Stande sind, mit sich auf dem Rücken und den Schenkeln herum, wo sie sich an den Haaren festhalten."

„Während der ersten Tage nach der Geburt sondern die Milchdrüsen blos eine durchsichtige, etwas klebrige Flüssigkeit ab, die man in den Magen der Jungen findet; später wird diese Flüssigkeit immer stärker und endlich zu wahrer Milch. Haben die Jungen einmal die Zitzen verlassen, so hören sie auf, zu säugen, und die Mutter theilt ihre Beute mit ihnen, besonders wenn diese in Vögeln oder Eiern besteht."

„Noch will ich einer Beobachtung erwähnen, welche Dr. Partet bei einem säugenden Weibchen gemacht haben wollte. Weder er, noch ich, hatte je erfahren können, wie die Säuglinge sich ihres Kothes und Harnes entledigen. Nachdem, während meiner Abwesenheit, ein Weibchen, welches daselbst geworfen hatte, fünf Wochen lang von demselben beobachtet worden, berichtete er mir bei meiner Rückkehr, daß die Jungen während der ersten Tage nach der Geburt keinen Koth von sich geben und daß Dies erst geschieht, wenn dieselben wenigstens 24 Tage alt sind, und daß dann die Mutter von Zeit zu Zeit zu diesem Zwecke den Beutel öffnet."

„Alle Beutelratten, welche ich in Paraguay angetroffen habe, lassen sich einigermaßen zähmen, d. h. sie gewöhnen sich an den Menschen, daß man sie berühren und herumtragen kann, ohne von ihnen gebissen zu werden, nie aber lernen sie ihren Wärter kennen und zeigen überhaupt nicht den geringsten Verstand. In Paraguay fällt es nicht leicht Jemandem ein, eine Beutelratte zu zähmen. Ihr Aussehen ist zu häßlich und der Geruch, den sie von sich geben, zu abschreckend. Auch werden sie mit als die gefährlichsten Feinde des zahmen Geflügels angesehen, selbst wenn sie sich in der Gefangenschaft befinden. Des Schadens wegen, den sie anrichten, werden sie überall von den Menschen verfolgt. Man fängt sie entweder in Fallen oder lauert ihnen des Nachts auf und tritt, sowie sie sich dem Hühnerhof nähern, ihnen plötzlich mit einem Lichte entgegen. Dadurch geblendet, wissen sie nicht zu entfliehen und werden leicht todtgeschlagen." —


Das Opossum (Didelphys virginiana).

Unter diesen Thieren ist wohl das **Opossum** (Didelphys virginiana) das bekannteste. Das merkwürdige Thier hat, weil es eine der gemeinsten Arten ist, wegen seiner rattenähnlichen Gestalt seiner ganzen Sippschaft den Namen Beutelratten verliehen. Es ist von der Größe einer Hauskatze und die größte Art der ganzen Sippe. Weder die Färbung, noch irgend welche Anmuth oder Annehmlichkeit in seinen Sitten zeichnen es aus, und so gilt es mit Recht als ein höchst widriges Geschöpf. Die Leibeslänge des Opossums beträgt über 1¼ Fuß, die des Schwanzes fast einen Fuß, die Höhe am Widerrist acht Zoll. Der Leib ist nur wenig gestreckt und ziemlich schwerfällig, der Hals kurz und dick, der Kopf lang, an der Stirn abgeflacht und allmählich in eine lange, zugespitzte Schnauze übergehend. Die Beine sind kurz, die Zehen von einander getrennt und fast von gleicher Länge, die Hinterfüße mit einem den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen ver-

sehen. Der ziemlich dicke, runde und spitze Schwanz ist blos an seiner Wurzel behaart und von da bis zu seinem Ende nackt und von seinen Schuppenhaaren umgeben, zwischen denen nur hier und da einige kurze Haare hervortreten. Er ist ein Rollschwanz, welcher von dem Thiere nach abwärts gerollt getragen wird und ihm beim Klettern wesentliche Dienste leistet. Das Weibchen hat einen vollkommenen Beutel.

Nordamerika ist die Heimat des Opossums, und es findet sich dort von Mejiko an bis in die kälteren Gegenden der nördlichen Vereinigten Staaten, bis Pennsylvanien und an die großen Seen Canadas. In den mittleren Theilen dieses gewaltigen Landstrichs wird es überall häufig gefunden und zwar keineswegs zur Freude der Menschen. Wälder und Gebüsche sind seine Aufenthaltsorte, und je dichter dieselben sind, um so lieber hält sich das Opossum in ihnen auf.

Bevor ich über die Lebensweise und Sitten des sonderbaren Geschöpfes ausführlicher berichte, will ich dasselbe meinen Lesern mit Audubon's Worten vorstellen; denn nach seiner Anführung bin ich im voraus der Theilnahme für das Opossum gewiß, so häßlich es auch sonst sein mag.

„Mir ist," sagt der vortreffliche Beobachter, „als sähe ich noch jetzt eines über den schmelzenden Schnee langsam und vorsichtig dahintrippeln, indem es am Boden hin nach Dem schnuppert, was seinem Geschmack am meisten zusagt. Jetzt stößt es auf die frische Fährte eines Huhnes oder Hasens; es erhebt die Schnauze und schnüffelt. Endlich hat es sich entschieden und eilt auf dem gewählten Wege vorwärts, so schnell wie ein guter Fußgänger. Nun sucht es und scheint in Verlegenheit, welche Richtung es weiter verfolgen soll; denn der Gegenstand seiner Verfolgung hat entweder einen beträchtlichen Satz gemacht oder wohl einen Haken geschlagen, ehe das Opossum seine Spur aufgenommen hatte. Es richtet sich auf, hält sich ein Weilchen auf den Hinterbeinen, schaut sich um, spürt aufs neue und trabt dann weiter. Aber jetzt, am Fuße eines alten Baumes, macht's entschieden Halt. Es geht rund um den gewaltigen Stamm über die schneebedeckten Wurzeln und findet zwischen diesen eine Oeffnung, in welche es im Nu hineinschlüpft."

„Mehrere Minuten vergehen: da erscheint's wieder, schleppt ein bereits abgethanes Eichhörnchen in seinem Maule heraus und beginnt, den Baum zu ersteigen. Langsam klimmt es empor. Der erste Zwiesel scheint ihm nicht anzustehen: es denkt wohl, es möchte hier allzusehr den Blicken eines bösen Feindes ausgesetzt sein, und somit steigt es höher, bis es die dichteren Zweige bergen können, die mit Weinranken durchflochten sind. Hier setzt es sich zur Ruhe, schlingt seinen Schwanz um einen Zweig und zerreißt mit den scharfen Zähnen das unglückliche Eichhörnchen, das es dabei immer mit den Vorderpfoten hält."

„Die lieblichen Frühlingstage sind gekommen; kräftig schossen die Blätter: das Opossum aber muß immer noch Hunger leiden und ist fast gänzlich erschöpft. Es besucht den Rand der Buchten und freut sich, einen jungen Frosch zu sehen, der ihm eine leidliche Mahlzeit gewährt. Nach und nach brechen Moosbeeren und Nesseln auf, und vergnügt schmaust es die jungen Stengel. Der Morgenruf des wilden Truthahns entzückt das Ohr des listigen Geschöpfes; denn es weiß sehr wohl, daß es bald auch die Henne hören und ihre Spur bis zu dem Neste ausfindig machen wird; dort wird es dann mit Wonne die Eier ausschlürfen."

„Auf seinen Reisen durch den Wald, bald auf dem Boden, bald in der Höhe von Baum zu Baum, hört es einen Hahn krähen, und sein Herz schwillt bei der Erinnerung an die saftige Speise, mit welcher es sich im vorigen Sommer am benachbarten Meierhofe eine Güte that. Höchst vorsichtig jedoch rückt es vor und birgt sich endlich im Hühnerhaus selbst."

„Biederer Bauer! warum hast du vorigen Winter soviel Krähen weggeschossen und Raben dazu? Nun, du hast deinen Spaß gehabt: jetzt aber eile ins nahe Dorf und verschaffe dir hinreichenden Schießvorrath, putze deinen rostigen Kuhfuß, stelle deine Fallen auf und lehre deine trägen Köter, um dem Opossum aufzulauern. Dort kommt es! Die Sonne ist kaum schlafen gegangen, aber des Strolches Hunger ist längst wach. Hörst du das Kreischen deiner besten Henne, die es gepackt hat? Das listige Thier ist auf und davon mit ihr. Jetzt ist Nichts weiter zu thun; höchstens

kannst du dich hinstellen und auch noch auf Füchse und Eulen anstehen, welche bei dem Gedanken frohlocken, daß du ihren Feind und deinen Freund, die arme Krähe, weggeputzt hast. Die werthvolle Henne, der du vorher so gegen ein Dutzend Eier untergelegt hast, ist diese jetzt glücklich losgeworden. Trotz all ihres ängstlichen Geschreies, trotz ihrer gesträubten Federn hat das Opossum die Eier verspeist, eins nach dem andern, und nun schau nur, wie der arme Vogel im Hofe herumläuft und selbst jetzt noch in wahnwitziger Angst nach seinen Jungen ruft!"

„Das kommt also von deinem Krähenschießen her. Wärest du barmherziger und gescheiter gewesen, so wäre das Opossum wohl im Walde geblieben und hätte sich mit einem Eichhörnchen begnügt oder mit einem Häslein, mit den Eiern des Truthahns oder mit den Trauben, die so reichlich die Zweige unserer Waldbäume schmücken: Aber ich rede dir vergeblich vor!" —

„Doch auch angenommen, der Bauer hätte das Opossum über der That ertappt, — dann spornt ihn sein Aerger an, das arme Thier mit Fußtritten zu mißhandeln. Dieses aber, wohlbewußt seiner Widerstandsunfähigkeit, rollt sich zusammen wie eine Kugel. Jemehr der Bauer rast, destoweniger läßt sich das Thier etwas von seiner Empfindung merken. Zuletzt liegt es da, nicht todt, aber erschöpft, die Kinnladen geöffnet, die Zunge heraushängend, die Augen getrübt, und so würde es daliegen, bis die Schmeißfliege ihre Eier auf den Pelz legte, wenn nicht sein Quälgeist fortginge. „„Sicherlich,"" sagt der Bauer, „„das Vieh muß todt sein."" Bewahre, Leser, es „opossumt" ihm nur Etwas vor. Und kaum ist sein Feind davon, so macht es sich auf die Beine und trollt sich wieder in den Wald."

Ich glaube, daß ich diese anmuthige Schilderung blos noch etwas zu vervollständigen brauche, um das Leben und Treiben der Beutelratte jedem meiner Leser hinlänglich kennen zu lehren.

Das Opossum ist ein Baumthier, wie seine ganze Ausrüstung beweist. Auf dem Boden ist es ziemlich langsam und unbehilflich. Es tritt beim Gehen mit ganzer Sohle auf. Alle Bewegungen sind träg, und selbst der Lauf fördert nur wenig, obgleich er aus einer Reihe von paßartigen Sprüngen besteht. In den Baumkronen dagegen klettert das Thier mit großer Sicherheit und auch ziemlich hurtig umher. Dabei kommt ihm der abgesonderte Daumen seiner Hinterhände, mit welchem es die Aeste umspannen und festhalten kann, sowie der Rollschwanz gut zustatten. Nicht selten hängt es sich an letzterem auf, wie unsere Abbildung es zeigt, und verbleibt stundenlang in dieser Lage. Sein schwerfälliger Bau hindert es freilich, mit derselben Schnelligkeit und Gewandtheit zu klettern, wie die Vierhänder oder Nager es vermögen; doch ist es auf dem Baum so ziemlich vor Feinden geborgen. Am Boden muß es, wenn ihm seine Verfolger auf die Näthe geben, zur Verstellung greifen, um sich zu retten. Unter seinen Sinnen ist der Geruch besonders ausgebildet und das Spurvermögen soll sehr groß sein. Gegen blendendes Licht zeigt es Empfindlichkeit und vermeidet es deshalb sorgfältig. Dies genügt also, um anzunehmen, daß auch das Gesicht ziemlich gut sein muß. Die anderen Sinne aber stehen unzweifelhaft auf einer sehr niedrigen Stufe.

In den großen, dunklen Wäldern schleicht das Opossum Tag und Nacht umher, obgleich es die Dunkelheit immer dem Lichte vorzieht. Da aber, wo es Gefahr befürchtet, ja schon da, wo ihm die Helle beschwerlich fällt, erscheint es blos nachts, verschläft den ganzen Tag in Erdhöhlen oder Baumhöhlungen. Nur zur Zeit der Paarung lebt es mit seinem Weibchen zusammen; im ganzen übrigen Jahre führt es ein einsames, ungeselliges Leben nach Art aller ihm nahe verwandten Thiere. Es hat keine bestimmte Wohnung, sondern benutzt jeden Schlupfwinkel, den es nach vollbrachter Nachtwanderung mit Anbruch des Morgens entdeckt. Ist ihm das Glück besonders günstig und findet es eine Höhlung auf, in welcher irgend ein schwacher Nager wohnt, so ist ihm das natürlich um so lieber; denn dann muß der Urbewohner einer solchen Behausung ihm gleich zur Nahrung dienen. Es verzehrt, wie wir aus Audubon's Schilderung annehmen können, alle kleinen Säugethiere und Vögel, welche es erwischen kann, ebenso auch Eier, mancherlei Lurche, größere Kerfe, deren Larven und selbst Würmer, begnügt sich aber auch in Ermanglung von thierischer Nahrung mit Baumfrüchten, z. B. mit Mais und nahrungshaltigen Wurzeln. Blut zieht es allen

übrigen Speisen vor, und deshalb wüthet es da, wo es kann, mit unbeschreiblicher Mordgier. In den Hühnerställen tödtet es oft sämmtliche Bewohner und saugt dann blos deren Blut aus, ohne ihr Fleisch anzurühren. Dieser Blutgenuß berauscht es derart, daß man es morgens nicht selten mitten unter dem todten Geflügel schlafend antrifft. Im Ganzen vorsichtig, wird es, so lange es seiner Blutgier fröhnen kann, vollkommen blind und taub, vergißt jede Gefahr und läßt sich, ohne von seinem Morden abzustehen, von den Hunden widerstandslos erwürgen oder von dem erbosten Bauer todtschlagen.

Man hat durch Beobachtung an Gefangenen mit hinlänglicher Sicherheit festgestellt, daß das Weibchen ungefähr nach vierzehntägiger Tragzeit seine Jungen wirft oder, besser gesagt, aus dem Mutterleibe in den Beutel befördert. Die Zahl der Jungen schwankt zwischen Vier und Sechszehn, die Keime sind anfänglich noch ganz formlos und klein, wie wir oben bemerkten, eher einem gallertartigen Klümpchen, als einem Säugethiere ähnlich. Sie haben ungefähr die Größe einer Erbse und wiegen blos fünf Gran. Augen und Ohren fehlen, nicht einmal die Mundspalte ist deutlich, obwohl sie natürlich hinlänglich ausgebildet sein muß, um als Verbindungsmittel zwischen den Thierkeimen und seiner Mutter zu dienen. Der Mund entwickelt sich auch viel eher, als alle übrigen Theile des Leibes; denn erst viel später bilden sich die Augen und Ohren einigermaßen aus. Nach etwa vierzehn Tagen öffnet sich der Beutel, welchen die Mutter durch besondere Hautmuskeln willkürlich verengern oder erweitern kann, und nach etwa funfzig Tagen sind die Jungen bereits vollständig ausgebildet. Sie haben dann die Größe einer Maus, sind überall behaart und öffnen nun auch die Augen. Nach sechszig Tagen Saugzeit im Beutel ist ihr Gewicht auf mehr als das Hundertfache des früheren gestiegen: sie wiegen jetzt $2\frac{1}{2}$ Loth. Die Mutter gestattet unter keiner Bedingung, daß ihr Beutel geöffnet werde, um die Jungen zu betrachten. Sie hält jede Marter aus, läßt sich sogar über dem Feuer aufhängen, ohne sich solchem Verlangen zu fügen. Erst wenn die Jungen die Größe einer Ratte erlangt haben, verlassen sie den Beutel, bleiben aber auch, nachdem sie schon laufen können, noch bei der Mutter und lassen diese für sich jagen und sorgen.

Wegen des Schadens, den das Opossum unter dem Hausgeflügel anrichtet, wenn es einmal in einen Meierhof einbricht, wird es überall gehaßt und schonungslos verfolgt. Zumal die Neger sind eifrige Feinde des Thieres und erlegen es, wo sie nur können, und zwar weil sie es am besten zu benutzen vermögen. Das Wildpret des Opossums nämlich ist für europäische Gaumen ungenießbar; denn ein äußerst widriger, stark knoblauchartiger Geruch, welcher aus zwei, zu beiden Seiten des Mastdarms liegenden Drüsen stammt, theilt sich auch dem Fleische mit und verdirbt es nach unserer Ansicht vollständig, während die Neger derartige zarte Rücksichten eben nicht hegen.

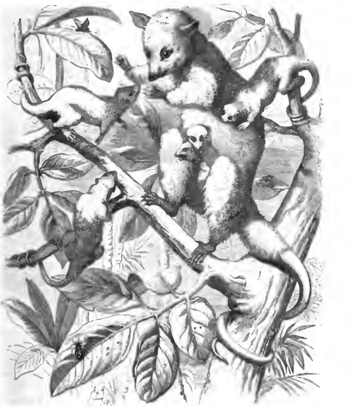
Das Gefangenleben des Opossums entspricht Voraussetzungen, zu welchen man sich durch Audubon's malerische Feder etwa veranlaßt sehen könnte, durchaus nicht. Ich muß nach meinen Erfahrungen behaupten, daß dieses Thier noch langweiliger ist, als der Raubbeutler oder Beutelmarder. Regungslos, in sich zusammengerollt, liegt es den ganzen Tag über in seinem Käfig, und nur wenn man es reizt, bequemt es sich wenigstens zu einer Bewegung: es öffnet den Rachen so weit als möglich und solange, als man vor ihm steht, gerade, als ob es die Maulsperre hätte. Von dem Verstand, welchen Audubon am wildlebenden Thiere beobachtete, bemerkt man keine Spur. Es ist träge, faul, schlafsüchtig und erscheint erschrecklich dumm: mit diesen Worten ist sein Betragen in der Gefangenschaft am besten beschrieben.

Von den eigentlichen Beutelratten unterscheiden sich die Schupatis (Philander) hauptsächlich durch den unvollkommenen Beutel des Weibchens. Dieser wird nämlich nur durch zwei Hautfalten gebildet, welche sich über die an den Zitzen hängenden, noch unausgebildeten Jungen hinweglegen.

Die größte Art aller Schupatis und zugleich die größte Beutelratte überhaupt ist der Krebsbeutler (Philander cancrivorus), ein Thier von sechszehn Zoll Körperlänge, mit funfzehn Zoll

langem Schwanze. Er ist besonders durch sein über drei Zoll langes, tiefschwarzbraunes, an der Wurzel hellschmuzig, gelblichweißes Stachelhaar von den übrigen Arten der Familie ausgezeichnet. An den Seiten tritt das Gelbe mehr hervor. Der Bauch ist bräunlichgelb bis gelblichweiß. Das kurze Haupthaar ist schwarzbraun; über den Augen, bis zu den Ohren verläuft eine gelbliche Binde. Die Ohren sind schwarz, wie die Pfoten und die Wurzelhälfte des Schwanzes, während die Endhälfte weißlich ist.

Der Krebs- oder Krabbenbeutler scheint ziemlich weit, vielleicht über das ganze heiße



Der Krebs- oder Krabbenbeutler (Philander cancrivorus).

Amerika verbreitet zu sein und findet sich sehr zahlreich in den Waldungen Brasiliens, am liebsten in der Nähe von Sümpfen, welche ihm Krebse und Krabben liefern. Er lebt fast nur auf den Bäumen und kommt blos dann auf die Erde herab, wenn er unten jagen will. Sein vollkommener Rollschwanz macht ihm das Klettern leicht; man sieht ihn in keiner Stellung, ohne daß er sich durch dieses Werkzeug festgemacht hätte, und sobald er zur Ruhe kommt, ist es das Erste, was er thut, den langen Rattenschwanz ein paar Mal um den nächsten Zweig zu ringeln und sich so zu versichern. Auf dem Erdboden geht er langsam und schlecht; dennoch weiß er kleinere Säugethiere, Lurche und Kerbthiere, sowie namentlich Krebse, sein Lieblingsfutter, zu berücken. In den Bäumen stellt er Vögeln

und deren Nestern nach, doch frißt er auch Früchte, wie das Opossum und seine anderen Verwandten. Auch er soll zuweilen die Hühnerhöfe besuchen und dort unter Hühnern und Tauben große Verwüstungen anrichten. Die Jungen des Krebsbeutlers sind während ihrer Kindheit sehr verschieden von den Alten gefärbt. Kurz nach ihrer Geburt sind sie vollkommen nackt, wenn sie aber soweit erwachsen sind, daß sie den Beutel verlassen können, bekleidet ein kurzes, seidenweiches Haar von glänzendem Nußbraun ihren Körper, und erst nach und nach nimmt es die dunkle, braunschwarze Färbung der Alten an. Alle Berichterstatter sind einstimmig, daß die aus dem Beutel geschlüpften Thierchen, wie sie sich um ihre Mutter und auf dieser herumbewegen, ein allerliebstes Schauspiel gewähren. Im übrigen ähnelt das Thier in seiner Lebensweise und in seinen Sitten der bekannteren **Aeneas-Ratte** (Philander dorsiger), welche mehr den Osten und Norden Brasiliens bewohnt und in niederen, mit Urwäldern bedeckten Ebenen lebt. Sie ist der eigentliche Vertreter der Schupatis, weil ihr Beutel am unvollkommensten ist. Ihre Körperlänge beträgt 5½ Zoll, die Länge des Schwanzes sieben Zoll, die Höhe am Widerrist 1⅓ Zoll: sie ist demnach etwas kleiner, als unsere



Die Aeneas-Ratte (Philander dorsiger).

Hausratte, mit welcher sie übrigens in der Gestalt manche Aehnlichkeit hat. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz und dick, die Beine sind ziemlich kurz, das Hinterpaar ist etwas länger, als das vordere, die Sohlen sind nackt, die Zehen getrennt. An den Hinterfüßen befindet sich ein, den übrigen Zehen entgegensetzbarer, nagelloser Daumen, welcher durch eine kurze Spannhaut mit der zweiten Zehe verbunden ist; die übrigen Zehen haben kurze, weniger gekrümmte, spitze Krallen. Der sehr lange, dünne, runde und spitze, an der Wurzel dicht behaarte, dann nackt geringelte und geschuppte Schwanz ist ein echtes Greifwerkzeug. Die Behaarung ist kurz, glatt, dicht, weich und wollig, ohne eigentliches Grannenhaar. Auf der Oberseite ist sie graubraun, auf der Unterseite weißlichgelb gefärbt. Das Auge umgibt ein dunkelbrauner Flecken; die Stirn, der Nasenrücken, die Wangen und die Füße sind gelblichweiß.

Die Aeneas-Ratte ist auch ein Baumthier, doch keineswegs ein besonders schnelles. Ihr Gang auf ebenem Boden ist noch schlechter und unsicherer, als ihre Bewegungen in den Bäumen. Sie wandert in ihrem laubigen Gebiet von Krone zu Krone, von Baum zu Baum, von einem Theile des Waldes zu dem anderen, ohne ein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag bringt sie gewöhnlich

im dichtesten Gesträuch oder zwischen recht laubigen Aesten, vielleicht auch in einem hohlen Stamme zu; nachts geht sie nach Nahrung aus. Nur während der Paarungszeit findet man Männchen und Weibchen zusammen; den übrigen Theil des Jahres leben die Geschlechter für sich. Ihre fünf bis sechs Jungen kommen noch sehr unausgebildet zur Welt, saugen sich aber sogleich an den Zitzen fest und hängen hier wie Früchte an einem Baume. Wenn sie Haare bekommen haben, setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und halten sich mit ihren Schwänzen fest, indem sie dieselben um den Schwanz der Alten schlingen. Selbst wenn sie schon fast erwachsen sind und der mütterlichen Pflege oder der Muttermilch kaum mehr bedürfen, bleiben sie noch immer in der Nähe der Alten, und flüchten bei drohender Gefahr schnell auf deren Rücken, klammern sich an und lassen sich von ihr nach einem sicheren Orte tragen. Hiervon erhielt das Thier seinen Namen. In der Angst sträubt die Alte die Haare ihres Rückens, gibt einen zischenden Laut von sich und verbreitet einen eigenthümlichen, unangenehmen, fast knoblauchartigen Geruch aus ihren Afterdrüsen.

Der Schaden, welchen das Thier verursacht, ist sehr gering, der Nutzen aber eben so unbedeutend. Die Neger essen ihr Fleisch.

Die letzte Sippe unserer Familie enthält das einzige, bis jetzt bekannte Beutelthier, welches vorzugsweise im Wasser lebt, den Schwimmbeutler (Chironectes variegatus) nämlich. Man hat bis jetzt blos diese eine Art der Sippe aufgefunden und auch von ihrem Leben und Treiben nur wenig erfahren können. Der Schwimmbeutler ist schon längst bekannt, jedoch niemals ordentlich beobachtet worden. Buffon nennt ihn den kleinen Otter von Guyana, andere Naturforscher erwähnen seiner unter dem Namen des Demeraraotters. Die Engländer bezeichnen es mit dem Landnamen Yapock.

Im Ganzen ähnelt der Schwimmbeutler den eigentlichen Beutelratten noch am meisten; nur der Bau seiner Füße ist es, welcher ihn unterscheidet. Die Vorder- und Hinterfüße sind fünfzehig, diese aber merklich größer, als jene, und durch große Schwimmhäute, welche die Zehen verbinden, sowie durch starke, lange und sichelförmige Krallen vor den Vorderfüßen ausgezeichnet. Die Zehen der letzteren tragen blos kleine, schwache und kurze Krallen, welche so in den Ballen eingesenkt sind, daß sie beim Gehen den Boden nicht berühren. Der Daumen ist verlängert, und hinter ihm befindet sich noch ein knöcherner Fortsatz, aus einer Verlängerung des Fersenbeines herrührend, gleichsam als sechste Zehe. Der sehr lange Schwanz ist blos an der Wurzel kurz und dicht behaart, im übrigen mit verschoben-vierseitigen Schüppchen bekleidet. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze lang und zugespitzt; die Sohlen sind nackt, der Pelz ist weich. Das Weibchen hat einen vollständigen Beutel, das Männchen einen dicht und pelzig behaarten Hodensack. Im Zahnbau ähnelt der Schwimmbeutler den eigentlichen Beutelratten fast vollständig. Von seinem inneren Leibesbau ist noch nichts Genügendes bekannt.

Unser Thier gehört unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Mitgliedern der ganzen Ordnung. Im Allgemeinen hat es ungefähr das Aussehen einer Ratte. Die Ohren sind ziemlich groß, eiförmig gerundet, häutig und nackt, die Augen klein. Große Backentaschen, welche sich weit rückwärts in die Mundhöhle öffnen, lassen das Gesicht oft dicker erscheinen, als es wirklich ist. Der gestreckte, walzenförmige, aber eher untersetzte als schlanke Leib ruht auf kurzen Beinen mit breiten Füßen, deren Vorderpaar vollkommen getrennte, sehr lange und dünne Zehen hat, während die Hinterfüße sich als starke Ruder kennzeichnen. Der Schwanz ist fast von gleicher Länge mit dem Körper, und ein Rollschwanz, obgleich er wohl nicht als Greifwerkzeug benutzt wird. Eigenthümlich ist die Zeichnung. Der weiche, glatte, anliegende Pelz, welcher aus zerstreuteren längeren Grannen und dichtem Wollhaar besteht, ist auf dem Rücken schön aschgrau gefärbt und sticht scharf ab von der weißen Unterseite. Auf dem grauen Grunde des Rückens liegen sechs schwarze, breite Querbinden und zwar läuft davon eine über das Gesicht, eine über den Scheitel, eine über die Vorderbeine, die vierte über

den Rücken, die fünfte über die Lenden und die sechste über das Kreuz. Längs der Rückenlinie verläuft ein dunkler Streifen von einer Binde zur anderen. Die Ohren und der Schwanz sind schwarz, die Schwanzspitze ist fleischfarben. Die Pfoten sind oben hellbraun, die Sohlen dunkelbraun; die Nase ist schwarz. Ausgewachsene Thiere sind etwa 15 Zoll lang und haben einen beinahe eben so langen Schwanz. Ihre Höhe am Widerrist beträgt kaum vier Zoll. Einzelne sehr alte Männchen sollen zwei Fuß lang werden.

Der Schwimmbeutler ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er findet sich von Rio de Janeiro an durch das ganze Küstenland Südamerikas bis nach Honduras; aber er scheint überall selten vorzukommen oder wenigstens schwer zu erlangen zu sein und wird daher auch noch in den wenigsten Sammlungen gefunden. Natterer, welcher siebzehn Jahre in Brasilien sammelte, erhielt das Thier blos dreimal, und auch nur zufällig. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß wir von seiner Lebensweise noch kaum Etwas wissen. Man hat erfahren, daß der Schwimmbeutler hauptsächlich in den Wäldern an den Ufern kleiner Flüsse und Bäche sich aufhält und nach Art der meisten



Der Schwimmbeutler (Chironectes variegatus).

Wassersäugethiere sich hauptsächlich in Uferlöchern versteckt, oder mitten im Strome herumschwimmt, somit aber gewöhnlich der Beobachtung entgeht. Er soll mit größter Leichtigkeit schwimmen und sich auch rasch und behend bewegen können, und sowohl bei Tage als bei Nacht nach Nahrung ausgehen. Diese besteht, wie man angibt, in kleinen Fischen oder in anderen kleinen Wasserthieren und in Fischlaich, doch deuten die großen Backentaschen wohl darauf hin, daß der Schwimmbeutler nebenbei auch Pflanzennahrung nicht verschmäht. Man sagt, daß das Thier, wenn es diese Vorrathskammern mit Nahrung gefüllt hat, nach dem Lande zurückkehre, um dort zu speisen. Sicheres hierüber ist jedoch nicht bekannt.

Das Weibchen wirft etwa fünf Junge, trägt sie im Beutel aus, führt sie dann schon ziemlich frühzeitig in das Wasser und unterrichtet sie hier längere Zeit im Schwimmen, Tauchen und im Erwerb der Nahrung. Ob die Jungen bei Gefahr in den Beutel zurückkehren, an der Mutter sich festklammern oder in Uferlöcher sich verstecken, ist nicht bekannt.

Die Jagd und der Fang des Schwimmbeutlers scheinen ganz dem Zufall unterworfen zu sein. Nur sehr selten soll man eins der Thiere zum Schuß bringen, wenn es in der Mitte des Flusses sich

zeigt. Gewöhnlich erhält man die wenigen, welche man überhaupt in seine Gewalt bekommt, beim Aufheben der Fischreußen, in denen sie sich verwirrt und den Tod durch Erstickung gefunden hatten.

Mit diesen merkwürdigen und seltenen Thieren verlassen wir Amerika und wenden uns wieder nach der eigentlichen Heimat der Beutelthiere, nach Australien zurück; denn von allen übrigen Familien, welche wir noch zu betrachten haben, hat keine einzige mehr einen Vertreter in der neuen Welt.

* * *

Auch der Laie wird ohne Bedenken die Familie der Beutelratten von der der Beuteldachse oder Bandikuts (Perameles) unterscheiden können. Die ansehnlich verlängerten Hinterbeine und die ganz abweichende Zehenbildung dieser Thiere sind Merkmale, welche Jedem in das Auge fallen müssen. Von den fünf Vorderzehen nämlich ist die innere und äußere so verkümmert, daß sie eigentlich blos als eine nach hinten gerichtete nagellose oder blos mit flachen Nägeln bedeckte Warze erscheint; die drei mittleren Zehen dagegen sind um so größer, frei und mit starken, sichelförmigen und ganzen Nägeln oder vielmehr Krallen besetzt. An den Hinterfüßen ist wenigstens der Daumen verkümmert und die zweite und dritte Zehe sind mit einander bis zu den Nägeln verwachsen, die Sohlen sind nackt. Der Leib ist im Ganzen gedrungen, der Kopf sehr zugespitzt, zumal am Schnauzentheile; die Ohren sind meist mäßig, bei einigen Arten aber auffallend groß; der Schwanz dagegen ist gewöhnlich sehr kurz und dünn behaart, nur ausnahmsweise lang und buschig. Der Beutel des Weibchens, in welchem acht Zitzen liegen, ist nach hinten geöffnet. Im Gebiß ähneln die Beuteldachse den Beutelratten bis auf die untersten Schneidezähne, von denen blos drei Stück vorhanden sind.

Man kennt gegenwärtig etwa neun verschiedene Arten unserer Thiere, welche sämmtlich Neuholland bewohnen. Sie leben in höher gelegenen, kühleren Berggegenden, und zwar in Höhlen, welche sie sich in den Boden graben und bei der geringsten Gefahr eiligst aufsuchen. Mitunter trifft man sie in der Nähe von Pflanzungen oder menschlichen Ansiedlungen, gewöhnlich aber halten sie sich fern von dem Erzfeinde aller Thiere. Die meisten Arten scheinen gesellig mit einander zu leben und nur nächtliche Lebensweise zu führen. Ihre Bewegungen sind ziemlich rasch und eigenthümlich, da ihr Gang aus einer Reihe kürzerer oder weiter Sprungschritte besteht. Keine einzige Art kann ordentlich gehen und keine nur im geringsten klettern. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzen, besonders aus saftigen Wurzeln und Knochen, doch verzehren sie nebenbei auch Kerbthiere und Würmer oder Sämereien. Sie führen die Speise mit den Vorderpfoten zum Munde und setzen sich dabei bald aufrecht hin, den Leib auf die Hinterbeine und den Schwanz gestützt.

Alle Beuteldachse sind scheue und flüchtige, durchaus gutmüthige, harmlose und friedliche Thiere, welche in der Freiheit vor jeder Gefahr zurückschrecken und dem Menschen ängstlich zu entfliehen suchen. In der Gefangenschaft aber fügen sie sich ohne Schwierigkeit und ohne Besinnen in ihr Loos und werden schon nach kurzer Zeit zahm und zutraulich, machen daher auch dem Besitzer viel Freude. Hierin besteht der einzige Nutzen, welchen sie den Menschen bringen können, da von keiner Art das Fleisch gegessen oder das Fell verwendet wird. Der Schaden, welchen sie anrichten, kann unter Umständen ziemlich bedeutend sein. Sie unterwühlen die Felder und richten deshalb in den Pflanzungen große Verwüstungen an; andere besuchen auch wohl die Kornspeicher und vermindern hier die Vorräthe, indem sie in ziemlicher Anzahl erscheinen.

Man theilt die Familie in wenige und artenarme Sippen ein. Die nachstehend beschriebenen und abgebildeten Arten werden uns hinlänglich mit ihr bekannt machen.

Zu den eigentlichen Beuteldachsen gehört der spitznasige Beuteldachs (Perameles nasuta), ein Thier von eigenthümlicher Gestalt, welches mit einem Kaninchen fast ebensoviel Aehnlichkeit hat, als mit einer Spitzmaus. Er trägt seinen Namen insofern mit Recht, als er die längste

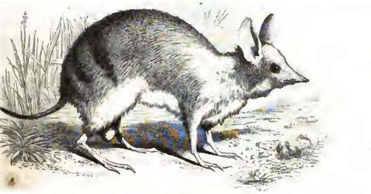
Schnauze unter allen echten Bandikuts besitzt. Namentlich der obere Theil derselben ist verlängert, und die Nasenkuppe ragt weit über die Unterlippe vor. Die sehr kurzen, behaarten Ohren sind unten breit, spitzen sich aber rasch zu; die Augen sind klein. Der gestreckte Leib trägt einen mittellangen, schlaffen und kurzbehaarten Schwanz und ruht auf ziemlich starken Beinen, von denen die hinteren fast noch einmal so lang als die vorderen sind. Am vorderen Fußpaar sind die Innen- und Außenzehen blos durch die beschriebenen Warzen angedeutet und soweit nach rückwärts gestellt und unter den Haaren versteckt, daß es schwierig ist, sie aufzufinden. Die übrigen drei Zehen, auf welche das Thier allein auftritt, tragen tüchtige, sichelförmig gekrümmte Krallen. Der nicht eben dicke, aber ziemlich lange, straffe und rauhe, ja fast borstenartige Pelz besteht aus einem spärlichen und kurzen Wollhaar und längeren Grannen. Oben ist er bräunlichfahlgelb und schwarz gesprenkelt, und Dies wird hauptsächlich durch die Doppelfärbung der einzelnen Haare bewirkt, welche unten grau sind und allmählich in Schwarz übergehen, oft aber noch in bräunlichfahlgelbe Spitzen endigen. Die Unterseite ist schmuzig gelblichweiß, die Oberseite der Hinterfüße lichtbräunlichgelb. Der Schwanz ist oben schwarzbraun, unten lichtkastanienbraun. Die Ohren sind an den Rändern bräunlich behaart, aber die nackte Haut schimmert überall zwischen den Haaren hindurch. Erwachsene Thiere messen gewöhnlich 1 Fuß 10 Zoll, einschließlich des Schwanzes, dessen Länge 6 Zoll beträgt, und sind am Widerrist etwa 4 Zoll hoch.



Der spitznasige Beutelbachs (Perameles nasuta).

Der spitze **Bandikut** lebt wie seine Verwandten in höheren, kühleren Berggegenden Australiens, zumal in Neusüdwales. Er fehlt in den heißen Ebenen dieses Erdtheils, steigt jedoch öfters bis zur Seeküste herab. In seiner eigentlichen Heimat ist er überall sehr häufig, und durchgräbt oft ganze Strecken, theils der Nahrung wegen, theils um sich eine Wohnung zu gründen. Ein wahres Netz von Furchenwegen, welche von einem Loche zum anderen führen, bedeckt nicht selten ganze große Ebenen. Namentlich unter dem Gebüsch sind jene Löcher zahlreich beisammen. Die langen und kräftigen Krallen machen es ihm sehr leicht, diese halb und halb unterirdischen Gänge und Höhlen auszugraben, und da gerade Wurzeln und Knollen die hauptsächlichste Nahrung aller Bandikuts zu bilden scheinen, muß er beständig, wie der **Maulwurf**, neue Gänge ausscharren, um leben zu können. Der lange Rüssel dient ihm jedenfalls auch zum Wühlen. Nächst den Wurzeln frißt er auch Würmer und Kerbthiere. So lange er aber Pflanzennahrung haben kann, scheint er diese aller übrigen vorzuziehen. Zuweilen richtet er in Kartoffelfeldern oder in Kornspeichern ziemlich bedeutende Verheerungen an, und wird dort fast ebenso lästig, als die **Mäuse** und **Ratten**. Glücklicherweise fehlen ihm die Nagezähne dieses Ungeziefers, und somit ist der Pflanzer bei einiger Vorsicht im Stande, ihn von solchen Besuchen abzuhalten; gleichwohl muß der Mensch noch immer bedacht sein, die Mauern

solcher Speicher tief einzusenken, weil der Bandikut sonst, unter ihnen sich durchgrabend, neue Gänge bahnen würde. Der Gang des Thieres ist ein eigenthümliches Mittelding zwischen Rennen und Springen und soll noch am meisten dem des Kaninchens ähneln. Dabei tritt es abwechselnd auf die Hinter- und Vorderfüße, also nicht wie die Kängurus blos auf die letzteren. Die Nahrung führt der Beutelbachs wie unsere Eichhörnchen mit den Vorderpfoten zum Munde; dabei ruht er auf dem Hintertheile und stützt sich zugleich auch auf den Schwanz. Seine Stimme hört man blos, wenn er verwundet wird; sie besteht aus scharf pfeifenden Tönen, welche lebhaft an das Gequieke der Ratten erinnern. In der Gefangenschaft beträgt er sich bald sehr liebenswürdig und zutraulich. Seine Ernährung macht nicht die geringsten Schwierigkeiten. Er gewöhnt sich an den Menschen, ist gutmüthig, harmlos und verlangt eben keine Abwartung oder Pflege; die Ansiedler scheinen ihn und seine Verwandten aber mit demselben Widerwillen anzusehen, mit welchem wir die Ratten betrachten, und verfolgen alle Bandikuts wo sie nur können. Hier und da wird behauptet, daß man das Fleisch dieser Art essen könne, doch widersprechen dieser Angabe andere Berichte, und es ist wohl auch anzunehmen, daß die europäischen Pflanzer wenigstens ein Thier, welches sie eben Ratte nennen und, wie es scheint, von den eigentlichen Ratten gar nicht unterscheiden, nicht eben ohne Ekel verspeisen



Der streifige Beutelbachs (Perameles fasciata).

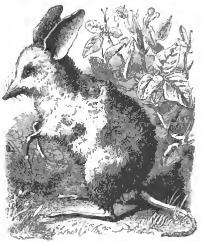
dürften. Das Weibchen soll mehr als einmal im Jahre drei bis sechs Junge werfen und diese lange Zeit in seiner nach hinten geöffneten Tasche herumtragen.

Eine zweite Art der echten Beutelbachse ist der streifige Beutelbachs (Perameles fasciata), ein Thier von 12 Zoll Leibes- und 4 Zoll Schwanzlänge, mit großen Ohren und dünn behaartem Schwanze. Die allgemeine Färbung seines Pelzes ist ein Gemisch von Schwarz und Gelb, und zwar herrscht das Dunkel auf der Oberseite und dem Rücken, das Gelb an den Seiten vor. Ueber das Hintertheil verlaufen einige, nicht besonders scharfbegrenzte, dunkle Streifen, zwischen denen lichtere Binden hervortreten. Eine dunkle Linie zieht sich auf der Oberseite des Schwanzes dahin, dessen Unterseite die Färbung des übrigen Körpers hat. Die Kopfgegend und der Vorderrücken, sowie die Füße, sind leicht mit Grau gemischt.

Der gestreifte Bandikut findet sich in einem großen Theile des Ostens und Südens von Australien, am meisten im Innern, gewöhnlich auf den steinigen Höhenzügen, welche sich in Australien in so großer Ausdehnung finden und wenig besucht werden. Sein Lauf ist sehr schnell und ähnelt am meisten dem des Kaninchens. Die Eingeborenen essen sein Fleisch. Die Aufbewahrung der getödteten Thiere für unsere Sammlungen scheint besondere Schwierigkeiten zu haben, wenigstens wird

erwähnt, daß das zarte Fell außerordentlich fest auf dem Fleische sitze und gewöhnlich blos in Stücken abgestreift werden könne, — ein Umstand, welcher dem sammelnden Forscher natürlich sehr hinderlich ist.

Der Stutzbeutler (Choeropus ecaudatus oder castanotos) bildet eine zweite Sippe der Beutelbachse. Er erinnert lebhaft an die kleinen Rohrrüßler, welche wir auf Seite 666 des ersten Bandes kennen gelernt haben. Der ziemlich schlanke Leib ruht auf sehr dünnen und hohen Beinen, deren Hinterpaar gegen das vordere bedeutend verlängert ist. Die Schnauze ist spitzig; die Ohren sind sehr lang; der Schwanz ist mittellang und dünn behaart. An den Vorderfüßen finden sich blos zwei kurze, gleich lange Zehen mit kurzen, aber starken Nägeln; das Hinterpaar hat nur eine einzige große Zehe, neben welcher die übrigen, sehr verkümmerten liegen. Man hat dieses merkwürdigen Fußbaues wegen dem Thiere seinen griechischen Namen gegeben, welcher so viel als „schweinefüßig" bedeutet,



Der Stutzbeutler (Choeropus ecaudatus oder castanotos).

obwohl bei Lichte betrachtet, diese Aehnlichkeit nur eine geträumte ist. Auch mit seinem Artnamen hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Der Entdecker unseres Thierchens, Thomas Mitchell, zog den ersten und einzigen Stutzbeutler, welchen er erbeutete, lebend aus einem hohlen Baume heraus, in welchen sich derselbe geflüchtet hatte, und zwar nicht weniger zu seinem Erstaunen, als zur Verwunderung der Eingeborenen, welche erklärten, niemals ein solches Geschöpf gesehen zu haben. Am meisten fiel dem Naturforscher der Mangel des Schwanzes auf, und deshalb gab er ihm den Artnamen „Schwanzloser Schweinefuß". Später nach Europa gekommene Stutzbeutler besaßen aber sämmtlich Schwänze, und zwar recht hübsche Schwänzchen von fünf Zoll Länge, und es zeigte sich also, daß der erste Mitbruder, welcher in die Hand der Forscher gekommen war, durch einen unglücklichen Zufall seines Schwanzes beraubt worden war. Gray änderte deshalb den Namen um und nannte das Thierchen nach seiner Hauptfärbung „castanotos" oder kastanienfarbig. Doch ist es nun einmal in der Wissenschaft gebräuchlich, den erst gegebenen Namen so viel als möglich festzuhalten, und so heißt der betreffende Beutler noch heutzutage der schwanzlose Stutzbeutler oder schwanzlose Schweinefuß.

Unser Thier erreicht etwa die Größe eines kleinen Kaninchens; seine Leibeslänge beträgt etwa 11 Zoll und die des rattenähnlichen Schwanzes 5 Zoll. Der lange, lockere, weiche Pelz ist auf der Oberseite braungrau, unten weiß oder gelblichweiß; die großen Ohren sind mit rostgelben, gegen die Spitze hin mit schwarzen Haaren bedeckt, die Vorderpfoten sind weißlich, die hinteren blaßroth; ihre große Zehe ist schmuzigweiß. Der Schwanz ist oben schwarz, an der Spitze und Unterseite aber bräunlichweiß.

So viel man bis jetzt erfahren hat, bewohnt der Stutzbeutler hauptsächlich Neusüdwales, und zwar die Ufer des Murray. Jene mit dürrem, schneidigen Grase bewachsenen Ebenen bilden seine Hauptaufenthaltsorte. Im Allgemeinen lebt er ganz wie der Beutelbachs. Er baut sich aber ein ziemlich künstliches Nest aus trockenem Grase und Blättern, unter dichten Sträuchern und Gras-

büscheln, möglichst verdeckt vor den Blicken, so daß selbst ein erfahrener Jäger Mühe hat, es aufzufinden. Seine Nahrung soll ein Gemisch verschiedener Pflanzenstoffe und Kerbthiere sein. Genaueres ist bis jetzt noch nicht über seine Lebensweise bekannt geworden.

* * *

Die vierte Familie enthält eine Reihe merkwürdiger, sehr verschieden erscheinender Thiere, welche man Kletterbeutelthiere, Flugbeutler oder Kusus (Phalangista) genannt hat. Der erste Name dürfte angemessener sein, als die übrigen und die Benennung „Beutelbilche", welche Einige auf die ganze Familie angewendet wissen wollen, weil nur eine Sippe den Bilchen und Hörnchen ähnlich sieht, wir auch in der Familie noch andere Erinnerungen an höher- oder tieferstehende Ordnungen wiederfinden. Die Kletterbeutelthiere sind im Ganzen kleine Thierchen, da die wenigen Arten, welche zwei Fuß Länge haben, eigentlich als Ausnahmen erscheinen. Ihre vorderen und hinteren Gliedmaßen sind von gleicher Länge und auch ziemlich regelmäßig gebaut, weil die vorderen und hinteren fünf Zehen haben. An der Hinterpfote ist die innere Zehe vergrößert und zu einem nagellosen und gegensetzbaren Daumen geworden; die zweite und dritte Zehe sind mit einander verbunden. Der Schwanz ist gewöhnlich ein Greifschwanz und als solcher oft sehr lang; bei einer Sippe fehlt er aber gänzlich. Der Kopf ist kurz und die Oberlippe, wie bei den Nagern, gespalten. Das Weibchen hat zwei oder vier Zitzen in einer Tasche. Das Gebiß, auf welches die Vereinigung der verschiedenen Sippen begründet ist, zeigt oben sechs an Größe sehr verschiedene, unten dagegen blos zwei sehr große Schneidezähne; die Eckzähne sind stumpf oder fehlen sogar; die Lückzähne sind stummelhaft geworden, die Backzähne endlich, von denen sich drei bis vier in jeder Reihe finden, haben viereckige Kronen mit verschiedenen Jochen und Hörnern. Zwölf bis dreizehn Rückenwirbel tragen Rippen, sechs oder sieben sind rippenlos. Das Becken besteht aus zwei kurzen Wirbeln; die Zahl der Schwanzwirbel steigt bis dreißig. Der Magen ist einfach und drüsenreich und der Blinddarm ganz außerordentlich lang. Im Gehirn fehlen alle oberflächlichen Windungen.

Die Kletterbeutelthiere bewohnen Australien und einige Inseln Südasiens. Sie sind sämmtlich Baumthiere und finden sich deshalb auch nur in Wäldern; blos ausnahmsweise steigen einige zur Erde herab, die meisten verbringen ihr ganzes Leben in den Kronen der Bäume. Fast sämmtliche Arten sind Nachtthiere oder schlafen wenigstens den größten Theil des Tages und erwachen nur vom Hunger getrieben auf kurze Zeit. Beim Eintritt der Dunkelheit kommen sie aus ihren Verstecken hervor, um zu weiden; denn Früchte, Blätter und Knospen bilden ihre Hauptnahrung: selbst die Arten, welche dem Fuchse oder entfernt dem Bären ähneln, sind Pflanzenfresser, und wohl nur zufällig nehmen Einzelne auch Vögel, Eier und Kerbthiere mit weg. Dagegen fressen Andere blos die jungen Blätter und Triebe oder graben den Wurzeln im Boden nach. Sie, die letzteren, sollen sich unterirdische Baue anlegen und in denselben während der kalten Jahreszeit schlafen. In ihren Bewegungen unterscheiden sich die Sippen wesentlich von einander. Die Einen sind langsam und äußerst vorsichtig und gehen mehr schleichend dahin, die Anderen zeichnen sich durch Lebendigkeit und Behendigkeit aus. Alle können vortrefflich klettern und Einige auch weite Sprünge ausführen. Der Greifschwanz und die Flughaut deuten schon von vornherein auf solche Fertigkeiten hin. Beim Gehen treten Alle mit der ganzen Sohle auf; beim Klettern suchen sie sich sämmtlich soviel als möglich zu versichern. Die Mehrzahl lebt gesellig oder hält sich paarweise zusammen. Einige werfen gewöhnlich zwei bis vier Junge, andere ein einziges, welches von der Mutter zärtlich geliebt und gepflegt und lange Zeit auf dem Rücken oder den Schultern getragen wird. Alle Kletterbeutelthiere sind sanfte, harmlose, furchtsame Geschöpfe. Wenn sie verfolgt werden, hängen sich manche mittelst des Schwanzes an einen Ast und verharren lange Zeit regungslos in dieser Stellung, jedenfalls um sich dadurch zu verbergen. Hierin zeigt sich die einzige Spur von Verstand, welche sie im Freileben offenbaren. In der Gefangenschaft bekunden sie zwar zuweilen eine gewisse Anhänglichkeit an ihren Wärter; doch die

meisten lernen ihn kaum kennen. Bei einiger Pflege halten fast alle längere Zeit in der Gefangenschaft aus. Ihre Ernährung verursacht durchaus keine Schwierigkeiten. Einzelne Arten werden, wenn sie zahlreich in die Pflanzungen einfallen, oft ziemlich schädlich, die Anderen nützen durch ihr Fell und ihr Fleisch, und so gleicht sich der Schaden, den sie anrichten, durch den Nutzen so ziemlich wieder aus.

Als die bewegungsfähigsten Kletterbeutler müssen wir wohl die Flugbeutelbilche (Belideus) ansehen. Sie zeigen in ihrer Gestalt eine so täuschende Aehnlichkeit mit den bekannteren Flugeichhörnchen, daß sie mit diesen verwechselt werden könnten, wenn nicht das Gebiß sie wesentlich von den Nagern unterschiede. Die behaarte Flug- oder Flatterhaut an den Seiten des Rumpfes zwischen den vorderen und hinteren Gliedmaßen ist jedenfalls ihr Hauptkennzeichen. Der Körper ist gestreckt, der Kopf klein, die Schnauze zugespitzt. Die Augen sind groß und vorstehend, die aufrechtgestellten Ohren zugespitzt. Der sehr lange Schwanz ist buschig, zuweilen auch zweizeilig behaart;



Das Zuckereichhorn oder das fliegende Eichhorn (Belideus sciureus).

der Pelz ist weich und fein. Keine Art erreicht zwei Fuß Leibeslänge; die meisten werden kaum einen Fuß lang. Der Bau des Gebisses, der Ohren, der Flughäute und des Schwanzes ordnen sie noch in kleinere Gruppen.

Als den bekanntesten Flugbeutelbilch darf man wohl das Zuckereichhorn oder das fliegende Eichhorn in Norfolk (Belideus sciureus) betrachten; denn aus dem Namen schon geht hervor, daß diese Art ein volksthümliches Thier geworden ist. Man kann nicht leugnen, daß der Name, welchen ihm die ersten Einsiedler gaben, passend gewählt ist, und auch die Wissenschaft hat Dies anerkannt, wie die lateinische Benennung beweist. Nicht blos in der Gestalt, sondern auch in der Größe ähnelt das Thier unseren Eichkätzchen, noch mehr dem Taguan oder dem sibirischen Flugeichhorn. Der gestreckte und schlanke Leib erscheint durch die Flughaut, welche sich zwischen beiden Beinen ausspannt, breiter, als er ist. Der Hals ist kurz und ziemlich dick, der flache Kopf endet in eine kurze und ziemlich spitze Schnauze; der Schwanz ist sehr lang, rundlich und schlaff und dabei sehr buschig. Die aufrecht-

stehenden Ohren sind lang, aber stumpfspitzig, die Augen groß und halbkugelförmig vorstehend. Die Beine sind kurz, die Zehen des Vorderfußes getrennt, die des Hinterfußes durch fast vollständige Verwachsung der zweiten und dritten Zehe und einen den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen ausgezeichnet. Dieser Daumen ist nagellos; alle übrigen Zehen dagegen sind mit sichelförmig gekrümmten Krallen versehen. Das Weibchen besitzt einen vollständigen Beutel. Der Pelz ist sehr dicht, außerordentlich fein und weich, die Flatterhaut ist behaart, und nur die Ohren sind auf der Innenseite nackt, auf der Außenseite dagegen wenigstens gegen die Wurzel mit Haaren bedeckt. Die ganze Oberseite des Leibes ist aschgrau, die Flatterhaut außen dunkelnußbraun und weiß eingefaßt, die Unterseite ist weiß mit schwachgelblichem Anfluge, gegen den Rand der Flatterhaut hin aber bräunlich. Ein rostbrauner Streifen zieht sich durch die Augen und verläuft gegen die Ohren hin, ein anderer Streifen läuft über den Nasenrücken, die Stirn und die Mittellinie des Rückens. Er ist vorn rostbraun, auf der Stirn aber lebhaft kastanienbraun. Der Schwanz ist an der Wurzel lichtaschgrau, an der Spitze aber schwarz. 8⅓ Zoll Leibeslänge, 9 Zoll Schwanzlänge und 3⅓ Zoll Höhe am Widerrist sind die wichtigsten Größen des Thieres.

Man findet das Zuckereichhorn hauptsächlich in Neusüdwales, auf Neu-Guinea, Norfolk und einigen anderen Eilanden. Es ist ein echtes Baumthier und, wie die meisten der ihm ähnlich gestalteten Geschöpfe, bei Nacht lebendig. Den ganzen Tag über verbirgt es sich in den dichtesten Baumkronen, wo es sich entweder eine Höhlung oder einen Gabelast aussucht und, zu einer Kugel zusammengerollt und gleichsam in seine Flatterhaut eingewickelt, dem Schlafe hingibt. Mit der Nacht beginnt seine Thätigkeit. Dann klettert es ganz mit der Gewandtheit eines Eichhorns auf den Bäumen umher und zwar immer von unten nach oben; denn von oben nach unten zu springt es mit Hilfe seiner Flatterhaut, welche es wie einen Fallschirm ausbreitet. Bei Tage erkennt man das Thier, welches man während der Nacht beobachtete, nicht wieder. Es scheint eher ein lebloses Wesen zu sein, als der behende Baumbewohner. Mürrisch und lichtscheu schläft es fast den ganzen Tag; nur gelegentlich wacht es auf, um Etwas zu fressen; wankend, unsicher bewegt es die Glieder, und ängstlich meidet es die Strahlen des ihm verhaßten, allbelebenden Lichts. Ganz anders zeigt es sich in einer jener klaren, zaubervollen Mondnächte seiner Heimat. Das Auge folgt überrascht seinem Treiben. Alle Bewegungen sind jetzt ebenso lebhaft, behend und gewandt, wie die des übermüthigsten Affen, wie die des erregtesten Eichhorns. Nur auf dem Boden ist es ziemlich tölpisch und schwankt hier unsicheren Schrittes dahin: aber es betritt die ihm fast feindliche Erde auch nur in der höchsten Noth, blos dann, wenn die Bäume gar zu weit von einander stehen, so weit, daß nicht einmal seine Flughaut die Brücke bilden kann. Es ist im Stande, außerordentlich weite Sprünge auszuführen und dabei die Richtung beliebig zu ändern. Schon wenn es aus einer Höhe von dreißig Fuß abspringen kann, ist es fähig, einen achtzig bis neunzig Fuß von ihm entfernten Baum zu erreichen. Aber es leistet noch ganz andere Proben seiner Geschicklichkeit. Am Bord eines an der Küste Neuhollands segelnden Schiffes befand sich ein Flugbeutler, welcher bereits so gezähmt war, daß man ihm gestatten durfte, frei auf dem Schiffe herum zu laufen. Das muntere Geschöpf, die Freude der ganzen Schiffsmannschaft, war hier so vertraut geworden, daß es bald auf den höchsten Mastspitzen, bald unten im Raum gesehen werden konnte. Eines Tages kletterte es bei heftigem Wehen nach seinem Lieblingsplatze, der Mastspitze, empor; aber man besorgte, daß es während eines seiner Sprünge vom Sturme erfaßt und in das Meer geschleudert werden möchte, und einer der Matrosen entschloß sich, seinen Liebling da oben herunter zu holen. Als er dem Thiere nahe auf den Leib rückte, suchte sich dieses der ihm widrigen Gefangennahme zu entziehen und vermittelst eines seiner herrlichen Luftsprünge das Deck zu erreichen. In demselben Augenblicke legte sich das Schiff, von einem heftigen Windstoß erfaßt, derart auf die Seite, daß aller menschlichen Berechnung nach der Flugbeutler in die Wellen geschleudert werden mußte. Man gab ihn bereits verloren: er aber wußte sich zu helfen. Mit einem Male änderte er durch eine geschickte Wendung seines vortrefflichen Steuerruders die Richtung seines Fluges und schoß, in großen Bogen sich drehend, weit aus nach vorn, glücklich das sichere Deck erreichend. Alle

Beobachter sind einstimmig in der Bewunderung dieser Flugbewegung und versichern, daß sie mit ebensoviel Zierlichkeit als Anmuth ausgeführt würde, und schwerlich ihres Gleichen haben könne. Ueberhaupt ist der Flugbeutler ein sehr nettes Thier; er ist durchaus harmlos, gutmüthig und sehr leicht zähmbar, dabei in der Nacht überaus lebendig, munter und lustig, nur leider immer etwas furchtsam. Während seines Schlafes bei Tage kann er von einem geschickten Kletterer leicht gefangen werden, zumal wenn sich Mehrere zu solcher Jagd verbinden; denn das Licht blendet ihn so, daß er, auch wenn er von seiner Flugesgabe Gebrauch macht, den ins Auge gefaßten Zweig verfehlt, und anstatt auf dem sicheren Baume, auf der Erde anlangt, wo ihn der Mensch sehr bald erreicht. Man findet ihn gar nicht selten in den Häusern der Ansiedler, welche ihn mit großer Sorgfalt pflegen. Er ist auch schon mehrere Male lebend nach Europa gebracht worden und hat dort viel Freude erregt. Sein Verstand ist gering, aber er ersetzt durch seine Lustigkeit und Heiterkeit, durch Sanftmuth und Zierlichkeit den Mangel an geistigen Fähigkeiten hinlänglich. Im Käfig springt er während der ganzen Nacht ohne Unterlaß umher und nimmt dabei oft die wunderlichsten Stellungen ein. Ohne große Mühe gewöhnt er sich an allerlei Kost, wenn ihm auch Früchte, Blätter, Knospen und Kerbthiere das Liebste bleiben, schon weil diese Dinge seiner natürlichen Nahrung entsprechen. Besonders gern frißt er den Honig der Eucalypten oder Gummibäume, und sicherlich bilden auch die Kerbthiere einen nicht unbedeutenden Theil seines Futters. Bei Gefangenen im Londoner Thiergarten hat man beobachtet, daß sie todte Sperlinge und Fleischstücken, die man ihnen brachte, sehr gern verzehrten, und deshalb glaubt man mit Recht, daß sie in der Nacht geräuschlos nach Art der Faulaffen an schlafende Vögel und andere kleine Thiere sich anschleichen und sie umbringen. In manchen Gegenden thun sie unter den Pfirsichen und Apfelsinen großen Schaden.

Die Geselligkeit ist bei dem Zuckereichhorn sehr ausgeprägt. Man findet in den Wäldern immer mehrere derselben Art vereinigt, obgleich es nicht scheint, als ob Eins das Andere besonders freundschaftlich und liebevoll behandle. In der Gefangenschaft befreundet es sich wohl auch mit anderen kleineren Thieren und zeigt selbst gegen den Menschen eine gewisse Anhänglichkeit. Ueber das Gefangenleben der Flugbeutler theilt uns Bennett Einiges mit. Er erhielt ein junges Weibchen des gelbbauchigen Beutelbilchs und brachte es mit sich nach Europa. „Obgleich noch jung," sagt er, „fand ich es doch sehr wild und garstig. Es spuckte, knurrte und schrie, wenn man es nahm und begleitete dabei jeden Ton mit Kratzen und Beißen. Die Nägel waren scharf und verursachten Wunden, wie die, welche Einem die Katzen beizubringen pflegen. Die kleinen Zähne dagegen waren nicht hinreichend, Etwas auszurichten. So viel ist sicher, daß ein Thier, welches in seiner frühen Jugend sich so wüthend geberdet, im Alter ein schlimmer Beißer sein muß. Nach und nach wurde mein Gefangener zahmer und litt, daß man ihn in die Hand nahm, ohne daß er kratzte und zubiß, wie erst. Auch leckte er die Hand, wenn man in ihr ihm Süßigkeiten reichte, welche er außerordentlich liebte, und erlaubte, daß man seine kleine Nase berührte und sein Fell untersuchte. Aber sowie es sich Jemand herausnahm, ihn beim Körper zu erfassen, wurde er außerordentlich wüthend und biß und kratzte in wildem Zorn, dabei sein schnurrendes, schnaubendes und spuckendes Knurren ausstoßend. Ruhiger war er, wenn man ihn beim Schwanze packte und ihn nicht zu lange hielt. Dabei breitete er seine Fallhaut aus, als wolle er sich vor einem Sturze sichern. In dieser Lage konnte man sein wundervolles Fell oben und unten viel besser als je in einer anderen Stellung sehen. Obgleich er zahm geworden war, schien er doch nicht die geringste Zuneigung gegen Die zu zeigen, welche ihn fütterten; denn er benahm sich gegen Fremde oder gegen die ihm bekannten Personen gleich gut oder gleich schlecht."

„Während des Tages lag er zu einem Ball zusammengerollt, seinen buschigen Schwanz über sich gedeckt, still und ruhig. Nur zuweilen wachte er auf und fraß ein wenig. Bei solchen Gelegenheiten erschien er halb blind oder bewies wenigstens deutlich, daß ihm das helle Tageslicht höchst unangenehm war. Aber in der Dämmerung des Abends und in der Nacht begann sein volles Leben und seine Thätigkeit. Dann war er ein ganz anderes Geschöpf. In seinem Käfig lief er oben und

unten herum, ruh- und rastlos klimmte er an den Stäben in die Höhe, ohne nur einen Augenblick stillzuhalten. Im Zimmer frei gelassen, kletterte er sofort auf die höchsten Stellen der Einrichtungsgegenstände, und je mehr er sich bewegen konnte, um so zufriedener und behaglicher schien er sich zu fühlen. Er erschien als das gerade Gegentheil des hilflosen Wesens, welches es bei Tage war. Nur einmal habe ich ihn auch während des Tages lebendig gesehen. Das war im Thiergarten zu London, wo ihm der düstere Himmel Londons wohl glauben lassen mochte, daß bereits die Nacht hereingebrochen wäre."

„Wir fütterten ihn mit Milch, Rosinen und Mandeln. Süßigkeiten aller Art, eingemachte Früchte sowohl als Zucker zog er allem Uebrigen vor. Die Früchte sog er aus, daß blos noch die Schale übrig blieb. Er bedurfte sehr wenig, wurde aber fett und befand sich sehr wohl."

„Eine Nacht entkam er seinem Gefängnisse, wurde aber am nächsten Tage in den höchsten Zweigen eines lustigen Weidenbaums gesehen, wo er sich in einer der Gabeln gemüthlich ausruhte. Ein Knabe mußte ihm nachklettern und fand ihn oben im tiefen Schlafe. Er näherte sich ihm, ohne gehört oder gesehen zu werden, ergriff ihn beim Schwanze und warf ihn etwa 60 Fuß tief von oben herab. Der Bilch breitete sofort seinen Fallschirm aus und kam wohlbehalten und gesund unten an, wo er augenblicklich wieder gefangen wurde. Oft sieht man ihn in seinem Käfig auf dem Rücken liegen, wenn er frißt, beim Trinken aber hält er das kleine Gefäß zwischen seinen Vorderfüßen und leckt wie eine junge Katze. Auf der Reise nach London konnten wir ihm glücklicherweise fortwährend Milch verschaffen, und so befand er sich stets wohl. Nach und nach war er so zahm geworden, daß ich ihn gelegentlich abends auf dem Deck herumlaufen lassen konnte. Dort spielte er mit sich selbst wie eine junge Katze und schien sich sehr zu freuen, wenn man ihn kraute. Doch auch jetzt noch ließ er sich ungern gefangen nehmen und spuckte und schnurrte augenblicklich nach der Hand, welche ihn aufnahm."

Ueber seine Fortpflanzung scheint noch Nichts bekannt zu sein, wenigstens finde ich in keinem der mir zugänglichen Werke darüber etwas Sicheres mitgetheilt.

Von den übrigen Flugbeutlern können wir uns noch zwei Arten zu genauerer Betrachtung auswählen, die größte und die kleinste. Erstere, das **Beuteleichhorn** oder der **Taguan** der Ansiedler (**Petaurus taguanoides**), wird gegenwärtig als Vertreter einer eigenen Sippe angesehen; doch begründen sich die Unterschiede blos auf die geringen Abweichungen im Gebiß und im Bau der Flughäute. Es finden sich oben sieben und unten sechs Backzähne in ununterbrochener Reihe, und die Flughaut reicht vorn bis zum Ellbogen, hinten bis an die Wurzel des Daumens. Der Taguan erreicht bis 20 Zoll Leibeslänge. Der Schwanz ist etwa körperlang, der Kopf ist klein, die Schnauze kurz und zugespitzt. Die Augen sind sehr groß und die Ohren breit und dicht, fast buschig behaart. An den Füßen finden sich starke, gekrümmte und scharfe Nägel. Der Pelz ist sehr lang und weich und am Schwanze buschig. In seiner Färbung ändert der Taguan vielfach ab. Gewöhnlich ist die Oberseite bräunlichschwarz gefärbt, der Kopf mehr bräunlich, die Flughaut weißlich gesprenkelt. Schnauze, Kinn und Pfoten sind schwarz, der Schwanz schwarz oder bräunlichschwarz, blässer an der Wurzel und gelblich an der Unterseite. Kinn, Kehle, Brust und Bauch sind weiß. Es gibt aber so viele Abänderungen in der Färbung, daß man kaum zwei Stück findet, welche vollkommen gleich gefärbt sind. Die braune Farbe des Felles geht bei dem einen in das dunkelste Braunschwarz über; bei dem anderen ist der ganze Pelz grau, ebensowohl auf der Oberseite als auf der Flughaut, und nicht selten findet man auch sehr schöne Weißlinge. Unter allen Umständen bleiben die Unterseite und die Innenseite der Glieder reinweiß.

Der Taguan bewohnt Neuholland, zumal die großen Wälder zwischen **Port Philipp** und **Moreton-Bay** und soll dort häufig sein, obgleich man ihn nur sehr selten in der Gefangenschaft oder getödtet in den Händen der Eingeborenen sieht. Er ist, wie alle seine Verwandten, ein Nacht-

geist, welcher sich bei Tage in die Höhlungen der großen, abgestorbenen Bäume verbirgt und dort schlafend den Tag verbringt. Hier ist er gesichert vor jedem seiner Feinde, mit alleiniger Ausnahme des immer hungrigen und immer wachsamen Eingeborenen von Neusüdwales, dessen Auge ohne Unterlaß umherschweift, um etwas Eßbares zu finden, und dessen Verstand gerade hinreicht, um nach den geringfügigen Spuren, die der Taguan hinterläßt, seinen Schlafplatz aufzufinden. Ein leichter Ritz in der Rinde des Baums, einige Haare am Rande der Oeffnung, in welche das Thier eingetreten ist, berichten den dunklen Mann mit derselben Sicherheit über die ihm willkommene Beute, als wenn er sie selbst in ihre Wohnung hätte treten sehen. Er ist geübt genug, um aus den Anzeigen zu erkennen, ob die Höhlung im Baume frisch besucht oder schon vor längerer Zeit benutzt wurde. Sobald die Anzeigen versprechend sind, ersteigt er den Baum fast mit derselben Schnelligkeit, mit welcher ein Affe klettert, untersucht durch Klopfen, dessen Schall die Tiefe der Höhlung verkündet, wo das Thier liegt, und arbeitet sich auf eine oder die andere Weise bis zu dem schlafenden Taguan durch, faßt ihn am Schwanze, zieht ihn so schnell hervor, daß er nicht Zeit



Das Beuteleichhorn oder der Taguan (Petaurus taguanoides).

findet, von seinen Krallen oder Zähnen Gebrauch zu machen, schwingt ihn einmal im Kreise herum, zerschmettert ihm die Hirnschale durch einen kräftigen Schlag gegen den Stamm und wirft ihn als Leiche auf den Boden. Es ist besonders auffallend, daß der Taguan seine Höhle auch dann nicht verläßt, wenn er durch den Schall der Axthiebe erweckt wird, welche zu seinem Schlafplatze den Weg bahnen sollen. Wahrscheinlich ist der Schreck über den ungewünschten Besuch so groß, daß er dem Thiere alle Besinnung raubt. Dagegen vertheidigt er sich, falls er gefaßt wird, mit seinen starken, scharfen und gekrümmten Nägeln so vortrefflich, daß es unbedingt nöthig ist, ihn in der angegebenen Weise zu packen und schnell zu tödten, um bedeutenderen Verletzungen zu entgehen. Man versichert, daß der Taguan gereizt ein verzweifelter Kämpfer sei und seine Zähne fast ebensogut zu gebrauchen verstände, wie seine Klauen. Das Fleisch gilt als ein Leckerbissen, und da das Thier eine ziemliche Größe erreicht, jagt man ihm des Bratens wegen eifrig nach, und zwar betheiligen sich an dieser Jagd die Weißen ebensowohl, als die schwarzen Ureinwohner des Landes. Ohne Hilfe der Letzteren dürfte jedoch der Weiße selbst nicht in die Lage kommen, das geschätzte Fleisch zu verspeisen; denn zu der Jagd des Thieres gehört eben die von Kindheit an ausgebildete Jagdfertig-

keit der Schwarzen, ihr scharfes Auge und ihre geschickte Hand. Und deshalb sind auch alle Jäger oder Reisenden stets von einer Bande jener Naturmenschen begleitet.

Wenn der Taguan vollständig erwacht ist, zeichnet er sich durch Gewandtheit, Behendigkeit und Sicherheit der Bewegung vor allen übrigen Gattungsverwandten aus. Er fliegt förmlich von einem Zweig zum anderen, springt über bedeutende Entfernungen weg, klettert ungemein rasch wieder zu einem neuen Wipfel empor und geht so weiter von Baum zu Baum, von Krone zu Krone. Sein langes, weiches und seidenglänzendes Haar wellt bei diesen Sprüngen, und das blasse Mondlicht legt sich wahrhaft zauberhaft auf das Fell, dessen Glätte den Schimmer in eigenthümlicher Weise wiederspiegelt.

Die Nahrung des Taguan besteht in Blättern, Knospen, jungen Zweigen und vielleicht auch Wurzeln. Selten steigt unser Flugbeutler zur Erde nieder, um da zu weiden; gewöhnlich betritt er den Boden blos dann, wenn er von einem sehr entfernten Baume zu einem anderen wandern will. Die Gefangenschaft soll er ohne Schwierigkeiten längere Zeit aushalten; doch glückt es nur äußerst selten, ihn zu erlangen, und europäische Reisende haben schon vergeblich ziemlich bedeutende Summen geboten, um seiner habhaft zu werden.

Auch der Zwerg unter den Flugbeutlern, die fliegende **Maus** (Acrobates pygmaeus) wird als



Die fliegende Maus (Acrobates pygmaeus)

Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet. Sein Zahnbau ist gewissermaßen umgekehrt der des vorhergehenden. Er hat oben sechs und unten sieben Backzähne. Die Ohren sind mäßig behaart, die breite Flughaut reicht bis zur Handwurzel herab, der Schwanz ist zweizeilig. Das niedliche Thierchen hat ungefähr die Größe unserer gemeinen Maus, und wenn es so auf einem Aste sitzt, die dehnbare Flughaut an den Leib gelegt, sieht es unseren niedlichen und verhaßten Nagern täuschend ähnlich. Seine ganze Länge übertrifft kaum sechs Zoll, davon kommt ein wenig mehr als die Hälfte auf die Leibeslänge und das Uebrige auf den Schwanz. Der kurze, weiche Pelz ist oben graubraun, unten gelblichweiß gefärbt; die Augen sind schwarz umringelt, die Ohren vorn dunkel, hinten weißlich; der Schwanz ist oben braungrau, unten lichter. Beide Hauptfarben des Leibes sind scharf von einander geschieden, wie es auch auf unserer Abbildung sich zeigt. Im Sitzen legt sich die Flughaut faltig an den Leib an und wird so zu einem ganz besonderen Schmucke der „Opossummaus“. Das zarte Weiß am unteren Rande erscheint dann wie ein geschmackvoller Spitzensaum an dem Mantel, welcher auf den Schultern des Thieres liegt. Der Schwanz zeichnet sich durch zweizeilige, feder-

bartartige Behaarung aus, wie wir Dies bei tiefer stehenden Thieren noch öfters zu bemerken haben werden.

Der Zwergflugbeutler nährt sich, wie seine übrigen Verwandten, von Blättern, Früchten, Knospen und anderen zarten Pflanzentheilen, verschmäht aber auch ein kleines Kerbthier nicht, falls er dieses zufällig entdeckt. An Lebendigkeit und Beweglichkeit steht er seinen übrigen Verwandten kaum nach, und in der Fähigkeit, große Entfernungen mit Hilfe der ausgebreiteten Flughäute zu überspringen oder zu überfliegen, wird er nur von wenigen übertroffen.

Man sagt, daß das Thierchen sehr beliebt sowohl bei den Eingeborenen, als bei den Eingewanderten in der Nähe von Port Jackson sei und häufig zahm im Bauer gehalten werde; doch fehlen zur Zeit leider noch genauere Berichte ebensowohl über das Leben und Wesen der Gefangenen, als über das Freileben, die Fortpflanzung und Kinderzucht dieses schmucken Geschöpfes.

In den Wäldern von Amboina, Banda und Neu-Guinea, vielleicht auch auf Timor und Neu-Irland haust eine ganz eigenthümliche Sippe unserer Familie, deren uralten Landesnamen auch wir zu ihrer Bezeichnung angenommen haben. Es sind dies die **Kusus** oder **Kuskuten** (Cuscus), große Kletterbeutelthiere von ziemlich plumper Gestalt, deren Schwanz nur an der Wurzelgegend behaart, an der Endhälfte aber nackt und warzig ist, mit kurzen Ohren, senkrecht gestellten Augensternen und dichtem, mehr oder weniger wolligem Pelz, in ihren Bewegungen wie in ihrem geistigen Wesen langsame und träge Geschöpfe. Die Mitglieder der kleinen Gruppe sind uns schon seit längerer Zeit bekannt geworden, ohne daß wir in der Neuzeit sicherere und ausführlichere Nachrichten über sie erhalten konnten. Unser Bild stellt den **gefleckten Kuskus** (Cuscus maculatus) dar, ein Thier von Katzengröße, d. h. von 2 Fuß Leibeslänge und etwas über $1\frac{1}{3}$ Fuß Schwanzlänge, mit dichtem, wolligen Pelz, welcher in der Färbung vielfach abändert. Im Alter ist er gewöhnlich weiß mit gelblichem oder graulichem Anfluge und durch große, unregelmäßige, tiefbraune oder schwarze Flecken ausgezeichnet, welche auf der Außenseite der Beine verschwimmen; in der Jugend sind die Flecken lichter und in der Kindheit grau. Die Unterseite ist immer ungefleckt und reinweiß; die Füße sind rostfarben, der Schwanz ist weiß und nur seltener gefleckt. Gesicht und Stirn sind bei alten Thieren lebhaft gelb, bei jüngeren rostgelb. Die Ohren sind oft weiß und die nackten Theile röthlich. In der Färbung kommen große Abweichungen vor. Das Fell ist weich und seidenartig und trotz seiner Zartheit ein gesuchter Stoff zur Ausfütterung von Kleidern und Mänteln.

Wir verdanken die ersten Nachrichten über das Leben des Thieres dem Holländer **Valentyn**. Er erzählt, daß auf Amboina unter dem Geschlecht der Wiesel der **Kuskus** oder **Kusu**, wie ihn die Malaien nannten, eines der seltsamsten wäre. „Der Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einer Ratte oder mit einem Fuchse. Der Pelz ist feindicht, wie bei einer Katze, doch wolliger und von Farbe roth und grau, fast wie beim Hasen. Einige sind röthlich, einige auch weiß. Die Weibchen sind meistentheils grau, die großen haben rothe Augen u. s. w. Die großen Arten sind sehr bös und gefährlich; sie sind im Stande, wenn sie auf einem Baume sitzend von Jemand am Schwanze gehalten werden, den Mann in die Höhe zu ziehen und dann auch gehörig fallen zu lassen. Auch wehren sie sich mit ihren scharfen Klauen, welche unten nackt sind, fast wie bei einer Kinderhand, und bedienen sich derselben wie ein Affe; dagegen vertheidigen sie sich nicht mit den Zähnen, obschon sie recht gut mit denselben versehen sind. Das Ende des Schwanzes ist nackt und krumm, damit halten sie sich so fest an den Zweigen, daß man sie nur mit genauer Noth abziehen kann. Sie wohnen auch auf den Molukken, nicht in Gängen, wie die westindischen Wiesel, sondern in Wäldern, auf Bäumen, besonders wo es Holzsamen gibt. Auf **Ceram** und **Bulo** gibt es mehr, als auf Amboina, weil sie hier die Menschen scheuen, welche sie in eigenthümlicher Weise fangen, um sie zu essen; denn sie sind ein Leckerbissen für die Eingeborenen und schmecken gebraten wie die Kaninchen. Aber die Holländer mögen sie doch nicht. Man muß die am Schwanze Aufgehangenen starr ansehen, da lassen sie aus Furcht den

Schwanz los und stürzen vom Baume. Aber nur gewisse Leute besitzen die Eigenschaft, die Kuskus von den Bäumen „herabzusehen“. Die Thiere springen von einem Baume zum anderen, wie die Eichhörnchen, und machen dann den Schwanz krumm wie einen Haken. Sie hängen sich an Zweige an, damit sie um so besser die Früchte erreichen können, welche sie fressen. Grüne Blätter, die äußere Schale der Canari-Nüsse, Pisang und andere saftige Früchte werden von ihnen gefressen. Dabei setzen sie sich wie die Eichhörnchen. Wenn sie auf der Erde herumgehen und überrascht werden, sind sie in einem Augenblicke auf dem Baume. Aengstigt man sie, so harnen sie vor Schrecken. Zwischen den Hinterfüßen befindet sich ein Beutel, worin zwei bis vier Junge aufbewahrt werden, welche so fest an den Saugwarzen hängen, daß beim Abreißen Blut fließt. Fast jedes Weibchen, welches man findet, hat Junge im Sacke; sie müssen mithin immer trächtig gehen.“

Später berichten uns Lesson und Garnot, welche die Kusus in Neu-Irland trafen: „Die Eingeborenen brachten täglich eine ganze Menge lebendig ans Schiff. Sie hatten ihnen die Beine gebrochen und ein Stück Holz ins Maul gesteckt, wahrscheinlich um das Beißen zu verhindern. Ihren



Der gefleckte Kuskus (Cuscus maculatus).

Erzählungen nach verriethen sich die Thiere durch ihren Gestank und würden dann durch Anstarren mit den Augen gebannt, und wenn sie aus Ermüdung den Schwanz losließen und herunterfielen, gefangen. Die Eingeborenen sollen das fette Fleisch ungemein lieben; sie weiden die Gefangenen aus und braten sie mit Haut und Haaren auf Kohlen. Halsschnüre, Gürtel und Verzierungen der Waffen, oft von Klafterlänge, werden aus den Zähnen des Kuskus bereitet.“

Quoy und Gaimard erzählen, daß der gefleckte Kuskus, welchen unsere Abbildung darstellt, in Indien die Faulthiere Amerikas vorzustellen scheine. Er sei eben so stumpf und bringe den größten Theil seines Lebens in der Dunkelheit zu. Von dem Lichte belästigt, steckt er den Kopf zwischen die Beine und verändert diese Lage blos dann, wenn er fressen will; dabei beweist er eine große Begierde, so stumpf er sonst auch ist. In den Wäldern nähren sie sich von würzigen Früchten; in der Gefangenschaft fressen sie, wenn ihnen Pflanzennahrung mangelt, auch rohes Fleisch. Das Betragen in der Gefangenschaft ist ebensowenig angenehm, wie ihr Ansehen. Sie sind langsam und still, schläfrig und grämlich, fressen gierig und saufen sehr viel. Sie vertragen sich schlecht mit ihres Gleichen, wenigstens wenn man mehr als zwei in einen Käfig thut, hauen oft unter

Knurren und gellenden Schreien auf einander los, pfauchen wie die Katzen, zischen, zwicken und reißen einander große Stücken ihrer dünnen und zarten Haut aus, während sie sich balgen. Die Haut ist allerdings so dünn, daß sie losgeht, wenn man sie mit Gewalt am Pelze wegziehen will, während sie sich an ihren scharfen Krallen festhalten, und bei ihrer Störrigkeit lassen sie auch dann nicht los, wenn ihnen der Pelz in Fetzen vom Leibe gerissen wird. Während des Tages sehen die großen, carminrothen Augen, deren Stern auf einen schmalen Spalt zusammengezogen ist, eigenthümlich dumm und blöde aus; in der Nacht leuchten sie wie die anderer echter Nachtthiere: dann erinnern sie in vieler Hinsicht an die Faulaffen oder Loris Ostindiens. Wenn sie nicht fressen oder schlafen, lecken sie sich an den Pfoten oder am Schwanze; einen anderen Zeitvertreib scheinen sie nicht zu kennen. Die Thiere heißen übrigens blos auf Amboina Kuskus; in Neuholland nennt man sie Gebun, auf Waigiu Rambawe oder Schamscham, und wahrscheinlich führen sie auf jeder Insel einen besonderen Namen.

Auf diese Angaben scheinen sich die Nachrichten über diese Thiere zu beschränken. Es sind wiederum einmal die Alten, von denen wir etwas Genaueres wissen; die neuzeitlichen Forscher achten leider gewöhnlich eine genaue Beschreibung der Zähne, Krallen und Haare, welche ebensogut in Europa gemacht werden kann, als in der Heimat eines Thieres, für viel wichtiger, als eine Schilderung des Lebens. Wir finden bei fast sämmtlichen neueren Reisenden, daß sich der Mensch immer mehr und mehr von der Natur entfremdet!

Unter den Uebrigen unserer Familie dürften die eigentlichen Kusus (Phalangista) die beachtenswerthesten sein. Einen deutschen Namen haben wir für diese Thiere nicht, die einheimischen Namen sind so ungefüge, daß wir sie auch nicht brauchen können, und so müssen wir schon mit der wissenschaftlichen Benennung, welche so viel als „geschlossene Zehe“ bedeutet, vorliebnehmen.

Die Phalangisten erscheinen gleichsam als Mittelglieder zwischen gewissen Raubthieren und gewissen Nagern; die Einen ähneln den Mardern, die Anderen den Füchsen und doch auch wieder den Eichhörnchen in gleichem Maße. Man würde in Verlegenheit kommen, sie unterzubringen, wenn nicht der Beutel ihre Einreihung in unsere Ordnung bestimmte. Als ihr wissenschaftliches Kennzeichen gilt, daß die zweite und dritte Zehe der Hinterfüße bis zum Nagelglied mit einander verwachsen sind. Die Vorder- und Hinterfüße sind fünfzehig; der Daumen der letzteren ist den übrigen Zehen gegensetzbar; der Schwanz ist ein langer und buschiger Greifschwanz, welcher, wie bei einigen Affen, nur am unteren Ende kahl ist. Das Gebiß erscheint als ein echtes Mittelding zwischen dem eines Raubthieres und dem eines Nagers. Die Schneidezähne sind nagerartig verlängert; aber es finden sich auch Eck- und Lückzähne, sowie mehrere Mahlzähne in jeder Reihe. Die wenigen Arten leben in Neuholland und den benachbarten Inseln, auch auf den Molukken und sind träge und nächtliche, ruhige und stumpfe Geschöpfe, welche die Waldungen bewohnen und ein Baumleben führen. Eine der bekanntesten Arten ist der Fuchskusu (Phalangista vulpina), ein Thier von Wildkatzengröße, welches den zierlichen Bau unseres Eichhörnchens mit der Gestalt des Fuchses zu vereinigen scheint. Die Leibeslänge beträgt 2 Fuß und die des Schwanzes 17 Zoll. Bennet gibt $2\frac{1}{4}$ Fuß für die Gesammtlänge an. Der Leib ist lang und gestreckt, der Hals kurz und dünn, der Kopf verlängert, die Schnauze kurz und zugespitzt, die Oberlippe tief gespalten. Aufrechtstehende, mittellange und zugespitzte Ohren, seitig gestellte Augen mit länglichem Stern, nackte Sohlen, platte Nägel an den hinteren Daumen und stark zusammengedrückte sichelförmige Krallen an den übrigen Zehen, ein unvollkommener, nur durch eine flache Hautfalte gebildeter Beutel beim Weibchen und ein dichter und weicher Pelz aus seidenartigem Wollhaar und ziemlich kurzem, steifen Grannenhaar bestehend, kennzeichnen das Thier noch außerdem. Die Farbe der Oberseite ist bräunlichgrau mit röthlich fahlem Anfluge, welcher hier und da stark hervortritt, die Unterseite ist lichtockergelb, am Unterhals und der Brust meist rostroth; der Schwanzrücken und die Schnurren sind schwarz, die innen nackten Ohren

sind auf der Außenseite lichtockergelb, am inneren Rande schwarzbraun behaart. Der Schwanz ist größtentheils schwarz. Junge Thiere sind lichtaschgrau mit Schwarz gemischt, unten aber wie die Alten gefärbt. Außerdem kommen viele Abänderungen vor.

Der Fuchskusu bewohnt Neuholland und Vandiemensland und ist eines der häufigsten aller australischen Beutelthiere. Wie die Vorigen lebt er ausschließlich in Wäldern auf Bäumen und führt eine durchaus nächtliche Lebensweise; er kommt sogar erst eine oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang aus seinen Verstecken hervor. So ausgezeichnet er auch klettern kann und so vortrefflich er zu solcher Bewegung ausgerüstet ist, so träge und langsam erscheint er im Vergleich zu anderen ähnlich gebauten Thieren, zumal zu den Eichhörnchen. Der Greifschwanz muß tüchtig herhalten; denn das Thier macht eigentlich keine einzige Bewegung, ohne sich vermittelst dieses ihm unentbehrlichen Werkzeugs vorher gehörig zu versichern. Auf ebenem Boden soll er noch viel langsamer sein, als auf den Bäumen. Die Nahrung des im ganzen sehr harmlosen Thieres besteht größtentheils aus Pflanzenstoffen; jedoch verschmäht es ein kleines Vögelchen oder ein anderes schwaches Wirbelthier keineswegs. Seine Beute quält der ungeschickte Räuber nach Marderart erst längere Zeit, reibt und dreht



Der Fuchskusu (Phalangista vulpina).

sie wiederholt zwischen seinen Vorderpfoten herum und hebt sie endlich mit denselben zum Munde, öffnet mit dem scharfen Gebiß die Hirnschale und frißt zunächst das Gehirn aus. Dann erst macht er sich über das Uebrige her. Wie der Fuchskusu im Freien Thiere überrumpelt, hat man nicht beobachten können; man nimmt aber an, daß er durch dieselbe Vorsicht und die Lautlosigkeit der Bewegung, welche die Lemuren oder Faulaffen auszeichnet, zum Ziele kommt. Seine Trägheit soll so groß sein, daß er ohne besondere Schwierigkeiten von einem einigermaßen geübten Kletterer gefangen werden kann. Sobald er Gefahr merkt, hängt er sich mit seinem Schwanze an einen Ast oder Zweig auf und verharrt, um nicht entdeckt zu werden, lange Zeit in dieser Stellung, hierdurch oft genug den Blicken seiner Verfolger entgehend. Wird er aber aufgefunden, so weiß er kaum der ihm drohenden Gefahr zu entrinnen, und auch bei ihm gilt dann das „Vom-Baume-Sehen".

Die Eingeborenen stellen ihm eifrig nach und betrachten sein Fleisch, trotz des üblen kampferartigen Geruches, welchen es von sich gibt, als einen vorzüglichen Leckerbissen. Sie wissen auch sein Fell vielfach zu verwenden. Einen aus demselben gefertigten Ueberwurf tragen sie mit der-

selben Befriedigung, wie wir einen Zobel- oder Edelmarderpelz. In der That gibt das weiche, wollige Fell ein vortreffliches Pelzwerk; Sachkenner haben sich anerkennend darüber ausgesprochen, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, den Fuchskusu später mit unter den Pelzthieren aufgeführt zu finden. Die Eingeborenen kennen bis jetzt nur eine sehr einfache Zubereitungsart dieser Felle. Sie breiten den Balg, nachdem sie ihn abgezogen haben, mit der Haarseite nach unten auf dem Boden aus, pflöcken ihn ringsum fest und bearbeiten ihn mit einer Muschelschale, bis er ihnen den nöthigen Grad von Geschmeidigkeit erlangt zu haben scheint; dann heften sie ihn vermittelst eines zugespitzten Knochens, in welchen sie die zerspaltene Sehne eines Eichhorns eingefädelt haben, zusammen und bereiten sich so eine Art von Mantel, in welchem sie gar stolz einhergehen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie, wie die Innerafrikaner es auch thun, gewisse gerbstoffhaltige Pflanzen, Rinden oder Schoten anwenden, um die Felle noch besonders zu gerben. Jedenfalls ist dieser Nutzen, welchen das Thier gewährt, die Hauptursache seiner eifrigen Verfolgung; denn der Schaden, welchen es in seiner Heimat anrichtet, ist natürlich nicht von Belang.

Das Weibchen bringt blos zwei Junge zur Welt und trägt diese längere Zeit mit sich im Beutel und später wohl auch auf dem Rücken herum, bis die Kleinen der mütterlichen Pflege entbehren können. Man zähmt sie ohne Mühe. In neuerer Zeit kommen sehr viele lebende Fuchskusus nach Europa. Jeder Thiergarten besitzt einige. Die Gefangenen zeigen sich sanft und friedlich d. h. versuchen nicht, zu beißen, sind aber so dumm, theilnahmslos und träge, daß sie nur wenig Vergnügen gewähren. So lange es hell ist, suchen sie sich den Blicken soviel als möglich zu entziehen, vergraben sich tief in das Heu und verbergen sich in anderen Schlupfwinkeln, rollen sich zusammen, legen den Kopf zwischen die Beine, schmiegen das Gesicht an den Bauch und verschlafen so den ganzen Tag, wie die Faulaffen. Stört man sie in ihrem Schlafe, so sind sie äußerst mürrisch und übellaunig und ziehen sich baldmöglichst wieder in ihr Versteck zurück. Erst nach völlig eingetretener Nacht, im Sommer selten vor elf Uhr abends, werden sie munter, und dann sind sie sehr lebendig. Man ernährt sie ohne Mühe mit Milchbrot, Fleisch, Früchten und Wurzeln, hält sie auch leicht in einem nicht allzukleinen Käfig, doch darf derselbe nicht zu schwach sein; denn sie nagen sich ziemlich leicht durch. Zwei gefangene Fuchskusus unseres Thiergartens zerbissen zolldicke Gitterstäbe, zwei andere die Breterwand ihres Käfigs und entflohen. Ein großer Reisighaufen in der Nähe ihres früheren Aufenthaltes bot ihnen Zuflucht. Nachts liefen sie im Garten und dem zu diesem gehörigen Gehöft umher oder kletterten auf dem Gehege und nahestehenden Bäumen auf und nieder. Der eine der Entflohenen wurde wieder eingefangen und rief nun allabendlich mit lautem „Kuk, kuk, kuk“ nach seinem Gefährten. Dieser pflegte dem Rufe zu folgen, vermied aber sehr vorsichtig die ihm gestellten Fallen. So trieb er sich vierzehn Tage lang im Garten umher, holte sich jede Nacht das für ihn bereitgestellte Futter und verschwand wieder. Endlich versah er sich und büßte Dies mit der Freiheit.

Ein Weibchen, welches unterwegs ein Junges erhalten hatte und in unseren Besitz kam, behandelte dieses mit großer Zärtlichkeit, hielt es Tag und Nacht in seinen Armen und lebt noch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, mit dem inzwischen erwachsenen Sproß im tiefsten Frieden.

Höchst wahrscheinlich werden sich Fuchskusus bei uns fortpflanzen; doch fehlen mir hierüber noch Beobachtungen.

Unangenehm werden die Gefangenen dadurch, daß sie einen kampferähnlichen Geruch verbreiten, welcher im geschlossenen Raume sehr empfindlich sein kann.

Die letzte Sippe macht uns mit einem der merkwürdigsten aller Beutelthiere bekannt, mit dem **Koala** oder **Australischen Bären** (Phascolarctus cinereus), der einzigen Art seines Geschlechts. Das Thier ist in mehrfacher Hinsicht sehr ausgezeichnet. Sein Leib ist gedrungen, der Kopf sehr dick, kurzschnauzig, mit großen, buschig behaarten Ohren; der Schwanz fehlt; die Pfoten sind vorn und hinten fünfzehig und wahre Greiffüße. An den vorderen sind die beiden inneren Zehen den drei

anderen entgegensetzbar; die Hinterfüße haben einen starken, nagellosen, aber ebenfalls gegensetzbaren Daumen und in der Größe sehr ungleiche Zehen, welche mit scharfen, langen und gekrümmten Nägeln bewaffnet und somit zum Klettern ganz geeignet sind. Im Gebiß fallen die sehr ungleichen, oberen Schneidezähne, unter denen der erste der größte und stärkste ist, die kleinen Eckzähne und die vier Mahlzähne mit mehreren Höckern auf.

Der wissenschaftliche Name, welcher „Beutelbär" bedeutet, ist bezeichnend; denn wirklich hat der Koala in der Gestalt wie in seinem Gange und in der ganzen Haltung große Aehnlichkeit mit einem jungen Bären. Er ist ungefähr so groß, wie ein Vielfraß, 2 Fuß lang und am Widerrist einen Fuß hoch. Der Gesammteindruck ist ein eigenthümlicher, hauptsächlich wegen des dicken Kopfes mit den merkwürdigen, rauch behaarten, weit aus einander stehenden, kleinen Ohren, den lebhaften Augen und der breiten und stumpfen Schnauze. Aber auch der übrige Leibesbau bietet viel Auffälliges dar. Vor allem ist es der Fußbau, welcher Beachtung verdient. Die Zehen der Vorderfüße sind nämlich wie bei dem Chamäleon in zwei Bündel getheilt, und die Hinterfüße durch die Ver-



Der Koala oder Australische Bär (Phascolarctus cinereus).

wachsung der zweiten und dritten Zehe sehr merkwürdig. Der Schwanz besteht aus einem warzenartigen Höcker, welcher leicht übersehen werden kann. Die Behaarung ist sehr lang, fast zottig und dicht, dabei aber fein, weich und wollig. Das Gesicht ist längs des Nasenrückens und von der Schnauze bis zu den Augen beinahe nackt; um so dichter ist die Behaarung der Außen- und Innenseite der Ohren und die des übrigen Leibes. Die Färbung der Oberseite ist röthlichaschgrau, die der Unterseite gelblichweiß; die Außenseite der Ohren ist schwarzgrau.

Neusüdwales und zwar die südwestlich von Port Jackson gelegenen Wälder sind die Heimat des Beutelbären. Er ist nirgends häufig und deshalb auch noch ziemlich unbekannt. Paarweise, mit seinem Weibchen, klettert er auf den höchsten Bäumen herum mit einer Langsamkeit, welche ihm auch schon den Namen „australisches Faulthier" eingetragen hat. Was ihm aber an Schnelligkeit abgeht, ersetzt er reichlich durch die unglaubliche Sorgsamkeit und Sicherheit, mit welcher er klettert, und so ist er fähig, selbst auf den äußersten Aesten herumzuschleichen. Nur höchst selten und jedenfalls blos gezwungen durch den Mangel an Weide, verläßt er die Baumkronen und wandert über dem Boden womöglich noch langsamer, träger und unbehilflicher zu einem anderen Baume, der ihm neue Nah-

rung verspricht. Er ist ein halb nächtliches Thier, wenigstens verschläft er die größte Helle und Hitze des Tages tief versteckt in den Kronen der Gummibäume, welche seinen bevorzugten Aufenthalt bilden. Gegen Abend beginnt er seine Mahlzeit. Ruhig und unbehelligt von den übrigen Geschöpfen der Wildniß, weidet er äußerst ruhig und gemächlich die jungen Blätter und Schößlinge der Aeste ab, indem er sie mit den Vorderpfoten festhält und mit seinen Schneidezähnen abbeißt. In der Dämmerung steigt er wohl auch zuweilen auf die Erde herab und wühlt dann im Boden nach Wurzeln herum, welche ein bevorzugter Leckerbissen für ihn zu sein scheinen. In seinem ganzen Wesen und Treiben offenbart er eine seltene, würdige Ruhe oder, um richtiger zu sagen, eine mehr als gewöhnliche Stumpfheit. Man nennt ihn ein überaus gutmüthiges und friedliches Thier im vollsten Gegensatz zu seinem fast Furcht einflößenden Aussehen. Er ist nicht so leicht in den Harnisch zu bringen und geht schweigsam seinen Geschäften nach, unbekümmert um das Treiben der bösen Welt. Höchstens dann und wann läßt er seine Stimme vernehmen, ein dumpfes Gebell, welches blos, wenn er sehr hungrig ist oder hartnäckig gereizt wird, in ein gellendes, schrillendes Geschrei übergeht. Bei großem Zorne kann es wohl auch vorkommen, daß er eine wilddrohende Miene annimmt, und dann funkeln auch die lebhaften Augen böswillig dem Störenfried entgegen. Aber es ist nicht so schlimm gemeint: er denkt kaum daran, zu beißen oder zu kratzen.

Stumpfsinnig wie er ist, läßt er sich ohne große Mühe fangen und fügt sich gelassen in das Unvermeidliche, somit auch in die Gefangenschaft. Hier wird er nicht nur bald sehr zahm, sondern lernt auffallender Weise auch rasch seinen Pfleger kennen und gewinnt sogar eine gewisse Anhänglichkeit an ihn. Man füttert das Thier mit Blättern, Wurzeln u. dgl. Seine Speisen führt es mit den Vorderpfoten zum Munde, wobei es sich auf das Hintertheil setzt, während es sonst die Stellung eines sitzenden Hundes annimmt.

So viel man weiß, wirft das Weibchen blos ein Junges. Es schleppt dieses, nachdem es dem Beutel entwachsen, noch lange Zeit mit sich auf dem Rücken oder den Schultern herum und behandelt es mit großer Sorgfalt und Liebe. Das Junge klammert sich fest an den Hals der Mutter an und sieht theilnahmlos in die Welt hinaus, wenn die Alte mit anerkennenswerther Vorsicht in den Kronen der Bäume umherklettert.

Die Europäer kennen den Koala erst seit dem Jahre 1803. Die Eingeborenen, welche ihn Goribun nennen, haben ihn von jeher als ein geschätztes Jagdthier betrachtet. Sie verfolgen ihn seines Fleisches wegen mit großem Eifer und zwar kletternd, wie er, auf den Bäumen. Einen Koala jagend, lassen sie es sich nicht verdrießen, an den schlanken, 40 bis 50 Fuß hohen Stämmen emporzuklimmen und in der Krone des Baumes eine Verfolgung zu beginnen, welche einem kletternden Affen Ehre machen könnte. So treiben sie das Thier bis zu dem höchsten Aste hinauf und werfen es von dort aus ihren Gefährten herab oder schlagen es mit Keulen todt.

* * *

Die Riesen unserer Ordnung sind die Kängurus, Springbeutler oder Beutelhasen (Halmaturi). Sie sind durchschnittlich höchst auffallende Geschöpfe; ihre Gestalt ist eine ganz absonderliche. Der Leib nimmt vom Kopfe an ungemein schnell an Dicke und Umfang zu; denn der entwickeltste Theil des Körpers ist die Lendengegend, wegen der in merkwürdigem Grade verstärkten Hinterglieder. Ihnen gegenüber erscheinen Kopf und Brust verkümmert. Der Hintertheil des Leibes vermittelt fast ausschließlich die Bewegung der Springbeutelthiere, und somit ist seine Entwickelung erklärlich. Das Känguru vermag seine schwachen Vorderbeine nur in sehr untergeordneter Weise zum Fortbewegen und zum Ergreifen der Nahrung zu benutzen, während die sehr verlängerten Hinterläufe und der mächtige Schwanz ihm eine satzweise Bewegung möglich machen, welche an Schnelligkeit mit dem Laufe eines Hirsches wetteifern kann. Hinterbeine und Schwanz sind unbe-

dingt das Bezeichnendste am ganzen Thiere. Die Läufe haben starke Schenkel, lange Schienbeine, unverhältnißmäßig verlängerte Fußwurzeln mit starken und langen Zehen, von denen die mittelste einen gewaltigen hufartigen Nagel trägt. Die Zahl der Zehen beträgt hier, weil der Daumen fehlt, nur vier. Der Schwanz ist verhältnißmäßig dicker und länger, als bei jedem andern Säugethiere, und äußerst muskelkräftig. Im Vergleich zu diesen Gliedern sinken die vorderen zu stummelhaften Greifwerkzeugen herab, obwohl hiermit keineswegs gesagt sein soll, daß sie auch hinsichtlich ihrer Beweglichkeit verkümmert wären. Die Vorderfüße des Känguru, welche gewöhnlich fünf, mit runden Nägeln bekrallte Zehen haben, sind gewissermaßen zu Händen geworden und werden von dem Thiere auch handartig gebraucht. Der Kopf erscheint als ein Mittelding zwischen dem eines Hirsches und dem eines Hasen. Mit diesen Worten sind die Springbeutelthiere beschrieben; ein einziger Blick auf irgend eine unserer Abbildungen ergänzt das Fehlende vollständiger, als die ausführlichste Schilderung es zu thun vermag.

Australien ist die Heimat der Springbeutelthiere. Die weiten, grasreichen Ebenen inmitten des Erdtheils bilden ihre bevorzugten Aufenthaltsorte. Einige Arten ziehen buschreiche Gegenden, andere felsige Gebirge den parkähnlichen Grasflächen vor; noch andere haben sich zu ihrem Aufenthalte undurchdringliche Buschwerke erkoren, in denen sie sich erst durch Abbrechen von Aesten und Zweigen Laufgänge bereiten müssen, oder leben, so unglaublich Dies auch scheinen mag, auf den Felsen und Bäumen selbst. Die meisten halten sich einzeln und kommen blos zufällig auf futterreichen Plätzen in größerer Anzahl zusammen, ohne jedoch jemals einen wirklich geschlossenen Verband zu bilden. Die achtzig und mehr Stücke einer Känguruherde, welche der Reisende mit einem Blicke überschauen kann, zertheilen sich vielleicht schon wenige Stunden später in alle Richtungen der Windrose und vereinigen sich gelegentlich wieder mit anderen ihrer Art oder mit Verwandten, ohne nach ihren früheren Genossen zu verlangen. Die meisten Arten treiben bei Tage ihr Wesen; die kleineren dagegen sind Nachtthiere, welche sich bei Tage in seichten Vertiefungen verbergen und zu ihnen zurückzukehren pflegen. Einzelne bewohnen auch Felsenklüfte, zu denen sie sich regelmäßig wiederfinden, wenn sie auf Aasung ausgegangen waren.

Leibliche und geistige Begabungen der Kängurus verdienen eine ausführliche Beschreibung. Die Springbeutelthiere gehören unbedingt zu den beachtungswerthesten Säugethieren. An ihnen ist eigentlich Alles merkwürdig: ihre Bewegungen und ihr Ruhen, die Art und Weise ihres Nahrungserwerbs, ihre Fortpflanzung, ihre Entwickelung und ihr geistiges Wesen. Der Gang, welchen man namentlich beim Weiden beobachten kann, ist ein schwerfälliges, unbehilfliches Forthumpeln. Das Thier stemmt seine Handflächen auf und schiebt die Hinterbeine dann an den Vordergliedern vorbei, so daß sie zwischen diese zu stehen kommen. Dabei muß es sich hinten auf den Schwanz stützen, weil es sonst die langen Hinterläufe nicht so hoch heben könnte, daß solche Bewegungen möglich wären. Aber das Känguru verweilt in dieser, ihm höchst unbequemen Stellung auch niemals länger, als unumgänglich nothwendig. Selbst beim Abbeißen sitzt es regelmäßig auf Hinterbeinen und Schwanz, und läßt die Vorderarme schlaff herabhängen. Sobald es irgend eine Lieblingspflanze abgerupft hat, steht es auf, um sie in der gewöhnlichen Stellung zu verzehren. Bei dieser stützt es den Leib auf die Sohle und gleichzeitig auf den nach hinten fest angestemmten Schwanz, wodurch der Körper sicher und bequem wie auf einem Dreifuß ruht. Seltener steht es auf drei Beinen und dem Schwanze: dann hat es mit der einen Hand irgend Etwas am Boden zu thun. Halb gesättigt, legt es sich der Länge nach auf den Boden, die Hinterläufe weit von sich gestreckt. Fällt es ihm in dieser Stellung ein, zu weiden, so bleibt es hinten ruhig liegen und stützt sich vorn höchstens mit den kurzen Armen auf. Zum Schlafen nehmen die kleineren Arten eine ähnliche Stellung an, wie der Hase im Lager. Sie setzen sich, dicht auf den Boden gedrückt, auf alle vier Beine und den der Länge nach unter den Leib geschlagenen Schwanz; diese Stellung befähigt sie, jederzeit sofort die Flucht zu ergreifen. Das geringste Geräusch schreckt ein ruhendes Känguru augenblicklich auf, und

namentlich die alten Männchen schnellen sich dann, um sich zu sichern, so hoch als möglich empor, indem sie auf die Zehenspitzen treten und sich mehr auf die Spitze des Schwanzes stützen.

Wenn ein Känguru irgend etwas Verdächtiges bemerkt, denkt es zunächst an die Flucht. Hierbei zeigt es sich in seiner ganzen Beweglichkeit. Es springt, wie bei jeder Beschleunigung seines Ganges, ausschließlich mit den Hinterbeinen, macht aber Sätze, welche die aller übrigen Thiere in jeder Hinsicht übertreffen. Es legt seine Vorderfüße dicht an die Brust, streckt den Schwanz gerade und nach rückwärts aus, schnellt mit aller Kraft der gewaltigen Schenkelmuskeln seine langen, schlanken und federnden Hinterbeine gegen den Boden, wirft sich hoch empor und schießt nun in einem flachen Bogen wie ein Pfeil durch die Luft. Einzelne Arten halten im Springen den Körper wagerecht, andere mehr steil, die Ohren in einer Ebene mit dem Widerrist, während sie bei ruhigem Lauf gesteift werden. Ungeschreckt macht das Thier nur kleine Sprünge von höchstens acht Fuß Weite; sobald es aber ängstlich wird, verdoppelt und verdreifacht es seine Anstrengungen. Es springt mit dem rechten Fuße ein klein wenig eher, als mit dem linken ab und auf, ebenso tritt es mit jenem etwas weiter vor. Bei jedem Satze schwingt der gewichtige Schwanz auf und nieder, und zwar um so heftiger, je größer die Sprünge sind. Drehungen aller Art führt das Känguru mit zwei bis drei kleinen Sätzen aus, ohne dabei ersichtlich mit dem Schwanze zu steuern. Immer tritt es nur mit den Zehen auf, und niemals fällt es auf die Vorderarme nieder. Diese werden von verschiedenen Arten verschieden getragen, bei den einen vom Leib abgehalten, bei den anderen mehr angezogen und gekreuzt. Ein Sprung folgt unmittelbar dem andern und jeder ist mindestens 10 Fuß, bei den größeren Arten nicht selten aber auch 20, 25 und selbst 30 Fuß weit und dabei 6 bis 9 Fuß hoch. Schon Gefangene springen, wenn man sie in einer größeren Umhegung hin- und herjagt, bis 26 Fuß weit. Es ist erklärlich, daß ein ganz vortrefflicher Hund dazu gehört, einem Känguru zu folgen, und in der That gibt es nur wenige Jagdhunde, welche Dies vermögen. Auf bedecktem Boden hört die Verfolgung sehr bald auf; denn das flüchtige Känguru schnellt leicht über die im Wege liegenden Büsche weg, während der Hund dieselben umgehen muß. Auf unebenem Boden bewegt es sich langsamer; namentlich wird es ihm schwer, an Abhängen hinunterzueilen, weil es sich hier bei der Heftigkeit des Sprunges leicht überschlägt. Uebrigens hält das laufende Thier stundenlang aus, ohne zu ermüden.

Unter den Sinnen der Springbeutelthiere dürfte das Gehör obenan stehen; wenigstens bemerkt man an Gefangenen ein fortwährendes Bewegen der Ohren nach Art unseres Hochwildes. Das Gesicht ist schwächer und der Geruch wahrscheinlich ziemlich unentwickelt. Die geistigen Fähigkeiten sind gering. Das Känguru ist sehr unklug; es ist scheu, nicht aber vorsichtig, ist vergeßlich, neugierig, furchtsam bis zum Aengstlichwerden, leicht erregt und auch bald wieder besänftigt, entweder gleichgiltig oder unverträglich gegen Andere seiner Art, der Zähmung nur im geringen Grade zugänglich, ohne Anhänglichkeit gegen seinen Wärter und Pfleger, — kurz, sein Verstand ist entschieden ein sehr untergeordneter. Große Erregung jeder Art bekundet es durch schnelles Athemholen und ein so heftiges Geifern, daß von dem ausfließenden Speichel bald die ganze Vorderseite durchnäßt wird. Allein auch bei der größten Angst, im tollsten Jagen z. B., wenn ihm die Hunde dicht auf den Fersen sind, kann es sich nicht enthalten, seiner Neugier Genüge zu leisten. Es dreht sich scheinbar ängstlich nach seinen Verfolgern um und rennt dabei nicht selten so heftig gegen einen Baum oder Felsen, daß es besinnungslos zu Boden stürzt.

Die Nahrung ist gemischter Art. Gras und Baumblätter bleiben die bevorzugteste Speise, außerdem verzehren die Thiere aber auch Wurzeln, Baumrinde und Baumknospen, Früchte und mancherlei Kräuter. Einzelne Naturforscher haben geglaubt, daß die Känguruś Wiederkäuer wären; ich habe jedoch trotz sorgfältiger Beobachtung das Wiederkäuen noch bei keinem Känguru bemerken können. Sie kauen allerdings oft lange an gewissen Pflanzenstoffen, stoßen den bereits hinabgewürgten Bissen aber nicht wieder nach dem Munde herauf.

Höchst eigenthümlich ist die Fortpflanzung und Entwickelung aller Springbeutelthiere. Die Zeit der Brunst scheint an keinen bestimmten Jahresabschnitt gebunden zu sein; Dies gilt wenigstens für Gefangene. Das verliebte Männchen macht dem Weibchen in der sonderbarsten Weise den Hof. Es umgeht oder umhüpft den Gegenstand seiner Liebe mit verschiedenen Sprüngen, schüttelt dabei wiederholt mit dem Kopfe, läßt ein sonderbares heiseres Meckern vernehmen, welches man am besten mit unterdrücktem Husten vergleichen könnte, und folgt dann der sehr gleichgiltig sich geberdenden Schönen auf Schritt und Tritt, beriecht sie von allen Seiten und beginnt dann, den Schwanz, dieses wichtige Werkzeug eines Känguru, zu krabblen und zu streichen. Eine große Theilnahme schenkt es auch der Tasche des Weibchens; es befühlt oder beriecht sie wenigstens, so oft es Solches thun kann. Wenn Dies eine geraume Zeit gewährt hat, pflegt sich das Weibchen spröde umzudrehen und vor dem zudringlichen Männchen aufzurichten. Das hüpft augenblicklich herbei und erwartet, scheinbar gelassen, eine verdiente Züchtigung, benutzt aber den günstigen Augenblick, um das Weibchen zu umarmen. Letzteres nimmt diese Gelegenheit wahr, um dem Zudringlichen mit den Hinterbeinen einen Schlag zu versetzen, findet aber, nachdem es wiederholt umarmt worden ist, daß es wohl auch nichts Besseres thun könne, und so stehen denn die beiden Thiere innig umschlungen neben einander, schütteln und wackeln mit dem Kopfe, beschnoppern sich und wiegen sich, auf den Schwanz gestützt, behaglich hin und her. Sobald die Umarmung beendet ist, beginnt die alte Geschichte von neuem, und eine zweite Umarmung endet sie wieder. Das ganze Liebesspiel sieht im höchsten Grade komisch aus und erregt, wie billig, die Lachlust eines jeden Beschauers.

Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn mehrere verliebte Männchen um ein Weibchen werben. Dann kommt es selbstverständlich zu Kampf und Streit. Die zarten Liebesbeweise, welche dem Schwanz gespendet werden, bleiben weg. Beide Gegner umhüpfen sich drohend und suchen, sich sobald als möglich zu umarmen. Ist Dies ihnen geglückt, so stemmen sie sich beide zugleich auf den Schwanz und schlagen mit den hierdurch freigewordenen Hinterbeinen in gefährlicher Weise auf einander los, versuchen, sich gegenseitig mit den scharfen Nägeln den Bauch aufzuritzen, und prügeln sich dabei mit den Vorderhänden soviel als möglich ab. Einige Beobachter haben angegeben, daß sie hauptsächlich mit dem starken Schwanze kämpften: ich habe Dies zwar niemals gesehen, halte es aber für möglich, weil einer der Wärter unseres Thiergartens von einem Bennett'schen Känguru wiederholt mit dem Schwanze geschlagen wurde.

Besonders unverträglich scheinen die kleineren Arten zu sein. Sie liegen sich beständig in den Haaren und kratzen sich gegenseitig halb oder ganz kahl.

Ueber die Begattung selbst weiß ich noch nichts Sicheres: doch glaube ich nach meinen Beobachtungen annehmen zu können, daß sie in sitzender Stellung geschieht. Als auffallend muß ich hervorheben, daß verschiedene Arten beiderlei Geschlechts sich genau in derselben Weise betragen, wie rechtmäßige d. h. gleichartige Gatten. Die Brunst scheint sehr heftig zu sein.

Die Vermehrung aller Springbeutelthiere ist schwach. Die großen Arten werfen selten mehr als ein Junges. Trotz der bedeutenden Größe einiger Kängurus tragen die Weibchen erstaunlich kurze Zeit, die weiblichen Riesenkänguru z. B. nur 39 Tage. Nach Ablauf dieser Zeit wird das Junge im eigentlichen Sinne des Wortes geboren. Die Mutter nimmt es mit dem Munde ab, öffnet mit beiden Händen den Beutel und setzt das kleine, unscheinbare Wesen an einer der Zitzen fest. Zwölf Stunden nach der Geburt hat das junge Riesenkänguru eine Länge von 14 Linien. Es kann nur mit den Keimen anderer Thiere verglichen werden; denn es ist vollkommen unreif, durchscheinend, weich, wurmartig; seine Augen sind geschlossen, die Ohren und Nasenlöcher erst angedeutet, die Gliedmaßen noch nicht ausgebildet. Zwischen ihm und der Mutter scheint nicht die geringste Aehnlichkeit zu bestehen. Gerade die Vorderglieder sind um ein Drittheil länger, als die hinteren. In stark gekrümmter Lage, den kurzen Schwanz zwischen den Hinterbeinen nach aufwärts gebogen, hängt es an der Zitze, ohne wahrnehmbare Bewegung, unfähig, selbst zu saugen. Sobald es an die Zitze angeheftet worden ist, schwillt diese so bedeutend an, daß die großen Lippen sie genau um=

schließen und der angeschwollene Theil der Saugwarzen wiederum den Mund. So viel man bis jetzt weiß, saugt das junge Känguru gar nicht, sondern wird ohne eigene Anstrengung mit Milch versorgt, indem ihm diese aus den Zitzen geradezu in den Hals spritzt. Fast acht Monate lang ernährt sich das junge Thier von der Muttermilch im Beutel; doch schon etwas eher streckt es ab und zu einmal den Kopf hervor, ist aber auch dann noch immer nicht im Stande, selbständig sich zu bewegen. Owen beobachtete am sehr jungen Riesenkänguru, daß es eifrig, aber langsam athmete und die Vorderfüße nur bewegte, wenn sie berührt wurden. Vier Tage nach der Geburt ließ der gedachte Naturforscher das Junge von der Zitze entfernen, um zu bestimmen, wieweit es mit der Mutter zusammenhänge, um die Milch kennen zu lernen und um zu sehen, ob ein so unvollkommenes Thier eigene Kraft entwickelt, wenn es sich darum handelt, die verlorene Zitze wieder zu erlangen, oder ob es von der Alten wiederum an die Zitze angeheftet werden müsse. Das Ergebniß war Folgendes. Als die Frucht abgenommen worden war, erschien ein Tropfen weißlicher Flüssigkeit vorn an der Zitze. Das Junge bewegte die Glieder heftig, nachdem es entfernt war, machte aber keine ersichtliche Anstrengung, um seine Füße an die Haut der Mutter zu heften oder um fortzukriechen, sondern zeigte sich vollkommen hilflos. Es wurde nun auf den Grund der Tasche gelegt und die Mutter freigegeben. Sie zeigte großes Mißbehagen, bückte sich, kratzte an den Außenwänden des Beutels, öffnete denselben mit den Pfoten, steckte den Kopf hinein und bewegte ihn darin nach verschiedenen Richtungen mit Leichtigkeit. Hieraus folgerte Owen, daß die Mutter ihr Junges nach der Geburt mit dem Munde wegnimmt und solange an der Zitze am Beutel hält, bis es fühlt, daß das Junge angesogen ist. Doch muß bemerkt werden, daß das künstlich entfernte Junge starb, weil weder die Mutter es wieder ansetzte, noch ein Wärter Dies zu thun vermochte.

Inzwischen ist aber bekannt geworden, daß sich ein junges Känguru, welches gewaltsam von der Zitze abgerissen wurde oder zufällig abfiel, nach längerer Zwischenzeit wieder ansaugte. Leisler erzählt, daß er ein etwas mehr entwickeltes Känguru, welches beinahe kalt schon auf der Streu gefunden wurde, an die Zitze ansetzte, und daß es weiter wuchs. Das Gleiche geschah bei späteren Versuchen Owen's. Geoffroy St. Hilaire hat auch einen Muskel nachgewiesen, welcher über dem Euter liegt und dem noch kraftlosen Jungen die Milch in den Mund preßt oder wenigstens pressen kann; denn eigentlich fehlt die Bestätigung dieser Angabe. Aus den übrigen und neuesten Beobachtungen geht hervor, daß das Känguru, wenn es einmal eine gewisse Größe erreicht hat, sehr schnell wächst, namentlich von der Zeit an, wo es Haare bekommt. Es ist dann im Stande, seine langen Ohren, welche bis dahin schlaff am Köpfchen herabhingen, aufzurichten. Von nun an zeigt es sich sehr häufig, wenn die Mutter ruhig dasitzt. Der ganze Kopf wird vorgestreckt und die hellen Augen blicken lebhaft um sich, ja, die Aermchen stöbern auch schon im Heu herum und das Thierchen beginnt bereits zu fressen. Die Alte zeigt sich noch äußerst vorsorglich gegen das Junge, jedoch nicht mehr so ängstlich, als früher. Anfangs gestattet sie nur mit dem größten Widerstreben irgendwelche Versuche, das Junge im Beutel zu sehen oder zu berühren. Selbst gegen das Männchen, welches eine lebhafte Neugierde an den Tag legt und sich beständig herbeidrängt, um seinen Sprößling zu sehen, benimmt sie sich nicht anders, als gegen den Menschen. Sie beantwortet Zudringlichkeiten dadurch, daß sie sich abwendet, weist fortgesetzte Versuche durch ein ärgerliches, heiseres Knurren zurück und versucht wohl auch, sich durch Schlagen derselben zu entwehren. Von dem Augenblicke an, wo das Junge den Kopf zum Beutel herausstreckt, sucht sie es weniger zu verbergen. Das Kleine ist auch selbst äußerst furchtsam und zieht sich bei der geringsten Störung in den Beutel zurück. Hier sitzt es übrigens keineswegs immer aufrecht, sondern nimmt alle möglichen Lagen an. Man sieht es mit dem Kopfe herausschauen und gar nicht selten neben diesem die beiden Hinterbeine und den Schwanz hervorstrecken, bemerkt aber auch diese Glieder allein, ohne vom Kopf Etwas zu sehen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn die Mutter, welche weiter zu hüpfen wünscht, das aus dem Beutel herausschauende Junge zurücktreibt. Sie gibt dem kleinen Dinge, wenn es nicht ohne weiteres gehorcht, einen gelinden Schlag mit den Händen. Geraume Zeit nach dem ersten Ausschauen verläßt

das Junge ab und zu seinen Schutzort und treibt sich neben der Alten im Freien umher, noch lange Zeit flüchtet es aber, sobald es Gefahr fürchtet, in den Beutel zurück. Es kommt mit gewaltigen Sätzen einhergerannt und stürzt sich, ohne auch nur einen Augenblick anzuhalten, kopfüber in den halbgeöffneten Beutel der ruhig auf ihren Hinterläufen sitzenden Mutter, kehrt sich im Nu um und schaut dann mit einem unendlich komischen Ausdruck des beneidenswerthesten Sicherheitsbewußtseins aus der Beutelöffnung hervor.

„Ende Septembers," sagt Weinland, welchem ich Vorstehendes nacherzählt habe, „bemerkten wir das im Januar geborene, weibliche Junge des Bennett'schen Känguru zum letzten Male in dem Beutel; aber wenn die Tochter nunmehr auch auf den Schutz der Mutter verzichtete, hörte sie doch nicht auf, Nahrung von ihr zu fordern. Noch am 22. Oktober sahen wir das Junge an der Mutter saugen, und zu unserer nicht geringen Ueberraschung beobachteten wir an demselben Tage jenes eigenthümliche Zittern und Zucken in seinem Beutel, das uns über den eigenen Zustand keinen Zweifel ließ. Der sonderbare, unseres Wissens noch nie beobachtete Fall steht fest: selbst schon Mutter, ja bereits ein Junges im Beutel säugend, verlangt dieses Thier noch immer die nährende Milch seiner Alten! Aber noch mehr Enthüllungen lieferte die leider nothwendig gewordene Zergliederung des Mutterthieres, welches sich durch Anrennen an das Gitter den Tod zugezogen hatte. Es fand sich in dem Beutel ein bereits todtes, noch nacktes Junge von drei Zoll Länge, welches also mindestens vor zwei Monaten schon geboren worden war, und somit stellte sich heraus, daß das Känguruweibchen unter Umständen zugleich die Kinder zweier Würfe und mittelbar noch sein Enkelchen säugte: das erwähnte herangewachsene, selbst schon tragende und säugende, und dessen Kind, sowie das kleine Nackte im Beutel."

Reisende in Australien berichten, daß Kängurumütter ihr Junges bei großer Gefahr in eigenthümlicher Weise zu retten suchen, namentlich, wenn sie sich verwundet fühlen. Falls sie sich nicht mehr im Stande sehen, dem drohenden Verderben zu entrinnen, heben sie das Junge schnell aus dem Beutel, setzen es auf den Boden und fliehen, beständig traurig nach ihrem Sprößlinge sich umsehend, weiter, solange sie können: sie geben sich also gern zu Gunsten ihrer Jungen preis und erreichen wirklich nicht selten ihren Zweck, indem die hitzig gewordenen Verfolger ihr Augenmerk ausschließlich auf die Alte richten und an den Jungen vorbeistürmen. —

Die Springbeutelthiere vertreten in ihrer Heimat gewissermaßen das dort fehlende Wild, und werden auch, wie dieses, leidenschaftlich gejagt, von den Raubthieren, wie von den Menschen, von den Eingeborenen, wie von den Weißen. Die Schwarzen suchen sich so unbemerkt als möglich an eine Gesellschaft weidender Kängurus heranzuschleichen und verstehen es meisterhaft, sie derart zu umstellen, daß wenigstens einige des Trupps ihnen zum Opfer fallen. Bei Hauptjagden legen sich die Einen in den Hinterhalt, und die Anderen treiben diesen das Wild zu, indem sie erst so nahe als möglich an die weidenden Herden herankriechen, dann aber plötzlich mit Geschrei aufspringen. Schreckerfüllt wenden sich die Thiere nach der ihnen offen erscheinenden Seite hin und fallen somit ziemlich sicher in die Gewalt der versteckten Jäger. Außerdem verstehen es die Australier, Schlingen aller Art und Fangnetze anzufertigen und geschickt zu stellen. Die englischen Ansiedler bedienen sich einer besondern Rasse von Hunden, welche durch Kreuzung des englischen Schweißhundes mit dem Bullenbeißer entstanden sind, sich durch Muth, Stärke und Ausdauer auszeichnen und deshalb für diese Jagd besonders abgerichtet werden. Drei bis vier Hunde sind in den meisten Fällen ausreichend, ein aufgetriebenes Känguru zu stellen oder es dem Jäger zum Schuß zuzutreiben. Doch ist die Jagd keineswegs ohne alle Gefahr; denn das Känguru weiß seine starken, kralligen Hinterfüße in der bereits angegebenen Weise auch gegen Hunde oder Menschen zu gebrauchen, und die größeren Arten leisten oft einen hartnäckigen Widerstand. Befindet sich in der Nähe des Weidegrundes ein Fluß oder See, so eilen die Kängurus regelmäßig dem Wasser zu und stellen sich darin ruhig auf, die ankommenden Hunde erwartend. Ihre große Leibeshöhe erlaubt ihnen, zu stehen, wenn die Hunde bereits schwimmen müssen, und gerade hierdurch erlangen sie Vortheile. Der erste Hund

welcher ankommt, wird augenblicklich von dem Känguru gepackt und zunächst mit den Vorderfüßen, dann aber mit den Hinterfüßen unter das Wasser gedrückt und dort solange festgehalten, bis er ertränkt ist. Ein starkes Männchen der größeren Arten kann selbst einer zahlreichen Meute zu schaffen machen. Es läßt mit der größten Seelenruhe einen der Feinde nach dem andern schwimmend an sich kommen und nimmt geschickt den günstigen Augenblick wahr, um sich der Angreifer zu entledigen. Der einmal angepackte Hund ist regelmäßig verloren, wenn ihm nicht ein zweiter zu Hilfe kommt, und derjenige, welcher wirklich gerettet wird, eilt nach dem so wider Willen genommenen Bade so schnell, als er kann, dem Ufer zu, ist auch durch kein Mittel zu bewegen, den mißlungenen Angriff zu erneuern. Selbst auf dem Festlande ist ein altes Kängurumännchen immer noch ein zu beachtender Gegner. Es sucht sich durch den ersten besten Baum den Rücken zu decken, und benutzt dann seine vier Beine mit großem Geschick. Die eigentlichen Känguruhunde sind für diese Jagd so vortrefflich eingeschult, daß sie einzeln niemals ein gestelltes Känguru angreifen. Sie stürmen in Menge herbei, umstellen das Thier von allen Seiten, stürzen plötzlich vereint auf dasselbe los, packen es an der Kehle, reißen es zu Boden, schleppen es immer nach vorwärts, so daß es seine gefährlichen Waffen kaum brauchen kann, und würgen es entweder ab oder halten es solange fest, bis die Jäger herbeikommen.

Das Fleisch der Kängurus gilt als eine vortreffliche Speise, und auch das Fell einzelner Arten findet Verwendung. Sie bringen also manchen Nutzen, und über Schaden kann in ihrer Heimat gewiß Niemand klagen.

Die Gefangenschaft ertragen alle Arten leicht. Sie sind mit grünem Futter, Blättern, Rüben, Körnern, Brod und dergleichen ohne Mühe zu erhalten, bedürfen im Winter keinen sonderlich warmen Stall und pflanzen sich auch bei geeigneter Pflege ohne viel Umstände fort. Gegenwärtig werden in den europäischen Thiergärten alljährlich viele von ihnen gezüchtet.

Sämmtliche Springbeutelthiere ähneln sich in hohem Grade. Man hat auch sie in viele Sippen zerfällt; doch sind von diesen eigentlich nur drei augenscheinlich begründet. Für die anderen sind Unterscheidungsmerkmale als maßgebend aufgestellt worden, deren Erkennung eine sehr sorgfältige Untersuchung erfordert, und welche demungeachtet nicht allgemein giltig sind. Die nachstehend beschriebenen Arten mögen als Vertreter der Gesammtheit gelten.

Das eigentliche Känguru (Macropus major), der „Boomer" der Ansiedler, gehört zu den größten Arten der Familie. Sehr alte Männchen haben in sitzender Stellung fast Mannshöhe. Ihre Länge beträgt gegen 8 Fuß, wovon 2¾ Fuß auf den Schwanz gerechnet werden müssen, ihr Gewicht zwischen 150—220 Pfund. Das Weibchen ist durchschnittlich um ein Drittheil kleiner, als das Männchen.

Der Leibesbau zeigt im wesentlichen ganz das Gepräge der Familie. Die Behaarung ist reichlich, dicht, glatt und weich, fast wollig, die Färbung ein schwer zu bestimmendes Braun, gemischt mit Grau. Die Vorderarme, Schienbeine und die Fußwurzeln sind hellgelblichbraun, die Zehen schwärzlich; der Kopf ist auf dem Nasenrücken lichter, als auf den Seiten, an den Oberlippen aber weißlich. Die Außenseite der Ohren ist nußbraun, die Innenseite weiß; der Schwanz zeigt an seiner Wurzel die Färbung des Rückens, wird dann grau und an der Spitze schwarz.

Cook entdeckte das Känguru 1770 an der Küste von Neusüdwales und gab ihm nach einer Benennung der dortigen Eingeborenen den Namen, welcher später zur Bezeichnung der ganzen Familie gebraucht wurde. Das Thier lebt in grasbewachsenen Triften oder spärlich bedeckten, offenen Buschwaldungen, wie solche in Australien so häufig gefunden werden. In das Gebüsch zieht es sich namentlich im Sommer zurück, um sich vor der heißen Mittagssonne zu schützen. Gegenwärtig ist es durch die fortwährende Verfolgung weit in das Innere gedrängt worden, und auch hier beginnt es



Kangurus

seltener zu werden. Es lebt in Trupps, ist jedoch nicht so gesellig, als man anfangs glaubte, getäuscht durch die Vereinigung verschiedener Familien. Gewöhnlich sieht man nur ihrer drei oder vier zusammen, und diese in so losem Verbande, daß sich eigentlich Keines um das Andere kümmert, sondern Jedes unabhängig seinen eigenen Weg geht. Besonders gute Weide vereinigt eine größere Anzahl, welche sich wieder trennt, wenn eine Oertlichkeit ausgenutzt ist. Früher glaubte man, in den Männchen die Leitthiere eines Trupps annehmen zu dürfen, wahrscheinlich, weil sie ihrer bedeutenden Größe wegen zu solchem Amte geeignet erscheinen mochten; aber auch diese Annahme hat sich als unrichtig herausgestellt. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß das Känguru im hohen Grade scheu und furchtsam ist und dem Menschen nur selten erlaubt, sich ihm in erwünschter Weise zu nähern. Gould, welcher ein vortreffliches Werk über diese Familie geschrieben hat, sagt über die flüchtigen Kängurus Folgendes: „Ich erinnere mich mit besonderer Vorliebe eines schönen Boomers, welcher sich in der offenen Ebene zwischen den Hunden plötzlich aufrichtete und dann dahin jagte. Zuerst warf er seinen Kopf empor, um nach seinen Verfolgern zu schielen, und zugleich um zu sehen, welche Seite des Wegs ihm offen war; dann aber jagte er, ohne einen Augenblick zu zögern, vorwärts und gab uns Gelegenheit, das tollste Rennen zu beobachten, welches ein Thier jemals vor unseren Augen ausgeführt hat. Vierzehn (englische) Meilen in einem Zuge rannte der vogelschnelle Läufer, und da er vollen Spielraum hatte, zweifelte ich nicht im geringsten, daß er uns entkommen würde. Zu seinem Unglück aber hatte er seinen Weg nach einer Landzunge gerichtet, welche ungefähr zwei Meilen weit in die See hinauslief. Dort wurde ihm der Weg abgeschnitten und er gezwungen, schwimmend seine Rettung zu suchen. Der Meeresarm, welcher ihn vom festen Lande trennte, mochte ungefähr zwei Meilen breit sein, und eine frische Brise trieb die Wellen hart gegen ihn. Aber es blieb ihm keine andere Wahl, als entweder den Kampf mit den Hunden aufzunehmen oder seine Rettung in der See zu suchen. Ohne Besinnen stürzte er sich in die Wogen und durchschwamm sie muthig, obgleich die Wellen halb über ihn hinweggingen. Schließlich jedoch wurde er genöthigt, umzukehren, und abgemattet und entkräftet, wie er war, erlag er seinen Verfolgern bald nach seiner Rückkehr. Die Entfernung, welche er auf seiner Flucht durchjagt hatte, konnte, wenn man die verschiedenen Krümmungen hinzurechnen wollte, nicht unter 18 Meilen betragen haben; sicherlich durchschwamm er deren zwei. Ich bin nicht im Stande, die Zeit zu bestimmen, in welcher er diese Strecke durchrannte, ich glaube blos, daß es ungefähr zwei Stunden waren, als er am Ende der betreffenden Landzunge ankam. Dort aber rannte er noch ebenso schnell, wie im Anfang."

Im übrigen habe ich über das Leben des Thieres nach dem bereits Mitgetheilten Nichts weiter zu bemerken; denn gerade an dieser Art der Familie hat man die meisten Beobachtungen gemacht. Gegenwärtig sieht man das Känguru seltener bei uns in der Gefangenschaft, als früher, wo es in seiner Heimat weit häufiger war. Bei guter Pflege dauert es bei uns lange aus; Einzelne lebten 10 bis 15 Jahre in Europa. Auch diese Art wird eigentlich nicht zahm. Sie legt ihre angeborene Scheu niemals gänzlich ab und befreundet sich mit ihren Wärtern nicht mehr, als mit anderen Leuten. Selbst Vögel können das Känguru in Todesangst versetzen.

Eine der kleineren und hübschesten Arten der Familie ist das Pademelon (Halmaturus Thetidis). Es erreicht noch nicht den dritten Theil der Größe des Känguru. Seine Länge beträgt nur 3¼ Fuß, wovon 1¼ Fuß auf den Schwanz zu rechnen sind. Das Fell ist ziemlich lang und weich, die Färbung der oberen Theile ein angenehmes Braungrau, welches im Nacken in Rostroth übergeht. Die Unterseite ist weiß oder gelblichweiß, die Seiten sind röthlich, die Füße gleichmäßig braun, die Vorderfüße grau, der mit kurzen, barschen Haaren bedeckte Schwanz ist oben grau, unten bräunlichweiß.

Nach Gould bewohnt das nette Geschöpf buschreiche Gegenden in der Nähe der Moritonbai und lebt hier einzeln und in kleinen Trupps, wegen seines zarten, höchst wohlschmeckenden Fleisches, welches dem Wildpret unseres Hasen ähnelt, eifrig verfolgt von Eingeborenen und von den Ansiedlern. In seiner Lebensweise ähnelt es ganz seinen Verwandten.

An Gefangenen ist mir aufgefallen, daß sie ihre Vorderhände beim Springen ziemlich ausgebreitet, seitlich vom Leibe ab tragen, während andere Arten sie zusammenhalten. Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet man das Pademelon auf den ersten Blick von anderen, ihm sehr nahe verwandten Arten.

Ein Pärchen, welches der hamburger Thiergarten besitzt, verträgt sich, wie die meisten Springbeutler, ausgezeichnet, nicht aber mit verwandten Arten. Ein männliches Wallaby (Halmaturus Billardierii), welches gelegentlich in sein Gehege kam, mochte vom männlichen Pademelon aus Eifer-



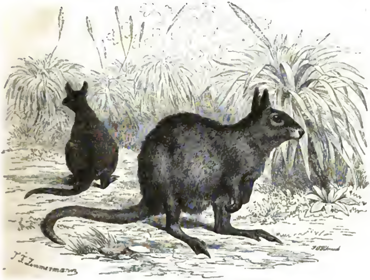
Das Pademelon (Halmaturus Thetidis).

sucht angegriffen worden sein und hatte den Kampf erfolgreich aufgenommen. Das Ergebniß war, daß unser Pademelon im eigentlichen Sinne des Wortes viel Haare lassen mußte. Sein Hinterrücken war, als wir von dem ausgefochtenen Streit Kenntniß erhielten, fast gänzlich kahl gekratzt und hier und da nicht unbeträchtlich geschrammt. Man ersah aus den Verletzungen, daß es vom Wallaby zu Boden geworfen und mit den Hinterfüßen mißhandelt sein mußte. Das weibliche Pademelon war auch etwas zerkratzt, wahrscheinlich, weil es sich geweigert hatte, den stürmischen Bewerbungen des bisher unbeweibten Wallabys Gewähr zu schenken.

Gould trennt von den wahren Kängurus eine kleinere Art, den Hasenspringer (Lagorchestes leporoides), so genannt, weil es in Wesen und Färbung vielfach an einen wirklichen Hasen erinnert. Seine Länge beträgt 2 Fuß, wovon etwa 13 Zoll auf den Schwanz kommen. Sein Leibesbau ist gestreckt, die Läufe und Klauen sind schlank, die kleinen Vorderpfoten mit scharfen,

spitzigen Nägeln bewehrt. Die Schnauze ist sammetartig behaart, die Ohren, welche innen mit langen, weißen Haaren, außen mit kurzen, schwarzen und weißen bekleidet sind, laufen spitz zu. Der übrige Pelz zeigt das so schwer zu beschreibende Farbengemisch der Hasen; die Haare der Oberseite sind am Grunde schwarz, sodann röthlichbraun, hierauf rostweiß und endlich schwarz gefärbt, an Brust und Bauch sind sie grau und rostweiß. Ein dunkler Flecken steht auf dem Unterschenkel; die Läufe sind grau gesprenkelt, die Schnauzenhaare schwarz und weiß.

Der Hasenspringer bewohnt den größten Theil des Inneren von Australien; in der Nähe der Küste ist er selten gesehen worden. Er erinnert auch in seiner Lebensweise vielfach an unsern gemeinen Hasen. Wie dieser, ist er ein Nachtthier, welches sich bei Tage in ein tief ausgegrabenes Lager drückt und Jäger und Hunde nahe auf den Leib kommen läßt, bevor er aufspringt, in der Hoffnung, daß sein mit dem Boden gleichgefärbtes Kleid ihn verbergen müsse. Wirklich täuscht er



Der Hasenspringer (Lagorchestes leporoides).

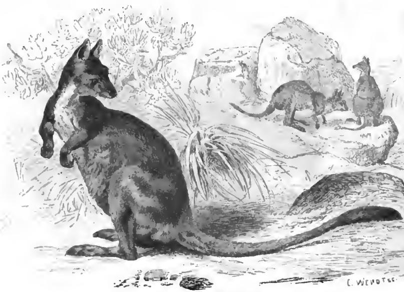
die Hunde oft, und auch, wenn er vor ihnen flüchtet, wendet er gewisse Listen an, wie unser Freund Lampe, indem er plötzlich Haken schlägt und so eilig als möglich rückwärts flüchtet. Eine Beobachtung, welche Gould machte, verdient erwähnt zu werden.

„In einer der Ebenen Südaustraliens," erzählt er, „jagte ich ein Hasenkänguru mit zwei flinken Hunden. Nachdem es ungefähr eine Viertelmeile laufend zurückgelegt hatte, wandte es sich plötzlich, und kam gegen mich zurück. Die Hunde folgten ihm hart hinter den Fersen. Ich stand vollkommen still, und so kam das Thier bis gegen zwanzig Fuß an mich heran, bevor es mich bemerkte. Zu meinem großen Erstaunen bog es jedoch weder zur Rechten, noch zur Linken aus, sondern setzte mit einem gewaltigen Sprunge über meinen Kopf weg. Ich war nicht im Stande, ihm einen Schuß nachzusenden."

Nach Europa scheint das anziehende Thier lebend noch nicht gekommen zu sein; wenigstens ist mir hierüber Nichts bekannt geworden.

Abweichend von den Genannten lebt das Felsenkänguru (Petrogale penicillata) nur in gebirgigen und zumal in felsigen Gegenden. Es ist ein schmuckes Geschöpf von ungefähr 4 Fuß Länge, wovon der Schwanz fast die Hälfte wegnimmt, der besonders dadurch auffällt, daß er gegen das Ende hin mit langen, steifen, buschigen, schwarz gefärbten Haaren bekleidet ist. Die Färbung des Pelzes scheint manchfachem Wechsel unterworfen zu sein. Gewöhnlich ist sie eine Mischung von Purpurroth und Grau. Ersteres tritt namentlich auf dem Hintertheile des Leibes und dem Schwanze hervor. Das Kinn ist weiß, die Brust grau, mit weiß gefleckt; eine scharf begrenzte, weiße Binde läuft vom Kinn über die Brust herab. Die Ohren sind innen blaßgelb, äußerlich schwarz mit gelbem Rande, die Füße sind schwarz. Das Fell ist zwar lang, aber rauh und hart und steht deshalb bei den Pelzhändlern nicht eben in großem Ansehen.

Die Gebirge von Neusüdwales beherbergen das Felsenkänguru in ziemlicher Anzahl, doch wird es nicht häufig bemerkt, denn es ist ein Nachtfreund, welcher nur äußerst selten vor Sonnenunter-



Das Felsenkänguru (Petrogale penicillata).

gang aus dunkeln Höhlen und Gängen zwischen den Felsen hervorkommt. Die Behendigkeit, mit welcher es auf den gefährlichen Abhängen und Felsenwänden umherklettert, würde einem Affen alle Ehre machen, und wirklich glaubt der Europäer, welcher dieses Thier zum erstenmale im dämmerigen Halbdunkel des Abends erblickt, einen Pavian vor sich zu sehen. Seine Kletterfertigkeit schützt es weit mehr, als die übrigen Verwandten, vor den Nachstellungen des Menschen und anderer Feinde. Das Felsenkänguru verlangt einen sehr geübten Jäger und fällt auch diesem nur dann zur Beute, wenn er den von seinem Wild streng eingehaltenen Wechsel ausgespürt hat. Die Eingeborenen folgen der deutlich wahrnehmbaren Fährte wohl auch bis zu dem Geklüft, in dem sich das Thier bei Tage verborgen hat; zu solcher Jagd aber gehört die bewunderungswürdige Geduld des Wilden: der Europäer unterläßt sie weislich. Ein schlimmerer Feind, als der Mensch, soll der Dingo sein, weil er häufig genug in denselben Höhlen wohnt, in welche das Felsenkänguru sich bei Tage zurückzieht. Doch gelingt es auch ihm nur durch Ueberrumpelung, sich des sehr vorsichtigen Thieres zu bemäch-

tigen; denn wenn dieses seinen Feind bemerkt, ist es mit wenigen Sätzen außer aller Gefahr. Seine Gewandtheit läßt es die höchsten und unzugänglichsten Stellen ohne Mühe erreichen. Nach Versicherung der Eingeborenen soll übrigens das Felsenkänguru vorzugsweise solche Klüfte bewohnen, welche mehrere Ausgänge haben. Verwundete Thiere dieser Art gehen dem Jäger gewöhnlich verloren: sie schlüpfen wenige Augenblicke vor ihrem Tode noch in eine Höhle und verenden dort.

Die Kletterfertigkeit der Springbeutelthiere gipfelt sich im Kängurubär (**Dendrolagus ursinus**), einem der auffallendsten und von dem Gesammtgepräge am meisten abweichenden Mitgliede der Familie, von welcher man bis jetzt nur noch einen Verwandten kennt, beide aus Neu-Guinea. Die großen und kräftigen Vorderarme, welche gegen die Hinterbeine nur wenig zurückstehen, sind ein



Der Kängurubär (Dendrolagus ursinus)

sehr bezeichnendes Merkmal dieser Sippe. Der Kängurubär ist ein ziemlich großes Thier von 4 Fuß Leibeslänge, wovon etwas mehr als die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß. Der Leib ist gedrungen und kräftig, der Kopf kurz, die Ohren sind verhältnißmäßig. Der Pelz besteht aus straffen, schwarzen, an der Wurzel bräunlichen Haaren, die Ohrenspitzen, das Gesicht und die Untertheile sind braun, die Wangen gelblich, ein Ring um das Auge ist dunkler.

Alle Beobachter stimmen darin überein, daß man sich keine merkwürdigere Erscheinung denken könne, als einen Kängurubär, welcher sich lustig auf den Zweigen bewegt und fast alle Kletterkünste zeigt, welche in der Klasse der Säugethiere überhaupt beobachtet werden. Mit der größten Leichtigkeit klimmt das Thier an den Baumstämmen empor, mit der Sicherheit eines Eichhorns steigt es auf- und abwärts; aber gleichwohl erscheint das Springbeutelthier so fremd da oben, daß jeder Beschauer geradezu verblüfft ist, wenn das dunkelhaarige, langgliedrige Geschöpf unversehens von dem Boden

auf einen Baum hinaufhüpft und dort im schwankenden Gezweig sich bewegt. Dem Aufenthalt entsprechend äßt sich der Kängurubär vorzugsweise von Blättern, Knospen und Sprößlingen der Bäume; wahrscheinlich verzehrt er auch Früchte.

In der Gefangenschaft sieht man ihn selten. Mir ist ein einziger zu Gesicht gekommen, welcher im Thiergarten zu Rotterdam lebte, aber in einem so unpassenden Käfig eingesperrt war, daß er seine Fähigkeiten nicht an den Tag legen konnte. Leider scheiterten meine Bemühungen, ihn für unsern Garten zu erwerben. Mein Herr Kollege in Rotterdam, ein alter Thierschausteller, kannte das seltene Geschöpf selbstverständlich nicht, wußte aber doch soviel, daß er es mit einem ungewöhnlichen Känguru zu thun hatte, und ließ sich durch keine Bitte bewegen, es mir abzulassen.

Die kleinen Springbeutelthiere nennt man **Kängururatten** (Hypsiprymnus). Sie ähneln den größeren Verwandten noch sehr, unterscheiden sich aber außer der geringen Größe durch verhältniß-



Die quastenschwänzige Kängururatte (Bettongia penicillata).

mäßig kürzeren Schwanz, durch die kurzen Vorderglieder mit langen Nägeln an den Mittelzehen, die gespaltene Oberlippe, die kleinen, runden Ohren, welche wirklich an Mäuseohren erinnern, und hauptsächlich endlich durch das Gebiß, welches im Oberkiefer bestimmt vorhandene Eckzähne besitzt. Man hat auch diese Sippe wieder getrennt, weil man beobachtet hat, daß Einige ihren Schwanz, wenn auch in beschränkter Weise, als Greifwerkzeuge benutzen können.

Als größte Art kennen wir bis jetzt die **quastenschwänzige Kängururatte** (Bettongia penicillata), ein Thier von Kaninchengröße mit ziemlich langen Haaren, graubrauner Färbung, schwarzer und weißer Sprenkelung auf der Oberseite und schmuzig weißer oder gelblicher Färbung auf der Unterseite. Es ist durch eine Quaste langer, schwarzer, buschiger Haare am Enddrittel des Schwanzes besonders ausgezeichnet, und im ganzen 2 Fuß lang, wovon auf den Schwanz 11 Zoll gerechnet werden müssen. Seine Heimat ist Neusüdwales. Ueber Lebensweise und Betragen theilt **Gould** etwa Folgendes mit:

„Gleich den übrigen Arten der Sippe gräbt sich die Känguruhratte eine Höhlung im Boden zur Aufnahme ihres dickwandigen Grasnestes aus, dessen Aussehen mit der Umgebung so vollkommen im Einklang steht, daß es ohne die sorgfältigste Prüfung sicher übersehen wird. Der Platz wird regelmäßig zwischen Grasbüscheln oder in der Nähe eines Busches gewählt. Bei Tage liegt eins oder ein Paar der Thiere in solchem Neste, den Blicken gänzlich entzogen, weil die durch das Einkriechen entstehende Oeffnung immer sorgfältig bedeckt oder geschlossen wird. Die Eingeborenen freilich lassen sich nicht täuschen. Sie entdecken fast jedes Nest und tödten dann beinahe immer die Schläfer innerhalb desselben durch einen Schlag mit ihren Keulen."

„Sehr merkwürdig ist es, wie diese Känguruhratten das dürre Gras zu ihrem Neste herbeischaffen. Es geschieht Dies nämlich mit Hilfe des Schwanzes, welcher sehr greiffähig ist. Das Thier faßt mit ihm einen Büschel und schleppt denselben zum bestimmten Ort: wie sonderbar und belustigend Dies aussieht, kann man sich denken. Auch im Gefangenleben schleppen sie sich in gleicher Weise die Stoffe zu ihrem Lager herbei; wenigstens thaten es einige, welche der Earl von Derby in seinem Thierpark zu Knowsely hielt, und zwar unter möglichster Berücksichtigung ihrer Lebenserfordernisse."

„In Australien beherbergen die trockenen Ebenen und Hügel, welche spärlich mit Bäumen und Büschen bestanden sind, unsere Thiere. Sie leben zwar nicht in Herden, aber doch in ziemlicher Anzahl zusammen. Erst nach Einbruch der Nacht gehen sie nach Futter aus. Sie äßen sich von Gras und Wurzeln, welch letztere sie durch Ausgraben gewinnen und zwar, Dank ihrer Geschicklichkeit, ohne Beschwerde. Dem Jäger verrathen die ausgescharrten Löcher unter den Büschen ihr Vorhandensein. Wenn sie bei Tage gestört werden, eilen sie mit überraschender Schnelligkeit irgend einer schützenden Erd-, Fels- oder Baumhöhle zu und bergen sich hier gewöhnlich in erwünschter Weise."

Die eigentliche Känguruhratte (Hypsiprymnus murinus) ist an ihrem länglichen Kopfe, den kurzen Läufen und dem echten Rattenschwanze zu erkennen. Ihre Leibeslänge beträgt 15 Zoll, die Länge des Schwanzes gegen 10 Zoll, die Höhe am Widerrist 5 Zoll. Der Leib ist kurz und untersetzt, der Hals dick, die Vorderfüße haben getrennte Zehen, während an den Hinterfüßen die zweite und dritte Zehe bis zum letzten Glied mit einander verwachsen sind. Alle sind mit langen, sichelförmigen Krallen bewaffnet. Der lange, flache, ziemlich starke Schwanz ist geringelt und geschuppt und noch spärlich mit einigen kurzen, steifen Haaren bedeckt. Ein Theil desselben ist ganz nackt, ebenso die Oberlippe. Der lange, lockere, schwach glänzende Pelz ist oben dunkelbraun, mit schwarzer und blaßbrauner Mischung, auf der Unterseite schmuzig- oder gelblichweiß. Die Haare haben dunkle Wurzeln und die der Oberseite schwarze Spitzen, zwischen diesen stehen aber kürzere, gelbspitzige. Der Schwanz ist an der Wurzel und oben bräunlich, längs der Seiten und unten schwarz.

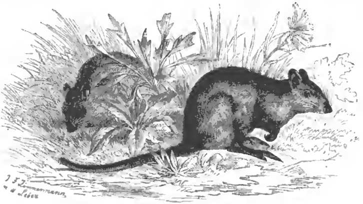
Neusüdwales und Vandiemensland sind die Heimat der Känguruhratte; bei Port Jackson ist sie häufig. Sie liebt dünn mit Büschen bestandene Gegenden und meidet offene Triften. Auf ihren Wohnplätzen gräbt sie sich zwischen Grasbüscheln eine Vertiefung in den Boden, kleidet diese mit trockenem Gras und Heu sorgfältig aus und verschläft in ihr, gewöhnlich in Gesellschaft mit anderen ihrer Art, den Tag; denn auch sie ist ein echtes Nachtthier, welches erst gegen Sonnenuntergang zum Vorschein kommt. Das Lager wird so geschickt angelegt, daß es der Aufmerksamkeit des ungeübten Europäers regelmäßig entgeht, auch wenn dieser dicht vor ihm steht. Der Eingeborene freilich, dessen wachsames und scharfes Auge jede Unregelmäßigkeit des Bodens wahrnimmt, geht selten an einem solchen Neste vorüber, ohne es zu sehen, zu untersuchen und den ruhig darin schlummernden Bewohner zu tödten.

In ihren Bewegungen unterscheidet sich die Känguruhratte nach meinen Beobachtungen auffallend genug von den Springbeutelthieren. Sie läuft ganz anders und weit leichter, als diese,

mehr nach Art der Springmäuse, d. h. indem sie einen der Hinterfüße nach dem andern, nicht aber beide zu gleicher Zeit bewegt. Dieses Trippeln, wie man es wohl nennen kann, geschieht aber ungemein rasch und gestattet zugleich dem Thiere eine viel größere Gewandtheit, als die satzweis springenden Kängurus sie an den Tag legen. Die Kängururatte ist schnell, lebendig und sehr behend, sie gleitet und huscht wie ein Schatten über den Boden dahin. Ein geübter Hund fängt sie ohne besondere Mühe, der ungeübte Jäger bedroht sie vergeblich, wenn sie einmal ihr Lager verlassen hat. In diesem wird sie auch von den Menschen leicht gefangen, da sie ziemlich fest schläft oder ihren ärgsten Feind sehr nahe an sich herankommen läßt, ehe sie aufspringt. Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich die Kängururatte von den bisher Genannten. Sie gräbt hauptsächlich nach Knollen, Gewächsen und Wurzeln und richtet deshalb in den Feldern manchmal bedeutenden Schaden an.

Das Weibchen bringt bis zwei Junge zur Welt und trägt diese lange Zeit mit sich im Beutel herum, bewacht auch die bereits selbständig gewordenen noch mit großer Zärtlichkeit.

Seit dem Bestehen der Thiergärten kommt die Kängururatte häufig nach Europa. Sie hält sich vortrefflich bei sehr einfacher Nahrung und bedarf durchaus keines besonderen Schutzes. Eine mit Heu ausgepolsterte Kiste oder ein kleines Erdhäuschen genügt ihr vollkommen; gibt man ihr keine



Die eigentliche Kängururatte (Hypsiprymnus murinus).

Behausung, so gräbt sie sich selbst ein Lager und füttert dieses, wie in ihrer Heimat, sorgfältig mit Blättern und Heu aus. Das Lager ist fast kugelrund, oben enger, als in der Mitte, sehr glatt ausgekleidet und oben so geschickt bedeckt, daß man unter dem Bündel trockenen Grases schwerlich eine Thierwohnung vermuthen würde. Erst wenn man die obere Decke weghebt, sieht man die Kängururatte in sich zusammengerollt oder mit anderen ihrer Art verschlungen liegen, doch nur einen Augenblick lang, denn sobald das eindringende Licht die Thiere erweckt, stürmen sie mit einem Satze ins Freie und eilen dann so schnell als möglich davon.

Die Gefangenen unseres Thiergartens erscheinen in den Sommermonaten 1½ oder 2 Stunden vor Sonnenuntergang und huschen und springen dann äußerst lustig in ihrem Gehege umher. So unwillig sie bei Tage über jede Störung sind, so neugierig kommen sie abends herbei, um Den zu betrachten, welcher an das Gitter ihres Wohnplatzes herantritt. Sie lassen sich dann gern berühren, während sie bei Tage jede derartige Freundschaftsbezeugung durch ein unwilliges Knurren, plötzliches Entgegenspringen und im Nothfall durch Bisse zurückweisen. Die englischen Berichterstatter, welche die Kängururatten in Australien beobachteten, behaupten, daß sie sehr furchtsam wären, ich kann nach meinen Beobachtungen Dies nicht bestätigen, sondern finde eher, daß sie muthiger sind, als die

großen Springbeutelthiere. Namentlich die Männchen können geradezu kühn genannt werden und sind zu gleicher Zeit sehr bösartig. Sie fürchten sich gar nicht vor dem Menschen, sondern gehen ihm mit der Unverschämtheit der Nager zu Leibe, wenn er sich ihnen in unerwünschter Weise aufdrängt. Gegen die eigenen Jungen zeigt sich das Männchen oft sehr boshaft, es plagt namentlich die jungen Männchen aus Eifersucht auf alle Weise und zuweilen so arg, daß sie der ewigen Quälerei erliegen.

Die Brunst scheint bei den Kängururatten sehr heftig zu sein. Das Männchen jagt dann das ihm beigegebene Weibchen die ganze Nacht hindurch im Gehege umher, wirft es über den Haufen, beißt es und mißhandelt es, wenn es sich nicht gutwillig fügen will. Eins unserer Weibchen wurde mitsammt seinen schon ziemlich großen Jungen im Beutel bei solcher Gelegenheit von dem erhitzten Männchen getödtet, wahrscheinlich, weil es dieses nicht zulassen wollte.

Es würde sich jedenfalls belohnen, wenn man den Versuch machen wollte, dieses sonderbare und anziehende Thier bei uns einzubürgern. In einem großen umhegten Garten könnte man sich einen Stamm heranziehen, den man dann aussetzte und einige Zeit sich selbst überließe. Man würde sich in dieser Weise ein sehr harmloses und wenig schädliches Wild heranziehen, dessen Jagd unzweifelhaft alle Verehrer Dianens schon aus dem Grunde aufs höchste begeistern müßte, weil Sonntagsschützen sicherlich Gelegenheit fänden, viel Pulver und Blei loszuwerden.

* * *

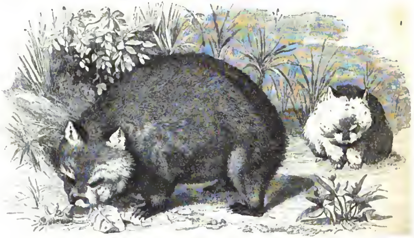
Die letzte Familie der Beutelthiere zeigt uns echte Nagergestalten, die sogenannten **Beutelmäuse oder Wombats** (Phascolomys). Man kennt zur Zeit erst zwei Arten dieser merkwürdigen Geschöpfe, welche beide in ihrem Leben und Wesen sich ungemein ähnlich sind. Ihre Gestalt ist im hohen Grade plump, der Leib schwer und dick, der Hals stark und kurz, der Kopf ungeschlacht, die Gliedmaßen sind kurz, krumm, die Füße fünfzehig, bewehrt mit langen, starken Sichelkrallen, welche blos an den Hinterdaumen fehlen, die Sohlen breit und nackt, die Zehen zum großen Theil mit einander verwachsen. Der Schwanz ist nur ein kleiner, fast nackter Stummel. Sehr auffallend ist das Gebiß, weil die vorderen breiten Schneidezähne, von denen zwei in jedem Kiefer stehen, den eigentlichen Nagezähnen vollständig entsprechen. Außer ihnen finden sich fünf lange, gekrümmte Backzähne in jeder Reihe. Funfzehn Wirbel tragen Rippen, vierzehn sind rippenlos; das Kreuzbein zählt sieben (nach Anderen nur drei), der Schwanz neun (nach Anderen zwölf) Wirbel. Die Weichtheile ähneln auffallend denen des Bibers.

Der **Wombat** oder die **gemeine Beutelmaus** (Phascolomys fossor), welcher auch **australischer Dachs** genannt wird, ist ein Thier, welches weder einer Maus, noch einem Dachs auch nur im geringsten ähnelt. Auf den ersten Anblick glaubt man zwar einen Nager vor sich zu sehen, die ganze Gestalt und das Wesen erinnert aber nur an die plumpsten und trägsten Mitglieder dieser Ordnung. Bei genauerer Beobachtung bemerkt man sofort, daß man ein ganz eigenthümliches Geschöpf vor sich hat. Der Wombat erreicht mindestens die Größe eines Dachses, d. h. ungefähr $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß Länge und am Widerrist 1 Fuß Höhe. Er wird aber viel schwerer, denn sein Gewicht beträgt selten unter 60 Pfund. Der dichte und ziemlich weiche Pelz ist oben bräunlich, bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Grauliche fallend, an der Unterseite dagegen weißlich. Die kleinen, breiten Ohren sind außen rostbraun, innen weißlich, die Zehen sind rostbraun, die Schnurren schwarz.

Vandiemensland und die Südküste von Neusüdwales ist die Heimat dieses unschönen und schwerfälligen Geschöpfes, dem man es sogleich ansieht, daß es ein vollendetes Nachtthier ist. Es lebt in dichten Wäldern, gräbt sich hier weite Höhlen und sehr tiefe Gänge in den Boden und verbringt in ihnen schlafend den ganzen Tag. Erst nachdem die Nacht vollständig eingetreten ist, humpelt der Wombat ins Freie, um Nahrung zu suchen. Diese besteht zumeist aus einem harten, binsenartigen

Grase, welches weite Strecken seiner Heimat überzieht, sonst aber auch in allerlei Kräutern und Wurzeln, welch letztere er durch kraftvolles Graben sich erwirbt.

Der Wombat ist ein unbehilfliches Thier und sieht noch weit unbehilflicher aus, als er ist. Seine Bewegungen sind langsam, aber sicher, d. h. stätig und kräftig. Ein so stumpfsinniger und gleichgiltiger Gesell, wie er ist, läßt sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen. Er geht seinen Weg gerade und unaufhaltsam fort, ohne vor irgend einem Hindernisse zurückzuschrecken. Die Eingeborenen erzählen, daß er bei seinen nächtlichen Streifereien oft wie ein rollender Stein in Flüsse falle, an deren Ufern er trabt, dann aber, ohne sich beirren zu lassen, in der einmal begonnenen Richtung auf dem Boden des Flußbettes fortlaufe, bis er irgendwo wieder freies Land gewinne, auf dem er dann mit einer Gleichgiltigkeit seinen Weg fortsetze, als hätte es niemals ein Hinderniß für ihn gegeben. Gefangene, welche ich beobachtete, lassen mir solche Erzählungen durchaus nicht so unglaublich erscheinen, als man meinen möchte. Es hält wirklich schwer, einen Wombat irgendwie zu erregen, obgleich man ihn unter Umständen erzürnen kann. So viel ist sicher, daß man ihn einen Trotzkopf ohne Gleichen nennen muß, falls man es nicht vorziehen will, seine Beharrlichkeit zu rühmen. Was er sich einmal vorgenommen hat, versucht er, aller Schwierigkeit ungeachtet, auszu-



Der Wombat oder die gemeine Beutelmaus (Phascolomys fossor).

führen. Die Höhle, welche er einmal begonnen, gräbt er mit der Ruhe eines Weltweisen hundertmal wieder aus, wenn man sie ihm verstopft. Die australischen Ansiedler sagen, daß er höchst friedlich wäre und sich, ohne Unruhe oder Aerger zu verrathen, vom Boden aufnehmen und wegtragen ließe, dagegen zu einem sehr beachtenswerthen Gegner würde, wenn ihm plötzlich einmal der Gedanke zu Abwehr durch seinen Querkopf schösse, denn dann beiße er wüthend und in gefährlicher Weise um sich. Ich kann diese Angabe durchaus bestätigen. Der Gefangene des hamburger Thiergartens benimmt sich nicht anders. Namentlich wenn man ihm die Füße zusammenschnürt oder ihn auch nur an den Füßen packt, zeigt er sich sehr erbost, gibt seinen Zorn zunächst durch ein drohendes Zischen zu erkennen und beißt dann sehr ärgerlich zu, wenn ihm die Sache zu arg wird.

Wie die meisten australischen Thiere, hält auch der Wombat bei uns die Gefangenschaft vortrefflich aus. Bei guter Pflege und geeigneter Nahrung scheint er sich sehr wohl zu befinden, und wird dann auch leidlich zahm, d. h. er gewöhnt sich insofern an den Menschen, daß man ihn ungestört

frei im Hause umherlaufen lassen kann. Seine Gleichmüthigkeit läßt ihn die Gefangenschaft vergessen und macht ihn mit seinem Loose bald zufrieden, wenigstens kommt er nie auf den Gedanken, zu entfliehen. Auf Vandiemensland soll er der gewöhnliche Genosse der Fischer sein und an den Hütten umherlaufen, frei wie ein Hund. Doch darf man deshalb nicht glauben, daß er sich jemals mit seinem Pfleger befreunde. Der Mensch ist ihm vielmehr eben so gleichgiltig, als die ganze übrige Welt. Wenn er zu fressen hat, kümmert er sich um Nichts, was um ihn her vorgeht; jeder Ort ist ihm dann recht und jede Gegend genehm.

Bei uns zu Lande ernährt man den stummen, geistig theilnahmlosen Gesellen mit grünem Futter, Möhren, Rüben, Früchten, Körnern und Getreide ohne Mühe, und wenn man ihm etwas Milch geben will, verschafft man ihm noch einen besonderen Genuß. Zu viel von dieser, den meisten Thieren höchst angenehmen Flüssigkeit darf man ihm freilich nicht vorsetzen, denn sonst kommt er, wie englische Naturforscher erfahren mußten, einmal auch wohl auf den Gedanken, gleich in den Milchnapf sich zu legen und hier ein Bad zu nehmen. In England hat man die Thiere bereits zur Fortpflanzung gebracht und dabei beobachten können, daß das Weibchen drei bis vier Junge wirft und sie, wenigstens solange sie noch im Beutel sich befinden, mit großer Sorgfalt und Liebe pflegt und erzieht. Ob diese Versuche berechtigen, den Wombat auf die Liste der bei uns einzubürgernden Thiere zu setzen, wie die Franzosen es gethan haben, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser. In Australien hält man allerdings das Fleisch des Wombat für wohlschmeckend und benutzt auch sein Fell, bei uns zu Lande dürfte aber weder das Eine noch das Andere gerade als besonders werthvoll betrachtet werden.

Siebente Ordnung.

Die Nager (Rodentia).

In der dritten großen Gruppe der Krallenthiere sehen wir wieder ein durchaus in sich abgeschlossenes Ganze vor uns. Die Nager tragen ihren Namen fast noch mit größerem Rechte, als die Raubthiere den ihrigen; denn man braucht ihnen blos in den Mund zu sehen, um sie sofort und unzweifelhaft als Das zu erkennen, was sie sind. Zwei große Nagezähne in beiden Kiefern, welche nicht blos die Schneidezähne vertreten, sondern auch die Eck-, und oft sogar die Lückzähne zu ersetzen scheinen, sind das Allen gemeinsame Merkmal, und diese Nagezähne sind so hervorragend, daß sie unmöglich übersehen werden können.

Ueber die äußere Leibesgestalt der Nager läßt sich im allgemeinen nicht viel sagen; denn die Ordnung, welche sehr zahlreich ist an Familien und Arten, zeigt die allerverschiedensten Körperformen. Der Leib ist bald schlank und gestreckt, bald kurz und gedrungen, bald mit weichem Fell, bald mit Stacheln bekleidet; er trägt bei Diesen einen längeren Schwanz, bei Jenen blos einen Schwanzstummel; die Ohren zeigen alle Formen und Größen; die Gliedmaßen sind entweder Gang-, oder Flatter- oder Springbeine; es finden sich Pinsel an den Ohren oder Haarzeilen am Schwanze: kurz, der Unterschiede zwischen den verschiedenen Thieren gibt es gar mancherlei. Als allgemeingiltige Kennzeichen der ganzen Ordnung kann man aber doch etwa folgende annehmen. Der Körper ist in den meisten Fällen walzig und ruht auf niederen Beinen von gewöhnlich gleicher Länge, der Kopf

sitzt auf einem kurzen, dicken Halse; die Augen sind groß und treten gewöhnlich stark hervor; die Lippen sind fleischig, mit Schnurren besetzt, sehr beweglich und vorn gespalten; die Vorderfüße, welche zuweilen hinter den Hinterfüßen zurücktreten, haben in der Regel vier, die hinteren fünf Zehen, und diese Zehen sind mit mehr oder weniger starken Krallen und Nägeln bewaffnet, auch zuweilen durch Schwimmhäute verbunden. Das Haarkleid ist fast immer von gleicher Länge und höchstens an den Ohrspitzen pinselartig verlängert oder am Schwanze buschig geworden. Jedenfalls aber sind die Verschiedenheiten innerhalb der Ordnung so große, daß man billig Anstand nehmen würde, die Nager zu einem Ganzen zu vereinigen, wenn nicht eben alle hierhergehörigen Thiere ein unverkennbares gemeinschaftliches Kennzeichen in ihren Nagezähnen hätten. Diese zeichnen das Gebiß noch weit mehr aus, als die Reißzähne das Gebiß der Raubthiere.

Die Nagezähne sind bedeutend größer, als alle übrigen Zähne des ganzen Gebisses, bogenförmig gekrümmt, die oberen immer stärker, als die unteren, an der Schneide breit oder spitzmeiselartig, an der Wurzel drei- oder vierkantig, bald flach, bald gewölbt, glatt oder gefurcht, weiß oder gelblich und roth gefärbt. Ihre äußere oder vordere Fläche ist mit stahlhartem Schmelz belegt, und dieser bildet auch die scharfe Spitze oder den breiten, schneidenden Meiselrand. Der übrige Zahn besteht aus der gewöhnlichen Zahnmasse. Bei der ausgedehnten Benutzung dieser Hauptzähne würden sie sich in kurzer Zeit abstumpfen oder abnutzen, hätte die Natur hier nicht in sehr eigenthümlicher Weise für ihre Unterhaltung gesorgt. Die Nagezähne haben nämlich einen großen Vorzug vor allen übrigen Zähnen des Säugethiergebisses; sie sind nicht nur weit fester als diese, sondern ihr Wachsthum ist auch unbeschränkt. Die Zahnwurzel liegt in einer Alveole oder Zahnhöhle, welche sich weit in dem Kiefer einbohrt, und enthält an dem hinteren, offenen Ende in einer trichterförmigen Einbuchtung einen bleibenden Keim, welcher ununterbrochen den Zahn in demselben Grade ergänzt, wie er sich vorn abnutzt. Die feine Schärfe der Schneide wird durch gegenseitiges Aufeinanderreiben und dadurch bewirktes Abschleifen der Zähne erhalten; beide Kiefern können auch blos senkrecht von vorn nach hinten wirken. So vereinigen diese Zähne alles Erforderliche, um dem ungeheuren Kraftaufwande, welchen das Nagen beansprucht, gewachsen zu sein. Von dem beständigen Wachsthume der Nagezähne überzeugt man sich leicht, wenn man einem Nager, einem Kaninchen z. B., einen seiner Nagezähne gewaltsam abbricht. Dann wächst der gegenständige, weil er nun nicht mehr abgenutzt wird, rasch weiter, tritt in einem engen Bogen aus dem Maule hervor und rollt sich gehörnartig ein, hierdurch das ganze Gebiß verstümmelnd und die Ernährung des Thieres im höchsten Grade erschwerend.

Die Lippen der Nager sind mit Schnurren besetzt und meist sehr beweglich. Bei vielen öffnen sich an der Innenseite Backentaschen, welche sich bis an die Schultergegend ausdehnen und bei der Einsammlung der Nahrung als Vorrathssäcke dienen. Ein besonderer Muskel zieht diese Taschen zurück, wenn sie geleert werden sollen. Die Ausleerung derselben geschieht durch den Druck der Vorderpfoten.

Von den inneren Theilen sind die Speicheldrüsen gewöhnlich sehr stark entwickelt. Der Magen ist einfach, doch bisweilen durch Einschnürung in zwei Abschnitte getheilt. Die Länge des Darmschlauches beträgt die fünf- bis siebzehnfache Leibeslänge. Die Eileiter der Weibchen gehen jeder für sich in einen Fruchthalter von darmförmiger Gestalt über, welcher dann in der langen Scheide mündet. Das Gehirn deutet auf geringe geistige Fähigkeiten. Die Halbkugeln des großen Gehirnes sind klein und die Windungen schwach; dagegen sind die Sinneswerkzeuge gleichmäßig und ziemlich vollkommen entwickelt.

Die Nager erschienen mit dem Anfange der tertiären Schöpfungszeit einzeln und während der Diluvialzeit bereits in Menge auf unserer Erde. Gegenwärtig sind sie über alle Erdtheile verbreitet. Sie finden sich in allen Klimaten der Breite und Höhe, soweit die Pflanzenwelt reicht. „Mitten in ewigem Schnee und Eise," sagt Blasius, „wo stellenweise noch ein warmer Sonnenstrahl nur auf wenige Wochen ein kurzes und kümmerliches Pflanzenleben hervorlockt, auf den stillen, einsamen

Schneehöhen der Alpen, in den weiten, öden Flächen des Nordens findet man noch Nager, die sich nicht nach einer schöneren Sonne sehnen. Aber je reicher und üppiger die Pflanzenwelt, desto bunter, manchfaltiger wird das Leben dieser Thierordnung, die kaum ein Fleckchen Erde unbewohnt läßt."

Höchst verschiedenartig ist die Lebensweise dieser Allverbreiteten. Die einen sind Baum-, die anderen Erdthiere; diese leben im Wasser, jene in unterirdischen, selbst gegrabenen Höhlen; die einen im Gebüsch, die anderen im freien Felde. Alle sind mehr oder weniger bewegliche Geschöpfe, welche, je nach der Verschiedenheit ihrer Wohnorte, entweder vortrefflich laufen oder klettern oder graben oder schwimmen. Dabei sind sie meistens scharfsinnig, munter und lebhaft, nicht aber auch klug oder besonders geistig befähigt. Die große Mehrzahl Aller ist ein geistarmes oder wenigstens sehr unbedeutendes Gesindel, welches wohl scheu, nicht aber vorsichtig oder listig ist und sich auch sonst niemals durch irgendwelche hervorragende geistige Thätigkeiten auszeichnet. Manche leben paarweise, andere in Familien und nicht wenige scharenweise zusammen, vertragen sich gut auch mit anderen Thieren, ohne sich jedoch mit diesen zu befassen, und einzelne spielen unter sich recht lustig. Bosheit und Tücke, Wildheit und Unverschämtheit, hervorgegangen aus Ueberlegung, äußern nur wenige, z. B. die Ratten. Bei Gefahr ziehen sich alle so schleunig als möglich nach ihren Verstecken zurück; aber nur die allerwenigsten sind klug genug, Verfolgungen auf listige Weise zu vereiteln. Alle Nager nähren sich hauptsächlich von pflanzlichen Stoffen. Wurzeln, Rinden, Blätter, Blüthen, Früchte aller Art, Kraut, Gras, mehlige Knollen, ja selbst Holzfasern werden von ihnen verzehrt. Einzelne aber nehmen auch thierische Stoffe zu sich und sind wirkliche Allesfresser. Eigenthümlich ist, daß viele, welche zu schwach sind, größere Wanderungen zu unternehmen, oder der Strenge des Winters zu widerstehen, Vorräthe einsammeln und diese in unterirdischen Kammern aufspeichern. Ueberhaupt sind die Nager die Baumeister unter den Säugethieren, und einzelne von ihnen errichten sich wahrhaft künstliche Wohnungen, welche schon seit den ältesten Zeiten die Bewunderung der Menschen erregt haben. Hierbei scheint jedoch weit weniger ihr Verstand, als ein unbewußter Trieb maßgebend zu sein, wie es bei den Vögeln eben auch der Fall ist. Nicht wenige verbringen den Winter in einem todtenähnlichen Schlafe, sie verfallen in Erstarrung und erhalten sich von ihrem im Sommer reichlich aufgespeicherten Fette, welches bei den in jeder Hinsicht herabgestimmten Lebensthätigkeiten nun gemachsam verzehrt wird.

Im Verhältniß zu der geringen Größe der Nager ist ihre Bedeutung für die Natur eine sehr erhebliche. Sie würden die ganze Erde beherrschen und verwüsten, hätten sie nicht ein in Wirklichkeit ungezähltes Heer von Feinden gegen sich und wären sie nicht Seuchen und Krankheiten mancherlei Art in hohem Grade unterworfen. Der ununterbrochene Vertilgungskrieg, welcher gegen sie geführt wird, erhält in ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit und Vermehrungsfähigkeit ein Gegengewicht, welches nur zu oft zum überwiegenden wird. Es klingt überraschend und ist dennoch wahr, wenn angegeben wird, daß ein Nagerpärchen binnen Jahresfrist seine Nachkommenschaft auf Tausend bringen kann. Solche erzeugungstüchtige Arten werden oft zu furchtbaren Feinden des menschlichen Besitzthums. Ihre Wühlerei in Feld und Garten, ihr Zernagen und Abbeißen von allerlei nützlichen Gegenständen und Pflanzen, ihre Räubereien im Speicher und Wohnhause verursachen einen Schaden, welcher von dem Nutzen nicht entfernt erreicht werden kann. Der Mensch ist also gezwungen, sich dem Heer der Feinde unserer Thiere anzuschließen, und er übt nur das Recht des selbstsüchtigen Stärkeren, wenn er alle Mittel in Anwendung bringt, um sich solches Ungeziefers zu entwehren.

Eigentlich befreunden kann sich der Mensch nur mit höchst wenigen Gliedern dieser zahlreichen Ordnung, und von diesen wenigen sind nur Einzelne der Zähmung würdig. Sie gewähren hierdurch einen geringen Nutzen; von anderen verwendet man Fleisch und Fell.

Ueber die Eintheilung der Nagethiere sind die Forscher noch nicht ganz einig. Die Einen bilden mehr, die Anderen weniger Familien. Uns werden die von mir erwählten Nager einen genügenden Ueberblick der Ordnung verschaffen.

Als edelste, weil munterste, lebhafteste und klügste Nager haben wir die Hörnchen (Sciurinae) anzusehen. Viele Naturforscher ziehen zu ihnen auch die Ziesel und Murmelthiere, welche wir in einer besonderen Familie zusammenfassen, und erweitern dadurch die ohnehin artenreiche Zunft der Hörnchen noch mehr. Aber auch wir hätten, selbst wenn wir blos die hervorragendsten Mitglieder der Sippen ausführlich betrachten wollten, es noch immer mit einer hinreichenden Menge zu thun; denn von den eigentlichen Eichkätzchen allein kennt man jetzt bereits über siebenzig Arten, und die ganze Familie in unserem Sinne mag wohl über neunzig Arten zählen, obwohl viele Forscher gegen ein Drittel der in den verschiedenen Lehrbüchern aufgeführten Arten als mit den übrigen, länger bekannten zusammenfallend, streichen wollen.

Die Eichhörnchen und die Murmelthiere haben viele Kennzeichen mit einander gemein, namentlich im Bau des Schädels und des Gebisses; beide lassen sich aber leicht kennzeichnen. Die Murmelthiere sind plump und ruhig, die Eichhörnchen zierlich und lebendig, und hiermit steht denn auch der gesammte Leibesbau im Einklang. Unsere Familie zeigt eine sehr große Manchfaltigkeit, sowohl in der äußeren Gestaltung ihrer Glieder, wie in ihrer Lebensweise. Der Leib ist immer gestreckt und trägt einen mehr oder weniger langen, oft zweizeilig behaarten Schwanz. Die Augen sind groß und hervorstehend, die Ohren bald klein, bald groß, bald dünn behaart, bald noch mit Pinseln versehen. Die Vorderpfoten haben vier Zehen und einen Daumstummel, die hinteren fünf Zehen. Das vordere Beinpaar ist merklich kürzer, als das hintere. Mit wenigen Ausnahmen finden sich im Oberkiefer fünf, im Unterkiefer vier Backzähne, meist von ziemlich einfacher Gestalt; unter ihnen ist der erste Oberkieferzahn der kleinste und einfachste. Die vier folgenden sind ziemlich übereinstimmend gestaltet. Am Schädel fällt eine breite, flache Stirn auf. Die Wirbelsäule besteht meistens aus zwölf rippentragenden und sieben rippenlosen Wirbeln. Außerdem finden sich drei Kreuz- und sechzehn bis fünfundzwanzig Schwanzwirbel. Der Magen ist einfach, der Darm von sehr verschiedener Länge. Ausführlicheres läßt sich hier nicht sagen.

Die Hörnchen bewohnen die ganze Erde, mit Ausnahme von Neuholland. Sie gehen ziemlich weit nach Norden hinauf und finden sich im heißesten Süden; sie leben in der Tiefe, wie in der Höhe, manche Arten ebensogut im Gebirge, wie in der Ebene. Waldungen oder wenigstens Baumpflanzungen sind ihre bevorzugten Aufenthaltsorte, und bei weitem die größere Anzahl führt ein echtes Baumleben, während einige in unterirdischen, selbstgegrabenen Bauen Herberge nehmen. Gewöhnlich lebt jedes Hörnchen für sich, doch halten sich unter Umständen größere und kleinere Gesellschaften, oder wenigstens Paare längere Zeit zusammen, und einzelne Arten unternehmen wohl auch, getrieben von Nahrungsmangel, Wanderungen, während derer sie sich zu ungeheuren, heerartigen Scharen vereinigen. Die eigentlichen Hörnchen sind Tagthiere, die Arten aber, welche Flatterhäute besitzen, Nachtthiere.

In der Nahrung ähneln sich alle Glieder der Familie. Sie fressen fast ausschließlich Pflanzenstoffe, und zwar die verschiedenartigsten Früchte, oder Sämereien, Sprößlinge, Blätter und Knospen, im Nothfalle sogar Rinden oder Schwämme. Während des Fressens setzen sie sich auf das Hintertheil und führen das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde. Ihren Durst stillen sie mit Wasser, mit dem Schnee, den sie auflecken, oder mit der Milch mancher Pflanzennüsse.

Ihre Bewegungen sind durchgehends äußerst lebhaft, schnell und behend und zwar ebensowohl auf den Bäumen, als auf dem Boden. Auf letzterem sind blos die Flatterhörnchen fremd; sie besitzen dagegen die Fähigkeit, außerordentlich weite Sprünge auszuführen, wenn auch immer nur von oben nach unten. Die Mehrzahl läuft satzweise und tritt dabei mit ganzer Sohle auf. Fast alle klettern vorzüglich und springen über große Zwischenräume weg von einem Baume zum andern. Beim Schlafen nehmen sie eine zusammengerollte Stellung an und suchen sich auch gern bequeme Lagerplätze aus, entweder in einem unterirdischen Bau oder in Baumhöhlen oder endlich in Nestern, welche sie sich wenigstens theilweise vorgerichtet, wo nicht ganz erbaut haben. Die in kalten Ländern wohnenden wandern, wenn der Winter herannaht, oder fallen in einen unterbrochenen Winterschlaf

und sammeln sich deshalb größere oder kleinere Mengen von Vorräthen ein, zu denen sie dann im Nothfalle ihre Zuflucht nehmen. Ihre Stimme besteht in Pfeifen und einem eigenthümlichen, nicht zu beschreibenden Brummen, Knurren und Zischen. Die geistigen Fähigkeiten sind ziemlich gering, für die Ordnung der Nager aber verhältnißmäßig bedeutend. Unter ihren Sinnen sind das Gesicht, das Gehör und der Geruch am meisten ausgebildet, und einzelne bekunden auch ein sehr feines Gefühl, indem sie ein gewisses Ahnungsvermögen besitzen, welches sich bei Veränderung der Witterung offenbart. Sie sind aufmerksam und scheu oder furchtsam und flüchten bei der geringsten Gefahr, welche ihnen zu drohen scheint. Im ganzen äußerst harmlos, wehren sie sich doch nach Möglichkeit, wenn sie ergriffen werden, und können mit ihren scharfen Zähnen auch ziemlich tiefe Verwundungen beibringen.

Die meisten Arten scheinen jährlich mehr als einmal Junge zu werfen. Um die Zeit der Paarung lebt oft ein Männchen lange Zeit mit dem Weibchen und hilft ihm wohl auch an dem Ausbau der mehr oder weniger künstlichen Wohnung, in welcher es später seine Jungen beherbergen will. Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt zwischen Zwei und Sieben. Die Jungen kommen fast nackt und blind zur Welt und bedürfen deshalb eines recht warmen Lagers und sorgfältiger Pflege und Liebe von Seiten ihrer Mütter. Jung aus dem Neste genommene Eichhörnchen lassen sich ohne besondere Mühe zähmen und halten auch die Gefangenschaft lange Zeit ohne Beschwerde aus, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Flatterhörnchen. Manche gewöhnen sich sehr an ihre Pfleger und hängen mit einer gewissen Zärtlichkeit an ihnen; doch auch bei längerem Umgange mit dem Menschen erreicht ihr Verstand eben keine besonders große Ausbildung, und fast regelmäßig bricht bei höherem Alter das trotzige und mürrische Wesen durch, welches vielen Nagern gemein zu sein scheint, und sie werden böse und bissig, so gutmüthig und harmlos sie früher auch waren.

Im ganzen genommen, dürfte die Familie mehr nützlich sein, als schädlich. Das Pelzwerk von fast allen nördlich wohnenden Arten findet Verwerthung, obgleich es eben nicht zu dem besten gehört, und das Fleisch ist selbst ziemlich verwöhnten Gaumen nicht widerlich. Dagegen schaden die Thiere manchmal den Forsten oder den Pflanzungen und den Feldern, wenn sie sich zufällig auf ein und derselben Stelle in größerer Menge versammeln, als gewöhnlich.

Gewöhnlich haben wir uns zuerst immer mit denjenigen Arten einer Familie beschäftigt, welche im Licht der Sonne thätig und lebendig sind, und die nächtlichen Glieder einer Gruppe an das Ende derselben gestellt. Diesmal verfahren wir umgekehrt; denn wir beginnen mit den **Nachthörnchen** (Pteromys). Diese Sippe (oder, wie Andere wollen, die beiden Sippen Pteromys und Sciuropterus) können nämlich als die höchststehenden Eichkätzchen angesehen werden; denn sie erinnern lebhaft an die uns bekannten Gestalten höherer Ordnungen (**Flugbeutler**), weil sich zwischen ihren Füßen eine ziemlich breite Flatterhaut zu einem Fallschirm spannt. Dieser Fallschirm, welcher die Flughörnchen befähigt, mit Leichtigkeit sehr bedeutende Sprünge, wenn auch immer in etwas schiefer Richtung von oben nach unten auszuführen, besteht aus einer derben Haut, welche an den vorderen und hinteren Gliedmaßen und zu beiden Seiten des Leibes befestigt und auf der Rückenseite dicht, auf der Bauchseite aber dünn und spärlich behaart ist. Ein knöcherner Sporn an der Handwurzel stützt das vordere Ende der Flatterhaut noch besonders. Der Schwanz dient als kräftiges Steuerruder und ist immer stark behaart, aber bei den verschiedenen Arten nicht in derselben Weise. Bei der einen Gruppe nämlich ist er einfach buschig, bei der anderen aber zweizeilig behaart. Hierzu kommen geringe Unterschiede im Zahnbaue. Die rundschwänzigen Flugeichhörnchen, welche Einige als besondere Sippe ansehen, zeichnen sich durch den eigenthümlichen Bau ihrer kleinen, abgerundeten und verschmälerten Backenzähne aus, während die Arten mit zweizeiligem Schwanze das Gebiß der echten Eichhörnchen besitzen. Bei den einen wie bei den anderen finden sich aber zwölf rippentragende, sieben rippenlose, drei Kreuz- und achtzehn bis neunzehn Schwanzwirbel.

Beide Gruppen, welche man, ohne der Wissenschaftlichkeit zu nahe zu treten, unter eine Sippe vereinigen kann, sind über die nördliche Erdhälfte verbreitet. Ihre Arten führen eine durchaus nächtliche Lebensweise. Bei Tage liegen sie still in ihren Nestern, welche sie meist in hohlen Bäumen anlegen, mit Beginn der Dämmerung kommen sie hervor und treiben sich nun lustig und behend auf den Bäumen umher, um ihrer Nahrung nachzugehen. Die nördlichen Arten verbringen im Winter auch viele Nächte in ihren geschützten Bauen, ohne jedoch einen wirklichen Winterschlaf zu halten. Im Vergleich zu den übrigen Eichhornsippen ist diese Gruppe arm an Mitgliedern, und viele Naturforscher wollen von den achtzehn Arten, welche einige aufführen, nur acht gelten lassen.

Eins der bekanntesten Flugeichhörnchen ist der Taguan (Pteromys Petaurista), das größte Mitglied der ganzen Familie, einer Hauskatze in seinen Körperverhältnissen fast gleichkommend. Seine Leibeslänge beträgt nämlich fast zwei Fuß und die des Schwanzes wenigstens einen Fuß neun Zoll, die Höhe am Widerrist acht Zoll. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein und die Schnauze zugespitzt. Die Ohren sind kurz und breit, aufrechtstehend und



Der Taguan (Pteromys Petaurista).

oft in eine Spitze auslaufend, die weit vortretenden Augen sind groß. Die hinteren Beine sind deutlich länger, als die vorderen; jene haben fünf, diese vier Zehen, welche mit kurzen, krummen und spitzen Krallen versehen sind, mit Ausnahme der Daumenwarze, die einen platten Nagel trägt. Die Flatterhaut beginnt an den Vorderbeinen, zieht sich an den Seiten des Leibes hinab und heftet sich an den Hinterbeinen an, von wo aus sie sich noch in einer kleinen Hautfalte gegen den Schwanz hin verlängert. In der Ruhe wird sie, wie unsere Abbildung sehr hübsch zeigt, an den Leib angezogen und tritt blos da lappenähnlich hervor, wo sie durch den spornartigen Knochen an der Handwurzel gestützt wird. Der lange und schlaffe Schwanz ist sehr dick und buschig behaart, während der Pelz auf dem Körper und den Gliedmaßen dicht, kurz und anliegend, auf der Rückenseite aber rauher, als auf der Unterseite und am Schwanze ist. Die Flatterhaut erscheint wegen der kurzen, feinen Härchen an ihrem Rande wie mit Fransen besetzt. Hinter den Ohren verlängern sich einzelne Haare zu einem Busche, und auf der Wange befindet sich eine mit Borsten besetzte Warze. Die übrigen Schnurrhaare sind mäßig lang, aber steif. Wie bei allen nächtlich lebenden Thieren, stehen

einige dieser Fühlhörner über den Augen, um das wichtige Werkzeug zu schützen. Auf der Oberseite des Kopfes, dem Rücken und an der Schwanzwurzel ist die Färbung des Pelzes, ein Gemisch von Grau und Schwarz, dadurch hervorgebracht, daß einzelne Haare ganz schwarz, andere an der Spitze weißgrau sind. Die Seiten des Kopfes und der Streifen, welcher sich vom Nacken gegen die Vorderbeine zieht, sind entweder ebenso gefärbt, als die Oberseite, oder röthlichkastanienbraun. Das Gesicht ist vorn schwarz, das Ohr hellbraun, und der Hauptbusch hinter demselben dunkelbraun. Auf der ganzen Unterseite hat der Pelz eine schmuzig weißgraue Färbung, welche in der Mitte des Leibes etwas heller wird. Die Flatterhaut ist oben schwarzbraun bis kastanienbraun, lichtaschgrau gerandet, die Unterseite ist grau, etwas ins Gelbliche fallend. Die Beine sind röthlichkastanienbraun oder röthlichschwarz. Der Schwanz ist gewöhnlich schwarz.

Das Festland von Ostindien, und zwar Malabar und Malacca, sowie Siam sind die ausschließliche Heimat des Taguans; denn die auf den Sundainseln vorkommenden Flugeichhörner sind zwar ihm sehr verwandte, aber doch hinreichend von ihm unterschiedene Arten. Der Taguan lebt nur in den dichtesten Wäldern und beständig auf Bäumen, einzeln oder paarweise mit seinem Weibchen. Bei Tage schläft er in hohlen Bäumen, nachts kommt er hervor und klettert und springt mit außerordentlicher Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit in den Baumkronen umher, oder in sehr weiten Sätzen nach benachbarten Bäumen, immer von oben nach unten. Dabei breitet er seine Füße wagrecht und spannt hierdurch die Flatterhaut zu einem weiten Fallschirm aus. Der Schwanz wird als Steuerruder benutzt, und das Thier ist, wie die Affen, fähig, durch plötzliches Wenden die Richtung seines Fluges mitten im Sprunge zu verändern. Man versichert, daß die Schnelligkeit seiner Sprünge, wie überhaupt seiner Bewegungen, außerordentlich groß sei, und daß ihm das Auge kaum folgen könne. Unter seinen Sinnen sind Gehör und Gesicht ziemlich ausgebildet, die übrigen aber weit unvollkommener entwickelt. In seinem geistigen Wesen unterscheidet er sich wesentlich von den eigentlichen Eichhörnchen. Er hat weit weniger Verstand und ist noch viel furchtsamer und scheuer, als seine den Tag liebenden Verwandten. Das geringste Geräusch erfüllt ihn mit Entsetzen und bewegt ihn zur eiligsten Flucht. In Folge dieser Vorsicht und Scheu sichert er sich so ziemlich vor den Angriffen der kletternden Raubthiere aus unserer Klasse; den größeren **Eulen** aber mag er oft genug zum Opfer fallen, sie fangen ihn, trotz seines raschen Fluges, mitten im Sprunge, und ihnen gegenüber ist das überhaupt sehr harmlose und schwache Thier vollkommen wehrlos.

Bei der Seltenheit des Taguan fehlen noch genauere Beobachtungen über sein Leben. Die wenigsten Reisenden thun seiner Erwähnung, und auch die Eingeborenen wissen nur sehr kärglich über ihn zu erzählen. In der Gefangenschaft ist er langweilig. Er fordert eine sorgfältige Pflege, ist schüchtern, schläft bei Tage und lärmt bei Nacht um so ärger in seinem Käfig umher, zernagt alles Holzwerk, welches ihm den Ausgang hindert, und geht nach wenigen Tagen oder Wochen regelmäßig zu Grunde, selbst, wenn man ihm soviel als möglich die passendste Nahrung reicht. So ist es erklärlich, daß er noch niemals lebend nach Europa gekommen ist.

In den benachbarten Ländern wohnen dem Taguan ähnliche Arten, der Norden dagegen beherbergt die eigentlichen Flattereichhörnchen (Sciuropterus) mit zweizeiligem, behaarten, langen, buschigen Schwanze. Von ihnen besitzen auch wir eine Art, das **gemeine Flattereichhörnchen** oder die **Ljutaga** der Russen (Sciuropterus sibiricus). Es bewohnt noch gegenwärtig den nördlichen Theil von Osteuropa und fast ganz Sibirien, war aber früher auch in Polen, Litthauen, Liefland, Finnland und Lappland zu finden. Das Thier ist bedeutend kleiner, als unser echtes Eichhörnchen. Sein Leib mißt blos sechs Zoll in die Länge, der Schwanz nur drei Zoll zehn Linien, oder mit den Haaren fünf Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt blos zwei Zoll, und das Gewicht eines erwachsenen Thieres übersteigt selten elf Loth.

In der Gestalt kommt das Flattereichhorn ganz mit seinen großen indischen Verwandten überein, und, wie schon oben bemerkt, unterscheidet es wesentlich nur die Behaarung seines Schwanzes und die Bildung der Backenzähne. Der Pelz ist dicht und weichhaarig, im Sommer auf der Oberseite fahlbraun, auf der Flughaut und der Außenseite der Beine dunkler graubraun, unten weiß und am Schwanze oben fahlgrau, unten lichtrostfarbig. Alle Haare der Oberseite sind im Grunde schwarzgrau und an der Spitze fahlgelblich, die der Unterseite dagegen sind einfarbig weiß. Im Winter verlängert und verdichtet sich der Pelz, und die Oberseite wird dann lichter.

Die Ljutaga bewohnt die größeren Birkenwälder oder gemischte Waldungen, in denen Fichten, Föhren und Birken mit einander abwechseln. Letztere Bäume scheinen dem Thierchen jedoch Lebensbedürfniß zu sein, und hierauf deutet auch die Färbung seines Pelzes, welche im ganzen ebensosehr der Birkenrinde gleicht, wie die Färbung unseres Hörnchens der Rinde der Föhren und Fichten. Es wird immer seltener und ist schon aus vielen Gegenden, in denen es früher recht häufig war, fast ganz oder gänzlich verdrängt. Wie der Taguan lebt es einzeln oder paarweise und zwar beständig



Das gemeine Flattereichhörnchen oder die Ljutaga (Sciuropterus sibiricus).

auf Bäumen. In hohlen Stämmen, wie eine Haselmaus zusammengerollt und den Schwanz um sich geschlagen, verschläft es den Tag. Mit Eintritt der Dämmerung kommt es hervor und beginnt nun ein reges Leben. Es ist in seinen Bewegungen ebenso gewandt, als die Taghörnchen, klettert vortrefflich, springt behend von Ast zu Ast und setzt mit Hilfe seiner ausgespannten Flatterhaut über Entfernungen von sechzig bis achtzig Fuß. Es steigt, um solche Entfernungen zu durchmessen, bis zur höchsten Spitze des Wipfels empor und springt von dort aus auf niedere Aeste der Bäume, die es sich auserwählt hat. Man hat diese Sprünge mit allem Rechte mit dem Fluge verglichen. Auf dem Boden ist es eben so unbehilflich und unsicher, als auf den Bäumen gewandt und schnell. Sein Gang ist schwankend, und die weite Flughaut, welche faltig zu beiden Seiten des Leibes herabhängt, macht ihm im Laufen viel zu schaffen.

Die Nahrung der Ljutaga besteht aus den Knospen, Sprößlingen und Kätzchen der Birken; im Nothfalle begnügt sie sich aber auch mit den jungen Trieben und Knospen der Fichten. Beim Fressen sitzt sie, wie unser Eichhörnchen, aufrecht und bringt das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde. Ueberhaupt ähnelt das Flatterhörnchen in allen seinen Eigenschaften unserm Eich-

kätzchen, nur, daß es ein Nachtthier ist. Es ist sehr reinlich, putzt sich beständig und legt auch seinen Unrath blos am Boden ab. Mit Eintritt der Kälte verfällt es in einen unterbrochenen Winterschlaf, indem es bei kalten Tagen schläft, bei milderen aber wenigstens ein paar Stunden umherläuft und Nahrung sucht. Es hat sich dann gewöhnlich eins seiner alten Nester zurechtgemacht oder den Horst eines Vogels zur Schlafstätte hergerichtet. Sein eigenes Nest legt es in hohlen Bäumen an, so hoch als möglich über dem Boden. Die ganze Höhlung füllt es mit zartem Mose aus, und mit demselben Stoffe verwahrt und verstopft es auch den Eingang. In solchem Neste bringt es im Sommer seine zwei bis drei Jungen zur Welt. Diese werden nackt und blind geboren und bleiben ziemlich lange Zeit unbehilflich und pflegebedürftig im hohen Grade. Während des Tages hüllt sie die Mutter in ihre Flatterhaut ein, um sie zu erwärmen und zugleich bequem säugen zu können; bei ihren nächtlichen Ausgängen bedeckt sie die Brut sorgsam mit Mos. Etwa sechs Tage nach ihrer Geburt brechen ihnen die Nagezähne hervor, doch erst zehn Tage später öffnen sie die bisher geschlossenen Aeuglein, und dann beginnt auch das Haar auf ihrem Leibe zu sprossen. Später nimmt sie die Alte mit sich in den Wald, kehrt aber nach langer Zeit zu demselben Neste zurück, um während des Tages dort Ruhe und Schutz zu suchen. Im Herbst bauen oft viele ein einziges großes Nest, in welchem sie gemeinschaftlich wohnen.

Obgleich das dünnhäutige, weichhaarige Fell blos ein schlechtes Pelzwerk liefert, welches nur die Chinesen verwerthen, stellt man dem Thiere nach und tödtet es jeden Winter in Menge. Es geht ziemlich leicht in Schlingen und zur Winterzeit in Fallen, welche man mit seiner Lieblingsnahrung geködert hat. Sein am Fuße der Bäume oft in großer Menge angehäufter, dem Mäusemist ähnlicher Unrath verräth es leicht seinen Verfolgern; denn außerdem ist es schwer, das rindenfarbige Thier auf den Bäumen zu entdecken.

Die Gefangenschaft hält das Flattereichhörnchen immer blos kurze Zeit aus. Man kann ihm seine eigentliche Nahrung doch nicht so ersetzen, als man möchte, und die Zartheit des Thieres tritt hindernd in den Weg. Doch hat man an einigen, die längere Zeit am Leben blieben, beobachtet, daß sie sich einigermaßen zähmen lassen.

Der amerikanische Vertreter dieses Thieres ist der Assapan (Sciuropterus volucella), eine der kleinsten Arten, von fünf Zoll Leibeslänge mit vierzölligem Schwanze, ausgezeichnet durch den sehr dicken Kopf und die auffallend großen, schwarzen und vorstehenden Augen. Der weiche und feine Pelz ist oben gelb bräunlich mit grau, an den Seiten des Halses lichter, auf den Pfoten silberweiß und an der ganzen Unterseite weiß. Der Schwanz ist aschgrau mit bräunlichem Anfluge, die Flughaut schwarz und weiß gerandet, das Auge mit einem schwärzlichgrauen Ringe umgeben. Das Thier lebt gesellig in den Wäldern des gemäßigten und warmen Nordamerika, ganz in der Weise der Ljutaga, legt sich aber oft große Nester aus Blättern in hohlen Bäumen an, in denen ganze Gesellschaften schlafen und sich wärmen. Jung eingefangen läßt es sich leichter und besser zähmen, als das vorhergehende.

Die wahren Eichhörnchen, deren deutsches Urbild wohl allgemein bekannt sein dürfte, zerfallen nun auch wieder in verschiedene Sippen, welche mehr oder weniger von einander abweichen, hauptsächlich im Gebiß und in der Behaarung; die Lebensweise dagegen ist so ziemlich dieselbe, wenigstens ähneln sich hierin alle Arten, welche auf Bäumen leben, außerordentlich. Die erste Gruppe, welche wir zu beobachten haben, begreift die eigentlichen Hörnchen (Sciurus) in sich. Ihre Kennzeichen sind der lange Leib und der noch längere, meist buschig, oft zweizeilig behaarte Schwanz, die ziemlich langen Ohren, die mit einem Nagel bedeckte Daumenwarze der Vorderfüße und die vier Backenzähne in jeder Reihe, wenigstens im Alter (da in der Jugend noch ein fünfter dazukommt). Unter ihnen ist natürlich der liebe Bekannte aus dem Walde, den wir so oft auch an unser Zimmer

fesseln, unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris), der wichtigste, und man kann auch wirklich sagen, daß er das Gepräge seiner ganzen Genossenschaft vollständig bekundet.

Das Eichhörnchen ist einer von den wenigen Nagern, mit denen sich der Mensch so recht innig befreundet hat. Es ist des Kindes und des Mannes Freude im frischen, grünen Walde, und trotz mancher unangenehmen Eigenschaften ein gern gesehener Genosse im Zimmer; es ist sogar dem Dichter eine befreundete Gestalt. Dies fühlten schon die Griechen heraus, denen wir den schönen Namen zu danken haben, welcher jetzt in der Wissenschaft die Gruppe der wahren Eichhörnchen im engeren, und die ganze Familie im weiteren Sinne bezeichnet. „Der mit dem Schwanze sich Schattende" bedeutet jener griechische Name, und unwillkürlich muß Jeder, welcher die Bedeutung des Wortes Sciurus kennt, an das muntere, bewegliche Thierchen denken, wie es da oben sitzt, hoch auf den obersten Kronen und sich seine Nüsse aufknackt. Aber nicht blos die Griechen haben in dem Eichhörnchen eine dichterische Gestalt erblickt: wir Deutschen haben noch weit mehr gethan; denn unser Rückert hat das freundliche Thier in einer Weise besungen, daß sich der Forscher fast scheuen muß, nach solchen köstlichen Worten seine eigenen zur Beschreibung hinzuzufügen:

„Ich bin in einem früheren Sein
Einmal ein Eichhorn gewesen;
Und bin ich's erst wieder in Edens Hain,
So bin ich vom Kummer genesen.

Falb-feurig-gemantelter Königssohn
Im blühenden, grünenden Reiche!
Du sitzest auf ewig wankendem Thron
Der niemals wankenden Eiche

Und krönest dich selber — wie machst du es doch?
Anstatt mit goldenem Reife,
Mit majestätisch geringeltem, hoch
Emporgetragenem Schweife.

Die Sprossen des Frühlings benagt dein Zahn,
Die noch in der Knospe sich ducken;
Dann klimmest du laubige Kronen hinan,
Dem Vogel ins Nest zu gucken.

Du lässest hören nicht einen Ton,
Und doch, es regt sich die ganze
Kapelle gefiederter Musiker schon,
Dir aufzuspielen zum Tanze.

Dann spielest du froh zum herbstlichen Fest
Mit Nüssen, Bücheln und Eicheln,
Und lässest den letzten schmeichelnden West
Den weichen Rücken dir streicheln.

Die Blätter haften am Baum nicht fest,
Den fallenden folgst du hernieder
Und trägst sie, sie staunen, zu deinem Nest,
Zu ihre Höhen sie wieder.

Du hast den schwebenden Winterpalast
Dir künstlich zusammengestoppelt,
Dein wärmstoffhaltendes Pelzwerk hast
Du um dich genommen gedoppelt.

Dir sagt's der Geist, wie der Wind sich dreht,
Du stopfest zuvor ihm die Klinzen,
Und lauschest behaglich, wie's draußen weht,
Du frohster verzauberter Prinzen!

Mich faßt im Herbste, wie dich, ein Trieb,
Zu sammeln und einzutragen,
Doch hab ich, wie warm es im Nest mir blieb,
Nicht dort dein freies Behagen." —

Ich habe schwerlich zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die nun folgende Beschreibung nach solchem Vorgänger schwer ist.

Unser Eichhörnchen ist selbst für Den, welcher es wirklich noch nicht gesehen oder nur in der Ferne gesehen hat, bald beschrieben. Seine Leibeslänge beträgt gegen neun Zoll und die Schwanzeslänge etwa einen Zoll weniger, die Höhe am Widerrist gegen vier Zoll und das Gewicht des erwachsenen Thieres etwas über ein halbes Pfund. Der Pelz ändert vielfach ab, im Sommer und im Winter, im Norden und im Süden, und außerdem gibt es noch zufällige Ausartungen. Im Sommer ist der Pelz oben bräunlichroth, an den Kopfseiten grau gemischt, auf der Unterseite vom Kinn an weiß; im Winter ist bei unserem die Oberseite braunroth mit grauweißem Haar untermischt, die Unterseite weiß, in Sibirien und Nordeuropa aber häufig weißgrau, ohne jede Spur von rothem Anfluge, während der Sommerpelz dem unseres Hörnchens ähnelt. Häufig sieht man auch in den deutschen Wäldern eine schwarze Abart, welche manche Naturforscher schon für eine besondere Art erklären wollten, während wir mit aller Bestimmtheit sagen können, daß oft unter den Jungen eines

Wurfes sich rothe und schwarze Hörnchen befinden. Sehr selten sind weiße oder gefleckte Spielarten, solche mit halb oder ganz weißem Schwanze und dergleichen. Der Schwanz ist sehr buschig und zweizeilig, das Ohr ziert ein Büschel langer Haare, die Fußsohlen sind nackt.

Unser Eichhörnchen ist den Griechen und Spaniern ebensogut bekannt, als den Sibiriern und Lappländern. Es reicht durch ganz Europa und geht noch über den Kaukasus und Ural hinweg durch das südlichere Sibirien bis zum Altai und nach Hinterasien. Der Baumwuchs bezeichnet seine Heimat. Wo sich Bäume finden, und zumal wo sich die Bäume zum Walde einen, fehlt unser Thierchen sicher nicht; aber es ist nicht überall und auch nicht in allen Jahren gleichhäufig und, wenn es auch nicht gerade wandern mag, große Streifzüge dürfte es jedenfalls unternehmen. Hochstämmige, trockene und schattige Wälder, namentlich von Schwarzhölzern, bilden wohl seine bevorzugtesten Aufenthaltsplätze. Nässe und Sonnenschein sind ihm gleichzuwider. Während der Reife des Obstes und der Nüsse besucht das Eichhörnchen auch die Gärten des Dorfes, doch nur dann, wenn sich vom Walde aus eine Verbindung durch Feldhölzchen oder wenigstens Gebüsche findet. Da, wo recht viele



Unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris).

Fichten- und Kiefernzapfen reifen, setzt es sich fest und erbaut sich eine oder mehrere Wohnungen, gewöhnlich in alten Krähenhorsten, welche es recht künstlich herrichtet. Zu kürzerem Aufenthalte benutzt es verlassene Elster-, Krähen- und Raubvögelhorste, wie sie sind, die Wohnungen aber, welche zur Nachtherberge, zum Schutze gegen üble Witterung und zum Wochenbette des Weibchens dienen, werden ganz neu erbaut, obwohl oft aus den von Vögeln zusammengetragenen Stoffen. Man will bemerkt haben, daß jedes Hörnchen wenigstens vier Nester habe, doch ist mit Sicherheit hierüber wohl noch Nichts festgestellt worden, und ich glaube, beobachtet zu haben, daß Laune und Bedürfniß des Thieres außerordentlich wechseln. Höhlungen in Bäumen, am liebsten die in hohlen Stämmen, werden ebenfalls von ihm besucht und unter Umständen auch ausgebaut. Die freien Nester sind gewöhnlich in einen Zwiesel dicht an den Hauptstamm des Baumes gestellt. Der Boden der Hütte ist gebaut, wie der eines größeren Vogelnestes, oben aber ist sie nach Art der Elsternester mit einem flachen, kegelförmigen Dache überdeckt, dicht genug, um dem Eindringen des Regens vollständig zu widerstehen. Der Haupteingang ist abwärts gerichtet, gewöhnlich nach Morgen hin, ein etwas kleineres Fluchtloch befindet sich dicht am Schafte. Zartes Mos bildet im Innern ringsum

ein weiches Polster. Der Außentheil besteht aus dünneren und dickeren Reisern, welche durcheinandergeschränkt wurden. Den festen, mit Erde und Lehm ausgekleibten Boden eines verlassenen Krähennestes benutzt das Hörnchen unter allen Umständen gern zur Grundlage seiner Hütte.

Das muntere Thierchen ist unstreitig eine der Hauptzierden unserer Wälder. Bei ruhigem, heiteren Wetter befindet es sich in ununterbrochener Bewegung, soviel als möglich auf den Bäumen, welche ihm zu allen Zeiten Nahrung und Obdach bieten. Nur gelegentlich steigt es gemächlich an einem Stamme herab, läuft bis zu einem zweiten Baum und klettert, oft nur zum Spaß, wieder an diesem empor; denn wenn es will, braucht es den Boden gar nicht zu berühren. Es ist der Affe unserer Wälder und besitzt eine Menge Eigenschaften, welche an die jener launischen Südländer erinnern. Es ist ein ungemein lebhaftes Thier und überaus rasch und behend. Nur höchst wenige Säugethiere dürfte es geben, welche immerwährend so munter wären und so kurze Zeit auf ein und derselben Stelle blieben, wie das gemeine Eichhorn bei leidlicher Witterung. Das geht beständig von Baum zu Baum, von Krone zu Krone, von Zweig zu Zweig; selbst auf der ihm fremden Erde ist es nichts weniger als langsam. Es läuft niemals im Schritte oder Trabe, sondern hüpft immer in größeren oder kleineren Sprüngen vorwärts, und zwar so schnell, daß ein Hund Mühe hat, es einzuholen und ein Mann schon nach kurzem Laufe seine Verfolgung aufgeben muß. Allein seine wahre Gewandtheit zeigt sich doch erst im Klettern. Mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit rutscht es an den Baumstämmen empor, auch an den glättesten. Die langen, scharfen Krallen an den fingerartigen Zehen leisten ihm dabei vortreffliche Dienste. Es häkelt sich in die Baumrinde ein, und zwar immer mit allen vier Füßen zugleich. Dann nimmt es einen neuen Anlauf zum Sprunge und schießt weiter nach oben; aber ein Sprung folgt so schnell auf den andern, daß das ganze Emporsteigen in ununterbrochener Folge vor sich geht und aussieht, als gleite das Thier an dem Stamme in die Höhe. Die Kletterbewegung verursacht ein weit hörbares Rasseln, in welchem man die einzelnen An- und Absätze nicht unterscheiden kann. Gewöhnlich steigt es, ohne abzusetzen, bis in die Krone des Baumes, nicht selten bis zum Wipfel empor; dort läuft es dann auf irgend einem der wagrechten Aeste hinaus und springt gewöhnlich nach der Spitze des Astes eines andern Baumes hinüber, über Entfernungen von zwölf bis sechszehn Fuß, immer von oben nach unten. Wie nothwendig die zweizeilig behaarte Fahne dem Thiere zum Springen ist, hat man durch grausame Versuche erprobt, indem man gefangenen Eichhörnchen den Schwanz abschlug. Man bemerkte dann, daß das verstümmelte Geschöpf nicht halbsoweit mehr springen konnte. Obgleich die Hände des Eichhorns nicht Dasselbe leisten können, wie die Affenhände, sind sie doch immer noch hinlänglich geeignet, das Thier auch auf dem schwankendsten Zweige zu befestigen, und dieses ist viel zu geschickt, als daß es jemals einen Fehlsprung thäte oder von einem Aste, den es sich auserwählt, herabfiele. Sobald es die äußerste Spitze des Zweiges erreicht, faßt es sie so schnell und fest, daß ihm das Schwanken des Zweiges gar nicht beschwerlich fällt, und läuft nun mit seiner anmuthigen Gewandtheit äußerst rasch wieder dem Stamme des zweiten Baumes zu. Auch das Schwimmen versteht der muntere Gesell vortrefflich, obgleich er nicht gern ins Wasser geht. Man hat sich bemüht, die einfache Handlung des Schwimmens bei ihm so unnatürlich als möglich zu erklären, und behauptet, daß sich das Hörnchen erst ein Stück Baumrinde ins Wasser trage zum Boote, welches es dann durch den emporgehobenen Schwanz mit Mast und Segel versähe rc.: — derartige Schwätzereien naturfremder Stubenhocker können höchstens belächelt werden. Das Eichhorn schwimmt eben auch nicht anders, als die übrigen landbewohnenden Säugethiere und die Nager insbesondere.

Wenn das Hörnchen ganz in Ruhe ist, sucht es bei seinen Streifereien beständig nach Aeßung. Je nach der Jahreszeit genießt es Früchte oder Sämereien, Knospen, Zweige, Schalen, Beeren, Körner und Pilze. Tannen-, Kiefern- und Fichtensamen, Knospen und junge Triebe bleiben wohl immer der Haupttheil seiner Nahrung. Es beißt die Zapfen unserer Nadelholzbäume am Stiele ab, setzt sich behäbig auf die Hinterläufe, erhebt den Zapfen mit den Vorderfüßen zum Munde, dreht ihn ununterbrochen herum und beißt nun mit seinen vortrefflichen Zähnen ein Blättchen nach dem andern ab,

bis der Kern zum Vorschein kommt, welchen es dann mit der Zunge aufnimmt und in den Mund führt. Besonders hübsch sieht es aus, wenn es seine Lieblingsspeise, die Haselnüsse nämlich, in reichlicher Menge haben kann. Schon während der Reise besucht es die Nußstauden sehr eifrig und wählt sich da die versprechendsten Früchte aus. Am liebsten aber verzehrt es die Nüsse, wenn sie ganz gereift sind. Es ergreift eine ganze Traube, enthülst eine Nuß, faßt sie mit den Vorderfüßen und schabt nun an der Naht der beiden Schalen mit wenigen Bissen ein Loch durch die Schale, die Nuß dabei mit unglaublicher Schnelligkeit hin- und herdrehend, bis sie in zwei Hälften oder in mehrere Stücke zerspringt; dann wird der Kern herausgeschält und, wie alle Speise, welche das Thier zu sich nimmt, gehörig mit den Backzähnen zermalmt: denn das Eichhorn kaut alle seine Nahrung ordentlich durch und sammelt sie nicht, wie viele andere Nager es thun, erst in einiger Menge in seinen Backen auf. Außer den Samen und Kernen frißt unser Hörnchen auch Heidel- und Preißelbeerblätter, Ahorn- und Masholdersamen, Schwämme (nach Tschudi auch Trüffeln) leidenschaftlich gern. Aus Früchten macht es sich gar Nichts; es schält das ganze Fleisch von Birnen und Aepfeln ab, um zu den Kernen zu gelangen. Dagegen ist es ein großer Freund von den Eiern aller Nester, welche es bei seinen Streifereien auffindet, und verschont auch selbst junge Nestvögel nicht, ja, es wagt sich sogar an alte. Lenz hat einem Eichhorn einmal eine alte Drossel abgejagt, die nicht etwa lahm, sondern so kräftig war, daß sie sogleich nach ihrer Befreiung weit wegflog. Bittere Kerne, wie z. B. Mandeln, sind ihm tödlich. Bei Gefangenen reichen zwei bittere Mandeln hin, um es umzubringen.

Sobald das Thier einigermaßen reichliche Nahrung hat, beginnt es, sich Vorräthe für spätere, traurigere Zeiten einzutragen. In den Spalten und Löchern hohler Bäume und Baumwurzeln, in selbstgegrabenen Löchern, unter Gebüsch und Steinen, in einem seiner Nester und an andern ähnlichen Orten legt es seine Speicher an und schleppt oft durch weite Strecken die betreffenden Körner nach solchen Plätzen. Mit diesem Naturtrieb bezeichnen die Hörnchen selbst, wie empfindlich sie gegen die Einflüsse der Witterung sind. Schon bei gutem Wetter halten sie ihr Mittagsschläfchen in ihrem Neste, sobald die Sonne etwas wärmer strahlt, als gewöhnlich, und treiben sich dann blos früh und abends im Walde umher; noch vielmehr aber scheuen sie Regengüsse, heftige Gewitter, Stürme und vor allem Schneegestöber. Ihr eigenthümliches Vorgefühl der kommenden Witterung ist dabei gar nicht zu verkennen. Schon einen halben Tag, ehe das gefürchtete Wetter eintritt, zeigen sie ihre Unruhe durch beständiges Umherspringen auf den Bäumen und ein ganz eigenthümliches Pfeifen und Klatschen, welches man sonst blos bei größerer Erregung von ihnen vernimmt. Sobald sich nun die ersten Vorboten des schlechten Wetters zeigen, zieht sich jedes Hörnchen nach seinem Neste zurück, oft auch mehrere in ein und dasselbe. Das Ausgangsloch an der Wetterseite wird sorgfältig verstopft: behaglich in sich zusammengerollt, läßt das zärtliche Geschöpf das Wetter vorübertoben. So liegt es oft tagelang ruhig im Neste; schließlich treibt es der Hunger aber doch heraus und dann zunächst seinen Vorrathskammern zu, in denen es Schätze für den Winter aufspeicherte. Ein schlechter Herbst wird für unser Hörnchen gewöhnlich verderblich, eben weil es die Wintervorräthe aufbraucht. Folgt dann ein nur einigermaßen strenger Winter, so bringt er einer Unzahl der munteren Thiere den Tod. Manche Speicher werden vergessen, zu anderen verwehrt der hohe Schnee den Zugang, und so kommt es, daß die munteren Thiere geradezu verhungern. Da liegt dann hier eins und dort eins todt im Neste oder fällt entkräftet vom Baumwipfel herunter, und der Edelmarder hat es noch leichter als sonst, seine Hauptnahrung zu erlangen. In Buchen- und Eichenwäldern sind die Hörnchen immer noch am glücklichsten daran; denn außer den noch an den Bäumen hängenden Bücheln und Zapfen, welche sie abpflücken, graben sie deren in Menge aus dem Schnee heraus und nähren sich dann recht gut.

Auch bei Einbruch der Nacht zieht sich jedes Hörnchen nach seinem Neste zurück und schläft dort, solange es dunkel ist; aber es weiß sich, wie Lenz beobachtete, auch im Dunkeln zu helfen. Dieser Forscher ließ sich einmal in schwarzer Nacht von zwei Tagelöhnern eine hohe Leiter in den

Wald tragen und an einen Baum lehnen, auf welchem sich ein Nest mit jungen Eichhörnchen befand. Alles geschah so leise, als möglich. Die Laterne blieb unten bei den Leuten, und Lenz stieg hinauf. Sobald er aber das Nest mit der Hand berührte, fuhren die Thierchen mit Windeseile heraus, etwa zwei am Baume in die Höhe, eins am Stamme hinunter, eins durch die Luft zu Boden, und im Nu war Alles um ihn her wieder ganz still.

Die Stimme des Eichhorns ist im Schreck ein lautes „Duck, Duck", bei Wohlbehagen und bei gelindem Aerger ein merkwürdiges, nicht gut durch Silben auszudrückendes Murren, oder, wie Dietrich aus dem Winckell und Lenz noch besser sagen, ein Murren. Besondere Freude oder Erregung drückt es durch ein gewisses Pfeifen aus.

Die geistigen Fähigkeiten des Hörnchens sind größer, als die der meisten übrigen Nager. Alle Sinne sind scharf, zumal Gesicht, Gehör und Geruch; doch muß auch das Gefühl sehr fein sein, weil sich sonst die Vorempfindung des Wetters nicht erklären ließe; der Geschmack ist ebenfalls entschieden ausgebildet, wie man an zahmen leicht beobachten kann. Für die höhere geistige Begabung sprechen das gute Gedächtniß, welches das Thier besitzt, und die List und Verschlagenheit, mit denen es sich seinen Feinden zu entziehen weiß. Blitzschnell eilt es dem höchsten der umstehenden Bäume zu, fährt fast immer auf der entgegengesetzten Seite des Stammes bis in den ersten Zwiesel hinan, kommt höchstens mit dem Köpfchen zum Vorschein, drückt und verbirgt sich soviel als thunlich, und sucht so unbemerkt als möglich seine Rettung auszuführen, dabei eine große Berechnung offenbarend.

Aeltere Eichhörnchen begatten sich zum ersten Male im März, die jüngeren etwas später. Ein Weibchen versammelt um diese Zeit oft zehn oder mehr Männchen um sich, und diese bestehen dann blutige Kämpfe mit einander in Sachen der Liebe. Wahrscheinlich wird auch hier dem Tapfersten der Minne Sold: das Weibchen ergibt sich dem stärkeren und hängt ihm wenigstens eine Zeit lang mit treuer Liebe an. Vier Wochen nach der Begattung wirft es in dem bestgelegensten und am weichsten ausgefütterten Neste drei bis sieben Junge, welche ungefähr neun Tage lang blind bleiben und von der Mutter zärtlich geliebt werden. Baumhöhlen scheinen die bevorzugtesten Wochenbetten abzugeben; nach Lenz nisten die Weibchen auch in Staarkübeln, welche nahe am Walde auf Bäumen hängen und vorher ordentlich ausgepolstert und mit einem bequemen Eingange versehen werden, indem die Mutter das enge Flugloch durch Nagen hinlänglich für sich erweitert. „Ehe die Jungen geboren sind und während sie gesäugt werden," sagt Lenz, „spielen die Alten lustig und niedlich um das Nest herum. Schlüpfen die Jungen aus dem Neste hervor, so wird etwa fünf Tage lang, wenn das Wetter gut ist, gespielt, gehuscht, geneckt, gejagt, gemurrt, gequiekst: dann ist plötzlich die ganze Familie verschwunden und in den benachbarten Fichtenwald gezogen." Bei Beunruhigung trägt sie die Alte, wie die Knaben recht gut wissen, in ein anderes Nest, und zwar oft ziemlich weit davon. Man muß daher vorsichtig sein, wenn man Junge ausnehmen will, und darf sich nie beikommen lassen, ein Nest, in denen man ein Wochenbett vermuthet, zu untersuchen, ehe man die Jungen ausnehmen kann. Wenn dieselben entwöhnt worden sind, trägt ihnen die Mutter (oder auch der Vater mit) noch einige Tage lang Nahrung zu, dann überläßt das Elternpaar die junge Familie ihrem eigenen Schicksale und schreitet zur zweiten Paarung. Die Jungen bleiben noch eine Zeitlang zusammen, spielen hübsch mit einander und gewöhnen sich schnell an die Sitten und Gebräuche der Eltern. Im Juni hat die Alte bereits zum zweiten Male Junge, gewöhnlich einige weniger, als das erste Mal; und wenn auch diese soweit sind, daß sie mit ihr herumschweifen können, schlägt sie sich oft mit dem früheren Gehecke zusammen, und man sieht jetzt die ganze Bande, oft zwölf bis sechszehn Stück, in ein und demselben Waldestheile ihr lustiges, gemüthliches Wesen treiben.

Ausgezeichnet ist die Reinlichkeit des Hörnchens. Sobald das Thier ruhig und ungestört ist, leckt und putzt es sich ohne Unterlaß. Im Ruhelager oder im Neste findet man weder seine noch seiner Jungen Losung abgelegt, — die liegt immer unten am Stamme des Baumes. Aus diesem

Grunde eignet sich das Eichhorn besonders zum Halten im Zimmer, und wir finden es ja auch häufig genug als gerngesehenen Genossen des Menschen. Man nimmt zu diesem Zweck die Jungen aus, wenn sie halb erwachsen sind, und füttert sie mit Milch und Semmel groß, bis man zu ihrer Kernnahrung übergehen kann. Hat man jedoch eine säugende Katze von gutmüthigem Charakter, so läßt man durch diese das junge Hörnchen groß säugen, und dann erhält es eine Pflege, wie man sie selbst ihm niemals gewähren kann. Ich habe bereits auf Seite 288 des ersten Bandes mitgetheilt, wie gern sich die gutgeartete Katze solcher Pflege unterzieht, nnd wiederhole, daß man nichts Schöneres sehen kann, als die zwei so verschiedenen Thiere in solch innigem Zusammenleben.

In der Jugend sind alle Hörnchen munlere, lustige und durchaus harmlose Thierchen, welche sich recht gern von den Menschen hätscheln und schmeicheln lassen. Sie erkennen und lieben ihren Pfleger und zeigen sogar eine gewisse Gelehrigkeit, indem sie dem Rufe folgen. Leider werden fast alle, auch die zahmsten, mit zunehmendem Aller tückisch oder wenigstens bissig, und ihre Nagezähne sind hinlänglich scharf, um sehr schmerzhafte und sogar gefährliche Bisse beizubringen. Zumal im Frühjahre, während der Zeit der Paarung, ist solchen eingesperrten nie recht zu trauen.

Man darf dem Thiere leider das freie Umherlaufen im Hause und Hofe nicht gestalten, weil es alles Mögliche beschnuppert, untersuchl, benagt und verschleppt. Deshalb häll man es in einem Käfig, welcher innen mit Blech ausgeschlagen ist, damit er nicht allzuschnell ein Opfer der Nagezähne wird. Dagegen muß man dann auch sorgen, daß die Hörnchen ihre Nagezähne an anderen Stoffen abstumpfen können, weil ihnen sonst die Zähne nicht selten einen Zoll weit über einander wegwachsen und es ihnen ganz unmöglich machen, ihre Nahrung zu zerkleinern oder überhaupt zu fressen. Man gibt ihnen deshalb unter ihr Futter viele harte Dinge, namentlich Nüsse und Tannenzapfen oder auch Holzkugeln und Holzstückchen; denn gerade die Art und Weise, wie sie fressen, gewährt mit das Hauptvergnügen, welches die gefangenen überhaupt bereiten. Zierlich ergreifen sie die ihnen vorgehaltene Nahrung mit den beiden Vorderhänden, suchen sich schnell den sichersten Platz aus, setzen sich dort hübsch nieder, schlagen den Schwanz über sich, sehen sich, während sie nagen, schlau und munter immer um, putzen Schnauze und Schwanz nach gehaltener Mahlzeil und hüpfen lustig und hübsch in affenartigen Sätzen hin und her. Dieses muntere Treiben und die außerordentliche Reinlichkeit lassen sie mit Recht zu den angenehmsten Nagern in der Gefangenschaft rechnen.

Außer dem Menschen hat das Eichhorn in dem Edelmarder seinen furchtbarsten Feind. Dem Fuchse gelingt es nur selten, ein Hörnchen zu erschleichen, wenn es sich eben am Boden befindet, und den Milanen, Habichten und großen Eulen entgeht das Thier dadurch leichl, daß es, wenn ihm die Vögel zu Leibe wollen, rasch in Schraubenlinien um den Stamm herumsteigt, während die Vögel im Fluge natürlich weit größere Bogen machen müssen; endlich erreicht es doch eine Höhlung, einen dichten Wipfel, wo es geschützt ist. Anders ist es, wenn es vor dem Edelmarder flüchten muß. Dieser fürchterliche Feind klettert genau ebensogul, als sein Opfer, und verfolgt dieses auf Schritt und Tritt, in den Kronen der Bäume ebensowohl, wie auf der Erde; er folgt ihm sogar in die Höhlungen, in welche es flüchtet, oder in das dickwandige Nest. Unler ängstlichem Klatschen und Pfeifen flieht das Eichhorn vor ihm her, von Ast zu Ast: der gewandte Räuber jagt hinter ihm drein, und beide überbieten sich förmlich in prachtvollen Sprüngen. Die einzige Möglichkeit der Rettung für das Eichhörnchen liegt in seiner Fähigkeit, ohne Schaden vom höchsten Wipfel der Bäume herab auf die Erde zu springen und dann schnell ein Stück unten fortzueilen, einen neuen Baum zu gewinnen und unter Umständen das alte Spiel nochmals zu wiederholen. Man sieht es daher, wenn es der Edelmarder verfolgt, so eifrig als möglich nach der Höhe streben und zwar regelmäßig in den gewandten Schraubenlinien, bei denen ihm der Stamm doch mehr oder weniger zur Deckung dient. Der Edelmarder klimmt natürlich eifrig hinter ihm drein, und beide steigen wirklich unglaublich schnell zur höchsten Krone empor. Jetzt scheinl es der Marder bereits am Kragen zu haben — da springt es in gewaltigem Bogensatz von hohem Wipfel weg in die Luft, streckt alle Gliedmaßen wagrecht von sich ab und saust so zum Boden nieder, kommt dort wohlbehalten an und eilt nun ängstlich, so rasch als es kann,

davon, um sich wo möglich ein besseres Versteck auszusuchen. Das vermag ihm der Edelmarder doch nicht nachzuthun; demungeachtet bleibt dieser sein furchtbarster Feind und das Hörnchen die Hauptnahrung des in allen Leibeskünsten so wohlerfahrenen Raubgesellen: — er jagt dem Wehrlosen nach, bis dieser sich ihm aus Erschöpfung geradezu preisgibt. Junge Eichhörnchen sind natürlich weit mehr Gefahren ausgesetzt, als die alten. Eben ausgeschlüpfte kann sogar ein behender Mensch kletternd einholen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern darf. Wir suchten als Knaben solche Junge auf und stiegen ihnen auf die Bäume nach, und mehr als einmal wurde die Gleichgiltigkeit, mit welcher sie uns nahekommen ließen, ihr Verderben. Sobald wir nämlich den Ast erreichen konnten, auf welchem sie saßen, waren sie verloren. Wir schüttelten den Ast mit Macht hin und her, und das erschreckte Hörnchen dachte gewöhnlich blos daran, sich recht fest zu halten, um nicht herabzustürzen. Nun ging es weiter und weiter nach außen, immer schüttelnd, bis wir mit raschem Griffe das Thierchen fassen konnten. Auf einen Biß mehr oder weniger kam es uns damals nicht an, weil uns unsere gezähmten ohnehin genugsam damit begabten. Diese fing ich immer auf dieselbe Weise wieder ein, wenn sie sich freigemacht hatten und entflohen waren.

Am Lenaflusse leben die Bauern vom Anfang März bis Mitte April ganz für den Eichhornsfang, und manches stellt dort über tausend Fallen. Diese bestehen aus zwei Bretern, zwischen denen ein Stellholz sich befindet, an dem ein Stückchen gedörrter Fisch befestigt ist. Berührt das Eichhorn diese Lockspeise, so wird es von dem oberen Bret erschlagen. Die Tungusen schießen es mit stumpfen Pfeilen, um das Fell nicht zu verderben. Wir erlegen es meist mit dem Gewehr, wenn wir überhaupt Jagd auf diese Zierde unserer Wälder machen, angelockt von dem Wunsche, den trefflichen Pelz zu verwerthen. Im hohen Norden, wo die Hörnchen weit regelmäßigere und auch ausgedehntere Wanderungen unternehmen, als bei uns, zumal in strengen Wintern, massenhaft aus den höher gelegenen Gegenden in die milderen Ebenen herabwandern, um dort den Winter zu verbringen, ist die Jagd ergiebiger und auch gerechtfertigter, da das Pelzwerk dort von höherem Werth ist.

Die schönsten Felle kommen aus Sibirien und Lappland und sind im Handel unter dem Namen „Grauwerk" bekannt. Der Bauchtheil heißt gewöhnlich „Veh-" oder „Feh-Wamme" und gilt für eine kostbare Pelzwaare, mit deren Handel sich eine große Zahl von Menschen beschäftigt. Aus Rußland allein werden jährlich über zwei Millionen Grauwerkfelle ausgeführt; die meisten gehen nach China. Außer dem Felle verwendet man auch noch die Schwanzhaare zu guten Malerpinseln, und das weiße, zarte, wohlschmeckende Fleisch wird von den Sachkennern überall gern gegessen.

Die Alten glaubten, im Gehirn und Fleisch kräftige Heilmittel zu besitzen, und unter dem Landvolke besteht noch heutzutage hier und da der Glaube, daß ein zu Pulver gebranntes männliches Eichhorn das beste Heilmittel für kranke Hengste, ein weibliches für kranke Stuten gäbe. Manche Gaukler und Seiltänzer sollen in dem Wahne leben, durch den Genuß des gepulverten Gehirns vor Schwindel sicher zu sein, und deshalb dem Hörnchen oft nachstellen, um sich bei ihren gefährlichen Sprüngen zu sichern. Doch ist die Verfolgung, welche das Thier bei uns seitens des Menschen erleidet, kaum in Anschlag zu bringen. Die Liebe zu unserm muntern, nordischen Affen ist sein bester Schutz. Schädlich wird das gemeine Eichhorn blos an Orten, wo es in großer Menge vorkommt, durch das Plündern der Obstbäume und das Abfressen junger Triebe und Knospen. In Deutschland dürfte sich dieser Schaden aber nirgends besonders bemerklich machen.

Von den übrigen zahlreichen Arten der Hörnchen, welche in Amerika, Asien und Afrika leben, verdienen noch einige besondere Erwähnung. In Nordamerika vertreten das graue (Sciurus cinereus) und das schwarze Eichhorn (Sciurus niger) das unsrige. Beide treten aber nicht in der geringen Zahl auf, wie dieses, sondern vermehren sich zuweilen in so unglaublicher Menge, daß förmliche Kriegszüge gegen sie unternommen werden können und unternommen werden müssen. Im Jahre 1749 hatte die Anpflanzung von Mais eine so außerordentliche Vermehrung des grauen und schwar-

zen Hörnchens in Pennsylvanien bewirkt, daß die Regierung sich genöthigt sah, ein Schußgeld von drei Pence für das Stück auszusetzen. In diesem Jahre allein wurden dann eine Million und zweimalhundertachtzigtausend Stück der Thiere abgeliefert. James Hall erzählt, daß sich im ganzen Westen Nordamerikas die Eichkätzchen binnen weniger Jahre oft ganz ungeheuer vermehren und dann nothwendiger Weise auswandern müssen. Heuschreckenartigen Schwärmen vergleichbar sammeln sich die Thiere im späten Jahre in größere und immer größer werdende Scharen und rücken, Felder und Gärten plündernd, Wald und Hain verwüstend, in südöstlicher Richtung vor, über Gebirge und Flüsse hinwegsetzend, verfolgt von einem ganzen Heere von Feinden, ohne daß eine wesentliche Abnahme der Schar bemerkbar würde. Füchse, Iltisse, Falken und Eulen wetteifern mit den Menschen, das wandernde Heer anzugreifen. Längs der Ufer der größeren Flüsse sammeln sich die Knaben und erschlagen die Thiere, wenn sie vom jenseitigen Ufer herübergeschwommen kommen, hundertweise. Jeder Bauer ermordet so viele von ihnen, als er kann, und dennoch lichten sich ihre Reihen nicht. Beim Anfang ihrer Wanderung sind alle fett und glänzend, je weiter sie aber ziehen, umsomehr kommt das allgemeine Elend, welches solche Nager höher betrifft, über sie; sie erkranken, magern ab und fallen hundertweise der Seuche zum Opfer. Die Natur selbst übernimmt die beste Verminderung der Thiere, der Mensch würde ihnen gegenüber auch geradezu ohnmächtig sein.



Das schwarze Eichhorn (Sciurus niger).

Unsere Abbildung zeigt uns das schwarze Hörnchen, ein ziemlich ansehnliches Thier von dreizehn Zoll Körperlänge mit ebenso langem Schwanze. Der weiche und geschätzte Pelz ist im Sommer glänzend schwarz; blos an der Unterseite finden sich einzelne weiße Haare. Der erste obere Backzahn fällt regelmäßig aus, so daß das Thier im Alter deren blos vier besitzt. Der buschige Schwanz ist so lang behaart, daß das Thier mit ihm ein fünf Zoll breites Steuer bilden kann.

Es ist merkwürdig, daß dieses Thier vor dem grauen nordischen Hörnchen Amerikas flieht oder von diesem förmlich ausgetrieben wird; wenigstens bildet es immer den Vortrab jener ungeheuren Heere, und erst wenn die allgemeine Ermattung eintritt, vermischt es sich mit diesen. In seiner eigentlichen Heimat soll es, solange es die Nahrungssorge nicht zur Wanderung treibt, ein außerordentlich thätiges und lebendiges Thier sein, welches mit seines Gleichen lustig in den Kronen der Bäume spielt und häufig zahlreich zu den Flüssen herabkommt, um sich dort zu erfrischen. Dabei hat man beobachtet, daß es gewöhnlich einen Zweig wählt, welcher bis dicht ans Wasser reicht. Dort hängt es sich auf, biegt sich herab bis zum Spiegel, trinkt in einem langen Zuge und wäscht sich, wenn es seinen Durst gelöscht hat, sorgsam sein Gesicht mit den Vorderfüßen, dabei gelegentlich noch die eine oder die andere Pfote ins Wasser tauchend, um seinen Zweck besser zu erreichen.

In Indien oder Südasien überhaupt gibt es sehr große und sehr kleine Hörnchen. Aus ersteren hat man eine besondere Sippe gebildet, obgleich diese nur geringe Unterschiede von der vorigen zeigt.

Das große Kletter- oder Königseichhorn (Funambulus maximus) mag uns mit den Riesen der ganzen Familie bekannt machen. Es ist ein Bewohner des Festlandes von Ostindien; besonders häufig kommt es an der Küste Malabars und auf der Halbinsel Malacca vor; doch hat man es auch auf Ceylon und Java gefunden. Die Cardamomenberge, ein Theil des Rhatgebirges, scheinen es vorzugsweise zu beherbergen. Es ist ein echtes Baumthier und, wie das unsrige, bei Tage thätig. Seine Nahrung besteht in allerlei Baumfrüchten, und seine Stärke erlaubt ihm auch, die Kokospflanzungen zu plündern. Man versichert sogar, daß es die Milch der Kokosnüsse aller übrigen Nahrung vorziehe. Mit der größten Fertigkeit soll es die starke Schale durchnagen, und zwar ohne die Nuß selbst abzureißen. Dann trinkt es die aus dem kleinen, von ihm gearbeiteten Loche austretende Milch und läßt die Nuß zum größten Aerger der Leute ruhig hängen! Die Gefangenschaft erträgt es leicht und bei gehöriger Pflege selbst bei uns. Es wird bald leidlich zahm und gewöhnt sich an den Menschen; doch hat man sich immer mit ihm in Acht zu nehmen, weil es bei gelegener Zeit von seinem furchtbaren Gebisse Gebrauch macht. Ein schönes Männchen, welches der ham-



Das Königseichhorn (Funambulus maximus).

burger Thiergarten besaß, lebte leider nur kurze Zeit; wahrscheinlich war die Kälte des Sommers 1863 die Ursache zu seinem Tode. Es zeigte alle Sitten und Gewohnheiten unseres Eichhorns, richtete auch zuweilen seinen Schwanz auf, während ich Dies von einem anderen indischen Eichhorn, dem Jeralang (Funambulus bicolor), niemals gesehen habe. Wie alle größeren Arten der Familie schien es verhältnißmäßig gutmüthig zu sein, und während seiner länger währenden Krankheit befreundete es sich förmlich mit seinem Pfleger. Auch mit anderen Eichhörnchen vertrug es sich recht gut.

In der Färbung ändert das Königseichhorn so vielfach ab, daß noch großer Streit unter den Naturforschern herrscht, ob die Farbenverschiedenheiten, welche man findet, als selbständige Arten angesehen werden sollen oder blos als Abarten des Königseichhorns zu betrachten sind. Der Leib des erwachsenen Thieres wird gegen anderthalb Fuß lang, der Schwanz ohne Haare sechszehn Zoll, und mit den Haaren noch anderthalb Zoll mehr; die Höhe am Widerrist beträgt fünf Zoll. Es hat also beinahe die Größe unserer Hauskatze. Sein Leib ist ebenso zierlich gebaut, wie der unseres

Hörnchens. Aber es ist nicht nur die größte, sondern auch eine der schönsten Arten der ganzen Familie. Die Behaarung des Körpers ist lang, reichlich, anliegend und weich. Der Schwanz ist gleichmäßig dicht und buschig behaart, die ziemlich kurzen, oben abgerundeten Ohren ziert ein Büschel langer Haare. Unter den Farbenabänderungen ist die gewöhnlichste und schönste die, bei der die ganze Oberseite, mit Ausnahme der Pfoten, von tief glänzendschwarzer Farbe ist, die Mitte des Rückens aber und die Leibesseiten nach und nach in das Rostrothe oder Dunkelkirschrothe übergehen. Der obere Theil des Kopfes und Halses, die Ohrenbüschel und der Streifen vom Ohr aus zu beiden Seiten des Halses herab sind ebenso lebhaft roth gefärbt, die Unterseite dagegen und die Außenseite der Füße sammt dem Nasenrücken ist fahl ockergelb; eine noch heller gefärbte gelbe Binde zieht sich wohl auch quer zwischen den Ohren weg. Bei der anderen Abart, welche von vielen Naturforschern für eine besondere Art gehalten wird, ist die ganze Oberseite des Körpers lebhaft kastanienbraun, die Unterseite dagegen röthlichweiß, und diese beiden Farben sind ziemlich scharf von einander abgegrenzt.

Diesem Riesen gegenüber verdient das Zwergeichhörnchen (Sciurus exilis) noch kurzer Erwähnung. Seine Leibeslänge beträgt nämlich blos zwei und einen halben Zoll und die des Schwan-



Das Zwergeichhörnchen (Sciurus exilis).

zes zwei und einen viertel Zoll: unsere Hausmaus übertrifft es also an Größe. Der Pelz ist noch ziemlich reichlich und der Schwanz buschig und unregelmäßig zweizeilig. Die Färbung ist oben bräunlich, unten weißgrau, am Schwanze schwarz. Das Thierchen lebt ganz in der Nähe seiner riesigen Verwandten, in bergigen Gegenden Borneo's und Sumatra's, wo auch noch ähnliche Zwerge derselben Familie vorkommen.

Nun gibt es noch Arten, bei denen die einzelnen Haare farbig geringelt sind, andere, bei denen sich Längsstreifen an den Leibesseiten hinabziehen, und noch andere mehr oder weniger ausgezeichnete; doch ähneln sich alle in ihrer Lebensweise.

Eine erwähnenswerthe Gruppe umfaßt die Erd- oder Backenhörnchen (Tamias). Sie sind, wie ihr Name sagt, mehr auf den Boden gebannt und klettern blos hin und wieder oder gar nicht auf schiefstehende Bäume. Der Besitz von Backentaschen und die mehr oder weniger unterirdische Lebensweise stellen sie als Mittelglieder zwischen Hörnchen und Ziefeln hin; doch ähneln sie noch mehr

den echten Hörnchen, als letzteren. Der dünn behaarte Schwanz ist etwas kürzer, als der Körper, die Füße sind fünfzehig, der Pelz ist kurz und nicht sehr weich, auf dem Rücken gewöhnlich durch scharfe Längsstreifen ausgezeichnet. Man kennt nur wenige Arten, welche Osteuropa, Sibirien und Nordamerika bewohnen.

Unter ihnen ist der Burunduk oder das gestreifte sibirische Backenhörnchen (Tamias striata) unzweifelhaft eins der merkwürdigsten, schon aus dem Grunde, weil es in Amerika einen ihm so täuschend ähnlichen Vertreter hat, daß beider Arttrennung heute noch in Frage steht. Unsere Abbildung zeigt uns letztgenannte Art (Tamias Lysteri); sie kann aber, unbeschadet ihrer Richtigkeit, auch zur bildlichen Erläuterung der ersteren dienen. Der Burunduk ist kleiner, als das gemeine Eichhorn, ohne den fast vier Zoll langen Schwanz blos fünf und einen halben Zoll lang, und am Widerrist nicht über zwei Zoll hoch. Er ist etwas plumper und kräftiger gebaut, als unser Hörnchen; ähnelt diesem hinsichtlich des Gebisses fast vollständig. Der Kopf ist länglich, mit wenig vorstehender, rundlicher und feinbehaarter Nase, großen, schwarzen Augen und kurzen, kleinen Ohren; die Gliedmaßen sind ziemlich stark, und die Daumenwarze der Vorderfüße mit einem kleinen Hornplättchen an der Stelle des Nagels bedeckt; die Sohlen sind nackt; der Schwanz ist



Das amerikanische Erdeichhorn (Tamias Lysteri).

lang, auf der Haut geringelt und ringsum schwach buschig behaart. Der Pelz ist kurz und rauh, aber dicht anliegend, die Schnurren sind fein, kürzer, als der Kopf, und in fünf Reihen an der Oberlippe vertheilt. Einige Borstenhaare befinden sich an den Wangen und über den Augen. Die Färbung ist am Kopf, Hals und den Leibesseiten gelblich untermischt mit langen, weißspitzigen Haaren, an den Seiten des Kopfes abwechselnd mit helleren, graulichgelben und dunklerbraunen Streifen gezeichnet. Ueber den Rücken verlaufen der Länge nach in ungleichen Zwischenräumen fünf schwarze Binden, deren mittelste die Rückgratslinie bezeichnet; die nächsten beiden ziehen sich von den Schultern zu den Hinterschenkeln und schließen ein blaßgelbes oder auch weißgelbliches Band zwischen sich ein. An der ganzen Unterseite ist der Burunduk graulichweiß gefärbt, der Schwanz ist oben schwärzlich, unten gelblich, die Schnurren sind schwarz, die Krallen braun.

Ein großer Theil des nördlichen Asien und ein kleines Stück Osteuropa's sind die Heimat unseres Thierchens. Der Wohnkreis wird etwa von den Flüssen Dwina und Kana und östlich von dem ochotzkischen Meerbusen und dem Golf von Anadyr begrenzt. Das Erdeichhorn lebt blos in Wäldern, und zwar ebensowohl im Schwarzwald, als in Birkengehölzen, am häufigsten in Zirbelkieferbeständen. Unter den Wurzeln dieser Bäume legt es sich eine ziemlich kunstlose, einfache Höhle an, welche mit zwei bis drei seitwärts liegenden Vorrathskammern in Verbindung steht und durch

einen langen, winkeligen Gang nach außen mündet. Selten sind diese Baue tief, weil die Feuchtigkeit des Bodens Dies nicht gestattet. Sie dienen dem Thiere ebensowohl zur Wohnung, als zu Speichern für die Vorräthe, welche es für den Winter einträgt. Seine Nahrung besteht aus Pflanzensamen und Beeren; vorzugsweise aber aus den Nüssen der Zirbelkiefer, von denen es für manchen Winter zehn bis funfzehn Pfund in seinen Backentaschen nach Hause schleppt und in den Vorrathskammern aufbewahrt.

Der Burunduk ist ein echtes Tagthier, nachts schläft er in seiner Höhle. Er ist rasch und bebend auf dem Boden und klettert noch ganz leidlich, meistens aber nur an niederen Bäumen hinauf, am liebsten an schiefstehenden. Von den Amerikanern wird die Lebendigkeit und Raschheit der Hacki, wie das gestreifte Hörnchen von ihnen genannt wird, sogar mit dem Zaunkönig verglichen; denn wie dieser soll es durch die Zweige huschen oder zwischen den dicht verwachsenen Büschen dahinrennen, unter beständigem Ausstoßen seiner seltsamen, angenehmen, etwas gluckfenden Stimme. Im Herbst, wo das gefallene Laub die Eingänge verdeckt, ist es ein wahres Vergnügen, diese Thiere ihren Höhlen zuzutreiben, sie huschen dann ängstlich umher, um sich zu bergen, und entwickeln dabei all ihre Gewandtheit im reichsten Maße.

Gegen den Spätsommer hin trägt der Hacki eifrig Vorräthe ein für den Winter. Man sieht ihn mit vollgepfropften Backentaschen höchst eilig dahinlaufen und glaubt die Befriedigung, welche der Reichthum gewährt, ihm geradezu an den Augen absehen zu können. Nach den verschiedenen Monaten schleppt das Thier sich seine manchfaltigen Vorräthe zusammen, am meisten Buchweizen, Haselnüsse, Ahornkörner und Mais. Wenn es der Winter in seinem Baue festbannt, dienen ihm die sorgsam aufgespeicherten Vorräthe zur Nahrung. Es hält einen Winterschlaf, doch blos einen sehr unterbrochenen, und scheint den ganzen Winter hindurch der Nahrung bedürftig zu sein. Audubon, welcher im Januar einen der Baue ausgrub, fand in der Tiefe von vier bis fünf Fuß ein großes Nest aus Blättern und Gras, in welchem drei Erdeichhörnchen verborgen lagen; andere schienen sich in die Seitengänge geflüchtet zu haben, als ihnen die Gräber nahegekommen waren. Die Thiere waren zwar schlaftrunken und nicht gerade sehr lebendig, schliefen aber keineswegs nach Art unserer Winterschläfer, sondern bissen ganz tüchtig um sich, als die Naturforscher sie ergriffen. Vor dem November bezieht das Eichhorn seinen unterirdischen Bau gar nicht, und die ersten warmen Tage des Frühlings locken es bereits wieder hervor. Die Jungen werden im Mai geboren; ein zweites Gehecke findet man gewöhnlich im August. Der Paarung gehen sehr heftige Kämpfe unter den betreffenden Männchen voraus, und man versichert, daß es schwerlich ein rauflustigeres Thierchen geben könne, als dieses kleine, behende Hörnchen.

In Sibirien bringt der Burunduk gar keinen Schaden, wohl aber in Nordamerika der Hacki. Er geht hier nämlich nach Mäuseart in die Scheunen, und wenn er, was häufig geschieht, in großer Menge auftritt, richtet er da arge Verwüstungen an. Dem Menschen nützt das Thier, wie bei uns zu Lande der Hamster, durch das Füllen seiner Speicher, welche man ausbeutet. Die Sibirier verwerthen auch die Bälge und senden sie nach China, wo man die Felle hauptsächlich zu Verbrämungen wärmerer Pelze benutzt und tausend Stück gern mit acht bis zehn Rubeln bezahlt. In Nordamerika verwendet man den Hacki selbst gar nicht; gleichwohl wird er dort eifriger verfolgt, als sein Bruder in Sibirien. Ein ganzes Heer von Feinden stellt ihm nach. Die Buben üben sich an dem „Chipmuck“, wie sie den Hacki nennen, in dem edlen Waidwerk und verfolgen ihn mit weit größerem Eifer, als die Knaben der Jakuten den Burunduk, welchem diese während der Ranzzeit hinter Bäumen auflauern und ihn herbeilocken, indem sie vermittelst eines Pfeifchens aus Birkenrinde den Lockton des Weibchens nachahmen. Das Thier hat aber noch viel schlimmere Feinde. Die Wiesel verfolgen es auf der Erde und unter ihr; die Beutelratten streben ihm eifrig nach; die Hauskatzen erklären es für eine ebenso gute Beute, als die Ratten und Mäuse, und alle größeren Raubvögel nehmen es von der Erde weg, wo sie nur können. Zumal ein amerikanischer Rauchfußbussard (Archibuteo ferrugineus) gilt als sein eifriger Verfolger und heißt deshalb geradezu

„Eichhornfalke“ (Squirrel-Hawk). Auch die Klapperschlange folgt, nach Geyer's Beobachtungen, dem armen Schelme, und zwar mit ebenso großer Ausdauer, als Schnelligkeit. „Gewöhnlich“, erzählt mein Gewährsmann, „hatte das Grundeichhorn alle Schlupfwinkel seines Baues aufgesucht: die Schlange folgte ihm zu allen Löchern hinein und heraus und überholte es, als es zuletzt, das Weite suchend, unglücklicherweise einen Abhang hinabrannte, ergriff es und schoß rasselnd, ohne in ihrer Schnelligkeit zu stocken, mit ihrem Opfer in ein nahes Dickicht hinein“. Der Winter ist ebenfalls ein böser Gesell und vermindert die während des Sommers erzeugte, bedeutende Nachkommenschaft der alten Hackis oft in unglaublicher Weise. Trotz alledem aber ist das Thierchen, in gesegneten Jahren wenigstens, überall außerordentlich häufig; die große Fruchtbarkeit des Weibchens ersetzt alle Verluste bald genug.

Die hübsche Färbung, die Zierlichkeit und Lebendigkeit der Bewegungen würden das Grundeichhörnchen sehr für die Gefangenschaft empfehlen, wenn es dieselbe ertrüge. Einige Wochen lang dauert es wohl aus; dann aber kränkelt es und welkt dahin, auch wird es niemals ganz so zahm, wie das gemeine Eichhorn, sondern bleibt immer furchtsam und bissig. Dazu kommt seine Lust, Alles zu zernagen. Es übt dieses Vergnügen mit der Befähigung einer Ratte aus, läßt also so leicht Nichts ganz im Käfig oder im Zimmer. Mit anderen seiner Art verträgt es sich durchaus nicht im Käfig; zumal mehrere Männchen beginnen augenblicklich Streit unter einander und zwar so heftig, daß eines dem anderen in der Hitze des Gefechtes sogar den Schwanz abbeißen soll. Die Ernährung hat gar keine Schwierigkeiten; denn die einfachsten Körner genügen zu seinem Futter.

Ungleich häßlicher, als alle vorhergehenden, sind die Ziefelhörnchen (Spermosciurus oder Xerus), welche in Afrika leben. Fast alle Arten dieser Gruppe scheinen sich ebensowohl in ihrer Farbe, als auch in der Lebensweise zu ähneln. Sie bewohnen dürre Steppenwaldungen des Inneren, die waldlose Ebene selbst, gebirgige, hügelige Gegenden mit spärlichem Pflanzenwuchs und andere ähnliche Orte, graben sich geschickt und rasch unter dichten Büschen, zwischen dem Gewurzel der Bäume und unter größeren Felsblöcken tiefe und künstliche Baue und streifen von diesen aus bei Tage umher. Wie Rüppell angibt, klettern sie auch im niederen Gebüsch herum; bei Gefahr flüchten sie aber schleunigst wieder nach ihren unterirdischen Schlupfwinkeln. Es sind sehr garstige Nager, welche blos dann anmuthig erscheinen, wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtet. Ihr Leib ist gestreckt, und der zweizeilig behaarte Schwanz fast von der Länge des Körpers. Der Kopf ist spitz, die Ohren sind klein, die Beine verhältnißmäßig sehr lang, die Füße mit starken, zusammengedrückten Krallen bewehrt. In doppelter Hinsicht merkwürdig ist die Behaarung: sie steht so spärlich auf dem Leibe, daß sie die Haut kaum deckt und die sehr starren Haare sind an der Wurzel platt, von da an der Länge nach gefurcht und breit zugespitzt. Der ganze Pelz sieht aus, als wären blos einzelne Haare auf den Balg geklebt. Außerdem besitzen wenigstens die Männchen noch andere Eigenthümlichkeiten, welche sie verhäßlichen, in einem volksthümlichen Buche aber nicht wohl beschrieben werden können.

Der Schilu der Abissinier (Xerus rutilus) wird im ganzen über 1⅓ Fuß lang, wovon etwa 8½ Zoll auf den Schwanz kommen. Die Färbung ist oben röthlichgelb, an den Seiten und unten licht, fast weißlich. Der zweizeilig behaarte Schwanz ist seitlich und am Ende weiß, in der Mitte roth, hier und da weiß gefleckt, weil viele seiner Haare in weiße Spitzen enden. Dasselbe ist auch bei den Rückenhaaren der Fall. In den Steppenländern kommt eine andere Art, die Sabera der Araber (Xerus leucoumbrinus), und zwar sehr häufig vor, während der Schilu immer nur einzeln auftritt.

Beide Thiere ähneln sich in ihrem Leben vollständig. Man sieht sie bei Tage einzeln oder paarweise umherstreichen, auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer, und wenn man sie aufscheucht, nach

einem ihrer Baue flüchten. Wo die Gegend nicht felsig ist, graben sie sich unter starken Bäumen Röhren von großer Ausdehnung, wenigstens muß man Dies aus den hohen Hausen schließen, welche vor ihren Fluchtröhren aufgeworfen werden. Die Baue näher zu untersuchen, hat seine große Schwierigkeit, weil sie regelmäßig zwischen dem Wurzelwerk der Bäume verlaufen. Ist die Wohnung unter Felsblöcken angelegt, so ist es nicht besser; denn das Ziselhörnchen hat sich sicher den unzugänglichsten Platz ausgesucht.

Im Dorfe Mensa hatte sich ein Pärchen des Schilu die Kirche und den Friedhof zu seinen Wohnsitzen erkoren, und trieb sich lustig und furchtlos vor Aller Augen umher. Die hohen Kegel, welche man über den Gräbern aufthürmt und mit blendendweißen Quarzstücken belegt, mochten ihm passende Zufluchtsorte bieten; denn das eine oder das andere Mitglied des Pärchens verschwand hier oft vor unseren Augen. Allerliebst sah es aus, wenn eins der Thiere sich auf die Spitze eines jener Grabhügel setzte: es nahm dann ganz die bezeichnende Stellung unseres Eichhörnchens an. Ich habe den Schilu wie die Sabera nur auf dem Boden bemerkt, niemals auf Bäumen oder Sträuchern. Hier sind sie ebenso gewandt, als unser Eichhörnchen in seinem Wohngebiet. Der Gang ist leicht



Der Schilu (Xerus rutilus).

und wegen der hohen Läufe ziemlich schnell, doch gehen beide mehr schrittweise, als die wahren Eichhörnchen. In ihrem Wesen zeigen sie viel Leben und Rastlosigkeit. Jede Ritze, jedes Loch wird geprüft, untersucht und womöglich durchkrochen. Die hellen Augen sind ohne Unterlaß in Bewegung, um irgend etwas Genießbares auszuspähen. Knospen und Blätter scheinen die Hauptnahrung zu bilden; aber auch kleine Vögel, Eier und Kerbthiere werden nicht verschmäht. Selbst unter den Nagern dürfte es wenig bissigere Thiere geben, als die Ziselhörnchen es sind. Streitlustig sieht man sie umherschauen, angegriffen, muthvoll sich vertheidigen. Abgeschlossene oder gefangene beißen fürchterlich. Sie werden auch niemals zahm, sondern bezeigen beständig eine namenlose Wuth und beißen grimmig nach Jedem, der sich ihnen nähert. Guter Behandlung scheinen sie vollkommen unzugänglich zu sein: kurz, ihr geistiges Wesen steht entschieden auf niederer Stufe."

Ueber die Fortpflanzung habe ich nichts Genaueres erfahren können. Ich sah nur ein Mal eine Familie von vier Stück und vermuthe deshalb, daß die Ziselhörnchen blos zwei Junge werfen. Hiermit steht auch die gleiche Zitzenzahl des Weibchens vollständig im Einklang.

Ihr Hauptfeind ist der Schopfadler (Spizaëtos occipitalis), ein ebenso kühner, als gefährlicher Räuber jener Gegenden; dagegen scheinen sie mit dem Singhabicht (Melierax polyzonus) im besten Einverständniß zu leben, wenigstens sieht man sie unter Bäumen, auf welchen dieser Raubvogel sitzt, sich unbesorgt umhertreiben. Unter den Säugethieren stellen die großen Wildhunde dem schmackhaften Nager eifrig nach. Die Mahammedaner und christlichen Bewohner Innerafrikas lassen die Ziselhörnchen unbehelligt, weil sie dieselben für unrein in Glaubenssachen erkennen; die freien Neger aber sollen das höchst wahrscheinlich gar nicht unschmackhafte Fleisch genießen.

* * *

Die Murmelthiere (Arctomys), welche nach unserer Eintheilung eine Familie bilden, unterscheiden sich von den Hörnchen hauptsächlich durch den plumpen, gedrungenen Leibesbau, den kurzen Schwanz und einige, obwohl ganz unbedeutende, Verschiedenheiten des Gebisses, dagegen aber ganz wesentlich durch eine durchaus andere Lebensweise. In dieser ähneln ihnen die Erdeichhörnchen noch am meisten; die übrigen Mitglieder der Eichhörnchenfamilie haben sonst kaum Etwas mit ihnen gemein.

Man findet die Murmelthiere in Mitteleuropa, Nordasien und Nordamerika in einer ziemlichen Artenmenge verbreitet. Die meisten von ihnen bewohnen das Flachland, einige dagegen gerade die höchsten Gebirge ihrer bezüglichen Heimatsländer. Trockene, lehmige, sandige oder steinige Gegenden, grasreiche Ebenen und Steppen, sogar Felder und Gärten bilden die hauptsächlichsten Aufenthaltsorte, und nur die Gebirgsmurmelthiere ziehen die Triften und Weiden über die Grenze des Holzwuchses, oder die einzelnen Schluchten und Felsthäler zwischen der Schneegrenze und dem Holzwuchse jenen Ebenen vor. Alle Arten haben durchaus feste Wohnsitze und wandern nicht. Sie legen sich tiefe, unterirdische Baue an und leben hier immer in Gesellschaft, oft in erstaunlich großer Anzahl bei einander. Manche haben mehr als einen Bau, je nach der Jahreszeit oder den jeweiligen Geschäften, welche sie verrichten. Die anderen halten sich jahraus jahrein in derselben Höhlung auf, gar nicht selten sogar familienweise. Sie sind echte Tagthiere, lebhaft und schnell in ihren Bewegungen, jedoch weit langsamer, als die Hörnchen; einige Arten sind geradezu schwerfällig. Im Klettern und Schwimmen sind sie sämmtlich mehr oder weniger ungeschickt. Gras, Kräuter, zarte Triebe, junge Pflanzen, Sämereien, Feldfrüchte, Beeren, Wurzeln, Knollen und Zwiebeln bilden ihre Nahrung, und nur die wenigen, welche sich mühsam auf Bäume und Sträucher hinaufhaspeln, fressen auch junge Baumblätter und Knospen. Wahrscheinlich nehmen alle neben der Pflanzennahrung thierische zu sich, wenn ihnen dieselbe in den Wurf kommt. Sie fangen Kerbthiere, kleine Säugethiere, tölpische Vögel und plündern deren Nester aus. Manche werden den Getreidefeldern und Gärten schädlich; doch ist der Nachtheil, welchen sie den Menschen zufügen, im Allgemeinen von keinem Belang. Beim Fressen sitzen sie, wie die Hörnchen, auf dem Hintertheile und bringen das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde. Mit der Fruchtreife beginnen sie, Schätze einzusammeln, und füllen sich, je nach der Oertlichkeit, besondere Räumlichkeiten ihrer Baue mit Gräsern, Blättern, Sämereien und Körnern an.

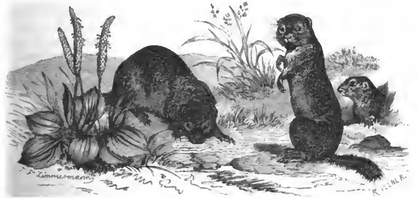
Ihre Stimme besteht in einem stärkeren oder schwächeren Pfeifen und einer Art von Murren, welches, wenn es leise ist, Behaglichkeit ausdrückt, sonst aber auch ihren Zorn bekundet. Unter ihren Sinnen sind Gefühl und Gesicht am meisten ausgebildet; namentlich zeigen auch sie ein sehr feines Vorgefühl der kommenden Witterung und treffen danach ihre Vorkehrungen. Die höheren geistigen Fähigkeiten übertreffen durchschnittlich die der Hörnchen. Alle Murmelthiere sind höchst aufmerksam, vorsichtig und wachsam und dabei scheu und furchtsam. Manche stellen besondere Wachen aus, um die Sicherheit der Gesellschaft zu erhöhen, und flüchten sich beim geringsten Verdachte einer nahenden Gefahr schleunigst nach ihren unterirdischen Verstecken. Nur höchst wenige wagen es, einem heran=

kommenden Feinde Trotz zu bieten, die große Mehrzahl setzt sich, ungeachtet ihres tüchtigen Gebisses, niemals zur Wehre, und deshalb sagt man von ihnen, daß sie gutmüthig und sanft, friedlich und harmlos seien. Ihr Verstand bekundet sich darin, daß sie sich sehr leicht und bis zu einem ziemlich hohen Grade zähmen lassen. Die meisten lernen ihren Pfleger kennen und werden sehr zutraulich, einige zeigen sich sogar folgsam, gelehrig und erlernen mancherlei Kunststückchen.

Gegen den Winter hin vergraben sich alle tief in ihren Bau und verfallen hier in einen ununterbrochenen, so tiefen Winterschlaf, daß ihre Lebensthätigkeit auf das allergeringste Maß herabgestimmt ist.

Ihre Vermehrung ist stark. Sie werfen allerdings durchschnittlich nur ein Mal im Jahre, aber drei bis zehn Junge, und diese sind schon im nächsten Frühjahre fortpflanzungsfähig.

Man benutzt von einigen das Fell und ißt von den anderen das Fleisch, hält sie auch gern als artige Hausgenossen: das echte Murmelthier bildet ja sogar den einzigen Reichthum mancher armen Gebirgsknaben, welche mit ihm, ihrem Schatze, durch die weite Welt wandern, um sich und die Ihrigen daheim ernähren zu können.



Der gemeine Ziesel (Spermophilus Citillus).

Die Familie zerfällt in zwei Gruppen, in die Ziesel und die eigentlichen Murmelthiere. Erstere (Spermophilus) bilden gleichsam ein Mittelglied zwischen den Grundeichhörnchen und den Murmelthieren. Ihr Schwanz ist kurz, etwa dem vierten Theil der Körperlänge gleich; er ist blos in der Endhälfte buschig und zweizeilig behaart; der Rumpf ist ziemlich schlank und kurzhaarig; an den Vorderfüßen finden sich vier Zehen mit kurzer Daumenwarze, an den Hinterfüßen deren fünf; die Backentaschen sind ziemlich groß; der Augenstern ist länglich.

Man kennt zahlreiche Arten dieser Sippe, welche sämmtlich der nördlichen Erdhälfte angehören. Hier wohnen sie auf offenen und buschigen Ebenen, einige gesellig, andere einzeln in selbstgegrabenen Höhlen und nähren sich von verschiedenen Körnern, Beeren, zarten Kräutern und Wurzeln, verschmähen auch Mäuse und kleine Vögel nicht.

In Mitteleuropa ist blos eine Art bekannt, der (oder das) gemeine Ziesel (Spermophilus Citillus), ein äußerst liebliches Thierchen, fast von Hamstergröße, aber mit viel schlankerem Leib und hübscherem Köpfchen, acht bis neun Zoll lang und mit fast drei Zoll langem Schwanze, der aber durch das Haar noch länger erscheint, am Widerrist etwa drei und einen halben Zoll hoch und ungefähr ein Pfund schwer. Das Weibchen ist in allen Theilen kleiner, schwächer und leichter. Der Pelz ist oben gelbgrau, unregelmäßig mit Rostgelb, gewellt und fein gefleckt, auf der Unterseite

rostgelb, am Kinn und Vorderhals weiß. Stirn und Scheitel sind röthlichgelb und braun gemischt, die Augenkreise licht, die Füße rostgelb, gegen die Zehen hin heller. Das Wollhaar der Oberseite ist schwarzgrau, das der Unterseite heller bräunlichgrau, das des Vorderhalses einfarbig weiß, die Grannenhaare des Rückens sind in der Mitte braun geringelt. Die Nasenkuppe ist schwärzlich, die Krallen und die Schnurren sind schwarz, die oberen Vorderzähne gelblich, die unteren weißlich, der Augenstern ist schwarzbraun. Neugeborene Junge sind lichter, und die bereits herumlaufenden auf dunklerem Grunde schärfer und gröber gefleckt, als die Alten. Mancherlei Abänderungen der Färbung kommen vor; am hübschesten ist die Spielart, bei welcher die braunen Wellen des Rückens durch eine große Anzahl kleiner rundlicher Flecken von weißlicher Farbe unterbrochen werden. Wie die meisten anderen Höhlenthiere hat das Ziesel sehr kurze Ohren. Sie sehen fast wie abgeschnitten aus, sind unter dem Pelze versteckt und bestehen blos in einem dickbehaarten Hautrande, der flach am Kopfe anliegt. Die Wangenhaut ist hängend und schlaff, die Oberlippe tief gespalten. Ueber jedem Auge stehen vier kurze Borstenhaare.

Der gemeine Ziesel findet sich hauptsächlich im Osten Europas und in einem Theile Asiens. Albertus Magnus kennt ihn aus der Gegend von Regensburg, und Dies würde der Meinung vieler Gelehrten, welche seine ursprüngliche Heimat in Asien suchen, widersprechen; doch berichtet neuerdings Martin, daß der Ziesel sich in Schlesien immer weiter in westlicher Richtung verbreite. Vor etwa dreißig Jahren kannte man ihn dort gar nicht, seit zwanzig Jahren aber ist er schon im westlichen Theile der Provinz, und zwar im Regierungsbezirk Liegnitz, eingewandert und streift von da aus immer weiter westlich. Wie es scheint, hat er von allen verwandten Arten die größte Verbreitung. Man kennt ihn mit Sicherheit aus dem ganzen südlichen und gemäßigten Rußland, Galizien, Schlesien und Ungarn, Steiermark, Mähren und Böhmen, Kärnthen, Krain, dem mittleren Sibirien und der oberhalb des schwarzen Meeres gelegenen russischen Provinzen. Daß er in Rußland häufiger ist, als bei uns, geht aus seinem Namen hervor; dieser ist eigentlich russischen Ursprungs und lautet „Suslik". Hieraus entstand im Polnischen „Susel", und im Böhmischen „Sisel", und daraus endlich machten wir Ziesel. Die Alten nannten das Thierchen „pontische Maus" oder „Simor". An den meisten Orten, wo sich der Ziesel findet, kommt er auch häufig vor und fügt unter Umständen dem Ackerbau ziemlichen Schaden zu. Sein Aufenthalt sind trockene, baumleere Gegenden, und er liebt vor allem einen bindenden Sand- oder Lehmboden, also hauptsächlich Ackerfelder und weite Grasflächen. Wälder und Sumpfgegenden meidet er sorgfältig. Er lebt gesellig, aber jeder einzelne gräbt sich seinen eigenen Bau in die Erde, das Männchen einen flacheren, das Weibchen einen tieferen. Der Kessel liegt vier bis sechs Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ist von länglichrunder Gestalt, hat ungefähr einen Fuß Durchmesser und wird mit trockenem Grase ausgefüttert. Nach oben führt immer nur ein einziger, ziemlich enger und in mancherlei Krümmungen oft sehr flach unter der Erdoberfläche hinlaufender Gang. Vor seiner Mündung liegt ein kleiner Haufen ausgeworfener Erde. Der Gang wird nur ein Jahr lang benutzt; denn sobald es im Herbst anfängt, kalt zu werden, verstopft der Ziesel die Zugangsöffnung, gräbt sich aber vom Lagerplatz aus eine neue Röhre bis dicht unter die Oberfläche, welche dann im Frühjahre, sobald der Winterschlaf vorüber, geöffnet und für das laufende Jahr als Zugang benutzt wird. Die Zahl der verschiedenen Gänge gibt also genau das Alter der Wohnung an, nicht aber auch das Alter des in ihr wohnenden Thieres, weil nicht selten ein anderer Ziesel eine noch gute Wohnung eines seiner Vorfahren benutzt, falls dieser durch irgend einen Zufall zu Grunde ging. Nebenhöhlen finden sich auch im Baue; sie dienen zur Aufspeicherung der Wintervorräthe, welche im Herbst eingetragen werden. Der Bau, in welchem das Weibchen im Frühjahre, gewöhnlich im April oder Mai, seine drei bis acht nackten und blinden, anfangs ziemlich unförmlichen Jungen wirft, ist immer tiefer, als alle übrigen, um den zärtlich geliebten Kleinen hinlänglichen Schutz zu gewähren.

Alle Beobachter nennen den Ziesel ein niedliches, schmuckes Geschöpf, und sprechen mit einer gewissen Liebe von ihm, trotz des Schadens, welcher durch ihn verursacht wird, während bekanntlich

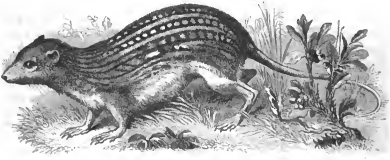
der Hamster, der ihm doch ganz ähnlich lebt, kaum einen Freund hat. Bei stürmischem Wetter oder während der Nacht schläft der Ziesel in seiner Höhle; an warmen Tagen aber verläßt er diese schon bei Sonnenaufgang, streift den ganzen Tag umher, macht aber dabei von Zeit zu Zeit ein Männchen und späht aufmerksam nach allen Seiten hin, um sich zu sichern. Seine Bewegungen sind viel langsamer, als die des Hörnchens, der Lauf ist hüpfend und nicht eben rasch; aber dafür versteht es das Thier, durch jede Oeffnung durchzuschlüpfen, durch welche es seinen Kopf zwängen kann. Häufig spielt er mit seinen Gefährten vor den Mündungen der unterirdischen Gänge, und dann hört man oft den pfeifenden Laut, welcher bei den Männchen scharf, bei den Weibchen aber schwächer und fast kläglich klingt. Die Männchen sind übrigens viel ruhiger, als die Weibchen, und rufen blos dann, wenn sie gereizt oder erschreckt werden, während die Weibchen sehr oft ihre Stimme erschallen lassen. Hiermit steht auch das geistige Wesen beider im Einklange: die Männchen sind sanft, die Weibchen heftig und bissig; doch streiten sich auch jene um die Paarungszeit, zumal also in den Monaten März und April, oft recht heftig in Sachen der Liebe.

Zarte Kräuter und Wurzeln, z. B. Vogelwegtritt und Klee, Getreidearten, Hülsenfrüchte und allerhand Beeren und Gemüse, bilden die gewöhnliche Nahrung des Ziesels. Gegen den Herbst hin sammelt er sich von den genannten Stoffen auch hübsche Vorräthe ein, welche er hamsterartig in den Backentaschen nach Hause schleppt. Nebenbei wird der Ziesel übrigens auch Mäusen und Vögeln, die auf der Erde nisten, gefährlich; denn er raubt ihnen nicht blos die Nester aus, sondern überfällt auch ungescheut die Alten, wenn sie nicht vorsichtig sind, gibt ihnen ein paar Bisse, frißt ihnen das Gehirn aus und verzehrt sie dann vollends bis auf den Balg. Seine Nahrung hält er sehr zierlich zwischen den Vorderpfoten und frißt in halb aufrechter Stellung, auf dem Hintertheile sitzend. Nach dem Fressen putzt er sich Schnauze und Kopf und leckt und wäscht und kämmt sich sein Fell oben und unten. Wasser trinkt er nur wenig und gewöhnlich nach der Mahlzeit.

Der Schaden, welchen der Ziesel durch seine Räubereien verursacht, ist durchaus nicht bedeutend und wird nur dann fühlbar, wenn sich das Thier besonders stark vermehrt. Das Weibchen ist, wie alle Nager, äußerst fruchtbar. Es wirft in den Monaten April oder Mai nach fünfundzwanzig- bis dreißigtägiger Tragzeit auf einem weichen Lager seines tiefsten Kessels ein starkes Gehecke. Die Jungen werden zärtlich geliebt, gesäugt, gepflegt und noch, wenn sie bereits ziemlich groß sind und Ausflüge machen, bewacht und behütet. Ihr Wachsthum fördert schnell, nach Monatsfrist sind die Jungen halbwüchsig, im Spätsommer kaum mehr von der Alten zu unterscheiden, im Herbste vollkommen ausgewachsen und im andern Frühjahre fortpflanzungsfähig. Bis gegen den Herbst hin wohnt die ganze Familie im Bau der Alten; dann aber gräbt sich jedes Kind eine besondere Höhle, trägt Wintervorräthe ein und lebt und treibt es, wie seine Vorfahren. Wäre nun der lustigen Gesellschaft nicht ein ganzes Heer von Feinden auf dem Nacken, so würde ihre Vermehrung, obgleich sie noch immer weit hinter der Fruchtbarkeit der Ratten oder Mäuse zurückbleibt, doch recht bedeutend sein. Aber da sind das große und kleine Wiesel, der Iltis und Steinmarder, Falken, Krähen, Reiher, selbst Katzen, Rattenpintscher und andere der bekannten Nagervertilger: sie stellen den netten Thieren ohne Unterlaß nach; und auch der Mensch wird zu ihrem Feinde, theils des Felles wegen, theils des wohlschmeckenden Fleisches halber, und verfolgt sie mittelst Schlingen und Fallen, gräbt sie aus oder treibt sie durch eingegossenes Wasser aus der Höhle hervor u. s. w. So kommt es, daß der starken Vermehrung des Ziesels auf hunderterlei Weise Einhalt gethan wird. Und der schlimmste Feind ist immer noch der Winter. Im Spätherbst hat das frischfröhliche Leben der Gesellschaft geendet; die Männchen haben ausgesorgt für das Wohl der Gesammtheit, welche nicht nur außerordentlich wohlbeleibt und fett geworden ist, sondern sich auch ihre Speicher tüchtig gefüllt hat. Jeder einzelne Ziesel zieht sich nun nach dem Bau zurück, verstopft seine Höhlen, gräbt einen neuen Gang und verfällt dann in den Winterschlaf. Aber gar viele von den Eingeschlafenen schlummern in den ewigen Schlaf hinüber, wenn naßkalte Witterung eintritt, welche die halberstarrten Thiere auch im Baue zu treffen

weiß, indem die Nässe in das Innere der Wohnung dringt und mit der Kälte im Verein dann rasch den Tod für die gemüthlichen Geschöpfe herbeiführt.

Der Ziesel ist nicht eben schwer zu fangen. Die alten Männchen sind zwar achtsam und warnen ihre ganze Gesellschaft durch einen lauten Pfiff, sobald sich irgend etwas Verdächtiges zeigt, und auf einen einzigen solchen Pfiff hin stürzt sich auch sofort das ganze, lustig vor dem Eingang seiner Wohnungen spielende Rudel in die Tiefe der unterirdischen Höhlen: aber der Spaten bringt die Versteckten leicht an das Tageslicht, oder die tückisch vor den Eingang gestellte Falle kerkert sie beim Wiederherauskommen ein. Da benimmt sich nun der Ziesel höchst liebenswürdig. Er ergibt sich gefaßt in sein Schicksal und befreundet sich merkwürdig schnell mit seinem neuen Gewaltherrn. Ein einziger Tag genügt, einen Ziesel, und zwar einen alten sogut als einen jungen, an die Gesellschaft des Menschen zu gewöhnen. Junge Thiere werden schon nach wenigen Stunden zahm, und blos die alten Weibchen zeigen manchmal die Tücken der Nager und beißen tüchtig zu. Bei guter Behandlung erträgt der Ziesel mehrere Jahre hindurch die Gefangenschaft, und nächst dem Eichhörnchen ist er wohl eins der lieblichsten Stubenthiere, welches man sich denken kann. Jeder Besitzer muß seine große Freude haben an dem schmucken Geschöpfe, welches sich gar zierlich bewegt und bald so große Anhänglichkeit an den Wärter zeigt, wenn auch der Verstand des kleinen Geschöpfes nicht eben bedeutend genannt werden



Der Leopardenziesel (Spermophilus Hoodii).

kann. Ganz besonders empfiehlt den Ziesel aber seine große Reinlichkeit. Die Art und Weise seines beständigen Putzens, Waschens und Kämmens gewährt dem Beobachter ungemeines Vergnügen. Mit Getreide, Obst und Brod erhält man den Gefangenen leicht, Fleisch verschmäht er auch nicht, und Milch ist ihm ein wahrer Leckerbissen.

Außer den Sibiriern und Zigeunern essen blos arme Leute das fette Fleisch des Ziesel, und auch das Fell findet nur eine geringe Benutzung zu Unterfutter, zu Verbrämungen oder zu Geld- und Tabaksbeuteln. Dagegen werden die Eingeweide als Heilmittel vielfach angewendet, selbstverständlich ohne den geringsten Erfolg.

Von den vielen Arten der Sippe will ich noch eines Nordamerikaners Erwähnung thun, des Leopardenziesels (Spermophilus Hoodii). Das schmucke Thier findet sich hauptsächlich am Missouri und St. Peterflusse, besonders in den offenen Ebenen um das Fort Union am Missouri, von wo aus es sich bis gegen Arkansas verbreitet. Flache, sandige Gegenden beherbergen ihn in großer Menge. In seiner Lebensweise ähnelt er dem gemeinen Ziesel; doch sind seine Baue weniger ausgedehnt und flach. Im Anfang des Herbstes zieht er sich in etwas tiefere Höhlen zurück und schläft hier, bis ihn die Frühlingswärme wieder erweckt. Im Mai bringt das Weibchen seine fünf bis zehn Junge zur Welt, und während des Sommers herrscht nun ganz das rege Leben unseres Ziesels in

einer Ansiedlung des „Sik=Sik", wie die Amerikaner den Leopardenziesel, seinem Geschrei entsprechend, zu nennen pflegen.

Die schöne Zeichnung des Felles macht den Leopardenziesel sehr bemerkenswerth. Seine kurze, dichte, straffe und weiche Behaarung ist auf der Oberseite des Rückens dunkelrostroth oder kastanienbraun, mit schwarzen Haaren untermengt; acht hellgelbliche Längsbinden auf dunklem Grunde laufen über den Rücken hinweg und schließen fünf Längsreihen viereckiger, gelblicher Flecken ein, welche gleichfalls auf dunklem Grunde stehen, und so trägt der rostigkastanienbraune Rücken dreizehn helle Längsbinden, acht vollständige und fünf in einzelne Flecken aufgelöste. Der Kopf ist rothbraun und gelblichweiß gefleckt; ein Kreis um die Augen, die Seiten der Lippen, der Unterkiefer und Vorderhals, die Innenseite der Beine und die Außenseite der Füße sind weißlich, die Unterseite und die vordere Hälfte des äußeren Ober= und Unterschenkels ockergelb, während der hintere, äußere Rand der Beine rostroth ist. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel bräunlich, in der Mitte schwarz und an der Spitze lichtgelblich. Das niedliche, kleine Geschöpf ist fast acht Zoll lang und trägt einen etwa drei, mit den Haaren vier Zoll langen Schwanz; die Höhe am Widerrist beträgt blos 2¼ Zoll.

Der Prairiehund (Cynomys Ludovicianus) verbindet gewissermaßen die Ziesel mit den



Der Prairiehund (Cynomys Ludovicianus).

eigentlichen Murmelthieren, obwohl er streng genommen zu den letzteren gehört. Die Murmelthiere (Arctomys) unterscheiden sich von den Zieseln hauptsächlich durch ihre Plumpheit. Ihr Leib ist dick und gedrungen, ihr Kopf groß und abgerundet, der Schwanz verhältnißmäßig sehr kurz, buschig und oben und an den Seiten gleichmäßig behaart; der Augenstern ist rund; die Backentaschen fehlen.

Der Name „Prairiehund", welcher mehr und mehr giltig geworden ist, stammt von den ersten Entdeckern, den alten kanadischen Trappern oder Pelzjägern her, welche unser Thierchen nach seiner bellenden Stimme benannten: in der äußern Gestalt würde auch die gröbste Vergleichung keine Aehnlichkeit mit dem Hunde aufgefunden haben.

Das Thier hat ganz den großen Kopf und die breiten, abgestutzten Ohren der anderen Murmelthiere, aber doch noch kleine Backentaschen und die Färbung und Lebensweise der Ziesel. Seine Gesammtlänge beträgt etwas über einen Fuß und die des Schwanzes gegen vier Zoll. Die Färbung

der Oberseite ist lichtröthlichbraun, grau und schwärzlich gemischt, die der Unterseite schmuzigweiß. Der kurze Schwanz ist an der Spitze braun gebändert.

Die ausgedehnten Ansiedelungen des Prairiehundes, welche man ihrer Größe wegen „Dörfer“ nennt, finden sich regelmäßig in etwas vertieften, fruchtbaren Wiesen, auf denen das niedlichste Gras Nordamerikas (Sesleria dactyloides) einen wunderschönen Rasenteppich bildet und ihnen zugleich bequeme Nahrung gewährt. „Zu welcher unglaublichen Ausdehnung die Ansiedelungen dieser friedlichen Erdbewohner herangewachsen sind,“ sagt Balduin Möllhausen, „davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man ununterbrochen Tage lang zwischen kleinen Hügeln hinzieht, deren jeder eine Wohnung zweier oder mehrerer solcher Thiere bezeichnet.“

„Die einzelnen Wohnungen sind gewöhnlich 15 bis 20 Fuß von einander entfernt, und jeder kleine Hügel, der sich vor dem Eingange in derselben erhebt, mag aus einer guten Wagenladung Erde bestehen, die allmählich von den Bewohnern aus den unterirdischen Gängen ans Tageslicht befördert worden ist. Manche haben einen, andere dagegen zwei Eingänge. Ein festgetretener Pfad führt von einer Wohnung zur andern, bei deren Anblick die Vermuthung rege wird, daß eine innige Freundschaft unter diesen lebhaften, kleinen Thieren herrschen muß. Bei der Wahl einer Stelle zur Anlage ihrer Stätte scheint ein kurzes, krauses Gras sie zu bestimmen, welches besonders auf höheren Ebenen gedeiht und nebst einer Wurzel die einzige Nahrung dieser Thierchen ausmacht. Sogar auf den Hochebenen von Neu-Meriko, wo viele Meilen im Umkreise kein Tropfen Wasser zu finden ist, gibt es sehr bevölkerte Freistaaten dieser Art, und da in dortiger Gegend mehrere Monate hindurch kein Regen fällt und man, um Grundwasser zu erreichen, über 100 Fuß in die Tiefe graben müßte, so ist fast anzunehmen, daß die Prairiehunde keines Wassers bedürfen, sondern sich mit der Feuchtigkeit begnügen, welche zeitweise ein starker Thau auf den feinen Grashalmen zurückläßt. Daß diese Thierchen ihren Winterschlaf halten, ist wohl nicht zu bezweifeln, denn sie legen keinen Futtervorrath für den Winter an; das Gras um ihre Höhlen vertrocknet im Herbste gänzlich, und der Frost macht den Boden so hart, daß es unmöglich für sie sein würde, auf gewöhnlichem Wege sich Nahrung zu verschaffen. Wenn der Prairiehund die Annäherung seiner Schlafzeit fühlt, welches gewöhnlich in den letzten Tagen des Oktobers geschieht, so schließt er alle Ausgänge seiner Wohnung, um sich gegen die kalte Winterluft zu schützen, und übergibt sich dann dem Schlafe, um nicht eher wieder auf der Oberwelt zu erscheinen, als bis die warmen Frühlingstage ihn zu neuem, fröhlichen Leben erwecken. Den Aussagen der Indianer gemäß, öffnet der Prairiehund manchmal bei noch kalter Witterung die Thüren seiner Behausung. Dies ist alsdann aber als sicheres Zeichen anzusehen, daß bald warme Tage zu erwarten sind.“

„Einen merkwürdigen Anblick gewährt eine solche Ansiedlung, wenn es glückt, von den Wachen unbeachtet in ihre Nähe zu gelangen. So weit das Auge nur reicht, herrscht ein reges Leben und Treiben: fast auf jedem Hügel sitzt aufrecht, wie ein Eichhörnchen, das kleine gelbbraune Murmelthier; das aufwärts stehende Schwänzchen ist in immerwährender Bewegung, und zu einem förmlichen Summen vereinigen sich die feinen, bellenden Stimmchen der vielen Tausende. Nähert sich der Beschauer um einige Schritte, so vernimmt und unterscheidet er die tieferen Stimmen älterer und erfahrener Häupter, aber bald, wie durch Zauberschlag, ist alles Leben von der Oberfläche verschwunden. Nur hin und wieder ragt aus der Oeffnung einer Höhle der Kopf eines Kundschafters hervor, der durch anhaltend herausforderndes Bellen seine Angehörigen vor der gefährlichen Nähe eines Menschen warnt. Legt man sich alsdann nieder und beobachtet bewegungslos und geduldig die nächste Umgebung, so wird in kurzer Zeit der Wachtposten den Platz auf dem Hügel vor seiner Thür einnehmen und durch unausgesetztes Bellen seine Gefährten von dem Verschwinden der Gefahr in Kenntniß setzen. Er lockt dadurch einen nach dem andern aus den dunklen Gängen auf die Oberfläche, wo alsbald das harmlose Treiben dieser geselligen Thiere von neuem beginnt. Ein älteres Mitglied von sehr gesetztem Aeußeren stattet dann wohl einen Besuch bei dem Nachbar ab, der ihn auf seinem Hügel in aufrechter Stellung mit wedelndem Schwänzchen erwartet und dem Besucher an seiner Seite Platz

macht. Beide scheinen nun durch abwechselndes Bellen sich gegenseitig gleichsam Gedanken und Gefühle mittheilen zu wollen; sich fortwährend eifrig unterhaltend, verschwinden sie in der Wohnung, erscheinen nach kurzem Verweilen wieder, um gemeinschaftlich eine Wanderung zu einem entfernter lebenden Verwandten anzutreten, welcher nach gastfreundlicher Aufnahme an dem Spaziergange Theil nimmt; sie begegnen Anderen, kurze, aber laute Begrüßungen finden statt, die Gesellschaft trennt sich, und Jeder schlägt die Richtung nach der eigenen Wohnung ein. Stunden lang könnte man, ohne zu ermüden, das immerwährend wechselnde Schauspiel betrachten, und es kann nicht wundern, wenn der Wunsch rege wird, die Sprache der Thiere zu verstehen, um sich unter sie mischen und ihre geheimen Unterhaltungen belauschen zu können."

„Furchtlos sucht sich der Prairiehund seinen Weg zwischen den Hufen der wandernden Büffel hindurch; doch der Jäger im Hinterhalte braucht sich nur unvorsichtig zu bewegen — und scheu und furchtsam flieht Alles hinab in dunkle Gänge. Ein leises Bellen, welches aus dem Schoße der Erde dumpf herauf klingt, sowie die Anzahl kleiner, verlassener Hügel verrathen dann allein noch den so reich bevölkerten Staat."

„Das Fleisch dieser Thiere ist schmackhaft, doch die Jagd auf dieselben so schwierig und so selten von Erfolg gekrönt, daß man kaum aus anderer Absicht den Versuch macht, eins zu erlegen, als um die Neugierde zu befriedigen. Da der Prairiehund höchstens die Größe eines guten Eichhörnchens erreicht, so würden auch zuviele Stücke dazu gehören, um für eine kleine Gesellschaft ein ausreichendes Mahl zu beschaffen, und manches getödtete Thierchen rollt außerdem noch in die fast senkrechte Höhle tief hinab, ehe es gelingt, dasselbe zu erhaschen." — Doch der Mensch ist nicht der furchtbarste Feind des Prairiehundes; ihn suchen in seinen Wohnungen weit schlimmere Gäste auf. Mit ihm zugleich bewohnt eine kleine Erdeule und die furchtbare Klapperschlange die Höhlungen. Die Erdeule, welche wir später kennen lernen werden, scheint auf dem vertraulichsten Fuße mit dem Murmelthiere zu leben und dürfte wohl auch nur selten eins oder das andere der täppischen Jungen wegnehmen und verzehren; die Klapperschlange dagegen nährt sich, sobald sie sich fest angesiedelt hat, ausschließlich von Prairiehunden und macht zahlreiche Dörfer derselben veröden. Geyer sagt geradezu, daß die wachhaltenden, alten Männchen nur nach diesem Erzfeinde ausschauen: „Gar nicht selten sieht man Murmelthiere, Erdeulen und Klapperschlangen zu ein und demselben Loche ein- und ausziehen, ja von glaubwürdigen Leuten ist mir versichert worden, daß an den oberen Prairien von Arkansas auch noch der dort sehr häufig vorkommende gehörnte Frosch sich dazu gesellt. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß diese Thiere friedlich beisammenwohnen; von der Klapperschlange wenigstens habe ich mich überzeugt, daß sie, wenn sie sich einmal eingestellt hat, nach einigen Sommern der alleinige Bewohner dieser Baue ist. Es wurde mir versichert, daß am Jetonflusse, ungefähr 25 englische Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri, ein Murmelthierdorf von großem Umfange bestände, welches sonst voll von seinen ursprünglichen Bewohnern gewesen, jetzt aber Schaaren von Klapperschlangen beherberge. Um mich zu überzeugen, reiste ich hin und fand es so. Es war ein ebener Rasenteppich von bedeutendem Umfang. Schon in einiger Entfernung fanden wir mehr als gewöhnlich Klapperschlangen am Pfade. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir den Ort. Die Häufigkeit der Klapperschlangen hatte stetig zugenommen. Wir hielten es nicht für rathsam, ganz in der Nähe zu übernachten, blieben auch während der Nacht vom Schlangenbesuch verschont und konnten demnach ohne Sorge für uns und unsere Thiere sein. Mit aufgehender Sonne begab ich mich wieder nach dem Dorfe, fand aber, daß wegen der geringen Wärme und eines sehr schweren Thaues noch Nichts sich rege. Die Niederung glich einem gepflegten Blumengarten. Der schöne Teppich der Sesleria war eine Blüthe, und die hellorangefarbenen Blüthen flimmerten herrlich zwischen den Thautropfen. Ich hatte beim Anblick der Pflanzen fast alle Schlangen vergessen, als auf einmal eine ziemlich starke Klapperschlange vor mir auf einem flachen Steine sich hören ließ, eine zweite bald daneben, eine dritte weiter unten. Ich warf einen Stein nach der ersten, welche augenblicklich auf mich herabschoß, so daß ich nun meinen Weg auf dem Kamme der Hügelreihe fortsetzte. Immer mehrte sich

die Zahl der Klapperschlangen: ich mußte zuletzt die Hügel verlassen. Noch einmal besuchte ich die Wohnungen, bemerkte aber außer den Klapperschlangen kein anderes Thier, der giftige Lurch hatte sämmtliche Prairiehunde ausgerottet."

Noch will ich einige Beobachtungen erzählen, welche ich in Wood's Naturgeschichte fand. „Das Thierchen," sagt dieser Forscher, „besitzt hohen Muth und auch eine große Zuneigung gegen andere seiner Art, wie man aus folgender Geschichte ersehen mag. Ein nach den Prairienurmeltbieren jagender Trapper hatte glücklich einen der Wächter von dem Hügel vor seiner Wohnung herabgeschossen und getödtet. In diesem Augenblicke erschien ein Gefährte des Verwundeten, welcher bis dahin gefürchtet hatte, sich dem Feuer des Jägers auszusetzen, packte den Leib seines Freundes und schleppte ihn nach dem Innern der Höhle. Der Jäger war so ergriffen von der Kundgebung solcher Treue und Liebe des kleinen Geschöpfes, daß er es niemals wieder über sich bringen konnte, auf die Jagd der Prairiehunde auszuziehen. — Die Lebenszähigkeit dieses Murmelthieres ist unglaublich groß; ein nur verwundetes, obschon tödlich getroffenes, geht regelmäßig verloren, es weiß sich noch nach seiner Höhle zu schleppen und verschwindet. Wirklich komisch ist die Art und Weise, mit welcher das Thierchen in seine Wohnung eintritt. Es rennt nicht nach dem Eingange derselben, sondern macht einen



Der Bobak (Arctomys Bobac).

Sprung in die Luft, schießt einen ordentlichen Purzelbaum, schwingt kühn seine Hinterbeine, fegt mit seinem Schwänzchen in der üppigsten Weise durch die Luft und verschwindet wie durch Zauber. Gewöhnlich hat sich der Beobachter noch gar nicht von seinem Erstaunen über solche Künste des Thierchens erholt, da erscheint der Kopf desselben bereits wieder in der Mündung der Höhle, und das alte Spiel beginnt, wenn weiter keine Störung eintritt, von neuem." Audubon bestätigt diese Mittheilungen.

Die Gefangenschaft erträgt der Prairiehund nur kurze Zeit; doch ist es fraglich, ob man sich überhaupt bisher die Mühe gegeben hat, ihn ordentlich abzuwarten und zu pflegen.

In Osteuropa findet sich ebenfalls ein Murmelthier, welches fast ausschließlich in der Ebene lebt, der Bobak (Arctomys Bobac). Die Augenumgebung und Schnauze dieser Art sind gleichfarbig braungelb, der Nacken, die Ober- und Unterseite gleichmäßig graurostgelb, die Vorderzähne weiß. Der Leib ist funfzehn, der Schwanz fast vier Zoll lang. Man hat den Bobak erst in der neueren Zeit von unserem Murmelthiere getrennt. Die ganz verschiedene Verbreitung und die abweichende Färbung ließen vermuthen, daß das Murmelthier der Ebene nicht das unserer Hochgebirge sein könne, und

die genauere Beobachtung bestätigte Dies vollständig. Von Galizien, dem südlichen Polen und der Buckowina an wird das Thier in ununterbrochener Verbreitung durch ganz Südrußland und Südsibirien bis nach Asien hinüber getroffen, doch ist die Ostgrenze seines Verbreitungskreises noch nicht mit Sicherheit bestimmt. Ganz wie der Prairiehund, bewohnt der Bobak ausgedehnte, baumleere Ebenen und niedrige Hügelgegenden. Hier gräbt er sich an sonnigen Stellen im festen, trocknen Boden Röhren von 12 bis 18 Fuß Tiefe mit vielen Kammern oder Kesseln, in welchen die Familie beisammen wohnt. Wie der Prairiehund, erscheint er schon am frühen Morgen vor seiner Wohnung. Er freut sich des Sonnenscheins und spielt und scherzt gesellig zusammen. Bei Gefahr warnt einer den andern durch einen schrillend pfeifenden Ton. Wurzeln, Kräuter und Gras bilden seine Nahrung. Gegen den Winter hin wird die Höhle mit weichem Heu ausgepolstert; dort schläft die ganze Familie dann ununterbrochen bis zum Frühjahre. In diese Zeit fällt die Paarung. Mitten im Sommer sieht man schon halberwachsene Junge. Der Bobak vermehrt sich nicht so zahlreich wie die anderen Murmelthiere; man sieht die Weibchen immer nur mit wenigen, häufig blos mit einem Jungen umherziehen.

Das Thier erträgt die Gefangenschaft sehr gut, gewöhnt sich bald an den Menschen und wird sehr zahm. Sein Fleisch ist eßbar, das Fell dient zu Pelzwerk. —

Wenig andere Nagethiere unseres Vaterlandes sind so vielfach und genau beobachtet worden, als das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota), und dennoch ist die Lebensgeschichte dieses



Das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota).

höchst merkwürdigen Bewohners der Hochgebirge noch nicht vollständig bekannt. Der Heimatskreis und Aufenthaltsort des Murmelthieres lassen Das erklärlich scheinen. Oben auf den höchsten Steinhalden der Alpen, wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, wo kein Rind, kaum die Ziege und das Schaf mehr hinkommt, selbst auf den kleinen Felseninseln mitten zwischen den großen Gletschern, wo höchstens sechs Wochen lang im Jahre der Schnee vor den warmen Sonnenstrahlen schwindet: dort ist die Heimat des schon den Römern bekannten Murmelthieres. Hier lebt es sein kurzes, frischfröhliches Sommerleben, und hier verbringt es den zehn Monate langen Winter in todtenähnlichem Schlafe. Die Italiener nennen es Mure montana, die Savoyarden Marmotta, die Engadiner Marmotella: daraus ist der Name Murmelthier entstanden. In Glarus heißt es Munk, in Bern Murmeli, in Wallis Murmentli und Mistbelleri, in Graubünden Murbetle oder Murbentle.

Gegenwärtig ist uns Mitteldeutschen das schmucke Geschöpf entfremdeter worden, als es früher war. Die armen Savoyardenknaben dürfen nicht mehr wandern, während sie vormals bis zu uns und noch weiter nördlich pilgerten mit ihrem zahmen Murmelthiere auf dem Rücken, und durch die einfachen Schaustellungen, welche sie mit ihrem Ein und Alles in Dörfern und Städten gaben, einige

Pfennige zu verdienen. Dem Murmelthiere ist es ergangen, wie dem Kamele, dem Affen und dem Bären: es hat aufgehört, die Freude der Kinder des Dörflers zu sein, und man muß jetzt schon gar weit wandern, bis in die Alpenthäler hinein, wenn man das niedliche Geschöpf noch lebend sehen will.

Das Murmelthier übertrifft unser Kaninchen etwas an Größe. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß; davon kommen ungefähr vier Zoll auf den Schwanz, bei einem recht alten Männchen wohl auch noch etwas mehr. Dabei ist das Thier am Widerrist ungefähr 5½ Zoll hoch. Der Leib ist ziemlich plump und schwerfällig, der Hals kurz, der Kopf dick und breit, die Schnauze abgestumpft; die mittelgroßen Augen haben rundlichen Stern; die Ohren sind sehr kurz, oben abgerundet, behaart und ganz im Pelze versteckt. Auf dem breiten und abgeflachten Rücken hängt die schlaffe Haut, die ihn umgibt, sackförmig gegen die Beine herab. Die Behaarung, welche aus kürzerem Woll- und längerem Grannenhaar besteht, ist dicht, reichlich und ziemlich lang. Am Kopf liegt das Haar glatt an, an den übrigen Körpertheilen locker, hinter den Wangen ist es lang, und deshalb erscheinen diese besonders dick, gleichsam wie angeschwollen. Die Schnurren auf der Oberlippe sind ziemlich lang, und über den Augen und an den Wangen findet sich ebenfalls eine mit solchen Fühlfäden besetzte Warze. Die ganze Oberseite ist mehr oder weniger braunschwarz, auf Scheitel und Hinterkopf durch einige weißliche Punkte unterbrochen; die einzelnen Grannenhaare sind hier schwarz und braun geringelt und schwarz zugespitzt. Der Nacken, die Schwanzwurzel und die ganze Unterseite sind dunkelröthlichbraun, und die Untertheile der Beine, ein Flecken an den Leibesseiten hinter den Gliedmaßen und die Hinterbacken noch heller gefärbt, die Schnauze und die Füße rostgelblichweiß. Augen und Krallen sind schwarz, die Vorderzähne braungelb. Uebrigens kommen vollkommen schwarze oder weiße und perlartig weiß gefleckte Abarten, wenn auch selten, vor.

Alle neueren Untersuchungen haben ergeben, daß das Murmelthier ein ausschließlicher Bewohner Europas ist. Es reicht keineswegs, wie man früher glaubte, bis nach Asien hinüber, sondern wird dort von seinen Verwandten vertreten; einen derselben haben wir ja bereits kennen gelernt. Das Hochgebirge der Alpen, Pyrenäen und Karpathen beherbergt das Murmelthier, und zwar bewohnt es die höchst gelegenen Stellen, die Matten dicht unter dem ewigen Eise und Schnee, höchstens bis zum Holzgürtel herab. Zu seinem Aufenthalte wählt es immer freie Plätze, welche ringsum durch steile Felsenwände begrenzt sind, oder die kleinen engen Gebirgsschluchten zwischen den einzelnen aufsteigenden Spitzen, am liebsten die Orte, welche so fern als möglich dem menschlichen Treiben sind. Je einsamer das Gebirge, um so häufiger wird es gefunden; da, wo der Mensch schon mehr mit ihm verkehrt hat, ist es bereits ausgerottet. In der Regel wohnt es nur auf den nach Süden, Osten und Westen zu gelegenen Bergflächen und Abhängen, weil es, wie die meisten Tagthiere, die Sonnenstrahlen liebt, zumal dort oben in der eisigen Höhe. Da hat es sich denn seine Höhlen gegraben, kleinere, einfachere, und tiefere, großartig angelegte, die einen für den Sommer bestimmt, die andern für den Winter, die einen zum Schutz gegen vorübergehende Gefahren oder Witterungseinflüsse, die andern gegen den furchtbaren, strengen Winter, welcher da oben seine Herrschaft sechs, acht, ja zehn Monate lang festhält. Mindestens zwei Drittel des Jahres verschläft das merkwürdige Geschöpf, oft noch weit mehr; denn an den höchst gelegenen Stellen, wo es sich findet, währt sein eigentliches Leben kaum den sechsten Theil des Jahres. Das Leben des Murmelthieres ist jedoch immer merkwürdig, im Sommer wie im Winter.

„Das Sommerleben", sagt Tschudi, „ist sehr kurzweilig. Mit Anbruch des Tages kommen zuerst die Alten aus der Röhre, strecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam ganz hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden dann eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen Stunden lang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig mit einander. Alle Augenblicke sehen sie sich um und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das Erste, welches etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase, die Uebrigen wiederholen

es theilweise, und im Nu sind alle verschwunden. Bei mehreren Thierchen hat man statt des Pfeifens ein lautes Kläffen gehört, woher wahrscheinlich der Name „Mistbelleri" kommt. Ob sie aber überhaupt eigene Wachen ausstellen, wie die Gemsen, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit sichert sie mehr vor der Gefahr, bemerkt zu werden, und ihr Auge, besonders aber ihr Ohr und Geruch, sind sehr scharf."

„Während des Sommers wohnen die Murmelthiere einzeln oder paarweise in ihren eignen Sommerwohnungen, zu denen 3 bis 12 Fuß lange Gänge mit Seitengängen und Fluchtlöchern führen. Diese sind oft so enge, daß man kaum eine Faust glaubt durchzwingen zu können. Die losgegrabene Erde werfen sie nur zum kleinsten Theile hinaus; das Meiste treten sie und schlagen sie in den Gängen fest, die dadurch hart und glatt werden. Die Ausgänge sind meist unter Steinen angebracht. In ihrer Nähe findet man oft eine ganze Anzahl kurzer, blos zum Verstecken bestimmter Löcher und Röhren. Der Kessel ist wenig geräumig. Hier paaren sie sich wahrscheinlich im April und das Weibchen wirft nach sechs Wochen 2 bis 4 Junge, die sehr selten vor die Höhle kommen, bis sie etwas herangewachsen sind, und bis zum nächsten Sommer mit den Alten den Bau theilen."

„Gegen den Herbst zu graben sie sich ihre eigene, tiefer im Gebirge liegende Winterwohnung, die jedoch selten tiefer als vier Fuß unter dem Rasen liegt. Sie ist immer niedriger im Gebirge gelegen, als die Sommerwohnung, welche oft sogar 8000 Fuß über dem Meere liegt, während die Winterwohnung (im Kanton Glarus „Schübene" genannt) in der Regel in dem Gürtel der obersten Alpenweiden, oft aber auch tief unter der Baumgrenze liegt. Diese nun ist für die ganze Familie, die aus 5 bis 15 Stück besteht, berechnet und daher sehr geräumig. Der Jäger erkennt die bewohnte Winterhöhle sowohl an dem Heu, das vor ihr zerstreut liegt, als auch an der gut mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopften, aber blos faustgroßen Mündung der Höhleneingänge, während die Röhren der Sommerwohnungen immer offen sind. Nimmt man den Baustoff aus der Röhrenmündung weg, so findet man zuerst einen aus Erde, Sand und Steinen wohlgemauerten, mehrere Fuß langen Eingang. Verfolgt man nun diesen sogenannten Zapfen einige Ellen weit, so stößt man bald auf einen Scheideweg, von dem aus zwei Gänge sich fortsetzen. Der eine, in dem sich gewöhnlich Losung und Haare befinden, führt nicht weit und hat wahrscheinlich blos den Baustoff zur Ausmauerung des Hauptganges geliefert. Dieser erhöht sich jetzt allmählich und nun stößt der Jäger an seiner Mündung auf einen weiten Kessel, oft 4 bis 5 Klaftern bergwärts, das geräumige Lager der Winterschläfer. Es bildet meist eine eirunde, backofenförmige Höhle, mit kurzem, weichen, dürren, gewöhnlich röthlichbraunen Heu angefüllt, das zum Theil jährlich erneuert wird. Vom August an fangen nämlich diese klugen Thierchen an, Gras abzubeißen, zu trocknen und mit dem Maule zur Höhle zu schaffen und zwar so reichlich, daß es oft von einem Manne auf einmal nicht weggetragen werden kann. Man fabelte früher von dieser Heuernte sonderbare Sachen. Ein Murmelthier sollte sich auf den Rücken legen, mit Heu beladen lassen und so zur Höhle wie ein Schlitten gezogen werden. Zu dieser Erzählung veranlaßte die Erfahrung, daß man oft Murmelthiere findet, deren Rücken ganz abgerieben ist, was jedoch blos vom Einschlüpfen in die engen Höhlengänge herrührt."

Außer diesen beiden Wohnungen hat das Murmelthier noch besondere Fluchtröhren, in welche es sich bei Gefahr versteckt, oder es eilt unter Steine und in Felsenklüfte, wenn es seine Höhle nicht erreichen kann.

Im Freileben scheint es unter den Bewohnern einer Höhle friedlich herzugehen: in der Gefangenschaft ist Dies nicht immer der Fall. Graf Bräuner, der Gründer des Wiener Thiergartens, erzählte mir, daß dort ein Murmelthier das zweite in der Höhle überfallen, getödtet und nach andrer Nager Art angefressen habe. Das plötzliche Fehlen des sehr munteren und zahmen Thieres hatte zu Nachgrabungen veranlaßt und den Mord ans Licht gebracht.

Die Bewegungen des Murmelthieres sind sonderbar. Der Gang namentlich ist ein höchst eigenthümliches, breitspuriges Watscheln, wobei der Bauch fast oder wirklich auf der Erde schleift. Eigentliche Sprünge habe ich unsere Gefangenen wenigstens niemals ausführen sehen: sie sind zu schwer-

fällig dazu. Sehr sonderbar sieht das Thier aus, wenn es einen Kegel macht; es sitzt dann kerzengerade auf dem Hintertheile, steif, wie ein Stock, den Schwanz senkrecht vom Leibe abgebogen, die Vorderarme schlaff herabhängend, und schaut aufmerksam in die Welt hinaus.

Auch beim Graben arbeitet es langsam, gewöhnlich nur mit einer Pfote, bis es einen hübschen Haufen Erde losgekratzt hat; dann wirft es diese durch schnellende Bewegungen mit den Hinterfüßen weiter zurück, und endlich schiebt es sie mit dem Hintern vollends zur Höhle hinaus. Während des Grabens erscheint es häufig vor der Mündung seiner Röhre, um sich den Sand aus dem Felle zu schütteln; hierauf gräbt es eifrig weiter.

Frische und saftige Alpenpflanzen, Kräuter und Wurzeln bilden die Nahrung der Murmelthiere. Zu ihrer Lieblingsweide gehören Schafgarbe, Bärenklau, Grindwurzel, Löwenmaul, Klee und Sternblumen, Alpenwegerich und Wasserfenchel, doch begnügen sie sich auch mit dem grünen, ja selbst mit dem trocknen Grase, welches ihren Bau zunächst umgibt. Mit ihren scharfen Zähnen beißen sie das kürzeste Gras schnell ab, dann erheben sie sich auf die Hinterbeine und halten die Nahrung mit den Vorderpfoten, bis sie dieselbe gehörig zermalmt haben. Zur Tränke gehen sie selten; aber sie trinken viel auf einmal, schmatzen dabei und heben nach jedem Schlucke den Kopf in die Höhe, wie die Hühner oder Gänse. Ihre ängstliche Aufmerksamkeit während ihrer Weide läßt sie kaum einen Bissen in Ruhe genießen: fortwährend richten sie sich auf und schauen sich um, und niemals wagen sie, einen Augenblick zu ruhen, bevor sie sich nicht auf das Sorgfältigste überzeugt haben, daß keine Gefahr ihnen droht.

Manche Naturforscher glauben, daß die Murmelthiere auch von dem eingetragenen Heu in ihrer Winterhöhle fressen, wenn sonnige Frühlingstage ein allzufrühes Erwachen veranlassen und draußen noch alles Grün unter Schnee und Eis begraben liegt; doch ist darüber nichts Sicheres bekannt geworden, und man weiß auch, daß sie oft kurz nach dem Winterschlafe weite Wege machen, um sich Nahrung zu suchen, wenn sie im Frühjahre noch viel Schnee in der Nähe ihrer Höhlen finden.

Nach allen Beobachtungen scheint es festzustehen, daß das Alpenmurmelthier ein Vorgefühl für Witterungsveränderungen besitze. Die Bergbewohner glauben steif und fest, daß die Murmelthiere durch ihr Pfeifen die Veränderungen des Wetters anzeigen, und sind überzeugt, daß am nächsten Tage Regen eintritt, wenn sie trotz des Sonnenscheins nicht auf dem Berge spielen. Jedenfalls wird ihr Leben und Treiben von einem unbewußten Gefühl geleitet. Dafür spricht die Sorge, welche sie antreibt, schon im Sommer sich gegen den Winter zu schützen, dafür das gewöhnlich rechtzeitig erfolgende Zurückziehen in die Tiefe der Erde und das rechtzeitige Wiedererscheinen im Frühjahr.

Wie die meisten Schläfer, sind die Murmelthiere im Spätsommer und Herbst ungemein fett. Sobald nun der erste Frost eintritt, fressen sie nicht mehr, trinken aber noch viel und oft, dann entleeren sie sich fast vollständig und beziehen nun familienweise die Winterwohnungen. Der Gefangene unseres Thiergartens zeigte sich bereits Ende Septembers selten, im Oktober kaum noch außerhalb der von ihm während des Sommers gegrabenen sehr tiefen Höhle. Vor Beginn des Winterschlafs wird der enge Zugang zu dem geräumigen Kessel auf eine Strecke von 2 bis 6 Fuß von innen aus fest verstopft und zwar mit Erde und Steinen, zwischen welche Lehm, Gras und Heu so geschickt eingeschoben werden, daß das Ganze einem Gemäuer gleicht, bei welchem das Gras gleichsam den Mörtel abgibt. Durch diese Vermauerung wird die äußere Luft abgeschlossen und im Innern durch die Ausstrahlung des Körpers selbst eine Wärme hergestellt, welche etwa 8 bis 9° R. beträgt. Der mit dürrem, rothen Heu ausgepolsterte und ringsum ausgefüllterte Kessel bildet für die ganze Gesellschaft das gemeinsame weiche Lager. Hier liegt die Familie dicht bei einander, den Kopf am Schwanze, in todesähnlicher Erstarrung. Alle Lebensthätigkeit ist aufs äußerste herabgestimmt, jedes Thier liegt regungslos und kalt in der einmal eingenommenen Lage, keines gibt irgend ein Zeichen des Lebens. Die Blutwärme ist herabgesunken auf die Wärme der Luft, welche sich in der Höhle findet, die Athemzüge erfolgen blos fünfzehn Mal in der Stunde. Nimmt man ein Murmelthier im Winterschlafe aus seiner Höhle und bringt es in größere Wärme, so zeigt sich erst bei 17 Graden das Athmen deutlicher, bei 20 Graden beginnt es zu schnarchen, bei 22 streckt es seine Glieder, bei 25

Graben erwacht es, bewegt sich taumelnd hin und her, wird nach und nach munterer und beginnt endlich, zu fressen. Im Frühjahre erscheinen die Murmelthiere in sehr abgemagertem Zustande vor den Oeffnungen ihrer Winterwohnungen und sehen sich sehnsüchtig nach etwas Genießbarem um. Wie schon erwähnt, müssen sie oft weit wandern, um an den Ecken und Kanten der Berge, da, wo der Wind den Schnee weggetrieben hat, etwas verdorrtes Gras aufzutreiben. Dieses überwinterte Gras dient ihnen überhaupt im Anfange zur hauptsächlichsten Nahrung, dann aber kommen die jungen, frischen, saftigen Alpenpflanzen, und diese verschaffen ihnen gar bald wieder ihr volles Aussehen.

Jagd und Fang des Murmelthieres haben ihre großen Schwierigkeiten. Der herannahende Jäger wird fast regelmäßig von irgend einem Gliede der Gesellschaft bemerkt und den übrigen durch helles Pfeifen angezeigt. Dann flüchtet natürlich Alles nach dem Bau, und diesen Tag würde man vergeblich vor der Höhle warten. Man muß also vor Sonnenaufgang zur Stelle sein, wenn man ein solches Wild erlegen will. Uebrigens werden die wenigsten Murmelthiere, welche der Mensch erbeutet, mit dem Feuergewehr erlegt. Man stellt ihnen Fallen aller Art oder gräbt sie im Anfange des Winters aus. Dem höheren Alpenbewohner ist das kleine Thier nicht blos der Nahrung wegen wichtig, sondern dient auch als Arzneimittel für allerlei Krankheiten. Das fette, äußerst wohlschmeckende Fleisch gilt als besonderes Stärkungsmittel für Wöchnerinnen; das Fett soll die Geburt erleichtern, Leibschneiden heilen, dem Husten abhelfen, Brustverhärtungen zertheilen, der frisch abgezogene Balg wird bei gichtischen Schmerzen angewandt und dergleichen mehr. Frischem Fleisch haftet ein so starker erdiger Wildgeschmack an, daß es dem an diese Speise nicht Gewöhnten Ekel verursacht; deshalb werden auch die frisch gefangenen Murmelthiere, nachdem sie wie ein Schwein gebrüht und geschabt worden sind, einige Tage in den Rauch gehängt und dann erst gekocht oder gebraten. Ein derart vorbereitetes Murmelthierwildpret ist sehr schmackhaft. Die Mönche im St. Galler Stift hatten schon um das Jahr 1000 einen eigenen Segensspruch für das Gericht: „Möge die Benediction es fett machen!“ In damaliger Zeit wurde das Thierchen in den Klöstern Cassus alpinus genannt, und gelehrte Leute beschäftigten sich mit seiner Beschreibung. Der Jesuit Kircher hielt es nach Tschudi für einen Blendling von Dachs und Eichhorn; Altmann aber verwahrt sich gegen solche Einbildungen und kennzeichnet das Murmelthier als einen kleinen Dachs, der mit den wahren, echten zu den Schweinen gehöre; er erzählt auch, daß es vierzehn Tage vor dem Winterschlafe Nichts mehr zu sich nehme, wohl aber viel Wasser trinke und dadurch seine Eingeweide ausspüle, damit sie über Winter nicht verfaulten!

Schon in alten Zeiten wurde dem armen Gebirgskinde eifrig nachgestellt, und in der Neuzeit ist es nicht besser geworden. Die Fallen liefern, so einfach sie sind, immer guten Ertrag und vermindern die Murmelthiere um ein Beträchtliches; die Nachgrabungen im Winter rotten sie familienweise aus. Mit Recht ist deshalb in vielen Kantonen der Schweiz das Graben auf Murmelthiere verboten; denn dadurch würde in kurzer Zeit ihre vollständige Vernichtung herbeigeführt werden, während die einfache Jagd bei der Vorsicht unserer Thiere ihnen nie sehr gefährlich wird. Den Fallen entgehen sie freilich schwer. Hier und da sind, wie Tschudi berichtet, die Bergbewohner vernünftig und bescheiden genug, ihre Fallen blos für die alten Thiere einzurichten, so z. B. an der Gletscheralp im Walliser Saaßthale, wo die Thiere in größerer Menge vorhanden sind, weil die Jungen stets geschont werden.

Im Sommer hilft das Nachgraben gar Nichts, weil die dann vollständig wachen Thiere viel schneller tiefer in den Berg hineingraben, als der Mensch ihnen nachkommen kann. Im äußersten Nothfalle vertheidigen sich die Murmelthiere auch noch mit Muth und Entschlossenheit gegen ihre Gegner, indem sie stark beißen oder auch ihre starken Krallen anwenden. Wird eine Gesellschaft gar zu heftig verfolgt, so zieht sie aus und wandert, um sicher zu sein, von einem Berge zum andern.

Für die Gefangenschaft und Zähmung wählt man sich am liebsten die Jungen, obgleich es schwierig ist, diese der Mutter wegzuhaschen, wenn sie den ersten Ausgang machen. Sehr jung ein-

gefangene und noch säugende Murmelthiere sind schwer aufzuziehen und gehen auch bei der besten Pflege gewöhnlich bald zu Grunde, während die halbwüchsigen sich leicht auffüttern und lange erhalten lassen. Ihre Nahrung besteht in der Gefangenschaft aus allen möglichen Pflanzenstoffen; auch trinken sie sehr gern Milch. Gibt man sich Mühe mit ihnen, so werden sie bald und in hohem Grade zahm, zeigen sich folgsam und gelehrig, lernen ihren Pfleger kennen, auf seinen Ruf achten, allerlei possirliche Stellungen annehmen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet umherhüpfen, an einem Stocke gehen u. s. w. Das harmlose und zutrauliche Thier ist dann die Freude von Jung und Alt, und seine Reinlichkeitsliebe und Nettigkeit erwirbt ihm viele Freunde. Auch mit anderen Thieren verträgt sich das Murmelthier gut, wie das unseres Thiergartens beweist. Es erlaubt verschiedenen Pakas und Agutis, in den von ihm gegrabenen Höhlen zu wohnen, und wenn es auch Zudringlichkeit zurückweist, wird es doch nie zum angreifenden Theile. Im Hause kann man die Gezähmten freilich nicht umherlaufen lassen, weil sie Alles zernagen, und ihr Käfig muß auch stark und innen mit Blech beschlagen sein, wenn man das Durchbrechen verhindern will. Im Hof oder im Garten läßt sich das Murmelthier nicht gut halten, weil es sich doch einen Ausweg verschafft, indem es sich unter den Mauern durchgräbt. Mit seines Gleichen verträgt es sich nicht immer gut; mehrere zusammengesperrte Murmelthiere greifen gar nicht selten einander an, und das stärkere beißt dann das schwächere todt. Im warmen Zimmer leben die Thiere den ganzen Winter wie im Sommer, im kalten raffen sie Alles zusammen, was sie bekommen können, bauen sich ein Nest und schlafen, aber mit Unterbrechung. Während des Winterschlafes kann man ein wohl in Heu eingepacktes Murmelthier in gut verschlossenen Kisten weit versenden. Mein Vater erhielt von dem Schweizer Naturforscher Schinz eins zugesandt, noch ehe die Eisenbahn eine schnelle Beförderung möglich machte; aber das Thier hatte die Reise aus der Schweiz bis nach Thüringen sehr gut vertragen und kam noch im festen Schlafe an. Uebrigens erhält man selbst bei guter Pflege das gefangene Murmelthier selten länger als fünf bis sechs Jahre am Leben.

* * *

Die kleine Familie der **Erdgräber** oder **Wurfmäuse** (Georychi) enthält häßliche, mißgestaltete Geschöpfe, welche von vornherein auf ihre unterirdische Lebensweise schließen lassen. Die Thiere bewohnen meist trockene, sandige Ebenen der alten und neuen Welt, mit Ausnahme Australiens, und durchwühlen nach Art der Maulwürfe den Boden auf weite Strecken hin. Keine Art lebt gesellig; jede wohnt einzeln in ihrem Baue und zeigt auch das mürrische, einsiedlerische Wesen des Maulwurfes. Lichtscheu und unempfindlich gegen die Freuden der Oberwelt, verlassen die Wurfmäuse nur höchst selten ihre unterirdischen Gänge, ja sie arbeiten meistens auch hier nicht einmal während des Tages, sondern hauptsächlich zur Nachtzeit. Mit außerordentlicher Schnelligkeit graben sie, mehrere sogar senkrecht tief in den Boden hinein. Auf der Erde ungemein plump und unbeholfen, bewegen sie sich in ihren unterirdischen Palästen vor- und rückwärts mit fast gleicher Gewandtheit. Ihre Nahrung besteht nur in Pflanzen, meistens in Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, welche sie aus der Erde wühlen; ausnahmsweise fressen einige auch Gras, Rinde, Samen und Nüsse. Die in kalten Gegenden wohnen, sammeln sich zwar Nahrungsvorräthe ein, verfallen aber nicht in einen Winterschlaf, sondern arbeiten rüstig weiter zum Nachtheile der Felder, Gärten und Wiesen. Glücklicherweise vermehren sie sich nicht sehr stark; sie werfen blos zwei bis vier Junge, für welche manche Arten ein Nest herrichten.

Die Erdgräber haben alle unangenehmen Eigenschaften der Maulwürfe, ohne aber den Nutzen derselben zu bringen. Es sind schädliche, häßliche Wühler, welche auch äußerlich den Maulwürfen ähneln. Der Leib ist walzenförmig, die Ohren sind äußerlich nicht sichtbar, die Augen versteckt, die Grabpfoten ganz maulwurfsartig, der Pelz ist kurz und weich, die Nase knorpelig. Nur das Gebiß, in

welchem namentlich die gewaltigen Schneidezähne stark hervortreten, unterscheidet sie scharf von den Mullen. Die Vorder- und Hinterpfoten sind fünfzehig mit starken Sichelkrallen und nackten Sohlen. Im innern Leibesbau zeigen sie viel Eigenthümlichkeiten, doch sind diese alle bei weitem nicht so auffallend, als die äußere Gestaltung. Merkwürdig ist, daß auch in dieser Familie wieder, wie bei den Maulwürfen, die Arten einer Sippe vollständig blind sind.

Die erste Sippe, welche Andere als eigene Familie ansehen, enthält die Taschenratten (Ascomys oder Geomys), Thiere, welche in ihrer ganzen Erscheinung ebensoviel Aehnlichkeit mit den Hörnchen, als mit den eigentlichen Urbildern der Sandgräber, nämlich mit den Blindmollen, zeigen. Ihre Backentaschen sind sehr groß. Die Füße sind fünfzehig, die Krallen an den vorderen sehr lang und stark, an den hinteren aber kurz; der Schwanz ist an der Wurzel behaart, am Ende dagegen nackt.

Die kanadische Taschenratte oder der „Goffer", wie er im Lande selbst heißt (Geomys bursarius oder Ascomys canadensis) ist etwas kleiner, als unser Hamster, nämlich sammt dem 3 Zoll langen Schwanze 11 Zoll lang und am Widerrist gegen 3 Zoll hoch; er steht hinsichtlich seiner Gestalt etwa zwischen Hamster und Maulwurf mitten inne. Der Pelz ist ungemein dicht



Die kanadische Taschenratte oder der „Goffer" (Geomys bursarius oder Ascomys canadensis).

weich und fein. Die Haare sind an ihrer Wurzel tief graublau, an ihren Spitzen röthlich auf der Oberseite und gelbgrau auf der Unterseite; der Schwanz und die spärlich behaarten Füße sind weißlich.

Lange Zeit haben die Backentaschen als das Merkwürdigste am ganzen Thiere gegolten. Die Thierkundigen, welche über den Goffer zuerst berichten, erhielten ihn nämlich von den Indianern, und diese hatten sich das Vergnügen gemacht, beide Backentaschen mit Erde vollzupfropfen und dadurch so ungebührlich auszudehnen, daß die Taschen beim Gehen des Thieres auf der Erde geschleppt haben würden. Die künstlich ausgedehnten Taschen verschafften dem Goffer seinen deutschen und den ersten lateinischen Namen; die Ausstopfer bemühten sich nach Kräften, den Scherz der Indianer nachzuahmen, und die Zeichner endlich hielten sich nur zu treu an die ihnen zugänglichen Vorlagen. Diesen Umständen haben wir es zuzuschreiben, daß noch heutigen Tages die Abbildungen uns wahre Scheusale von Thieren vorführen, wenn sie uns mit dem Goffer bekannt machen wollen. Lichtenstein schob die ausgedehnten Taschen einfach zurück und bewies, daß dieselben zwar sehr groß, aber durchaus nicht anders gebaut sind, als bei den vielen übrigen Thieren, welche Backentaschen besitzen.

So kommt es, daß uns gegenwärtig die weit aus dem Maule hervorragenden gewaltigen Nagezähne viel merkwürdiger erscheinen, als jene Säcke.

Der Goffer ist ziemlich weit verbreitet; östlich von dem Felsengebirge und westlich vom Missisippi, und zwischen dem 34. und 52. Grade nördlicher Breite kommt er überall vor. Er führt ein unterirdisches Leben, ganz wie der Maulwurf, gräbt zahlreiche und weit verzweigte Gänge in den verschiedensten Richtungen und wirft Haufen auf, welche denen unseres Maulwurfes vollständig ähneln. Manchmal geben seine Wühlereien der Oberfläche beinahe das Aussehen gepflügter Felder, zu anderen Zeiten, zumal im Winter, bemerkt man seine Thätigkeit kaum. Blos während der warmen Jahreszeit kommt er ab und zu einmal auf die Oberfläche der Erde; die kalte Zeit scheint er zu verschlafen. Erst in der Neuzeit haben tüchtige Naturforscher schärfere Beobachtungen über die Lebensweise des bereits seit Ende des vorigen Jahrhunderts bekannten Goffer gemacht, und namentlich Audubon, Bachmann und Geßner beschreiben das unterirdische Leben des Thieres ziemlich genau. „In einem Garten, in welchem wir mehrere frisch aufgeworfene Hügel bemerkten," erzählen die Erstgenannten, „gruben wir einer Taschenratte nach und legten dadurch mehrere ihrer unterirdischen Gänge in den verschiedensten Richtungen hin blos. Einer von den Hauptgängen verlief ungefähr einen Fuß tief unter der Erde, außer wenn er die Gartengänge kreuzte, wo er dann tiefer sank. Wir verfolgten den ganzen Gang, welcher durch ein breites Gartenbeet und unter zwei Wegen hinweg noch in ein anderes Beet verlief, und fanden, daß viele der besten Pflanzen durch diese Thiere vernichtet worden waren, indem sie die Wurzeln gerade an der Oberfläche der Erde abgebissen und aufgefressen hatten. Die Höhle endete in der Nähe der Pflanzung unter einem Rosenbusch. Hierauf verfolgten wir einen andern Hauptgang, er lief bis in das Gewurzel eines großen Buchenbaums; dort hatte die Ratte die Rinder abgenagt. Weiter und weiter untersuchend fanden wir, daß viele Höhlen vorhanden waren, und einige davon ganz aus dem Garten hinaus in das Feld, in den nahen Wald liefen, wo wir dann unsere Jagd aufgeben mußten. Die Haufen, welche diese Art aufwirft, sind ungefähr zwölf oder funfzehn Zoll hoch und stehen ganz unregelmäßig, manchmal nahe bei einander, gelegentlich auch zehn-, zwanzig-, ja sogar dreißigmal weiter entfernt. Gewöhnlich aber sind sie nach oben, nahe an der Oberfläche, geöffnet, wohlbedeckt mit Gras oder anderen Pflanzen."

Im übrigen entnehme ich den Schilderungen Audubon's und Geßner's (welcher zwar nicht von der kanadischen, aber von der nahe verwandten georgischen Taschenratte spricht) das Nachstehende:

Der Goffer pflegt seine Höhlen etwa fußtief unter der Erde anzulegen und in Zwischenräumen von ungefähr drei Fuß, gewöhnlich im Zickzack, Haufen aufzuwerfen. Aeltere Gänge sind innen festgeschlagen, die neueren nicht. Hier und da zweigen sich Nebengänge ab. Die Kammer wird unter Baumwurzeln in einer Tiefe von etwa fünf Fuß angelegt; die Höhle senkt sich schraubenförmig zu ihr hinab. Sie ist groß, ganz mit weichem Gras ausgekleidet, einem Eichhornneste nicht unähnlich und dient dem Thiere zum Ruhen und Schlafen. Das Nest, in welchem das Weibchen zu Ende März oder im Anfang Aprils seine fünf bis sieben Jungen bringt, ist der Kammer ähnlich, jedoch innen noch mit den Haaren der Mutter ausgekleidet. Wie das Nest des Maulwurfs, umgeben es Rundgänge, von welchen aus die Röhren sich abzweigen. Geßner fand, daß vom Nest aus ein Gang zu einer größeren Höhlung, der Vorrathskammer, führt. Sie ist gefüllt mit Wurzeln, Erdfrüchten (Kartoffeln), Nüssen und Sämereien.

In den Morgenstunden von 4 bis 10 Uhr arbeitet die Taschenratte am eifrigsten am Weiter- oder Ausbau ihrer Wohnung, unzweifelhaft in der Absicht, sich mit Speise zu versorgen. Wenn der Ort reich an Nahrung ist, werden in dieser Zeit zehn bis funfzehn Fuß Höhlung gebaut und zwei bis fünf Hügel aufgeworfen; im entgegengesetzten Falle durchwühlt das Thier größere Strecken und arbeitet länger. Zuweilen unterbricht es die Arbeit wochenlang; es scheint dann von den aufgespeicherten Vorräthen zu zehren. Beim Aufwerfen der Erde, welches der Goffer ganz nach Art des

Maulwurfs bewerkstelligt, läßt er seinen Leib so wenig als möglich sichtbar werden und zieht sich augenblicklich wieder in die sichere Tiefe zurück. Auf dem Boden erscheint er, um sich dürres Gras für seinen Wohnraum oder das Nest zu sammeln und, nach Audubon, um sich zu sonnen. Sein vortrefflicher Geruch und das ausgezeichnete Gehör sichern ihn hier vor Ueberraschungen; bei vermeinter Gefahr stürzt er sich augenblicklich in die Tiefe, auch wenn er sich erst durch Neugraben eines Schachtes den Eingang erzwingen müßte.

Im Laufen über der Erde humpelt der Goffer schwerfällig dahin, niemals sprungweise, oft mit nach unterwärts eingeschlagenen Nägeln der Vorderfüße, den Schwanz auf der Erde schleifend. Er kann fast ebensoschnell rückwärts laufen, als vorwärts, über dem Boden aber nicht schneller, als ein Mann geht. In seinen Höhlen soll er sich mit der Hurtigkeit des Maulwurfs bewegen. Aeußerst unbehilflich erscheint er, wenn man ihn auf den Rücken legt; er bedarf wohl einer Minute, ehe es ihm gelingt, sich durch Arbeiten und Stampfen mit den Beinen wieder umzuwenden. Beim Fressen setzt er sich oft auf die Hinterbeine nieder und gebraucht die vorderen nach Eichhörnchenart. Im Schlafen rollt er sich zusammen und birgt den Kopf zwischen den Armen an der Brust.

Seine ungeheuren Backentaschen füllt er beim Weiden mit der Zunge an; mit den Vorderfüßen entleert er sie wieder. Sie stülpen sich, wie bei anderen Nagern auch, mehr und mehr nach außen, je voller sie werden, und gewinnen dann eine länglich eiförmige Gestalt, hängen aber niemals sackartig zu beiden Seiten der Schnauze herab und erschweren dem Thiere daher keine seiner Bewegungen. Die gesammelten Nahrungsvorräthe schüttet es zuweilen gleich von außen her durch einen senkrechten, später zu verstopfenden Schacht in seinen Speicher. Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß er seine Backentaschen benutze, um die losgewühlte Erde aus seinen Bauen herauszuschaffen. Die Laune des Indianers, welcher den ersten Goffer einem Naturforscher brachte, erklärt den Ursprung jener Angabe, widerlegt sie aber auch zugleich.

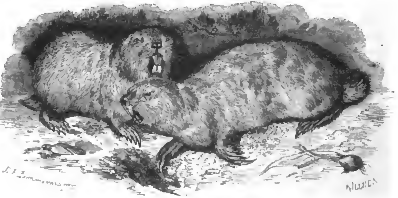
Der Schaden, welchen der Goffer anrichtet, kann sehr bedeutend werden. Er vernichtet zuweilen durch Abnagen der Wurzeln hunderte von werthvollen Bäumen in wenig Tagen und verwüstet oft ganze Felder durch Anfressen der von ihm sehr gesuchten Knollenfrüchte. Deshalb wird der Mensch auch ihm, welcher sonst nur vom Wasser oder von Schlangen zu leiden hat, zum gefährlichsten Feinde. Man setzt ihm Maulwurfsfallen aller Art, namentlich auch kleine Tellereisen. Groß ist die Anstrengung Gefangener, sich zu befreien, und gar nicht selten, freilich aber nur nach Verlust des eingeklemmten Beines, gelingt Solches auch dem erbosten Thiere, zum Aerger des Fängers. Gegen herbeikommende Feinde wehrt sich der Goffer mit wüthenden Bissen.

Audubon hat mehrere Taschenratten wochenlang gefangen gehalten und mit Knollengewächsen leicht ernährt. Sie zeigten sich überraschend gefräßig, verschmähten dagegen zu trinken, obgleich ihnen nicht blos Wasser, sondern auch Milch geboten wurde. An ihrer Befreiung arbeiteten sie ohne Unterlaß, indem sie Kisten und Thüren zu durchnagen versuchten. Kleidungsstücke und Zeug aller Art schleppten sie zusammen, um sich ein Lager davon zu bilden, und zernagten es natürlich. Auch Lederzeug verschonten sie nicht. Einmal hatte sich eine von Audubon's Gefangenen in einen Stiefel dieses Forschers verirrt; — anstatt umzukehren, fraß sie sich an der Spitze einfach durch. Wegen dieses Nagens und des dadurch hervorgebrachten Geräusches wurden die Thiere selbst unserem entsagungsstarken Forscher unerträglich.

Der afrikanische Vertreter der Erdgräber ist der Strandmoll (Bathyergus maritimus). Er ist ebenso unschön, wie die übrigen hierher gehörigen Thiere: plump gebaut, mit walzigem Rumpfe, breitem, stumpfen Kopfe, ohne Ohrmuscheln, mit sehr kleinen Augen und breiter, knorpliger Nasenspitze. Die kurzen Beine und die fünfzehigen Pfoten sind ähnlich gebaut, wie die der übrigen Verwandten. Der Pelz ist dicht, außerordentlich weich und fein; lange, ganz steife Schnurren umgeben den Kopf; der stummelhafte Schwanz trägt einen Strahlenbüschel. Auffallend lang sind die weit

vorragenden, schwach gebogenen, weißen Nagezähne, deren oberes Paar durch eine tiefe Rinne förmlich getheilt ist. Die allgemeine Färbung des Pelzes ist weiß, oben gelblich, unten grau überlaufen. In der ganzen Gestalt hat der Strandmoll große Aehnlichkeit mit dem europäischen Maulwurfe, und mit diesem kommt er auch in seiner Lebensweise und den Sitten am meisten überein.

Das Thier ist über einen verhältnißmäßig kleinen Theil Südafrikas verbreitet; am häufigsten findet er sich am Vorgebirge der guten Hoffnung. Sandige Küstengegenden bilden seinen Aufenthalt, und sorgfältig vermeidet er jeden festeren und pflanzenreicheren Boden. In den Dünen oder Sandhügeln längs der Küste wird er häufig getroffen. Sein Leben ist unterirdisch. Er gräbt sich tief im Sande lange, verzweigte, röhrenartige Gänge, welche von mehreren Mittelpunkten ausstrahlen und unter einander vielfach verbunden sind. Reihenweise aufgeworfene Haufen bezeichnen ihren Verlauf. Die Gänge sind weit größer, als die des Maulwurfs, da das fast hamstergroße Thier selbstverständlich Röhren von größerem Durchmesser graben muß, als der kleinere Mull. Wie es scheint, ist der Strandmoll emsig bemüht, überall dem Eindringen der äußeren Luft zu wehren, wie er denn überhaupt ein im höchsten Grade lichtscheues Geschöpf ist. Kommt er durch irgend einen Zufall auf die Erde, so kann er kaum entfliehen. Er versucht dann, sich auf höchst unbeholfene Art fortzuschieben



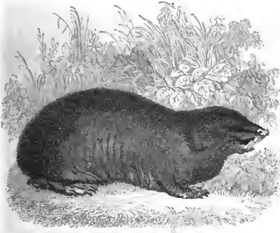
Der Strandmoll (Bathyergus maritimus).

und zeigt sich ängstlich bemüht, wieder in die Tiefe zu gelangen. Greift man ihn an, so schleudert er heftig den Vorderleib umher und beißt wüthend um sich. Die Bauern hassen ihn außerordentlich, weil er den Boden so unterwühlt, daß häufig die Pferde von oben durchtreten und Gefahr laufen, die Beine zu brechen, ja, daß selbst Menschen sich schädigen. Gewöhnlich wirft der Strandmoll morgens um sechs Uhr oder nachts um zwölf Uhr seine Haufen auf. Dies benutzen die Bauern, um ihn zu vertilgen. Sie räumen einen Haufen weg, öffnen eins seiner Löcher, legen in dasselbe eine gelbe Rübe oder andere Wurzel und befestigen diese an einer Schnur, welche den Drücker einer Flinte abzieht, deren Lauf nach dem Loche gerichtet ist. Sobald der Strandmoll an der Rübe zerrt, entladet er die Flinte und tödtet sich selbst durch den Schuß. Auch leitet man Wasser in seine Baue, um ihn zu ersäufen. Weiteres scheint noch nicht über ihn und seine Lebensweise bekannt zu sein. Von der Paarung und Fortpflanzung weiß man Nichts.

Die europäische Art dieser Familie ist der Blindmoll (Spalax Typhlus), vielleicht die häßlichste aller Wurfmäuse. Der Kopf ist stumpfschnäuzig, ohne sichtbare Ohren und Augen, und stärker, als der Rumpf. Der kurze Hals ist so dick, als der Leib, und scheint ganz unbeweglich zu sein. Der Schwanz fehlt gänzlich; die kurzen Beine haben breite Pfoten mit starken Zehen und Krallen.

Die Augen sind die kleinsten, welche ein Säugethier überhaupt hat; sie haben kaum die Größe eines Mohnkorns und liegen unter der Haut verborgen, können also zum Sehen gar nicht benutzt werden.

In seiner Gestalt und Lebensweise hat der Blindmoll große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Maulwurfe, er ist aber doch noch viel häßlicher, als dieser, namentlich seines dicken Kopfes wegen. Die Körperlänge beträgt 7½—8 Zoll, das Gewicht eines erwachsenen Thieres ungefähr sechzehn Loth. Am dicken Kopf ist der Schädel abgeplattet, die Stirn flach, die Schnauze stumpf gerundet, die Nase dick, breit und knorpelig, mit runden, weit auseinanderstehenden Löchern. Ein scharf vorspringender, dicker Hautrand, welcher sich von der Nase nach den Schläfen zieht, umsäumt die Seiten des Kopfes; gewaltige Nagezähne ragen weit aus dem Munde heraus; sie sind besonders stark, gleich breit und vorn meiselartig abgeschliffen. Backenzähne finden sich drei in jedem Kiefer. Von Backentaschen ist keine Spur vorhanden. An den Füßen sind alle Zehen stark und mit tüchtigen Scharrkrallen versehen. An den Vorderfüßen stehen die Zehen weit von einander ab und sind nur im Grunde durch eine kurze Spannhaut verbunden. Der Schwanz wird durch eine schwach hervorragende Warze angedeutet. Ein dichter, glatt anliegender, weicher Pelz, welcher auf der oberen Seite



Der Blindmoll (Spalax Typhlus).

etwas länger, als auf der unteren ist, bedeckt den Körper. Der dicke Hautrand am Kopfe ist mit steifen, gegeneinanderlaufenden Haaren besetzt. Die Schnurren sind kurz und fein. Die Zehen sind nicht mit Haaren bekleidet, die Sohlen aber ringsum von starren, langen, nach abwärts gerichteten Haaren eingefaßt. Im allgemeinen ist die Färbung gelbbräunlich mit aschgraulichem Anfluge, der Kopf ist lichter, nach hinten hin bräunlich. Die Mundgegend, das Kinn und die Pfoten sind schmuzigweiß, die Unterseite dunkelaschgrau mit weißen Längsstreifen an der Hinterseite des Bauches und weißen Fleckchen zwischen den Hinterbeinen.

Der gemeine oder graue Blindmoll findet sich in einem kleinen Theile des südöstlichen Europas und des westlichen Asiens, zumal im südlichen Rußland an der Wolga und dem Don, in der Moldau und in einem Theile von Ungarn und Galizien, auch kommt er in der Türkei und Griechenland vor; in Asien begrenzt der Kaukasus seine Heimat. Besonders häufig ist er in der Ukraine und in Kleinasien. Sein Leben unterscheidet sich nicht von dem seiner Verwandten. Er wohnt in trockenen Ebenen und fruchtbaren Gegenden und haust in unterirdischen, ziemlich tiefliegenden Höhlen, von denen Nebengänge auslaufen, welche auf der Erdoberfläche münden. Auch er wirft Haufen auf, und

zwar ganz dicht neben einander. Beim Graben soll er die starken, gewaltigen Schneidezähne thätig mit benutzen, indem er das Wurzelwerk durchnagt und auch die Erde, welche zwischen den Wurzeln liegt, zerkleinert. Die losgescharrte Erde wirft er mit dem Kopfe in die Höhe und schleudert sie dann mit den Vorder- und Hinterbeinen zurück. Er lebt ebensowenig gesellig, als der Maulwurf, viel häufiger aber in größerer Nähe mit anderen seiner Art zusammen. Um die Zeit der Paarung kommt er manchmal bei Tage auf die Oberfläche und sonnt sich dort in Gesellschaft seines Weibchens. Bei drohender Gefahr eilt er schleunigst wieder seinem Baue zu oder gräbt sich, wenn er nicht augenblicklich die Mündung findet, mit überraschender Schnelligkeit in die Erde ein, im Nu den Blicken sich entziehend. Häufiger noch soll er am frühen Morgen und in der Nachtzeit aus seinen Gängen hervorkommen.

Alle Bewegungen des merkwürdigen Geschöpfes sind auf der Erdoberfläche im höchsten Grade ungeschickt; unter der Erde dagegen schiebt es sich stoßweise fort, und zwar mit derselben Leichtigkeit nach vorn, wie nach hinten. Jedenfalls steht er hier an Schnelligkeit dem Maulwurfe nicht nach. Unter seinen Sinnen, welche sämmtlich wenig entwickelt sein dürften, scheint das Gehör eine hervorragende Rolle zu spielen. Man hat beobachtet, daß der Blindmoll gegen Geräusch sehr empfindlich ist, und durch den Gehörsinn hauptsächlich geleitet wird. Wenn er sich im Freien befindet, sitzt er mit emporgerichtetem Kopfe ruhig vor der Mündung eines seiner Gänge, und lauscht höchst aufmerksam nach allen Seiten hin. Bei dem geringsten Geräusch hebt er dann den Kopf noch höher und nimmt eine drohende Stellung an oder gräbt sich senkrecht in den Boden ein und verschwindet. — Er ist ein böses, bissiges Thier, welches sich, plötzlich überrascht, muthig zur Wehre setzt und sich mit dem kräftigen Gebisse entschlossen vertheidigt. In der Wuth beißt er wie rasend herum und schnaubt dabei und knirscht mit den Zähnen, sonst hört man keinen Laut von ihm.

Der Blindmoll frißt Wurzeln und noch mehr Knollen; im Nothfalle benagt er die Rinde von Bäumen und Sträuchen. Gegen den Winter geht er tiefer in die Erde hinab, hält aber wahrscheinlich keinen Winterschlaf, wenigstens gräbt er immer fort, solange der Boden nicht festgefroren ist. Wintervorräthe hat man in seinen Gängen noch nicht aufgefunden, wohl aber Nester, welche aus den feinsten Wurzeln zusammengebaut sind. In einem solchen Neste wirft das Weibchen im Sommer seine zwei bis vier Jungen.

Unser Thier fügt den Menschen im ganzen geringen Schaden zu, obgleich ihm viel Böses nachgesagt wird, ebensowenig aber bringt es irgend Nutzen. Die abergläubischen Russen sind der festen Ueberzeugung, daß der Blindmoll dem Menschen besondere Heilkräfte verleihen könne. Sie glauben, daß Derjenige, welcher Muth genug hat, das bissige Vieh auf seine bloße Hand zu setzen, sich beißen zu lassen und hierauf den Blindmoll durch Erdrücken langsam umzubringen, später befähigt wäre, durch bloses Auflegen der Hand Drüsengeschwülste aller Art zu heilen. Hierauf bezieht sich auch einer seiner Landesnamen, welcher soviel als „Drüsenarzt“ bedeutet. Die Russen nennen ihn übrigens „Slapetz“ oder den Blinden, in Galizien heißt er „Ziemni-bisak“ und in Ungarn „Földi-kölök“.

* * *

Eine Gruppe viel anmuthigerer Nager, als die vorstehend abgehandelten Wühler es sind, lernen wir in einer anderen Familie kennen. Die Bilche oder Schlafmäuse (Myoxi) sind niedliche, eichhornähnliche Geschöpfe von geringer Größe und angenehmen, in mancher Hinsicht merkwürdigen Sitten. Man würde diese Thiere sicherlich zu den Eichhörnchen stellen, zeigte der innere Leibesbau beider Familien nicht erhebliche Unterschiede. Die Schläfer haben einen ziemlich schmalen, mehr mäuse- als eichhornähnlichen Kopf mit spitzer Schnauze und sehr großen Ohren, einen dichten und etwas buschig behaarten, durch die längeren Seitenhaare zweizeilig scheinenden Schwanz, vier Zehen und eine kurze Daumenwarze an den Vorderfüßen und fünf Zehen an den Hinterfüßen. Im allge-

meinen ähnelt ihr Leibesbau denen der Eichhörnchen. Die Wirbelsäule zählt bei ihnen 13 rippentragende, 6 wirbellose, 3 Kreuz- und 22 bis 25 Schwanzwirbel. Der Blinddarm fehlt.

Man kennt bis jetzt kaum mehr als ein halbes Dutzend sicher unterschiedene Arten dieser Familie, sämmtlich Bewohner der alten Welt. Hügelige und bergige Gegenden und hier Wälder und Vorwälder, Haine und Gärten sind ihre Aufenthaltsorte. Sie leben auf und in den Bäumen, seltener in selbstgegrabenen Erdhöhlen unter Baumwurzeln oder in Fels- und Mauerspalten, unter allen Umständen möglichst verborgen. Bei weitem die meisten durchschlafen den ganzen Tag und gehen nur während des Morgen- und Abenddunkels ihrer Nahrung nach. Aus diesem Grunde bekommt man sie auch selten und blos zufällig zu sehen. Wenn sie einmal ausgeschlafen haben, sind sie höchst bewegliche Thiere. Sie können vortrefflich laufen und noch besser klettern, nicht aber auch, wie die Hörnchen, besonders große Sprünge ausführen.

In gemäßigten Gegenden verfallen sie mit Eintritt der kälteren Jahreszeit in Erstarrung, und verbringen schlafend den ganzen Winter in ihren Nestern. Manche häufen sich für diese Zeit Nahrungsvorräthe auf und zehren von ihnen, wenn sie zeitweilig erwachen; andere bedürfen Dies nicht einmal, da sie vorher sich so gemästet haben, daß sie von ihrem Fette leben können. Ihre Nahrung



Der Siebenschläfer (Glis vulgaris).

besteht in Früchten und Sämereien aller Art; die meisten nehmen auch Kerbthiere, Eier und junge Vögel zu sich. Beim Fressen sitzen sie, wie die Eichhörnchen, auf dem Hintern und führen die Speise mit den Vorderfüßen zum Munde.

Die meisten lieben die Geselligkeit und halten sich deshalb paarweise zusammen; andere sind ziemlich unverträglich. Das Weibchen wirft während des Sommers in ein zierliches Nest ihre Jungen, gewöhnlich vier bis fünf, und erzieht sie mit großer Liebe. Jung eingefangen werden alle Schläfer leidlich zahm; doch dulden sie es nicht gern, daß man sie berührt, und alt eingefangene lassen sich Dies nie gefallen.

Der Nutzen, welchen diese Familie liefert, ist gering, der Schaden aber auch unbeträchtlich.

Man theilt gegenwärtig die Schläfer in vier Sippen ein, von denen drei auch bei uns Vertreter haben; die vierte gehört Afrika an. Alle diese Sippen sind arm an Arten; doch ist es wahrscheinlich, daß man hier noch Entdeckungen machen wird.

Die erste Sippe wird von dem großen Bilch oder Siebenschläfer (Glis vulgaris oder Myoxus Glis) gebildet. Er gehört zu den Thieren, welche dem Namen nach weit besser bekannt sind, als von Gestalt und Ansehen. Jeder, welcher sich mit der alten Geschichte beschäftigt hat, kennt

diese Schlafmaus, den besondern Liebling der Römer, zu dessen Hegung und Pflegung eigene Anstalten getroffen wurden. Eichen- und Buchenhaine umgab man mit glatten Mauern, an denen die Siebenschläfer nicht emporklettern konnten; innerhalb der Umgebung legte man verschiedene Höhlen an zum Nisten und Schlafen; man fütterte die Siebenschläfer mit Eicheln und Kastanien und nahm sie zuletzt aus dem Gehege, um sie in irdene Gefäße oder Fässer zu bringen und sie hier noch besonders zu mästen. Die größeren wie die kleineren dieser Mastanstalten hießen „Glirarien". Letztere sind uns durch die Ausgrabung in Herculanum bekannt geworden. Es waren kleine, halbkugelige Schalen, an den innern Wänden terrassenförmig abgestuft und oben mit einem engen Gitter geschlossen. Hier sperrte man stets mehrere Siebenschläfer zusammen und versah sie mit Nahrung im Ueberflusse, wodurch sie auch bald sehr fett wurden. Dann kamen die Braten als eines der leckersten Gerichte auf die Tafeln der reichen Schlemmer. Martial verschmäht nicht, diese kleinen Thiere zu besingen; er läßt sie sagen:

„Winter, dich schlafen wir durch, und wir strotzen von blühendem Fette
Just in den Monden, wo uns Nichts, als der Schlummer ernährt." —

Den Siebenschläfer oder Bilch kennzeichnet hauptsächlich die Gestalt seiner Backzähne. Er trägt in jedem Kiefer deren vier, zwei größere in der Mitte und kleinere vorn und hinten. Die Kaufläche ist rundlich, aber sehr gefaltet und durch eigene Querwülste ausgezeichnet. Die Ohren sind mittelgroß, der lange Schwanz ist buschig und zweizeilig. Die Länge des Thieres beträgt elf Zoll; hiervon kommen fünf auf den Schwanz. Der weiche, ziemlich dichte Pelz ist auf der Oberseite einfarbig aschgrau, bald heller, bald dunkler, schwärzlichbraun überflogen, an den Seiten des Leibes etwas lichter und da, wo sich die Rückenfarbe von der der Unterseite abgrenzt, bräunlichgrau; die Unterseite und die Innenseite der Beine ist milchweiß, silberglänzend; Ober- und Unterseite sind ziemlich scharf getrennt. Der Nasenrücken und ein Theil der Oberlippe zwischen den Schnurren sind graulichbraun, der untere Theil der Schnauze, die Backen und die Kehle bis hinter die Ohren hin weiß, die Schnurren schwarz. Um die Augen zieht sich ein dunkelbrauner Ring. Die Ohren sind außen dunkelgraubraun, gegen den Rand zu lichter, der Schwanz ist bräunlichgrau, unten mit einem weißlichen Längsstreifen. Verschiedene Abweichungen kommen übrigens vor.

Süd- und Osteuropa ist das eigentliche Vaterland des Siebenschläfers; er findet sich von Spanien, Griechenland und Italien an bis nach Süddeutschland. Hier trifft man ihn in Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Mähren, Schlesien und Böhmen, Bayern u. s. w. Häufiger aber ist er in Kroatien, Ungarn, dem südlichen Rußland. In Asien soll er am Kaukasus vorkommen. Im Norden Europas, schon in England, Dänemark, im nördlichen Deutschland fehlt er. Er bewohnt hauptsächlich das Mittelgebirge, und zwar die Laubwälder lieber, als die Nadelwälder, am liebsten trockene Eichen- und Buchenwaldungen. Den Tag über hält er sich verborgen, bald in hohlen Bäumen, Baumlöchern und Felsklüften, bald in Erdlöchern unter Baumwurzeln, in verlassenen Hamsterhöhlen, Elstern- und Krähennestern u. s. w. Gegen Abend kommt er aus seinem Versteck hervor, streift in der Nacht umher, sucht sich seine Nahrung, kehrt ab und zu in seinen Schlupfwinkel zurück, um zu verdauen und auszuruhen, frißt wieder und sucht endlich gegen Morgen, gewöhnlich mit seinem Weibchen oder einem anderen Gefährten vereinigt, den alten Schlupfwinkel zum Schlafen auf. Nur in der Nacht lernt man ihn wirklich kennen, nur dann erfährt man, daß er ein rascher und lebhafter, behender Gesell ist, welcher mit Eichhorngewandtheit auf den Bäumen oder an Felsenwänden umherklettert, sicher von Zweig zu Zweig oder auch aus der Höhe zur Tiefe springt und mit kurzen Sätzen, aber rasch umherläuft, wenn er auf die Erde gelangt. Freilich gewahrt man sein Treiben blos an Orten, welche man von vornherein als seine Wohnplätze kennt; denn sonst verbirgt ihn sein eigentlicher Beschützer und liebster Freund, die Nacht, vor den Blicken des Menschen noch viel besser, als sie ihn vor den Augen seiner Feinde deckt.

Nur wenige Nager dürften es dem großen Bilch an Gefräßigkeit zuvorthun. Er frißt, solange er fressen kann. Eicheln, Bücheln, Haselnüsse bilden wohl seine Hauptnahrung; Wallnüsse, Kastanien, süßes und saftiges Obst werden aber auch nicht verschmäht, ja, er verachtet nicht einmal thierische Kost und raubt deshalb die Nester aus, wo er sie nur haben kann. Wasser trinkt er dagegen nur wenig, und wenn er saftige Früchte hat, gar nicht.

Solange nun der Sommer währt, treibt er sich allnächtlich, falls die Witterung nicht gar zu schlimm ist, in seinem Gebiet umher und mästet sich auf den Winter hin. Auf seinen Weidezügen setzt er sich fast alle Minuten einmal, wie ein Eichhörnchen, auf das Hintertheil und führt etwas mit den Vorderpfoten zum Munde. Beständig hört man das Knacken von Nüssen, die er zerbricht, oder das Fallen von ausgefressenen Früchten, die er herabwirft. Gegen den Herbst nun sammelt er sich Nahrungsvorräthe ein und speichert diese in seinen Höhlen auf. Um diese Zeit „strotzt er bereits von blühendem Fette", er frißt aber noch solange, als möglich; dann denkt er daran, sich Herberge für den Winter zu bereiten. Jetzt macht er sich ein Nest von zartem Mose in tiefen Erdlöchern, Rissen und Spalten, in Felsen und altem Gemäuer, wohl auch in tiefen Baumhöhlungen, zurecht, rollt sich zusammen, gewöhnlich in Gemeinschaft mit mehreren seiner Genossen, und fällt in Schlaf, schon lange vorher, ehe der Wärmemesser auf dem Nullpunkt steht, in rauheren Gebirgsgegenden bereits im August, in der wärmeren Ebene erst gegen den Oktober hin. Er zeigt dann die uns bekannte Gefühllosigkeit aller Winterschläfer, ja, er ist vielleicht Derjenige, welcher am tiefsten schläft. Man kann ihn ruhig aus seinem Lager nehmen und weit wegtragen: er bleibt kalt und regungslos. Im warmen Zimmer erwacht er nach und nach, bewegt anfänglich die Gliedmaßen ein wenig, läßt einige Tropfen seines hellen, goldgelben Harnes von sich und regt sich dann mehr und mehr, sieht aber auch jetzt noch immer sehr verschlafen aus. Im Freien wacht er zeitweilig von selbst auf und zehrt ein wenig von seinen Nahrungsvorräthen, gleichsam ohne eigentlich zu wissen, was er thut. Siebenschläfer, welche **Lenz** überwinterte und in kühlem Raume hielt, wachten etwa alle vier Wochen auf, fraßen und schliefen dann wieder so fest, daß sie ganz todt schienen. Andere, die **Galvagni** beherbergte, wachten nur alle zwei Monate auf und fraßen.

Im Freien erwacht der Siebenschläfer erst sehr spät im Frühjahr, selten vor Ende des April. Somit beträgt die Dauer seines Winterschlafes volle sieben Monate, und er führt demnach seinen Namen mit Fug und Recht.

Bald nach dem Erwachen paaren sich die Geschlechter, und nach ungefähr sechswöchentlicher Tragzeit wirft das Weibchen auf einem weichen Lager im hohlen Baume oder in anderen Höhlungen — in der Nähe von Altenburg sehr häufig in den Nistkästchen der Staare, welche man vermittelst hoher Stangen über und auf Obstbäumen aufzustellen pflegt — drei bis sechs nackte, blinde Junge, welche außerordentlich schnell heranwachsen, nur kurze Zeit an der Mutter saugen und sich dann selbst ihre Nahrung aufsuchen. Niemals steht das Nest des Bilch frei auf Bäumen, wie das unseres Eichhörnchens; es wird vielmehr stets nach Möglichkeit verborgen. In Gegenden, wo es viele Buchen gibt, vermehrt sich das Thier sehr stark; überhaupt richtet sich die größere oder geringere Vermehrung hauptsächlich nach dem Gedeihen der Früchte. Viele Feinde thun ihr übrigens bedeutend Abbruch. **Baummarder** und **Iltis**, **Wildkatze** und **Wiesel**, **Uhu** und **Eule** sind wohl die schlimmsten Verfolger unseres Schläfers, und wenn er sich auch selbst gegen die stärksten Feinde mit vielem Muthe wehrt, wenn er sie auch anschnaubt, wüthend nach ihnen beißt und selbst die schwachen Krallen bei der Vertheidigung zu Hilfe nimmt: er muß ihnen ja doch jedesmal erliegen. Auch der Mensch stellt ihm noch immer da, wo er häufig ist, eifrig nach, theils des Fleisches, theils des Felles wegen, am liebsten, wenn er sich fett gemästet hat. Man lockt ihn in künstliche Winterwohnungen d. h. Gruben, welche man in Wäldern unter Gebüsch und Felsabhängen, an trockenen, gegen Mittag gelegenen Orten für ihn herrichtete, recht verrätherisch mit Mos ausbettete, mit Stroh und dürrem Laub überdeckte und reichlich mit Bücheln bestreute. Die Bilche, angelockt durch den willkommenen Köder, versammeln sich in großer Menge an jenen Orten, fressen sich ordentlich

satt und schlagen dann gleich ihr Winterlager an den vielversprechenden Orten auf, erstarren und werden nun ruhig ausgenommen. In Unterkrain fangen die Bauern, wie Fitzinger angibt, unser Thier in Schnellfallen, die sie entweder an den Aesten aufhängen oder vor den ihnen genau bekannten Schlupfwinkel des Siebenschläfers aufstellen; eine saftige Birne oder Pflaume muß das Thier herbeilocken. Der Fang oder das Ausnehmen aus den Fallen geschieht zur Nachtzeit. Die Bauern ziehen mit brennenden Fackeln in den Wald hinaus, heben ihre Beute auf und stellen die Fallen von neuem. Außerdem gräbt man ihnen Fässer in die Erde, lödert sie mit Obst und läßt oben nur einen Zugang, ein Rohr nämlich, in welchem Eisendrähte so befestigt werden, daß sie wohl das Hineinschlüpfen, nicht aber auch das Herauskommen des Bilches gestatten. Hier fangen sich die Thiere oft in so großer Menge, daß mancher Jäger während eines Herbstes zwei- bis vierhundert Stück erbeuten kann.

Der Siebenschläfer wird verhältnißmäßig selten in der Gefangenschaft gehalten. Sein Wesen ist nicht gerade angenehm. Es läßt sich von vornherein erwarten, daß ein so großer Fresser geistig nicht sehr befähigt sein, ja, daß er überhaupt nicht viele gute Eigenschaften haben kann. Seine größte Tugend ist die Reinlichkeit; er putzt sich beständig sehr sorgfältig. Im übrigen wird er langweilig. Er befindet sich fortwährend in gereizter Stimmung, befreundet sich durchaus nicht mit seinem Pfleger und knurrt in eigenthümlich schnarchender Weise Jeden wüthend an, welcher sich erfrecht, ihm nahe zu kommen. Dem, welcher ihn ungeschickt angreift, beweist er durch rasch aufeinanderfolgende Bisse in sehr empfindlicher Weise, daß er keineswegs geneigt sei, sich irgendwie behelligen zu lassen. Nachts springt er wie rasend im Käfig umher und wird schon deshalb seinem Besitzer bald sehr lästig. Er muß auf das Sorgfältigste gepflegt, namentlich gefüttert werden, damit er sich nicht aus dem Käfig nagt oder einem und dem andern seiner Gefährten den Schwanz abfrißt; denn sobald der Bilch nicht genug Nahrung hat, geht er ohne weiteres andere seiner Art an, und einer würde den andern wahrscheinlich gänzlich auffressen, wenn ihn der Hunger triebe.

Die Sippe der Gartenbilche (Eliomys) unterscheidet sich nur sehr wenig von der vorhergehenden, hauptsächlich durch ihr Gebiß. Bei dem Siebenschläfer schleifen sich die Zähne auf der Krone flach ab, bei den Gartenschläfern dagegen schleifen sie sich hohl. Dort hat der erste Backenzahn im Ober- und Unterkiefer sechs, die drei folgenden sieben, der letzte im Oberkiefer acht Querleisten; hier deren nur fünf. Aeußerlich kennzeichnet die Gartenschläfer ihr an der Wurzel kurz und anliegend, an der Spitze lang behaarter, buschiger, zweifarbiger Schwanz. Die Ober- und Unterseite des Körpers sind verschiedenfarbig.

In Europa leben zwei Arten dieser Sippe, der gemeine Gartenschläfer oder die große Haselmaus (Eliomys Nitela) und der Baumschläfer (Eliomys dryas), welcher letztere von Rußland aus sich bis Ungarn verbreitet. Beide Arten ähneln dem Siebenschläfer in der Lebensweise; es genügt daher eine flüchtige Beschreibung der einen Art zu ihrer Kennzeichnung.

Der Gartenschläfer oder die große Haselmaus erreicht eine Körperlänge von 6 Zoll; die Schwanzlänge beträgt 4⅕ Zoll, die Höhe am Widerrist 2¼ Zoll. In den meisten Fällen wird das Thier aber blos 8 Zoll lang; davon kommen ungefähr fünf Zoll auf den Leib. Der Kopf und die Oberseite sind röthlichgraubraun, die Unterseite weiß. Um das Auge läuft ein glänzend schwarzer Ring, welcher sich unter dem Ohr bis an die Halsseiten fortsetzt. Vor und hinter dem Ohre befindet sich ein weißlicher, über demselben ein schwärzlicher Fleck. Der Schwanz ist in der Wurzelhälfte anliegend behaart und graubraun, in der Endhälfte buschig-zweizeilig und zweifarbig, oben schwarz und unten weiß. Die Haare der Unterseite sind auch zweifarbig, ihre Wurzel ist grau und blos ihre Spitze weiß, bisweilen schwachgelblich oder graulich angeflogen. Beide Hauptfarben sind scharf von einander abgeschnitten. Die Ohren sind fleischfarbig, die Schnurren schwarz, weißspitzig, die Krallen

lichthornfarben, die oberen Vorderzähne lichtbraun, die unteren lichtgelb. Schön dunkelschwarzbraune Augen verleihen dem Gartenschläfer ein kluges, gewecktes Ansehen.

Unser Thierchen, welches schon den alten Römern unter dem Namen „Nitela“ bekannt war, gehört hauptsächlich den gemäßigten Gegenden des mittleren und westlichen Europa an und wird in Osteuropa durch den Baumschläfer vertreten. Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Deutschland, Ungarn, Galizien, Siebenbürgen und die russischen Ostseeprovinzen sind seine Heimat. In Deutschland ist der Gartenschläfer an manchen Orten, z. B. am Harz, recht häufig. Er bewohnt die Ebene, wie das Hügelland, lieber aber doch Berggegenden, und hier vorzugsweise Laubwaldungen, obgleich er auch im Schwarzwalde vorkommt. In der Schweiz steigt er bis in die Nähe der Gletscher im Gebirge empor. Nicht selten findet man ihn auch in niederen Büschen oder in Gärten und Häusern.

Seine Nahrung ist die des Siebenschläfers; doch holt er sich aus den Häusern der Bergbewohner auch Fett und Butter, Speck und Schinken, und junge Vögel und Eier frißt er vielleicht noch lieber und noch mehr, als sein langsamerer Verwandter. Das Klettern und Springen versteht er meisterhaft, und so ersetzt er in der Nacht das Eichhorn fast vollständig. Sein Nest unterscheidet sich von dem des Siebenschläfers dadurch, daß es frei steht: doch bezieht er unter Umständen auch Schlupf-



Der gemeine Gartenschläfer oder die große Haselmaus (Eliomys Nitela).

winkel in Gemäuer, alte Rattenlöcher, Maulwurfgänge und andere Höhlungen im Gestein und in der Erde, bettet sie mit weichem Mose aus und macht sie sich so behaglich als möglich. Alte Eichhornnester werden von ihm sehr gern als Wohnung benutzt; im Nothfalle baut er sich auch selbst ein Nest und hängt dieses frei zwischen Baumzweige.

In der ersten Hälfte des Mai paaren sich die Geschlechter. Mehrere Männchen streiten oft lebhaft um ein Weibchen, verfolgen sich gegenseitig unter fortwährendem Zischen und Schnauben und rasen förmlich auf den Bäumen umher. So friedlich sie sonst sind, so zänkisch, boshaft, bissig, mit einem Worte streitlustig zeigen sie sich jetzt, und die ernsthaftesten Gefechte werden mit einer Wuth ausgefochten, die man kaum von ihnen erwarten sollte; ja es kommt häufig genug vor, daß einer der Gegner von dem andern todtgebissen und dann sofort aufgefressen wird. Nach vierundzwanzigtägiger bis monatlicher Tragzeit wirft das Weibchen vier bis sechs nackte, blinde Junge, meistens in einem hübsch zubereiteten, freistehenden Neste, gern in einem alten Eichhörnchen- oder Rabenneste, sonst auch in einem Amsel- oder Drosselneste, welche letzteren unter Umständen gewaltsam in Besitz genommen werden. Das Nest wird mit Mos und Haaren

ausgepolstert und bis auf eine kleine Oeffnung ringsum geschlossen. Die Mutter säugt die Jungen lange Zeit, und trägt ihnen, auch wenn sie schon fressen können, eine hinreichende Menge Nahrungsmittel zu. Kommt man zufällig an das Nest und will versuchen, die Jungen auszunehmen, so schnaubt die sorgende Alte Einem mit funkelnden Augen entgegen, fletscht die Zähne, springt nach Gesicht und Händen und macht von ihrem gar nicht unbedeutenden Gebiß den allerausgedehntesten Gebrauch. Merkwürdig ist, daß der sonst so reinliche Gartenschläfer sein Nest im höchsten Grade schmuzig hält. Der stinkende Unrath, welcher sich in demselben anhäuft, bleibt liegen und verbreitet mit der Zeit einen so heftigen Geruch, daß nicht blos die Hunde, sondern auch geübte Menschen schon aus ziemlicher Entfernung ein solches Nest wahrzunehmen im Stande sind. Nach wenigen Wochen haben die Jungen bereits die Größe der Mutter erreicht und streifen noch eine Zeit lang in der Nähe ihres Lagers umher, um unter der Obhut und Leitung der Alten ihrer Nahrung nachzugehen; erst später beziehen sie ihre eigene Wohnung. Im nächsten Jahre sind sie fortpflanzungsfähig. Bei besonders günstigem Wetter wirft das Weibchen auch wohl zum zweiten Male in demselben Jahre.

Zum Abhalten des Winterschlafes sucht sich der Gartenschläfer trockene und geschützte Baum- und Mauerlöcher, auch Maulwurfshöhlen auf oder kommt an die in einem Walde stehenden Gehöfte, in Gartenhäuser, Scheuern, Heuböden, Köhlerhütten und andere Wohngebäude, um sich dort zu verbergen. Gewöhnlich finden sich ihrer mehrere schlafend in einem Neste, die ganze Gesellschaft dicht zusammengerollt, fast in einen Knäuel verschlungen. Sie schlafen ununterbrochen, doch nicht so fest, als andere Winterschläfer; denn so oft milde Witterung eintritt, erwachen sie, zehren etwas von ihren Nahrungsvorräthen und verfallen erst bei erneuerter Kälte wieder in Schlaf. Abweichend von den übrigen Winterschläfern zeigen sie während ihres bewußtlosen Zustandes eine große Empfindlichkeit gegen äußere Reize. Wenn man einen Gartenschläfer berührt oder mit einer Nadel sticht, gibt er augenblicklich durch schwache Zuckungen und dumpfe Laute seine Empfindung zu erkennen. Selten erscheint der Gartenschläfer vor Ende April wieder im Freien. Dann frißt er seine Nahrungsvorräthe vollends auf, und nun beginnt sein eigentliches Sommerleben.

Der Gartenschläfer ist ein recht verhaßter Gast in Gärten, wo feinere Obstsorten gezogen werden. Ein einziges dieser Thiere reicht hin, eine ganze Pfirsich- oder Aprikosenernte zu vernichten. Bei seinen Näschereien zeigt er einen Geschmack, der ihm alle Ehre macht. Er sucht sich nur die besten und saftigsten Früchte aus, benagt aber oft auch andere, um sie zu erproben, und vernichtet so noch mehr, als er eigentlich frißt. Es gibt kein Schutzmittel, ihn von den Früchten abzuhalten. Jedes Hinderniß weiß der kleine Dieb zu überwinden; er klettert an den Spalieren und Bäumen hinan, schlüpft durch die Maschen der Netze, welche über sie gespannt sind, oder durchnagt sie, wenn sie zu eng gemacht wurden; ja er weiß sich selbst durch Drahtgeflechte zu stehlen. Blos dasjenige Obst, welches spät reift, ist vor ihm gesichert; denn um diese Zeit liegt er schon schlafend in seinem Lager. Da er nun den Menschen blos Schaden zufügt und nicht den geringsten Nutzen bringt, weder durch sein Fleisch, noch durch sein Fell, wird er von Gartenbesitzern, welche am empfindlichsten von ihm gebrandschatzt werden, sehr eifrig verfolgt und auf alle mögliche Arten vernichtet. Die besten Fallen, welche man ihm stellen kann, sind wohl Drahtschlingen, die man vor den Spalieren aufhängt, oder kleine Tellereisen, welche man dort passend aufstellt. Besser aber, als solche Fallen, schützt eine gute Katze den Garten vor diesem zudringlichen Gaudiebe. Sie und Marder, Wiesel und Uhu sind seine ärgsten Feinde, und wenn er sich auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nach Kräften zu wehren sucht, sobald ihm einer der Räuber auf den Leib rückt: er muß ja doch diesen großen Herrn unterliegen und sein junges Leben lassen. Gutsbesitzer also, welche dem Walde nahe wohnen, thun entschieden wohl, wenn sie alle diese natürlichen Feinde des schädlichen Thierchens nach Möglichkeit schonen.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Gartenschläfer nicht. Selten gewöhnt er sich an den Menschen, und bei jeder Ueberraschung bedient er sich sofort seiner scharfen Zähne, oft in recht empfindlicher Weise. Dabei hat er die unangenehmen Eigenschaften des Siebenschläfers, verhält sich

still bei Tage und tobt bei Nacht wie unsinnig in seinem Käfig umher, versucht, die Stäbe und das Gitter durchzunagen und durchzubrechen, und rast dann im Zimmer herum, daß man meint, es wären wohl ihrer zehn, die einander umherjagten. Was im Wege steht, wird natürlich umgeworfen und zertrümmert, und so leicht gelingt es nicht, den einmal Freigekommenen wieder einzufangen. Am besten ist immer noch das alte, bewährte Mittel, ihm allerlei hohle Gegenstände an die Wand zu legen, namentlich Stiefeln und Kasten, welche auf der einen Seite geschlossen sind; da hinein rennt er bei seinem eilfertigen Jagen und wird dann natürlich leicht gefangen.

Von dem räuberischen Wesen des Gartenschläfers kann man sich an den Gefangenen leicht überzeugen. Sie stürzen sich mit wahrer Wuth auf jedes kleinere Wirbelthier, welches man zu ihnen bringt. Einen Vogel erwürgen sie im Nu, eine bissige Maus nach wenig Minuten, trotz aller Gegenwehr. Sie zeigen die Blutgier des Wiesels neben der Gefräßigkeit anderer Bilche.

Die dritte Sippe der Schläfer (Muscardinus) unterscheidet sich ebenfalls hauptsächlich durch das Gebiß von den vorigen. Der erste obere Backenzahn hat zwei, der zweite fünf, der dritte sieben, der vierte sechs, der erste untere drei, und die drei folgenden sechs Querleisten. Auch sind die Ohren kleiner, als bei dem vorigen. Der Schwanz ist seiner ganzen Länge nach gleichmäßig und ziemlich kurz behaart; die Ober- und Unterseite sind gleichfarbig. In Europa lebt nur eine einzige Art dieser Sippe, die **Haselmaus** (Muscardinus avellanarius), eines der niedlichsten, anmuthigsten und lustigsten Geschöpfe unter allen europäischen Nagethieren, ebenso ausgezeichnet durch zierliche Gestalt und Schönheit der Färbung, wie durch Reinlichkeit, Nettigkeit und Sanftheit des Wesens. Kaum ein anderes Thier ist so zum Stubengenossen des Menschen geeignet, wie dieser kleine Nager, der sich unbedingt Jeden zum Freunde erwirbt, welcher sich mit ihm beschäftigen will. Das Thierchen ist ungefähr so groß, wie unsere **Hausmaus**; seine Gesammtlänge beträgt höchstens sechs Zoll, und davon kommt fast die Hälfte auf den Schwanz. Gewöhnlich bleibt die Haselmaus aber hinter den angegebenen Maßen zurück; die meisten werden etwa fünf Zoll lang. Der Pelz ist gleichmäßig gelblichroth, unten etwas heller, an der Brust und der Kehle weiß. Der Haargrund ist aschgrau, mit Ausnahme der weißen Stellen, deren Haare gleichfarbig sind. Die Augengegend und die Ohren sind hellröthlich, die Oberseite des Schwanzes ist etwas dunkler bräunlichroth, die Füße sind roth, die Zehen weißlich. Im Winter erhält die Oberseite einen schwachen, schwärzlichen Anflug, namentlich die letzte Hälfte des Schwanzes. Dies kommt daher, weil das frische Grannenhaar schwärzliche Spitzen hat, welche sich später abnutzen und abschleifen. Junge Thiere sind lebhaft gelblichroth. Der Pelz ist dicht und glatt anliegend, das Haar mittellang, glänzend und weich.



Die Haselmaus (Muscardinus avellanarius).

Unser Mitteleuropa ist die Heimat der kleinen Haselmaus; Schweden und England scheinen ihre nördlichste, Toskana und die nördliche Türkei ihre südlichste Grenze zu bilden; ostwärts geht sie nicht

über Galizien, Ungarn und Siebenbürgen hinaus. Besonders häufig ist sie in Tirol, Kärnthen, Steiermark, Böhmen, Schlesien, Slavonien und in dem nördlichen Italien, wie sie überhaupt den Süden in größerer Anzahl bewohnt, als den Norden. Ihre Aufenthaltsorte sind fast dieselben, wie die ihrer Verwandten, und auch ihre Lebensweise erinnert lebhaft an die beschriebenen Schläfer. Sie gehört ebensogut der Ebene, als dem Gebirge an, geht aber in letzterem nicht über den Laubholzgürtel nach oben, steigt also höchstens zwei bis drei Tausend Fuß über das Meer empor. Niederes Gebüsch und Hecken, am allerliebsten Haselnußdickichte und Gebüsche sind ihre wahren Wohnsitze.

Auch die Haselmaus ist ein Nachtthier. Bei Tage liegt sie irgendwo verborgen und schläft, nachts geht sie ihrer Nahrung nach. Nüsse, Eicheln, harte Samen, saftige Früchte, Beeren und Baumknospen bilden diese; am liebsten aber verzehrt sie Haselnüsse, welche sie, ohne sie abzupflücken, recht kunstreich öffnet und entleert, ohne sie aus der Hülse zu sprengen. Auch den Beeren der Eberesche geht sie nach und wird deshalb nicht selten in Dohnen gefangen. Das Thierchen lebt in kleinen Gesellschaften, obgleich diese nicht gerade innig verbunden sind. Jede einzelne Haselmaus oder ihrer zwei zusammen bauen sich in recht dichten Gebüschen ein weiches, warmes, ziemlich künstliches Nest aus Gras, Blättern, Mos, Würzelchen und Haaren und durchstreifen von hier aus nächtlich ihr Gebiet, fast immer gemeinschaftlich mit anderen, welche in der Nähe wohnen. Es sind echte Baumthiere, sie klettern wunderbar, auch im dünnsten Gezweige herum, nicht blos nach Art der Eichhörnchen und anderer Schläfer, sondern auch nach Art der Affen; denn oft kommt es vor, daß sich die Haselmaus mit ihren Hinterbeinen an einem Zweige aufhängt, um eine tiefer hängende Nuß zu erlangen und zu bearbeiten, und ebenso häufig sieht man sie auch an der Unterseite der Aeste hinlaufen, gerade so sicher, als auf der oberen, ganz in der Weise jener Waldseiltänzer des Südens. Selbst auf ebenem Boden ist die Haselmaus noch recht hurtig, wenn sie auch sobald als möglich ihr lustiges Gebiet wieder aufsucht.

Ihre Fortpflanzungszeit fällt erst in den Hochsommer; selten paaren sich die Geschlechter vor Juli. Nach ungefähr vierwöchentlicher Tragzeit, also im August, wirft das Weibchen drei bis vier nackte, blinde Junge in dasselbe Nest, welches es im Sommer zu bewohnen pflegte. Die Kinderchen wachsen außerordentlich schnell, saugen aber doch einen vollen Monat an ihrer Mutter, wenn sie auch inzwischen schon so groß geworden sind, daß sie ab und zu das Nest verlassen können. Anfangs treibt sich die Familie auf den nächsten Haselsträuchen umher, spielt mit einander und sucht dabei Nüsse. Bei dem geringsten Geräusch eilt Alles nach dem Neste zurück, dort Schutz zu suchen. Noch ehe die Zeit kommt, wo sie Abschied nehmen von den Freuden des Lichtes, um sich in ihre Winterlöcher zurückzuziehen, sind die Kleinen bereits fast so fett geworden, wie ihre Eltern, und haben sich auch hübsche Vorräthe eingetragen. Um die Mitte des Oktobers zieht sich jede Haselmaus nun in den Schlupfwinkel zurück, wo sie den Wintervorrath eingesammelt, und bereitet sich aus Reisern, Laub, Nadeln, Mos und Gras eine kugelige Hülle, in welche sie sich gänzlich einwickelt; dann rollt sie sich zur Kugel zusammen und fällt in Schlaf, tiefer noch, als ihre Verwandten, denn man kann sie in die Hand nehmen und in derselben herumkugeln, ohne daß sie irgend ein Zeichen des Lebens von sich gibt. Je nach der Milde oder Strenge des Winters durchschläft sie nun ihre sechs bis sieben Monate, mehr oder weniger unterbrochen, bis die schöne warme Frühlingssonne sie zu neuem Leben wach ruft.

Es hält sehr schwer, eine Haselmaus zu bekommen, so lange sie vollkommen munter ist, und wohl nur zufällig erlangt man sie in dieser oder jener Falle, welche man an ihren Lieblingsorten aufstellte und mit Nüssen oder anderer Nahrung köderte. Hat man sie einmal in der Hand, so hat man sie auch schon so gut, als gezähmt. Niemals wagt sie, sich gegen ihren Bewältiger zur Wehre zu setzen, niemals versucht sie, zu beißen; in der höchsten Angst gibt sie blos einen quietschenden oder hellzischenden Laut von sich. Bald aber fügt sie sich in das Unvermeidliche, läßt sich ruhig in das Haus tragen und ordnet sich ganz und gar dem Willen des Menschen unter. Sie verliert bald ihre Scheu, doch nicht ihre angeborne Schüchternheit und Furchtsamkeit, selbst, wenn sie sich gewöhnt hat, daß man mit ihr spielt, sie streichelt, sie sich auf die Hand setzt u. s. w. Man ernährt sie mit Nüssen, Obst-

kernen, Obst und Brod, auch wohl Weizenkörnern. Sie frißt sparsam und bescheiden, und anfangs blos des Nachts. Wasser oder Milch trinkt sie nicht. Ihre überaus große Reinlichkeit und die Liebenswürdigkeit und Verträglichkeit, welche sie gegen ihres Gleichen zeigt, die hübschen Bewegungen und lustigen Geberden machen sie immer zum wahren Liebling des Menschen. In England wird sie als Stubenthier in gewöhnlichen Vogelbauern gehalten und ebenso wie Stubenvögel zum Markte gebracht. Man kann sie auch in dem feinsten Zimmer halten; denn sie verbreitet durchaus keinen üblen Geruch, weder durch ihren Harn, noch durch ihren Unrath. Nur im Sommer gibt sie einen bisamähnlichen Geruch von sich, der aber auch so schwach ist, daß er nicht lästig fällt. Recht schade ist, daß erst mit der Dämmerung das Leben dieses prächtigen Thieres beginnt und man so nur wenig von ihm genießt.

Auch in der Gefangenschaft hält die Haselmaus ihren Winterschlaf, wenn die Oertlichkeit eine solche ist, die nicht immer gleichmäßig warm gehalten werden kann. Sie versucht dann, sich ein Nestchen zu bauen, und hüllt sich da hinein oder schläft in irgend einer Ecke ihres Käfigs. Bringt man sie wieder in die Wärme, z. B. zwischen die warme Hand, so erwacht sie, bald aber schläft sie wieder ein. Mein Freund, Dr. F. Schlegel, hat längere Zeit Haselmäuse beobachtet, um den Winterschlaf zu studiren, und hatte die Güte, mir Nachstehendes zur Benutzung zu überlassen. Er pflegte das schlafende Thierchen oft auf einen kleinen, eigens gebauten Lehnstuhl zu setzen, in welchem es sich dann überaus komisch ausnahm. „Da sitzt sie," sagt er, „gemächlich in den Armstuhl gelehnt, eine Pelzkugel, den Kopf auf die Hinterfüße gestützt, den Schwanz seitwärts über das Gesicht gekrümmt, mit dem Ausdruck des tiefsten Schlafes im Gesicht, die Mundwinkel krampfhaft auf- und eingezogen, so daß die langen Bartborsten, sonst fächerförmig ausstrahlend, wie ein langhaariger Pinsel über die Wangen hinauf- und hinausragen. Zwischen den festgeschlossenen Augen und dem Mundwinkel wölbt sich die eingeklemmte Wange hervor; die zur Faust geballten Zehen der Hinterfüße drücken im tiefsten Schlaf so fest auf die Wange, daß die Stelle mit der Zeit zum kahlen Fleck wird. Ebenso drollig, als dieses Bild des Schlafes, erscheint das erwachende Thier. Nimmt man es in die hohle Hand, so macht sich die von da überströmende Wärme gar bald bemerklich. Die Pelzkugel regt sich, beginnt merklich zu athmen, reckt und streckt sich; die Hinterfüße rutschen von der Wange herunter; die Zehen der eingezogenen Vorderfüße kommen unter dem Kinn tief aus dem Pelz heraus zum Vorschein und der Schwanz gleitet langsam über den Leib herab. Und dabei läßt sie Töne hören, wie Pfeifen oder Piepen, feiner noch und durchdringender, als die der Spitzmäuse. Sie zwinkert und blinzelt mit den Augen, das eine thut sich auf; aber wie geblendet kneift es der Langschläfer schnell wieder zu. Das Leben kämpft mit dem Schlafe, doch Licht und Wärme siegen. Noch einmal lugt das eine der schwarzen Perlenaugen scheu und vorsichtig aus der schmalen Spalte der kaum geöffneten und nach den Winkeln hin geradezu verklebten Lider hervor. Der Tag lächelt ihm freundlich zu. Das Athmen wird immer schneller und immer tiefer. Noch ist das Gesichtchen in verdrießliche Falten gelegt; doch mehr und mehr macht sich das behagliche Gefühl der Wärme und des rückkehrenden Lebens geltend. Die Furchen glätten sich, die Wange verstreicht, die Schnurren senken sich und strahlen aus einander. Da auf einmal, nach langem Zwinkern und Blinzeln, entwindet sich auch das andere Auge dem Todtenschlafe, der es umnachtete, und trunken noch staunt das Thierchen behaglich in den Tag hinaus. Endlich ermannt es sich und sucht ein Nüßchen zur Entschädigung für die lange Fastenzeit. Bald ist das Versäumte nachgeholt, und die Haselmaus ist — munter? nein, immer noch wie träumend mit den Freuden des nahenden Frühlings beschäftigt, und bald genug gewahrt sie ihren Irrthum, sucht ihr Lager wieder auf und schläft ein von neuem, fester und fester zur Kugel sich zusammenrollend."

Schlegel scheint die Fettbildung, welche sich bei den Winterschläfern in so auffallender Weise zeigt, einzig und allein auf Rechnung der verringerten Athmung und bezüglich der Zufuhr des die Verbrennung befördernden Sauerstoffes zu schieben, und nimmt deshalb an, daß die Haselmäuse und alle übrigen Schläfer erst dann die größte Masse von Fett erlangen, wenn sie schon eine geraume Zeit geschlafen haben. „Das Fett", sagt er, „weit entfernt, Ursache des Schlafes zu sein, scheint

vielmehr erst in Folge des Winterschlafes zu entstehen, und zwar ganz nach Art der eigentlichen Fettsucht beim Menschen. Letztere wird bedingt durch mangelhafte Verwendung des im Blute enthaltenen Fettes zum Neubau (Stoffwechsel) des Körpers und mangelhafte Entfernung (Verbrennung) desselben mittels der Lungen, von denen es, mit dem eingeathmeten Sauerstoff der Luft chemisch verbunden, als Kohlensäure und Wasser ausgeschieden werden soll. Dieser Fall tritt ein bei phlegmatischem Temperament, Mangel der Bewegung, übertriebener Schlaf- und verminderter Athmungsthätigkeit, und denselben Fall haben wir bei winterschlafenden Thieren. Der Stoffwechsel ist vermindert, vor allem aber die Sauerstoffaufnahme durch Athmen zuweilen ganz unmerklich. Dies scheint die einfachste wissenschaftliche Erklärung des Fettwerdens der Winterschläfer. Die Wägung winterschlafender Thiere zeigt allerdings eine allmähliche Gewichtsabnahme, merkwürdigerweise aber fanden Professor Saci und Valentin an schlafenden Murmelthieren gerade zur Zeit des tiefsten Schlafes eine nicht unbedeutende Gewichtszunahme, während, wenn das Thier, wie man von allen Winterschläfern glaubt, von feinem Fette zehrte, gerade im tiefsten Schlafe, beim vollständigsten Mangel an Nahrungszufuhr also, die merkwürdigste Gewichtsabnahme zu erwarten sein sollte."

* * *

Keine andere Familie der ganzen Ordnung versteht es, so gründlich uns zu belehren, was Nager sind, als die, welche die eigentlichen **Mäuse** (Mures) umfaßt. Diese Familie ist nicht blos die an Sippen und Arten reichste, sondern auch bei weitem die verbreitetste, und Dank ihrer Anhänglichkeit an den Menschen noch in steter Verbreitung begriffen, wenigstens was einzelne ihrer Arten anlangt. Ihre Mitglieder sind durchgängig kleine Gesellen; aber sie ersetzen durch ihre Zahl, was den einzelnen an Größe abgeht, mehr als vollständig. Will man ein allgemeines Bild von der Gesammtheit geben, so kann man sagen, daß die spitze Schnauze, die großen, schwarzen Augen, die breiten und hohlen, sehr spärlich behaarten Ohren, der lange, behaarte oder fast noch öfter nacktschuppige Schwanz und die zierlichen Beine mit schmalen, feinen fünfzehigen Pfoten, sowie ein kurzer, weicher Pelz unsere Familie kennzeichnet. Doch müssen diese Merkmale eben blos als ganz allgemeine gelten; denn viele eigentliche Mäuse nähern sich in ihrer Gesammtgestaltung anderen Familien unserer Ordnung: Stachliches Grannenhaar erinnert an die eigentlichen **Stachelmäuse** oder **Stachelschweine**, echte Schwimmfüße, kurze Ohren und Beine an die **Biber**, dick behaarter Schwanz an die **Eichhörnchen** u. s. w. Mit solchen äußerlichen Abänderungen der allgemeinen Grundform steht natürlich auch der Bau des Gebisses mehr oder weniger im Einklang. Gewöhnlich sind die Nagezähne schmal und mehr dick als breit, mit scharfmeißlicher Schneide oder scharfer Spitze, an der Vorderseite glatt oder gewölbt, weiß oder gefärbt, auch wohl durch eine Längsrinne getheilt. Drei Backzähne in jeder Reihe, welche von vorn nach hinten an Größe abnehmen, bilden regelmäßig das übrige Gebiß; ihre Zahl sinkt aber auch wohl auf zwei herab oder steigt bis auf vier. Sie sind entweder schmelzhöckerig, mit getrennten Wurzeln, oder quergefaltet, oder seitlich eingekerbt. Viele schleifen sich durch das Kauen ab, und dann erscheint die Fläche eben oder mit Faltenzeichnung. Zwölf oder dreizehn Wirbel tragen Rippen, drei bis vier bilden das Kreuzbein, und zehn bis sechsunddreißig den Schwanz. Bei einigen Arten kommen wohl auch Backentaschen vor, bei andern fehlen sie gänzlich; bei diesen ist der Magen einfach, bei jenen stark eingeschnürt u. s. w.

Die Mäuse sind Weltbürger, aber leider nicht im guten Sinne. Alle Erdtheile weisen Mitglieder aus dieser Familie auf, und jene glücklichen Inseln, welche bis jetzt noch von ihnen verschont blieben, werden sicher im Laufe der Zeit noch wenigstens von einer Art bevölkert werden, deren Wanderlust schon wahrhaft gewaltige Erfolge erzielt hat. Die Mäuse bewohnen alle Gegenden und Klimate, wenn sie auch die Ebenen gemäßigter und wärmerer Länder dem rauhen Hochgebirge oder dem kalten Norden vorziehen; aber sie finden sich so weit, als die Grenze des Pflanzenwuchses reicht, demzufolge auch noch in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnees der Gebirge. Wohlbebaute Gegenden,

Fruchtfelder, Pflanzungen sind unbedingt ihre Lieblingsorte; sumpfige Strecken, Flußufer und Bäche bieten ihnen aber ebenfalls genug, und selbst dürre, trockene, mit wenig Gras und Buschwerk bewachsene Ebenen gewähren ihnen noch die Möglichkeit, zu leben. Einige meiden die Nähe menschlicher Ansiedelungen, andere drängen sich dem Menschen als ungebetene Gäste auf und folgen ihm überall hin, wo er neue Wohnorte gründet, selbst über das Meer. Sie bevölkern Haus und Hof, Scheuer und Stall, Garten und Feld, Wiese und Wald, überall mit gefräßigem Zahne Schaden und Unheil anrichtend. Nur die wenigsten leben einzeln oder paarweise, die meisten lieben die Geselligkeit, und manche Arten wachsen zuweilen zu ungeheuren Scharen an, obgleich sich einzelne immer mehr oder weniger abgesondert halten. Bei fast allen ist die Vermehrung eine ganz außerordentliche; denn die Zahl der Jungen eines einzigen Wurfs schwankt zwischen sechs und einundzwanzig, und die allermeisten pflanzen sich mehrmals im Jahre, ja selbst im Winter fort.

Die Mäuse sind in jeder Weise geeignet, den Menschen zu plagen und zu quälen. Alle ihre Eigenschaften scheinen sie besonders hierzu zu befähigen. Sie sind gewandt und behend in ihren Bewegungen, können vortrefflich laufen, springen, klettern, schwimmen; sie verstehen es, sich durch die engsten Oeffnungen zu zwängen, oder, wenn sie keine Zugänge finden, sich mit ihrem scharfen Gebiß Wege zu eröffnen. Sie treiben ihr Wesen am liebsten bei Nacht und vereiteln dadurch Verfolgungen, denen Tagthiere ausgesetzt sein würden; sie sind ziemlich klug und vorsichtig, aber ebenso auch dreist, frech, unverschämt, listig und muthig. Ihre Sinne sind durchgehends fein, wenn auch der Geruch und das Gehör die übrigen bei weitem übertreffen. Ihre Nahrung besteht aus allen eßbaren Stoffen des Pflanzen- und Thierreichs. Samen, Früchte, Wurzeln, Rinde, Kräuter, Gras, Blüthen, welche ihre natürliche Nahrung bilden, werden nicht minder gern von ihnen verzehrt, als Kerbthiere, Fleisch, Fett, Blut und Milch, Butter und Käse, Haut und Knochen; — und was sie nicht fressen können, zernagen und zerbeißen sie wenigstens, — so Papier und Holz. Wasser trinken sie im Allgemeinen nur selten; dagegen sind sie äußerst lüstern auf alle nahrungsreicheren Flüssigkeiten und verstehen es, sich derselben in der listigsten Weise zu bemächtigen. Die meisten zwar führen ihre Speise mit den Vorderpfoten zum Munde, wie die übrigen Nager; aber manche, wie die **Ratten**, benutzen unter Umständen auch ihren Schwanz, um zu Nahrungsvorräthen zu gelangen, welche ihnen sonst unzugänglich wären. Sie tauchen ihn z. B. in Gefäße ein, welche mit Oel oder Milch gefüllt sind, und lecken ihn dann ab. Dabei verwüsten sie regelmäßig weit mehr, als sie verzehren, und werden hierdurch zu den allerunangenehmsten Feinden des Menschen, welche nothwendigerweise dessen ganzen Haß heraufbeschwören und sogar die vielfachen Grausamkeiten, welche er sich bei ihrer Vertilgung zu Schulden kommen läßt, wenn auch nicht verzeihlich, so doch erklärlich machen. Nur sehr wenige sind harmlose, unschädliche Thiere, und haben wegen ihrer zierlichen Gestalt, der Anmuth ihrer Bewegungen und ihres ansprechenden Wesens Gnade vor den Augen des Menschen gefunden. Hierher gehören namentlich auch die Baukünstler unter dieser Familie, welche die kunstreichsten Nester unter allen Säugethieren überhaupt anlegen und durch ihre geringe Zahl und den geringen Nahrungsverbrauch wenig lästig werden, während andere, die in ihrer Weise auch Baukünstler sind und sich größere oder kleinere Höhlen anlegen, gerade hierdurch sich verhaßt machen. Einige Arten, welche die kälteren und gemäßigten Gegenden bewohnen, halten einen Winterschlaf und tragen sich vorher Nahrungsvorräthe ein, manche in bedeutender Menge; andere unternehmen zeitweilig in ungeheuren Scharen Wanderungen, welche ihnen aber gewöhnlich sehr verderblich werden.

Für die Gefangenschaft eignen sich nur wenige Arten, denn blos der geringste Theil aller Mäuse erfreut durch seine leichte Zähmbarkeit und die Verträglichkeit mit anderen seiner Art. Die übrigen bleiben auch im Käfig unangenehme, unverträgliche, bissige Geschöpfe, welche die ihnen gewidmete Freundschaft und Pflege schlecht vergelten. Eigentlichen Nutzen gewähren die Mäuse nie, denn, wenn man auch von dieser oder jener Art das Fell benutzt oder selbst das Fleisch ißt, so kommt doch beides gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Gesammtheit der Familie anrichtet.

Fitzinger betrachtet die Rennmäuse (Meriones) als eine Sippe unserer Familie; andere Naturforscher sehen sie als besondere Familie an, obwohl sie zugestehen, daß sie sich den echten Mäusen in jeder Hinsicht innig anschließen. Ihr Leib ist eher untersetzt, als gestreckt, der Hals ist kurz und dick, ihr Kopf ziemlich kurz, hinten breit, nach vorn zu verschmälert, die Schnauze zugespitzt, der Schwanz fast von Körperlänge, regelmäßig dicht behaart, zuweilen sogar gepinselt, niemals nackt. Die hinteren Glieder sind etwas länger, als die vorderen, die Füße sind fünfzehig, doch ist der vordere Daumen eigentlich nur eine Warze mit glattem Nagel. Die Krallen der übrigen Zehen sind kurz, schwach gekrümmt und zugespitzt. Die Ohren und Augen sind sehr groß, der Pelz ist dicht, glatt anliegend und weich, auf der Oberseite regelmäßig rostigbraun oder fahl, auf der Unterseite heller oder weiß, ohne daß sich jedoch diese Färbung scharf von der oberen absetzte. Im Uebrigen ähneln die Rennmäuse ihren Familienverwandten. Sie vertreten im Süden der alten Welt manche andere Sippen der Familie, welche dort nur in untergeordneter Weise vorkommen. Ihre Heimat beschränkt sich auf Afrika, das südliche Asien und das südöstliche Europa. In ihrer Lebensweise und dem Betragen zeigen sie sich als echte Mäuse. Sie leben am liebsten in den angebauten Gegenden, finden sich aber auch in den dürrsten Ebenen und Steppen oft in außerordentlicher Menge. Manche Arten sind gesellig und vereinigen sich zu Schaaren, welche dann eben so schädlich werden, als unsere Feldmäuse. Die meisten graben sich ziemlich seichte, unterirdische Gänge, in welchen sie den Tag verbringen. Mit Einbruch der Dämmerung kommen sie hervor, um nach Nahrung auszugehen. Ihre Bewegungen sind außerordentlich rasch und lebhaft; Dies gilt zumal von ihrem Laufe, wie schon der Name andeutet. Einzelne sind im Stande, bedeutende Sätze zu machen: manche Berichterstatter behaupten, daß sie solche von 12 bis 15 Fuß ausführen könnten. Sie sind scheu und furchtsam, wie die übrigen Mäuse, und flüchten sich schon beim geringsten Geräusch eiligst nach ihren Löchern. Ihre Nahrung besteht in allerlei Samen und Wurzeln, namentlich auch in Getreide. Auf bebauten Feldern richten sie große Verwüstungen an; sie beißen dort die Aehren ab und schleppen sie nach ihrer Wohnung, wo sie dieselben ungestört und gemächlich abfressen oder ausdreschen, um die Körner für ungünstige Zeiten aufzuspeichern. Die Vorräthe, welche sie sich eintragen, sind so bedeutend, daß arme Leute durch Ausgraben derselben eine ziemlich reiche Ernte halten können; denn man findet oft in einem Umkreise von zwanzig Schritten mehr als einen Scheffel der schönsten Aehren unter der Erde verborgen. Wie unseren Ratten, ist den Rennmäusen aber auch thierische Nahrung willkommen; vorzüglich die Kerbthiere haben in ihnen arge Feinde. Es scheint, daß sie das Wasser ganz zu entbehren im Stande sind, wenigstens findet man sie nicht selten in dürren Ebenen, meilenweit von Bächen oder Brunnen entfernt, ohne daß man ihnen einen Mangel anmerken könnte.

Wegen der großen Verwüstungen, welche die Rennmäuse in den Feldern anrichten, werden sie von den Einwohnern ihrer Heimat ebenso gehaßt und verfolgt, wie unsere Ratten. Sie zu vertreiben, ist nicht möglich, so eifrig man ihnen auch nachstellen mag; denn ihre Vermehrung ist so bedeutend, daß alle Niederlagen, welche der Mensch etwa einer Art beibringen kann, sehr bald durch deren Fruchtbarkeit wieder ausgeglichen sind. Genaueres über ihre Fortpflanzung im Freien ist nicht bekannt; man weiß nur, daß die Weibchen mehrmals im Jahre ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft zur Welt bringen.

Von einigen Arten rühmt man ihr angenehmes Betragen in der Gefangenschaft. Sie sollen sich ebenso durch ihre große Beweglichkeit, als durch ihre Reinlichkeit, durch ihre Sanftmuth und Verträglichkeit auszeichnen, d. h. natürlich, so lange ihnen Nichts abgeht; denn, wenn mehrere beisammen sind und auch nur auf kurze Zeit Mangel leiden, streiten sie sich und beißen ohne Umstände einander die Schwänze ab.

Die feiste Rennmaus (Meriones-Psammomys-obesus) hat etwa die Größe unserer Wanderratte, sie wird 12 Zoll lang, wovon der Schwanz 5 Zoll wegnimmt. Oben ist sie röthlich sandfarben, schwarz gesprenkelt, an den Seiten und unten lichtgelb. Die Wangen sind gelblich weiß, fein

schwarz gestrichelt, die Ohren hellgelb, die Pfoten licht ockerfarben. Von den Schnurren sind einige schwarz, andere weiß, und einige endlich an der Wurzel schwarz und an der Spitze licht.

In Egypten sieht man diese Maus oft genug. Sie bewohnt sandige Stellen der Wüste, besonders häufig auch jene Schuttberge, welche alle Städte des Pharaonenlandes umgeben. Hier legt sie sich verzweigte, ziemlich tiefe Röhren und Gänge an, am liebsten unter und zwischen dem niederen Gestrüpp und den wenigen kriechenden Pflanzen, welche ihre Wohnorte spärlich genug bedecken und ihr zugleich das tägliche Brod sind. Da diese Rennmaus auch am Tage vor dem Baue erscheint, kann man sie leicht beobachten. Oft sieht man ihrer zehn bis funfzehn umherrennen, mit einander spielend verkehren, von dieser und jener Pflanze naschen ꝛc. Ein herannahender Mensch oder einer jener herrenlosen Hunde verscheucht die ganze Gesellschaft augenblicklich; aber es dauert gar nicht lange, und hier und da guckt wieder ein Köpfchen aus den Löchern hervor, und wenn Alles ruhig bleibt, ist die ganze Gesellschaft in kurzem wieder außerhalb der sicheren Baue. Ob sie ihrem Namen besondere Ehre machen, lasse ich dahingestellt sein; ich habe nicht wahrgenommen, daß sie durch besondere Schnelläufigkeit sich auszeichnen sollten. Ueber ihr Familienleben habe ich keine Beobachtungen gemacht, weil derartige Thiere mich früher weit weniger anzogen, als das leichte, bewegliche Volk der Vögel.



Die feiste Rennmaus (Meriones-Psammomys-obesus).

Die Araber sehen in den Rennmäusen unreine Thiere und verfolgen sie nicht. Um so eifriger beschäftigen sich die Straßenhunde mit der Jagd solch leckeren Wildes, und oft sieht man einen dieser Köter mit der innigsten Theilnahme und lebhaftesten Spannung vor einem der Ausgänge stehen.

Das Gefangenleben der feisten Rennmaus hat Dehne am besten und ausführlichsten beschrieben. Ich will ihn selbst reden lassen. „Im Käfig," sagt er, „muß man diese Thiere sehr warm halten, weil sie gegen die Kälte im hohen Grade empfindlich sind. An mehreren Orten, z. B. im Berliner Thiergarten, hat man sie zur Fortpflanzung gebracht; sie sind aber noch immer selten in den Sammlungen der Liebhaber oder in den Museen. Ich erhielt ein Männchen ohne Angabe des Alters aus Berlin; es starb aber sehr bald, weil es zu fett geworden war. Es fraß Pflaumen, Aepfel, Kirschen, Birnen, Himbeeren, Erdbeeren, Mais, Hafer, Hanfsamen, Brod, Milch, Semmel, Zwieback u. s. w. An gekochten Kartoffeln, Runkelrüben, Möhren nagte es nur dann und wann aus langer Weile; aber Pflaumenkerne wurden begierig von ihm geöffnet, um zu deren Inhalte zu gelangen, welcher ihm zur Arznei, vielleicht zur Beförderung der Verdauung zu dienen schien. Es war sehr reinlich und hatte im Käfig ein besonderes Fleckchen für seinen Unrath, welcher im Verhältniß zu seiner Größe sehr klein, kaum etwas größer, wie der von der Hausmaus war. Einen üblen Geruch verbreitete das Thier

nicht; es harnte überhaupt so wenig, daß die untergestreuten Sägespähne stets trocken blieben. An den Drähten des Käfigs nagte es stundenlang, versuchte aber nie, eine Oeffnung zu machen. Wenn es sich auf die Hinterfüße setzte, erinnerte es sehr an die bekannten Stellungen der Springmäuse. Die Vorderfüße waren beinahe unter dem langen, seidenartigen Pelze versteckt. Eine eigentliche Stimme habe ich nie von ihm gehört, sondern nur manchmal einen in Zwischenräumen von mehreren Sekunden wiederholten Ton, welcher wie unterdrücktes Husten klang."

„Später bekam ich ein junges, halb ausgewachsenes Weibchen. Es ist weit lebhafter, als das ernstere Männchen. Die ganze Nacht läuft es im Käfig hin und her; den Tag verbringt es mit Schlafen. Im Schlafe sitzt es auf den Hinterfüßen, den Kopf zwischen die Schenkel gesteckt und den Schwanz kreisförmig unter den Kopf gelegt."

„Am 1. September warf bei mir eine ungefähr ein Jahr alte Sandrennmaus sechs Junge. Ich entfernte sogleich das Männchen aus dem Käfig und gab der Mutter frisches Heu, woraus sie sich alsbald ein bequemes Nest verfertigte."

„Die neugeborenen Jungen hatten das Aussehen junger Wanderratten, schienen mir aber um ein wenig größer zu sein. Sie gaben einen piependen Ton von sich, auch noch im Alter von einigen Wochen. Die Mutter war sehr besorgt um ihre Kleinen und verdeckte sie, wenn sie das Lager verließ, mit Heu. Manchmal, vorzüglich in der ihr sehr wohlthuenden Mittagshitze, legte sie sich beim Säugen auf die Seite, so daß man die Jungen sehr gut beobachten konnte. Diese waren sehr lebhaft und saugten mit Begierde. Vier Tage nach ihrer Geburt waren sie schon ganz grau, am sechsten Tage ihres Lebens hatten sie die Größe der Zwergmäuse, und der ganze Oberkörper war mit einem außerordentlich feinen Flaum von schieferblauer Farbe bedeckt. Ihr Wachsthum ging sehr rasch von statten. Am dreizehnten Tage waren sie überall mit kurzen Haaren bedeckt, der Oberkörper hatte schon die eigenthümliche, rehfahle Farbe der Alten, und die schwarze Schwanzspitze konnte man bereits recht deutlich erkennen. Sie liefen manchmal, wenn auch noch etwas unbeholfen und schwerfällig, um ihr Lager und machten, obgleich noch blind, öfters Männchen und putzten sich. Die Mutter versuchte sie aber immer der Beobachtung zu entziehen, nahm eine nach der andern ins Maul, brachte sie eiligst nach dem Neste zurück und verbarg sie dort sorgfältig. Wenn man längere Zeit in ihrer Nähe verweilte, wurde sie sehr ängstlich und lief mit der größten Schnelligkeit im Käfig herum, eines oder das andere der Jungen im Maule tragend. Man glaubte, befürchten zu müssen, daß sie die zarten Thierchen verletzen möchte; doch war Dies nie der Fall, und die Jungen gaben auch kein Zeichen des Schmerzes oder Unbehagens. Am sechzehnten Tage ihres Lebens wurden sie sehend. Nun benagten sie schon Hafer, Gerste, Mais, und man konnte nach einigen weiteren Tagen sich auch durchs Gehör von der Thätigkeit ihrer Nagezähne überzeugen. Am 21. Tage hatten sie die Größe der Hausmäuse, am 25. die der Waldmäuse. Jetzt saugten sie nur selten, doch bemerkte ich Dies von einigen noch, nachdem sie über einen Monat alt geworden waren. Sie fraßen schon von allem, was ihre Mutter zur Nahrung bekam: in Wasser gequellte Semmel, Zwieback, Brod, Hafer, Gerste, Mais. Der letztere behagte ihnen vorzüglich, wenn er frisch abgenommen und noch etwas weich war. Hanfsamen, Kürbißkörner liebten sie sehr; aus Birnen, Aepfeln und anderem Obst schienen sie sich wenig zu machen: sie kosteten nur zuweilen etwas davon."

„Am 5. Oktober gab das seit dem 1. September abgesperrte Männchen zum ersten Male deutlich wahrnehmbare Töne von sich. Sie bestanden aus girrenden, trillernden Strophen, in denen zum Theil etwas Melodie lag, ähnlich denen des Meerschweinchens, nur schwächer. Dieser Gesang dauerte wohl eine Viertelstunde; früher hatte ich nie etwas Aehnliches von meinem Gefangenen vernommen. Am 6. Oktober bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß die Mutter der zur Welt gekommenen Jungen schon wieder fünf Kleine geboren hatte. Sie war demnach 36 Tage trächtig gegangen und hatte sich also gleich nach ihrer Entbindung wieder mit ihrem Männchen begattet. Hieraus läßt sich die ungeheuere Vermehrung der Nager erklären."

„Man kann die Sandmaus den hübschesten Thieren beizählen, die man aus der Ordnung der Nager zum Vergnügen hält. Sie wird ungemein zahm, verläßt den Kafig, läuft sorglos auf dem Tisch umher und läßt sich ergreifen und nehmen, ohne Miene zum Beißen zu machen. Dabei ist sie sehr reinlich und verbreitet gar keinen unangenehmen Geruch; namentlich die Jungen sind allerliebst. Ihre großen, nicht sehr vorstehenden Augen und ihr schöner Pelz tragen viel zum angenehmen Eindrucke bei, welchen diese netten Thierchen auf den Beschauer machen; selbst ihre dichtbehaarten Schwänze mit schwarzen Endquasten gereichen ihnen sehr zur Zierde."

„Da die Wüstensandmaus, als Nachtthier, vorzugsweise von der Abend- bis zur Morgendämmerung ihr Wesen treibt, ihrer Nahrung nachgeht und unter Hüpfen, Laufen und Spielen die Zeit hinbringt, so bietet ihr natürlich der enge Käfig zu wenig Raum dar, um unbeschadet des Nestes die manchfaltigen Körperübungen vorzunehmen. Daher sah man auch von dem Neste, solange die Jungen blind waren, in der Nacht fast keine Spur, und Alles war gleichförmig zusammengetreten. Die Jungen waren zugedeckt, und, wenn sie nicht zuweilen sich durch eine Bewegung bemerklich gemacht hätten, man würde kaum geglaubt haben, daß außer der Mutter noch lebende Junge im Käfig waren."

Die eigentlichen Ur- und Vorbilder der ganzen Familie, die Ratten und Mäuse, sind Dank ihrer Zudringlichkeit als Gäste des Menschen in ihrem Treiben und Wesen nur zu bekannt. Unter ihnen finden sich jene Arten, welche mit den Menschen über die ganze Erde gezogen sind und sich gegenwärtig auch auf den ödesten Inseln angesiedelt haben. Es ist noch nicht so lange her, daß diese Weltverbreitung der Thiere stattfand; ja, man kennt an vielen Orten noch genau die Jahreszahl, in welcher sie zuerst auftraten: gegenwärtig aber haben sie ihre Rundreise um den Erdball vollendet. Nirgends dankt ihnen der Mensch die unverwüstliche Anhänglichkeit, welche sie an seine Person, an sein Haus und seinen Hof an den Tag legen; überall verfolgt und haßt er sie auf das schonungsloseste; alle Mittel setzt er in Bewegung, um sich von ihnen zu befreien: und dennoch bleiben sie ihm zugethan, treuer noch, als der Hund, treuer, als irgend ein anderes Thier. Leider hat diese Anhänglichkeit nur einen unedlen Grund: die Mäuse folgen dem Menschen blos um deshalb, weil sie in ihm ihren Ernährer und Versorger erblicken; die anhänglichen Hausfreunde sind zugleich die schändlichsten, abscheulichsten Hausdiebe, welche mit ihren spitzbübischen Werkzeugen sich überall einzunisten wissen, und ihrem Gastfreunde Schaden auf Schaden, Verlust auf Verlust bereiten. Hierin ist es zu suchen, daß alle wahren Mäuse schlechtweg für häßliche, garstige Thiere erklärt werden, obgleich sie Dies in Wahrheit durchaus nicht alle sind. Manche müssen im Gegentheil höchst schmucke, anmuthige, nette Gesellen genannt werden, und wir würden ihnen unbedingt unsere Zuneigung schenken, wollten sie uns weniger mit ihren Besuchen beehren, als sie Dies gewöhnlich zu thun pflegen.

Alle wahren Mäuse zeigen die Gesammtkennzeichen ihrer Familie am vollständigsten. Man hat sie in der Neuzeit in viele größere oder kleinere Gruppen getheilt, ohne für diese stichhaltige Unterscheidungsmerkmale aufstellen zu können. Der längere oder kürzere Schwanz und die Beschaffenheit des Gebisses bilden die hauptsächlichsten Grundlagen zur Trennung in Abtheilungen; doch sind alle Unterschiede sehr oberflächlich. Im allgemeinen kennzeichnen die Mäuse die spitze, behaarte Schnauze, die breite, gespaltene Oberlippe, die in fünf Reihen geordneten, langen und starken Schnurren, die großen, runden, tiefschwarzen Augen, die frei aus dem Pelze hervorragenden Ohren und vor allem der lange, nackte, blos spärlich mit steifen Härchen bekleidete, anstatt der Behaarung mit viereckigen und verschobenviereckigen Schuppen bedeckte Schwanz. Die Vorderfüße haben vier Zehen und eine Daumenwarze; die Hinterfüße sind fünfzehig. Im Gebiß finden sich drei Backenzähne in jedem Kiefer, welche von vorn nach hinten zu an Größe abnehmen. Ihre Kaufläche ist höckerig, schleift sich aber mit der Zeit mehr und mehr ab, und dann entstehen quere Schmelzbänder, welche in hohem Alter ebenfalls verschwinden können. Der Pelz besteht aus kurzem, wolligen Grundhaar und längeren,

steifen Grannen, welche abgeplattet erscheinen. In der Pelzfärbung sind Schwarzbraun und Weißgelb vorwiegend.

Schon im gewöhnlichen Leben unterscheidet man zwei Hauptgruppen, die Ratten und Mäuse, und diese Unterscheidung nimmt auch die Wissenschaft an. Die Ratten sind die plumperen und häßlicheren, die Mäuse die leichteren und zierlicheren Gestalten. Bei jenen hat der Schwanz zwischen 200 und 260 Schuppenringe, bei diesen nur zwischen 120 und 180; dort sind die Füße dick und plump, hier schlank und fein; die Ratten werden im ausgewachsenen Zustande über zwölf Zoll, die Mäuse nur gegen neun Zoll lang; jene haben getheilte Querfalten im Gaumen, bei diesen sind die Querfalten erst von der zweiten an in der Mitte getheilt. Man sieht daraus, daß diese Unterscheidungsmerkmale immerhin einer ziemlich sorgfältigen Prüfung bedürfen und eigentlich nur für den Forscher von Fach besonderen Werth haben. In ihrem Leben dagegen unterscheiden sich die eigentlichen Ratten von den wahren Mäusen auffallend genug. —

Die hohen Würdenträger der christlichen Kirche haben schon im funfzehnten Jahrhundert von den Ratten eine gewaltige Niederlage erlitten; denn diese Thiere fürchteten sich bereits zu jener Zeit nicht im geringsten vor den Schreckmitteln, durch deren Hilfe diese irdischen Himmelskönige zu herrschen suchten. Der Bischof von Autun erklärte nämlich unsere Hausratte, die zu seiner Zeit ganz die Rolle spielte, welche die Wanderratte in unseren Tagen übernommen hat, feierlichst in den Kirchenbann, ohne daß diese Handlung irgendwelche Wirkung hervorgebracht hätte; denn die Ratten vermehrten sich nach wie vor, und bewiesen auf das schlagendste, daß die Bannblitze nur dem gläubigen Menschengeschlecht schädlich werden konnten. Die protestantischen Geistlichen Sondershausens suchten sich auf andere Weise der Ratten zu entledigen, welche ihnen als eine von Gott zur Strafe der sündigen Menschheit verhängte Landplage erschienen. Wahrscheinlich hatten die Thiere dem aufgespeicherten Zehntel der frommen Herren empfindlichen Schaden zugefügt und sie deshalb zum Nachdenken darüber veranlaßt, wie jener Plage zu steuern: kurz und gut, man verordnete einen feierlichen Buß- und Bettag im ganzen Lande. Die Gläubigen wallten zerknirscht in die Kirchen und erbaten von dem Höchsten Abhilfe von aller Noth und allem Elend, so die Ratten ihren treuen Hirten zugefügt; aber obgleich der sündige Mensch das ihm von Adams Zeiten her anererbte Böse frommen Herzens anerkannte und nach Kräften Leib und Seele zu kasteien versuchte: — die erwünschte Wirkung blieb aus. Auch der Buß- und Bettag war vergebens angesetzt worden; nach wie vor vermehrten sich die Ratten, und bis zum heutigen Tage hat man noch kein Mittel gefunden, ihrer Verbreitung zu steuern, obgleich man seitdem viel vernünftiger geworden ist und ganz andere Geschosse gegen sie anwendet, obgleich man schon seit langer Zeit anstatt mit leerem Wortschwall, mit allen nur erdenkbaren Mitteln gegen sie zu Felde zieht. Die egyptische Plage währt nicht nur fort, sondern nimmt sogar überhand; denn die eine, und zwar die schlimmere, der Rattenarten verbreitet sich von Tag zu Tag mehr über das Erdenrund.

In unserem Vaterlande wohnen noch immer beide Rattenarten hier und da neben einander, wenn auch gegenwärtig die stärkere Art sich bereits an vielen Orten der unbeschränkten Herrschaft des menschlichen Eigenthums bemächtigt hat. Diese beiden Arten sind die gewöhnliche Hausratte und die Wanderratte. Erstere (Mus Rattus) ist ziemlich einfarbig. Die Oberseite ihres Körpers und des Schwanzes ist dunkelbraunschwarz. Diese Färbung geht ganz allmählich in die nur wenig hellere, grauschwarze der Unterseite über. Der Schwanz, welcher etwas länger als der Körper ist, hat 250 bis 260 Schuppenringe, die Gaumenfalten sind glatt. Alte, ausgewachsene Männchen werden ungefähr 13 Zoll lang; hiervon kommen 6 Zoll auf den Leib.

Wann diese Art eigentlich zuerst in Europa erschienen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen. In den Schriften der Alten hat man bis jetzt noch keine Stelle aufgefunden, welche auf die Hausratte bezogen werden könnte. Albertus Magnus ist der erste Thierkundige, welcher sie als deutsches Thier aufführt; demnach war sie also im zwölften Jahrhundert bereits bei uns heimisch. Möglicherweise stammt sie, wie ihre stärkere Schwester, aus Persien, wo sie noch gegenwärtig in

unglaublicher Anzahl vorkommt. Bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts genoß sie in Europa die Alleinherrschaft; von dieser Zeit an hat ihr die Wanderratte das Gebiet streitig gemacht, und damit ist sie auch mehr und mehr zurückgedrängt und ausgerottet worden. Anfangs haben beide eine Zeitlang neben einander gewohnt; aber bald ist jene überwiegend geworden, und sie ist in demselben Maße verschwunden, wie die Wanderratte vordrang. Doch ist sie auch zur Zeit noch so ziemlich über alle Theile der Erde verbreitet, vielleicht mit Ausnahme der kältesten Länder; aber sie kommt nicht mehr in geschlossenen Massen, sondern überall nur einzeln vor. Auch sie folgte dem Menschen durch alle Klimate der Erde, sie wanderte mit ihm zu Land und zu Meer durch die Welt. Unzweifelhaft war sie früher in Amerika, Australien und Afrika nicht heimisch, aber die Schiffe brachten sie an alle Küsten, und von den Küsten aus wanderte sie weiter und weiter in die Länder hinein. Gegenwärtig findet man sie noch in den südlichen Theilen von Asien, zumal in Persien und Indien, in Afrika, vor-



Die gewöhnliche Hausratte (Mus Rattus).

züglich in Egypten und der Berberei, sowie im Kap der guten Hoffnung, in Amerika aller Orten und in Australien nicht nur in jeder europäischen Ansiedlung, sondern auch auf den fernsten Inseln des stillen Weltmeeres.

Die **Wanderratte** (Mus decumanus) ist um ein Beträchtliches größer, nämlich gegen 16 Zoll lang, wovon auf den Schwanz nur sieben Zoll kommen. Ihre Färbung ist auf der Ober- und Unterseite des Leibes verschieden; sie ist zweifarbig. Der ganze Obertheil des Körpers und Schwanzes ist bräunlichgrau, die Unterseite scharf abgesetzt grauweiß; der Schwanz hat ungefähr 210 Schuppenringe, die Gaumenfalten sind gekörnt. Gewöhnlich ist die Mittellinie des Rückens etwas dunkler, als die Seite des Leibes, welche mehr ins Gelblichgraue spielt. Der Haargrund ist oben braungrau, unten lichter, meist blaßgrau. Zuweilen finden sich auf der Oberseite der Vorderfüße eigentlich bräunliche Härchen, auch kommen ganz weiße Thiere mit rothen Augen vor.

Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß das ursprüngliche Vaterland der Wanderratte Mittelasien, und zwar Indien oder Persien, gewesen ist. Man kennt auch ganz genau die Zeit, in welcher sie in Europa erschien. Zwar ist es möglich, daß bereits Aelian ihrer gedacht hat; aber die Sache ist doch nicht ausgemacht, und namentlich die angegebene Größe des Thieres will nicht stimmen. Jener Schriftsteller sagt, daß sie unter dem Namen der kaspischen Maus zu gewissen Zeiten in unendlicher Menge einwandert, ohne Furcht über die Flüsse schwimmt und sich dabei mit dem Maule an den Schwanz des Vordermannes hält. „Kommen sie auf die Felder," fährt jener alte Schriftsteller fort, „so fällen sie das Getreide und klettern auf die Bäume nach den Früchten, werden aber häufig von Raubvögeln, die wie Wolken herbeifliegen, und von der Menge der dortigen Füchse vertilgt. Sie geben in der Größe dem Ichneumon Nichts nach, sind sehr wild und bissig und haben so starke Zähne, daß sie damit selbst Eisen zernagen können, wie die Mäuse Canautanes bei Babylon, deren zarte Felle nach Persien geführt werden und zum Füttern der Kleider dienen." Erst Pallas beschreibt die Wanderratte mit Sicherheit als europäisches Thier. Er berichtet, daß sie im Herbst 1727 nach einem Erdbeben in großen Massen aus den kaspischen Ländern und von der kumänischen Steppe aus in Europa eingerückt sei. Sie setzte bei Astrachan in großen Haufen über die Wolga und verbreitete sich von hier rasch nach Westen hin. Fast zu derselben Zeit, im Jahre 1732 nämlich, wurde sie auf Schiffen von Ostindien aus nach England herüber verschleppt, und nunmehr begann sie auch von hier aus ihre Weltwanderung. In Ostpreußen erschien sie im Jahre 1750, in Paris bereits 1753, in Deutschland war sie schon 1780 überall häufig; in Dänemark kennt man sie erst seit ungefähr sechzig Jahren, und in der Schweiz erst seit dem Jahre 1809 als einheimisches Thier. Im Jahre 1775 wurde sie nach Nordamerika verschleppt und erlangte hier ebenfalls in kürzester Zeit eine unglaublich große Verbreitung; doch war sie im Jahre 1825 noch nicht weit über Kingston hinaus in Oberkanada vorgedrungen, und noch vor wenigen Jahren hatte sie den oberen Missouri noch nicht erreicht. Wann sie in Spanien, in Marokko, in Algerien, Tunis, Egypten, am Kap der guten Hoffnung und in anderen Häfen Afrikas erschien, ist nicht zu bestimmen; soviel steht aber fest, daß sie gegenwärtig auch über alle Theile des großen Weltmeeres verbreitet und selbst auf den ödesten und einsamsten Inseln zu finden ist. Größer und stärker, als die Hausratte, bemächtigt sie sich überall der Orte, wo diese früher ruhig lebte, und nimmt in demselben Grade zu, wie jene abnimmt.

In der Lebensweise, in den Sitten und Gewohnheiten, im Vorkommen u. s. w. ähneln sich beide Ratten so außerordentlich, daß man ganz wohl ihre Beschreibung in Einem vereinigen kann. Wenn man festhalten will, daß die Wanderratte mehr die unteren Räumlichkeiten der Gebäude und namentlich feuchte Keller und Gewölbe ꝛc., sowie Abzugsgräben, Schleußen, Senkgruben, Flethe und Flußufer bewohnt, während die Hausratte den oberen Theil des Hauses, die Kornböden, Dachkammern ꝛc. vorzieht, wird nicht viel mehr übrig bleiben, was beiden Arten nicht gemeinsam wäre. Die eine wie die andere Art dieses Ungeziefers bewohnt alle nur möglichen Räumlichkeiten der menschlichen Wohnungen und alle nur denkbaren Orte, welche Nahrung versprechen. Vom Keller an bis zum Dachboden hinauf, vom Prunkzimmer an bis zum Abtritt, vom Palast an bis zur Hütte, überall sind sie zu finden. An den unsaubersten Orten nisten sie sich ebensogern ein, als da, wo sie sich erst durch ihren eigenen Schmuz einen ihnen zusagenden Wohnort schaffen müssen. Sie leben im Stall, in der Scheuer, im Hof, im Garten, an Flußufern, an der Meeresküste, in Kanälen, den unterirdischen Ableitungsgräben größerer Städte ꝛc., kurz überall, wo sie nur leben können, wenn auch die Hausratte ihrem Namen immer Ehre zu machen sucht und sich möglichst wenig von der eigentlichen Wohnung der Menschen entfernt. Ausgerüstet mit allen Begabungen in leiblicher und geistiger Hinsicht, welche sie zu Feinden des Menschen machen können, sind sie unablässig bemüht, diesen zu quälen, zu plagen, zu peinigen, und fügen ihm ohne Unterbrechung den empfindlichsten Schaden zu. Gegen sie schützt weder Hag noch Mauer, weder Thür noch Schloß. Wo sie keinen Weg haben, bahnen sie sich einen; durch die stärksten Eichenbohlen und durch dicke Mauern nagen und wühlen sie sich hindurch. Nur, wenn man die Grundmauern tief einsenkt in die Erde, mit festem Zement alle Fugen

zwischen den Steinen ausstreicht und vielleicht zur Vorsorge noch zwischen dem Gemäuer eine Schicht von Glasscherben einfügt, ist man vor ihnen sicher. Aber wehe dem vorher geschützten Raume, wenn ein Stein in der Mauer locker wird! Von nun an geht das Bestreben dieser abscheulichen Thiere sicher dahin, nach dem bisher verbotenen Paradiese zu gelangen.

Und dieses Zerstören der Wohnungen, dieses abscheuliche Zernagen und Durchwühlen der Wände ist doch das geringste Unheil, welches die Ratten anrichten. Noch weit größeren Schaden bringen sie durch ihre Nahrung. Ihnen ist alles Genießbare recht. Der Mensch ißt Nichts, was die Ratten nicht auch fräßen, und nicht beim Essen bleibt es, sondern es geht auch an Das, was der Mensch trinkt. Es fehlt blos noch, daß sie sich in Schnaps berauschten: — dann würden sie sämmtliche Nahrungsmittel, welche das menschliche Geschlecht bis jetzt angewandt hat, treulich mitvertilgen helfen. Nicht zufrieden mit dem schon so reichhaltigen Speisezettel, fallen die Ratten auch noch gierig über andere Stoffe her, unter



Die Wanderratte (Mus decumanus).

Umständen selbst über lebende Wesen. Die schmuzigsten Abfälle des menschlichen Haushaltes sind den Ratten unter Umständen noch immer recht. Das verfaulende Aas findet an ihnen Liebhaber. Sie fressen Leder und Horn, Körner und Baumrinde, oder besser gesagt, alle nur denkbaren Pflanzenstoffe, und was sie nicht fressen können, das zernagen sie wenigstens. Es sind verbürgte Beispiele bekannt, daß sie kleine Kinder bei lebendigem Leibe angefressen haben, und jeder größere Gutsbesitzer hat erfahren, wie arg sie seinen Hofthieren nachstellen. Recht fetten Schweinen fressen sie Löcher in den Leib, dicht zusammengeschichteten Gänsen die Schwimmhäute zwischen den Zehen weg, auf den Eiern brütenden Truthennen Löcher in die Schenkel und auf den Rücken; junge Enten ziehen sie ins Wasser, ersäufen sie dort und holen sie dann ganz ruhig, unbekümmert um die Anstrengung der Alten, an das Land, dort behaglich sie verspeisend. Wenn sie sich mehr als gewöhnlich an einem Orte vermehren, ist es wahrhaftig kaum zum Aushalten. Und es gibt solche Orte, wo sie in einer Menge auftreten, von welcher wir uns glücklicherweise keinen Begriff machen können. In

Paris erschlug man während vier Wochen in einem einzigen Schlachthause 16,000 Stück, und in einer Abdeckerei in der Nähe dieser Hauptstadt verzehrten sie binnen einer einzigen Nacht 35 Pferdeleichen bis auf die Knochen. Sobald sie merken, daß der Mensch ihnen gegenüber ohnmächtig ist, nimmt ihre Frechheit in wahrhaft erstaunlicher Weise zu; und wenn man sich nicht halb zu Tode ärgern möchte über die nichtswürdigen Thiere: man könnte versucht sein, über ihre alles Maß überschreitende Frechheit zu lachen. Während meiner Knabenzeit hatten wir in unserer baufälligen Pfarrwohnung einmal einige Jahre lang keine Katzen, welche auf Ratten gingen, sondern nur schlechte, verwöhnte, welche höchstens einer Maus den Garaus zu machen wagten. Da vermehrten sich die Ratten derart, daß wir nirgends mehr Ruhe und Rast vor ihnen hatten. Wenn wir mittags auf dem Vorsale speisten, kamen sie ganz lustig die Treppe herabspaziert bis dicht an unseren Tisch heran und sahen, ob sie nicht Etwas wegnehmen könnten. Standen wir auf, um sie zu vertreiben, so rannten sie zwar weg, waren aber im Augenblick wieder da und begannen das alte Spiel von neuem. Nachts rasselte es unter allen Dächern und unterm Fußboden, als ob ein wildes Heer in Bewegung wäre. Im ganzen Hause spukte es. Das waren **Hausratten**, also noch immer die beste Sorte dieses Ungeziefers; denn die Wanderratten treiben's noch viel schlimmer. **Las Cases** erzählt, daß Napoleon am 27. Juni 1816 nebst seinen Gefährten ohne Frühstück bleiben mußte, weil die Ratten in der vergangenen Nacht in die Küche eingedrungen waren und Alles fortgeschleppt hatten. Sie waren dort in großer Menge vorhanden, sehr böse und außerordentlich unverschämt. Gewöhnlich brauchten sie nur wenige Tage, um die Mauern und Breterwände der armseligen Wohnung des großen Kaisers zu durchnagen. Während der Mahlzeit Napoleons kamen sie in den Saal, und nach dem Essen wurde förmlich Krieg mit ihnen geführt. Als der Kaiser einst abends seinen Hut wegnehmen wollte, sprang eine große Ratte aus diesem heraus. Die Stallleute wollten gern Federvieh halten, mußten aber darauf verzichten, weil die Ratten es wegfraßen. Sie holten das Geflügel ohne weiteres nachts sogar von den Bäumen herunter, auf welchen es schlief.

Namentlich die Seeleute sind oft recht übel daran. Es gibt kein größeres Schiff ohne Ratten. Auf den alten Fahrzeugen sind sie nicht auszurotten, und die neuen besetzen sie augenblicklich, sobald dieselben ihre erste Ladung einnehmen. Auf langen Seereisen nun vermehren sich die Ratten, zumal, wenn sie genug zu fressen haben, in bedeutender Menge, und dann ist kaum auf dem Schiffe zu bleiben. Als **Kane's** Schiff bei seiner Polarreise in der Nähe des achtzigsten Breitengrades festgefroren war, hatten sich die Ratten so vermehrt, daß sie fürchterlichen Schaden thaten. Endlich beschloß man, sie zu Tode zu räuchern. Man schloß alle Luken und brannte ein Gemisch von Schwefel, Leder und Arsenik unten im Schiffe an. Die Mannschaft brachte, um sich von dieser Plage zu befreien, die kalte Nacht des letzten Septembers auf dem Deck zu. Am nächsten Morgen sah man, daß dieses furchtbare Mittel gar Nichts geholfen hatte. Die Ratten waren noch munter. Jetzt brannte man eine Menge von Holzkohlen an und gedachte, die Thiere durch das sich entwickelnde Gas zu vergiften. In kurzer Zeit war auch der geschlossene Raum so stark mit Gas erfüllt, daß zwei Leute, welche sich unvorsichtiger Weise hinabgewagt hatten, sofort besinnungslos zu Boden fielen und nur mit großer Mühe aufs Deck gebracht werden konnten. Eine hinabgesenkte Laterne verlosch augenblicklich; allein plötzlich gerieth an einer anderen Stelle des Fahrzeugs ein Kohlenvorrath und mit ihm ein Theil des Schiffes in Glühen, und nur mit der größten Anstrengung, ja mit wirklicher Lebensgefahr des Schiffsführers, gelang es, das Feuer zu löschen. Am folgenden Tage fand man blos 28 Rattenleichen, und die Ueberlebenden vermehrten sich bis zum nächsten Winter in so großer Menge, daß man Nichts mehr vor ihnen retten konnte. Sie zerfraßen die Pelze, die Kleider, die Schuhe; sie nisteten sich in die Betten, zwischen die Decken und Handschuhe ein, nahmen Herberge in Mützen und Vorrathskisten, verzehrten die Vorräthe und wichen allen Nachstellungen mit großer List und Schlauheit aus. Man verfiel auf ein neues Mittel. Der klügste und tapferste Hund wurde in ihre eigentliche Herberge, in den Schiffsraum hinabgelassen, um dort Ordnung zu stiften; aber bald verrieth das jämmerliche Heulen des Thieres, daß nicht er über die Ratten, sondern sie über ihn Herr wurden. Man zog ihn heraus und fand, daß die Ratten ihm die

Haut von den Fußsohlen abgefressen hatten. Später erbot sich ein Eskimo, die Ratten allmählich mit Pfeilen zu erschießen, und dieser Jäger war auch so glücklich, daß Kane, welcher sich die Ratten kochen ließ, während des langen Winters beständig frische Fleischbrühe hatte. Endlich fing man einen Fuchs und sperrte ihn in den Schiffsraum, und Meister Reinecke schien sich hier auch recht wohl zu befinden; denn er lebte sehr vergnügt von den Ratten, welche er sich hier in beliebiger Menge fing.

In allen Leibesübungen sind die Ratten Meister. Sie laufen rasch und geschickt, klettern vortrefflich, sogar an ziemlich glatten Wänden empor, schwimmen meisterhaft, führen mit Sicherheit ziemlich weite Sprünge aus und graben recht leidlich, wenn auch nicht gern ausdauernd nach einander. Die stärkere Wanderratte scheint noch geschickter zu sein, als die Hausratte; wenigstens schwimmt sie bei weitem besser und scheint ihrer Verwandten auch im Klettern überlegen zu sein. Ihre Tauchfähigkeit ist beinahe eben so groß, wie die echter Wasserthiere. Sie darf dreist auf den Fischfang ausgehen; denn sie ist im Wasser behend genug, den eigentlichen Bewohnern der feuchten Tiefe nachzustellen. Manchmal thut sie gerade, als ob das Wasser ihre wahre Heimat wäre. Erschreckt, flüchtet sie sich augenblicklich in einen Fluß, Teich oder Graben, und, wenn es sein muß, schwimmt sie in einem Zuge über die breiteste Wasserfläche hinweg, oder läuft minutenlang auf dem Grunde des Beckens dahin. Die Hausratte thut Dies blos im größten Nothfalle, doch versteht sie die Kunst des Schwimmens ebenfalls recht gut.

Unter ihren Sinnen stehen Gehör und Geruch obenan, namentlich das erstere ist vortrefflich; aber auch das Gesicht ist nicht schlecht, und den Geschmack bethätigen die Ratten nur allzu oft in Vorrathskammern, wo sie sich sicher immer die leckersten Speisen auszusuchen wissen. Ueber ihre geistigen Fähigkeiten brauche ich nach dem Angegebenen nicht mehr viel zu sagen. Verstand kann man ihnen wahrlich nicht absprechen und noch viel weniger eine berechnende List und eine gewisse Schlauheit, mit welcher sie sich den Gefahren der verschiedensten Art zu entziehen wissen.

Wie bereits bemerkt, herrscht zwischen den beiden Rattenarten ein ewiger Streit, welcher regelmäßig mit dem Untergange der schwächeren Art endet; aber auch die einzelnen Ratten unter sich kämpfen und streiten beständig. Nachts hört da, wo sie häufig sind, das Poltern und Lärmen keinen Augenblick auf; denn der Kampf währt auch dann noch fort, wenn ein Theil bereits die Flucht ergreift. Recht alte, bissige Männchen werden zuweilen von der übrigen Gesellschaft verbannt und suchen sich dann einen stillen, einsamen Ort auf, wo sie mürrisch und griesgrämig ihr Leben verbringen.

Die Paarung geht unter lautem Lärmen und Quieken und Schreien vor sich; denn die verliebten Männchen kämpfen eifrig um die Weibchen. Ungefähr einen Monat nach der Begattung werfen die letzteren 5 bis 21 Junge, kleine, allerliebste Thierchen, welche Jedermann gefallen würden, wenn sie nicht Ratten wären. **Dehne**, welcher Albinos der Wanderratte lebend hielt, sagt über die erste Jugendzeit der Jungen und über das Betragen der Alten Folgendes: „Am 1. März 1852 bekam ich von einer weißen Ratte sieben Junge. Sie hatte sich in ihrem Drahtkäfig ein dichtes Nest von Stroh gemacht. Die Jungen hatten die Größe der Maikäfer und sahen blutroth aus. Bei jeder Bewegung der Mutter ließen sie ein feines, durchdringendes Piepen oder Quietschen hören. Am 8. waren sie schon ziemlich weiß. Vom 13. bis 16. wurden sie sehend. Am 18. abends kamen sie zum ersten Male zum Vorschein; als aber die Mutter bemerkte, daß sie beobachtet wurden, nahm sie eine nach der andern ins Maul und schleppte sie in das Nest. Einzelne kamen jedoch wieder aus einem andern Loche hervor. Allerliebste Thierchen von der Größe der **Zwergmäuse** mit ungefähr drei Zoll langen Schwänzen! Am 21. hatten sie schon die Größe gewöhnlicher Hausmäuse, am 28. die der Waldmäuse. Sie saugten noch dann und wann (ich sah sie sogar noch am 2. April saugen), spielten mit einander, jagten und balgten sich auf die gewandteste und unterhaltendste Weise, setzten sich auch wohl zur Abwechselung auf den Rücken der Mutter und ließen sich von derselben herumtragen. Sie übertrafen an Possirlichkeit bei weitem die weißen Hausmäuse."

„Am 9. April trennte ich die Mutter von ihren Jungen und setzte sie wieder zum Männchen. Am 11. Mai warf sie abermals eine Anzahl Junge."

„Von den am 1. März zur Welt gekommenen hatte ich seit Anfang April ein Pärchen in einem großen Glase mit achtzölliger Mündung abgesondert gehalten, und schon am 11. Juni Nachmittags, also im Alter von 103 Tagen, erhielt ich sechs Junge von ihnen. Trotz der Weite des Glases schien der Mutter doch der Raum für ihre Jungen zu eng zu sein. Sie bemühte sich vergebens, ein weiteres Nest zu machen, wobei sie öfters die armen Kleinen so verscharrte, daß man Nichts mehr von ihnen sah; doch fand sie dieselben immer bald wieder zusammen. Sie säugte ihre Jungen bis zum 23. ganz gut, und sie wurden bereits etwas weiß; auf einmal aber waren sie alle verschwunden. Die Mutter hatte sie sämmtlich gefressen!"

Reichenbach erfuhr Dasselbe und mehrere Male nach einander. „Mit meinen weißen Ratten," sagt er, „habe ich mancherlei Schicksale gehabt. Sie haben schon viermal Junge geboren, vier bis sieben Stück, und jedesmal haben die Alten sie wieder gefressen. Das letzte Mal bemerkte ich, daß vorzüglich der Vater die Jungen packte und herumzauste, wobei sie jämmerlich quiekten. Ich sonderte also das Männchen ab; aber hierbei entkam es endlich, tobte drei Wochen lang in der Stube umher und ließ sich in keiner Falle oder auf sonstige Weise fangen, da ich die vielen Schränke nicht rücken konnte; endlich scheint es in der Nacht durch das offene Oberfenster entkommen zu sein; denn es lief mit der größten Behendigkeit an senkrechten Wänden empor."

Ich will nun aus den übrigen vortrefflichen Beobachtungen, welche Dehne mittheilt, noch Einiges entnehmen, um das Gefangenleben der Ratten genügend zu beschreiben: „Am Tage und nach Mitternacht", sagt mein Gewährsmann, „schlafen die Wanderratten; früh und abends sieht man sie in größter Thätigkeit. Sehr gern trinken sie Milch; Kürbißkörner und Hanf gehören zu ihren Leckerbissen. Für gewöhnlich bekommen sie Brod, welches mit Wasser oder Milch oberflächlich angefeuchtet wurde; dann und wann erhalten sie auch gekochte Kartoffeln: letztere fressen sie sehr gern. Fleisch und Fett, Lieblingsgerichte für sie, entziehe ich ihnen, sowie allen anderen Nagern, welche ich in der Gefangenschaft ernähre, gänzlich, da nach solchen Speisen ihr Harn und selbst ihre Ausdünstung stets einen widrigen, durchdringenden Geruch bekommt. Der eigenthümliche, so höchst unangenehme Geruch, welchen die gewöhnlichen Mäuse verbreiten und allen Gegenständen, die damit in Berührung kommen, dauernd mittheilen, fehlt den weißen Wanderratten gänzlich, wenn man sie in der angegebenen Weise hält."

„Die Wanderratten verrathen viel List. Wenn ihre hölzernen Käfige von außen mit Blech beschlagen sind, versuchen sie das Holz durchzunagen, und wenn sie eine Zeit lang genagt haben, greifen sie mit den Pfoten durch das Gitter, um die Stärke des Holzes zu untersuchen und zu sehen, ob sie bald durch sind. Beim Reinmachen der Käfige wühlen sie mit Rüssel und Pfoten den Unrath an die Oeffnung, um auf diese Weise desselben sich zu entledigen."

„Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen. Oft machen sie sich ein gemeinschaftliches Nest und erwärmen sich gegenseitig, indem sie darin dicht zusammenkriechen; stirbt aber eine von ihnen, dann machen sich die übrigen gleich über sie her, beißen ihr erst den Hirnschädel auf, fressen den Inhalt und verzehren dann nach und nach die ganze Leiche mit Zurücklassung der Knochen und des Felles. Die Männchen muß man sogleich, wenn die Weibchen trächtig sind, absperren; denn sie lassen diesen keine Ruhe und fressen auch die Jungen am ersten. Die Mutter hat übrigens viel Liebe zu ihren Kindern; sie bewacht dieselben sorgfältig und diese erwidern ihr die erwiesene Zärtlichkeit auf alle nur mögliche Weise."

„Außerordentlich groß ist die Lebenszähigkeit dieser Thiere. Einst wollte ich eine ungefähr ein Jahr alte Albinowanderratte durch Ersäufen tödten, um sie von ihren Leiden zu befreien. Sie hatte nämlich seit vier Monaten im Nacken ein erbsengroßes Loch im Felle, durch welches die Halsmuskeln deutlich sichtbar waren. Ich hatte noch kein Anzeichen bemerkt, daß die Wunde heilen würde; die kranke Stelle schien im Gegentheil größer zu werden. Die Umgebung der Wunde war stark entzündet und im Umfange von einem Zoll gänzlich von Haaren entblößt. Nachdem ich die Kranke bereits ein halbes Dutzend Mal in eiskaltes Wasser mehrere Minuten lang getaucht hatte, lebte sie noch und putzte sich mit ihren Pfötchen, um das Wasser aus ihren Augen zu entfernen. Endlich sprang sie, indem ich

den Topf öffnete, in den Schnee und suchte zu entfliehen. Nun setzte ich sie in einen Käfig auf eine Unterlage von Stroh und Heu und brachte sie in die warme Stube. Sie erholte sich bald soweit, daß man sah, das kalte Bad habe ihr Nichts geschadet. Ihre Freßlust hatte gegen früher eher zu-, als abgenommen. Nach einigen Tagen setzte ich sie wieder aus der warmen Stube in ein ungeheiztes Zimmer, gab ihr aber Heu, und sie bereitete sich daraus auch alsbald ein bequemes Lager. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich nun, daß der offene Schaden von Tag zu Tag kleiner wurde; die Entzündung schwand immer mehr, und nach ungefähr 14 Tagen war die Heilung vollständig erfolgt. Hier hatte also offenbar das eiskalte Bad die Entzündung gehoben und dadurch die Genesung bewerkstelligt. Kaum glaube ich, daß ein anderer verwandter Nager ein solches wiederholtes Bad ohne tödlichen Ausgang überstanden haben würde, und nur aus der Lebensweise und Lebenszähigkeit der Wanderratten, deren zweites Element das Wasser ist, läßt sich ein so glücklicher Erfolg erklären."

„Die unteren Nagezähne wachsen den zahmen Ratten oft bis zu einer unglaublichen Länge und sind dann schraubenförmig gewunden. Ich habe auch gesehen, daß sie durch das Backenfell gewachsen waren und die Ratten derart am Fressen verhinderten, daß diese endlich verhungern mußten."

Im Freileben kommt unter den Ratten zuweilen eine ganz eigenthümliche Krankheit vor. Mehrere von ihnen verwachsen unter einander mit den Schwänzen und bilden dann den sogenannten Rattenkönig, den man sich in früheren Zeiten freilich ganz anders vorstellte, als gegenwärtig, wo man ihn in diesem oder jenem Museum sehen kann. Früher glaubte man, daß der Rattenkönig geschmückt mit goldner Krone auf einer Gruppe innig verwachsener Ratten throne und von hier aus den ganzen Rattenstaat regiere! Soviel ist sicher, daß zuweilen eine ganze Anzahl fest mit den Schwänzen verwickelter Ratten gefunden wird, welche, weil sie sich nicht bewegen können, von Mitleidigen ihrer Art ernährt werden müssen. Die eigentliche Ursache dieser Erscheinung ist bis jetzt noch nicht genügend bekannt geworden. Man glaubt, daß eine eigenthümliche Ausschwitzung der Rattenschwänze ein Aufeinanderkleben derselben zur Folge habe, ist aber nicht im Stande, etwas Sicheres darüber zu sagen. In Altenburg bewahrt man einen Rattenkönig auf, welcher aus 27 Stück Ratten gebildet wird; in Bonn, bei Schnepfenthal, in Frankfurt, in Erfurt und in Lindenau bei Leipzig hat man andere aufgefunden. Der letztgenannte ist von Amtswegen genau beschrieben worden, und ich glaube manchem meiner Leser einen Dienst zu erzeigen, wenn ich hier den Inhalt der betreffenden Akten folgen lasse.

„Am 17. Januar 1774 erscheint bei der Landstube zu Leipzig

Christian Kaiser, Mühlknappe zu Lindenau,

und bringt an:

Was maaßen er an vergangenem Mittwoche frühe einen Rattenkönig von 16 Stück Ratten, welche mit den Schwänzen in einander verflochten in der Mühle zu Lindenau gefangen habe, welchen er, weil dieser auf ihn losspringen wollen, sofort todtgeschmissen. Diesen Rattenkönig habe

Johann Adam Faßhauer zu Lindenau von seinem Herrn, Tobias Jägern, Müllern zu Lindenau unter dem Vorwande: daß er solchen abmalen wolle, abgeholt, und nunmehr wolle er den Rattenkönig nicht wieder hergeben, habe auch seit der Zeit viel Geld damit verdient; er wolle daher gehorsamst bitten, Faßhauern cum expensis anzudeuten, daß er ihm sofort seinen Rattenkönig wiedergeben und das damit verdiente Geld bezahlen solle u. s. w.

Am 22. Februar 1774 erscheint bei der Landstube

Christian Kaiser, Mühlknappe zu Lindenau, und sagt aus:

Es sei wirklich der Wahrheit gemäß, daß er am 12. Januar einen Rattenkönig von 16 Stück Ratten in der Mühle zu Lindenau gefangen habe. Besagten Tages habe er in der Mühle und zwar bei einer Treppe in einem Unterzuge ein Geräusch gehört, worauf er da die Treppe hinaufgegangen, einige Ratten bei sothanem Unterzuge gucken sehen, welche er mit einem Stück Holz todtgeschlagen. Hierauf hätte er eine Leiter an gedachten Ort angelegt, um zu sehen, ob noch mehr Ratten wären, und diesen Rattenkönig mit Beihilfe einer Art auf den Platz geschmissen,

und hätten viele noch gelebt, weil sie heruntergefallen, welche er aber nach einiger Zeit auch todtgeschmissen. Sechzehn Stück Ratten wären an einander feste geflochten gewesen und zwar 15 Stück mit den Schwänzen, die 16. aber mit einer anderen auf dem Rücken mit dem Schwanze in ihren Haaren eingeflochten gewesen. Durch das Herunterfallen von dem berührten Unterzuge wäre keine von der andern abgelöst gewesen, auch hätten nachher noch viele einige Zeit gelebt und gesprungen, sich aber nicht von einander durch das Springen losmachen können. So feste wären sie in einander geflochten gewesen, daß er nicht glaubte, daß es möglich gewesen, wenigstens mit schwerer Mühe, sie von einander zu reißen u. s. w."

Nun folgen noch einige andere Zeugenberichte, welche wesentlich Dasselbe feststellen. Und endlich findet sich die Beschreibung des Arztes und Wundarztes, welche auf Wunsch der Landstube die Sache genauer untersuchten. Der betreffende Arzt theilt darüber Folgendes mit:

„Um zu untersuchen, was von der von Vielen sehr fabelhaft erzählten Geschichte des Rattenkönigs zu halten sei, habe ich mich am 16. Januarii nach Lindenau begeben und daselbst gefunden, daß in der Schenke zum Posthorn in einem kühlen Zimmer auf einem Tische eine Anzahl von 16 todten Ratten gelegen, davon 15 Stück mit den Schwänzen, gleich als ein aus vielen Enden bestehender Strick, in einen großen Knoten in einander so verwickelt, daß einige dieser Schwänze ganz in den Knoten bis ungefähr 1 bis 2 Zoll von dem Rumpfe an verknüpft gewesen. Ihre Köpfe waren nach der Peripherie, die Schwänze nach dem Centro, so der aus ihnen bestehende Knoten ausmachte, gerichtet. Neben diesen an einander hangenden Ratten lag die 16., die nach Vorgeben des dabei stehenden Malers Faßhauer's von einem Studioso von der Verwicklung mit denen übrigen losgerissen worden."

„Meine Neugierde beschäftigte sich am allerwenigsten mit Fragen, besonders, da denen nach uns häufig beikommenden Bewunderern auf vielerlei Fragen die ungereimtesten und lächerlichsten Antworten gegeben wurden, sondern ich untersuchte blos die Körper und Schwänze der Ratten und fand 1) daß alle diese Ratten an ihrem Kopfe, Rumpf und vier Füßen ihre natürliche Gestalt hatten; 2) daß sie ihrer Farbe nach einige aschgrau, andere etwas dunkler und wieder andere fast ganz schwarz waren; 3) daß einige ihrer Größe nach einer guten Spanne, 4) daß ihre Dicke und Breite nach ihrer Länge proportionirt war, doch so, daß sie mehr abgehungert, als gemästet zu sein schienen; 5) daß ihre Schwänze von ¼ bis ⅓ leipziger Elle lang, wenig darüber oder darunter gerechnet werden konnten, an welchen etwas Unreinigkeit und Feuchtigkeit anzutreffen war."

„Als ich vermittelst eines Stückchen Holzes den Knoten und die an demselben hängenden Ratten in die Höhe heben wollte: so bemerkte ich gar deutlich, daß es mir nicht schwer fallen würde, einige der verwickelten Schwänze aus einander zu zerren, wovon ich aber von dem dabeistehenden Maler mit einigem Unwillen abgehalten wurde. An der oben erwähnten 16. Ratte habe ich deutlich wahrgenommen, daß ihr Schwanz, ohne die geringste Verletzung erlitten zu haben, noch an ihr befindlich und sie also mit leichter Mühe von dem Knoten der übrigen losgelöst worden. — Nachdem ich nun alle diese Umstände mit vielem Fleiß erwogen, so bin ich vollkommen überzeugt worden, daß besagte 16 Ratten kein aus einem Stück bestehender Rattenkönig, sondern daß es eine Anzahl von Ratten, so von verschiedener Größe, Stärke und Farbe und (nach meiner Meinung) auch von verschiedenem Alter und Geschlecht gewesen. Die Art und Weise, wie oft gedachte Ratten sich mit einander so verwickelt haben, stelle ich mir also vor. In der wenig Tage vor der Entdeckung dieser häßlichen Versammlung eingefallenen sehr strengen Kälte haben diese Thiere sich in einem Winkel zusammenrottirt, um durch ihr Neben- und Uebereinanderliegen sich zu erwärmen; ohnfehlbar haben sie eine solche Richtung genommen, daß sie die Schwänze mehr nach einer freien Gegend und die Köpfe nach einer vor Kälte mehr geschützten Gegend zugewendet haben. Sollten nicht die Excrementa der oben gesessenen Ratten, welche nothwendig auf die Schwänze der unteren gefallen, Gelegenheit ge-

geben haben, daß die Schwänze haben zusammenfrieren müssen? Ist es auf diese Art nicht möglich, daß die an den Schwänzen an einandergefrorenen Ratten, sobald sie nach ihrer Nahrung gehen wollen und mit ihren angefrorenen Schwänzen nicht loskommen können, eine so feste Verwickelung bewerkstelligt haben müssen, daß sie auch bei bevorstehender Lebensgefahr sich nicht mehr losreißen können?"

„Auf Verlangen der Hochlöblichen Landstube E. E. Hochweisen Rathes allhier habe diese meine Gedanken nebst Dem, was ich laut dieses Berichts zugleich mit Herrn Eckolden bei der Untersuchung angetroffen, hiermit aufrichtigst anzuzeigen nicht anstehen wollen, so ich mit ihm eigenhändig unterschrieben habe."

Es ist möglich, daß derartige Verbindungen öfter vorkommen, als man annimmt, die wenigsten aber werden gefunden, und an den meisten Orten ist der Aberglaube noch so groß, daß man einen etwa entdeckten Rattenkönig gewöhnlich sobald als möglich vernichtet.

Hierzu gibt Lenz einen für sich selbst redenden Beleg. In Döllstedt, einem zwei Meilen von Gotha gelegenen Dorfe, wurden im Dezember des Jahres 1822 zwei Rattenkönige zu gleicher Zeit gefangen. Drei Drescher, welche in der Scheuer des Forsthauses ein lautes Quieken vernahmen, suchten mit Hilfe des Knechtes nach und fanden, daß der starke Tragbalken des Stalles von oben ausgehöhlt war. In dieser Höhle sahen sie eine Menge lebender Ratten, wie sich nachher herausstellte, ihrer 42 Stück. Das Loch im Balken war offenbar von den Ratten hineingenagt worden. Es hatte ungefähr einen halben Fuß an Tiefe, war reinlich gehalten und auch nicht von Ueberbleibseln der Nahrung und dergleichen umgeben. Der Zugang war für die alten Ratten, welche dort ihre Brut gefüttert haben mußten, ganz bequem, weil das ganze Jahr hindurch über dem Stall und seinem Tragbalken eine große Masse Stroh gelegen hatte. — Der Knecht übernahm das Geschäft, die Ratten, welche ihren Wohnsitz nicht verlassen wollten oder nicht verlassen konnten, hervorzuholen und auf die Scheuertenne hinabzubringen. Dort sahen dann die vier Leute mit Staunen, daß 28 Ratten mit ihren Schwänzen fest verwachsen und um diesen Schwanzknäuel regelmäßig vertheilt im Kreise waren. Die übrigen 14 Ratten waren genau ebenso verwachsen und vertheilt. Alle 42 schienen von großem Hunger geplagt zu sein und quiekten fortwährend, sahen aber durchaus gesund aus; alle waren von gleicher und zwar so bedeutender Größe, daß sie jedenfalls vom letzten Frühjahre sein mußten. Ihrer Färbung nach zu schließen, waren es Hausratten. Sie sahen ganz rein und glatt aus, und man konnte kein Anzeichen bemerken, daß etwa vorher welche gestorben waren. Ihrer Gesinnung nach waren sie vollkommen friedlich und gemüthlich, ließen Alles über sich ergehen, was das vierköpfige Gericht über sie beschloß, und musicirten bei jeder über sie verhängten Handlung in gleicher Melodie. Der Vierzehnender ward lebend in die Stube des Forstaufsehers getragen, und dahin kamen dann unaufhörlich Leute, um das wunderbare Ungeheuer zu beschauen. Nachdem die Schaulust der Dorfbewohner befriedigt war, endete das Schauspiel damit, daß die Drescher ihren Gefangenen im Triumph auf die Miststätte trugen und ihn dort unter dem Beifall der Menge solange draschen, bis er seine vierzehn Geister aufgab. Sie packten ihn nun noch mit zwei Mistgabeln, stachen fest ein und zerrten mit großer Gewalt nach zwei Seiten, bis sie drei Ratten von den übrigen losgerissen. Die drei Schwänze zerrissen dabei nicht, hatten auch Haut und Haare noch; sie zeigten aber die Eindrücke, welche sie von den anderen Schwänzen bekommen hatten, ganz wie Riemen, welche lange mit einander verflochten gewesen sind. Den Achtundzwanzigender trugen die Leute in den Gasthof und stellten ihn dort den immer frisch eindringenden Neu- und Wißbegierigen zur Schau aus. Zum Beschluß des Festes wurde auch dieser Rattenkönig jämmerlich gedroschen, todt auf den Düngerhaufen geworfen und nicht weiter beachtet.

Hätten die guten Leute gewußt, daß diese Rattenkönige sie sammt und sonders zu reichen Leuten hätten machen können: sie würden sicherlich ängstlich über das Leben der so eigenthümlich Verbundenen gewacht und sie in allen Städten Deutschlands zur Schau gestellt haben!

Unzählbar sind die Mittel, welche man schon angewandt hat, um die Ratten zu vertilgen. Fallen aller Art werden gegen sie aufgestellt mit mehr oder weniger gutem Erfolge, und eine Zeitlang hilft auch die eine und die andere Art der Rattenjagd wenigstens in Etwas. Merken die Thiere, daß sie sehr heftig verfolgt werden, so wandern sie nicht selten aus, aber sie kommen wieder, wenn die Verfolgung nachläßt. Und wenn sie sich einmal von neuem eingefunden haben, vermehren sie sich in kurzer Zeit so stark, daß die alte Plage wieder in ganzer Stärke auftritt. Die gewöhnlichsten Mittel zur Vertilgung der Ratten bleiben Gifte verschiedener Art, welche man an ihren Lieblingsorten aufstellt; aber ganz abgesehen davon, daß man die vergifteten Thiere auf eine greuliche Weise zu Tode martert, bleibt dieses Mittel immer gefährlich; denn die Ratten brechen gern einen Theil des Gefressenen wieder aus, vergiften unter Umständen das Getreide oder Kartoffeln und können dadurch anderen Thieren und auch den Menschen sehr gefährlich werden. Besser ist es, ihnen ein Gemisch von Malz und ungelöschtem Kalk vorzusetzen, welches, wenn sie es gefressen haben, ihren Durst erregt und den Tod herbeiführt, sobald sie das zum Löschen des Kalkes erforderliche Wasser eingenommen haben.

In vielen Gegenden herrscht der Wahn, daß man die Ratten vertreiben könne, wenn man einen schwarzen oder weißen Kaulhahn auf dem Hofe halte. Lenz, welcher diese Sache untersuchte, fand Folgendes: Ein neuer Wirth, welcher das Schnepfenthaler Gasthaus gekauft und zu dem bewußten Zwecke einen schwarzen Kaulhahn nebst Hühnern mitgebracht hatte, reinigte sein Haus augenblicklich von den seit Menschengedenken hier einheimischen Ratten. Unser Forscher bemerkte aber auch, daß die Ratten vor einem schwarzen Kaulhahn, den er in einen Käfig gesperrt und in den Keller gesetzt hatte, ohne die geringste Scheu Aepfel, Speck und Runkeln wegfraßen, und erfuhr von einem Freunde, welcher auf seinen Wunsch mit einem weißen Kaulhahn Versuche anstellte, daß der Versuchshahn von den Ratten, bei denen er auf Besuch war, fast todgebissen wurde. Andere Leute seiner Bekanntschaft hatten viele bunte Kaulhühner, zugleich aber auch immer Ratten, und wieder andere, denen Lenz Kaulhähne schenkte, wurden von Ratten theils befreit, theils weniger stark heimgesucht. Ein befriedigendes Ergebniß dieser Untersuchungen ist also noch nicht gewonnen worden.

Die besten Vertilger der Ratten bleiben unter allen Umständen ihre natürlichen Feinde, vor allen die Bussarde, Eulen, Raben, Wiesel, Katzen und Pintscher, obgleich es oft vorkommt, daß die Katzen sich nicht an die Ratten wagen, zumal an Wanderratten. Oehne sah in Hamburg vor den Flethen Hunde, Katzen und Ratten ganz lustig unter einander herumspazieren, ohne daß eines der betreffenden Thiere daran gedacht hätte, dem andern den Krieg zu erklären, und mir selbst sind viele Beispiele bekannt, daß die Katzen sich gar nicht um die Ratten bekümmern. Es gibt, wie unter allen Hausthieren, auch unter den Katzen gute Familien, deren Glieder mit wahrer Leidenschaft der Rattenjagd obliegen, obgleich sie anfangs viel Mühe haben, die bissigen Nager zu überwältigen. Eine unserer Katzen fing bereits Ratten, als sie kaum den dritten Theil ihrer Größe erreicht hatte, und verfolgte dieselben mit solchem Eifer, daß sie sich einstmals von einer starken Ratte über den ganzen Hof weg und an einer Mauer emporschleppen ließ, ohne ihren Feind loszulassen, bis sie endlich mit einem geschickten Bisse denselben kampfunfähig machte. Von jenem Tage an ist die Katze der unerbittlichste Feind der Ratten geblieben und hat den ganzen Hof von ihnen fast gereinigt. Uebrigens ist es gar nicht so nothwendig, daß eine Katze wirklich eifrig Ratten fängt; sie vertreibt dieselben schon durch ihr Umherschleichen in Stall und Scheuer, Keller und Kammer. Es ist sicherlich höchst ungemüthlich für die Ratten, diesen Erzfeind in der Nähe zu haben. Man ist da keinen Augenblick lang sicher. Unhörbar schleicht er herbei im Dunkel der Nacht, kein Laut, kaum eine Bewegung verräth sein Nahen, in alle Löcher schauen die unheimlich leuchtenden, grünlichen Augen hinein, neben den bequemsten Gangstraßen sitzt und lauert er, und ehe man es sich recht versieht, fällt er über einen her und packt mit den spitzen Klauen und den scharfen Zähnen so fest zu, daß selten Rettung möglich. Das erträgt selbst eine Ratte nicht. Sie wandert lieber aus an Orte, wo sie unbehelligter wohnen kann, und somit bleibt die Katze immer der beste Gehilfe des Menschen, wenn es gilt, so lästige

Gäste zu vertreiben. Kaum geringere Dienste leisten Iltis und Wiesel, ersterer im Hause, letzteres im Garten und an den hinteren Seiten der Ställe. Gegen diese Gesellen, welche sich ab und zu auch ein Ei, ein Küchlein, eine Taube oder auch wohl eine Henne holen, kann man sich schützen, wenn man den Stall nur gut verschließt, gegen die Ratten aber ist jeder Schutz umsonst, und deshalb sollte man jene schlanken Räuber schützen und schirmen, wo man nur immer kann.

An einzelnen Ratten hat man bei großer Gefahr eine besondere List beobachtet. Sie stellen sich todt, wie das Opossum. Mein Vater hatte einst eine Ratte gefangen, welche, ohne sich zu rühren, in der Falle lag und sich in derselben hin- und herwerfen ließ. Das noch glänzende Auge war aber zu auffallend, als daß solch ein Meister in der Beobachtung sich hätte täuschen sollen! Mein Vater schüttete die Künstlerin auf dem Hofe aus, aber in Gegenwart ihrer schlimmen Feindin, der Katze, und siehe da — die scheinbar Todte bekam sofort Leben und Besinnung und wollte so schnell als möglich davon, freilich vergeblich: denn Miez saß ihr auf dem Nacken, noch ehe sie zwei Ellen durchlaufen hatte.

Schließlich will ich zu Nutz und Frommen mancher meiner Leser eine vortreffliche Falle anführen, obgleich sie dem menschlichen Herzen nicht eben Ehre macht, sondern eher von der Tücke des Erzfeindes der Thiere beredtes Zeugniß gibt. An recht besuchten Gangstraßen der Ratten, etwa zwischen Ställen, in der Nähe von Abtritten, Schleußen und an ähnlichen Orten legt man eine vier Fuß tiefe Grube an und kleidet sie innen mit glatten Steinplatten aus. Eine viereckige Platte von drei Fuß im Geviert bildet den Grund, vier andere, oben schmälere, die Seiten. Die ganze Grube muß vier Fuß tief und oben halbsoweit sein, als unten, so daß also die Wände nach allen Seiten hin überhangen und demnach ein Heraufklettern der in diese Grube gegangenen Ratten unmöglich machen. Nun gießt man auf dem Boden geschmolzenes Fett, mit Wasser verdünnten Honig und andere wohlriechende Stoffe aus, setzt ein thönernes, etwa zwei Zoll hohes Gefäß, welches oben eine ganz enge Oeffnung hat, da hinein, tränkt es mit Honig und füllt es mit Mais, Weizen, Hanf, Hafer, etwas gebratenem Speck und anderen Leckerbissen an. Dann kommt etwas Häckerling auf den Boden der Grube und endlich ein Gitter über den Eingang, damit nicht zufällig ein Huhn oder ein junges ungeschicktes Hausthier da hineinfällt. Nunmehr kann man das Ganze sich selbst überlassen. „Der liebliche Duft und der warme Häckerling," sagt Lenz, „verleiten den bösen Feind, lustig und erwartungsvoll in den Abgrund zu springen. Dort riecht Alles gar schön nach Speck, Honig, Käse, Körnern; man muß sich aber mit dem bloßen Geruche begnügen, weil das Innere nicht zugänglich ist, und so bleibt nichts Anderes übrig, als daß ein Gefangener immer den andern auffrißt." Die erste Ratte, welche da hinabfällt, bekommt selbstverständlich bald einen fürchterlichen Hunger und müht und mattet sich vergeblich ab, dem entsetzlichen Gefängniß zu entgehen. Da stürzt eine zweite von oben hernieder. Hei, welch' eine willkommene Erscheinung ist Das! Man beschnoppert sich gegenseitig; man berathet wohl auch gemeinschaftlich, was da zu thun ist; aber der erste Gefangene ist viel zu hungrig, als daß er sich auf lange Verhandlungen einlassen könnte. Der Hunger verführt ihn zu Streit und Kampf, ein furchtbares Balgen, ein Kampf auf Leben und Tod beginnt, und einer der Gefangenen mordet den andern. Blieb der Erste Sieger, so macht er sich augenblicklich über die Leiche des Gefährten her, um ihn aufzufressen; siegte der Zweite, so geschieht Dasselbe wenige Stunden später. Nur höchst selten findet man drei Ratten zu gleicher Zeit in dieser Falle, am folgenden Tage aber sicherlich immer eine weniger. Kurz, ein Gefangener frißt den andern auf, die Grube bleibt ziemlich reinlich; aber sie ist eine Mordhöhle in des Wortes furchtbarster Bedeutung.

Weit lieblicher, anmuthiger und zierlicher, als diese häßlichen, langgeschwänzten Hausdiebe, sind die Mäuse, obwohl auch sie trotz ihrer schmucken Gestalt, ihres heitern und netten Wesens gar arge Feinde des Menschen sind und von diesem verfolgt werden, fast mit demselben Ingrimm, wie ihre größeren und häßlicheren Verwandten. Man darf wohl sagen, daß Jedermann eine im Käfig

eingesperrte Maus für ein reizendes Säugethier erklären wird, und selbst die Frauen, welche gewöhnlich einen zwar vollkommen ungerechtfertigten, aber dennoch gewaltigen Schrecken empfinden, wenn in der Küche oder im Keller eine Maus ihnen über den Weg läuft, müssen eine gefangene Maus für ein hübsches Geschöpfchen erklären. Aber freilich, die spitzen Nagezähne und die Leckerhaftigkeit der Mäuse sind zwei Dinge, welche auch ein zartes Frauenherz mit Ingrimm und Zorn erfüllen können. Es ist gar zu unangenehm, für Alles, was der Mensch bedarf, beständig fürchten zu müssen, selbst, wenn es unter Schloß und Riegel liegt; es ist gar zu empörend, eigentlich keinen Ort im Hause zu haben, wo man allein Herr sein darf, wo man von den zudringlichen, kleinen Gästen nicht belästigt wird. Und weil nun die Mäuse sich überall einzudrängen wissen und sich selbst an Orten einfinden, die den Ratten unzugänglich sind, haben sie gegen sich einen Verfolgungskrieg heraufbeschworen, welcher schwerlich jemals enden wird.



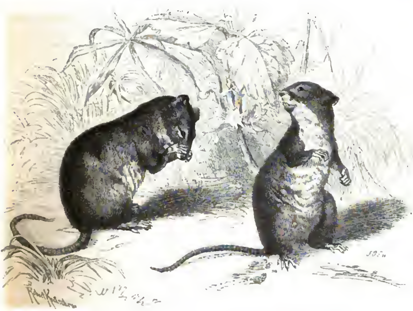
Die Hausmaus (Mus Musculus).

In Deutschland leben vier echte Mäuse; es sind dies die Haus-, Wald-, Feld- und Zwergmaus. Namentlich die erstere und die letztere verdienen eine ausführlichere Beschreibung, obgleich die Feldmaus und auch die Waldmaus nur zu oft dem Menschen ins Gehege kommen, und ihre Kenntniß für diesen deshalb nothwendig ist. Die drei ersteren werden überall ziemlich schonungslos verfolgt; die letzte aber hat, solange sie sich nicht unmittelbar dem Menschen aufdrängt, wegen ihrer ungemein zierlichen Gestalt, ihrer Anmuth und ihrer eigenthümlichen Lebensweise Gnade vor seinen Augen gefunden.

Die Hausmaus (Mus Musculus) hat in ihrer Gestalt noch immer einige Aehnlichkeit mit der Hausratte, obgleich sie weit zarter und ebenmäßiger gebaut ist und dieser auch an Größe bedeutend nachsteht. Ihre Gesammtlänge beträgt ungefähr 7 Zoll, davon kommen 3¼ Zoll auf den Körper. Der Schwanz hat 180 Schuppenringe. Sie ist einfarbig: die gelblichgrauschwarze Oberseite des

Körpers und des Schwanzes geht ganz allmählich in die etwas hellere Unterseite über; Füße und Zehen sind gelblichgrau.

Die Waldmaus (Mus sylvaticus) wird fast 9 Zoll lang, der Schwanz gegen 4½ Zoll. Er hat ungefähr 150 Schuppenringe. Sie ist zweifarbig. Die Oberseite des Körpers und Schwanzes ist braungelblichgrau, die Unterseite scharf abgesetzt weiß, ebenso die Füße und Zehen. Beide Arten kann man wegen ihrer längeren Ohren von den folgenden trennen. Bei diesen erreicht das Ohr nur ungefähr den dritten Theil der Kopfeslänge und ragt, an die Kopfseiten angedrückt, nicht bis zum Auge hervor, während es bei jenen die halbe Kopfeslänge erreicht und, an die Kopfseiten angedrückt, bis zum Auge vorragt.



Die Waldmaus (Mus sylvaticus). Die Brandmaus (Mus agrarius).

Die Brandmaus (Mus agrarius) wird ungefähr 7¼ Zoll lang, hiervon kommen 3¼ Zoll auf den Schwanz. Die Oberseite des Körpers ist braunroth mit schwarzen Längsstreifen über den Rücken, die Unterseite und die Füße sind scharf abgesetzt weiß; das Thier ist also dreifarbig. Der Schwanz hat ungefähr 120 Schuppenringe.

Ueber die Zwergmaus (Mus minutus) werde ich weiter unten ausführlich sprechen.

Alle diese Mäuse ähneln sich in ihrem Aufenthalt, in ihrem Wesen und Betragen ungemein, obgleich die eine oder die andere darin ihr Eigenthümliches hat. In Einem stimmen alle vier überein: sie zeigen, wenigstens zeitweilig, große Vorliebe für den Menschen; denn alle vier finden sich, zumal im Winter, recht häufig in den Häusern, vom Keller an bis zum Boden hinauf, wenn auch die Hausmaus regelmäßiger, als die übrigen. Keine einzige ist ausschließlich an die Orte gebunden, auf welche ihr Name hindeutet: die Waldmaus lebt ebensowohl zeitweilig in der Scheuer oder im Hause, wie auf dem Felde, und die Feldmaus ist ebensowenig allein aufs Feld

beschränkt, wie die Hausmaus auf die Wohnung des Menschen. Die Namen sind also nur beziehentlich anzuwenden. Im allgemeinen läßt sich Folgendes sagen. Die Hausmaus soll schon seit den ältesten Zeiten der treueste Genosse des Menschen gewesen sein. Bereits Aristoteles und Plinius thun ihrer Erwähnung, und Albertus Magnus kennt sie ganz genau. Gegenwärtig ist sie über die ganze Erde verbreitet. Sie wanderte mit dem Menschen, sie folgte ihm bis in den höchsten Norden und bis in die höchstgelegenen Alphütten. Wahrscheinlich gibt es gegenwärtig nur wenige Orte, wo sie fehlt, und jedenfalls hat man sie da blos noch nicht beobachtet. Auf den Sundainseln z. B. soll sie nicht vorkommen. Ihre Aufenthaltsorte sind alle Theile der menschlichen Wohnungen. Auf dem Lande haust sie zeitweilig auch im Freien d. h. im Garten oder den nächsten Feldern und Wäldchen, in der Stadt beschränkt sie sich auf das Wohnhaus und seine Nebengebäude. Hier bietet ihr jede Ritze, jede Höhle, mit einem Worte jeder Winkel, wo sie sich verstecken kann, genügendes Obdach, und vonhieraus unternimmt sie ihre Streifzüge.

Die Hausmaus ist ein anmuthiges, überaus behendes und bewegliches Thier. Mit größter Schnelligkeit rennt sie auf dem Boden dahin, klettert vortrefflich, springt ziemlich weit und hüpft oft längere Zeit nach einander in kurzen Sätzen fort. An zahmen kann man recht deutlich beobachten, wie geschickt sie alle Bewegungen unternimmt. Läßt man sie auf einem schief aufwärts gespannten Bindfaden oder einem Stöckchen gehen, so schlingt sie ihren Schwanz, sobald sie aus dem Gleichgewicht kommt, schnell um das Seil nach Art der echten Wickelschwänzler, bringt sich wieder in das Gleichgewicht und klettert weiter. Setzt man sie auf einen sehr biegsamen Halmen, so steigt sie auf demselben bis zur Spitze empor, und wenn der Halmen sich dann niederbiegt, hängt sie sich auf der untern Seite an und steigt hier langsam herunter, ohne jemals in Verlegenheit zu kommen. Beim Klettern leistet ihr der Schwanz ganz wesentliche Dienste; denn diejenigen zahmen Mäuse, denen man, um ihnen ein drolliges Aussehen zu geben, die Schwänze kurz geschnitten hatte, waren nicht mehr im Stande, es ihren beschwänzten Mitschwestern gleich zu thun. Ganz allerliebst sind auch die verschiedenen Stellungen, welche sie einnehmen kann. Jede Biegung, jede Bewegung ist nett. Schon wenn sie ruhig sitzt, macht sie einen ganz hübschen Eindruck, erhebt sie sich aber nach Nagerart auf dem Hintertheil und putzt und wäscht sich, dann ist sie geradezu ein bezauberndes Thierchen. Aber sie kann noch andere Kunststücke aufführen; sie kann sich ganz auf den Hinterbeinen aufrichten, wie ein Mensch, und sogar einige Schritte gehen. Dabei stützt sie sich nur dann und wann ein klein wenig mit dem Schwanze. Das Schwimmen versteht sie auch, obwohl sie nur im höchsten Nothfalle in das Wasser geht. Wirft man sie in einen Teich oder Bach, so sieht man, daß sie fast mit der Schnelligkeit der Zwergmaus oder der Wasserratte, welche beide wir später kennen lernen werden, die Wellen durchschneidet und dem ersten trocknen Orte zustrebt, um an ihm empor zu klettern und das Land wiederzugewinnen. Ihre Sinne sind vortrefflich: sie hört das feinste Geräusch, riecht sehr scharf und auf weite Entfernungen hin und sieht auch recht leidlich, vielleicht noch besser bei Nacht, als bei Tage. Ihr geistiges Wesen macht sie Dem, welcher das Leben des Thieres zu erkennen trachtet, zum wahren Liebling. Sie ist gutmüthig und harmlos und ähnelt nicht im geringsten ihren boshaften, tückischen und bissigen Verwandten, den Ratten; sie ist höchst neugierig und untersucht Alles mit der größten Sorgfalt; sie ist lustig und klug, sie merkt bald, wo sie geschont wird, und gewöhnt sich hier mit der Zeit so an den Menschen, daß sie vor seinen Augen hin- und herläuft und ihre Hausgeschäfte betreibt, als gäbe es gar keine Störung für sie. Im Käfig benimmt sie sich schon nach wenigen Tagen ganz liebenswürdig; selbst alte Mäuse werden noch leidlich zahm, und jung eingefangene übertreffen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit die meisten anderen Nager, welche man gefangen halten kann. Ganz eigenthümlich ist ihre Liebe zur Musik. Wohllautende Töne locken sie aus ihrem Versteck hervor und lassen sie alle Furchtsamkeit vergessen. Sie erscheint bei hellem Tage in den Zimmern, in welchen gespielt wird, und Orte, in denen regelmäßig Musik ertönt, werden zuletzt ihre Lieblingsaufenthaltsorte. Man sagt ihr nach, daß sie nachts, wenn sie zufällig in eine Stube kommt, wo ein offener Flügel steht, sich gefällt, auf den Tasten und Saiten herumzulaufen, um ihrer Lieb-

haberei fröhnen zu können. Mehrere glaubwürdige Leute haben auch wiederholt von Mäusen berichtet, welche förmlich singen lernten, d. h. ihr bekanntes Gezwitscher in einer Weise hören ließen, welche an den leisen Gesang von Kanarien- oder andern Stubenvögeln erinnert. Einige Forscher haben behauptet, daß dieser Gesang nichts Anderes sei, als ein Klagegeschrei bei großer Noth oder bei heftigen Schmerzen, während Andere Dem widersprechen und behaupten, daß die Mäuse auch in ganz gesunden Tagen, ja gerade, wenn sie recht lustig wären, diesen Gesang hören ließen. Wood theilt in seiner „Illustrated Natural History" eine sehr anziehende Beobachtung mit, welche von einem gewissen Bampfield herrührt: „Einige Mäuse hatten ihre Wohnung hinter dem Getäfel meiner Küche aufgeschlagen. Ich erlaubte ihnen aus Gründen, welche schwerlich andere Leute anerkennen werden, dort ungestört ihr Wesen zu treiben, — und wahrhaftig! prächtige, liebenswürdige kleine Thierchen waren es! Es schien uns, daß eine junge Brut besonders sorgfältig erzogen war; dennoch lernten sie nicht alle Eigenthümlichkeiten von ihren Eltern. In der Küche hing nämlich ein gut singender Kanarienvogel, und wir beobachteten bald, daß das Zwitschern der Mäuse im Verlauf der Zeit in eine vollständige Nachahmung des Kanariengesanges überging. Anfangs war es nur wenig, zuletzt wurde es immer besser. Ich weiß nicht, ob die Bewunderung der Musik Dies hervorrief; es schien mir, des heiteren Wesens halber, mehr Spott oder Nachahmung zu sein; aber das Ergebniß war höchst erfreulich, und wenn auch der Mäusegesang nicht die Stärke, Fülle und Lieblichkeit des Kanarienschlags bekam, so stand er doch vielleicht über diesem hinsichtlich der Sanftheit und Zartheit. Oft habe ich ihnen abends mit dem größten Vergnügen zugehört, wenn der Kanarienvogel schlief, das Haupt unter die Schwingen verborgen, und mehr als einmal habe ich beobachtet, daß ein Küchengast auf den Kanarienvogel schaute, dann mit einigem Erstaunen sich umblickte und sagte: „Ist das der Vogel, Herr, welcher so singt?" Ein glaubwürdiger Mann versicherte mich, daß er in seinem Hause auch eine ähnliche Singmaus hätte, und ich habe wahrhaftig wenig Zweifel, daß junge Mäuse, wenn sie sobald als möglich mit dem Kanarienvogel zusammen gebracht werden, von ihm einigermaßen singen lernen." Obgleich mir, bis die Sache von Kundigen geprüft worden ist, dieser Mäusegesang noch nicht recht glaubwürdig erscheinen will, mag ich doch nicht unerwähnt lassen, daß auch andere Nachrichten von singenden Mäusen berichtet haben. So erzählt ein chinesischer Reisender, daß die Langzöpfe des himmlischen Reiches der Mitte anstatt der Kanarienvögel oft Mäuse in seinen Käfigen hielten, deren lieblicher Gesang jeden Europäer anfangs mit dem größten Erstaunen erfülle. Dr. Eichelberg theilt ganz neuerdings in der Gartenlaube ganz ähnliche Beobachtungen mit, welche er während seiner Haft zu machen Gelegenheit hatte. Er vernahm im November 1846 in der Dämmerung mit einem Male den hellen Schlag eines Kanarienvogels, wie er meinte, welcher im Kamin zu sitzen schien. Er glaubte, daß sich der Vogel dahin verirrt und später wieder zurecht gefunden hätte, erfuhr aber zu seinem Erstaunen einige Tage später, daß zu derselben Zeit und von derselben Stelle her das gleiche Schlagen ertönte. Später vernahm er die Musik unter dem Fußboden, und schließlich wurde er nachts durch das Schlagen aus dem Schlafe erweckt. „Die Töne," sagt er, „dem Schlage des Kanarienvogels fast ganz ähnlich, hatten einen sanften und wundervollen, melodischen Klang und rollten, ohne irgend etwa abzusetzen, weiter." Der Gefangene zündete Licht an und untersuchte sein Zimmer. Dem Klange nachgehend, fand er endlich ein Mäuschen, dessen Mäulchen sichtbar die noch fortgehenden Töne entquollen. Von dieser Nacht an kam die Sängerin immer häufiger zum Vorschein, nicht blos am Abend, sondern auch bei Tage. Zu letzterer Zeit schlug es selten lange, höchstens 10 bis 15 Minuten, abends dagegen manchmal eine Viertelstunde lang. Der Aufseher des Gefangenhauses und der Kommandant überzeugten sich später von der Wahrheit der Beobachtung unseres Gewährsmannes, und derselbe führt die Genannten ausdrücklich als Zeugen auf. Zugleich erzählt er, daß in der Geschäftsstube der Kaufleute Grundlach in Kassel ebenfalls ein Singmäuschen gefangen wurde. Und endlich haben auch gewiegte Naturforscher von einem Mäusegesang in beschränkter Weise gesprochen. Jedenfalls verdient die Sache Beachtung, und wäre es auch nur, um hier einen möglichen Irrthum aufzuklären.

Alle angenehmen Eigenschaften, welche die Hausmaus besitzt, werden leider durch ihre große Lüsternheit und Genäschigkeit sehr beeinträchtigt. Man kann sich schwerlich ein naschhafteres Geschöpf denken, als eine Hausmaus, welche über eine gut gespickte Speisekammer verfügen kann! Sie sucht sich sicher immer die besten Bissen aus und beweist dadurch auch auf das schlagendste, daß bei ihr der Sinn des Geschmackes recht gut entwickelt ist. Süßigkeiten aller Art, Milch, gute Fleischspeisen, Käse, Fette, Früchte und Körner werden von ihr vor allen übrigen Speisen bevorzugt, und wo sie Wahl hat, kürt sie sich unter dem Guten immer das Beste. Da kommen nun die spitzen Nagezähne hinzu, um sie verhaßt zu machen. Wo sie etwas Genießbares wittert, weiß sie sich einen Zugang zu verschaffen, und da kommt es ihr eben nicht darauf an, eine oder mehrere Nächte angestrengt zu arbeiten und selbst feste, starke Thüren zu durchnagen. Findet sie viel Nahrung, welche ihr besonders mundet, so trägt sie sich auch noch einen Vorrath davon in ihre Schlupfwinkel und sammelt mit der Hast eines Geizigen an der Vermehrung ihrer Schätze. „An Orten, wo sie wenig Störung erleidet," sagt Fitzinger, „findet man zuweilen ganze Haufen von Wall- oder Haselnüssen bis zu einer halben Elle hoch in Winkeln aufgethürmt und so regelmäßig und zierlich fest an einander geschlossen und mit allerlei Abfällen von Papier oder Kleiderstoffen überdeckt, daß man hierin kaum ein Werk der Hausmaus vermuthen möchte." Wasser säuft sie, wenn sie andere saftige Stoffe haben kann, gar nicht und auch bei trockenem Futter nur selten. Dagegen schlürft sie mit echtem Menschenverstand süße Getränke aller Art mit Wollust aus. Daß sie sich, wie die Waldmaus es zuweilen thut, auch über geistige Getränke hermacht, beweist eine Beobachtung, welche mir erst vor wenig Tagen mitgetheilt wurde. „Etwa im Jahre 1843," so schreibt mir der Förster Herr Block, „wurde ich einmal beim Schreiben durch ein Geräusch gestört und erblickte eine Maus, welche an den glatten Füßen eines Tischchens emporkletterte. Bald war sie oben und suchte emsig nach den Brosamen, welche auf dem Frühstücksteller lagen. In der Mitte des Tellers stand ein ganz leichtes, glockenförmiges Schnapsgläschen, zur Hälfte mit Kümmel gefüllt. Mit einem Sprung saß das Mäuschen oben auf dem Glase, bog sich vorn über und leckte eifrig und sprang herunter; nahm aber noch eine Gabe von dem süßen Gifte zu sich. Durch ein Geräusch meinerseits gestört, sprang sie mit einem Satz vom Tische herab und verschwand hinter einem Glasschrank. Jetzt mochte der Geist über sie kommen; denn gleich darauf war sie wieder da und führte die spaßhaftesten Bewegungen aus, versuchte auch, obwohl vergeblich, den Tisch nochmals zu ersteigen. Ich stand auf und ging auf sie zu — ich behelligte sie nicht; ich holte eine Katze herbei, die Maus lief auf einen Augenblick davon, war aber gleich wieder da. Von meinem Arme herab sprang die Katze zu, und das trunkene Mäuschen hing an den Krallen ihrer Tatze."

Der Schaden, welchen die Hausmaus durch Wegfressen verschiedener Speisevorräthe anrichtet, ist im ganzen gering: ihre hauptsächliche Schädlichkeit beruht in dem abscheulichen Zernagen werthvoller Gegenstände. In Bücher- und Naturaliensammlungen hausen die Mäuse auf die verderblichste Weise und können, wenn ihrer Zerstörungslust nicht mit allen Kräften Einhalt gethan wird, ganz unschätzbaren Schaden anrichten. Es scheint, daß sie manchmal aus bloßem Uebermuth Etwas benagen, und soviel ist sicher, daß eine Maus mehr nagt, wenn sie durstig ist, als wenn sie immer zu trinken bekommen kann. Deshalb pflegt man ihr in Bibliotheken außer Körnern, die man für sie aufspeichert, auch Gefäße mit Wasser hinzustellen und sie so gradezu zu speisen und zu tränken.

Die Hausmaus vermehrt sich außerordentlich stark. Sie wirft 22 bis 24 Tage nach der Paarung vier bis sechs, nicht selten aber auch acht Junge und in Jahresfrist sicherlich fünf bis sechs Mal, so daß die unmittelbare Nachkommenschaft eines Jahres mindestens 30 Köpfe beträgt. Eine weiße Maus, welche Struve in der Gefangenschaft hielt, warf am 17. Mai sechs, den 6. Juni sechs, den 3. Juli acht Junge. Sie wurde am 3. Juli vom Männchen getrennt und am 28. Juli wieder mit ihm zusammen gethan. Nun warf sie am 21. August wieder sechs Junge, am 1. Oktober ebenfalls sechs und am 24. Oktober fünf. Während des Winters ging sie gelte. Am 17. März kamen wieder zwei Junge zur Welt. Eins von den am 6. Juni gebornen Weibchen bekam die ersten

Jungen, und zwar gleich vier, am 18. Juni. Hieraus erklärt sich die massenhafte Vermehrung des Thieres trotz seiner Unzahl von Feinden. Die Mutter schlägt ihr Wochenbett in jedem Winkel auf, welcher ihr eine weiche Unterlage bietet und einigermaßen Sicherheit gewährt. Nicht selten findet man ihr Nest in ausgehöhltem Brod, Kohlrüben, in Taschen, in Todtenköpfen, ja selbst in Mausefallen. Gewöhnlich ist es aus Stroh, Heu, Papier, Federn und anderen weichen Stoffen sorgfältig zusammengeschleppt, doch kommt es auch vor, daß blos Holzspäne oder selbst Nußschalen die Unterlage abgeben müssen. Die Jungen sind, wenn sie zur Welt kommen, außerordentlich klein und förmlich durchsichtig, namentlich die von Weißtingen; sie wachsen aber sehr rasch heran, bekommen zwischen dem siebenten und achten Tag Haare, öffnen aber erst am 13. Tage die Augen. Nun bleiben sie nur noch ein paar Tage im Neste; dann gehen sie selbständig auf Nahrungserwerb aus. Die Alte behandelt sie mit großer Zärtlichkeit und gibt sich ihretbalber selbst Gefahren preis. Weinland erzählt ein rührendes Beispiel ihrer Mutterliebe. „In dem weichen Bette, welches eine Hausmaus ihren Jungen bereitet hatte, entdeckte man sie und ihre neun Kinder. Die Alte konnte entrinnen, aber sie macht keine Bewegung zur Flucht! Man schiebt die Jungen auf eine Schaufel und die Alte mit ihnen — sie rührt sich nicht. Man trägt sie frei auf der Schaufel fort, mehrere Treppen hinunter, bis in den Hof, und sie harrt bei ihren Kindern aus — zu ihrem Verderben!"

Der schlimmste aller Feinde der Hausmaus ist und bleibt die Katze. In alten Gebäuden hilft die Eule dem Vierfüßler treulich mit, und auf dem Lande leisten Iltis und Wiesel, Igel und Spitzmaus recht gute Dienste; denn so klein auch die letztere ist, so eifrig liegt sie der Jagd auf die ihr gegenüber weit schwächeren Nager ob.

Wald- und Feldmaus theilen die meisten Eigenschaften der Hausmaus. Erstgenannte ist durch ganz Europa verbreitet, etwa mit Ausnahme der hochnordischen Gegenden; im Gebirge steigt sie bis 6000 Fuß über das Meer empor. Sie lebt in Wäldern, an Waldrändern, in Gärten, seltener auch in weiten, baumleeren Feldern und kommt im Winter gern in Häuser, Keller und Speisekammern, steigt aber baldmöglichst nach oben hinauf und treibt sich in Bodenkammern und unter den Dächern herum. In ihren Bewegungen ist sie ebenso gewandt, wie die Hausmaus, und die Nahrung theilt sie so ziemlich auch mit ihr. Im Freien frißt sie gern Kerbthiere und Würmer, selbst kleine Vögel oder Obst, Kirschkerne, Nüsse, Eicheln, Buchecken und in der Noth wohl auch die Rinde junger Bäume. Sie trägt sich ebenfalls einen Wintervorrath ein, hält aber keinen Winterschlaf und nascht blos an trüben Tagen von ihren aufgespeicherten Schätzen. Im Hause bringt sie oft recht empfindlichen Schaden und hat ganz eigene Gelüste. Sie dringt in der Nacht in Käfige und tödtet in ihnen Kanarienvögel, Lerchen, Finken u. s. w. Häufchen von Leckerbissen, welche sie nicht gut wegschleppen kann, bedeckt sie mit Hälmchen, Papierstückchen und dgl. Von ihrem guten Geschmack erzählt Lenz ein hübsches Beispiel. Eine seiner Schwestern hörte abends im Keller ein ganz eigenes, singendes Piepen, suchte mit der Laterne und fand eine Waldmaus, welche neben einer Flasche Malaga saß, der Hereinkommenden freundlich und ohne Scheu ins Gesicht sah und sich in ihrem Gesang dabei gar nicht stören ließ. Die junge Dame ging fort, holte Hilfe; es wurde mit Heeresmacht in den Keller gezogen; die Maus war mit ihrem Liedchen noch nicht fertig, blieb ruhig sitzen und war sehr verwundert, als sie mit einer eisernen Zange beim Schopfe gefaßt wurde. Bei weiterer Untersuchung fand sich nun, daß die Flasche etwas auslief, und daß um den Fleck, wo die Tropfen herumliefen, ein ganzer Kranz von Mäusemist lag, woraus der Schluß gezogen wurde, daß die hier als Trunkenbold verhaftete Maus hier schon länger ihre Gelage gefeiert haben mochte.

Die Waldmaus wirft jährlich zwei oder drei Mal vier bis sechs, seltener auch acht nackte Junge, welche ziemlich langsam wachsen und den schönen, rein rothgelben Anflug des Pelzes erst im zweiten Jahre erhalten.

Die Brandmaus ist auf einen geringeren Verbreitungskreis beschränkt, als die verwandten.

Arten; sie lebt zwischen dem Rhein und Westsibirien, Nord-Holstein und der Lombardei. In Mitteldeutschland ist sie überall gemein; im Hochgebirge fehlt sie. Ihre Aufenthaltsorte sind Ackerfelder, Waldränder, lichte Gebüsche und im Winter die Getreidefeime oder die Scheuern und Ställe; auch lebt sie in Erdlöchern. Beim Mähen des Getreides sieht man sie im Herbste scharenweise über die Stoppeln flüchten. Pallas erzählt, daß sie in Sibirien zuweilen regellose Wanderungen anstellen. In ihren Bewegungen ist sie ungeschickter, in ihrem Wesen weit gutmüthiger oder dümmer, als ihre Verwandten. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Getreide, Sämereien, Pflanzen, Knollen, Kerbthieren und Würmern. Sie trägt sich ebenfalls Vorräthe ein. Im Sommer wirft sie drei bis vier Mal zwischen vier und acht Junge, welche, wie die der Waldmaus, erst im folgenden Jahre vollständig ausgefärbt sind. Ueber ihre Fortpflanzung erzählt Lenz Folgendes: „Vor nicht langer Zeit nahm ich ein Brandmausweibchen nebst seinen Jungen, die eben zu sehen begannen, in die Stube, that die Familie ganz allein in ein wohl verwahrtes Behältniß und fütterte sie gut. Die Alte machte sich ein Nestchen und säugte darin ihre Jungen sehr eifrig. Funfzehn Tage nach dem, wo die Familie eingefangen und eingesperrt worden war, als eben die Jungen selbständig zu werden begannen, heckte die Alte unvermuthet wieder sieben Junge, mußte sich also schon im Freien, nachdem sie die vorigen geheckt, wieder gepaart haben. Lustig war es mit anzusehen, wenn ich die alte Brandmaus, während sie die Jungen säugte, so störte, daß sie weglief. Die Jungen, welche gerade an ihren Zitzen hingen, blieben dann daran, sie mochte so schnell laufen, wie sie wollte, und sie kam mit der immer bedeutenden Last doch immer schnell vom Flecke. Ich habe auch im Freien Mäuse gesehen, welche ihre Jungen, wenn ich sie störte, so wegschafften."

Die Feinde der beiden genannten Mäusearten sind dieselben, welche die Hausmaus hat. Ueber ihre Vertilgung will ich hier nicht weiter reden, sondern die hierauf bezüglichen Angaben mir bis zur Feldmaus aufsparen. —

So schmuck und nett alle kleinen Mäuse sind, so allerliebst sie sich in der Gefangenschaft betragen: das kleinste Mitglied der Familie, die Zwergmaus (Mus minutus) übertrifft jene doch in jeder Hinsicht. Sie ist beweglicher, geschickter, munterer, kurz ein viel anmuthigeres Thierchen, als alle übrigen. Ihre Länge beträgt blos fünf Zoll und davon kommen auch noch $2\frac{1}{3}$ Zoll auf das Schwänzchen, so daß der eigentliche Körper nur $2\frac{2}{3}$ Zoll lang ist. Die Höhe am Widerrist beträgt nur einen Zoll; das Gewicht schwankt zwischen ein und zwei Quentchen. Die Zwergmaus verdient also ihren Namen; es gibt ja auch nur ein einziges Säugethier, die uns schon bekannte Zwergspitzmaus, welche noch kleiner ist, als sie selbst.

Ganz wunderbar im Verhältniß zu dieser geringen Größe ist die auffallende Verbreitung des lieblichen Thierchens. — Von jeher hat die Zwergmaus den Thierkundigen viel Kopfzerbrechen gemacht. Pallas entdeckte sie in Sibirien, beschrieb sie genau und bildete sie auch ganz gut ab; aber fast jeder Forscher nach ihm, dem sie in die Hände kam, stellte sie als eine neue Art auf, und jeder glaubte in seinem Rechte zu sein. Allerdings wechselt die Pelzfärbung der Zwergmaus nicht unbeträchtlich ab. Gewöhnlich ist sie zweifarbig, die Oberseite des Körpers und der Schwanz gelblichbraunroth, die Unterseite und die Füße scharf abgesetzt weiß; nun aber kommen dunklere und hellere, röthlichere und bräunlichere, grauere und gelbere vor; die Unterseite steht nicht so scharf im Gegensatz mit der oberen; junge Thiere haben andere Körperverhältnisse, als die alten, und noch eine ganz andere Leibesfärbung, nämlich viel mehr grau auf der Oberseite: kurz, diese Verschiedenheit kann den nicht sehr sorgfältig prüfenden Forscher schon verwirren. Außerdem erschien es ja auch zu wunderbar, daß ein Thier, welches in Sibirien entdeckt wurde, in Deutschland leben sollte! Aber die fortgesetzte Beobachtung ergab als unumstößliche Wahrheit, daß unser Zwerglein wirklich von Sibirien an durch ganz Rußland, Ungarn, Polen und Deutschland bis nach Frankreich, England und Italien reicht, und jetzt wird allgemein angenommen, daß sie nur ausnahmsweise in manchen Gegenden nicht vorkommt. Sie findet sich eigentlich in allen Ebenen, wo der Ackerbau blüht, und



Zwergmäuse.

keineswegs immer auf den Feldern, sondern vorzugsweise im Schilf und im Rohr, in Sümpfen und in Binsen ꝛc. In Sibirien und in den Steppen am Fuße des Kaukasus ist sie gemein, in Rußland und England, in Schleswig und Holstein wenigstens nicht selten. Aber auch in den übrigen Ländern Europas kann sie zuweilen häufig werden.

Während des Sommers findet man das niedliche Geschöpfchen in Gesellschaft der Wald- und gemeinen Feldmaus in Getreidefeldern, im Winter massenweise unter Feimen oder auch in Scheuern, in welche sie mit der Frucht eingeführt wird. Wenn sie im freien Felde überwintert, bringt sie einen großen Theil der kalten Zeit zwar schlafend zu, fällt aber niemals in völlige Erstarrung, und trägt deshalb während des Sommers auch recht hübsche Vorräthe in ihre Höhlen ein, um davon leben zu können, wenn die Noth an die Pforte klopft. Ihre Nahrung ist die aller übrigen Mäuse: Getreide und Sämereien von verschiedenen Gräsern, Kräutern und Bäumen, namentlich aber auch kleine Kerbthiere aller Art.

In ihren Bewegungen zeichnet sich die Zwergmaus vor allen anderen Arten der Familie aus. Sie läuft, ungeachtet ihrer geringen Größe, ungemein schnell und klettert mit größter Fertigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit. An den dünnsten Aesten der Gebüsche, an Grashalmen, die so schwach sind, daß sie sich mit ihr zur Erde beugen, schwebend und hängend, läuft sie empor, fast ebensoschnell an Bäumen, und der zierliche kleine Schwanz wird dabei so recht geschickt als Wickelschwanz benutzt, gerade als hätte der kleine Nager solche Kunst dem Brüllaffen abgestohlen. Auch im Schwimmen ist die Zwergmaus wohlerfahren und im Tauchen sehr geschickt. So kommt es, daß sie überall wohnen und leben kann.

Ihre größte Fertigkeit entfaltet die Zwergmaus aber doch noch in etwas Anderem. Sie ist eine Künstlerin, wie es wenige gibt unter den Säugethieren, eine Künstlerin, die mit den begabtesten Vögeln zu wetteifern versucht. Sie baut ein Nest, das an Schönheit alle anderen Säugethiernester weit übertrifft. Als hätte sie es einem Rohrsänger oder Stufenschwanz abgesehen, so eigenthümlich wird der niedliche Bau angelegt. Das kugelrunde Nest, welches ungefähr faustgroß ist, steht nämlich, je nach des Orts Beschaffenheit, entweder auf zwanzig bis dreißig Riedgrasblättern, deren Spitzen zerschlissen und so durcheinandergeflochten sind, daß sie das eigentliche Nest von allen Seiten umschließen, oder es hängt zwischen zwei oder drei Fuß hoch über der Erde frei an den Zweigen eines Busches, an einem Schilfstengel und dergleichen, so daß es aussieht, als schwebe es in der Luft. In seiner Gestalt ähnelt es am meisten einem stumpfen Ei, einem besonders rundlichen Gänseei z. B., dem es auch in der Größe ungefähr gleichkommt. Die äußere Umhüllung besteht immer aus gänzlich zerschlitzten Blättern des Rohrs oder Riedgrases, deren Stengel die Grundlage des ganzen Baues bilden. Der kleine Künstler nimmt jedes Blättchen hübsch mit den Zähnen in den Mund und zieht es mehrere Male zwischen den nadelscharfen Spitzen durch, bis jedes einzelne Blatt sechs-, acht- oder zehnfach getheilt, gleichsam in mehrere besondere Faden getrennt worden ist; dann wird das Ganze außerordentlich sorgfältig durcheinandergeschlungen, verwebt und geflochten. Das Innere ist mit Rohrähren, mit Kolbenwolle, mit Kätzchen und Blüthenrispen aller Art ausgefüttert. Eine kleine Oeffnung führt von einer Seite hinein, und wenn man da hindurch in das Innere greift, fühlt sich das Ganze, oben wie unten gleichmäßig geglättet und überaus weich und zart an. Die einzelnen Bestandtheile sind so dicht mit einander verfilzt und verwebt, daß das Nest einen wirklich festen Halt bekommt. Wenn man die viel weniger brauchbaren Werkzeuge dieser Mäuse mit dem geschickten Schnabel der Künstlervögel vergleicht, wird man jenen Bau nicht ohne hohe Bewunderung betrachten und muß die Arbeit der Zwergmaus gewiß über die Baukunst manches Vogels stellen, der weit besser ausgerüstet ist.

Jedes dieser Nestchen wird immer zum Hauptheile aus den Blättern derselben Pflanzen gebildet, welche den netten Ball tragen. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß das Aeußere auch fast oder ganz dieselbe Farbe hat, wie der Strauch selber, an dem es hängt. Nun benutzt die Zwergmaus jeden einzelnen ihrer Paläste blos zu ihrem Wochenbette, und das dauert nur ganz kurze Zeit:

so sind die Jungen regelmäßig ausgeschlüpft, ehe das Blätterwerk um das Nest verwelken und hierdurch eine auffällige Farbe annehmen konnte.

Man glaubt, daß jede Zwergmaus jährlich zwei bis drei Mal Junge wirft, jedes Mal ihrer fünf bis neun. Aeltere Mütter bauen immer künstlichere und vollkommenere Nester, als die jüngeren, aber auch in diesen zeigt sich schon der Trieb, die Kunst der alten auszuüben; denn bereits im ersten Jahre bauen sich die kleinen Dinger ziemlich vollkommene Nester, um darin zu ruhen. Gewöhnlich verweilen die Jungen solange in ihrer prächtigen Wiege, bis sie sehen können. Die Alte hat sie jedesmal warm zugedeckt oder vielmehr die Thür zum Neste verschlossen, wenn sie das Nestchen verlassen muß, um sich Nahrung zu holen. Sie ist inzwischen wieder mit dem Männchen ihrer Art zusammengekommen und gewöhnlich bereits von neuem trächtig, während sie ihre Kinder noch säugen muß. Kaum sind dann diese soweit, daß sie zur Noth sich ernähren können, so überläßt sie die Alte sich selbst, nachdem sie höchstens ein paar Tage lang ihnen Führer und Rathgeber gewesen ist.

Falls das Glück Einem wohl will und man gerade dazukommt, wenn die Alte ihre Brut zum ersten Male ausführt, hat man Gelegenheit, sich an einem der anziehendsten Familienbilder aus dem Säugethierleben zu erfreuen. So geschickt die junge Schar auch ist: etwas Unterricht muß ihr doch werden, und sie hängt auch noch viel zu sehr an der Mutter, als daß sie gleich selbständig sein und in die weite, gefährliche Welt hinausstürmen möchte. Da hängt nun ein Junges an diesem, das andere an jenem Halme; das zirpt zu der Mutter auf, jenes verlangt noch die Mutterbrust; dieses wäscht und putzt sich, jenes hat ein Körnchen gefunden, welches es hübsch mit den Vorderfüßen hält und aufknackt, das Nesthäkchen macht sich noch im Innern des Baues zu schaffen, das beherzteste und muthigste Männchen hat sich schon am weitesten entfernt und schwimmt vielleicht bereits unten in dem Wasser herum, aus dem das Riedgras sich erhebt: kurz, die ganze Familie ist in der lebhaftesten Bewegung und die Alte gar gemüthlich da mittendrin, hier helfend, dort rufend, führend, leitend, die ganze Gesellschaft beschützend.

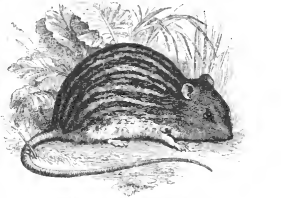
Man kann dieses anmuthige Treiben so recht gemächlich betrachten, wenn man das ganze Nest mit nach Hause nimmt und in einen enggeflochtenen Drahtbauer bringt. Mit Hanf, Hafer, Birnen, süßen Aepfeln, Fleisch und Stubenfliegen sind die Zwergmäuse leicht zu erhalten, und sie vergelten jede Mühe, welche man sich mit ihnen gibt, durch ihr angenehmes Wesen tausendfach. Ganz allerliebst sieht es aus, wenn man eine Fliege hinhält. Da fahren alle mit großen Sprüngen auf sie los, packen sie mit den Füßchen, führen sie zum Munde und tödten sie mit einer Hast und Gier, als ob ein Löwe ein Rind erwürgen wolle; dann halten sie ihre Beute allerliebst mit den Vorderpfoten und führen sie damit zum Munde. Die Jungen werden sehr bald zahm, aber mit zunehmendem Alter wieder scheuer, falls man sich nicht ganz besonders oft und fleißig mit ihnen abgibt. Um die Zeit, wo sie sich im Freien in ihre Schlupfwinkel zurückziehen, werden sie immer sehr unruhig und suchen mit Gewalt zu entfliehen, gerade so, wie die im Käfig gehaltenen Zugvögel zu thun pflegen, wenn die Zeit der Wanderung herannaht. Auch im März zeigen sie dasselbe Gelüste, sich aus dem Käfig zu entfernen. Sonst gewöhnen sie bald ein und bauen ganz lustig an ihren Kunstnestern, nehmen Blätter und ziehen sie mit den Pfoten durch den Mund, um sie zu spalten, ordnen und verweben sie, tragen allerhand Stoff zusammen, kurz, suchen sich sogut als möglich einzurichten.

Eine der schönsten Arten der ganzen Mausfamilie ist die berberische Maus (Mus barbarus), ein Thierchen, welches einen etwa 4 Zoll langen Körper und einen noch etwas längeren Schwanz besitzt und am Widerrist über 1¼ Zoll hoch ist. Ein schönes Gelblichbraun oder Röthlichlehmgelb ist die Grundfarbe des Körpers. Vom Kopfe, welcher schwarz gesprenkelt ist, zieht sich ein schwarzbrauner Längsstreif bis zur Schwanzwurzel herab, und viele ähnliche Streifen verlaufen längs der Seiten, aber in etwas ungerader Richtung. Die Unterseite ist rein weiß. Die Ohren sind röthlichgelb be-

baart, die schwarzen Schnurren endigen größtentheils in eine weiße Spitze. Der Schwanz ist oben schwarzbraun, unten gelblichbraun.

Diese Maus lebt in Nord- und Mittelafrika, besonders häufig in den Atlasländern; doch auch in den inneren Steppen kommt sie nicht selten vor. Ich beobachtete sie mehrmals in Kordofahn, sah sie jedoch immer nur auf Augenblicke, wenn sie zwischen dem hohen Gras der Steppe dahinhuschte. In Egypten findet sie sich nicht. Mein Freund Buvry theilt mir über ihre Lebensweise Folgendes mit:

„Wie alle übrigen Verwandten, welche die Steppe bewohnen, wird die berberische Maus von den Arabern schlechtweg als „Maus der Wildniß" bezeichnet, verachtet und daher wenig beobachtet. Die Eingeborenen wissen deshalb Nichts von ihr zu berichten. Man trifft sie längs der ganzen Küste Algeriens, vorzugsweise in steinigen Gegenden, zumal da, wo dürre Höhenzüge fruchtbare Ebenen begrenzen. In den Gehängen der Hügel gräbt sie sich Röhren, welche zu einer tiefer liegenden Kammer führen. In dieser speichert sich das Thier im Herbst seine Vorräthe, Kornähren und Gräser, auf und zehrt von ihnen je nach Bedürfniß, bei kaltem oder nassem Wetter. Die beim Zernagen der Aehren abfallende Spreu wird zur Ausfütterung der Kammer benutzt. Je nach der Jahreszeit besteht die Nahrung in Getreide und Sämereien oder in anderen Pflanzenstoffen. Früchte, namentlich Obstsorten, sind ihnen ein gesuchter Leckerbissen: in den Fallen, welche ich aufstellte und mit einem Stück Wassermelone köderte, fing ich viele. Ob sie auch Kerbthiere fängt und verzehrt, weiß ich nicht."


Die berberische Maus (Mus barbarus).

„In ihrem Wesen erinnert die Streifmaus vielfach an die Ratten. Sie ist gefräßig, aber auch bissig und scheut sich, wenn die Liebe zu Gatten oder Kind ins Spiel kommt, auf den überlegenen Feind loszugehen, in der Absicht, ihn zurückzuschrecken. Im übrigen ist sie eine echte Maus; sie zeigt dieselbe Gelenkigkeit, Zierlichkeit und Gewandtheit in ihren Bewegungen, wie andere Verwandte."

„Ueber ihre Fortpflanzung ist mir Nichts bekannt geworden."

Ihrer schmucken Gestalt wegen hat man die berberische Maus öfters nach Europa gebracht. Sie verträgt unser Klima recht gut, da sie in ihrem Vaterlande ja auch, wenigstens zeitweilig, ziemlich bedeutende Kälte ertragen muß. Nur wenn man sie reichlich mit Futter versieht, darf man sie ohne Scheu mit anderen ihrer Art zusammenlassen; im entgegengesetzten Falle greift die stärkere die schwächere an und frißt sie auf.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die im Innern Afrikas vorkommenden gestreiften Mäuse sich von der berberischen unterscheiden; denn die Verbreitung dieser Streifmäuse reicht über ganz Afrika hinweg, und da hier andere Verhältnisse obwalten, als bei unseren Ratten und Mäusen, welche, wie wir sahen, hauptsächlich durch die Schifffahrt von einem Erdtheile zum andern verschleppt wurden und werden, so darf man wohl annehmen, daß hier artliche Verschiedenheiten zu Grunde liegen. In der Neuzeit hat man versucht, auch diese Streifmäuse in einer eigenen Sippe zu vereinigen und von den eigentlichen Mäusen zu trennen, die Unterschiede sind aber so gering, daß Dies als unstatthaft angesehen werden mußte.

Wenn wir in gleicher Vollständigkeit, wie bisher, die Familie der Mäuse behandeln wollten, müßten wir noch eine große Anzahl derselben beschreiben, selbst, wenn wir blos die Vertreter der wichtigeren Sippen schildern wollten. Der große Reichthum der Familie macht eine genaue Bestimmung bei einigen Arten überaus schwierig oder, falls nicht genaue Abbildungen zu Hilfe kommen, geradezu unmöglich. Für uns würde es keinen großen Nutzen haben, wenn wir ausführlicher sein wollten: ich würde eben Bälge beschreiben müssen; denn über das Leben und Treiben der meisten Mäuse fehlen uns sogut wie alle Nachrichten. So mag es mir denn nachgesehen werden, wenn ich unter der großen Menge noch eine höchst beschränkte Auswahl treffe. Eines Mitgliedes der Familie müssen wir vor allen andern gedenken, des Hamsters nämlich, dieses sprichwörtlich gewordenen, habsüchtigen Geschöpfes, welches sich auf Kosten des Menschen zu ernähren und diesen ganz gehörig zu brandschatzen weiß. Der Hamster trägt Wintervorräthe ein, wie soviele andere seiner Familie, aber er ist dabei unbescheidener, als alle übrigen Winterschläfer; denn ein einziger dieser unverschämten Gesellen schleppt, wenn er kann, bis zu einem Centner an Körnern in seinen Bau. Wenn man nun von Lenz erfährt, daß in der etwas über zwölftausend Acker großen Stadtflur von Gotha im Jahre 1817 allein 111,817 und von 1818 bis 1828 129,754, in zwölf Jahren also fast eine Viertelmillion Hamster gefangen, an die Stadtbehörden abgeliefert und von diesen bezahlt wurden; wenn man dabei bedenken will, daß sicherlich noch halb soviel erschlagen wurden, ohne daß man Lohn für ihre Tödtung begehrte, und wenn man dieser außerordentlichen Summe fernerhin die Hamster und Hämsterchen hinzurechnen will, welche von den vielen und sehr thätigen Feinden des Thieres erlegt wurden: wird man mir glauben, wenn ich den Hamster ein sehr wichtiges Thier nenne und behaupte, daß Jedermann diese Gesellen kennen lernen muß.

Unser Hamster bildet mit noch etwa einem Dutzend gleichgestalteten und gleichgesinnten Thieren eine eigene Sippe (Cricetus), deren hauptsächlichstes Kennzeichen in dem plumpen, dicken Leibe mit dem sehr kurzen, dünnhaarigen Schwanze, den kurzen Gliedmaßen, von denen die Hinterfüße fünf, deren Vorderfüße vier Zehen und eine Daumenwarze besitzen, sowie in den sehr großen inneren Backentaschen liegt. Das Gebiß besteht aus sechzehn Zähnen, zwei Paar auffallend großen Nagezähnen und drei Backenzähnen in jeder Reihe, welche einfach sind und eine höckerige Kaufläche haben. Getreidefelder in fruchtbaren Gegenden des gemäßigten Europas und Asiens bilden die Aufenthaltsorte dieser Thiere. Hier graben sie sich tiefe Baue mit mehreren Kammern, in denen sie im Herbst Nahrungsvorräthe aufspeichern, und in diesen Bauen bringen sie ihr Leben hin, dessen Lust und Leid wir kennen lernen, wenn wir das unseres Hamsters (Cricetus frumentarius) erforschen.

Dieses leiblich recht hübsche, geistig aber um so häßlichere, boshafte und bissige Geschöpf erreicht eine Gesammtlänge von ungefähr einem Fuß, wovon auf den Schwanz kaum zwei Zoll kommen. Der Leib ist untersetzt, der Hals dick, der Kopf ziemlich zugespitzt; die häutigen Ohren sind mittellang, die Augen groß und hell, die Beine kurz, die Füße und Zehen recht zierlich, die lichten Krallen kurz; der Schwanz ist kegelförmig zugespitzt, aber etwas abgestutzt. Die dichte, glatt anliegende und etwas glänzende Behaarung besteht aus kürzerem und weichen Wollhaar und längerem und steiferen, auch dünnerstehenden Grannenhaar. Gewöhnlich ist die Färbung des Oberkörpers ein lichtes Braungelb, welches wegen der schwarzspitzigen Grannen in das Grauliche spielt. Die Oberseite der Schnauze und die Augengegend, sowie ein Halsband sind gewöhnlich rothbraun, ein Fleck auf den Backen ist gelb, der Mund weißlich, die Unterseite, auch die Beine mit bis zu den Füßen herab und die Hinterbeine wenigstens innen, sowie ein Streifen über der Stirn sind schwarz, die Füße dagegen weiß. Gewöhnlich stehen auch noch gelbe Flecken hinter den Ohren und vor und hinter den Vorderbeinen. Diese Färbung ändert aber sehr bedeutend ab; es gibt die verschiedensten Spielarten. Manche sind ganz schwarz, andere schwarz mit weißer Kehle, mit grauem Scheitel u. s. w., die hellen Spielarten sind blaßgraugelb mit dunkelgrauer Unterseite und blaßgelbem Schulterfleck, andere oben matt fahl, unten lichtgrau, an den Schultern weißlich; auch vollständige Weißlinge werden zuweilen gefunden.

Fruchtbare Getreidefelder vom Rhein bis an den Ob in Sibirien sind der Aufenthalt unseres Hamsters. Gebirge meidet er. In Deutschland fehlt er in den südlich und westlich gelegenen Ländern, sowie in Ost- und Westpreußen; dagegen ist er häufig in Thüringen und Sachsen. Ein Boden, welcher mäßig fest und trocken, dabei aber fruchtbar ist, scheint die Hauptbedingung für den Hamster zu sein, wenn er sich wohlbefinden soll. Er verlangt, daß die Baue, welche er gräbt, dauerhaft sind, und meidet aus diesem Grunde alle sandigen Gegenden; aber er will sich auch nicht sehr anstrengen beim Graben und verschont deshalb sehr festen, steinigen Boden oder Wälder mit seinen Ansiedelungen. Das Wasser kann er nicht vertragen und weicht ihm ängstlich aus. An seinen



Hamster (Cricetus frumentarius).

Lieblingsorten ist er immer häufig, allein manchmal tritt er in ganz unglaublichen Scharen auf: die vorhin angegebenen Zahlen mögen Dies am besten beweisen.

Seine Baue sind ziemlich kunstreich. Sie bestehen zunächst aus einer großen Wohnkammer, welche in einer Tiefe von 3 bis 6 Fuß liegt, aus einer schrägen Ausgangs- und einer senkrechten Eingangsröhre. Durch Röhren steht diese Wohnkammer mit der Vorrathskammer in Verbindung. Je nach Geschlecht und Alter des Thieres sind die Baue verschieden angelegt, die junger Hamster sind die flachsten und kürzesten, die des Weibchens bedeutend größer; die größten aber baut sich der alte Rammler. Man erkennt den Hamsterbau leicht an dem Erdhaufen, welcher vor der Ausgangsröhre liegt und gewöhnlich mit Spreu und Hülsen bestreut ist. Das Fallloch geht immer ganz senkrecht in die Erde hinein, bisweilen so gerade, daß man einen 3 bis 6 Fuß langen Stock in dasselbe stecken kann, doch

fällt es nicht in die Kammer ein, sondern biegt sich unten bald wagrechter, bald schiefer nach derselben hin. Das Schlupfloch dagegen geht selten in gerader Richtung, sondern mehr gebogen nach der Kammer zu; beide Löcher sind wenigstens vier, oft aber auch 5 bis 12 Fuß von einander entfernt. An den Gängen kann man sehr leicht ersehen, ob ein Bau bewohnt ist oder nicht. Findet sich in ihnen Mos, Schimmel oder Gras, oder sind sie auch nur rauh, so sind es entschieden verlassene; denn jeder Hamster hält sein Haus und seine Hausthür außerordentlich rein und in Ordnung. Länger bewohnte Gänge werden beim Aus- und Einfahren so durch das Haar geglättet, daß ihre Wände manchmal glänzen. Außen sind die Löcher etwas weiter, als in ihrem Fortgange; dort haben sie meistens 2 bis 3 Zoll im Durchmesser. Die Kammern sind verschieden in ihrer Größe; die Wohnkammer ist die kleinere. Sie ist mit sehr feinem Stroh, meistens mit den Scheiden der Halme angefüllt, welche eine weiche Unterlage bilden; ihre Wände sind glatt und eben. Drei Gänge münden in sie ein, der eine vom Schlupf-, der andere vom Fallloche und der dritte von der Vorrathskammer kommend. Diese ähnelt der ersten Kammer vollständig. Sie ist rundlich oder eiförmig, oben gewölbt, inwendig glatt und gegen den Herbst hin ganz mit Getreide ausgefüllt. Junge Hamster legen blos eine an, die Alten aber, namentlich die Rammler, welche den ganzen Sommer hindurch nur einschleppen, graben sich 3 bis 5 solche Speicher, und hier findet man denn auch 3 bis 6 Metzen Frucht. Manchmal verstopft der Hamster den Gang vom Wohnzimmer aus zur Vorrathskammer mit Erde, zuweilen füllt er ihn auch mit Körnern an. Diese werden so fest zusammengedrückt, daß der Hamstergräber sie gewöhnlich erst mit einem eisernen Werkzeug auseinanderkratzen muß, wenn er die Kammern ausbeuten will. Früher behauptete man, daß der Hamster jede Getreideart besonders aufschichte; Dies ist aber ein Irrthum, soweit geht sein Ordnungssinn nicht. Er trägt die Körner ein, wie er sie findet, und hebt sie unter der Erde auf. Selten sind sie auch ganz rein von Aehrenhülsen oder Schalen. Wenn man in einem Bau die verschiedenen Getreidearten wirklich getrennt findet, rührt Das nicht von dem Ordnungssinn des Thieres her, sondern weil es eben zur betreffenden Zeit nur diese und dann nur jene Getreideart fand. In dem Gange, welcher nach dem Schlupfloche führt, zeigt sich oft kurz vor der Kammer eine erweiterte Stelle, wo der Hamster seinen Mist abzulegen pflegt.

Der Nestbau des Weibchens weicht in mancher Hinsicht von dem beschriebenen ab; er hat nur ein Schlupfloch, aber 2 bis 8 Falllöcher, obgleich von diesen, solange die Jungen noch klein sind, gewöhnlich nur eins recht begangen wird, bis später die Jungen auch die anderen benutzen. Das Wochenbett ist rundlich, hat ungefähr einen Fuß im Durchmesser, ist 3 bis 5 Zoll hoch und besteht aus sehr weichem Stroh. Von der Nestkammer aus gehen zu allen Falllöchern besondere Röhren, manchmal verbinden auch wieder Gänge diese unter sich. Vorrathskammern finden sich sehr selten im Nestbau; denn das Weibchen trägt, solange sie Junge hat, für sich Nichts ein.

Die Hamster sind trotz ihrer scheinbaren Plumpheit ziemlich gewandte Thiere. Ihr Gang ist kriechend, dem des Igels ziemlich ähnlich, der Unterleib schleppt fast auf der Erde. Dabei machen sie ganz kleine Schritte, scheinbar mit viel Bedacht. Im Zorn bewegt der Hamster sich heftiger und vermag dann auch ziemlich große Sprünge und hohe Sätze auszuführen. Wo er Widerhalt findet, klettert er recht leidlich in die Höhe, namentlich an solchen Stellen zeigt er sich sehr geschickt, wo er sich auf beiden Seiten anstemmen kann. In den Ecken von Kisten z. B. oder zwischen Schränken und der Wand, auch in Vorhängen klimmt er sehr rasch empor. Mit einem seiner Beine vermag er sich an einer Kante festzuhalten, und er ist geschickt genug, sich zu drehen und die Höhe, von welcher er herunterhängt, wiederzugewinnen, selbst wenn er blos mit einem Hinterbeine sich aufgehangen hatte. Meisterhaft versteht er das Graben. Wenn man ihn in ein Faß mit Erde steckt, geht er augenblicklich ans Werk. Er scharrt mit den Vorderfüßen die Erde los, nimmt aber auch die Zähne mit zu Hilfe, wenn der Grund zu hart ist. Die losgegrabene Erde wirft er zuerst unter den Bauch, holt sie dann mit den Hinterbeinen hervor und schleudert sie hinter sich. Kommt er in die Tiefe, so schiebt er rückwärtsgehend ganze Haufen auf einmal heraus. Die Backentaschen füllt er sich

aber niemals mit Erde, wie fälschlich oft behauptet wurde. Im Wasser bewegt er sich nicht ungeschickt, obwohl er dasselbe ängstlich meidet. Wirft man ihn in ein damit gefülltes Gefäß, so schwimmt er rasch umher, knurrt aber wüthend dabei und beweist überhaupt, daß er sich höchst ungemüthlich fühlt. Das Bad strengt ihn auch derart an, daß er alle ihm sonst eigene Bosheit und Wuth gänzlich vergißt und froh ist, wenn er sich wieder auf dem Trockenen fühlt. Sogleich nach dem Bade beginnt ein höchst sorgfältiges Putzen. Der Hamster ist mit seinen Vorderfüßen ungemein geschickt; er versteht sie ganz wie Hände zu benutzen. Mit ihnen führt er die Nahrung zum Munde, mit ihnen hält und dreht er die Aehren, welche er enthülsen will, um die Körner in seinen Backentaschen aufzuspeichern, und mit ihrer Hilfe bringt er auch seinen Pelz in Ordnung. Sobald er aus dem Wasser kommt, schüttelt er sich erst tüchtig ab; dann setzt er sich auf die Hinterbeine und beginnt nun eifrig, zu lecken und zu putzen. Zuerst kommt der Kopf daran. Er legt beide Hände bis an die Ohren und zieht sie nach vorwärts über das Gesicht, wie er thut, wenn er sich sonst wäscht; dann nimmt er einen Haarbüschel nach dem andern und reibt ihn solange zwischen den Händen, bis er den erforderlichen Grad von Trockenheit zu haben scheint. Die Haare der Schenkel und des Rückens weiß er auf sehr sinnreiche Art wieder zu ordnen. Er setzt sich dabei auf die Schenkel und den Hinteren und leckt und kämmt mit den Zähnen und Pfoten gemeinschaftlich, wobei er letztere außerordentlich rasch von oben nach unten bewegt; die Hauptarbeit scheint hier aber mit der Zunge zu geschehen. Eine derartige Reinigung dauert immer eine ziemlich lange Zeit und scheint gleichsam mit sichtlichem Widerstreben ausgeführt zu werden.

Wenn der Hamster überrascht wird, erhebt er sich augenblicklich auf die Hinterbeine und läßt dabei die Vorderbeine herabhängen, eine Hand gewöhnlich etwas tiefer, als die andere. So starrt er den Gegenstand, welcher ihn in Aufregung versetzte, scharf an, augenscheinlich bereit, bei einer sich bietenden Gelegenheit auf ihn loszufahren und von seinen Zähnen Gebrauch zu machen.

Die höheren Sinne des Hamsters scheinen ziemlich gleich ausgebildet zu sein, wenigstens bemerkt man nicht, daß der eine vor dem andern besonders entwickelt wäre. Die geistigen Eigenschaften des Thieres sind nicht gerade geeignet, ihn zu einem Liebling des Menschen zu machen. Der Zorn beherrscht sein ganzes Wesen in einem Grade, wie bei kaum einem anderen Nager von so geringer Größe, Ratten oder Lemminge etwa ausgenommen. Bei der geringsten Ursache stellt sich der Hamster trotzig zur Wehr, knurrt tief und hohl im Innern, knirscht mit den Zähnen und schlägt sie ungemein schnell und heftig auf einander. Ebensogroß als sein Zorn, ist auch sein Muth. Er wehrt sich gegen jedes Thier, welches ihn angreift, und solange, als er kann. Ungeschickten Hunden gegenüber bleibt er fast regelmäßig Sieger; nur die klugen Pintscher wissen ihn zu packen und schütteln ihn, wenn Dies geschehen ist, fast augenblicklich zu Tode. Alle Hunde hassen den Hamster fast ebenso, wie den Igel, weil sie sich ärgern, ihre Herrschaft einem so kleinen Thiere nicht immer aufzwingen zu können. Sie verfolgen ihn mit großem Eifer und bestehen dann die drolligsten Kämpfe mit dem erbosten Gegner. Es dauert immer einige Zeit, ehe der Hamster überwunden wird, und sehr oft verkauft er seine Haut theuer genug. „Sobald er merkt,“ sagt Sulzer, welcher ein ganzes Buch über den Hamster geschrieben hat, „daß es ein Hund mit ihm zu thun haben will, leert er, wenn seine Backen mit Getreide vollgestopft sind, solche erstlich aus, alsdann wetzt er die Zähne, indem er sie sehr geschwind auf einander reibt, athmet schnell und laut mit einem zornigen Aechzen, das sich mit dem Schnurren eines Schlafenden vergleichen läßt, und bläst zugleich die Backentaschen dergestalt auf, daß der Kopf und Hals viel dicker aufschwellen, als der hintere Theil des Leibes. Dabei richtet er sich auf und springt in dieser Stellung wohl zwei Fuß gegen seinen Feind in die Höhe, und wenn dieser weicht, ist er kühn genug, ihn zu verfolgen, indem er ihm wie ein Frosch nachhüpft. Die Plumpheit und Heftigkeit seiner Bewegungen sehen dabei so lustig aus, daß man sich des Lachens kaum erwehren kann. Der Hund wird seiner nicht eher Meister, als bis er ihm von hinten beikommen kann. Dann faßt er ihn sogleich bei dem Genick oder im Rücken und schüttelt ihn zu Tode.“

Aber nicht allein gegen Hunde wehrt sich der Hamster; er greift auch kühn den Menschen an, selbst Den, welcher gar Nichts mit ihm zu schaffen haben mag. Es kommt nicht selten vor, daß man ruhig an einem Hamsterbau vorübergeht und plötzlich das wüthende Thier in seinen Kleidern hängen hat. An Pferden beißt er sich ebenfalls fest, und gegen Raubvögel, die ihn vom Boden erhoben, wehrt er sich noch in der Luft. Wenn er sich einmal eingebissen hat, hält er so fest, daß man ihn todtschlagen kann, ehe er nachläßt.

Daß ein so wüthendes Thier nicht verträglich sein kann, ist erklärlich. Die eigenen Kinder mögen nicht mehr bei der Mutter bleiben, sobald sie größer geworden sind; der männliche Hamster beißt den weiblichen todt, wenn er außer der Paarungszeit mit ihm zusammenkommt. In der Gefangenschaft leben die Hamster nur selten mit einander in Frieden, alte wahrscheinlich niemals. Junge, welche noch nicht ein Jahr alt sind, vertragen sich besser. Ich habe selbst längere Zeit in einer Kiste drei Stück gehabt, welche sich niemals zankten, sondern im Gegentheil recht verträglich bei einander hockten, meistens einer noch auf dem andern. Junge Hamster aus verschiedenen Nestern fallen aber augenblicklich über einander her und beginnen den Kampf auf Leben und Tod. Aeußerst lustig ist es, wenn man ihm einen Igel zur Gesellschaft gibt. Zuerst betrachtet er neugierig den sonderbaren Kauz, welcher seinerseits sich nicht groß um ihn kümmert und ruhig seines Weges geht. Doch die Ruhe wird bald gestört. Der Igel kommt zufällig in die Nähe seines Mitgefangenen, ein ärgerliches Grunzen begrüßt ihn, und erschreckt rollt er sich zur Kugel ein. Jetzt geht der Hamster auf Erforschungsreisen aus. Der Stachelballen wird berochen und — seine blutige Nase belehrt ihn gründlich von der Vielseitigkeit der Horngebilde. Wüthend stößt er die Kugel von sich — o weh, auch die Hand ist verwundet! Jetzt wetzt er die Zähne, quiekt, faucht, springt auf den Ball, springt entsetzt wieder herab, versucht, ihn mit dem Rücken wegzuschieben, sticht sich in die Schulter, wird immer wüthender, macht neue vergebliche Anstrengungen, sich des Ungeheuers zu entledigen, holt sich neue Stiche in Hände und Lippen und stellt sich endlich mehr erstaunt als erbost vor dem Stachelhelden auf die Hinterbeine und betrachtet ihn mit unendlich komischer Scheu und mit verbissener Wuth, oder läßt diese an irgendwelchem Dinge aus, auch an einem ganz unschuldigen mitgefangenen Hamster, welchem er die dem Igel zugedachten Bisse beizubringen sucht. So oft der Igel sich rührt, geht der Tanz von neuem an: — der Beschauer möchte bersten vor Lachen.

Mit anderen kleineren Thieren verträgt er sich natürlich noch weniger, als mit seines Gleichen, ja, er macht förmlich Jagd auf solche; denn seine Nahrung besteht zum guten Theil auch aus lebenden Thieren. Kleine Vögel, Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern und Kerbthiere frißt er noch lieber, als Pflanzenstoffe, und wenn man ihm einen lebenden Vogel in seinen Käfig wirft, springt er blitzschnell zu, zerbeißt ihm zuerst die Flügel, tödtet ihn dann mit einem einzigen Biß in den Kopf und frißt ihn nun ruhig auf. Das Pflanzenreich muß ihm Alles, was irgendwie genießbar ist, zur Nahrung liefern. Er verzehrt grüne Saat= und andere Kräuter, Hülsenfrüchte, Möhren, Kartoffeln und dergleichen, auch Wurzeln von manchen Kräutern, sowie Obst, es mag unreif oder reif sein. In der Gefangenschaft nährt er sich auch von allerlei Gebackenem, wie Kuchen und Brod, von Butter, Käse u. s. w., kurz, das Thier ist ein wahrer Allesfresser.

Auch der Hamster ist ein Winterschläfer. Er erwacht, sobald die Erde aufgethaut ist, oft schon im Februar, sicher im März. Anfangs öffnet er seine verstopften Löcher noch nicht, sondern hält sich still unten im Bau und zehrt von seinen eingetragenen Vorräthen. Gegen die Mitte des März erschließen die alten Männchen, anfangs April die alten Weibchen das Fallloch. Jetzt suchen sie sich bereits außen Nahrung, junge Klatschrosen, frische Saat, die Körner von Sommergetreide und dergleichen, tragen wohl auch von frischbesäten Ackerstücken, wo sie die Körner sorgfältig auflesen, einige Pfund Getreide in ihren Bau ein. Die jungen Pflanzen aber behagen ihnen bald mehr, als die Körner, und dann gehen sie dieser Nahrung nach oder nehmen ab und zu auch wohl ein ungeschicktes Vögelchen oder eine Maus, einen Käfer, eine Raupe als willkommene Beute mit hinweg. Zu derselben Zeit pflegen sie sich einen neuen Bau zu graben, in welchem sie den Sommer zu ver-

leben gedenken, und sobald dieser fertig ist, paaren sich die Geschlechter. Der Sommerbau ist gewöhnlich nur einen, höchstens zwei Fuß tief, und der Kessel mit einem Wochenneſt ausgefüttert, neben welchem dann eine einzige Kammer angelegt wird, falls es viel Saatgetreide in der Umgegend gibt. Ende April begeben sich die Männchen in die Behausung der Weibchen und leben, wie es scheint, friedlich einige Tage beisammen; ja, sie zeigen sogar insofern eine große Anhänglichkeit an einander, als sie sich gegenseitig beistehen, wenn es gilt, eines oder das andere zu vertheidigen. Kommen zwei Männchen zu einem Weibchen, so beginnt augenblicklich ein heftiger Zweikampf, bis der schwächere der Gegner unterliegt oder entweicht: man findet oft genug Rammler, welche auf ihrem Leibe tiefe Narben tragen, die Zeichen von solchem Strauß in Liebessache. In welcher Weise die Begattung vor sich geht, ist nicht bekannt. Man hat sich vergeblich bemüht, Dies an zahmen zu erforschen, und weiß nur, daß das unartige Weibchen, sobald es sich befruchtet fühlt, den Rammler sofort wieder aus ihrem Baue entfernt durch Güte oder durch Gewalt. Von diesem Augenblicke an herrscht unter den vor kurzem so zärtlichen Liebesleuten eine Erbitterung, wie gegen jedes andere fremde Geschöpf. Etwa vier bis fünf Wochen nach der Begattung, zum ersten Male gegen Ende des Mai, wirft das Weibchen in seinem weich und warm ausgefütterten Neste 6 bis 18 Junge, und jedes Weibchen heckt in einem Sommer wenigstens zwei Mal. Die Jungen kommen nackt und blind zur Welt, bringen aber ihre Zähne schon mit. Bei ihrer Geburt wiegen sie ein wenig über ein Quentchen; sie wachsen jedoch außerordentlich schnell, denn sie haben die Augen noch nicht offen, wenn sie bereits zwölf Mal soviel wiegen. Ungefähr mit dem achten oder neunten Tage ihres Lebens öffnen sie die Augen und beginnen nun auch im Neste herumzukriechen. Die Alte behandelt ihre Brut mit viel Liebe und duldet es auch, daß man ihr andere Junge zum Säugen anlegt, selbst wenn diese nicht die gleiche Größe wie ihre Kinder haben. Am vierzehnten Tage ihres Alters fangen die jungen Hamster schon zu wühlen an, und sobald sie Dies können, denkt die unfreundliche Alte daran, sie selbständig zu machen, d. h. sie jagt sie einfach aus dem Bau hinaus und zwingt sie, auf eigene Faust für ihren Unterhalt zu sorgen. Dies scheint den Hämsterchen nicht eben schwer zu werden, denn bereits mit dem fünften oder sechsten Tage, wo sie kaum behaart und noch vollständig blind sind, wissen sie recht hübsch ein Weizenkorn zwischen ihre Vorderpfötchen zu fassen und verstehen ganz prächtig, die scharfen Zähnchen zu benutzen. Bei Gefahr huschen die kleinen Thierchen, so erbärmlich sie aussehen, recht behend im Bau herum, und das eine hat sich bald aufs geschickteste in diesen, das andere in jenen Winkel zu verbergen gewußt, wenn auch die meisten der Alten nachgefolgt sind. Diese, sonst so wüthend und boshaft, so muthig und tapfer, zeigt sich feig, wenn es gelten sollte, ihre Brut zu vertheidigen; sie entflieht auf erbärmliche Weise, sobald sie spürt, daß man ihr oder ihnen nahe kommt, und verkriecht sich mit ihrer Brut in das blinde Ende eines Ganges, welchen sie so schnell als möglich nach dem Neste zu mit Erde zu verstopfen sucht, oder mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit weitergräbt. Die Jungen folgen ihr durch Dick und Dünn, durch den Hagel von Erde und Sand, den sie hinter sich wirft. Neugeborene Junge sehen, nachdem sie abgetrocknet sind, fast blutroth aus und lassen ein Gewimmer vernehmen, wie es kleine Hunde auszustoßen pflegen. Sie erhalten mit dem zweiten oder dritten Tage ein feines Flaumenhaar, welches sich aber bald verdichtet und den ganzen Körper einhüllt. Doch brauchen sie immer ein ganzes Jahr, ehe sie ihre vollständige Größe erreichen; aber es scheint fast, daß im Mai geborene Weibchen im Herbst bereits zur Fortpflanzung geschickt sind.

Sobald die Felder sich gilben und die Körner reifen, haben die Hamster viel zu thun mit der Ernte. Leinknoten, große Puffbohnen und Erbsen scheinen von ihnen allen übrigen Früchten vorgezogen zu werden. Ein Hamster, der in einem Flachsstücke liegt, wird nicht leicht etwas anderes einernten, als die Knollen davon, ebenso ist es im Erbsenfelde; doch wissen sich die Thiere recht wohl in andere Arten von Feldfrüchten zu schicken. Man hat beobachtet, daß die alten Rammler, welche Zeit genug haben, das Getreide auslesen und viel sorgfältiger aufschichten, als die Hamsterweibchen, welche nach der letzten Brut noch rasch einen Bau graben und hier die Speicher füllen müssen. Nur

wo der Hamster ganz ungestört ist, verrichtet er seine Ernte bei Tage; gewöhnlich ist die erste Hälfte der Nacht und der Morgen vor Sonnenaufgang seine Arbeitszeit. Er biegt mit den Vorderhänden die hohen Halme sehr geschickt um, schneidet mit einem Bisse die Aehre ab, faßt sie mit den Pfoten, dreht sie ein paarmal hin und her und hat sie nun nicht blos entkörnt, sondern die Körner auch gleich in den Backentaschen verborgen. So werden die weiten Schleppsäcke gefüllt bis zum Uebermaß; manchmal schafft einer seine sechs Loth Körner auf einem Gange nach Hause. Ein so beladener Hamster sieht höchst spaßhaft aus und ist das ungeschickteste Thier der Welt. Man kann ihn mit den Händen ohne Furcht anfassen; denn die vollgepfropften Taschen hindern ihn am Beißen; nur darf man ihm nicht Zeit lassen, sonst streicht er augenblicklich die Körner heraus und setzt sich in Vertheidigungszustand.

Anfangs Oktober, wenn es kalt wird und die Felder leer sind, denkt der Hamster ernstlich daran, sich seine Winterwohnung herzurichten. Zuerst verstopft er das Schlupfloch von der Kammer an bis oben hinauf so dicht als möglich mit Erde, dann vermauert er sein Fallloch und zwar von innen heraus, manchmal nicht ganz bis zur Oberfläche der Erde. Hat er noch Zeit oder fürchtet er den Frost, so gräbt er sich ein tieferes Nest und tiefere Kornkammern, als bisher, und speichert hier seine Vorräthe auf. Das Lager ist sehr klein und mit dem feinsten Stroh dicht ausgepolstert. Nunmehr frißt sich der faule Gauch gehörig an und legt sich endlich zusammengerollt zum Schlafen nieder. Gewöhnlich liegt er auf der Seite, den Kopf an den Bauch gezogen zwischen den Hinterbeinen. Alle Haare befinden sich in der schönsten Ordnung, stehen aber etwas steif vom Körper ab. Die Glieder sind eiskalt anzufühlen und sehr schwer zu beugen, sie schnellen auch, wie bei todten Thieren, wenn man sie gewaltsam gebogen hat, sofort wieder in die frühere Lage zurück. Die Augen sind geschlossen, sehen aber hell und klar aus, wie beim lebenden, und schließen sich auch von selbst wieder. Ein Athemholen oder ein Herzpochen fühlt man nicht. Das ganze Thier stellt ein lebendes Bild des Todes dar. Gewöhnlich schlägt das Herz in der Minute 14 bis 15 Mal. Vor dem Aufwachen bemerkt man zunächst, daß die Steifigkeit nachläßt. Dann fängt der Athem an, es folgen einige Bewegungen, der Schläfer gähnt und gibt einen röchelnden Laut von sich, streckt sich, öffnet die Augen, taumelt wie betrunken umher, versucht, sich zu setzen, fällt aber um, richtet sich von neuem auf, besinnt sich und läuft endlich langsam umher, frißt auch sofort, wenn man ihm Etwas vorwirft, putzt und streichelt sich und ist endlich ganz munter. Uebrigens muß man sich immer vorsehen, wenn man einen solchen Erweckungsversuch mit einem Hamster macht; denn auch der scheinbar ganz leblose belehrt Einen manchmal in der allerempfindlichsten Weise, daß er nicht todt ist. Auch im Freien müssen die Hamster mitten im Winter aufwachen; denn manchmal öffnen sie ihre Löcher im Dezember bei einer Kälte von mehreren Graden unter Null und laufen ein wenig auf den Feldern umher. In einer Stube, welche beständig geheizt wird, kann man sie das ganze Jahr hindurch wach erhalten, sie befinden sich aber doch nicht wohl und sterben bald.

Es ist ein wahres Glück, daß der Hamster, welcher sich zuweilen wahrhaft furchterweckend vermehrt und dann ungeheuren Schaden anrichtet, soviele Feinde hat. Die **Bussarde** und die **Eulen**, die **Raben** und manche andere Vögel, vor allem aber **Iltis** und **Wiesel** sind ununterbrochen auf seiner Fährte und tödten ihn, wo sie nur können. Der Iltis und das große Wiesel folgen ihm auch in seine unterirdischen Wohnungen und müssen deshalb als die wichtigsten aller seiner Feinde angesehen werden. Diesen gewandten Räubern muß der bissige Nager regelmäßig erliegen, obgleich es ohne heftige Kämpfe nicht abgeht. Jeder Landwirth müßte diese beiden nützlichen Raubthiere, wenn er seinen Vortheil erkennen wollte, nach allen Kräften schonen und hegen und pflegen; statt dessen aber schlägt der unwissende Bauer jeden Iltis und jeden Wiesel ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder, gewöhnlich ohne zu wissen, warum.

In einigen Gegenden zieht der Mensch regelrecht gegen den Hamster zu Felde. In Thüringen z. B. gibt es Leute, welche sich ein wirkliches Geschäft daraus machen, die Hamster auszugraben und umzubringen. Die Gemeindekassen pflegen für jeden erlegten Hamster eine Kleinigkeit zu zahlen,

für einen Rammler und einen Jungen weniger, für ein Weibchen mehr. Den Hauptgewinn der Jagd aber bilden die Vorräthe, welche dieses eigenthümliche Wild sich eingetragen hat; die Leute waschen die Körner einfach ab, trocknen sie wieder und vermahlen sie dann wie anderes Getreide. Auch die Felle werden benutzt, obgleich noch nicht in der Ausdehnung, als sie es verdienen, denn nach allen Erfahrungen geben sie ein ganz vortreffliches, leichtes und dauerhaftes Pelzwerk. In manchen Gegenden wird auch das Fleisch der Hamster verzehrt, und es ist auch wirklich nicht der geringste Grund vorhanden, gegen solche Nahrung Etwas einzuwenden; denn das Fleisch ist jedenfalls ebensogut, als das des Eichhörnchens oder anderer Nager, deren Wildpret man mit Vergnügen verzehrt. Somit ist der Nutzen, welchen der Hamster stiftet, immerhin nicht ganz unbeträchtlich; freilich aber wiegt er den großen Schaden nicht zum hundertsten Theile auf.

Unter den übrigen Mäusen dürfte noch die **Sumpfratte** (Hydromys chrysogaster) für uns bemerkenswerth sein, hauptsächlich ihrer Größe wegen. Sie wird nämlich beinahe zwei Fuß lang, wovon etwa zwei Fünftel auf den Leib kommen. Ihre Heimat ist Vandiemensland, wo sie haupt-



Die Sumpfratte (Hydromys chrysogaster).

sächlich an Flußufern und an der Meeresküste lebt. Sie geht ebensowohl in das frische, als in das gesalzene Wasser, schwimmt und taucht vortrefflich und erinnert in vieler Hinsicht an unsere Wasserratte. Im übrigen ist ihre Lebensweise noch nicht bekannt. Von den eigentlichen Ratten unterscheidet sie sich durch das Gebiß, den gestreckten Leibesbau und die sehr niederen Füße. Die Schnauze ist stumpf, die Ohren sind abgerundet, die Füße fünfzehig, die hinteren durch Schwimmhäute verbunden. Der Schwanz spitzt sich stark zu. Im Gesicht fallen die kopflangen Grannen besonders auf. Bis jetzt kennt man nur eine einzige Art dieser Sippe. Sie ist oben glänzend schwarzbraun mit fahler Sprenkelung, an den Seiten und unten schön falbgrau mit orangegelbem Schimmer; die Wollhaare sind lichtgrau, die oberen Grannen theils ganz schwarz, theils in der Oberhälfte goldgelb, mit schwarzer Spitze oder auch ohne solche. Die Füße sind mit dicht anliegenden, dunklen Haaren bekleidet, der Schwanz am Ende mit lichteren und steifen.

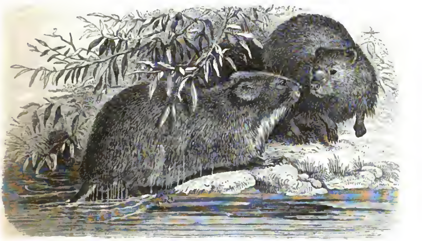
Die Familie der **Wühlmäuse** (Arvicolini oder Hypudaei) umfaßt eine ziemliche Anzahl von kleinen, einander sehr ähnlichen Nagethieren, welche noch vielfach an die Mäuse erinnern und deshalb ihnen früher auch untergeordnet wurden. Aeußerlich unterscheiden sie hauptsächlich der plumpe Körperbau, der dicke Kopf, die ganz versteckten oder nur wenig aus dem Kopfe hervorragenden Ohren und der kurze Schwanz, welcher höchstens zwei Drittel der Körperlänge erreicht. Im Gebiß finden sich drei Backzähne, welche aus mehreren in der Mitte schwach geknickten Platten bestehen und keine eigentlichen Wurzeln haben. Ihre Kaufläche erscheint zickzackförmig, weil an den Seiten tiefe Furchen zwischen den einzelnen Platten herablaufen. Je nach der größeren oder geringeren Einbuchtung der Zähne und der Verhältnisse zu einander ordnen sich nun die verschiedenen Sippen; für uns aber würde es zu weit führen, wenn wir diese spitzfindigen Unterscheidungsmerkmale genauer prüfen wollten.

Die Wühlmäuse bewohnen den Norden der alten und neuen Welt. Sie leben in Erdröhren und Erdlöchern, welche sie selbst graben, sowohl in Ebenen, als im Gebirge, auf bebautem Lande, wie auf ziemlich wüstem, auf Feldern, Wiesen, in Gärten, an den Ufern von Flüssen, Bächen, Seen, Teichen. Fast alle meiden die Nähe des Menschen, und nur wenige kommen zuweilen in seine Ställe und Scheuern oder in seine Gärten herein. Ihre Baue bestehen aus längeren oder kürzeren, einfacheren oder verzweigteren Röhren, welche sich vor anderen oft durch große Flachheit auszeichnen. Manche bauen aber hüttenförmige Kessel und andere mehr oder minder künstliche Wohnungen. Die meisten wohnen einzeln oder paarweise zusammen; doch scheinen sie die Geselligkeit zu lieben und vereinigen sich zuweilen in bedeutenden Scharen. Ihre Nahrung nehmen sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche, und viele tragen sich Wintervorräthe ein, obgleich sie keinen Winterschlaf abhalten. Manche verschmähen aber auch thierische Stoffe nicht. Im übrigen ähneln sie den wirklichen Mäusen fast in jeder Hinsicht. Ihre Lebensweise ist ebensogut eine nächtliche, als tägliche, wie bei jenen; ihre Bewegungen sind ziemlich rasch, jedoch nicht so behend und gewandt, wie die echter Mäuse. Wenige Arten können klettern; aber fast alle verstehen das Schwimmen meisterhaft, einige leben ja ganz und gar im Wasser, andere monatelang wenigstens im Schnee, wo sie sich lange Gänge ausgraben und selbst künstliche Nester bauen. Einzelne Arten unternehmen, wahrscheinlich vom Nahrungsmangel getrieben, große Wanderungen, und diesen Wanderungen haben wir es zuzuschreiben, daß gegenwärtig mehrere Arten in Europa heimisch geworden sind, welche früher nur in Asien lebten. Unter ihren Sinnen stehen Geruch und Gesicht obenan. Das Gehör ist gewöhnlich nicht besonders entwickelt. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Alle vermehren sich stark, manche Arten geradezu in unglaublicher Weise. Dem Menschen nützt nur eine einzige Art; die meisten der übrigen bringen ihm Schaden und werden deshalb von ihm gehaßt und auf jede Weise verfolgt.

Die verschiedenen Wühlmäuse stimmen im allgemeinen sehr überein und sind schwieriger zu unterscheiden, als die meisten übrigen Säugethiere. Durch Verschiedenheit in der Lebensweise, in Aufenthalt und Verbreitung unterscheiden sich manche sehr auffallend, während sie in der Gestalt und Färbung einander außerordentlich nahe stehen. Deshalb sind bis heutigen Tag noch die Untersuchungen über sie keineswegs geschlossen und viele Forscher noch sehr im Unklaren. Als die sichersten Anhaltspunkte dieser Bestimmung der Arten gilt die Bildung der Backzähne, welcher sich einige Eigenthümlichkeiten des Schädels anschließen; auch die bezügliche Größe der Ohren ist von Bedeutung. Die Färbung dagegen zeigt vielfache Schwankungen; junge Thiere sind durchgängig trüber gefärbt, als die Alten, und diese in Gebirgsgegenden wieder dunkler und trüber, als in der Ebene. Wir beschränken uns hier auf die wichtigsten Arten der Gruppe.

In der **Bisamratte** oder **Ondatra** (Fiber zibethicus), der einzigen nützlichen Art dieser Familie, sehen wir den Vertreter der ersten Sippe vor uns. Sie bildet gleichsam einen Uebergang von der Familie der Biber zu den Wühlmäusen, gehört aber doch ganz unzweifelhaft den letzteren zu.

Man kann sie als eine große Wasserratte mit langem Schwanze, breiten Hinterfüßen, stumpfer Schnauze und kurz behaarten und verschließbaren Ohren betrachten. Die Vorderfüße haben vier Zehen und eine Daumenwarze, die Hinterfüße fünf Zehen, welche seitlich, wie der Mittelfuß, mit langen Schwimmhaaren besetzt sind und ziemlich starke Krallen tragen. Der Schwanz ist nur hinten gerundet, übrigens seitlich zusammengedrückt, gegen das Ende zweischneidig und mit kleinen Schuppen besetzt, zwischen denen an den Seiten kurze, ziemlich dünnstehende, aber glatt anliegende Härchen hervortreten, welche auch die beiden Seiten besäumen. In der Nähe der Geschlechtstheile befindet sich eine Drüse von der Größe einer kleinen Birne, welche nach außen mündet und eine weiße, ölige, sehr stark nach Zibet riechende Flüssigkeit absondert. Der Kopf ist rundlich, ziemlich kurz und breit, die Schnauze ist dick und abgestumpft, die Ohren sind fast unter dem Pelze versteckt, die Augen klein, die Oberlippe ist gespalten und seitlich mit langen Schnurren besetzt. Der Leib ist untersetzt und der Hals kurz und dick. Die Hinterbeine sind entschieden länger, als die vorderen. Das Fell ähnelt dem des Bibers: es ist dicht, glatt anliegend, weich und glänzend. Sein Wollhaar ist außerordentlich zart, fein und kurz, das Grannenhaar stark glänzend und doppelt so lang, als jenes. Auf



Die Bisamratte (Fiber zibethicus).

der Oberseite ist es braun, auf der Unterseite grau, hier und da röthlich angeflogen. Bisweilen spielt auch die Oberseite mehr oder weniger ins Gelbliche. Die Schwimmhaare an den Zehen sind weiß, der Schwanz ist schwarz, die Krallen sind röthlichhornfarben. Selten finden sich ganz dunkle Abarten, häufiger kommen Weißlinge vor. Erwachsene Männchen werden fast zwei Fuß lang, wobei auf den Schwanz ungefähr zwei Fünftheile kommen.

Die Ondatra bewohnt die zwischen dem 30. und 69. Grade nördlicher Breite gelegenen Länder Nordamerikas. Man glaubte früher, noch andere Arten dieser Sippe vermuthen zu dürfen: die genaueren Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß nur die eine Art vorkommt. Am häufigsten findet sich das Thier in dem wasserreichen Kanada, und von dort aus werden noch jetzt jährlich Hunderttausende von Fellen nach Europa gesandt. Die grasigen Ufer größerer Seen oder breiter, langsamströmender Flüsse, stiller Bäche und Sümpfe, am liebsten aber nicht allzugroße, mit Schilf und Wasserpflanzen bedeckte Teiche bilden die Aufenthaltsorte der nützlichen Ratte. Hier bewohnt sie familien- oder volkweise eine bestimmte Stelle und bildet mit anderen ihrer Art ziemlich feste Ver-

bindungen. In ihrer Lebensweise ähnelt sie in vielen Stücken dem Biber. Dies haben schon die Wilden herausgefunden, welche beide Thiere Brüder nennen, und behaupten, daß der Biber der ältere und gescheitere, die Bisamratte aber der dümmere sei. Die Baue sind, wie bei dem Biber, von zweierlei Art: einfache Kessel unter der Erde mit mehreren Ausgangsröhren, welche sämmtlich unter Wasser münden, und Burgen über der Erde. Letztere werden vorzüglich im Norden angelegt, wo die Teiche fest zufrieren. Sie sind rund und kugelförmig oder kuppelartig und stehen auf einem Schlammhaufen, so daß sie über den Wasserspiegel emporragen. Ihre Wandungen werden aus Schilf, Riedgräsern und Binsen hergestellt und mit Schlamm gekittet; doch behaupten einige Beobachter, daß die ganze Hütte nur aus Schlamm bestände und nach und nach sich mit einer dünnen Schicht von angetriebenem Gras und Binsen bedecke. Im Innern enthält die Burg nur eine einzige Kammer von 1½ bis 2 Fuß Durchmesser. Zu ihr führt durch den Unterschlamm eine Röhre, welche auf dem Boden des Wassers mündet. Andere, blinde Röhren laufen von ihr aus und gehen ein Stück unter der Erde fort. Sie werden nach Umständen mehr oder weniger verlängert; denn sie dienen eigentlich blos dazu, um die Wurzeln der Wassergewächse, von denen sich die Ondatra im Winter ernährt, einernten zu können. Im Winter füttert sie ihre Kammern mit Wasserlilien, Blättern, Gräsern und Schilf weich aus und sorgt, nach Audubon, dadurch für Luftwechsel, daß sie die Kuppelmitte ihrer Hütte mit lose zusammengeschichteten Pflanzen bedeckt, welche eben genug frische Luft zu-, oder die verbrauchte ablassen. Solange der Sumpf oder Teich nicht bis auf den Grund ausfriert, lebt sie dann dort sehr behaglich in der warmen, durch die dicke, über ihr liegende Schneedecke noch besonders geschützten Wohnung. Dringt die Kälte freilich so tief ein, daß der Bisamratte freier Ausgang verwehrt wird, so leidet sie erheblich von dem Ungemach der Verhältnisse, und manchmal gehen viele Hunderte einer Ansiedelung zu Grunde, weil es ihnen nicht gelingt, Athmungslöcher durch die Eisdecke zu brechen und diese durch Auskleidung von Schlamm für längere Zeit offen zu erhalten. Richardson, welcher diese Angaben über die Baue macht, fügt hinzu, daß nur in sehr strengen Wintern die Thiere in wirkliche Noth gerathen; denn sie bauen nur in tiefere Sümpfe und Teiche oder in die Nähe von Quellen, wo das Wasser nicht zufriert. Ist der Grund, auf welchem der Bau errichtet werden soll, zu tief, so wird er durch Anhäufung von Schlamm und Erde erhöht; ist er zu seicht, so wird er besonders ausgegraben. Dabei hält die Ondatra aber immer darauf, daß sie auch zu Zeiten der Ueberschwemmung gesichert ist und in der Nähe Etwas zu fressen hat. Deshalb wählt sie am liebsten Gewässer, welche einen möglichst gleichmäßigen Stand haben und reich an Gewächsen sind.

Die Nahrung der Ondatra besteht fast ausschließlich in Wasserpflanzen, obgleich man in den Bauen von mehreren und ausgefressene Muschelschalen gefunden hat. An gefangenen hat Audubon beobachtet, daß sie Muscheln sehr gern verzehrten; die weichschaligen wußten sie mit scharfen Bissen zu öffnen, bei den hartschaligen warteten sie, bis sie sich selbst aufschlossen, dann fuhren sie schnell zu und tödteten durch Bisse den Bewohner des festen Gehäuses. Wenn in der Nähe von einer Ansiedelung der Biberratten Gärten und andere Pflanzungen liegen, erhalten diese oft Besuch von den Nagern und werden dann in ganz empfindlicher Weise gebrandschatzt. Dabei verwüsten die Ratten noch weit mehr, als sie verzehren, weil sie zwischen den Wurzeln tiefe Höhlen graben und außer den Pflanzen, welche sie abbeißen, noch viele entwurzeln und umwerfen.

Audubon und Bachmann haben die Sitten und Gebräuche des Thieres sehr gut beschrieben. „Biberratten," heißt es in ihrem Werk, „sind sehr lebendige, spiellustige Geschöpfe, wenn sie in ihrem eigenen Element, im Wasser, sich befinden. In einer ruhigen Nacht kann man in einem Mühlteich oder tiefen, abgelegenen Gewässer viele von ihnen sehen, wie sie sich belustigen und nach allen Richtungen hin und wieder schwimmen, lange, glänzende Streifen im Wasser hinterlassend, während andere einige Augenblicke lang bei Büscheln von Gras oder an Steinen oder Blöcken verweilen, von wo aus sie die auf dem Wasser schwimmende Nahrung erreichen können, und andere an den Ufern des Teiches sitzen, von wo aus sie dann eine nach der anderen, wie die Frösche, in das

Wasser springen. Zuweilen sieht man eine vollkommen ruhig auf der Oberfläche des Teiches oder Stromes liegen, ihren Leib weit ausgebreitet und so flach als möglich gehalten. Ab und zu gibt diese dem Wasser einen kurzen Schlag mit dem Schwanze, fast wie es der Biber thut, und verschwindet dann blitzschnell unter der Oberfläche des Wassers, an die Geschwindigkeit und Gewandtheit erinnernd, mit welcher manche Enten oder Steißfüße sich in die Wellentiefe zu stürzen pflegen, wenn man einen Schuß nach ihnen abfeuerte. In einer Entfernung von zehn oder zwanzig Ellen kommt das Thier später wieder zur Oberfläche empor und vereinigt sich vielleicht mit seinen Kameraden zur Jagd oder setzt das alte Spiel fort. Zu derselben Zeit beschäftigen sich andere mit Einsammeln des Futters an den grasigen Ufern, indem sie die verschiedensten Arten von Pflanzenwurzeln ausgraben und dann ruhigeren Plätzen zuführen. Es scheint, daß diese Thiere eine kleine, stille Gemeinde bilden, welche weiter Nichts verlangt, um glücklich zu sein, als ruhig und unbehelligt von dem Menschen zu bleiben."

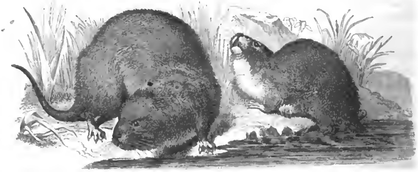
„Wenn man sein Gewehr abschießt, während die Bisamratten so beschäftigt sind, beginnt eine entsetzliche Flucht und Verwirrung. Dutzende von ihnen tauchen auf den Knall des Gewehres oder verschwinden in ihren Höhlen und zwar mit einer Geschwindigkeit ohne Gleichen. Selbst bei Tage, wo sie nur unvollkommen sehen, ist es außerordentlich schwer, eine im Schwimmen zu erlegen, weil sie, auch wenn man die besten Gewehre führt, in das Wasser getaucht sind, ehe der Hagel sie noch erreicht."

Ueber die Fortpflanzung der Ondatra wissen wir noch sehr wenig. Im April und Mai, nachdem die Thiere ihre Winterbaue verlassen haben, paaren sich die Geschlechter, und das Weibchen wirft in seinem Bau oder in einer Erdhöhle drei bis sechs Junge, — wie Einige behaupten, nur ein Mal im Jahre, nach Anderen drei bis vier Mal. Wie lange diese Jungen bei der Alten bleiben, wie lange ihr Wachsthum dauert u. s. w., ist unbekannt. Jung eingefangene werden leicht zahm, wie überhaupt diese Maus sich durch ein auffallend mildes Wesen auszeichnet; Audubon sagt, daß man auch die größeren Jungen ohne Furcht, gebissen zu werden, mit der Hand fangen könne. Alte Thiere dagegen bleiben bissig und unzugänglich, sie sind auch nur in Kisten zu halten, welche vollständig mit Blech ausgeschlagen wurden. Eine Bisamratte, welche Sarrazin hatte, nagte in einer einzigen Nacht durch hartes Holz ein Loch von drei Zoll Weite und einen Fuß Länge und entwischte; sie verrückte mit ihren Kiefern einen großen Klotz, welcher ihr im Wege lag. Auch das Wühlen verstehen sie vortrefflich und wenden es oft zum Schaden der Mühlenteichbesitzer an oder graben Löcher durch Flußdämme und setzen die anliegenden Wiesen dadurch der Ueberschwemmung aus. Doch verfolgt man sie weniger des Schadens wegen, den sie anrichten, als des Nutzens halber, den sie bringen. Ihr Fleisch wird von den Indianern sehr gern gegessen, und das Fell findet eine große Verbreitung, obwohl manche Menschen es wegen des ihm lange anhaftenden Zibetgeruches nicht gern haben. Dieser Zibet- oder Moschusgeruch durchdringt auch das Fleisch so stark, daß es Europäern vollständig ungenießbar wird, ja, er kann so heftig werden, daß er manche Leute geradezu betäubt. Sarrazin wurde beim Zergliedern alter Männchen in Folge des unerträglichen Geruchs mehrere Male ohnmächtig und verfiel endlich darauf, die Leichname vorher zu rösten, um nur seine nothwendigsten Arbeiten ausführen zu können. Dagegen versichert Audubon, daß der Bisamgeruch gar nicht so schlimm und nach seiner Meinung weit besser zu ertragen sei, als der Gestank des Mink oder Rothfuchses, — vom Stinkthier gar nicht zu reden.

Man lockt die Biberratte in Fallen, welche man mit Aepfeln ködert, stellt ihr Schlageisen vor ihre Baue oder tödtet sie in ihren Hütten. Die Indianer wissen sehr genau, welche Hütten bewohnt sind, nahen sich unhörbar und stoßen dann einen scharfen Speer mit aller Kraft durch die Wände der Burg, die innensitzenden Zibetratten gewöhnlich anspießend. Die Fallen stellt man so, daß sie ins Wasser stürzen müssen und den armen durch sie Bethörten gleich ersäufen. Unterläßt man Dies, so wird der Gefangene von seinen Kameraden augenblicklich umringt und nach Rattenart behandelt d. h. in Stücke zerrissen und aufgefressen. Wenn eine Bisamratte geschossen und nicht augenblicklich

aufgenommen worden ist, umgeben sofort die überlebenden den Leichnam ihres Gefährten und tragen ihn nach ihren Höhlen, um ihn seinem Mörder zu entziehen und ihn dann natürlich zu fressen. Hier und da wendet man wohl auch Schwefel an und räuchert die Ratten aus ihren Bauen, oder man lauert an ihren Luftlöchern auf sie und spießt sie an, wenn sie dort erscheinen; kurz, es werden auch hier alle Mittel und Wege in Anwendung gebracht, um der Selbstsucht des Menschen Genüge zu leisten. Außerdem stellen dem Thiere noch Luchs und Fuchs, Mink und Marder, Adler, Uhu und Schneeeule nach.

An die Zibetratten können wir die **Wühlratten** (Hypudaeus) anreihen. Sie unterscheiden sich von den eigentlichen Wühlmäusen durch ihre bedeutende Größe und durch Eigenthümlichkeiten des Gebisses und Schädelbaues. In ihrer Lebensweise stehen sie einander sehr nahe; doch zeigen die einzelnen Arten gerade hierin wieder viel Selbständiges. Man kennt gegenwärtig nur **drei** Arten dieser kleinen Gruppe; unter ihnen aber befinden sich zwei sehr merkwürdige Thiere. Das erste ist die **Wasserratte** (Hypudaeus amphibius), ein schon seit Jahrhunderten den Naturforschern bekanntes



Die Wasserratte (Hypudaeus amphibius).

Thier und noch heute der Zankapfel zwischen ihnen. Die Einen behaupten nämlich, daß es nur eine Art von Wasserratten gäbe, die Anderen nehmen an, daß die sogenannten **Scher- und Reutmäuse**, welche allen Gartenbesitzern nur zu bekannt zu sein pflegen, wegen ihrer durchaus verschiedenen Lebensweise, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit den Wasserratten, als selbständige Thiere betrachtet werden müssen. Auffallend bleibt die große Verschiedenheit in der Lebensweise ein- und desselben Thieres immerhin. Die Wasserratte lebt, wie ihr Name sagt, am und im Wasser, namentlich an stillstehenden. Dort wohnt sie in selbstgegrabenen unterirdischen Bauen, welche vom Wasserspiegel aus schief nach oben ansteigen und in einen weiten Kessel münden, der ihr eigentliches Wohnzimmer bildet. Vonhieraus geht sie gewöhnlich nach dem Wasser hinab, treibt sich in dem Teiche umher, sucht sich ihre Nahrung und denkt nicht daran, größere Reisen zu unternehmen. Die **Reutmaus** dagegen lebt oft fern vom Wasser, in den Blumen- und Gemüsegärten und gräbt sich hier lange, flache Gänge nach Maulwurfsart, wirft dabei die Pflanzen um, welche über den Gängen stehen, verzehrt die Wurzeln und schadet dadurch weit mehr, als der Maulwurf jemals durch seine Wühlereien schaden kann. Sie lebt unter Umständen wochen- und monatelang fern vom Wasser und scheint sich eigentlich gar nicht um dasselbe zu bekümmern. Es ist erklärlich, daß viele Forscher geglaubt haben, diese abweichende Lebensweise müsse auch mit einer Artverschiedenheit der betreffenden Thiere zusammenhängen, und bisjetzt ist dieser Streit noch keineswegs entschieden.

Ueberhaupt hat selten ein Thier soviel Schreiberei und zugleich soviel Zank hervorgerufen, als unsere Wasserratte. Schon seit alten Zeiten herrscht eine große Verwirrung in den Ansichten. **Blasius** führt nicht weniger als dreizehn verschiedene lateinische Namen der Wasserratte auf, welche alle gewisse Abweichungen oder Abarten bezeichnen sollen! Er behauptet, daß nach seinen Untersuchungen alle diese verschiedenen Formen nur unwesentliche Abänderungen ein= und derselben Art sind, obwohl er nicht leugnen kann, daß ständige Verschiedenheiten vorkommen. Wir denken nicht daran, etwas zur Schlichtung dieses Streites beitragen zu wollen, sondern betrachten einfach das Leben unserer Thiere, gleichviel, ob wir eine Wasserratte als Schermaus oder eine Schermaus als selbständige Art vor uns haben.

Der Gegenstand des Streites ist 9¼ Zoll lang, wovon auf den Schwanz etwa 3¼ Zoll kommen. Der Pelz kann einfarbig genannt werden; denn die graubraune oder braunschwarze Oberseite geht ganz allmählich in die etwas hellere, weißliche oder graue, bis schwarze oder schwarzgraue Unterseite über. Von der Hausratte unterscheidet die Wasserratte sofort der dicke, runde, kurze Kopf und der kurze Schwanz, welcher zwischen 130 und 140 Schuppenringe trägt, die ringsum gleichmäßig und ziemlich dicht mit kurzen, steifen Haaren besetzt sind. Die Nasenkuppe ist fleischfarben; die Schnurren sind schwarz, zuweilen weißspitzig; die Iris ist schwarzbraun; die Vorderzähne sind braungelb. Mancherlei Abweichungen in der Färbung kommen vor. In Sibirien erreicht das Thier eine bedeutendere Größe als in dem mittleren Europa; in Italien ist es kleiner, oben schwärzlich, unten kastanienbraun; in England kommt eine ganz schwarze Abart mit fast blendendweißer Kehle vor; am Ob und Jenisei leben andere, welche blaßgelblich sind, und alle diese Abweichungen scheinen ständig zu sein. Wollte man nach den gewöhnlich geltenden Grundsätzen verfahren, so müßte man sie alle als eigene Arten ansehen. Selbst **Blasius** gesteht zu, daß namentlich drei verschiedene Ausprägungen ein und derselben Grundform sich bemerklich machen; die eine ist unsere echte Wasserratte, die zweite die italienische Schermaus und die dritte unsere Reutmaus.

Die Wasserratte ist sehr weit verbreitet. Sie reicht vom atlantischen bis zum ochotzkischen, vom weißen bis zum mittelländischen Meere. Eigentlich ist sie nirgends selten; denn sie findet sich ebensowohl in der Ebene, als in gebirgigen Gegenden; ja sie kommt selbst im Hochgebirge vor. Wollten wir die drei Abänderungen zu Arten erheben, so würden wir die erstere als die weitest verbreitete ansehen und ihr namentlich die nassen und feuchten Gegenden zur Wohnung anweisen müssen, während die zweite Form, welche hauptsächlich in der Provence, in Italien und Dalmatien lebt, mehr trockne Oertlichkeiten aufsucht, und die dritte, unsere Schermaus, fast einzig und allein im bebauten Lande auf Wiesen noch regelmäßig bis zu viertausend Fuß über dem Meere vorkommt.

Wasserratten und Schermäuse erinnern in ihrer Lebensweise vielfach an die **Maulwürfe**, aber auch an die **Bisamratten** und andere im Wasser lebende Nager. Die Baue in der Nähe der Gewässer sind regelmäßig einfacher, als die in trockneren Gärten und Feldern. Dort führt, wie bemerkt, ein schiefer Gang zu der Kammer, welche zu Zeiten sehr weich ausgefüttert wird; hier aber legen sich die Thiere Gänge an, welche viele hundert Schritte lang sein können, werfen Haufen auf, wie die Maulwürfe, und bauen die Kammer in einem der größeren Hügel. Meist ziehen sich die langen Gänge ganz dicht unter der Oberfläche des Bodens hin, niemals tiefer als die Pflanzenwurzeln hinabreichen, oft so flach, daß die Bodendecke beim Wühlen förmlich emporgehoben wird und die Bedeckung des Ganges nur aus einer kaum mehr als zollstarken Erdschicht besteht. Solche Gänge werden natürlich sehr oft zerstört und unfahrbar gemacht; aber die Schermaus ist unermüdlich, sie auszubessern, selbst wenn sie die gleiche Arbeit an einem Tage mehrere Male verrichten müßte. Manchmal laufen ihre Gänge unter einem Fahrwege hin und dauern eben nur so lange aus, als der Weg nicht benutzt wird; gleichwohl ändert das Thier die einmal gewählte Richtung nicht, sondern verrichtet lieber ununterbrochen dieselbe Arbeit. Man kann die Gänge von denen des Maulwurfs leicht dadurch unterscheiden, daß die Haufen viel ungleichmäßiger sind, größere Erdbrocken haben, nicht in einer geraden Reihe fortlaufen und oben niemals offen gelassen werden. In diesen Bauen lebt die

Schermaus paarweise; aber ein Paar wohnt gern dicht neben dem andern. Das Thier läuft nicht besonders, gräbt aber vorzüglich und schwimmt mit großer Meisterschaft, wenn auch nicht so ausgezeichnet, wie die Wasserspitzmaus. An stillen Orten sieht man sie ebensowohl bei Tage, als bei Nacht in Thätigkeit; doch ist sie vorsichtig und entflieht, sowie sie sich beobachtet sieht, in ihren Bau. Nur wenn sie sich zwischen dem Schilf umhertreibt, läßt sie sich besser beobachten.

Unter ihren Sinnen scheinen namentlich Gesicht und Gehör vortrefflich ausgebildet zu sein. Ihr geistiges Wesen unterscheidet sie zu ihrem Vortheil von den Ratten. Sie ist sehr neugierig, sonst aber beschränkt und ziemlich gutmüthig. Ihre Nahrung wählt sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche, und dadurch wird sie oft recht schädlich, zumal die Schermaus, also die, welche in Gärten und auf Feldern ihren Wohnsitz aufschlägt. Ungeachtet ihrer Neugierde ist sie nicht so leicht zu vertreiben, und wenn sie sich einmal eingenistet hat, geht sie aus freien Stücken nicht eher weg, als bis sie alles Genießbare aufgefressen hat.

„Einst hatte sich eine Schermaus," erzählt mein Vater, „in dem hiesigen Pfarrgarten angesiedelt. Ihre Wohnung lag in einem Wirsingbeet, aber so tief, daß man das ganze Beet hätte zerstören müssen, wenn man sie dort hätte ausgraben wollen. Mehrere Gänge führten von der Kammer aus in den Garten. Wenn es besonders still war, kam sie hervor, biß ein Kohlblatt ab, faßte es mit dem Rachen, zog es zum Loche hinein und verzehrte es in ihrer Höhle. Den Bäumen fraß sie die Wurzeln ab, selbst solche, welche bereits eine ziemliche Größe erlangt hatten. Ich hatte auf einem Feldrosenstamme weiße Rosen oculiren lassen und zu meiner Freude in dem einen Jahre 153 Stück Rosen an dem Stamme erblühen sehen. Plötzlich verdorrte er, und als ich nachgrub, fand ich, daß alle Wurzeln nicht nur ihrer Schale beraubt, sondern fast ganz durchgefressen waren. Man kann sich leicht denken, wie sehr diese Verwüstungen meinen Haß gegen das böse Thier vermehrten. Aber es war sehr schwer, die Maus zu erlegen. Ich sah sie täglich vom Fenster aus meine Kohlstöcke brandschatzen; allein von dort aus war es zu weit, um sie zu erschießen, und sobald sich Jemand sehen ließ, verschwand sie in die Erde. Erst nach 14 Tagen gelang es, sie zu erlegen und zwar von einem ihretwegen angelegten Hinterhalte aus. Sie hatte mir aber bis dahin fast den ganzen Garten verwüstet."

An Teichen thut die Wasserratte verhältnißmäßig viel weniger Schaden, den einen freilich abgerechnet, daß sie die Dämme durchwühlt und so dem Wasser einen unerwünschten Ausfluß verschafft. Dort besteht ihre Nahrung vorzugsweise aus Rohrstengeln und diese verzehrt sie auf ganz eigenthümliche Weise. Sie baut sich nämlich einen förmlichen Eßtisch. „Diese Eßtische," sagt mein Vater, welcher die Wasserratte vielfach beobachtete, „sind auf umgeknickten Rohrstengeln angebracht, einige Zoll über dem Wasserspiegel, und bestehen aus grünem Seggengras. Ihr Durchmesser beträgt 9 bis 12 Zoll. Sie sind aus einer festen, dichten Masse aufgebaut und oben ganz platt; denn sie dienen den Wasserratten nur als Ruheplätze und Speisetafeln. In unseren Renthendorfer Teichen leben die Thiere im Sommer beinahe nur von Rohrstengeln. Diese beißen sie an der Oberfläche des Wassers ab und tragen sie im Rachen nach dem nächsten Eßtische. Auf ihm angekommen, richten sie sich senkrecht auf, fassen den Rohrstengel mit den Vorderfüßen und schieben ihn solange fort, bis sie an den oberen, markigen Theil kommen; jetzt halten sie ihn fest und verzehren die ganze Spitze. Sind sie mit einem Rohrstengel fertig, dann holen sie sich einen andern herbei, behandeln ihn auf ähnliche Weise und setzen, wenn sie nicht gestört werden, diese Arbeit solange fort, bis sie völlig gesättigt sind. Aber sie lassen sich bei ihren Mahlzeiten nicht gern beobachten und stürzen sich bei dem geringsten Geräusch oder beim Erblicken eines auch in ziemlicher Ferne vorbeigehenden Menschen sogleich in das Wasser, tauchen unter und schwimmen einem sichern Verstecke zu. Haben sie aber ihre Mahlzeit ungestört vollendet, dann legen sie sich zusammengekauert auf den Eßtisch und ruhen aus." Neben dem Rohr verzehren die an Teichen wohnenden Wasserratten auch noch allerlei Pflanzenwurzeln, saftige Gräser, unter Umständen auch Früchte; die Reut- und Schermäuse aber gehen alle Gemüse ohne Unterschied an und vernichten weit mehr, als sie wirklich brauchen. „Es sind Beispiele bekannt", sagt Blasius, „daß durch dieses Thier in einzelnen Feldern oder Feldmarken über die Hälfte der

Getreideernte umgekommen ist. Sie fressen die Halme über der Wurzel ab, um die Aehre zum Falle zu bringen; doch holen sie auch als geschickte Kletterer die Maiskörner aus den Aehren oder reifes Obst vom Spalier und den Bäumen herab." Thierische Nahrung verschmähen unsere Mäuse auch nicht. Im Wasser müssen Kerbthiere und deren Larven, kleine Frösche, Fische und Krebse ihnen zur Mahlzeit dienen, den Gerbern fressen sie ganze Stücke von den eingeweichten Thierhäuten ab, den im Grase brütenden Vögeln nehmen sie die Eier weg u. s. w. Im Herbste erweitern sie ihren Bau, indem sie eine Vorrathskammer anlegen und diese durch Gänge mit ihrem alten Neste verbinden. Diese Kammer füllen sie aus nahe gelegenen Gärten und Feldern mit Erbsen, Bohnen, Zwiebeln und Kartoffeln an und leben hiervon während des Spätherbstes und Frühjahrs, oder solange das Wetter noch gelinde ist.

Erst bei starkem Frost verfallen sie in Schlaf, ohne jedoch dabei zu erstarren. Nur sehr selten gewahrt man die Fährte einer Wasserratte oder Schermaus auf dem Schnee; in der Regel verläßt sie den Bau während der kälteren Jahreszeit gar nicht. Bei strengem Froste gehen zum Glück sehr viele dieser schädlichen Thiere zu Grunde.

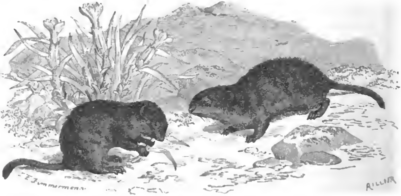
Die Vermehrung der Wasserratten und Schermäuse ist bedeutend. Drei bis vier Mal im Jahre findet man in dem warmen, weich ausgefütterten Neste 2 bis 7 Junge, oft in einem Neste solche von verschiedener Färbung zusammen. Zuweilen findet man die Nester auch in dichtem Gestrüpp unmittelbar über der Erde und höchst selten im Rohr. Ein solches Nest beschreibt Blasius. „Es stand drei Fuß hoch über dem Wasserspiegel, wie ein Rohrsängernest zwischen drei Schilfstengel eingeflochten, etwa dreißig Schritt vom trockenen Ufer ab, war kugelrund, aus feinen, weichen Grasblättern gebaut, am Eingange zugestopft, hatte außen etwa vier, inwendig wenig über zwei Zoll im Durchmesser und enthielt zwei halberwachsene Junge von kohlschwarzer Färbung. Eines der alten Thiere, das bei meiner Annäherung sich vom Neste entfernte und ins Wasser sprang, war ebenfalls schwarz von Farbe. Es schwamm und tauchte mit großer Geschicklichkeit. Die Alten konnten nur schwimmend zum Neste gelangen, indem der Teich vom Ufer an bis zum Neste durchgängig 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe besaß, und waren dann gezwungen, an einem einzigen Schilfstengel in die Höhe zu klettern. Der gewöhnliche Nestbau der Wasserratten ist so abweichend, und die Gelegenheit, ein unterirdisches Nest in einem naheliegenden Felde und Garten oder in der an den Teich angrenzenden Wiese, oder ein Nest auf der Erde in dichtem Gebüsch auf den Teichdamm zu bauen, war so günstig, daß sich keine Erklärungsgründe für dieses abweichende Verhalten zu finden vermögen. Hätte ich das Nest beim Aufsuchen von Rohrsänger- und Krontauchernestern nicht zufällig gefunden: es würde mir nie eingefallen sein, an ähnlichen Orten nach Wasserrattennestern zu suchen."

Der Begattung gehen lang anhaltende Gespiele beider Geschlechter voraus. Namentlich das Männchen benimmt sich sehr eigenthümlich. Es dreht sich manchmal so schnell auf dem Wasser herum, daß es aussieht, als ob es von einer starken Strömung bald im Wirbel bewegt, bald herumgewälzt würde. Das Weibchen scheint ziemlich gleichgiltig zuzusehen, erfreut sich aber doch wohl sehr an diesen Spielen, denn sobald das liebestolle Männchen mit seinem Reigen zu Ende ist, schwimmen beide gewöhnlich gemüthlich neben einander, und dann erfolgt fast regelmäßig die Begattung. Die Mutter pflegt ihre Kinder mit großer Liebe und vertheidigt sie bei Gefahr. Wenn sie die Kleinen in dem einen Neste nicht für sicher hält, schleppt sie dieselben im Maule nach einer andern Höhle und schwimmt dabei mit ihnen über breite Flüsse und Ströme. Die eigene Gefahr vergessend, läßt sie sich zuweilen mit der Hand erhaschen; aber nur mit Mühe kann man dann das Junge, welches sie trägt, ihren Zähnen entwinden. „Werden die Jungen," sagt Fitzinger, „zufällig mit der Pflugschar ausgeackert und nicht sogleich getödtet, so eilt die Mutter schnell herbei und sucht, sie rasch in einer anderen Höhle zu verbergen, oder trägt sie, wenn eine solche in der Nähe nicht gleich aufzufinden ist, unter das nächste Buschwerk, um sie einstweilen dort zu schützen. Gerathen die Jungen durch einen plötzlichen Angriff in Gefahr, so vertheidigt sie die Mutter mit Kühnheit und Geschick, springt Hun-

den, Katzen, ja selbst dem Menschen entgegen und versetzt den Verfolgern oft heftige Bisse mit ihren scharfen Zähnen. Nach drei Wochen führt sie ihre Kleinen aus der Höhle und trägt, während diese auf dem Rasen oder auf Pflanzenbeeten fressen, die zarten Sprößlinge von anderen Gräsern, besonders aber Erbsen, die Lieblingsnahrung der Jungen, in ihre Höhle ein. Die Kleinen beginnen nun auch bald ihre Grabversuche und werden schon in zarter Jugend auf Wiesen und Ackerfeldern und noch mehr in Gärten sehr schädlich."

Für die Gefangenschaft eignet sich die Wasserratte nicht. Sie ist ziemlich weichlich, verlangt deshalb gute Pflege und wird auch niemals ordentlich zahm.

Die Familie der Wühlmäuse ist so reich an merkwürdigen Thieren, daß ich hier ausführlicher als bisher sein muß. Mehr als bei den übrigen Nagern unterscheiden sich die einzelnen Wühlmäuse hinsichtlich ihres Lebens. Man kann behaupten, daß jede ihre durchaus eigenthümliche Lebensweise habe; aber eben deshalb ist es nothwendig, mehrere Arten der Familie umständlicher zu besprechen. Zu der Gruppe der Wühlratten gehört noch einer der merkwürdigsten aller Nager: die Schneemaus (Hypudaeus nivalis). Hoch oben auf den Alpen, da, wo das übrige thierische



Die Schneemaus (Hypudaeus nivalis).

Leben schon längst aufgehört hat, wohnt das kleine Geschöpf, ohne daran zu denken, im Winter nach Art anderer Nager Schutz im Innern der Erde zu suchen, jeder Jahreszeit muthigen Herzens Trotz bietend. In so großer Höhe lebt sie, daß wir noch heute nichts Ausführliches über sie wissen, obgleich die tüchtigsten Thierkundigen sich mit der Erforschung ihres Lebens beschäftigt haben: die Unwirthlichkeit ihrer Heimat wirft der Beobachtung zu große Schwierigkeiten in den Weg.

Die Schneemaus ist eine ziemlich kleine Wühlratte von 7 bis 7¼ Zoll Gesammtlänge oder fast 5 Zoll Leibes- und 2¼ Zoll Schwanzlänge. Ihr Pelz ist zweifarbig, auf der Oberseite hellbräunlichgrau, in der Mitte des Rückens dunkler, als an den Seiten, auf der Unterseite ziemlich deutlich abgesetzt grauweiß. Einige ständige Verschiedenheiten kommen vor. Die wahre Schneemaus hat derbes Haar, rostgrauen Pelz und weißlichrostgrauen Schwanz; eine andere Form, die weißschwänzige Wühlmaus, hat weiches Haar, weißgrauen Pelz und weißen Schwanz; die Alpenratte endlich hat weiches Haar, schwachrostfarbig überflogenen Pelz und einen weißgrauen, verhältnißmäßig langen Schwanz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese drei Formen nur verschiedene Ausprägungen ein und derselben Grundform sind; doch ist es ebensogut möglich, daß jede eine eigene, selbständige

Art darstellt; wir haben ja noch nicht genug Beobachtungen gemacht, um uns mit Sicherheit zu entscheiden!

In der Lebensweise findet sich, soviel wir wissen, kein Unterschied. „Die Schneemaus," sagt Blasius, „hat unter allen Mäusen den kleinsten, aber eigenthümlichsten Verbreitungskreis. Sie gehört der Alpenkette ihrer ganzen Ausdehnung nach an. Außerdem erhielt Selys sie aus den Pyrenäen. Es ist mir kein Beispiel bekannt, daß sie in den Alpen regelmäßig unter 3000 Fuß Meereshöhe gefunden wäre; auch bei 4000 Fuß scheint sie in der Regel nicht häufig vorzukommen. Vonhieraus aber findet sie sich in allen Höhen bis zu den letzten Grenzpunkten des Pflanzenlebens. In der Nähe der Schneegrenze erscheint sie am häufigsten, aber sogar über die Schneegrenze geht sie hinaus und bewohnt die kleinsten Pflanzeninseln, die mit ihren kümmerlichen Alpenkräutern spärlich bewachsenen Blößen auf der Südseite der hohen Alpenspitzen, mitten zwischen den Schneefeldern, wo die warmen Sonnenstrahlen oft kaum 2 bis 3 Monate lang die wöchentlich sich erneuernden Schneedecken überwinden und die Erde auf wenige Schritte hin freilegen können. In dieser großartigen Gebirgseinsamkeit verlebt sie aber nicht blos einen schönen, kurzen Alpensommer, sondern, unter einer unverwüstlichen Schneedecke begraben, einen 9 bis 10 Monate langen, harten Alpenwinter; denn sie wandert nicht, obwohl sie sich im Winter Röhren unter dem Schnee anlegt, um Pflanzenwurzeln zu sammeln, wenn die gesammelten Vorräthe nicht ausreichen. Kein anderes Säugethier begleitet die Schneemaus ausdauernd über die Welt des Lebendigen hinaus bis zu diesen luftigen, starren Alpenhöhen; nur einzeln folgt vorübergehend als unerbittlicher Feind ein Wiesel oder Hermelin ihren Spuren."

Die Schneemaus ist den Naturforschern erst seit wenig Jahren bekannt geworden. Nager entdeckte sie im Jahre 1841 in Andermatt am Gotthard, Martins fand sie am Faulhorn, Hugi sie auf dem höchsten Kamme der Strahleck über 10,000 Fuß hoch und am Finsterarhorn bei einer Meereshöhe von 12,000 Fuß mitten im Winter in einer Alphütte. „Wir suchten," erzählt er, „die Hütte der Stiereggalp auf, welche endlich eine etwas erhöhte Schneestelle verrieth, und arbeiteten in die Tiefe. Längst war es Nacht, als wir das Dach fanden, nun aber ging es an der Hütte schnell abwärts in die Tiefe. Wir machten die Thüre frei, kehrten ein mit hoher Freude und erschlugen sieben Alpenmäuse, während wohl über zwanzig die Flucht ergriffen und nicht geneigt schienen, ihren unterirdischen Palast uns streitig zu machen." Blasius beobachtete die Schneemaus auf den Bergen von Chambery, am Montblanc und am Bernina bei 12,000 Fuß Höhe, auf der obersten, nur wenige Geviertfuß vom Schnee entblößten Spitze des Piz Linguard im oberen Etzthal. „In den Mittelalpen," sagt er, „habe ich nur die grobhaarige, graue Form gefunden. Die weichhaarige, weißliche kenne ich aus der Umgegend von Interlaken, und die fahlgelbe bisjetzt nur aus den nordöstlichen Kalkalpen von den bairischen Hochalpen an bis ins nördliche Tirol, bis ans Salzburgische."

Das Leben, welches die Schneemaus in ihrer unwirthlichen, traurigarmen Heimat führt, ist bisjetzt noch räthselhaft. Man weiß, daß sie Pflanzen frißt, hauptsächlich Wurzeln und Alpenkräuter, Gras und Heu, und daß sie von diesen Stoffen auch Vorräthe im Winter einsammelt; aber man begreift kaum, daß sie an vielen Orten, wo sie lebt, noch Nahrung genug findet. An vielen Stellen ist es blos eine einzige Pflanzenart, welche ihr Nahrung bieten kann, aber an anderen Orten ist nicht einzusehen, wovon sie leben mag. Im Sommer freilich hat es keine Noth. Sie besucht dann die Sennhütten der Kuh- und Schafalpen und nascht von allem Eßbaren, was sie in den Hütten findet, nur nicht vom Fleisch. Ihre Wohnung schlägt sie dann bald in Erdlöchern, bald in Geröll und Gemäuer auf. In der Nähe ihrer Höhle sieht man sie auch bei Tage umherlaufen, und sie ist so harmlos, daß man sie dann leicht erschlagen oder wenigstens erschießen kann. Selbst bei hellem Tage geht sie in die Fallen. Erschreckt, verschwindet sie rasch zwischen Felsblöcken; doch dauert es selten lange, bis sie wieder zum Vorschein kommt. In ihren Bauen findet man zernagtes Heu und Halme, oft auch Wurzeln von Bibernell, Genzian und anderen Alpenkräutern. Das

Nest enthält wahrscheinlich zwei Mal im Sommer 4 bis 7 Junge. Blasius hat solche noch gegen Ende September gefunden. Kommt nun der Winter heran, so zieht sie sich wohl ein wenig weiter an den Bergen herab; doch bis in die wohnliche Tiefe gelangt sie nicht. Sie zehrt jetzt von ihren gesammelten Vorräthen, und wenn diese nicht mehr ausreichen, schürft sie sich lange Gänge in dem Schnee von Pflänzchen zu Pflänzchen, von Wurzel zu Wurzel, um sich mühselig genug ihr tägliches Brod zu erwerben. —

Außer der Schneemaus kommt, soviel bisjetzt bekannt, nur noch eine einzige Wühlmaus vor, welche zu der ersten Gruppe der Wühlratten gerechnet werden könnte. Dieses Thier bewohnt die sumpfigen nordischen Wälder, ist aber noch zu wenig bekannt, als daß wir viel über dasselbe sagen könnten. Weitmehr wissen wir von einigen bei uns nur zu oft häufigen Wühlmäusen (Arvicola), vor allen von der allbekannten Feldmaus, der Verwüsterin ganzer Gegenden.

Mehrere Arten sehr ähnlicher Wühlmäuse bewohnen unsere Waldungen und Feldmarken, und fast alle können unter Umständen sehr schädlich werden. Die Waldwühlmaus (Arvicola glareolus), ein kleines Thier von nur 5⅙ Zoll Gesammtlänge oder 3⅔ Zoll Körperlänge, ist zweifarbig, oben braunroth, nach den Weichen hin graulich, unten und an den Füßen scharf abgesetzt weiß. Sie findet sich gewöhnlich in den Wäldern und an Waldrändern, auch in Gebüschen und parkähnlichen Gärten, lebt in Erdlöchern und baut sich ein Nest aus weichem Grase, aus Haaren und Wolle. Man kennt sie auch aus Ungarn, Kroatien, der Moldau und Rußland, und wahrscheinlich ist sie noch viel weiter verbreitet, als man jetzt weiß. Ihre Nahrung nimmt sie auffallender Weise mehr aus dem Thier-, als aus dem Pflanzenreiche, und deshalb kann man sie wohl als die nützlichste ihrer Familie ansehen. Sie verzehrt vorzüglich Kerbthiere und Würmer; im Freien mag sie wohl auch ein oder das andere Vögelchen wegnehmen, und im Käfig gefällt ihr die Fleischnahrung; doch verschmäht sie auch Getreide, Sämereien und knollige Wurzeln nicht, und bei strengem Winter begnügt sie sich mit Baumrinde. Einzeln sieht man sie in den Wäldern auch bei Tage umherlaufen; die Hauptmasse erscheint jedoch erst gegen Abend. Weniger behend, als die anderen Mäuse, läuft sie dann mit anderen ihrer Art umher, spielt und balgt sich wohl ein wenig oder klettert mit Geschicklichkeit an Baumstämmen bis zu ziemlichen Höhen hinauf, dabei der Nahrung nachgehend. Selten ist sie sehr scheu, und Junge kann man oft mit den Händen fangen. Drei bis vier Mal im Jahre wirft das Weibchen 4 bis 8 nackte und blinde Junge, welche in ungefähr sechs Wochen schon die Größe der Alten fast erreicht haben. Die Gefangenschaft hält sie sehr leicht aus. Sie wird bald recht zahm, läßt sich in die Hand nehmen und berühren, beißt aber doch ab und zu einmal ihren Wärter in die Finger. Mit anderen ihrer Art oder mit Verwandten verträgt sie sich vortrefflich.

Die Erdmaus (Arvicola agrestis) ist fast ebensogroß, als jene, auch 5⅓ Zoll lang, wovon kaum 1½ Zoll auf den Schwanz kommen. Der Pelz ist auch zweifarbig, oben dunkelschwärzlichbraungrau, nach den Weichen etwas heller, unten und an den Füßen grauweiß. Der Schwanz ist zweifarbig, oben dunkelbraun und unten grauweiß. Die Erdmaus bewohnt den Norden der alten Welt: Skandinavien, Dänemark, Britannien, Norddeutschland und Frankreich, lebt gewöhnlich im Gebüsch, in Wäldern, an Waldrändern, an Gräben und auf Dämmen ꝛc., aber nur in wasserreichen Gegenden, manchmal mit ihren Verwandten zusammen. Blasius fand sie zuweilen in Gesellschaft der Wasserspitzmaus in den Nestern des großen Wasserhuhns angesiedelt. Ihre Nahrung nimmt sie vorzugsweise aus dem Pflanzenreiche. Sie verzehrt Wurzeln, Rinden, Früchte, aber auch Kerbthiere und Fleisch. In ihren Bewegungen ist sie so unbeholfen, daß man sie ohne große Mühe mit der Hand fangen kann. Dabei ist sie gar nicht scheu und erscheint auch meistens am hellen Tage vor dem Eingange ihrer Erdhöhlen. Das runde Nest steht dicht unter der Oberfläche der Erde, ist aber durch dichte Grasbüschel und dergleichen sehr geschützt von obenher. Drei bis vier Mal im Jahre fin-

det man in solchen Nestern 4 bis 7 Junge, welche bald groß werden und von Anfang an den Alten ähneln. In der Gefangenschaft kann man sie leicht erhalten. Sie lebt auch hier friedlich mit anderen Artverwandten zusammen. „Ich hielt," sagt Blasius, „eine Erdmaus in demselben Behälter mit einer Waldwühlmaus und einer Feldmaus zusammen. Jede grub sich in der Erde des Behälters eine besondere Röhre aus, veränderte dieselbe aber tagtäglich. In diese Röhren legten sich die Mäuse zum Schlafen oder flüchteten dahinein, wenn sie erschreckt wurden. Um zu fressen und sich zu putzen, saßen sie draußen und liebten es auch, ganz beschaulich die warme Sonne zu genießen. Am meisten nächtlicher Natur schien die Feldmaus zu sein. Sie trieb sich noch beweglich umher, wenn die anderen lange ruhten. Doch kamen auch diese in der Nacht von Zeit zu Zeit wieder zum Vorschein. Einen mehr als etliche Stunden langen, ununterbrochenen Schlaf habe ich bei keiner beobachtet."

Von den genannten Mäusen unterscheiden sich die eigentlichen Feldmäuse, welche in Europa und dem nördlichen Asien in mehreren Arten vorkommen, hauptsächlich durch das Gebiß. Bei uns



Die gemeine Feldmaus (Arvicola arvalis).

finden sich zwei wahre Feldmäuse und zwei Wiesenmäuse, von denen je eine ausführlicher beschrieben zu werden verdient.

Die gemeine Feldmaus (Arvicola arvalis) wird $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{4}$ Zoll lang; hiervon nimmt der Schwanz $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll weg. Der Pelz ist undeutlich zweifarbig, auf der Oberseite gelblichgrau, an den Seiten heller, die Unterseite ist schmuzig rostweißlich; die Füße sind reiner weiß.

Ganz Mittel- und ein Theil Nordeuropas, sowie der westliche Theil von Mittel- und Nordasien sind die Heimat dieses kleinen und für den menschlichen Haushalt so überaus bedeutsamen Geschöpfes. In Europa reicht die Feldmaus bis in die nördlichen Provinzen Rußlands, in Asien südlich bis nach Persien, westlich bis jenseits des Ob. In Irland, auf Island, Korsika, Sardinien und Sicilien fehlt sie ganz. Sie gehört ebensowohl der Ebene, wie dem Gebirge an, obgleich

sie im Flachlande häufiger austritt. In den Alpen steigt sie bis 6000 Fuß über dem Meere empor. Baumleere Gegenden, Felder und Wiesen, seltener Waldränder und Waldblößen sind ihre bevorzugten Wohnplätze, und nicht allein das trockene, bebaute Land, sondern auch die feuchten Sumpfniederungen müssen ihr Herberge geben. Hier legt sie sich in den trockenen Bülten ihre Gänge und Nester an, dort baut sie sich seichte Gänge mit 4 bis 6 verschiedenen Eingangslöchern, welche außen durch niedergetretene, vertiefte Wege verbunden sind. Im Herbst zieht sie sich unter Getreidehaufen zusammen oder kommt in die Wohnungen, in Scheuern, Ställe und Keller. In den Häusern lebt sie vorzugsweise in den Kellern, nicht auf dem Boden, wie die eigentlichen Mäuse. Im Winter gräbt sie wohl auch lange Gänge unter dem Schnee. Sie sammelt, wo sie kann, Vorräthe ein, namentlich Getreide und andere Sämereien; bei eintretendem Mangel aber wandert sie gesellig aus, gewöhnlich blos nach einem benachbarten Felde, zuweilen aber auch scharenweise aus einer Gegend in die andere, und setzt dabei über Bergrücken und schwimmend über breite Flüsse. Sie läuft gut, schwimmt ganz vortrefflich, klettert aber wenig und unbeholfen. Das Graben versteht sie meisterhaft. Sie wühlt schneller, als irgend eine andere Maus, und ist im Höhlenbauen unermüdlich. Ihrer Lebensweise nach ist sie fast ebensosehr Tag- als Nachtthier. Man sieht sie auch während des heißesten Sonnenbrandes außerhalb ihrer Baue, wenn sie gleich die Morgen- und Abendzeit dem heißen Mittag vorzuziehen scheint. Wärme und Trockenheit sind für sie Lebensbedingungen; bei anhaltender Feuchtigkeit geht sie zu Grunde.

Ihre Nahrung besteht aus allen möglichen Pflanzenstoffen. Wenn sie Sämereien hat, wählt sie nur diese, sonst begnügt sie sich auch mit frischen Gräsern und Kräutern, mit Wurzeln und Blättern, mit Klee, Früchten und Beeren. Bucheckern und Nüsse, Getreidekörner, Rüben und Kartoffeln werden oft arg von ihr heimgesucht. Wenn das Getreide zu reifen beginnt, sammelt sie sich in Scharen auf den Feldern, beißt die Halme unten ab, bis sie umstürzen, nagt sie dann oben durch und schleppt die Aehren in ihre Baue. Während der Ernte folgt sie den Schnittern auf dem Fuße von den Winter- zu den Sommerfeldern nach, frißt die ausgefallenen Körner zwischen den Stoppeln auf, trägt sich die beim Binden der Garben verlorenen Aehren zusammen und findet sich zuletzt noch auf den Hagefeldern ein, auch dort noch Vorräthe für den Winter einsammelnd. In den Wäldern schleppt sie die abgefallenen Hagebutten und Wachholderbeeren, Bucheckern, Eicheln und Nüsse nach ihrem Baue. Während der rauhesten Jahreszeit verfällt sie in einen unterbrochenen Winterschlaf. Bei gelinder Witterung erwacht sie wieder und zehrt dann von ihren Vorräthen. Sie ist unglaublich gefräßig und bedarf sehr viel, um sich zu sättigen, kann auch das Wasser nicht entbehren.

Im hohen Grade gesellig, lebt die Feldmaus ziemlich einträchtig mit ihres Gleichen, mindestens paarweise zusammen, häufiger aber in großen Scharen, und deshalb sieht man Bau an Bau gereiht. Ihre Vermehrung ist außerordentlich stark. Schon im April findet man in ihren warmen Nestern, welche 1½ bis 2 Fuß tief unter dem Boden liegen und mit zerbissenem Gras, fein zermalmten Halmen oder auch mit Mos weich ausgekleidet sind, 4 bis 8 Junge, und im Verlauf der warmen Jahreszeit wirft ein Weibchen noch vier bis sechs Mal. Höchst wahrscheinlich sind die Jungen des ersten Wurfes im Herbst schon wieder fortpflanzungsfähig, und daher nur läßt sich die zuweilen stattfindende erstaunliche Vermehrung erklären.

„Unter günstigen Umständen," sagt Blasius, „vermehren sich die Feldmäuse in unglaublicher Weise. Es sind viele Beispiele bekannt, daß durch ihre übermäßige Vermehrung auf weite Länderstrecken hin ein großer Theil der Ernte vernichtet worden ist, und mehr als tausend Morgen junge Buchenschonungen durch Abnagen der Rinde zerstört worden sind. Wer solche mäusereiche Jahre nicht erlebt hat, vermag sich schwerlich eine Vorstellung von dem fast unheimlichen, buntbeweglichen Treiben der Mäuse in Feld und Wald zu machen. Oft erscheinen sie in einer bestimmten Gegend, ohne daß man einen allmählichen Zuwachs hätte wahrnehmen können, wie plötzlich aus der Erde gezaubert. Es ist möglich, daß sie auch stellenweise plötzlich einwandern. Aber gewöhnlich ist ihre sehr große Vermehrung an der Zunahme der Mäusebussarde schon wochenlang voraus zu

vermuthen. In den zwanziger Jahren trat am Niederrhein wiederholt diese Landplage ein. Der Boden in den Feldern war stellenweise so durchlöchert, daß man kaum einen Fuß auf die Erde stellen konnte, ohne eine Mäuseröhre zu berühren, und zwischen diesen Oeffnungen waren zahllose Wege tief ausgetreten. Auch am hellen Tage wimmelte es von Mäusen, die frei und ungestört umherliefen. Näherte man sich ihnen, so kamen sie zu sechs bis zehn auf einmal vor einem und demselben Loche an, um hineinzuschlüpfen, und verrammelten einander unfreiwillig ihre Zugänge. Es war nicht schwer, bei diesem Zusammendrängen an den Röhren ein halbes Dutzend mit einem Stockschlage zu erlegen. Alle schienen kräftig und gesund, doch meistens ziemlich klein, indem es großentheils Junge sein mochten. Drei Wochen später besuchte ich dieselben Punkte. Die Zahl der Mäuse hatte noch zugenommen, aber die Thiere waren offenbar in krankhaftem Zustande. Viele hatten schorfige Stellen oder Geschwüre, oft über den ganzen Körper, und auch bei ganz unversehrten war die Haut so locker und zerreißbar, daß man sie nicht derb anfassen durfte, ohne sie zu zerstören. Als ich vier Wochen später zum dritten Male dieselben Gegenden besuchte, war jede Spur von Mäusen verschwunden. Doch erregten die leeren Gänge und Wohnungen einen noch viel unheimlicheren Eindruck, als die früher so lebendig bewegten. Man sagte, plötzlich sei die ganze Generation wie durch einen Zauber von der Erde verschwunden gewesen. Viele mochten an einer verheerenden Seuche umgekommen sein, viele einander gegenseitig aufgefressen haben, wie sie es auch in der Gefangenschaft thun; aber man sprach auch von unzählbaren Scharen, die am hellen Tage an verschiedenen Punkten über den Rhein geschwommen seien. Doch hatte man nirgends in der weiten Umgegend einen ungewöhnlichen Zuwachs gesehen; sie scheinen im Gegentheil überall gleichzeitig verschwunden zu sein, ohne irgendwo wieder aufzutauchen. Die Natur mußte in ihrer übermäßigen Entwickelung auch gleichzeitig ein Werkzeug zu ihrer Vernichtung geschaffen haben. Die Witterung, ein schöner warmer Spätsommer, schien sie bis zum letzten Augenblick begünstigt zu haben." Um über die Massen der Mäuse, welche manchmal in gewissen Gegenden auftreten, Genaueres anzugeben, will ich bemerken, daß in dem einzigen Bezirk von Zabern im Jahre 1822 binnen 14 Tagen 1,570,000, im Landrathsamt Nidda 590,327 und im Landrathsamt Putzbach 271,941 Stück Mäuse gefangen worden sind. „Im Herbst des Jahres 1856," sagt Lenz, „gab es soviel Mäuse, daß in Einem Umkreis von vier Stunden zwischen Erfurt und Gotha etwa 12,000 Acker Land umgepflügt werden mußten. Die Aussicht von jedem Acker hatte nach damaligem Preise einen Werth von 2 Thalern; das Umackern selbst war auf einen halben Thaler anzuschlagen, und so betrug der Verlust mindestens 20 bis 30,000 Thaler, aber wahrscheinlich weit mehr. Auf einem großen Gute bei Breslau wurden binnen sieben Wochen 200,000 Stück gefangen und an die Breslauer Düngerfabrik abgeliefert, welche damals für's Dutzend einen Pfennig bezahlte. Einzelne Mäusefänger konnten der Fabrik täglich 1400 bis 1500 Stück liefern." Im Sommer des Jahres 1861 wurden in der Gegend von Alsheim in Rheinhessen 409,523 Mäuse und 4707 Hamster eingefangen und abgeliefert. Die Gemeindekasse hat dafür 2593 Gulden verausgabt. Manche Familien haben bei dieser Mäuseverfolgung 50, 60 und mehr Gulden durch die Thätigkeit ihrer Kinder erworben; ja, einem besonders glücklichen Vater haben seine wackeren Buben 142 Gulden heimgebracht. Er kaufte für dieses Geld ein kleines Grundstück, welches den Namen „Mäuseäckerchen" für alle Zeiten tragen soll. In den Jahren 1813 und 14 richtete die Feldmaus in den Wäldern Englands unter der ein- bis zweijährigen Baumsaat so große Verwüstungen an, daß ernstliche Besorgnisse dadurch rege wurden. Auf weite Strecken hin hatten die Thiere nicht allein von allen Setzlingen die Rinde abgefressen, sondern auch die Wurzeln vieler schon großen Eichen und Kastanien abgeschält und die Bäume dadurch zu Grunde gerichtet. Von Seiten der Regierungen mußten die umfassendsten Vorrichtungen getroffen werden, um dem ungeheuren Schaden zu steuern; man verfolgte die Mäuse im großartigsten Maßstabe.

Leider ist der Mensch allein diesen Mäusen gegenüber geradezu ohnmächtig. Alle Vertilgungsmittel, welche man bisher ersonnen hat, erscheinen ungenügend der massenhaften Vermehrung jener gefräßigen Scharen gegenüber: nur der Himmel und die den Menschen so befreundeten und gleich-

wohl von ihm so befeindeten Raubthiere vermögen zu helfen. Man wendet mit gutem Erfolg Mäusebohrer an, mit denen man da, wo es der Boden erlaubt, Löcher von 4 bis 6 Zoll Durchmesser etwa 2 Fuß tief in die Erde gräbt, und erzielt damit, daß die hineinfallenden Mäuse, ohne daran zu denken, sich Fluchtröhren zu graben, einander auffressen und sich so gegenseitig vernichten. Man läßt beim Umackern der Felder Kinder mit Stöcken hinter dem Pfluge hergehen und soviel Mäuse als möglich erschlagen; man treibt Rauch in ihre Höhlen, wirft vergiftete Körner hinein, übergießt sogar ganze Felder mit einem Absud von Brechnuß oder Wolfsmilch, kurz, man wendet Alles an, um diese greuliche Plage los zu werden; aber gewöhnlich sind sämmtliche Mittel sogut wie vergeblich. Weit mehr leisten Thiere in Vertilgung der Mäuse. Schon wenn man nach der Ernte die Schweineherden auf die Felder treibt, verspürt man bald einen sehr guten Erfolg; denn die Schweine nähren sich dann fast ausschließlich von Mäusen und zerstören ihnen zu gleicher Zeit ihre Wohnungen. Auch abgerichtete Pintscherhunde leisten Unglaubliches. Sie jagen sie zu ihrem Vergnügen mit wirklich beispiellosem Eifer, wühlen ihr Wild aus der Erde, fassen es im Genick, schütteln es zu Tode und werfen es weg, ohne sich weiter an ihm zu vergreifen. Doch auch sie sind noch nicht die eigentlichen Feinde. Diese sind der Iltis, die beiden Wieselarten, die Hauskatzen, die Eulen und vor allen die Bussarde. Wenn wir die erstgenannten Thiere als nützliche Geschöpfe ansehen müssen, sind wir geradezu gezwungen, die Bussarde als heilige Vögel zu erklären. Was ein Bussard in Vertilgung der Mäuse leisten kann, ist schwer zu glauben. Blasius fand Mäusebussarde, welche einige dreißig Feldmäuse im Magen hatten: — und solche Mahlzeit ist für die schnellverdauenden Räuber nur ein Frühstück; denn schon nach einigen Stunden ist der toll und voll gefressene Bussard wieder im Stande, seine Jagd von neuem zu beginnen. Vernünftige Landwirthe schonen deshalb diese vortrefflichen Vögel soviel als möglich und erleichtern ihnen ihre Jagd auf jede Weise. Der reichbegüterte Graf Paleske hat auf allen seinen Feldern hohe Stangen aufgerichtet und oben mit einem Querholz versehen. Ein solches Beispiel verdient Nachahmung; wir können es gar nicht dringend genug allen vernünftigen Menschen empfehlen. Solche Stangen sind herrliche Warten für Raubvögel, und man sieht sie auch fast immer besetzt. Wer auf das Treiben der Bussarde achten will, wird bald bemerken, daß dem scharfen Falkenauge so leicht keine Maus entgeht, und daß die sicher verloren ist, welche sich aus ihrem Loche herauswagt.

Die Liste der beachtenswerthen Wühlmäuse ist jedoch noch nicht geschlossen. Zwei von ihnen verlangen noch eine ausführlichere Besprechung: die Wurzelmäuse, von denen die eine (Arvicola oeconomus) in Sibirien, die andere (Arvicola subterraneus) in Nord- und Mitteldeutschland vorkommt. Die erstere ist etwas größer, als unsere Feldmaus, 4½ Zoll lang, wovon etwas über einen Zoll auf den Schwanz kommt. Oben ist sie hellgelblichgrau, unten grau. Der Schwanz ist oben braun, unten weiß. Von der Feldmaus unterscheidet sie sich durch den kürzeren Kopf, die kleineren Augen und die kurzen, fast versteckten Ohren.

Pallas und Steller haben uns sehr anziehende Schilderungen von dem Leben dieses Thieres hinterlassen. Die Wurzelmaus findet sich von dem Obi bis nach Kamtschatka in allen Ebenen, oft in großer Menge, und wird von den armen Einwohnern jener traurigöden Gegenden geradezu als Wohlthäterin betrachtet. Sie ist das Gegentheil von der Feldmaus: sie arbeitet zum Besten des Menschen, anstatt ihm zu schaden. Unter dem Rasen macht sich das Thier lange Gänge, welche zu einem in geringer Tiefe liegenden, großen, runden Neste von einem Fuß Durchmesser führen, das seinerseits mit einigen sehr geräumigen Vorrathskammern in Verbindung steht. Das Nest selbst ist mit allerhand Pflanzenstoffen weich ausgefüttert und dient der Maus zum Lager und zum Wochenbette; die Vorrathskammern aber füllt sie mit allerhand Wurzeln an.

„Man vermag kaum zu begreifen," sagt Pallas, „wie ein Paar so kleiner Thiere eine so große Menge Wurzeln aus dem zähen Rasen hervorgraben und zusammentragen können. Man findet oft 8 bis 10 Pfund in einer Kammer und manchmal deren 3 bis 4 in der Nähe eines Nestes. Die

Mäuse holen sich ihre Vorräthe oft aus weiten Entfernungen, scharren Grübchen in den Rasen, reißen die Wurzeln heraus, reinigen sie auf der Stelle und ziehen sie auf sehr ausgetretenen, förmlich gebahnten Wegen rücklings nach dem Neste. Gewöhnlich nehmen sie den gemeinen Wiesenknopf, den Knollenknöterich, den betäubenden Kälberkropf und den Sturmhut. Letzterer gilt ihnen, wie die Tungusen sagen, als Festgericht; sie berauschen sich damit. Alle Wurzeln werden sorgfältig gereinigt, dann in drei Zoll lange Stücke zerbissen und nun aufgehäuft. Nirgends wird das Gewerbe dieser Thiere dem Menschen so nützlich, als in Dawurien und in anderen Gegenden des östlichen Sibiriens. Die heidnischen Völker, welche keinen Ackerbau haben, verfahren dort mit ihnen, wie unbillige Edelleute mit ihren Bauern. Sie heben die Schätze im Herbst, wenn die Vorrathskammern gefüllt sind, mit einer Schaufel aus, lesen die betäubenden weißen Wurzeln aus und behalten die schwarzen des Wiesenknopfes, welche sie dann nicht blos als Speise, sondern auch als Thee gebrauchen. Die armseligen Landsassen haben an diesen Vorräthen, welche sie den Mäusen abnehmen, oft den ganzen Winter zu essen; was übrig bleibt, wühlen die wilden Schweine aus, und wenn ihnen dabei eine Maus in die Quere kommt, wird diese natürlich auch mit verzehrt."

Merkwürdig ist die große Wanderlust dieser Wühlmäuse. Zum Kummer der Eingebornen machen sie sich in manchen Frühjahren auf und ziehen heerweise nach Westen, immer geraden Weges



Die Wurzelmäuse (Arvicola oeconomus und subterraneus).

fort über die Flüsse weg und auch über die Berge. Tausende ertrinken und werden von Fischen und Enten verschlungen, andere Tausende von Zobeln und Füchsen gefressen, welche diese Züge begleiten. Nach der Ankunft am andern Ufer eines Flusses, den sie durchschwammen, liegen sie oft zu großen Haufen ermattet am Strande, um auszuruhen. Dann setzen sie ihre Reise mit frischen Kräften fort. Ein Zug währt manchmal zwei Stunden in Einem fort. So wandern sie bis in die Gegend von Penschina, dann wenden sie sich südlich und kommen in der Mitte Juli am Ochota an. Nach Kamtschatka kommen sie gewöhnlich im Oktober zurück, und dann haben sie eine für ihre Größe wahrhaft ungeheure Wanderung vollbracht. Die Kamtschadalen prophezeihen, wenn die Mäuse wandern, ein nasses Jahr und sehen sie nur ungern scheiden. Bei der Rückkehr begrüßen sie dieselben mit Freuden.

Ueber die Fortpflanzung fehlen uns Berichte; doch geht aus dem Vorstehenden hervor, daß die Vermehrung ebenfalls eine sehr starke ist.

Die bei uns vorkommende Wurzelmaus ist 4¼ Zoll lang, wovon auf den Schwanz 1¼ Zoll kommen. Der Pelz ist oben rostgrau, unten weißlich; beide Farben sind scharf von einander getrennt,

auch der Schwanz zeigt diese beiden Farben. Selys entdeckte diese Maus im Jahre 1831 in Frankreich auf feuchten Wiesen und in Gemüsegärten in der Nähe der Flüsse; Blasius fand sie auch auf Feldern und Bergwiesen am Niederrhein und in Braunschweig auf; andere Naturforscher lernten sie als Bewohner Sachsens und des Vogtlandes kennen. Sie lebt mehr unterirdisch, als ihre Gattungsverwandten, und es scheint fast, daß ihre sehr kleinen Ohren und Augen auf diese Lebensweise hindeuten. Ihre Höhlen sind weit verzweigter und zahlreicher, als die der anderen Wühlmäuse, und jedes Pärchen lebt für sich. In den Vorrathskammern fand Dehne im Dezember 18 Unzen Wurzeln, jede Art gesondert und gereinigt. Sie bestanden in Löwenzahn, Quecke, Hainanemone, Sauerampher, in dem Knöllchen der gemeinen Butterblume, einigen Zwiebeln, Möhren und der Vogelmilch. Die Niederlagen waren etwa fußtief unter dem Rasen der niedrigen Wiesen des Lößnitzer Grundes angebracht und hatten 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Mehrere zickzackförmige, ganz flach unter dem Rasen fortlaufende Gänge führten zu ihnen und verbanden sie.

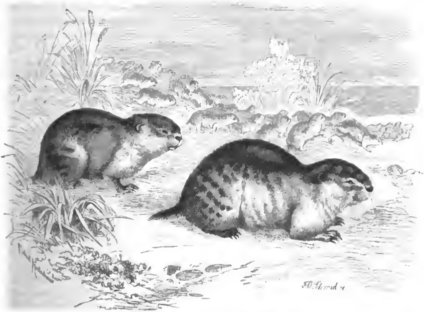
Nur selten vermehrt sich diese Maus so stark wie ihre Verwandten. In ihren weich ausgepolsterten Nestern findet man allerdings 5 bis 6 Mal im Jahr 3 bis 5 Junge, aber von diesen gehen, weil die Niederungen oft überschwemmt werden, regelmäßig sehr viele zu Grunde. Man kann die Jungen mit Runkelrüben, Möhren, Sellerie, Pastinaken, Kartoffeln, Aepfeln und Kürbiskörnern sehr leicht großziehen und lange erhalten; bei Brod und Getreidekörnern verhungern sie aber in wenigen Tagen. Dehne hatte ein Junges so gezähmt, daß er es in die Hand nehmen und mit sich herumtragen konnte, obgleich er ihm nicht ganz trauen durfte, weil es zuweilen scheinbar unwissentlich zu beißen versuchte. Mit anderen Wühlmäusen verträgt sich die Wurzelmaus nicht. Sobald man zwei zusammensteckt, entsteht ein wüthender Kampf, und die Schwächere muß, wenn sie nicht baldigst abgetrennt wird, der Stärkeren regelmäßig unterliegen.

Die Lemminge (Myodes) sind unter den Wühlmäusen in Gestalt und Wesen dasselbe, was die Hamster unter den eigentlichen Mäusen sind. Man kennt bisjetzt etwa ein halbes Dutzend Arten dieser merkwürdigen Geschöpfe, unter denen uns selbstverständlich der norwegische Lemming (Myodes Lemmus) am nächsten angeht. Er ist eine mittelgroße Wühlmaus von sehr gedrungenem Körperbau mit ganz kleinem Stutzschwänzchen. Seine Gesammtlänge beträgt 6 Zoll; der Schwanz ist blos ¾ Zoll lang. Die Nase ist behaart, die Oberlippe tief gespalten und mit kurzen Schnurren besetzt; die Ohren sind klein rundlich und ganz im Pelze versteckt; an den fünfzehigen Füßen sitzen große Scharrkrallen, namentlich an dem Vorderpaare, und diese sind beim Männchen gewöhnlich größer, als beim Weibchen. Der reiche und lange Pelz ist sehr ansprechend gezeichnet. Von der braungelben, im Nacken gewässerten Grundfärbung heben sich dunkle Flecken ab. Der Schwanz und die Pfoten sind gelb; von den Augen laufen zwei gelbe Streifen nach dem Hinterkopf; die Unterseite ist einfach gelb, fast sandfarbig.

Der Lemming ist unbedingt das räthselhafteste Thier ganz Skandinaviens. Noch heute glauben die Bauern der Gebirgsgegenden, daß er von dem Himmel herabgeregnet werde und deshalb in so ungeheuerer Menge auftrete, später aber wegen seiner Freßgier sich den Magen verderbe und zu Grunde gehen müsse. Olaus Magnus, der bekannte Bischof von Upsala, erwähnt des Thieres zuerst. Er sagt, daß er im Jahre 1518 durch einen Wald geritten sei und dort eine so große Anzahl Hermeline gesehen habe, daß sie den ganzen Wald mit ihrem Gestank erfüllt hätten. Hieran wären kleine vierfüßige Thiere mit Namen Lemar Schuld gewesen, welche zuweilen bei plötzlichem Gewitter und Regen vom Himmel fielen: — man wisse nicht, ob aus entfernten Inseln hergetrieben oder in den Wolken erzeugt. „Diese Thiere, welche wie die Heuschrecken in ungeheuren Schwärmen auftreten, zerstören alles Grüne, und was sie einmal angebissen haben, stirbt ab, wie vergiftet. Sie leben, solange sie nicht frisch-

gewachsenes Gras zu fressen bekommen. Wenn sie abziehen wollen, sammeln sie sich, wie die Schwalben; manchmal aber sterben sie haufenweise und verpesten die Luft, wovon die Menschen Schwindel oder Gelbsucht bekommen, oder werden von den Hermelinen aufgefressen, welche letztere sich förmlich mit ihnen mästen."

Andere Berichterstatter schreiben dem Bischof seine Erzählung nach, und Olaus Wornius gibt im Jahre 1633 ein ganzes Buch heraus, in welchem er sich zu erklären bemüht, daß Thiere in den Wolken entstehen und herunterfallen können. Er fügt auch hinzu, daß man vergeblich versucht habe, die Lemminge durch Beschwörungen zu vertreiben. Erst Linné schildert in den schwedischen Abhandlungen vom Jahre 1740 die Lemminge der Natur gemäß und so ausführlich, daß man seiner Beschreibung nicht viel hinzufügen kann. Ich selbst habe die Thiere im Jahre 1860 namentlich auf dem Dovrefjeld zu meiner Freude in großer Menge angetroffen und mich durch eigene Anschauungen



Der norwegische Lemming (Myodes Lemmus).

über sie unterrichten können. Wie ich in Norwegen erfuhr, finden sie sich auf allen höheren Gebirgen des Landes und auch auf den benachbarten Inseln, falls diese bergig sind. Weiter oben im Norden gehen sie bis in die Tundra herab. In den ungeheuren Morästen zwischen dem Altenfjord und dem Tanaflusse fand ich ihre Losung auf allen trockenen Stellen in unglaublicher Menge, sah aber nicht einen einzigen Lemming mehr. Auf dem Dovrefjeld waren sie im Mai überall sehr gemein, am häufigsten im höchsten Gürtel zwischen 4 und 6000 Fuß über dem Meere, oder von der Grenze der Fichtenwälder an bis zur Grenze des ewigen Schnees hinauf. Einige fand ich aber auch in Gulbrandsdalen nur wenige Hundert Fuß über dem Meere, in den wasserreichen Gegenden in der Nähe des Laugen. Auf dem Dovrefjeld wohnte einer neben dem andern, und man sah und hörte oft acht bis zehn zu gleicher Zeit.

Die Thiere sind ganz allerliebst. Sie sehen aus wie kleine **Murmelthiere** oder wie **Hamster** und ähneln namentlich den letzteren vielfach in ihrem Wesen. Ihr Aufenthalt sind die verhältnißmäßig trockenen Stellen des Morastes, welcher einen so großen Theil von Norwegen bedeckt. Sie bewohnen hier kleine Höhlungen unter Steinen oder im Mos; doch trifft man sie auch oft umherschweifend zwischen den kleinen Hügeln an, welche sich aus dem Sumpfe erheben. Selten bemerkt man ausgetretene Gänge, welche von einer Höhle zu der anderen führen. Größere Gänge schürfen sie sich nur im Schnee. Sie sind bei Tag und Nacht munter und in Bewegung. Ihr Gang ist trippelnd, aber rasch, wenn auch der Mensch sie leicht einzuholen vermag. Auf der Flucht zeigen sie sich überaus geschickt, indem sie jede trockne Stelle, auch in dem ärgsten Sumpf, herauszusuchen und als Brücke zu benutzen wissen. Das Wasser meiden sie mit einer gewissen Scheu, und wenn man sie in ein größeres Wasserbecken oder in ein Flüßchen wirft, quieken und knurren sie sehr ärgerlich und suchen, so schnell als möglich das trockene Land wieder zu gewinnen. Gewöhnlich verrathen sie sich selbst. Sie sitzen oft ganz ruhig und wohlversteckt in ihren Löchern und würden sicherlich nicht von den Vorübergehenden bemerkt werden; aber die Erscheinung eines Menschen erregt sie viel zu sehr, als daß sie schweigen könnten. Sie begrüßen deshalb mit lautem Quieken und Grunzen nach Meerschweinchenart den Eindringling in ihr Gehege, gleichsam, als wollten sie ihm das Betreten ihres Gebietes verwehren. Nur während sie umherlaufen, nehmen sie die Flucht, wenn man auf sie zugeht. Sie eilen dann nach irgend einem der unzähligen Löcher und setzen sich dort fest. Dann gehen sie nicht mehr zurück, sondern lassen es darauf ankommen, todtgeschlagen oder weggenommen zu werden. Mir machten die muthigen Kerlchen unglaublichen Spaß; ich konnte nie unterlassen, sie zum Kampfe herauszufordern. Sobald man in nächste Nähe ihrer Höhle gelangt, springen sie aus derselben hervor, quieken, grunzen, richten sich auf, beugen den Kopf zurück, so daß er fest auf dem Rücken zu liegen kommt und schauen nun mit den kleinen Augen so grimmig auf den Gegner, daß man wirklich unschlüssig wird, ob man sie aufnehmen soll oder nicht. Wenn sie einmal gestellt sind, denken sie gar nicht daran, wieder zurückzuweichen. Hält man ihnen den Stiefel vor, so beißen sie in denselben; ja, sie beißen selbst in den Stock oder in die Gewehrläufe, wenn sie auch merken, daß sie hier Nichts ausrichten können. Manche bissen sich so fest in meine Beinkleider ein, daß ich sie kaum wieder abschütteln konnte. Bei solchen Kämpfen gerathen sie in große Wuth und ähneln dann ganz den bösartigen Hamstern. Wenn man ihnen recht rasch auf den Leib kommt, laufen sie rückwärts mit aufgerichtetem Kopfe, solange der Weg glatt ist, und quieken und grunzen dabei nach Leibeskräften; stoßen sie aber auf ein Hinderniß, so halten sie wieder tapfer und muthig Stand und lassen sich lieber fangen, als daß sie durch einen kleinen Umweg sich freizumachen suchten. Zuweilen springen sie auch mit kleinen Sätzen auf ihren Gegner los. Sie scheinen sich überhaupt vor keinem Thiere zu fürchten, weil sie so gar tolldreist auf jedes Geschöpf losgehen. In den Straßen werden viele überfahren, weil sie sich trotzig mitten in den Weg stellen und nicht weichen wollen. Die Hunde auf den Höfen beißen eine Menge todt, und die Katzen verzehren wahrscheinlich soviele, daß sie immer satt sind; wenigstens könnte ich mir sonst nicht erklären, daß die Katzen der Postwechselstelle **Fogstuen** auf dem Dovre ganz ruhig neben den Lemmingen vorübergehen, ohne sich um sie zu bekümmern. Im Winter schürfen sie sich, wie bemerkt, lange Gänge in den Schnee, und in diesen hinein bauen sie sich auch, wie ich bei der Schneeschmelze bemerkte, große dickwandige Nester aus zerbissenem Grase. Die Nester stehen etwa acht bis zehn Zoll über dem Boden, und von ihnen aus führen lange Gänge nach mehreren Seiten hin durch den Schnee, von denen die meisten bald bis auf die Mosdecke sich herabsenken und dann, wie die Gänge unserer Wühlmäuse, halb zwischen dem Mos und halb im Schnee weiter geführt werden. Aber die Lemminge laufen auch auf dem Schnee herum oder setzen wenigstens über die großen Schneefelder in der Höhe des Gebirges.

Ihre Jungen werden nach Versicherung meines alten Jägers in den Nestern geworfen, welche sie bewohnen. Mir selbst glückte es nicht, eines dieser Nester aufzufinden, und fast wollte es mir scheinen, als gäbe es zur Zeit meines Aufenthaltes auf dem Dovrefjeld noch gar keine Junge. **Linné** sagt,

daß die Thiere meistens 5 bis 6 Junge hätten, und Scheffer fügt hinzu, daß sie mehrere Male im Jahre werfen. Weiteres ist über die Fortpflanzung der Thiere nicht bekannt.

Die Hauptnahrung der Lemminge besteht aus den wenigen Alpenpflanzen, welche in ihrer armen Heimat gedeihen, namentlich aus Gräsern, Renthierflechten, aus dem Kätzchen der Zwergbirke und wahrscheinlich auch aus allerlei Wurzeln. Die Thiere finden sich eben so hoch, als die Flechtendecke reicht, und nirgends da, wo sie fehlt. Dies deutet darauf hin, daß diese Pflanzen wohl den Hauptheil ihrer Mahlzeiten bilden dürften. Soviel ich erfuhr, tragen sie sich im Winter nicht ein, sondern leben auch dann von Dem, was sie unter der hohen Schneedecke finden, zumal von den Knospen der bedeckten Gesträuche. Großen Schaden bringen sie nur selten; denn da, wo sie wohnen, gibt es keine Felder, und in die Häuser kommen sie auch nicht herein. Wenn sie sich wirklich einmal in den Höfen sehen lassen, so ist das wohl nur Zufall; sie haben sich bei einer ihrer Lustwandelungen verirrt. Doch sagte mir ein Bewohner der Lofoten, daß die Kartoffelfelder in manchen Jahren von den Lemmingen arg gebrandschatzt würden. Die Thiere wühlen sich lange Gänge in den Feldern und bauen sich ihre Höhlen unmittelbar zwischen die Wurzelknollen jener Früchte, von denen sie dann in aller Gemächlichkeit leben. Ihre Heimat ist übrigens, so arm sie auch scheinen mag, reich genug für ihre Ansprüche und bietet ihnen Alles, was sie bedürfen. Nur in manchen Jahren scheint Dies nicht der Fall zu sein; dann sehen sich die Lemminge genöthigt, große Wanderungen anzustellen. Ich muß bei Erwähnung dieser allbekannten Thatsache hinzufügen, daß die Leute auf dem Dovrefjeld nicht das Geringste von den Wanderungen wußten, und daß die Bewohner Lapplands mir ebensowenig darüber sagen konnten. Auch Finnländer, welche ich danach fragte, wußten Nichts, und wäre nicht Linné der Gewährsmann für die bezüglichen Angaben: ich würde sie gar nicht der Erwähnung werth halten. Aus dem Linné'schen Berichte scheint übrigens hervorzugehen, daß der große Naturforscher die Lemminge auch nicht auf der Wanderschaft gesehen, sondern nur das Gehörte wieder erzählt hat. Einige neuere Reisende haben der wandernden Lemminge Erwähnung gethan und dabei gesagt, daß der Zug der Thiere einem wogenden Meere gliche; aber nirgends finden wir, meines Wissens wenigstens, eine genaue Beschreibung der Wanderungen selbst. Linné sagt Folgendes: „Das Allermerkwürdigste bei diesen Thieren ist ihre Wanderung; denn zu gewissen Zeiten, gewöhnlich binnen zehn und zwanzig Jahren, ziehen sie in solcher Menge fort, daß man darüber erstaunen muß, bei Tausenden hinter einander. Sie graben zuletzt förmliche Pfade in den Boden ein, ein Paar Finger tief und einen halben breit. Diese Pfade liegen mehrere Ellen von einander entfernt und gehen sämmtlich schnurgerade fort. Unterwegs fressen die Lemminge das Gras und die Wurzeln ab, welche hervorragen; wie man sagt, werfen sie oft unterwegs und tragen ein Junges im Maul und das andere auf dem Rücken fort. Auf unserer Seite (auf der schwedischen also) gehen sie vom Gebirge herunter nach dem botnischen Meerbusen, kommen aber selten so weit, sondern werden zerstreut und gehen unterwegs zu Grunde. Kommt ihnen ein Mensch in den Strich, so weichen sie nicht, sondern suchen ihm zwischen den Beinen durchzukommen oder setzen sich auf die Hinterfüße und beißen in den Stock, wenn er ihnen denselben vorhält. Um einen Heuschober gehen sie nicht herum, sondern graben und fressen sich durch; um einen großen Stein laufen sie im Kreise und gehen dann wieder in gerader Linie fort. Sie schwimmen über die größten Teiche, und wenn sie an einen Nachen kommen, springen sie hinein und werfen sich auf der anderen Seite wieder in das Wasser. Vor einem brausenden Strom scheuen sie sich nicht, sondern stürzen sich hinein und wenn auch alle dabei ihr Leben zusetzen sollten." Scheffer erwähnt in seiner Beschreibung von Lappland die alte Erzählung des Bischofs Pontoppidan, nach welcher die Lemminge in solchen Haufen vom Gebirge herunterrücken, sowohl westlich als östlich gegen das Nordmeer oder den botnischen Meerbusen hin, „daß die Fischer oft von diesen Thieren umringt und ihre Boote bis zum Untersinken mit ihnen gefüllt werden. Das Meer schwimmt von Ersoffenen und lange Strecken der Küsten sind von ihnen bedeckt."

Nach allen Nachrichten, welche ich erhielt, ist es sicher, daß die Lemminge zuweilen versuchen, von einer Insel zur andern zu schwimmen; doch hat man auch diese Wanderungen sehr übertrieben.

Oft vergehen viele Jahre, ehe sich einmal Lemminge in großen Haufen zeigen. So waren sie auf dem Dovrefjeld seit funfzehn Jahren nicht so häufig gewesen, als im Sommer des Jahres 1860, und dieses plötzliche Erscheinen gibt eben dem Aberglauben und der Fabelei so vielen Anlaß. Man kann sich nicht erklären, daß auf einer einsamen Insel mit einem Male Tausende von Thieren erscheinen und sich Jedermanns Blicken aufdrängen, welche früher nicht gesehen wurden, vergißt aber dabei die einzelnen wenigen, welche sicherlich jahraus, jahrein auf der Insel ihr Wesen treiben und unter günstigen Umständen sich, Dank ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, in das Unglaubliche vermehren können.

Ein Glück ist es immerhin, daß die Lemminge so viele Feinde haben; denn sonst würden sie bei ihrer ungeheuren Häufigkeit das ganze Land überschwemmen und alles Genießbare auffressen. Jedenfalls ist das Klima selbst der beste Vertilger der Thiere. Ein nasser Sommer, ein kalter, frühzeitiger, schneeloser Herbst tödtet sie millionenweise, und dann bedarf es natürlich längerer Jahre, bis die Vermehrung jenes pestartige Hinsterben wieder einigermaßen ausgleicht. Außerdem aber verfolgt die Lemminge eine Unzahl von lebenden Feinden. Man darf wohl sagen, daß sich alle Raubthiere ganz Skandinaviens von ihnen mästen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Bären und des Igels. Wölfe und Füchse folgen ihnen meilenweit und fressen, wenn es Lemminge gibt, nichts Anderes. Der Vielfraß stellt, wie ich selbst beobachtete, unseren Thieren eifrig nach; die Marder, Iltisse und Hermeline fressen zur Lemmingszeit nur sie, die Hunde der Lappen sehen in einem Lemmingsjahre Festtage, wie sie ihnen, den ewig Hungrigen, nur selten wieder kommen. Die Eulen folgen den Zügen; die Schneeeule findet sich fast ausschließlich an Orten, wo es Lemminge gibt; die Bussarde, namentlich der Rauchfußbussard, sind ohne Unterlaß bemüht, die armen Schelme zu vertilgen; die Raben füttern mit ihnen ihre Jungen groß, und Krähen und Elstern suchen die bissigen Geschöpfe, so gut es gehen will, auch zu vernichten; selbst die Renthiere sollen, wie vielfach behauptet wird, zuweilen Lemminge fressen oder sie wenigstens, wahrscheinlich erzürnt durch die Kampflust der kleinen Kerle, mit den Vorderhufen todtschlagen.

Höchst spaßhaft sieht es aus, wenn eine Krähe sich an ein Lemmingsmännchen wagt, welches sich nicht so gutwillig seiner Feindin überliefern will. Ich hatte das Glück, einen solchen Zweikampf mit anzusehen. Eine Nebelkrähe, welche lange ernsthaft auf einem Felsblock gesessen, stieß plötzlich auf das Mos herab und versuchte dort Etwas aufzunehmen; doch war die Sache nicht so leicht, denn dieses Etwas, ein Lemming, wehrte sich nach besten Kräften, fauchte, knurrte, grunzte, quiekte, warf sich in Kampfstellung, machte Sätze gegen den Vogel und bedrohte diesen so ernsthaft, daß er mehrmals zurücksprang, gleichsam als ob er sich fürchte. Aber der muthige Rabe gab seine Jagd nicht auf, sondern ging immer und immer wieder auf den Lemming los, bis dieser schließlich ermattet es versah, und nun einen wohlgezielten Schnabelhieb empfing, welcher ihm das junge Leben raubte.

Der Mensch wird nur, wenn er selbst in größter Noth sich befindet, zum Feinde der Lemminge. In allen glücklicheren Gegenden Skandinaviens läßt er die Thiere schalten und walten, wie sie wollen. Er weiß sie auch nicht zu benutzen. Das Fell ist nicht viel werth, und vor dem Fleisch hat der Normann, wie leicht begreiflich, ungefähr denselben Abscheu, welchen wir vor dem Rattenfleische haben. Die armen Lappen aber, gegen deren Leben das mancher Hunde noch beneidenswerth erscheinen muß, werden oft von dem Hunger getrieben, die Lemminge zu verfolgen. Wenn ihnen alles Wildpret mangelt und die von ihnen so sicher gehandhabte Büchse Nichts mehr bringen will, müssen sie zum Hirtenstock greifen und Lemminge erschlagen und braten, um ihr Leben zu fristen. So dient auch diese Wühlmaus zuweilen dem Menschen.

* * *

Unter allen Nagern steht der Biber (Castor Fiber) wegen seiner Eigenthümlichkeiten einzig da. Er selbst ist nicht allein der Vertreter einer besonderen Sippe, sondern er bildet eine eigne Familie. Man hat oft versucht, die Ondatra oder den Sumpfbiber, welchen wir später kennen lernen werden,

mit ihm zu vereinigen, beide Thiere aber ihrer größeren Verwandtschaft zu den Wühl- und bezüglich Schrotmäusen oder Trugratten halber immer wieder von dem Biber trennen müssen. So ist er unter den Nagern eine ganz vereinzelte und deshalb höchst merkwürdige Erscheinung. Einige Forscher glauben, daß der amerikanische Biber von dem europäischen getrennt werden müsse und haben ersteren deshalb Castor americanus genannt; doch ist die Verschiedenheit beider Thiere sehr gering, und deshalb glauben andere, alle Biber, gleichviel ob sie in Amerika, Asien oder Europa wohnen, ein und derselben Art zuzählen zu müssen. Zwei vorweltliche Arten gingen dieser jetzt lebenden voraus. Die eine erreichte kaum die halbe Größe unseres Bibers, die andere näherte sich ihm darin, unterschied sich aber hauptsächlich durch den Zahnbau hinreichend von ihrem übrig gebliebenen Sippschaftsverwandten.

Unser Biber ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Aelian nennt ihn „Castor“, Plinius „Fiber“; beide Benennungen vereinigt Linné zu dem jetzt giltigen, wissenschaftlichen Namen des Thieres. Von den alten Schriftstellern erfahren wir nicht viel. Aristoteles sagt blos,



Der Biber (Castor Fiber).

daß er unter die vierfüßigen Thiere gehöre, welche an Seen und Flüssen ihre Nahrung suchten, wie der Fischotter. Plinius spricht von den Wirkungen des Bibergeils. Auch sagt er, daß der Biber stark beiße, die von ihm gefaßten Menschen nicht loslasse, bis er ihre Knochen zerbrochen hätte, daß er Bäume fälle wie mit der Art und einen Schwanz habe, wie die Fische, übrigens dem Fischotter gleiche. Nun kommt die berühmte Beschreibung des Olaus Magnus, Bischofs von Upsala, welcher ungefähr im Jahre 1520 sein merkwürdiges Werk herausgab. Hier finden sich bereits die verschiedenartigsten Irrthümer und Fabeln über unser Thier. Der gelehrte Priester berichtet uns, daß der Biber, obgleich Solinis nur die Wasser im schwarzen Meere für den Wohn- und Fortpflanzungsort des Thieres halte, in Menge am Rhein, an der Donau, in den Sümpfen in Mähren und, Dank der mütterlichen Vorsehung, noch mehr im Norden vorkomme, weil hier an den Flüssen nicht soviel Geräusch durch die beständige Schifffahrt wäre, wie am Rhein und an der Donau. Im Norden verfertige er mit wunderbarer Kunst, blos von der Natur unterrichtet, auf unzähligen Flüssen aus Bäumen seine Häuser. Die Biber gingen gesellig zum Fällen der Stämme, hieben sie mit ihren Zähnen ab und trügen sie auf eine wunderbare Art zu ihren Lagern. Ein alter, träger Biber,

welcher sich immer von der Gesellschaft entfernt halte, müsse herhalten. Ihn würfen sie rücklings auf den Boden, legten ihn zwischen die Vorder- und Hinterfüße wie auf einen Wagen das Holz, zögen ihn zu ihren Hütten, lüden es ab und schleppten diesen lebendigen Schlitten solange hin und her, bis ihr Häuslein fertig wäre. Die Zähne der Thiere seien so scharf, daß sie die Bäume wie mit einem Schermesser abschneiden könnten, und wehe dem Menschen, der von ihm erfaßt würde; der Biber ließe nicht eher los, als bis die Knochen des zerbissenen Theils entzwei seien. Das Haus bestünde aus zwei bis drei Kammern über einander und wäre so eingerichtet, daß der Leib aus dem Wasser hervorrage, der Schwanz aber darauf ruhe. Letzterer sei schuppig wie der der Fische, habe lederartiges Fell und gäbe ein schmackhaftes Essen und ein Arzneimittel für Diejenigen, deren Darmschlauch schwach sei. Er werde auch nebst den Hinterfüßen anstatt der Fische gegessen. Unwahr sei die Behauptung der Solinis, daß sich der Biber, wenn er verfolgt werde, selbst seinen Beutel mit dem Geile abbeiße und den Jägern hinwerfe, um sich zu retten; denn alle Gefangenen hätten diesen Beutel noch und er könne ihnen nur mit Verlust ihres Lebens genommen werden. Der Geil sei das vortrefflichste Gegengift in der Pest, bei Fieber und helfe für alle möglichen Krankheiten, aber auch außerdem sei der Biber noch sehr nützlich. Nach der größeren oder geringeren Höhe der Hütten erlaube er, auf den späteren Stand des Wassers zu schließen, und die Bauern könnten, wenn sie den Biber beobachteten, ihre Felder bis an den Rand des Flusses bestellen oder müßten sie dort liegen lassen, weil sie sicher überschwemmt werden würden, wenn der Biber besonders hohe Häuser gebaut habe. Die Felle seien so weich und zart wie Dunen und schützten wunderbar gegen die rauhe Kälte; sie seien auch eine kostbare Kleidung der Großen und Reichen.

Die übrigen Schriftsteller der späteren Zeit glauben diese Märchen alle und vermehren sie mit Zusätzen. Marius, ein Arzt in Ulm und Augsburg, schrieb im Jahre 1640 ein eigenes Büchlein über die arzneiliche Benutzung des Bibers, welches fast ganz aus Recepten besteht. Johann Frank vermehrte es 1685 noch bedeutend. Haut und Fett, Blut und Haare, die Zähne und hauptsächlich der Bibergeil sind vortreffliche Heilmittel; namentlich das letztere ist ausgezeichnet. Aus den Haaren macht man Hüte, welche gegen Krankheit schützen; die Zähne hängt man den Kindern um den Hals, weil sie das Zahnen erleichtern; das Blut wird auf manchfaltige Art verwendet. Diese alten Schriften haben das Gute, daß sie uns über das frühere Vorkommen der Biber Aufschluß geben. Wir ersehen daraus, daß sich kaum ein anderes Thier so rasch vermindert hat, als dieser geschätzte Nager.

Noch heutigen Tages ist der Wohnkreis des Bibers ein sehr ausgedehnter; denn er reicht durch drei Erdtheile hindurch und erstreckt sich über alle zwischen dem 33. und 68. n. Br. liegenden Grade. In früheren Zeiten muß aber die Heimat eine weit ausgedehntere gewesen sein. Man hat geglaubt, ihn in der egyptischen Bilderschrift wiederzufinden und hieraus würde hervorgehen, daß er in Afrika vorgekommen ist. Die Religion der indischen Magier verbot, den Biber zu tödten, folglich muß er auch dort gewohnt haben. Geßner sagt, nach der Forer'schen Uebersetzung (1583): „Wiewol in allen Landen diß ein gemein thier, so sind sy doch zum liebsten, wo grosse wasserflüß rünnen; die Ar, Reiß, Lemmat im Schweytzerland, auch die Byrß umb Basel hat dern vil, Hispanien, vast bey allen waßeren, wie Strabo sagt, in Italien, da der Paw ins meer laufft." In Frankreich und Deutschland kam er fast überall vor. In England wurde er zuerst ausgerottet. Gegenwärtig findet man ihn in Deutschland nur sehr einzeln, hauptsächlich an der Donau, der Nab, der Mosel, der Maas, der Lippe, Weser, Aller, Riß, dem Bober und anderen Flüssen; doch geht er überall seinem Untergange entgegen. An der Elbe und Havel lebte er noch vor dem Jahre 1848, geschützt von den Jagdgesetzen, in ziemlicher Anzahl; seitdem aber jeder Bauer dem edlen Thiere auf den Pelz brennen darf, nimmt er außerordentlich rasch ab. Doch haben sich neuerdings wieder einige bei Wörlitz angesiedelt und leben hier ungestört unter besonderem Schutze des Herzogs von Anhalt. In Europa überhaupt trifft man ihn noch am häufigsten in Oesterreich, Polen, Rußland, Schweden und Norwegen. Bei Arendal hatte er vor drei Jahren Baue errichtet, freilich unter dem Schutze eines reichen Guts- und Grubenbesitzers, des Herrn Aal, welcher ihn nach Möglichkeit hegte. Die Wildwasser

hatten jedoch den Bau bald wieder zerstört und die Biber vereinzelt; doch hofft ihr Schutzherr, daß sie sich wieder sammeln würden.

Weit häufiger als in Europa findet sich unser Nager in Asien. Die großen Ströme Sibiriens beherbergen ihn noch in Menge, und auch in den größeren und kleineren Flüssen, welche in das kaspische Meer sich ergießen, ist er noch ziemlich häufig. In Amerika war er gemein, ist aber durch die unablässige Verfolgung auch schon sehr zusammen geschmolzen. La Hontan, welcher vor etwa 180 Jahren Amerika bereiste, erzählt, daß man in den Wäldern von Canada nicht 4 bis 5 Stunden gehen könne, ohne auf einen Biberteich zu stoßen. Die eigentlichen Jagdplätze sind viele Teiche, z. B. am Flusse der Puants, westlich von dem See Illinois, liegen in einer Strecke von 20 Stunden mehr als 60 Biberteiche, wo die Jäger den ganzen Winter zu thun haben. Da nun schon seit mehreren hundert Jahren aus Canada allein jährlich über 4000 Biberfelle ausgeführt worden sind, hat die Anzahl der Thiere, wie leicht erklärlich, ungemein abgenommen. Audubon gibt (1849) blos noch Labrador, Neufundland, Kanada und einzelne Gegenden der Staaten Maine und Massachussets als Heimatsländer des Thieres an, fügt jedoch hinzu, daß er in verschiedenen wenig bebauten Gegenden der vereinigten Staaten einzeln noch gefunden werde. So muß man schon gegenwärtig Tausende von Meilen durchreisen, ehe man das eigentliche Leben und Treiben des Bibers kennen lernen kann.

Der Biber ist einer der größten Nager. Bei erwachsenen Männchen beträgt die Leibeslänge 2½ bis 3 Fuß, die Länge des Schwanzes 1 Fuß, die Höhe am Widerrist 11 Zoll, das Gewicht 40 bis 50 Pfund. Zwischen dem Biber, welcher Amerika, und dem, welcher die alte Welt bewohnt, besteht der einzige Unterschied darin, daß jener eine gewölbtere Gesichtslinie und einen dunkleren Pelz hat, als dieser. Der Leib ist plump und stark, hinten bedeutend dicker als vorn. Der Rücken ist gewölbt, der Bauch hängend, der Hals kurz und dick, der Kopf hinten breit, nach vorn verschmälert, plattscheitelig, kurz- und stumpfschnäuzig; die Beine sind kurz und sehr kräftig, die hinteren etwas länger als die vorderen, die Füße fünfzehig und die hinteren bis an die Krallen durch eine breite Schwimmhaut mit einander verbunden. Der Schwanz, welcher sich nicht deutlich vom Rumpfe scheidet, ist an der Wurzel rund, in der Mitte oben und unten platt gedrückt, bis fünf Zoll breit, an der Spitze stumpf abgerundet, an den Rändern fast schneidig, von oben gesehen eirund gestaltet. Die länglich runden Ohren sind klein und kurz, fast unter dem Pelz versteckt, innen und außen behaart und können so an den Kopf angelegt werden, daß sie den Gehörgang fast vollständig verschließen. Die Augen sind klein und durch eine Nickhaut ausgezeichnet. Ihr Stern steht senkrecht. Die Nasenlöcher sind mit wulstigen Flügeln versehen und können ebenfalls geschlossen werden. Die Mundspalte ist klein, die Oberlippe breit, in der Mitte gefurcht und nach abwärts gespalten. Mit Ausnahme der Sohlen und Schwimmhäute, sowie der letzten Zweidrittel des Schwanzes ist der Biber überall behaart, und zwar besteht das Fell aus einem außerordentlichen, dichten, flockigen, seidenartigen Wollhaar und dünnerstehenden, langen, starken, steifen und glänzenden Grannen, welche am Kopf und Unterrücken kurz, an dem übrigen Körper aber 2 Zoll lang sind. Auf den Oberlippen sitzen einige Reihen dicker und steifer, nicht eben langer Borsten. Die Färbung der Oberseite ist ein dunkles Kastanienbraun, welches mehr oder weniger ins Grauliche zieht. Die Unterseite ist heller, das Wollhaar an der Wurzel silbergrau, gegen die Spitze gelblichbraun. Die Füße sind dunkler gefärbt als der Körper, der Schwanz ist an der Wurzel im ersten Drittel sehr lang behaart, im übrigen aber nackt und mit kleinen, länglichen, runden, fast sechseckigen, platten Hautgruben bedeckt, zwischen denen einzelne kurze, steife, nach rückwärts gerichtete Haare hervortreten. Die Färbung dieser nackten Theile ist ein blasses, schwärzliches Grau mit bläulichem Anfluge. Hinsichtlich der allgemeinen Färbung des Felles kommen Abweichungen vor, indem sie bald mehr in das Schwarze, bald mehr in das Graue, zuweilen auch in das Röthlichweiße zieht. Sehr selten findet man auch weiße und gefleckte Biber.

Der innere Leibesbau zeigt manche Eigenthümlichkeit. Die safrangelben Nagezähne sind sehr groß und stark, vorn flach, glatt, im Querschnitt fast dreischneidig, an der Seite meiselförmig. Sie

ragen weit aus dem Kiefer hervor. Vier Backzähne von fast gleicher Größe in jeder Reihe bilden das übrige Gebiß. Zehn Wirbel umschließen die Brust, 9 bilden den Lendentheil, 4 das Kreuz und 24 den Schwanz. Alle Knochen sind kräftig und breit und dienen sehr starken Muskeln zum Ansatz. Die Speicheldrüsen sind auffallend entwickelt, namentlich die Ohrspeicheldrüse, und auch der lange, eingeschnürte Magen ist sehr drüsenreich. Die Harn- und Geschlechtstheile münden in den Mastdarm. Bei beiden Geschlechtern finden sich im Untertheile der Bauchhöhle, nahe am After und den Geschlechtstheilen, zwei eigenthümliche, gewöhnlich von einander getrennte Absonderungsdrüsen, welche in die Geschlechtstheile münden und als Castorsäcke bekannt sind. Die inneren Wandungen dieser Drüsen sind mit einer Schleimhaut überzogen, welche in schuppenähnliche Säckchen und Falten getheilt ist. Hier sondert sich das sogenannte Bibergeil oder Gail (Castoreum) ab, eine dunkle rothbraune, gelbbraune oder schwarzbraune, ziemlich weiche, salbenartige Masse von eigenthümlich durchdringendem starken, nur wenig Leuten angenehmen Geruch und lange anhaltendem, bitterlichen, balsamischen Geschmack, welcher in früheren Zeilen als krampfstillendes und beruhigendes Mittel vielfach angewandt wurde, gegenwärtig aber wegen seiner sehr wechselnden Stärke und weil die Händler ihn vielfach verfälschen, mehr und mehr in Vergessenheit kommt. Auf die übrigen Merkmale brauchen wir hier nicht weiter einzugehen.

Versucht man die Naturgeschichte des Bibers von allen Fabeln und Märchen zu entkleiden, welche noch bis in die neuere Zeit ihr beigefügt wurden, so ergibt sich ungefähr Folgendes:

Der Biber lebt an den genannten Orten gegenwärtig meist paarweise und nur in den stillsten Gegenden zu größeren oder kleineren Familien vereinigt. In allen bevölkerten Ländern findet man ihn jetzt nur sehr einzeln, und dann lebt er, wie der Fischotter, in einfach unterirdischen Röhren, ohne daran zu denken, sich Burgen zu bauen. Solche fand man aber noch im Sommer 1822 an der Nuthe, unweit der Stadt Barby, in einer einsamen, mit Weiden bewachsenen Gegend, welche von einem nur 6 bis 8 Schritte breiten Flüßchen durchströmt wird und schon seit den ältesten Zeiten den Namen Biberlache führt. Der Forstmeister von Meyerinck, welcher viele Jahre dort die Biberansiedelungen beobachtete, sagt Folgendes darüber: „Es wohnen jetzt (also im Jahre 1822) dort noch mehrere Biberpaare in Gruben, welche, einem Dachsbau ähnlich, 30 bis 40 Schritt lang und mit dem Wasserspiegel gleichhochlaufend sind und auf dem Lande Ausführungsgänge haben. In der Nähe der Gruben errichten die Biber sogenannte Burgen. Sie sind 8 bis 10 Fuß hohe, von starken Knüppeln kunstlos zusammengetragene Haufen, welche sie an den benachbarten Bäumen abbeißen und schälen, weil sie sich davon äßen. Im Herbst befahren die Biber die Haufen mit Schlamm und Erde vom Ufer des Flusses, indem sie diese mit der Brust und den Vorderfüßen nach dem Baue schieben. Die Haufen haben das Ansehen eines Backofens und dienen den Bibern nicht zur Wohnung, sondern nur zum Zufluchtsorte, wenn hoher Wasserstand sie aus den Gruben treibt. Im Sommer des genannten Jahres, wo die Ansiedlung aus 15 bis 20 Jungen und Alten bestand, bemerkte man, daß sie Dämme warfen. Die Nuthe war zu dieser Zeit so seicht, daß die Ausgänge der Röhren am Ufer überall sichtbar wurden und unterhalb derselben nur noch einige Zoll tief Wasser stand. Die Biber hatten eine Stelle gesucht, wo in der Mitte des Flusses ein kleiner Heger war, von welchem sie zu beiden Seiten starke Reiser ins Wasser warfen und die Zwischenräume mit Schlamm und Schilf so ausfüllten, daß dadurch der Wasserspiegel oberhalb des Dammes um einen Fuß höher stand als unterhalb desselben. Der Damm wurde mehrere Mal weggerissen, in der Regel aber die folgende Nacht wieder hergestellt. Wenn das Hochwasser der Elbe in die Nuthe hinauf drang und die Wohnungen der Biber überstieg, waren sie auch am Tage zu sehen. Sie lagen alsdann meist auf der Burg oder auf den nahe stehenden Kopfweiden."

Zu diesen wahrheitstreuen Angaben kommen die Beobachtungen des Arztes Sarrazin, welcher mehr als zwanzig Jahre in Canada gelebt hat, die Hearne's, welcher drei Jahre an der Hudsonsbai zubrachte, die Cartwright's, welcher zehn bis zwölf Jahre in Labrador sich aufhielt, die Audubon's, welcher übrigens nur einem Jäger nacherzählt, und endlich die Mittheilungen des Prinzen von Wied,

um uns ein vollständiges Bild der Biberbaue zu geben. Aus den Angaben genannter Beobachter entnehme ich Folgendes: Die Biber wählen zu ihren Wohnungen einen Bach, dessen Ufer ihnen zum Bau ihrer Burgen geeignet scheinen, und einen Platz, an welchem es viel Lebensmittel in der Nähe gibt. Zuerst bauen sie einen Damm, um das Wasser so hoch zu stauen, daß es bis zum Boden ihrer Hütten reicht. Ein solcher Damm ist unten 10 bis 12 Schuh dick und verjüngt sich nach oben bis zu 2 Fuß Dicke. Das Holz dazu wählen sie gewöhnlich armes- und schenkeldick, zwei, vier bis sechs Fuß lang, senken ein Ende tief in den Boden, alle dicht neben einander, schieben dann kleinere und biegsamere Stücke dazwischen und füllen die leeren Räume mit Lehm aus. Sie arbeiten in demselben Maße fort wie das Wasser wächst und hören erst auf, wenn es die Höhe ihres Hausbodens erreicht hat. Die Seite des Dammes gegen das Wasser hin ist abfällig, die andere steil. Der Damm ist so fest, daß man sicher darauf gehen kann, und die Biber füllen sogleich jedes entstehende Loch mit Lehm aus. Immer wird das Wasser so hoch gestaut, daß es mindestens 4 Fuß über den Eingängen ihrer Röhren steht, damit die Eisdecke im Winter nicht so tief hinabreichen kann, um jene Ausgänge zu verschließen. Wenn das Wasser nur wenig Strömung hat, ist der Damm fast gerade; sonst bekommt er einen Bogen gegen den Strom hin.

Oberhalb dieses Dammes, am liebsten auf der Südseite der Inseln, oft aber auch mitten im Strom, auf einer rostartigen Unterlage bauen sich die Biber nun ihre sogenannten Burgen. Sie graben schief vom Ufer aus nach oben ihren Gang und schichten auf der Höhe des Ufers einen 4 bis 7 Schuh hohen, 10 bis 12 Fuß im Durchmesser haltenden, backofenartigen Hügel mit sehr dicken Wänden auf. Diese bestehen aus abgeschälten Holzstückchen, welche wirr durch einander geworfen und vermittelst dazwischengebrachten Sand und Schlamm festgehalten werden. Eine solche Wohnung hat eine Kammer, gewölbt wie ein Backofen, am Boden mit kleinen Spänen bestreut. Neben dem Rundloch liegt noch eine Vorrathskammer, in welcher Nahrungsvorräthe aufgespeichert werden, Wurzeln von der Seerose und Aeste, von denen man oft einen ganzen Karren voll findet. Die Biber arbeiten unaufhörlich an der Wohnung und sammeln Vorräthe, bis sie das Eis hindert. Steigt das Wasser einmal zu hoch und dringt es ins Innere ihrer Burg, so machen sie durch die Kuppel ein Loch und entfliehen. Manchmal bleiben die Thiere 3 bis 4 Jahre in demselben Bau; manchmal bauen sie sich neue oder bessern einen alten aus; auch kommt es vor, daß sie eine neue Burg neben die alte setzen und mit ihr in Verbindung bringen. Die früheren Naturforscher wollten beobachtet haben, daß der Biber seinen Schwanz hauptsächlich als Arbeitswerkzeug beim Bau seiner Wohnung benutze und damit wie mit einer Kelle die Wandungen glätte; Cartwright, wohl der treuste und sicherste Beobachter aber, glaubt Dies nicht, sondern meint, daß der Biber die Wände mit den Füßen ebene.

Unter allen Umständen bauen nur Gesellschaften von Bibern größere Dämme und Burgen; die einzelnen leben immer in einfachen Bauen, wie der Fischotter. Deshalb kann man allerdings von staatlichen Verhältnissen bei diesen Thieren reden, und so roh und ungeschickt auch ihre Dämme und Burgen erscheinen müssen, so groß ist doch für Säugethiere die Kunstfertigkeit, mit welcher sie angelegt wurden. Der Biber fällt sich seinen Baustoff mit seinem Gebiß. Zweige von der Dicke eines Zolls beißt er ohne weiteres ab, Stämme bringt er zu Fall, indem er den Stamm ringsum und dann besonders auf der einen Seite nach dem Flusse zu benagt, bis er dahin sich neigt und in das Wasser stürzt. Die Spur seiner Arbeiten besteht in unzähligen, schuppenförmigen Einschnitten, welche so glatt und scharf ausgemeißelt erscheinen, als ob sie mit einem stählernen Werkzeug gemacht worden wären. Es kommt vor, daß der Biber selbst Stämme von mehr als fußdickem Durchmesser abhaut und zum Falle bringt. „Unsere Forstleute," sagt Prinz Max von Wied, „würden mit den Zerstörungen, welche die Biber in den Wäldern anrichten, schwerlich zufrieden sein. Wir haben Pappeln von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser gesehen, welche sie abgenagt hatten. Kreuz und quer lagen die Stämme durch einander." Die Bäume werden von der Gesellschaft zuerst ihrer Aeste beraubt, dann in beliebig große Stücke zerschnitten und diese als Pfähle verwandt, während die Aeste und Zweige

mehr zum Bau der Wandungen einer Burg benutzt werden. Die Rinde der Zweige frißt die Gesellschaft gleich ab oder speichert sie auf den Winter auf. **Dietrich aus dem Winkell** hat das Glück gehabt, einmal einen Biber mit seinen Jungen unweit Dessau zu beobachten. „In der Dämmerung," sagt er, „kam die Familie rasch im Wasser herangezogen und schwamm bis zum Anstieg. Hier trat die Mutter zuerst allein an das Land und ging, nachdem sie, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick gesichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Größe einer halbwüchsigen Katze haben mochten. Kaum waren auch sie im Holze, als das durch schnelles Schneiden veranlaßte, schnarrende Getöse hörbar wurde, und nach Verlauf einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und vollständiger wurde nun der erwähnte Laut, weil die ganze Familie in Thätigkeit war, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch, um gleich auf der Stelle Schale davon zu äßen. Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenstange mit der Schnauze erfaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend, zum Vorschein. Gleichmäßig waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er dann von der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnauze gefaßt und höchst eilig und ohne auszuruhen, schwammen sie mit ihrer Beute denselben Weg zurück, auf welchem sie gekommen waren." Auch **Meyerinck** gibt an, daß mehrere Biber einen dickeren Stamm mit den Zähnen in das Wasser ziehen, fügt aber hinzu, daß sie denselben vorher gewöhnlich in 3 bis 6 Fuß lange Stücken schneiden.

Am liebsten wählen die Thiere Weiden, Pappeln, Erlen, Eschen und Birken zu ihrer Nahrung und bezüglich zu ihren Bauen; seltener nehmen sie auch Rüstern und Eichen, deren Härte ihnen mehr Arbeit macht.

Der Biber ist, wie die meisten Nager, mehr während der Nacht als bei Tage thätig. Nur in ganz abgelegenen Gegenden, wo sie lange Zeit keinen Menschen zu sehen bekommen, treiben sie sich auch während des Tages umher. „Kurz nach Sonnenuntergang," sagt **Meyerinck**, „verlassen sie die Gruben, pfeifen laut und fallen mit Geräusch ins Wasser. Sie schwimmen eine Zeit lang in der Nähe der Burg, gegen den Strom so schnell, als abwärts, und, je nachdem sie sich sicher glauben, kommen sie entweder mit Nase und Stirn oder mit Kopf und Rücken über das Wasser empor. Haben sie sich gesichert, so steigen sie ans Land und gehen funfzig Schritt und noch weiter vom Flusse ab, um Bäume zur Aeßung oder zu ihren Bauten abzuschneiden. Sie entfernen sich von der Burg schwimmend bis eine halbe Meile, kehren aber immer in derselben Nacht zurück. Auch im Winter gehen sie des Nachts ihrer Nahrung nach, verlassen jedoch zuweilen 8 bis 14 Tage die Wohnung nicht und äßen sich mit der Rinde der Weidenknüppel, welche im Herbst in die Gruben getragen und mit denen die Ausgänge nach der Landseite zu verstopft werden."

Das Eis zernagen sie sich, wie Prinz Max von Wied angibt, nach Bedürfniß; und da, wo das Wasser bis auf den Grund gefriert, graben sie sich Röhren im Schlamme unter dem Eise.

Der Biber ist durchaus nicht so plump und unbeholfen als er aussieht. Im Wasser sind seine Bewegungen sehr geschickt, rasch und sicher. Er schwimmt mit den Hinterbeinen und steuert mit dem Schwanze; die Vorderglieder gebraucht er fast nie zum Rudern, sondern legt sie vorgestreckt unter das Kinn. Auf dem Lande läuft er einen unbeholfenen Trab. Sein Gang und seine Bewegungen erinnern lebhaft an die des **Hamsters**. Zum Sichern richtet er sich auf den Hinterfüßen hoch empor und beim Aeßen sitzt er aufrecht, faßt die Zweige mit den Vorderbeinen, dreht sie beständig schnell herum und nagt die Rinde ab. Die Beweglichkeit der Kinnladen ist dabei aber schneller als beim **Eichhörnchen** und **Hamster**. Gern sitzt er während des Aeßens nahe dem tiefen Wasser, mit dem Gesicht dahin gekehrt, um bei Gefahr augenblicklich flüchten zu können. Von noch stehenden Bäumen und Sträuchern äßt er niemals die Rinde ab, wie andere Nager es zu thun pflegen; das Abschneiden der Zweige ist ihm ein Bedürfniß. Gewöhnlich fällt er mehr als er zu seiner Nahrung und zu seinen Bauen braucht.

Der freilebende Biber ist ein äußerst vorsichtiges und scheues Thier. Er sucht bei der geringsten Gefahr das sichere Wasser auf. Wo er in großer Menge wohnt, stellt er des Abends Wachen aus, welche durch ein eigenthümliches Klatschen ihre Gefährten aufmerksam machen. Da alle Sinne des Bibers, vornehmlich aber Gesicht, Geruch und Gehör gut ausgebildet sind, merkt er auch fast immer rechtzeitig jede Gefahr und weiß dieser dann, Dank seiner außerordentlichen Geschicklichkeit im Schwimmen, leicht zu entgehen. Auch braucht er sich nicht eben vor vielen Thieren zu fürchten; denn selbst die größeren Landraubthiere haben einen schweren Stand, mit ihm fertig zu werden. Sein Gebiß ist eine so furchtbare Waffe, daß er es schon mit manchem anderen Thiere aufnehmen kann. Alle Beobachter sind darin einstimmig, daß der Biber mit einem einzigen Biß dem ihn verfolgenden Hunde ein Bein geradezu abbeißen könne, und dasselbe würde er jedenfalls auch einer größeren Katze thun, wenn diese ihn angreifen wollte. So hat er eigentlich unter den freilebenden Thieren keinen Feind, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Fischotters, welcher seine Jungen bedroht. Da dieses Raubthier im Schwimmen und Tauchen noch viel gewandter ist, als der Biber, kann es selbstverständlich leicht seine Wohnung vom Wasser aus besuchen, und da wohl einen günstigen Augenblick benutzen, um einem der noch wehrlosen Nager den Garaus zu machen. Die große Mordgier und Raublust des Fischotters läßt wenigstens ein solches Vorkommen glaublich erscheinen. Der Hauptfeind des Bibers ist und bleibt aber der Mensch, und diesem muß er freilich unter allen Umständen erliegen.

Je nach dem Wohnort des Bibers fällt die Paarung in verschiedene Monate, Einige sagen zu Anfang des Winters, Andere im Februar und März. Bei dieser Gelegenheit soll das Geil zur Geltung kommen; es dient, um andere Biber anzulocken. Audubon erfuhr von einem Jäger, daß ein Biber seine Afterdrüsen an einem bestimmten Orte entleere, daß hierdurch ein zweiter herbeigelockt werde, das abgesetzte Geil mit Erde überdecke, auf diese wieder das seinige ablege u. s. f., so daß oft hohe, stark nach dem gedachten Stoffe riechende Hügel gebildet würden. Die Fallen werden allgemein mit Geil gewittert: dieses dient also jedenfalls den Thieren, sich gegenseitig aufzufinden. Nach zwei bis vier Monaten — denn genau ist Dies nicht beobachtet worden — wirft das Weibchen 2 bis 4 blinde Junge, säugt diese etwa einen Monat lang und pflegt sie mit großer Sorgfalt. Das Männchen, welches einem Weibchen treu bleiben, also mit ihm in strenger Ehe leben soll, verläßt die Wochenstube und schlägt seine Wohnungen entweder in einem einfachen Gange auf, oder streift umher, ohne sich an ein und denselben Ort zu binden. Bereits nach vier Wochen schleppt die Mutter ihren Jungen zarte Zweige herbei, und nach sechs Wochen etwa folgen diese der Alten bei ihren Weidegängen. Zu Ende des zweiten Jahres sind sie fortpflanzungsfähig, im dritten Jahre vollkommen erwachsen. Sie behalten gewöhnlich die Wohnungen ihrer Eltern und diese errichten sich in der Nähe eine neue.

Jung eingefangene Biber können sehr zahm werden. Die Schriftsteller, welche über Amerika berichten, erzählen Manches von Bibern, welche sie in den Dörfern der Indianer gewissermaßen als Hausthiere fanden oder selbst zahm hielten. „Ich sah in diesen Dörfern," sagt La Hontan, „nichts Merkwürdigeres, als Biber so zahm wie Hunde, sowohl im Bach, als in den Hecken, wo sie ungestört hin- und herliefen. Sie gehen bisweilen ein ganzes Jahr lang nicht in das Wasser, obschon sie keine sogenannten Grubenbiber sind, welche blos um zu saufen an den Bach kommen und, nach der Meinung der Wilden, ihrer Faulheit halber von den anderen weggejagt wurden." Hearne hatte mehrere Biber so gezähmt, daß sie auf seinen Ruf kamen, ihm wie ein Hund nachliefen und sich über Liebkosungen freuten. In Gesellschaft der indianischen Weiber und Kinder schienen sie sich sehr wohl zu befinden. Sie zeigten Unruhe, wenn diese lange wegblieben, und Freude, wenn sie wiederkehrten, krochen ihnen auf den Schos, legten sich auf den Rücken, machten Männchen, kurz, sie betrugen sich fast wie Hunde, welche ihre Freude ausdrücken wollten, wenn ihre Herren lange abwesend waren. Dabei hielten sie das Zimmer sehr reinlich und gingen immer auf das Wasser, im Winter auf das Eis, um ihre Nothdurft zu verrichten. Sie lebten von den Speisen der Leute und

fraßen namentlich Reis= und Rosinenpudding sehr gern, nebenbei aber auch Fische und Fleisch, obwohl ihnen diese Nahrung ebenso unnatürlich scheinen mochte, als den Pferden und Rindern, welche im höheren Norden von Amerika und Europa ja auch mit Fischköpfen und anderen ähnlichen Dingen gefüttert werden. Auch Klein hatte einen Biber so gezähmt, daß er ihm wie ein Hund nachlief und ihn aufsuchte, wenn er abwesend war. Buffon bekam einen aus Canada und hielt ihn jahrelang, anfangs ganz im Trocknen. Dieser schloß sich zwar Niemand an, war aber sanft und ließ sich aufnehmen und herumtragen. Bei Tische verlangte er mit einem schwachen, kläglichen Tone und mit einem Zeichen seiner Hand auch Etwas zu fressen, das trug er dann fort und verzehrte es im Verborgenen.

Prinz Max von Wied fand einen zahmen Biber auf Fort Union, „so groß, wie ein zweijähriges Schwein, gewiß vier Fuß lang, aber blind.“ Er ging im ganzen Hause herum und war gegen bekannte Personen sehr zutraulich, versuchte aber, alle ihm unbekannten Leute zu beißen.

Hier und da hat man daran gedacht, der gänzlichen Ausrottung des merkwürdigen Thieres vorzubeugen und deshalb in mehreren Flüssen und Teichen besondere Biberzuchten angelegt. Eine solche Biberhege befindet sich jetzt noch bei Rothenhof in Böhmen, auf den Besitzungen des Fürsten Schwarzenberg an der Moldau, andere in den großen Teichen der Lustschlösser Hallbrunn in Salzburg und Schönau in Oesterreich. In Nymphenburg in Baiern hat man auch seit langem Biber gehalten. Hier sah Lenz noch im Jahre 1837 mehrere Biber. Sie bewohnten einen kleinen Teich mit festen Mauern, an deren Seiten sie sich trockene Hüttchen gebaut hatten. Der eine lebt bereits seit 33, der andere seit 35 Jahren in der Gefangenschaft, und der Wärter erzählte dem genannten, berühmten Forscher, daß man früher einen 50 Jahre lang gehabt hätte. „Diese Biber,“ sagt Lenz, „hatten ein sehr nettes Nestchen, welches aus lauter schmalen, langen Spänen von Weidenbäumen bestand, die sie mit ihren Zähnen geschnitten, als ob es mit einem Messer oder mit einem Hobel geschehen wäre. Die Salweide, wovon sie Blätter und Rinde genießen, ziehen sie allen anderen Holzarten vor, fressen aber auch ziemlich gern von Haselbusch, Brod und Obst. Das eine Weibchen warf vier Mal zwei und ein Mal ein Junges. Leider sind aber diese Anstalten ihrem Verfall ziemlich nahe gekommen, und ebendeshalb ist es schwer, das so merkwürdige Thier für unsere Thiergärten zu erhalten. —

In bevölkerten Gegenden wird es wohl unmöglich sein, die Biberzuchten mit größerem Erfolge anzulegen, da kaum ein anderes Thier den Wilddieben soviel Gewinn verspricht, als dieser Nager. Man jagt die Biber überall mit großem Eifer. In Amerika erlegt man sie mit dem Feuergewehr und fängt sie in Fallen und Wuhnen. Das Schießen ist langweilig und unsicher; die Fallen der verschiedensten Art, welche man durch frische Zweige ködert, versprechen mehr. Im Winter haut man Wuhnen in das Eis und schlägt die Biber todt, wenn sie dahin kommen, um zu athmen. Auch eist man wohl in der Nähe ihrer Hütten ein Stück des Flusses oder Baches auf, spannt ein starkes Netz darüber, bricht dann die Burgen auf und jagt die erschreckten Nager da hinein. Vernünftige Jäger lassen immer einige Biber übrig und begnügen sich mit einer gewissen Anzahl: an den Grenzorten aber, wo mehrere Stämme sich in das Gebiet theilen, ist Dies nicht der Fall, dort nimmt Jeder soviel, als er kann. Dieser Jagd halber entstehen oft große Streitigkeiten unter den verschiedenen Stämmen, welche zuweilen in blutigen Fehden enden und auf beiden Seiten viele Opfer fordern. Die Jagd und noch mehr der Fang haben übrigens ihre Gefahren; denn der Biber wehrt sich verzweifelt und bringt seinen Verfolgern oft außerordentlich bösartige Wunden bei.

Der große Nutzen, welchen der Biber gewährt, gleicht den Schaden, welchen er anrichtet, fast aus. Man muß dabei festhalten, daß der Biber vorzugsweise unbevölkerte Gegenden bewohnt und am liebsten nur dünne Schößlinge von Holzarten fättt, welche rasch wieder nachwachsen. Dagegen bezahlt er mit Fell und Fleisch und mit dem Bibergeil nicht blos den angerichteten Schaden, sondern auch alle Mühe und Beschwerden der Jagd sehr reichlich. Noch immer bildet der Bibergeil einen bedeutenden Handelsgegenstand. Vor 40 Jahren bezahlte man ein Loth desselben mit einem

Gulden; gegenwärtig kostet es bereits 10 Gulden und darüber. Das Fell ist überall hochgeschätzt und zwar bereits seit allen Zeiten. Man rupft es vor dem Gebrauch d. h. zieht alle Grannenhaare aus und läßt blos das Wollhaar übrig. Die Grannen werden zu Hüten verarbeitet oder gesponnen und zu Handschuhen, Streifen und Tüchern verwebt. Ein Fell liefert bis 1¼ Pfund solcher Haare, welche ungefähr 18 Thaler werth sind. Das ganze Fell kostet in erster Hand 8 bis 20 Thaler, das Fleisch gilt als besonders gut, wenn sich der Biber mit Seerosen geäßt hat; das des Schwanzes betrachtet man als vorzüglichen Leckerbissen, für welchen man in früheren Zeiten die sehr bedeutende Summe von 6 Gulden zahlte. Die Pfaffen erklärten den Biber als ein „fischähnliches Thier" und deshalb geeignet, während der Fasten genossen zu werden, bezahlten daher auch in der fleischarmen Zeit einen Biberbraten um so besser. Von den vielerlei Verwendungen des Biberkörpers ist man mehr und mehr zurückgekommen, wenn auch der Aberglaube noch seine Rolle spielt. Hier und da werden noch immer Fett und Blut des Bibers als Heilmittel benutzt. Die sibirischen Weiber betrachten die Knochen als Schutzmittel gegen den Fußschmerz, die Zähne als ein Halsgeschmeide, welches das Zahnen der Kinder erleichtert, die Zahnschmerzen benimmt u. s. w.

Bei den amerikanischen Wilden steht der Biber in sehr hohem Ansehen. Sie schreiben ihm fast ebensoviel Verstand zu, als dem Menschen, und behaupten, daß das vorzügliche Thier unbedingt auch eine unsterbliche Seele haben müsse, der übrigen Märchen gar nicht zu gedenken, welche sie sich über unser Thier zusammengedacht haben.

* * *

Die Springmäuse (Dipodes), welche nach unserer Eintheilung die neunte Familie bilden, erinnern in ihrem ganzen Bau lebhaft an die Kängurus. Dasselbe Mißverhältniß des Leibes, welches wir bei diesen kennen lernten, zeigt sich auch bei ihnen. Der hintere Theil des Körpers ist verstärkt, und die Hinterbeine überragen die vorderen wohl drei Mal an Länge. Auch der Schwanz ähnelt denen der Kängurus. Er ist verhältnißmäßig ebensolang, aber gewöhnlich am hinteren Ende zweizeilig bequastet. Dagegen unterscheidet die Springmäuse ihr Kopf wesentlich von den Springbeutelthieren. Er ist sehr dick und trägt die verhältnißmäßig längsten Schnurren aller Säugethiere überhaupt: Schnurren, welche oft ebenso lang sind, als der Körper selbst. Große Augen deuten auf das nächtliche Leben der Thiere; sie sind aber lebhaft und anmuthig wie bei wenig anderen nächtlich lebenden Geschöpfen. Die mittelgroßen, aufrechtstehenden Ohren sind löffelförmig von ein Drittel bis zu ganzer Kopflänge, der Hals ist sehr dick und unbeweglich. An den kleinen Vorderpfoten finden sich gewöhnlich fünf Zehen, an den hinteren drei, zuweilen mit einer oder zwei Afterzehen. Der Pelz ist dicht und weich, bei den verschiedenen Arten und Sippen sehr übereinstimmend, nämlich dem Sande ähnlich gefärbt. Auch der innere Leibesbau hat manches ganz Eigenthümliche. Den Schädel kennzeichnet der breite Hirnkasten und die ungeheuren Gehörblasen. Die Halswirbel verwachsen, mit Ausnahme des Atlas, oft in ein einziges Knochenstück. Die Wirbelsäule besteht aus elf bis zwölf Rückenwirbeln, sieben bis acht Lendenwirbeln und drei bis vier Kreuzwirbeln; die Zahl der Schwanzwirbel steigt bis auf dreißig. Im übrigen Gerippe ist der Mittelfuß der merkwürdigste Theil. Die verschiedenen, neben einanderliegenden Knochen verschmelzen nämlich in einen einzigen, sehr langen, an dessen Ende die Gelenkköpfe für die einzelnen Zehen stehen. Diese Bildung ist wohl der Klasse der Vögel eigenthümlich, in der Klasse der Säugethiere aber eine ganz vereinzelte. Das Gebiß ist durchaus nicht auffällig gebildet und ähnelt dem der übrigen Nager. Die Nagezähne sind bei einigen glatt, bei anderen gefurcht; die gewöhnliche Zahl der Backenzähne beträgt drei für jede Reihe, doch findet man zuweilen noch einen stummelhaften Zahn vor den eigentlichen Backzähnen.

Die Springmäuse bewohnen vorzugsweise Afrika und Asien; einige Arten reichen aber auch nach Südosteuropa herüber und zwei Sippen sind Nordamerika eigen. Sie sind Bewohner des trockenen, freien Feldes, der grasreichen Steppe und der dürren Sandwüsten, also eigentliche Wüstenthiere, wie auch die Färbung augenblicklich erkennen läßt. Auf lehmigem oder sandigen Boden, in den Niederungen, nur selten auf Anhöhen oder an dichten, buschigen Wiesensäumen und in der Nähe von Feldern schlagen sie ihre Wohnsitze auf. Eine einzige Art findet sich auch im Gebirge. Sie hausen in selbstgegrabenen, unterirdischen Höhlen, mit vielen verzweigten, aber meist sehr seichten Gängen, welche immer in zahlreiche Ausgänge münden. Stets leben sie gesellig und sind deshalb regelmäßig zu größeren Trupps vereinigt. Bei Tage in ihren Bauen verborgen, erscheinen sie nach Sonnenuntergang und führen dann ein gar lustiges Leben; nur wenige sind auch im Sonnenschein thätig.

Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln, Zwiebeln, mancherlei Körnern und Samen, Früchten, Blättern, Gras und Kräutern. Einige benagen auch die Rinde der niederen Sträucher und manche verzehren auch Kerbthiere, ja selbst kleine Vögel, gehen sogar das Aas an und fressen unter Umständen einander auf. Die Nahrung nehmen sie in halb aufrechter Stellung zu sich, sitzend auf das Hintertheil und den Schwanz gestützt; das Futter führen sie mit den Vorderpfoten zum Munde.

Ihre Bewegungen sind eigenthümlicher Art. Der ruhige Gang unterscheidet sich von dem des Känguru insofern, als sie in rascher Folge ein Bein vor das andere setzen; auf der Flucht aber fördern sie sich sprungweise allein auf den Hinterbeinen. Sie schnellen sich dann mit den kräftigen Hinterfüßen hoch auf in die Luft, mit dem zweizeiligen Schwanze regeln sie die Richtung und erhalten sich das Gleichgewicht des Körpers. Dabei legen sie die Vorderbeine entweder an das Kinn oder gekreuzt, wie ein schnelllaufender Mensch an die Brust, und deshalb führen sie eben den Namen „Dipus“ oder zweifüßig; denn wirklich scheint es, als besäßen sie blos die Hinterfüße, während sie springen. Die größeren Arten vermögen ganz gewaltige Sätze auszuführen; und man kann von allen sagen, daß die weiteren Sätze das Zwanzigfache ihrer Leibeslänge betragen. So ist die größte Art im Stande, Entfernungen von 20 Fuß zu überspringen. Ein Sprung folgt unmittelbar auf den andern und wenn sie in voller Flucht sind, sieht man eigentlich blos einen gelben Gegenstand, welcher in seichten Bogen wie ein Pfeil die Luft durchschießt. Mit ebensogroßer Behendigkeit graben sie auch im Boden, trotz der schwachen Vorderfüße, welche diese Arbeit hauptsächlich verrichten müssen. Während sie weiden, gehen sie, ebenfalls wieder wie das Känguru, auf vier Beinen, sehr langsam und immer nur auf kurze Zeit. Im Sitzen ruhen sie immer auf den Sohlen der Hinterfüße.

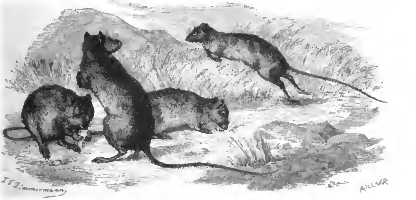
Alle Arten sind scharfsinnig, namentlich feinhörig und fernsichtig und wissen daher drohenden Gefahren leicht zu entgehen. Sie sind äußerst furchtsam, scheu und flüchtig, und suchen sich bei jeder Störung so eilig als möglich nach ihrem Bau zu retten, oder ergreifen, wenn ihnen Dies nicht möglich wird, mit rasender Schnelligkeit die Flucht. Die größte Art vertheidigt sich im allerhöchsten Nothsfalle nach Känguruart auch mit den Hinterbeinen; die Kleineren machen, wenn sie ergriffen werden, nie von ihrer natürlichen Waffe Gebrauch.

Ihre Stimme besteht in einer Art von Winseln, welches dem Geschrei junger Katzen ähnlich ist, bei anderen wohl auch in einem dumpfen Grunzen. Aber man hört nur selten überhaupt einen Ton von ihnen. Bei geringer Wärme verfallen sie in eine Art von Winterschlaf oder erstarren wenigstens auf kurze Zeit; niemals aber tragen sie sich, wie andere Nager, Vorräthe für den Winter ein.

Für die Gefangenschaft sind leider wenige zu gebrauchen; denn die meisten Arten sind überaus zart und gehen, selbst bei der besten Pflege, leicht zu Grunde, wahrscheinlich weil man ihnen die natürliche Nahrung doch nicht ersetzen kann. Aber für die kurze Zeit, welche man sie erhalten kann, sind sie, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, überaus angenehme und anmuthige Gesellschafter des Menschen; namentlich ihre große Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Harmlosigkeit erwirbt ihren Gewaltherrn bald zum Freunde. Nur wenige können lebend nach anderen Erdtheilen geführt werden, halten aber dort leider nie lange aus.

Fast alle Arten sind durchaus unschädlich. Die freie Wüste bietet ihnen soviel, daß sie nicht nöthig haben, den Menschen zu plündern. Nur eine einzige Art soll auch die Pflanzungen und Felder besuchen und Schaden anrichten; der Nutzen, den sie durchschnittlich leisten, wiegt den geringen Schaden aber vollständig auf. Sie liefern nämlich ein schmackhaftes Wildpret und auch ihre Felle werden ab und zu benutzt.

Man theilt die Familie gegenwärtig in sechs Sippen ein, welche sich aber sämmtlich sehr nahe stehen. Die **Hüpfmaus** (Jaculus labradorius) aus Nordamerika, Vertreter einer eigenen Sippe, mag die Reihe der von mir erwählten Springmäuse eröffnen. Sie schließt sich durch ihren Leibesbau innig an die eigentlichen Springmäuse an; die Gestaltung und Behaarung ihres Schwanzes erinnert aber noch lebhaft an die Mäuse. In ihrer Größe kommt sie ungefähr mit der **Waldmaus** (Mus sylvaticus) überein; denn sie ist eine der kleinsten Arten der ganzen Familie. Der Leib ist gestreckt, nach hinten etwas dicker, der Hals mäßig lang und dick, der Kopf lang und schmal, die Schnauze mittellang und zugespitzt. Die Nasenkuppe ist behaart, der Mund klein und zurückgestellt, die Ohren sind mäßig und eiförmig gestaltet, hoch und schmal und an der Spitze abgerundet; die Augen sind



Die Hüpfmaus (Jaculus labradorius).

ziemlich klein, die Schnurren mäßig, aber doch nicht über Kopfeslänge. Die sehr kurzen, dünnen Vorderbeine tragen vier Zehen und eine Daumenwarze, die wohl drei Mal längeren, verhältnißmäßig aber schmächtigeren Hinterbeine dagegen fünf Zehen, von denen die beiden äußeren beträchtlich kürzer als die drei mittleren sind. Alle Zehen, mit Ausnahme der Daumenwarze an den Vorderfüßen, welche einen Plattnagel trägt, haben kurze, gekrümmte, schmale und zusammengedrückte Krallen. Der sehr lange, runde Schwanz ist schon an der Wurzel dünn, verschmächtigt sich aber immer mehr und endet in eine feine Spitze. Er ist geringelt und geschuppt und nur spärlich mit kurzen Haaren bedeckt. Die glatte, anliegende und dichte Behaarung gleicht im allgemeinen der unserer **Feldmaus**, nur ist sie etwas kürzer und weniger fein. Der Pelz ist auf der Oberseite dunkelleberbraun mit braungelber Mischung, an den Seiten braungelb mit schwacher, schwarzer Sprenkelung, an der Unterseite weiß gefärbt; die Ohren sind an der Außenseite braun. Zuweilen nimmt die bräunlichgelbe Färbung der Seiten einen ebensogroßen Raum ein, als die Rückenfarbe, im Winterkleide wird sie dagegen gänzlich verdrängt, und das Dunkelbraun des Rückens verbreitet sich bis zur Unterseite. Die Ohren sind schwarz und gelb behaart, die Mundränder weiß. Die Hinterfüße sind oben graulich, die Vorderfüße weißlich. Die Leibeslänge beträgt 4½ Zoll, die des Schwanzes 5¼ Zoll, die Höhe am Widerrist kaum 2 Zoll.

Der höhere Norden von Amerika ist die Heimat der Hüpfmaus. Sie findet sich von Labrador an, durch Canada hindurch, in allen Pelzgegenden bis zu dem großen Sklavensee und vielleicht noch weiter nach Norden. Hier lebt sie an dicht bebuschten Wiesenrändern und in der Nähe von Wäldern, bei Tage verborgen, bei Nacht gesellig umherschweifend. Ihre Höhlen sind ungefähr 20 Zoll tief, in der kälteren Jahreszeit auch noch tiefer. Vor Beginn des Winters baut sie einen Ballen aus Lehm um sich herum, rollt sich zusammen, schlingt den Schwanz um den Leib und liegt hier in vollkommner Erstarrung bis zum Eintritt des Frühlings. Es wird erzählt, daß ein Gärtner im Mai zwanzig Zoll tief in der Erde einen Erdballen von der Größe eines Spielballes fand, welcher durch seine regelmäßige Form die Verwunderung des Mannes erregte. Als er ihn mit dem Spaten in zwei Stücke zerschlug, fand er ein Thierchen darin zusammengerollt, fast wie ein Küchlein im Ei. Es war unsere Hüpfmaus, welche hier ihre Winterherberge aufgeschlagen hatte. Im Sommer ist sie außerordentlich hurtig und hüpft ungemein gewandt und schnell auf den Hinterbeinen herum. Davis konnte eine Hüpfmaus, welche in der Nachbarschaft von Quebek aus dem Walde in ein weites Feld gerathen war, erst in der Zeit von einer Stunde fangen, obschon ihm noch drei Männer jagen halfen. Sie machte fußhohe Sprünge von drei bis fünf Fuß Weite und ließ sich erst ergreifen, nachdem sie vollständig abgehetzt und ermattet war; dabei war sie aber immer noch hurtig und lebendig. Im Walde soll die Hüpfmaus gar nicht zu fangen sein. Sie setzt hier mit Leichtigkeit über niedere Büsche weg, über welche ein Mann nicht so leicht springen kann, und weiß dann immer ein sicheres Plätzchen zu finden. Audubon bezweifelt, daß es noch ein Säugethier gäbe, welches ihr an Gewandtheit gleichkommt.

Nach den Berichten desselben Forschers läßt sich das schmucke Thierchen leicht fangen und ohne Beschwerde erhalten. „Ich besaß ein Weibchen," sagt er, „vom Frühling bis zum Herbst. Wenige Tage nach seiner Einkerkerung warf es zwei Junge, welche prächtig gediehen und im Herbst fast ausgewachsen waren. Wir schütteten ihnen einen Fuß hoch Erde in ihren Käfig; hier gruben sie sich einen Bau mit zwei Ausgängen. Gewöhnlich verhielten sie sich schweigsam; brachten wir aber eine andere Maus zu ihnen in den Käfig, so schrieen sie laut auf, wie ein junger Vogel aus Angst, zeigten sich überhaupt sehr furchtsam. Bei Tage zeigten sie sich niemals außerhalb ihrer Baue; nachts aber lärmten sie viel im Käfig herum. Alles, was wir in ihr Gefängniß legten, war am nächsten Morgen verschwunden, in die Höhlen geschleppt worden. Sie fraßen Weizen, Mais, am liebsten Buchweizen. Hatten sie mit diesem eine ihrer Kammern gefüllt, so gruben sie sich sofort eine neue. Sie entkamen durch einen unglücklichen Zufall."

Ueber die Zeit der Paarung und die Fortpflanzung berichtet Audubon, daß er in allen Sommermonaten Junge gefunden habe, gewöhnlich drei, in einem aus feinem Gras erbauten, mit Federn, Haaren und Wolle ausgefütterten Neste. Er bestätigt die Angabe älterer Forscher, daß die Jungen an den Zitzen ihrer Mutter sich fest ansaugen und von dieser allenthalben herumgetragen werden.

Die Hauptfeinde der Hüpfmaus sind die verschiedenen Raubthiere des Nordens, namentlich die Eulen, welche sie selbstverständlich am leichtesten erwischen können. Die Indianer, welche sie Katse nennen, scheinen weder ihr Fleisch zu essen, noch ihr Fell zu benutzen.

Ueber die Wüstenspringmäuse (Haltomys) sind wir besser unterrichtet. Sie sind gleichsam die Urbilder der ganzen Familie, denn sie zeigen alle Eigenthümlichkeiten derselben am vollständigsten. Hasselquist bemerkt nicht mit Unrecht, daß sie aussähen, als wären sie aus verschiedenen Thieren zusammengesetzt. „Man könnte sagen, das Thierchen habe den Kopf des Hasen, den Schnurrbart des Eichhörnchens, den Rüssel des Schweines, den Leib und die Vorderfüße der Maus, die Hinterfüße des Vogels und den Schwanz des Löwen." Vor Allem fällt der Kopf auf, er kennzeichnet die Springmäuse sogleich als echte Wüstenbewohner. Für alle Sinneswerkzeuge ist Raum geschafft. Die Ohrmuscheln sind groß und häutig, wenigstens nur außerordentlich dünn behaart und der Ohrgang

ist wegen der ungeheuer aufgetriebenen Backenknochen einer der eigenthümlichsten in der ganzen Klasse der Säugethiere. Die Augen sind groß und lebhaft, dabei aber mild im Ausdruck wie bei allen Wüstenthieren, die Nasenlöcher sind weit und umfänglich, und damit auch der Sinn des Gefühls gehörig vertreten sei, umgeben ungeheuer lange Schnurren den Kopf zu beiden Seiten. Der Hals ist außerordentlich kurz und wenig beweglich, der Schwanz dagegen sehr lang, meist um etwas, zuweilen um vieles länger als der Leib, vorn rund behaart, hinten aber mit einer ausgeprägten zweizeiligen Bürste besetzt, welche aus steifen, regelmäßig anders gefärbten Haaren besteht und dem Schwanze die größte Aehnlichkeit mit einem Pfeile verleiht. Die Vorderfüße sind ganz verkürzt und werden beim Springen so an den Leib herangezogen und theilweise im Pelz versteckt, daß die alte Benennung „Zweifuß" wohl gerechtfertigt erscheint. Und diese kleinen Füßchen haben blos vier Zehen mit Krallen, eine benagelte oder nagellose Daumwarze. Alle Krallen sind mäßig lang, gekrümmt und scharf; sie dienen zum Aufgraben der Erde, wenn sich das Thier Nahrung schaffen oder Höhlen anlegen will. Die Hinterfüße sind wohl sechsfach länger als die vorderen und zwar, weil sich ebensowohl der Unterschenkel als auch der Mittelfußknochen gestreckt hat. Dieser ist in der Regel einfach, während andere ähnliche Mäuse so viele Mittelknochen haben als Zehen. An diesen langen Knochengelenken sind unten drei Zehen eingefügt, von denen die mittlere etwas länger als die seitliche ist. Jede Zehe hat eine pfriemenförmige Kralle, welche rechtwinkelig zum Nagelglied steht und dadurch beim Springen nicht hinderlich wird. Ein steifes Borstenhaar, welches nach unten zu immer länger wird, bekleidet die Zehen. Der Pelz ist weich, seidenartig und auf dem Rücken am Grunde blaugrau, dann sandfarbig, an den Spitzen aber schwarz oder dunkelbraun, unten immer weiß mit seitlichen Längsstreifen. Die Schwanzwurzel ist ebenfalls weiß behaart, dann folgt eine dunklere Stelle vor der weißen Spitze.

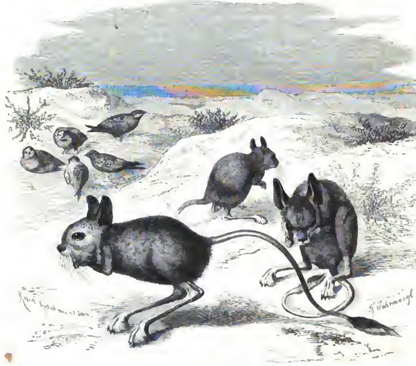
Mit dieser äußeren Leibesbeschaffenheit steht die innere Bildung vollständig im Einklange. Die Springmäuse zeigen nicht blos in der Gestalt ihres langen Mittelfußknochens Aehnlichkeit mit den Vögeln, sondern auch noch darin, daß alle die großen Knochen der hinteren Hälfte des Leibes bei den erwachsenen Thieren hohl und dabei spröde und hart sind, wie Vögelknochen. Ganz gewaltige Muskeln bewegen diese festen Knochen, und hierdurch eben erscheint der hintere Theil des Leibes so auffällig gegen den vorderen verdickt. Die Halswirbel sind bei einigen Arten ganz, bei den anderen größten Theils unter einander fest verwachsen, dabei nach vorn ansehnlich gekrümmt, und hierdurch erhält der Hals hauptsächlich seine Verkürzung. Der Kopf aber wird ohne Anstrengung von dem Thiere bei der pfeilschnellen Bewegung festgehalten. Merkwürdig ist die Erscheinung, welche wir bei allen Thieren, welche schnell laufen, und somit auch bei den Springmäusen finden, daß nämlich die Füße so einfach wie möglich gebildet und nur äußerst wenig beweglich sind. Die drei Zehen der Springfüße haben in der Regel nur zwei Glieder und sind ungemein kurz. Sie haben gar keine Seitenbewegung und können sich blos gleichzeitig etwas von oben nach unten biegen. Beim Laufen berührt nur die äußerste Spitze des Nagelgliedes den Boden, sie ist aber durch eine federnde Knorpelmasse noch besonders geschützt. Das lange, steife Borstenhaar an den unteren Zehen dient augenscheinlich dazu, den Fuß beim Aufsetzen vor dem Ausgleiten zu bewahren und ihm somit einen viel sicherern Stand zu geben. Einige Arten der Springmäuse überhaupt haben am Mittelfußknochen noch eine oder zwei Afterzehen, welche aber ganz unwesentlich sind und niemals den Boden berühren.

Gewöhnlich finden sich vier Zitzenpaare. Zwei Paare davon liegen auf der Brust, ein Paar am Bauche und ein Paar in den Weichen. Die Zähne sind gefurcht.

Von den fünf bis sechs Arten, welche diese Sippe enthält, betrachten wir die **egyptische Springmaus** (*Haltomys aegyptiacus*), ein wirklich reizendes Thierchen von $6\frac{1}{4}$ Zoll Leibeslänge mit 8 Zoll langem Schwanze, der durch seine Behaarung noch um $1\frac{1}{2}$ Zoll länger erscheint. Die Ohren haben ungefähr zwei Drittel Kopfeslänge; sie sind einfarben, außen mit zarten, fahlen Härchen, innen mit noch kürzeren, feineren, dünnen bedeckt. Der Schwanz hat deutliche Pfeilzeichnung. Der

kurzbehaarte Theil ist auf der Oberseite blaßfahlgelb, auf der Unterseite weißlich, die Quaste ungefähr einen Zoll lang, weiß, an ihrer weit größeren Hälfte aber schwarz und pfeilartig gezeichnet. Die ganze Oberseite ist graulich sandfarben mit schwarzer Sprenkelung, die Unterseite und ein breiter Streifen, der sich von rückwärts quer über die Schenkel zieht, sind weiß.

Die Springmäuse, und wahrscheinlich gerade die egyptischen, waren schon den Alten wohl bekannt. Wir finden sie häufig bei griechischen und römischen Schriftstellern erwähnt, immer unter dem Namen der zweibeinigen Mäuse, welche Benennung deshalb auch jetzt noch zur Bezeichnung der Sippe angewandt wird. Plinius sagt blos, daß es in Egypten Mäuse gäbe, welche auf zwei



Die Springmaus (Haltomys aegyptiacus).

Beinen gingen. Theophrast und Aelian erwähnen, daß die großen zweibeinigen Mäuse die kürzeren Vorderfüße wie Hände gebrauchen, auf den Hinterfüßen aber aufrecht gehen und hüpfen, wenn sie verfolgt werden. Einen noch höheren Werth als diese Angaben haben die bildlichen Darstellungen auf Münzen und Tempelverzierungen, obwohl sie nicht treu genug sind. Auch in der Bibel sind sie erwähnt, und Jesaias droht Denjenigen, welche sie genießen, Strafe an. Die Araber sind natürlich vernünftiger, als die Hebräer und betrachten sie nicht nur als reine Thiere, sondern beschreiben sie ihrem Werthe nach und erzählen viele hübsche Dinge von ihrer Lebensweise. Diese ist aber doch erst in der Neuzeit bekannt geworden.

Die egyptische Wüstenmaus ist ein sehr verbreitetes Thier. Man findet sie in dem größten Theile Nordostafrikas, und auch hier und da in dem angrenzenden westlichen Asien. Nach Süden hin

reicht sie bis Mittelnubien, woselbst der Verbreitungskreis einer andern ähnlichen Art beginnt. Offene, trockene Ebenen, Steppen und Sandwüsten sind ihre Wohnplätze; sie bevölkert die dürrsten und traurigsten Landschaften, sie bewohnt Orte, welche kaum die Möglichkeit zum Leben zu bieten scheinen.

Auf jenen traurigen Flächen, welche mit dem scharfschneidigen Riedgrase, der Halfa (Poa cynosuroides) bedeckt sind, findet man sie zuweilen in größeren Gesellschaften. Sie theilt diese Orte mit dem Wüstenhuhn, der kleinen Wüstenlerche und dem isabellfarbenen Läufer, und man begreift kaum, daß auch sie dort Nahrung findet, wo jene, die neben dem Gesäme doch auch viele Kerbthiere fressen, sich nur dürftig ernähren. In dem harten Kiesboden gräbt sie sich viel verzweigte, aber ziemlich seichte Gänge, in welche sie sich bei der geringsten Gefahr zurückzieht. Nach den Versicherungen der Araber arbeitet der ganze Trupp an dieser unterirdischen Wohnung. Die Thiere graben mit den scharfen Nägeln ihrer Vorderfüße und benutzen wohl auch die Nagezähne, wenn es gilt, den harten Kiesboden zu durchbrechen. Sie sollen hier und da selbst in dem Lehmgemäuer alter verlassener Gebäude ihre Wohnungen aufschlagen.

Trotz ihrer Häufigkeit gewahrt man die schmucken Geschöpfe ziemlich selten. Man kann nicht gerade sagen, daß sie sehr scheu wären, aber sie sind unruhig und furchtsam und eilen bei dem geringsten Geräusch und beim Anblick eines fremden Gegenstandes schleunigst nach ihren Löchern. Auch werden sie nur in geringer Entfernung wahrgenommen, weil ihre Färbung der des Sandes vollständig gleicht und man schon ziemlich nahe herankommen muß, ehe man sie bemerkt, während ihre scharfen Sinne ihnen die Ankunft des Menschen schon auf große Entfernungen hin wahrnehmen lassen. Man darf wohl sagen, daß es schwerlich ein anmuthigeres Geschöpf geben kann, als diese Springmaus. So sonderbar und scheinbar mißgestaltet sie aussehen, wenn man sie todt in der Hand hat oder regungslos sitzen sieht, so zierlich nehmen sie sich aus, wenn sie in Bewegung kommen. Erst dann zeigen sie sich als echte Kinder der Wüste; erst dann lassen sie ihre herrlichen Fähigkeiten erkennen. Sie scheinen förmlich zu Vögeln zu werden. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer Schnelligkeit, die geradezu ans Unglaubliche grenzt. Bei ruhigem Gange setzen sie ein Bein vor das andere und laufen sehr rasch dahin; bei großer Eile jagen sie in Sprungschritten davon, welche sie so schnell fördern, daß ihre Bewegung dann dem Fluge eines Vogels gleicht; denn ein Sprung folgt so rasch auf den andern, daß man kaum den neuen Ansatz wahrnimmt. Dabei tragen die Springmäuse ihren Leib weniger nach vorn übergebogen, als sonst, die Hände mit den Krallen gegen einander gelegt nach vorn vorgestreckt, den Schwanz aber zur Erhaltung des Gleichgewichts gerade nach hinten gerichtet. Sobald man das Thier aus einiger Entfernung laufen sieht, glaubt man einen pfeilartig durch die Luft schießenden Gegenstand zu gewahren. Kein Mensch ist im Stande, einer im vollen Laufe begriffenen Springmaus nachzukommen, ja, der sicherste Schütz muß sich gewaltig zusammennehmen, will er sie im Laufe erlegen. Sogar in einem eingeschlossenen Raume bewegt sich das zierliche Thierchen noch so schnell, daß ein Jagdhund es kaum einholen kann. Bruce erzählt, daß sein Windhund sich eine Viertelstunde abhetzen mußte, ehe er Herr über seinen gewandten und schnellen Gegner wurde.

Fühlt sich die Springmaus ungestört und sicher, so sitzt sie aufrecht auf dem Hintertheile wie ein Känguru, oft auf den Schwanz gestützt, die Vorderpfoten an die Brust gelegt, ganz wie die Springbeutelthiere es auch zu thun pflegen. Sie weidet in ähnlicher Weise wie die Kängurus; doch gräbt sie mehr nach Knollen und Wurzeln, welche wohl ihre Hauptnahrung zu bilden scheinen. Außerdem verzehrt sie mancherlei Blätter, Früchte und Samen, ja sie soll selbst Aas angehen oder wenigstens den Kerbthieren gierig nachstellen. Das behauptet ganz neuerdings wieder Heuglin, welcher als trefflicher Beobachter bekannt ist.

Obgleich die Wüstenmaus ein echtes Nachtthier ist und ihre Wanderung erst nach Sonnenuntergang beginnt, sieht man sie doch auch zuweilen im hellsten Sonnenschein, ja, selbst während der größten Hitze vor ihren Bauen sitzen und spielen. Sie zeigt dann eine Gleichgiltigkeit gegen die

Mittagsglut der afrikanischen Sonne, die wahrhaft bewunderungswürdig ist; denn man muß wissen, daß kaum ein einziges anderes Thier um diese Zeit in der Wüste sich bewegt, weil die Glut auch den eingeborenen Kindern jener erhabenen Landschaft geradezu unerträglich wird. Gegen die Kälte und Nässe ist unser Thierchen im höchsten Grade empfindlich; es bleibt dann stets in seinem Baue verborgen und verfällt wohl auch zeitweilig in eine Erstarrung, welche an den Winterschlaf der nördlichen Thiere erinnert.

Ueber die Fortpflanzung der Wüstenmaus ist nichts Sicheres bekannt. Die Araber erzählten mir, sie baue sich in einem tieferen Kessel ihrer Höhle ein Nest und kleide dasselbe wie die Kaninchen mit Haaren ihres Unterleibes aus, und darin finde man zwei bis vier Junge: — ob Dies richtig ist, wage ich nicht zu behaupten; doch muß ich bemerken, daß jedenfalls die Araber diejenigen Leute sind, welche das Thier noch am besten kennen. Sie stellen ihm, weil sie das Fleisch genießen und ziemlich hoch schätzen, eifrig nach und fangen es ohne sonderliche Mühe lebendig, oder erschlagen es beim Herauskommen aus den Bauen. Die Jagdweise jener Leute ist sehr einfach. Sie begeben sich mit einem langen und starken Stock nach einer Ansiedelung der Springmäuse, verstopfen den größten Theil der Röhren und graben nun einen Gang nach dem anderen auf, indem sie ihren starken Stock in den Gang stecken und dessen Decke ausbrechen. Die geängstigten Wüstenmäuse drängen sich nach dem innersten Kessel zurück oder fahren durch eine Fluchtröhre nach außen und dann in ein vorgestelltes Netz oder selbst einfach in den Aermel des Obergewandes, welches die Araber vorgelegt haben. So können zuweilen zehn bis zwanzig Stück auf ein Mal gefangen werden; wenigstens macht es gar keine Mühe, eine solche Anzahl lebend zu erhalten. Die Araber bringen auf Verlangen soviel Springmäuse, als man haben will.

Außer dem Menschen haben die Thiere wenig andere Feinde. Der Fennek und der Karakal sind vielleicht die schlimmsten Räuber, welche dem harmlosen Geschöpfe auflauern. Wahrscheinlich ist der ärgste und furchtbarste Feind der Springmäuse die egyptische Brittenschlange (Uraeus Haye), die bekannte Giftschlange Afrikas, welche auf allen egyptischen Tempeln sich zeigt, welche schon Moses zu seinen Gaukeleien gebrauchte, wie sie die heutigen egyptischen Gaukler noch zu allerlei Kunststückchen benutzen, neben der Puffotter (Echidna arietans) die furchtbarste Schlange ganz Afrikas. Jene Giftnatter lebt ganz an ähnlichen Orten wie die Springmäuse und ist keineswegs selten, sondern in manchen Gegenden geradezu furchterweckend häufig. Sie dringt mit Leichtigkeit in die Gänge ein, welche die Springmäuse sich graben, und tödtet natürlich mit einem einzigen Bisse die wehrlosen Inwohner der Höhlen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß dieses Thier, wie die Klapperschlange in Nordamerika die Ansiedelungen des Prairiehundes, die Baue der Springmäuse gänzlich entvölkert, so daß sie zuletzt alleiniger Bewohner derselben bleibt.

Die naturkundigen Europäer, welche in Egypten und Algerien wohnen, halten die Springmaus oft in der Gefangenschaft. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß das Thier im Käfig oder im Zimmer viel Freude mache. Während meines Aufenthaltes in Afrika brachte man mir oft 10 bis 12 Springmäuse auf ein Mal. Ich räumte solchen Gesellschaften dann eine große Kammer ein, um ihre Bewegungen beobachten zu können. Vom ersten Augenblick an zeigten sich die Springmäuse harmlos und zutraulich. Ohne Umstände ließen sie sich berühren; sie machten gar nicht Miene, dem Menschen auszuweichen. Wenn man in ihrem Zimmer umherging, mußte man sich in Acht nehmen, sie nicht zu treten, so ruhig blieben sie sitzen, wenn man auf sie zukam.

Unter sich sind die Springmäuse auch in der Gefangenschaft bewunderungswürdig friedlich und gesellig. Sie schmiegen sich dicht an einander an und verschlingen sich förmlich zuweilen in einander, namentlich wenn es am Morgen kühl ist; denn schon die geringste Abnahme der Wärme wird ihnen auffallend und lästig. Trockne Körner, Reis, Möhren, Rüben, andere Wurzeln und manche Früchte scheinen ihnen besonders zu behagen. Auch Kohl und Kraut, selbst Blumen-, z. B. Rosenblätter, fressen sie gern; allein man kann sie mit ausschließlich saftigen Pflanzen nicht erhalten. Sie sind an dürftige und dürre Kost gewöhnt. Wenn ihnen trockne Nahrung gänzlich fehlt, werden sie traurig

und immer trauriger und sterben endlich dahin. Gibt man ihnen aber Weizen, Reis, etwas Milch und dann und wann eine Weinbeere, ein Stückchen Apfel, eine Möhre oder sonst eine andere Frucht, so befinden sie sich sehr wohl.

Nach Europa kommen die zarten Thiere äußerst selten, und ich darf es wohl als ein besonderes Glück betrachten, daß eben jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, eine Wüstenspringmaus in einem Käfig neben mir sitzt oder vielmehr schläft; denn es ist früher Morgen und sie ist vor wenigen Minuten eben zu Bette gegangen. Ich will versuchen, das Betragen dieses höchst liebenswürdigen und anmuthigen Geschöpfes so genau als möglich zu schildern, weil in den meisten Werken die Bewegung und das Wesen der Springmäuse ganz falsch beschrieben sind.

Die Springmäuse, welche Sonini in Egypten hielt, waren am lustigsten, wenn die Sonne durchs Fenster schien und sprangen dann oft an allen Wänden in die Höhe, „als wenn sie Gummi elasticum im Leibe hätten"; sie übten auch alle andern Bewegungen mit dem größten Vergnügen aus. Die, welche ich in ihrem Vaterlande zahm hielt, waren allerdings auch zuweilen bei Tage in Bewegung, bewiesen aber schlagend genug, daß die Nacht die wahre Zeit ihres munteren Treibens ist. Genau so beträgt sich mein jetziger liebwerther Stubengenosse. Er schläft den ganzen Tag vom frühen Morgen an bis zum späten Abend und wenn man ihn nicht stört, kommt er auch nicht einen Augenblick aus seinem Neste hervor. Gegenwärtig (November) begibt er sich Morgens um ½7 Uhr zur Ruhe und nun schläft er seine guten zwölf Stunden in einem Zuge fort. Aber auch während der Nacht ruht er noch mehrere Male halbe Stündchen aus. Wenn man ihn bei Tage aus seinem Neste nimmt, zeigt er sich sehr schläfrig. Er fällt in der Hand hin und her und kann sich lange Zeit gar nicht ermuntern. Seine Stellung beim Schlafen ist recht eigenthümlich. Gewöhnlich sitzt er in seinem Neste auf den ziemlich eng zusammengestellten Fersen so, daß die weiter aus einanderstehenden Fußspitzen in der Luft schweben. Den Kopf biegt er ganz herab, so daß die Stirn unten auf dem Boden aufliegt und die Schnauze an den Unterleib angedrückt wird. Der Schwanz liegt in großem Bogen über die Fußspitzen weg. So gleicht das Thier einem Balle, über dessen Oberfläche blos die übermäßig langen Beine hervorragen. Manchmal legt sich die Springmaus aber auch auf die Seite oder selbst auf den Rücken und streckt dann die Beine sonderbar nach oben; immer aber bleibt sie in dieser zusammengerollten Stellung. Die Ohren werden beim Schlafen dicht an den Kopf gedrückt und an ihrer Spitze theilweise eingerollt, so daß sie ganz faltig sind und gleichsam wie zerknittert aussehen. Bewegungslos liegt das Thier in dem warmen Nestchen, bis der Abend ordentlich hereingebrochen ist. Nunmehr macht sich ein leises Rascheln und Sichrühren im Neste bemerklich. Der Langschläfer putzt sich; er glättet die Ohren, er läßt einen leisen, wie schwacher Husten klingenden Ton vernehmen, und plötzlich springt er mit einem einzigen Satze durch die Nestöffnung hervor und beginnt nun sein eigenthümliches Nachtleben. Das erste Geschäft, welches er jetzt besorgt, ist das Putzen. In der Reinlichkeit übertrifft die Springmaus kein einziger anderer Nager. Fast alle ihre freie Zeit wird verwandt, um das seidenweiche Fell in Ordnung zu halten. Härchen für Härchen wird durchgekämmt und durchgeleckt, jeder Theil des Körpers, selbst der Schwanz, gehörig besorgt. Einen wesentlichen Dienst leistet ihr dabei feiner Sand; dieser ist ihr überhaupt ganz unentbehrlich. Als ich sie erhielt, mochte sie lange des Sandes entbehrt haben; denn sie wälzte sich, sobald ich ihr denselben gab, mit förmlicher Wollust in dem ihr so nothwendigen Stoffe umher, kratzte und wühlte und konnte sich gar nicht von ihm trennen. Beim Putzen nimmt sie die verschiedensten Stellungen an. Gewöhnlich sitzt sie nur auf den Zehenspitzen und gewissermaßen auf dem Schwanze. Sie hebt nämlich die Fersen etwa 1½ Zoll vom Boden auf, bildet mit dem Schwanze einen großen Bogen und stemmt ihn, mit dem letzten Viertel etwa, auf den Boden auf; den Leib trägt sie dabei vorn nur ein wenig erhöht; die Hände legt sie mit den Handflächen gegen einander, daß die Fingerspitzen oder besser die Krallen sich berühren. Dabei hält sie diese kurzen, stummelartigen Glieder gerade nach vorn und gestreckt, so daß sie auf den ersten Blick hin als Zubehör zu ihrem Maule erscheinen. Wenn sie sich aber putzt, weiß sie die zierlichen Gliedmaßen ganz vortrefflich zu gebrauchen. Ehe sie

an das Glätten des Felles geht, scharrt und wühlt sie sich eine passende Vertiefung im Sande aus. Zu diesem Ende biegt sie sich vorn hernieder und schiebt nun mit vorgestreckten, aus einandergehaltenen Händen und der rüsselartigen Schnauze den Sand nach vorn, große Mengen auf einmal und scharrt ihn da, wo er sich nicht schieben läßt, durch rasche Bewegungen der Hände los. So geht's fort, bis sie sich endlich ihr Lager zurecht gemacht hat. Jetzt legt sie zuerst den Kopf in die entstandene Vertiefung und schiebt ihn vorwärts sich streckend auf dem Sande dahin, den oberen Theil sowohl als den unteren, die rechte wie die linke Seite, jedenfalls in der Absicht, um das Fell zu glätten. Wenn Dies besorgt ist, wirft sie sich plötzlich der ganzen Länge nach in die Mulde und streckt und dehnt sich dabei äußerst behagtich, die langen Sprungbeine bald gerade nach hinten, bald senkrecht vom Leibe ab oder endlich gerade nach vorne und zuletzt so ausstreckend, daß die Läufe hart an die Schnauze zu liegen kommen. Wenn sie sich in dieser Lage ordentlich eingewühlt hat, bleibt sie oft mehrere Minuten lang ganz ruhig und zufrieden liegen, schließt die Augen halb, legt die Ohren an und streicht sich nur dann und wann einmal, als wolle sie sich dehnen, mit einem der kleinen Pfötchen über das Gesicht.

Nach dieser Streckung und Dehnung beginnt das eigentliche Putzen. Sehr viel Mühe und Arbeit macht ihr das Reinigen des Mundes und der Wangen, namentlich des Theils, wo die langen Schnurrenhaare sitzen. Dazu braucht sie immer mehrere Minuten. Dann setzt sie sich vollends auf und nimmt nun auch das übrige Fell ihres Leibes vor. Sie packt ein Stückchen Fell mit beiden Händen, kämmt es mit den Zähnen des Unterkiefers durch und leckt es dann mit der Zunge gehörig glatt. Recht nett sieht es aus, wenn sie den Unterleib putzt. Dann stellt sie die Fußwurzeln sehr breit von einander und biegt den Leib kugelrund zusammen. Die sonderbarste Stellung aber nimmt sie an, wenn sie sich in der Beugung zwischen Mittelfußknochen und Unterschenkel lecken oder überhaupt das lange Unterbein putzen will. Sie läßt dann das eine Bein wie gewöhnlich beim Sitzen auf den Fußwurzeln stehen und schiebt das andere um die ganze Länge des Mittelfußknochens vor. Der Schwanz wird immer gebraucht, um der Stellung Sicherheit zu geben. Das Kratzen besorgt sie mit den Hinterfüßen, und dabei bewegt sie die langen Beine so außerordentlich schnell, daß man blos einen Schatten des Fußes wahrnimmt. Weil sie sich aber dabei sehr auf die Seite biegen muß, stemmt sie sich, um das Gleichgewicht zu erhalten, auch vorn mit einer ihrer Hände auf. Am Vorderkopf kratzt sie sich auch mit den Händen; diese bewegt sie aber weit langsamer, als die Hinterbeine.

Der ruhige Gang des Thieres ist ein schneller Schritt. Die Beine werden beim Gehen am Fersengelenk fast gerade ausgestreckt und so gestellt, daß sie unter das dritte Fünftel oder unter die Hälfte des vorn etwas erhobenen Leibes zu stehen kommen. Die Haltung wird wesentlich unterstützt durch den Schwanz, welcher den Körper im Gleichgewicht halten muß. Nun setzt die Springmaus in rascher Folge ein Bein um das andere vor. Die Vorderhände werden in der gewöhnlichen Weise zusammengelegt unter dem Kinne getragen. Da sich meine Gefangene ganz an den Menschen gewöhnt hat, macht sie nur höchst selten einen größeren Sprung, hauptsächlich dann, wenn es gilt, ein Hinderniß zu überwinden z. B. über ein großes ihr vorgehaltenes Buch zu springen. Dabei schwingt sie sich ohne den geringsten Ansatz durch bloses Aufschnellen ihrer Hinterbeine fußhoch und noch mehr empor. Als ich sie einmal bei ihren Nachtwandelungen durch eine plötzliche Bewegung erschreckte, sprang sie senkrecht über drei Fuß hoch empor. Wenn man sie auf den Tisch setzt, läuft sie rastlos umher und sieht sorgsam prüfend in die Tiefe hinab, um sich die beste Stelle zum Herunterspringen auszuwählen. Kommt sie ganz an die Kante, so stemmt sie sich mit ihren beiden Vorderarmen auf, sonst aber nie. Es ist ganz falsch, wenn behauptet worden ist, daß sie bei jedem Sprunge einen Augenblick auf die Vorderfüße niederfalle und sich dann schnell wieder aufrichte. Sie kommt selbst, wenn sie aus Höhen von drei, vier und fünf Fuß zu Boden springt, immer auf die Hinterfüße zu stehen und läuft dann, ohne sich nur nach vorn zu bücken, so ruhig weiter, als habe sie blos einen gewöhnlichen Schritt gemacht. Stehend kann sie, Dank der starken Hinterläufe und des stützenden Schwanzes, ihren Leib ebensowohl wagrecht ats senkrecht halten; sie vermag sich auch vorn bis auf die Erde niederzubeugen.

Wie wichtig ihr der Schwanz zur Erhaltung des Gleichgewichts ist, sieht man deutlich, wenn man sie in der Hand hält und rasch herumdreht, so daß sie mit dem Rücken nach unten zu liegen kommt. Dann beschreibt sie sofort Kreise mit dem Schwanze, sicher in der Absicht, ihren Leib wieder herumzuwerfen.

Beim Fressen setzt sie sich auf die ganzen Fußsohlen nieder, biegt aber den Leib vorn weit herab und nimmt nun die Nahrung mit einem raschen Griff vom Boden auf. Aus einem Näpfchen mit Weizenkörnern holt sie sich in jeder Minute mehrere Körner. Sie verzehrt die erhobenen aber nicht ganz, sondern beißt blos ein kleines Stückchen von ihnen ab und läßt sie dann wieder fallen. In einer Nacht hat sie manchmal 50, 60, ja 100 und mehr Körner angebissen. Allerliebst sieht es aus, wenn man ihr eine Weinbeere oder ein Stückchen fein geschnittene Möhre, Apfel und dergl. Früchte hingibt. Sie packt dann solche Nahrung sehr zierlich mit den Händen, dreht sie beständig hin und her und frißt sie auf, ohne sie fallen zu lassen. Bei weichen, saftigen Früchten, wie z. B. bei Weinbeeren, braucht sie sehr lange Zeit, ehe sie zum Ende ihrer Mahlzeit kommt. An einer Weinbeere fraß sie 7 Minuten lang. Sie öffnet die Beere nämlich blos mit einem einzigen Biß und taucht in diese Oeffnung nun fort und fort ihre unteren Nagezähne ein, welche sie dann wieder ableckt. So fährt sie fort, bis der größte Theil des Inhalts entleert ist. Ein Kohlblatt nimmt sie mit beiden Händen, dreht es hin und her und schneidet dann am Rande in zierlicher Weise Stückchen nach Stückchen ab. Ganz besonders hübsch ist ihre Weise, Milch zu trinken. Sie bedarf nur höchst wenig Getränk; täglich ein halber Theelöffel voll Milch genügt ihr. Auch Flüssigkeiten muß sie mit den Händen zu sich nehmen. Sie taucht in rascher Folge ihre Hände ein und leckt die Milch dann ab. Uebrigens kann sie Getränke, falls man ihr nebenbei saftige Wurzeln reicht, monatelang entbehren.

Es scheint, daß alle Sinne des Thieres sehr hoch entwickelt sind. Welchen Sinn unter den drei edleren ich als den höchsten ansehen soll, weiß ich nicht. Die Springmaus sieht und hört, wie die großen Augen und Ohren bekunden, sehr gut; aber sie riecht auch vortrefflich. Denn wenn sie ein Korn oder ein Stückchen Möhre oder andere Nahrung zu Boden fallen läßt, sucht sie es immer vermittelst des Geruchs und nimmt es dann mit größter Sicherheit wieder auf. Meine Gefangene ist ein kleines Leckermaul. Süße Früchte verzehrt sie mit so viel Vergnügen, daß man gar nicht in Zweifel bleiben kann, wie angenehm ihr Geschmacksinn gekitzelt wird. Das Gefühl offenbart sich als Empfindung und Tastsinn in jeder Weise. Die Springmaus tastet sehr fein mit den Schnurren auf den Lippen und dann noch mit ihren Vorderhänden, hauptsächlich wohl mit Hilfe der Fingerkrallen.

Die geistigen Fähigkeiten der Springmaus will ich nicht eben hoch stellen; so viel ist aber sicher, daß sie sehr bald sich an einen bestimmten Ort eingewöhnt, Leute, die sich mit ihr abgeben, gut kennen lernt und eine gewisse berechnende Kunstfertigkeit an den Tag legt. Der Bau ihres Nestes beschäftigt sie an jedem Morgen längere Zeit. Ich habe ihr Heu, Baumwolle und Haare gegeben und den Grundbau des Nestes vorgezeichnet. Da arbeitet sie denn nun ganz verständig weiter, holt sich die Baumwollenklumpen herbei, zieht sie mit den Vorderhänden aus einander und legt sie sich zurecht, schiebt Haare an den betreffenden Stellen ein und putzt und glättet die runde Nesthöhle bis sie ihr den erforderlichen Grad von Ordnung und Sauberkeit zu haben scheint. Hervorspringende Halme werden dann auch wohl noch ausgezogen oder abgebissen; kurz, das Ganze wird in einen möglichst behaglichen Zustand versetzt.

Unter allen Nagern, welche ich bisjetzt in der Gefangenschaft hielt, hat mir die Springmaus das meiste Vergnügen gewährt. Ihrer Eigenschaften wegen muß sich Jedermann mit ihr befreunden. Und wirklich entzückt meine Gefangene alle Leute, welche sie sehen. Sie ist so außerordentlich harmlos, so freundlich, zahm, reinlich und, wenn sie einmal vom Schlafe erwacht ist, so munter und so lustig; jede ihrer Stellungen ist so eigenthümlich, und sie weiß soviel Abwechselung in dieselben zu bringen, daß man sich stundenlang mit ihr beschäftigen kann. Sonini beobachtete, daß seine gefangenen Springmäuse eifrig nagten, um sich aus ihrem Käfig zu befreien: ich habe Dies nur dann bemerkt, wenn ich meine Gefangenen frei im Zimmer herumlaufen ließ. Hier versuchte mein

jetziger Stubengenosse sich ein Loch durch die Dielen zu schneiden; im Käfige aber hat er nie daran gedacht, seine scharfen Nagezähne zu etwas Anderem, als zum Fressen zu gebrauchen.

Gegen ihren Pfleger benimmt sich die Springmaus sehr liebenswürdig. Niemals fällt es ihr ein, Den zu beißen, welcher sie aufhebt. Man darf sie berühren, streicheln, umhertragen: sie läßt sich Alles gefallen. Nur wenn man ihr abends den Finger durch das Gitter hält, faßt sie denselben zuweilen und schabt mit den Zähnen ein wenig an der Spitze, wahrscheinlich weil sie glaubt, daß man ihr irgend Etwas zum Fressen reichen wolle. Zu einem ernstlichen Beißen aber kommt es auch dann nicht. Man könnte, glaube ich, die Springmaus in jedem Putzzimmer halten, so groß ist ihre Gutmüthigkeit, Harmlosigkeit und Reinlichkeit. Ob sie ihren Pfleger von anderen Leuten unterscheiden lernt, steht dahin. Fast scheint es mir, als ob meine letzte Gefangene mich vor Anderen bevorzuge. Eins ist sicher: gegen Liebkosungen ist sie sehr empfänglich. Nichts ist ihr unangenehmer, als wenn ich sie in der Lust ihrer abendlichen Lustwandlungen außerhalb des Käfigs störe, und nur höchst ungern bleibt sie dann in meiner Hand. Setze ich sie aber auf die eine Hand, und streichle ich sie sanft mit dem Finger: so schließt sie entzückt die Augen zur Hälfte, rührt minutenlang kein Glied und vergißt Freiheit und alles Andere.

Sie ist mäßig, braucht aber viel Nahrung, weil sie von jedem Nährstoffe nur ein kleines Wenig frißt. Ihre Losung ähnelt der mancher Mäuse. Ihr Harn hinterläßt gar keinen üblen Geruch; seine Menge ist dazu auch viel zu gering. Im Sande bemerkt man überhaupt Nichts von den natürlichen Ausleerungen des Thieres. —

Der Nutzen, welchen die Springmäuse bringen, ist nicht unbedeutend. Die Araber essen ihr ziemlich schmackloses Fleisch sehr gern und bereiten sich wohl auch aus den glänzenden Fellen kleine Pelze für Kinder und Frauen oder verwenden sie sonst zur Verzierung von Sätteln, zum Besatz von Decken ꝛc. Die Felle werden, je länger sie getragen werden, um so schöner und glänzender; doch nutzen sich die Haare sehr bald ab, und auch die Häute zerreißen nach kurzem Gebrauch an vielen Stellen. Schaden bringen die Springmäuse natürlich nicht, sie nutzen höchstens diejenige Stelle der Wüste aus, welche sonst von keinem anderen Geschöpfe besucht wird.

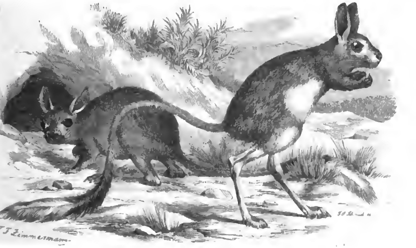
Der Bau des Schädels, der Zähne und hauptsächlich der Hinterfüße unterscheiden die **Sandspringer** (Scirtetes) von den eigentlichen Springmäusen. Noch ist ein langer und starker Mittelfußknochen vorhanden; aber zu seinen beiden Seiten liegen kleinere, welche Afterzehen tragen. Hierdurch wird der Hinterfuß eigentlich fünfzehig: der große Knochen trägt drei Zehen und die beiden je eine. Der Schädel ist hinten schmäler und etwas gerundeter, als bei den wahren Springmäusen. An den Nagezähnen fehlt die Rinne an der Vorderfläche; die Backzähne sind tiefer und vielfacher gefaltet. Im übrigen ähneln die Sandspringer ihren Verwandten vollständig; theilweise bewohnen sie mit ihnen auch dasselbe Vaterland.

Durch die vorzüglichen Beschreibungen von **Pallas**, **Brandt** und Anderen ist uns namentlich der **Pferdespringer** (Scirtetes Jaculus) bekannt geworden. Das Thier hat ungefähr Eichhörnchengröße, sein Leib ist 7 Zoll, der Schwanz 10 Zoll lang; die Ohren haben Kopfeslänge. Die Pelzfärbung des Pferdespringers ist im allgemeinen die seiner übrigen Verwandten. Die Oberseite ist röthlich gelb mit schwach graulichem Anfluge; die Seiten- und Oberschenkel sind etwas heller; die Unterseite und die Beine innen weiß. Ein länglicher, fast streifenähnlicher weißer Flecken, welcher scharf von der Grundfarbe absticht, zieht sich von den oberen Schenkeln bis zum Schwanz; ein ähnlicher verläuft vorn über die Hinterbeine. Der Schwanz ist röthlich gelb bis zur Quaste; diese ist in der ersten Hälfte schwarz, in der zweiten Spitze weiß, deutlich pfeilartig gezeichnet.

Der Pferdespringer oder **Alakdaga** gehört unbedingt zu den zierlichsten Thieren aus der ganzen Familie. Die eigenthümlichen Formen derselben treten bei ihm in besonderer Zartheit her-

vor. Sein Kopf ist wahrhaft schön, wenn auch eigenthümlich; er ist rund und trägt lebhafte, hervorragende Augen mit kreisrunden Sternen, große lange und schmale Ohren von mehr als Kopfeslänge und sehr lange, schwarzgraugespitzte Schnurren, welche sich zu beiden Seiten der Oberlippe in acht Längsreihen ordnen. Die Hinterbeine sind fast vier Mal so lang als die Vorderbeine. Die Mittelzehe ist am längsten; denn die beiden seitlichen reichen nur bis zum ersten Glied derselben, und die noch übrigen kommen beim wirklichen Fuße kaum in Betracht, weil sie so hochgestellt und so kurz sind, daß sie beim Gehen nie den Boden berühren: sie können mit Fug und Recht Afterzehen genannt werden. An den Hinterfüßen sind die Krallen kurz, stumpf und fast hufartig gestaltet, an den Vorderfüßen lang, gekrümmt und spitzig. Im allgemeinen ähneln die Sandspringer den eigentlichen Springmäusen in jeder Hinsicht.

Man kennt gegenwärtig etwa ein halbes Dutzend sicher unterschiedene Arten dieser Sippe, von denen jedoch einige nach den Untersuchungen Brandt's in mehrere Unter- oder Spielarten zerfallen. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß diese sogenannten Spielarten ständig sind, und deshalb dürfte



Der Pferdespringer (Scirtetes Jaculus).

die Vermuthung, daß man es hier mit mehreren wirklichen Arten zu thun habe, nicht so ganz ungerechtfertigt sein.

Die Sandspringer bewohnen fast denselben Heimatkreis wie die Wüstenmäuse; die kirgisische Steppe beherbergt aber die meisten Arten. Der Pferdespringer findet sich auch im südöstlichen Europa, namentlich zwischen der Donau und dem Don, sowie in der Krim; doch bleibt für ihn Asien ebenfalls die wahre Heimat. Hier ist er namentlich zwischen dem Jaik und Irtisch, sowie an der Wolga, häufig. Nach Norden hin geht er nicht über den zweiundfunfzigsten Grad der nördlichen Breite hinaus; dagegen erstreckt sich sein Verbreitungskreis weit nach Osten hin, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er auch in China vorkommt. In Asien ist er überall sehr bekannt. Bei den Russen heißt er „Semljanoi-Saez“ oder „Erdhase,“ am Jaik „Tuschkantschick“ oder „Häschen;“ die Mongolen geben ihm den Namen, welchen Cuvier zum Sippennamen machte, „Alakdaga,“ zu deutsch etwa „buntes Füllen;“ die Kalmücken nennen ihn „Morin-Jalma“ oder Pferdespringer und die Tartaren endlich „Tya-Jelman“ oder Kamelhase.

Wie der Jerboa die Wüsten Afrikas bewohnt, findet sich der Alakdaga in den offenen Ebenen der Steppen Südeuropas und Asiens, namentlich auf lehmigem Boden. Den eigentlichen Rollsand scheint er zu vermeiden, jedenfalls, weil dieser nicht hinlängliche Festigkeit für seine Gänge und Höhlen bietet. Er lebt gesellig, wie seine Verwandten, doch nicht in so großen Scharen. Bei Tage ruht er verborgen in seinem künstlichen Bau; die Nacht streift er umher. Im Gegensatz zur Wüstenspringmaus scheint er die Kühle gut vertragen zu können; denn man begegnet ihm noch in sehr kalten Nächten. In seinen Bewegungen ähnelt er den bereits beschriebenen Familiengenossen. Wenn er ruhig weidet, läuft er auf allen Vieren wie ein Känguru; in der Flucht springt er nur auf den beiden Hinterfüßen davon. Die Sätze, welche er ausführt, sollen noch größer sein, als die der Wüstenspringmäuse, weil er sich auch mit dem Schwanze vom Boden abschnellen hilft. Der Pferdespringer ist im Stande, so schnell zu laufen, daß das beste Roß ihn nicht einholen kann. Er ist sehr scheu und furchtsam und ergreift bei der geringsten Gefahr die Flucht; selbst wenn er ruhig weidet, richtet er sich beständig auf, um zu sichern. Wenn er verfolgt wird, hüpft er nicht in gerader Richtung fort, sondern läuft so viel als möglich im Zickzack davon bis er seinen Verfolger ermüdet oder irgend eine ihm passende Höhle gefunden hat, in welche er sich augenblicklich verbirgt. Diese Höhlen rühren meistens von anderen seiner Art her und können ziemlich künstliche Baue genannt werden. Meist einfache, obwohl hin und her gekrümmte Röhren führen von außen schief nach dem Hauptgange, welcher nicht selten in mehrere Aeste getheilt ist und zu dem geräumigen Kessel, der seinerseits wieder mit einigen Nebenkammern in Verbindung steht. Vom Kessel aus führt ein anderer Gang in ganz entgegengesetzter Richtung nach oben bis dicht unter die Oberfläche des Bodens. Dies ist die Fluchtröhre; sie wird bei Gefahr vollends durchbrochen und rettet das geängstete Thier auch fast regelmäßig, da keiner der verfolgenden Feinde es wissen kann, in welcher Richtung sie mündet. Eigenthümlich ist die Gewohnheit des Pferdespringers, alle Gänge des Baues zu verstopfen, sobald er denselben betreten hat; aber grade hierdurch gibt er ein sicheres Merkzeichen seines Vorhandenseins. Denn niemals findet man in einem Bau, dessen Röhren unverschlossen sind, einen Bewohner. Vor der Mündung, der Hauptröhre, liegt regelmäßig ein größerer oder kleinerer Erdhaufen aufgeschichtet, wie wir Dies ja auch bei den meisten Bauen unserer unterirdisch lebenden Thiere sehen. Gewöhnlich bewohnen zwei bis drei Paare einen und denselben Bau, und deshalb finden sich wohl auch die verschiedenen Nebenkammern im Kessel.

Der Alakdaga frißt Pflanzen aller Art und alle Pflanzentheile. Zwiebeln bilden wohl seine Hauptnahrung, Kerbthiere verschmäht er übrigens auch nicht, und ab und zu mag er wohl auch eine der Steppenlerchen oder wenigstens ihre Eier und Jungen verzehren. Am Gesträuch nagt er die Rinden ab; von den saftigen Steppenpflanzen aber frißt er nur die zartesten Triebe.

Das Weibchen wirft im Sommer (wahrscheinlich mehrere Mal) bis acht Junge, gewöhnlich aber nur fünf bis sechs auf das warme, mit den eigenen Haaren ausgefütterte Lager im Bau. Wie lange diese Jungen bei der Mutter bleiben, weiß man nicht; es ist wahrscheinlich, daß sie bis gegen den Winter hin dieselbe Wohnung mit ihr theilen.

Beim Eintritt großer Kälte fällt der Pferdespringer in Schlaf. Ein nicht abzuleugnendes Vorgefühl kündet ihm schon im voraus die kommende Witterung an; denn man bemerkt, daß er auch bei Regen und Kälte sich in seinem Neste einzuhüllen und zu verbergen sucht. Gegen den Winter hin schließt er nach außen seine Röhren sorgfältiger als gewöhnlich und rollt sich mit anderen seiner Art auf dem weich ausgepolsterten Kessel in einen Knäuel zusammen. Nahrungsvorräthe scheint er sich nicht einzutragen.

Der Alakdaga wird ziemlich lebhaft verfolgt, da die Steppenbewohner sein Fleisch besonders lieben. Am eifrigsten scheinen ihm die mongolischen Knaben nachzustellen. Sie unterscheiden die verlassenen und bewohnten Höhlen sehr genau und verstehen es vortrefflich, das behende Thier zu fangen. Zu diesem Ende umzäunen sie den ganzen Bau auf das engste und gießen dann Wasser in die Fallröhren oder brechen mit einem Pfahl die Gänge auf. Schon beim Beginn der Verfol-

gung verläßt der Alakdaga seinen Bau und sucht sich durch den verdeckten Gang ins Freie zu retten. Unterläßt man es also, das Ganze mit einem Zaune zu umgeben, so ist er gerettet. Ja selbst dann, wenn man ihn schon in der Hand zu haben meint, entwischt er noch öfters.

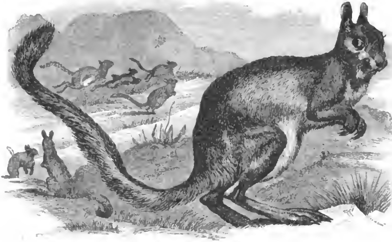
In manchen Gegenden glaubt man auch in dem getrockneten und gepulverten Thiere ein wichtiges Heilmittel bei gewissen körperlichen Leiden zu finden; im allgemeinen aber scheint man mit dem anmuthigen Geschöpfe eben nicht auf dem besten Fuße zu stehen. Man behauptet, daß der Pferdespringer den schlafenden Ziegen und Schafen nachts die Milch aus dem Euter sauge; man beschuldigt ihn der Feindschaft gegen die Schafe und versichert, daß er nachts die Herden aufsuche, um sie durch tolle Sprünge zu erschrecken, anderer Verleumdungen, die man ihm aufbürdet, nicht zu gedenken. Nur höchst selten halten die Nomaden jener Steppen einen Alakdaga in der Gefangenschaft, obgleich er diese recht gut erträgt. Man hat ihn schon mehrmals lebend in Europa gehabt und zwar nicht blos des Vergnügens halber. Sonderbarer Weise verdanken wir die besten Schilderungen des Gefangenlebens unsres Thierchens nicht einem Naturfreund, sondern dem Alterthumsforscher Haym. Dieser hatte eine Goldmünze aus Cyrene, welche auf der einen Seite einen Reiter, auf der Rückseite aber das berühmte Kraut Sylphium und darunter einen Sandspringer zeigte. Um diese Münze zu erklären, verschaffte sich Haym unser Thierchen und behielt es über ein Jahr lang lebend in der Gefangenschaft. Er beobachtete es sorgfältig und theilte seine hübschen Beobachtungen mit:

„Das schwarze Auge," sagt er, „steht weit vor und ist lebhafter, als ich es bei irgend einem anderen Thiere gesehen habe. Sein Haar ist feiner, als das Biberhaar, und sehr lang; die Vorderfüße sind sehr kurz und haben fünf Finger, fast wie die Hand des Menschen; die Hinterfüße sind so lang, als der ganze Leib. Bald setzt er alle vier Füße auf den Boden, bald steht er nur auf den hinteren, immer aber geht er blos auf den letzteren. Er richtet sich hoch auf, wenn er erschreckt wird, und läuft sehr schnell, fast geradeaus und hüpfend, wie die kleinen Vögel."

„Ich habe versucht, ihm verschiedene Speisen zu geben; die ersten drei oder vier Monate fraß er aber Nichts als Mandeln, Pistacien und geschrotenes Korn, ohne jemals zu saufen. Man halte mir nämlich gesagt, daß er Dies nicht thue, und deshalb gab ich ihm auch kein Wasser. Nichtsdestoweniger ließ er viel Harn. Später fand ich, daß er auch Aepfel, Möhren und noch lieber Kräuter fraß, jedoch blos solche, welche wenig Geruch haben, wie Spinat, Salat, Nesseln u. s. w., niemals Rauten, Krausemünzen, Thymian u. dgl., ja, er trank auch gern Wasser, obgleich nicht immer. Als er einmal unwohl war, wollte ich ihm Wasser mit Safran geben; das nahm er aber nicht an, obgleich ich ihn sehr nöthigte. Brod, Zucker und ähnliche Dinge fraß er gern, Käse und alle anderen Milchspeisen verschmähte er hartnäckig. Einmal stellte ich ihn auf den rothen Sand, und davon verschluckte er soviel, daß ich ihn wirklich schwerer fand, als ich ihn in die Hände nahm. Schließlich zog er allem übrigen Futter Hanfsamen vor. Er verbreitete gar keinen üblen Geruch, wie ähnliche Thiere, als Mäuse, Eichhörnchen und Kaninchen, dabei war er so sanft, daß man ihn mit aller Sicherheit in die Hände nehmen konnte; denn er biß niemals. Furchtsam wie ein Hase, scheute er sich selbst vor kleineren, unschuldigen Thieren. In der kalten Jahreszeit litt er viel; deshalb mußte ich ihn im Winter immer in der Nähe des Feuers halten. Jedoch glaube ich, daß mein Thierchen lange gelebt haben würde, wäre es nicht zufällig getödtet worden."

Unter den übrigen Springmäusen ist der Springhase (Pedetes caffer) die wichtigste Art, schon weil sie eine besondere Sippe begründet. Der Springhase bewohnt das südliche Afrika, vorzüglich das Kapland, und erhielt seinen Namen von den holländischen Ansiedlern. Einige pflegen ihn wohl auch mit dem Namen „Erdmännchen" zu bezeichnen. Er erscheint als ein Mittelthier zwischen den Kängurus und den eigentlichen Springhasen. An erstere erinnert er vornehmlich durch den Hinter-

theil seines Leibes, der sich bedeutend verdickt und, wie bei den Känguruhs, in einen starken, kräftigen Schwanz endet; im inneren Leibesbau aber ähnelt er doch den Springmäusen weit mehr, als den Beutelthieren, und der Beutel fehlt ihm auch. Doch erinnert an diesen wiederum eine Hauttasche des Weibchens in der Weichengegend, wenn dieselbe auch Nichts mit dem Saugen und Austragen der Jungen zu thun haben mag. Von den eigentlichen Springmäusen unterscheidet sich der Berg- oder Springhase äußerlich schon hinlänglich. Der gestreckte Leib wird nach hinten allmählich dick, der Hals ist ziemlich dick, jedoch abgesetzt vom Leibe und viel beweglicher, als bei den Springmäusen. Die Vorderbeine sind noch sehr kurz, aber viel kräftiger, als bei den Familienverwandten. Ihre fünf Zehen tragen starke, lange, starkgekrümmte Krallen. Die Hinterbeine sind sehr lange, kräftige Springbeine mit vier Zehen, von denen jede an einem besonderen Mittelfußknochen sitzt. Sie sind mit starken, breiten, aber ziemlich kurzen, fast hufartigen Krallen bewaffnet. Die Mittelzehe ist hier die längste, die Außenzehe sehr kurz und so hoch gestellt, daß sie kaum den Boden berührt. Der sehr lange, kräftige und dichtbuschige Schwanz ist an der Wurzel noch dünn, wird aber



Der Springhase (Pedetes caffer).

durch die reichliche Behaarung bald dicker und mündet in einem stumpfspitzigen Haarbüschel. Der Kopf ist noch ziemlich groß, breit am Hinterkopf, an den Seiten zusammengedrückt, die Schnauze ist mäßig lang, ziemlich stumpf, die Mundspalte ist klein, die Oberlippe nicht gespalten. Große, hochgewölbte und deshalb hervortretende Augen, mittellange, schmale und spitze Ohren erinnern noch an die übrigen Familienglieder. Die Schnurren dagegen sind verhältnißmäßig kurz. Der Zahnbau hat noch Vieles mit den übrigen Verwandten gemein; doch unterscheiden sich die Backzähne durch ihre Faltung ganz sicher von denen anderer Springmäuse. Das Weibchen trägt vier Zitzen auf der Brust.

Die Behaarung des Springhasen ist lang, dicht, reichlich und weich, ihre Färbung ähnelt der unseres Hasen auffallend. Sie ist auf der Oberseite rostbräunlichfahlgelb mit schwarzer Beimischung, weil viele Haare mit schwarzen Spitzen endigen. Die Unterseite ist weiß. In der Größe ähnelt das Thier ungefähr unserm Hasen: die Länge seines Leibes beträgt gegen 1½ Fuß und gerade die des Schwanzes noch etwas mehr.

Am Kap der guten Hoffnung findet man den Springhasen oft recht häufig, ebensowohl in gebirgigen Gegenden, wie in offenen Ebenen, manchmal in so großen Mengen, daß er förmliche Ansiedlungen bildet. Nach Art seiner Verwandten gräbt auch er sich unterirdische Baue mit langen, gewöhnlich seicht verlaufenden und vielfach verzweigten, nach einem tieferen Kessel führenden Gängen. Meist bewohnen mehrere Paare, ja ganze Familien einen solchen Bau, und oft siedeln sich in manchen Gängen des bewohnten Baues wilde Bienen an, welche also friedlich mit dem Baubesitzer die Wohnung theilen. Die Hottentotten sagen, daß der Springhase beim Graben ebensowohl sein Gebiß, als die Vorderfüße brauche, und Lichtenstein erfuhr, daß es nicht so leicht ist, einen Springhasen aus der Erde zu graben. Seine Bemühung, das Thier zu erhalten, war erfolglos, obgleich er unzählige Löcher am Fuße des Berges entdeckte und eine Menge von Hottentotten anstellte, die mit Schaufeln und Hacken helfen mußten, die seichten Gänge zu durchwühlen. Das Netz, welches diese Gänge bilden, war so vollständig, daß es ganz unmöglich wurde, dem Springhasen alle Wege abzuschneiden, und die Erzählung der Hottentotten, daß der Springhase schneller grübe, als man ihm mit dem Spaten folgen könne, erhielt wenigstens viel Wahrscheinlichkeit.

Wie seine Familienverwandten ist auch der Springhase vorzugsweise ein Nachtthier. Erst mit der Abenddämmerung beginnt sein wahres Leben. Er kommt langsam aus seinem Baue hervor, kriecht mehr, als er geht, auf allen vier Füßen dahin und sucht sich Wurzeln, Blätter und Sämereien, welche seine Nahrung bilden. Fast jede Minute richtet er sich auf und lauscht; denn er ist beständig höchst unruhig. Wenn er nicht frißt, putzt er sich, und wenn er sich nicht putzt, zeigt er sich besorgt für seine Sicherheit. Bisweilen läßt er ein Grunzen oder Meckern hören, wahrscheinlich um seine verschiedenen Gefährten zusammenzurufen. Die Nahrung führt er mit den kurzen Vorderfüßen zum Munde, ganz wie die Springmäuse. So langsam das Thier ist, wenn es auf allen vier Füßen dahinläuft, so schnell ist sein Lauf. Er besteht, wie beim Känguru oder den Springmäusen, aus rasch aufeinanderfolgenden Sätzen. Mit den langen Hinterbeinen und mit dem Schwanz schnellt sich der Springhase vom Boden in die Höhe und tritt mit den Hinterfüßen wieder auf, ohne sich nach vorn zu überstürzen. Die Vorderbeine bleiben, ganz wie beim Känguru, über der Brust gefaltet. Gewöhnlich beträgt die Weite seiner Sprünge 7½ bis 10 Fuß; wird er aber verfolgt, so steigert er seinen Lauf derartig, daß dann die durchschnittliche Weite zwischen 20 und 30 Fuß beträgt: so geben übereinstimmend Forster und Sparrmann an. Dabei legt der Springhase eine Leichtigkeit an den Tag, daß es aussieht, als wäre er gar nicht im Stande, zu ermüden, und so entkommt er denn auch regelmäßig seinen Feinden. Nur die Nässe lähmt seine Behendigkeit. Die Hottentotten versicherten Lichtenstein, daß der Springhase bei Regenwetter niemals aus seinem Bau komme, und daß es bei heftigem Platzregen leicht wäre, ihn mit den Händen zu ergreifen, so matt würde er durch die Nässe. Und wenn man nun gar Wasser in die Baue leite, könne man soviele Springhasen fangen, als man wolle. Demungeachtet sei es noch immer nicht so leicht, sich des Thieres zu bemächtigen; denn es vertheidige sich tüchtig mit den Hinterbeinen, indem es damit nach vorn ausschlage und mit den langen, scharfen Zehen oft recht heftige Verwundungen beibringe.

Ueber die Fortpflanzung weiß man noch sehr wenig. Das Weibchen wirft im Sommer drei bis vier Junge, welche längere Zeit von der Mutter gesäugt werden und dann mit ihr ausgehen, auch lange denselben Bau bewohnen. Beim Eintritt der Regenzeit soll die ganze Familie oft tagelang im Innern des Baues verweilen, in zusammengerollter Stellung, eng an einander gerückt, ohne jedoch einen förmlichen Winterschlaf zu halten.

Die Gefangenschaft hält der Springhase bei guter Pflege leicht und dauernd aus; er wird auch bald zahm und zutraulich gegen seinen Pfleger. Blos wenn er arg gequält wird, versucht er es, die Unbill mit einem Biß zu rächen. Seine Reinlichkeit macht ihn beliebt und seine Fütterung verursacht eben keine Mühe: Weizen, Brod, Salat und Kohl genügen ihm vollständig. In der Gefangenschaft schläft er sitzend und verbirgt den Kopf zwischen den Schenkeln und drückt mit den gekreuzten Vorderpfoten die Ohren über die Augen weg.

Bei den holländischen Ansiedlern ist die Jagd des Thieres sehr beliebt; denn das Fleisch wird geschätzt und der Balg in ähnlicher Weise verwandt, wie der unseres Hasen. Im Vergleich zu diesem Nutzen ist der Schaden, den der Springhase durch Unterwühlen mancher Felder und Gärten anrichtet, ein sehr geringer; es steht ja auch in Jedes Hand, das Thier zu vertreiben, sobald es lästig wird.

* * *

Erst in der Neuzeit ist man bekannter geworden mit den Mitgliedern einer kleinen Familie amerikanischer Thiere, deren Felle schon seit alten Zeiten von den Ureingeborenen Amerikas vielfach benutzt und auch seit Ende vorigen Jahrhunderts in großen Massen nach Europa übergeführt wurde. Es sind dies die **Hasenmäuse** oder **Chinchillen** [sprich Tschintschilljen] (Eriomyes), Thiere, welche Mittelglieder zu sein scheinen zwischen den Mäusen und Hasen. Gegenwärtig kennt man mit Sicherheit nur fünf Arten der ganzen Familie. Sie bilden drei Gruppen, die sich hauptsächlich durch die verschiedene Zahl der Zehen an den Vorder- und Hinterfüßen und durch andere, wenig ins Gewicht fallende Eigenthümlichkeiten unterscheiden. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Chinchillen **Kaninchen mit langem Buschschwanze** sind; mit diesen Worten hat man ihre kürzeste und deshalb beste Beschreibung gegeben. Der feinste Pelz, welchen Säugethiere überhaupt tragen, deckt ihren Leib. Seine Färbung ist ein lichtes Grau mit Weiß und Schwarzbraun oder Gelb. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Rippen-, acht Lenden-, zwei Kreuz- und zwanzig Schwanzwirbeln; das Gebiß erinnert lebhaft an das der Hasen. Alle Arten bewohnen ausschließlich Südamerika, und zwar größtentheils das Gebirge noch in bedeutender Höhe zwischen den völlig kahlen Felsen unter der Schneegrenze. Eine Art findet sich aber auch in der Ebene, ebenfalls in Wüstengegenden. Natürliche Höhlen im Felsgestein oder von den Thieren eigens gegrabene Gänge in den Ebenen bilden ihre Wohnsitze. Alle sind gesellig, manche bewohnen familienweise ein und dieselbe Höhle. Wie die Hasen, sind sie dem Lichte abhold und zeigen sich am meisten in der Dämmerung oder in der Nacht. Es sind schnelle, lebhafte, behende Thiere und auch in ihren Bewegungen halb Kaninchen, halb Mäuse. Wurzeln und Flechten, Zwiebeln und Rinde, auch wohl Früchte bilden ihre Nahrung. Alle Arten sind scheu und furchtsam, dabei harmlos oder feig und blos eine einzige Art vertheidigt sich in höchster Noth gegen ihre Feinde. Ihre Vermehrung ist ungefähr ebensogroß, wie die der Hasen. Sie ertragen die Gefangenschaft leicht und erfreuen durch Reinlichkeit und Zahmheit. Das Gehör scheint der entwickeltste Sinn zu sein. Ihr Verstand ist gering. Manche Arten richten Schaden an, oder werden wenigstens dem Menschen durch das Unterwühlen des Bodens lästig, alle aber nützen durch ihr Fleisch und ihr wahrhaft kostbares Fell.

Die **eigentlichen Chinchillas** (Eriomys), welche die erste Sippe bilden, zeichnen sich durch dicken Kopf, breite, gerundete Ohren und fünfzehige und vierzehige Hinterfüße, sowie den langen, außerordentlich weichen und seidenhaarigen Pelz vor ihren Verwandten aus. Man kennt blos zwei Arten dieser Thiere, die **Chinchilla** (Eriomys Chinchilla) und die **kleine Wollmaus** (Eriomys lanigera). Erstere wird ungefähr einen Fuß lang und trägt einen 5, mit den Haaren aber 8 Zoll langen Schwanz. Der gleichmäßige, feine, überaus weiche Pelz ist auf dem Rücken und an den Seiten mehr als zollang; die Haare sind an der Wurzel tiefblaugrau, sodann breit weiß geringelt und dunkelgrau endigend. Hierdurch erscheint die allgemeine Färbung silberfarben, dunkel angeflogen. Die Unterseite und die Füße sind reinweiß; der Schwanz hat oben zwei dunkle Binden; die Schnurren sind an ihrer Wurzel schwarzbraun, an der Spitze graubraun. Die großen Augen sind schwarz.

Schon zur Zeit der Inkas verarbeiteten die Peruaner das feine Seidenhaar der Chinchilla zu Tuch und sehr gesuchten Stoffen, und die alten Schriftsteller, wie **Acosta** und **Molina**, geben

ziemlich ausführliche, wenn auch nicht eben getreue Schilderungen des wichtigen Thieres. Im vorigen Jahrhundert erhielt man die ersten Pelze als große Seltenheiten über Spanien; jetzt sind sie zu einem gewöhnlichen Handelsartikel geworden. Die Pelzhändler kannten und unterschieden auch schon viel früher als die Thierkundigen zwei Arten von „Schengschellen"; aber letztere waren anfangs nicht im Stande, Sicheres festzustellen, weil alle Pelze, welche kamen, unvollständig waren und die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale des Thieres, den Schädel mit seinem Gebiß und die Füße mit ihren Zehen, natürlich nicht zur Anschauung bringen konnten. So vermochte erst im Jahre 1829 Bennett etwas Ausführlicheres über das Thier zu berichten, nachdem er es sich lebend verschafft und es in England längere Zeit beobachtet hatte. Aber noch immer ist die Naturgeschichte der Wollmaus in vielen Punkten sehr dunkel.



Die Chinchilla (Eriomys Chinchilla).

Der Reisende, welcher von der westlichen Küste Südamerikas die Cordilleren emporklimmt, gewahrt, wenn er einmal eine Höhe von acht bis elftausend Fuß erreicht hat, oft meilenweit alle Felsen von dieser Chinchilla und zwei Arten einer anderen Sippe derselben Familie bedeckt. In Peru, Bolivia und Chile müssen diese Thiere überaus häufig sein; denn wir erfahren von Reisenden, daß sie während eines Tages an Tausenden vorübergezogen sind. Auch bei hellen Tagen sieht man die Chinchillas vor ihren Höhlen im Gebirge sitzen, aber nie auf der Sonnenseite der Felsen, sondern immer im tiefsten Schatten. Noch häufiger gewahrt man sie in den Früh- und Abendstunden. Dann beleben sie das Gebirge und zumal die Grate in unfruchtbaren, steinigen und felsigen Gegenden, wo die Pflanzenwelt nur noch in dürftigster Weise sich zeigt. Gerade an den scheinbar ganz kahlen Felswänden treiben sie sich umher, ungemein schnell und lebhaft sich bewegend. Mit überraschender Leichtigkeit klettern sie an den Wänden hin und her, welche scheinbar gar keinen Ansatz bieten. Sie steigen 20 bis 30 Fuß senkrecht empor mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, daß man ihnen mit dem Auge kaum folgen kann. Obwohl sie nicht gerade scheu sind, lassen sie sich doch nicht nahe auf den Leib rücken und verschwin-

den augenblicklich, sobald man Miene macht, sie zu verfolgen. Eine Felswand, welche mit Hunderten bedeckt ist, erscheint noch in derselben Minute todt und leer, in welcher man einen Schuß gegen sie abfeuert. Jede Chinchilla hat im Nu eine Felsenspalte betreten und ist in ihr verschwunden, als ob sie durch Zauber dem Auge entrückt wäre. Je zerklüfteter die Wände sind, um so häufiger werden sie von den Chinchillas bewohnt; denn gerade die Ritzen, Spalten und Höhlen zwischen dem Gestein bilden ihre Schlupfwinkel. Manchmal kommt es vor, daß der Reisende, welcher, ohne den Thieren Etwas zu Leide zu thun, oben in jenen Höhen Rast hält, geradezu umlagert wird von unseren Felsenbewohnern. Das ganze Gestein wird nach und nach lebendig; aus jeder Ritze, aus jeder Spalte lugt ein Kopf hervor. Die neugierigsten und vertrauendsten Chinchillas wagen sich wohl auch noch näher herbei und laufen schließlich ungescheut unter den Beinen der weidenden Maulthiere herum. Ihr Lauf ist mehr eine Art von Springen, als von Gehen; er erinnert an die Bewegungen unserer Mäuse. Wenn sie ruhen, sitzen sie auf dem Hintertheile, mit an die Brust gezogenen Vorderbeinen, den Schwanz nach hinten gestreckt. Sie können sich aber auch ganz frei auf den Hinterbeinen erheben und eine Zeitlang in dieser Stellung erhalten. Beim Klettern greifen sie mit allen vier Füßen in die Ritzen des Gesteins ein, und die geringste Unebenheit genügt ihnen, um mit vollständiger Sicherheit Fuß zu fassen. Alle Beobachter stimmen in der Angabe überein, daß dieses Thier es meisterhaft verstehe, auch die ödeste und traurigste Gebirgsgegend zu beleben, und somit dem Menschen, der einsam und verlassen dort oben dahinzieht, Unterhaltung und Erheiterung zu bieten.

Ueber die Fortpflanzung der Chinchilla ist noch nichts Sicheres bekannt. Man hat zu jeder Zeit des Jahres trächtige Weibchen gefunden und von den Eingeborenen erfahren, daß die Zahl der Jungen zwischen vier und sechs schwanke; Genaueres weiß man nicht. Die Jungen werden selbständig, sobald sie die Felsenritzen verlassen können, in denen sie das Licht der Welt erblickten, und die Alte scheint sich von dem Augenblicke des Auslaufens an nicht mehr um ihre Nachkommenschaft zu kümmern.

In ihrem Vaterlande wird die große Chinchilla sehr häufig zahm gehalten. Die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre Reinlichkeit und die Leichtigkeit, mit welcher sie sich in ihr Schicksal findet, erwerben ihr bald die Freundschaft des Menschen. Sie zeigt sich so harmlos und zutraulich, daß man sie frei im Hause und in den Zimmern umherlaufen lassen kann. Nur durch ihre Neugier wird sie lästig; denn sie untersucht Alles, was sie in ihrem Wege findet, und selbst die Geräthe, welche höher gestellt sind; denn ihr ist es eine Kleinigkeit, an Tisch und Schränken emporzuklimmen. Nicht selten springt sie sogar den Leuten plötzlich auf Kopf und Schultern. Ihre geistigen Fähigkeiten stehen ungefähr auf gleicher Stufe, wie die unseres Kaninchens oder Meerschweinchens. Man kann auch bei ihr weder Anhänglichkeit an ihren Pfleger, noch Dankbarkeit gewahren. Sie ist lebhaft, doch bei weitem nicht in dem Grade als im Freien, und niemals legt sie ihre große Furchtsamkeit ab. Mit trockenen Kräutern, namentlich mit trockenem Klee ist sie leicht zu erhalten. Im Freien frißt sie Gräser, Wurzeln und Mose ꝛc.; dabei setzt sie sich auf das Hintertheil und bedient sich gewöhnlich der Vorderpfoten, um ihre Speise zum Munde zu führen.

In früheren Zeiten soll die große Chinchilla bis zum Meere herab auf allen Bergen ebensohäufig vorgekommen sein, als in der Höhe; gegenwärtig findet man sie blos hier und da und immer nur sehr einzeln in dem tieferen Gebirge. Die unablässige Verfolgung, welcher sie ihres Felles wegen ausgesetzt ist, hat sie in die Höhe getrieben. Man hat schon von Alters her ihr eifrig nachgestellt und wendet auch jetzt noch fast ganz dieselben Jagdweisen an, als früher. Die Europäer erlegen sie zwar ab und zu mit dem Feuergewehre oder mit der Armbrust, doch bleibt diese Jagd immer eine mißliche Sache; denn wenn eine Chinchilla nicht so getroffen wird, daß sie augenblicklich verendet, schlüpft sie regelmäßig noch in eine ihrer Felsritzen und ist dann für den Jäger natürlich verloren. Weit sicherer ist die Jagdart der Indianer. Diese stellen gut gearbeitete Schlingen vor allen Felsenspalten auf, zu denen sie gelangen können, und lösen am anderen Morgen die Chinchillas, welche sich in diesen Schlingen gefangen haben, aus, oft viele Dutzende auf ein Mal. Außerdem betreibt man leidenschaftlich gern

die Jagd, welche wir ebenfalls bei den Kaninchen anwenden. Die Indianer verstehen es meisterhaft, das **peruanische Wiesel** (Mustela agilis) zu zähmen und zur Jagd der Chinchillas abzurichten; dann verfährt man genau so, wie unsere Frettchenjäger, oder überläßt es auch dem Wiesel, das von ihm im Innern der Höhle getödtete Thier selbst herbeizuschleppen.

In Nord- und Mittelchile wird die große Chinchilla durch die **eigentliche Wollmaus** ersetzt. In der Lebensweise scheint diese Art ganz der vorigen zu ähneln, wie sie ihr auch in der äußeren Gestaltung und der Färbung des Pelzes sehr nahe steht. Sie ist aber viel kleiner; denn ihre gesammte Länge beträgt höchstens 14 oder 15 Zoll, wovon der Schwanz ungefähr ein Drittel wegnimmt. Das Fell ist vielleicht noch schöner und weicher, als das ihrer Verwandten. Die außerordentlich dichtstehenden, weichen Pelzhaare werden auf dem Rücken ¾ Zoll, an dem Hintertheile und den Seiten aber über 1 Zoll lang. Ihre Färbung ist ein lichtes Aschgrau mit dunkler Sprenkelung; der Untertheil und die Füße sind matt graulich oder gelblich angeflogen. Auf der Oberseite des



Die eigentliche Wollmaus (Eriomys lanigera).

Schwanzes sind die Haare am Grunde und an der Spitze schmuzig weiß, in der Mitte braunschwarz die Unterseite des Schwanzes aber ist braun.

Auch von dieser Chinchilla kamen erst auf vielfache Klagen der Naturforscher einige Schädel und später lebendige Thiere nach Europa, obwohl schon sehr alte Reisende sie erwähnen. **Hawkins**, welcher seine Reisebeschreibung 1622 herausgab, vergleicht die Wollmaus mit dem Eichhörnchen, und **Ovalle** sagt, daß sich diese Eichhörnchen nur im Thale Guasco fänden und wegen ihrer feinen Pelze außerordentlich geschätzt und verfolgt würden. **Molina** machte ums Ende vorigen Jahrhunderts mit ihr bekannt. Er sagt, daß die Wolle dieser Art so fein sei, wie die Fäden, welche die Gatterspinnen machen und dabei so lang, daß sie gesponnen werden kann. „Das Thier wohnt unter der Erde in den nördlicheren Gegenden von Chile und hält sich gern mit anderen Verwandten zusammen. Seine Nahrung besteht aus Zwiebeln und Zwiebelgewächsen, welche häufig in jenen Gegenden wachsen. Es wirft zwei Mal jährlich fünf bis sechs Junge. Gefangene werden so zahm, daß sie nicht beißen oder zu entfliehen suchen, wenn man sie in die Hand nimmt; sie bleiben sogar ruhig

sitzen, wenn man sie in den Schos setzt, als wären sie in ihrem eigenen Lager, und scheinen es außerordentlich gern zu haben, wenn man sie schmeichelt. Da sie sehr reinlich sind, darf man nicht fürchten, daß sie die Kleider beschmuzen oder ihnen einen üblen Geruch mittheilen; denn sie haben gar keinen Gestank wie andere Mäuse. Man könnte die Wollmäuse deshalb in den Häusern halten ohne Beschwerde und mit wenig Kosten; sie würden diese Kosten durch Abscheeren der Wolle sehr reichlich ersetzen. Die alten Peruvianer, welche weit erfinderischer waren als die jetzigen, verstanden aus dieser Wolle Bettdecken und andere Stoffe zu machen."

Ein anderer Reisender erzählt, daß die jungen Leute unser Thier mit Hunden fangen und seinen Balg an die Handelsleute verkaufen, welche ihn nach San Jago und Valparaiso bringen, von wo er weiter ausgeführt wird. Der ausgebreitete Handel droht eine völlige Zerstörung der schönen Thiere herbeizuführen.

Im Jahre 1829 kam auch von dieser Art ein Stück nach London und wurde von Bennett beschrieben. Es war ein sehr sanftes Geschöpf, welches aber doch bisweilen zu beißen versuchte, wenn es nicht recht bei Laune war. Selten war es sehr lustig, und nur zuweilen sah man seine sonderbaren Sprünge. Es setzte sich gewöhnlich auf die Schenkel, konnte sich aber auch auf die Hinterbeine stellen und erhalten; die Nahrung brachte es mit den Vorderpfoten zum Munde. Im Winter mußte man es in ein mäßig erwärmtes Zimmer bringen und seine Wohnung mit einem Stück Flanell auskleiden. Diesen zog es oft von der Wand ab und zerriß ihn, indem es mit dem Zeuge spielte. Bei ungewöhnlichem Lärm verrieth es große Unruhe; sonst war es ruhig und sanft. Körner und saftige Pflanzen schien es mehr zu lieben, als trockene Kräuter, welche die große Chinchilla sehr gern fraß. Mit dieser durfte man die Wollmaus nicht zusammenbringen; denn als man es einmal that, entstand ein heftiger Kampf, in welchem die kleine Art unfehlbar getödtet worden sein würde, wenn man die Streiter nicht wieder getrennt hätte. Aus diesem Grunde glaubte Bennett das gesellige Leben verschiedener Arten und Sippen bezweifeln zu müssen.

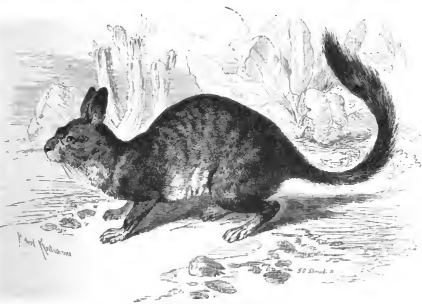
Seit wenig Tagen besitzt auch der hamburger Thiergarten eine Chinchilla — die einzig Ueberlebende von sieben Stück, welche uns von Valparaiso gesandt wurden. Die wenigen Beobachtungen, welche ich an ihr bisher machen konnte, stimmen im wesentlichen mit Bennett's Angaben überein; doch glaube ich, Einiges hinzufügen zu müssen.

Unsere Chinchilla gibt uns hinlängliche Beweise, daß sie mehr Nacht- als Tagthier ist. Sie zeigt sich bei Tage zwar ebenfalls munter, jedoch nur, wenn sie gestört wird. Als sie einmal ihrem Käfig entschlüpft war und sich nach eigenem Belieben im Hause umhertreiben konnte, verbarg sie sich hartnäckig bei Tage, trieb es aber dafür nachts um so lebhafter. Man fand ihre Spuren überall, in der Höhe, wie in der Tiefe. Sie erkletterte Gestelle von drei bis sechs Fuß mit Leichtigkeit, wahrscheinlich springend; sie durchkroch Ritzen und Oeffnungen von 1¼ Zoll Durchmesser, Drahtgeflechte z. B., welche wir zu ihrer Absperrung als genügend erachtet haben würden. Ihr Gang ist ein eigenthümliches Mittelding zwischen dem Lauf eines Kaninchens und dem satzweisen Springen des Eichhorns; der Schwanz, welcher in der Ruhe stets nach oben eingerollt getragen wird, streckt sich, sobald das Thier den Lauf beschleunigt. Beim Sitzen oder wenn sie aufrecht steht, stützt sich die Chinchilla leicht auf den Schwanz, außerdem wird er immer frei getragen. Die Vorderfüße werden im Sitzen eingezogen und an die Brust gelegt. Die langen Schnurren sind fortwährend in reger Bewegung; die Ohren, welche in der Ruhe theilweise eingerollt werden, richten sich, sobald ein verdächtiges Geräusch vernommen wird, ganz nach vorn. — Dem Lichte entflieht die Chinchilla fast ängstlich; sie sucht immer die dunkelsten Stellen. Hier setzt sie sich mit zusammengezogenem Leibe fest. Eine Höhlung wird sofort als Zufluchtsort benutzt. Ihre Stimme, ein scharfes Knurren nach Art des Kaninchens, vernimmt man nur, wenn man sie berührt. Sie läßt Dies ungern zu, versucht auch, wenn sie gepackt wird, sich durch plötzliche, schnellende Bewegungen zu befreien, bedient sich aber niemals ihres Gebisses zur Vertheidigung. — So viel wir bisjetzt wissen, zieht unsere Gefangene Heu und Gras jeder übrigen Nahrung vor. Körner scheint sie zu verschmähen, saftige Wur-

zeln berührt sie kaum. Ob sie trinkt, ist fraglich; fast scheint es, als ob sie jedes Getränk entbehren könne.

Die Südamerikaner essen das Fleisch beider Chinchillas sehr gern, und auch europäische Reisende scheinen sich mit ihm befreundet zu haben, obwohl sie sagen, daß man es mit dem unseres Hasen nicht vergleichen könne. Uebrigens benutzt man auch das Fleisch nur nebenbei, den Hauptgrund und Hauptnutzen der Jagd gibt das Fell. Gegenwärtig wird alljährlich eine nicht unbeträchtliche Menge solcher Felle ausgeführt. Man verwendet sie in Europa zu Mützen, Müffen und Verbrämungen und schätzt sie sehr hoch. Das Dutzend der feinsten und schönsten d. h. von der kleinen Chinchilla herrührenden wird mit 15 und 20 Thlr. bezahlt, während die gleiche Anzahl der großen und gröberen selten mehr als 4 bis 6 Thlr. kostet. In Chile verfertigt man jetzt nur noch Hüte aus der Wolle; denn die Kunstfertigkeit der Ureinwohner ist mit ihnen ausgestorben. Gegenwärtig kommen die meisten Felle von der Westküste Amerikas.

Bedeutend längere Ohren, der körperlange, auf der ganzen Oberseite buschig behaarte Schwanz,



Die Hasenmaus (Lagotis Cuvieri).

die vierzehigen Füße und die sehr langen Schnurren unterscheiden die Mitglieder der zweiten Sippe, welche man Hasenmäuse (Lagotis) genannt hat, von den eigentlichen Wollmäusen. Im Gebiß stehen sich beide Sippen sehr nahe, in der Lebensweise ähneln sie sich fast vollständig. Man kennt bisjetzt mit Sicherheit blos zwei Arten, welche beide auf den Hochebenen der Cordilleren und zwar dicht unter der Grenze des ewigen Schnees, in einer Höhe von 12 bis 16 Tausend Fuß über dem Meere, zwischen kahlen Felsen leben. Sie sind ebenso gesellig, wie die Wollmäuse, ebenso munter und gewandt; sie zeigen dieselben Eigenschaften und nähren sich mehr oder weniger von den gleichen oder mindestens ähnlichen Pflanzen. Von den beiden Arten bewohnt die eine die Hochebenen des südlichen

Peru und Bolivias, die andere den nördlichen Theil Perus und Ecuadors. Unsere Abbildung stellt die erstere (Lagotis Cuvieri) dar.

Das Thier hat ungefähr Kaninchengröße und Gestalt; nur sind die Hinterbeine viel mehr verlängert, als bei den eigentlichen Kaninchen, und der lange Schwanz läßt sich ja gar nicht mit dem unseres Königshasen vergleichen. Die Ohren sind ungefähr drei Zoll lang, an ihrem äußeren Rande etwas eingerollt, an der Spitze gerundet. Sie sind außen spärlich behaart und innen fast nackt; der Rand aber trägt eine ziemlich dichte Haarbürste. Der Pelz ist sehr weich und lang; die Haare sind mit Ausnahme einzelner dunkler, an der Wurzel weiß, an der Spitze aber schmuzig weiß, gelblichbraun gemischt, der Pelz erhält somit eine aschgraue Gesammtfärbung, welche an den Seiten etwas lichter ist, sich mehr ins Gelbliche zieht. Der Schwanz ist unten und an den Seiten kurz, oben lang und struppig behaarl. Dort ist die Färbung der Haare bräunlichschwarz, hier weiß und schwarz, gegen die Spitze hin ganz schwarz. Besonders auffallend sind die langen, schwarzen Schnurren; sie reichen bis an die Schulter.

Ein anderes Glied unserer Familie ist der Vertreter der dritten Sippe, die Viscacha oder Wiskatscha, wie auch wir sie nennen (Lagostomus trichodactylus), ähnelt mehr der großen Chinchilla, als den Arten der vorhergehenden Sippe. Der ziemlich kurze Leib hat stark gewölbten Rücken, die Vorderbeine sind kurz und vierzehig, die kräftigen Hinterbeine doppelt so lang, als jene, und dreizehig. Der Hals ist kurz, der Kopf dick, rundlich, oben abgeflacht und an den Seiten aufgetrieben, die Schnauze kurz und stumpf. Auf Lippen und Wangen sitzen Schnurren von sonderbarer Steifheit. Sie ähneln mehr Stahldraht, als Horngebilden, besitzen große Federkraft und klingen, wenn man über sie streicht. Mittelgroße, aber schmale, stumpf zugespitzte, häutige, fast nackte Ohren, weit auseinanderstehende, mittelgroße Augen, die behaarte Nase und tief eingeschnittene Oberlippen kennzeichnen diesen Kopf. Die Fußsohlen sind vorn behaart, in ihrer hinteren Hälfte aber nackt und schwielig, die Handsohlen dagegen ganz nackt. Kurze, von weichen Haaren umkleidete Nägel bewaffnen die Vorderfüße, längere und stärkere die Hinterfüße. Das Gebiß und der innere Leibesbau bieten nichts Auffallendes. Ein ziemlich dichter Pelz bedeckt den Leib. Die Oberseite des Pelzes besteht aus gleichmäßig vertheilten grauen und schwarzen Haaren, weshalb der Rücken ziemlich dunkel erscheint. Der Kopf ist graulicher, als die Seiten des Leibes; eine breite Binde, welche sich über den oberen Theil der Schnauze und der Wangen zieht, die ganze Unter- und die Innenseite der Beine sind weiß, der Schwanz ist schmuzig weiß und braun gefleckt. Mehrere Abweichungen sind bisjetzt bekannt geworden. Die am häufigsten vorkommenden haben mehr röthlichgrauen, schwarz gewölkten Rücken, weiße Unterseite, röthlichbraune Querbinde über die Wangen, schwarze Schnauze und schmuzig kastanienbraunen Schwanz. Die Leibeslänge beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes 7 Zoll, die Höhe am Widerrist 5 Zoll.

Die Viscacha vertritt ihre Familienverwandten im Osten der Anden; ihr Vaterland sind gegenwärtig die Pampas oder Grassteppen von Buenos Ayres bis Patagonien. Ehe die Anbauung des Bodens soweit gediehen war, als gegenwärtig, fand man sie auch in Paraguay. Das Thier ist, wo es noch vorkommt, in großer Menge vorhanden. An manchen Orten trifft man es so häufig, daß man beständig zu beiden Seiten des Weges ganze Rudel sitzen sieht, jedoch niemals am Tage. Gerade die einsamsten und wüstesten Gegenden sind seine Aufenthaltsorte; doch kommt es bis dicht an die angebauten Gegenden heran, ja die Reisenden wissen sogar, daß die spanischen Ansiedelungen nicht mehr fern sind, wenn man eine Menge „Viscacheras" oder Baue unseres Thieres findet.

Verschiedene Reisende haben uns über das Leben und Treiben der Feldviscacha berichtet. Man hat sie auch lebend nach Europa gebracht, und so ist es möglich geworden, ein ziemlich genaues Bild von ihr zu entwerfen.



Viscacha.

In den spärlich bewachsenen und auf weite Strecken hin kahlen, dürren Ebenen schlägt die Viscacha ihre Wohnsitze auf und gräbt sich hier ausgedehnte, unterirdische Baue, am liebsten in der Nähe von Gebüschen und noch lieber nicht weit von Feldern entfernt. Die Baue werden gemeinschaftlich gegraben und auch gemeinschaftlich bewohnt. Sie haben eine Unzahl von Gängen und Fluchtröhren, oft 40 bis 50; im Innern sind sie in mehrere Kammern getheilt, je nach der Anzahl der Familie, welche hier ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Diese Anzahl der Familie kann auf acht bis zehn ansteigen, dann aber verläßt ein Theil der Inwohnerschaft den alten Bau und legt sich einen neuen an, gern dicht in der Nähe des alten. Nun geschieht es außerdem, daß die Höhleneule, welche wir schon bei dem Prairiehunde kennen lernten, auch hier sich einfindet und ohne große Umstände von einem oder dem andern Baue Besitz nimmt. Die reinlichen Viscachas dulden niemals einen Mitbewohner, welcher nicht eben so sorgfältig auf Ordnung hält, wie sie, und entfernen sich augenblicklich, wenn einer



Die Viscacha oder Wiskatscha (Lagostomus trichodactylus).

der Eindringlinge sie durch Unreinlichkeit belästigt. So kommt es, daß der Boden manchmal in dem Flächenraume von einer Geviertmeile vollständig unterwühlt ist; Dies ist namentlich in der Provinz Santa Fe im Freistaate Argentina der Fall.

Den Tag über liegt die ganze Familie verborgen im Bau, gegen Sonnenuntergang zeigt sich eins und das andere, und mit Einbruch der Dämmerung hat sich schon eine hübsche Gesellschaft vor den Löchern versammelt. Diese prüft sehr sorgfältig, ob Alles sicher ist, und treibt sich längere Zeit in der Nähe des Baues umher, ehe sie sich anschickt, nach Aeßung auszugehen. Dann kann man Hunderte mit einander spielen sehen und vernimmt ihr schweineartiges Grunzen schon auf bedeutende Entfernungen hin. Wenn Alles vollständig ruhig geworden ist, zieht die Gesellschaft auf Nahrung aus, und dann ist alles Genießbare recht, was sich findet. Gräser, Wurzeln und Rinden bilden wohl den Haupttheil ihres Futters; sind aber Felder in der Nähe, so besuchen unsere Thiere

auch diese und richten hier gewaltige Verheerungen an. Bei ihren Weidegängen sind sie ebenfalls höchst vorsichtig: niemals kommt es dahin, daß sie einen Augenblick ihre Sicherung vergessen. Eines um das andere richtet sich auf den Hinterbeinen empor und lauscht und lugt sorgfältig in die Nacht hinaus. Bei dem geringsten Geräusch ergreift Alles die Flucht und stürzt in wilder Hast unter lautem Geschrei nach den Höhlen zurück; ja die Angst ist so groß, daß die Thiere auch dann noch schreien und lärmen, wenn sie bereits die sichere Wohnung wieder erreicht haben. Anton Göring hörte niemals, daß die Viscachas beim Laufen grunzten; vernahm aber, so oft er sich einer Höhle näherte, stets das laute Gebelfer der innen verborgenen Thiere.

In ihren Bewegungen haben die Viscachas viel Aehnlichkeit mit den Kaninchen; doch stehen sie denselben an Schnelligkeit bedeutend nach. Sie sind aber munter, lustig und mehr zum Spielen aufgelegt, als jene. Auf ihren Weidegängen scherzen sie fast fortwährend mit einander; sie rennen hastig umher, springen grunzend über einander weg, schnauzen sich an ꝛc. Höchst sonderbar ist eine Eigenthümlichkeit dieser Thiere. Wie der südamerikanische Fuchs oder der Schakal tragen sie nämlich alle möglichen Dinge, die sie auf ihren Weidegängen finden, nach ihren Höhlen hin und schichten sie vor der Mündung derselben in wirren Haufen auf, gleichsam zum Spielzeug. So findet man denn dort Knochen und Genist, Kuhfladen und durch Zufall in Verlust gekommene Gegenstände, welche ihnen ganz entschieden nicht den geringsten Nutzen gewähren, vor ihren Höhlen aufgeschichtet, und die Gauchos gehen sicherlich, sobald sie Etwas vermissen, zu den nächsten Viscacheras hin, um dort das Verlorene zu suchen. Aus dem Innern ihrer Wohnungen schaffen sie Alles sorgfältig weg, was nicht hineingehört, auch die Leichen ihrer eigenen Art. Ob sie sich einen Vorrath für den Winter in ihrer Höhle sammeln, um davon während der rauhen Jahreszeit zu zehren, ist noch unentschieden; wenigstens behauptet es nur einer der älteren Naturforscher.

Die Stimme ist laut und widerlich. Sie besteht in einem sonderbaren Schnauben oder Grunzen, welches nicht zu beschreiben ist.

Ueber die Fortpflanzung ist bisjetzt Sicheres nicht bekannt. Die Weibchen sollen zwei bis vier Junge werfen, und diese nach zwei bis vier Monaten erwachsen sein. Göring sah immer nur ein Junges bei den alten Viscachas. Es hielt sich stets in nächster Nähe von seiner Mutter. Die Alte scheint es mit vieler Liebe zu behandeln und vertheidigt es bei Gefahr. Eines Abends verwundete mein Gewährsmann mit einem Schuß eine Mutter und ihr Kind. Letzteres blieb betäubt liegen; die Alte aber war nicht tödtlich getroffen. Als sich Göring näherte, um seine Beute zu ergreifen, machte die Alte alle möglichen Anstrengungen, um das Junge fortzuschaffen. Sie umging es wie tanzend und schien sehr betrübt zu sein, als sie sah, daß ihre Anstrengungen Nichts fruchteten. Beim Näherkommen unsers Jägers erhob sich die Alte plötzlich auf ihre Hinterbeine, sprang fußhoch vom Boden auf und fuhr schnaubend und grunzend auf ihren Feind los, mit solcher Heftigkeit, daß dieser sich durch Stöße mit dem Flintenkolben des wüthenden Thieres entwehren mußte. Erst als die Alte sah, daß Alles vergeblich und ihr Junges nicht zu retten war, zog sie sich nach ihrem nahen Baue zurück, schaute aber auch von dort aus noch immer mit sichtbarer Angst und grimmigem Zorne nach dem Mörder ihres Kindes. Wenn man diese Jungen einfängt und sich mit ihnen abgibt, werden sie recht zahm und können, wie unsere Kaninchen, mit Leichtigkeit erhalten werden. Nach Europa hat man die Viscacha, soviel uns bekannt, bisjetzt nur ein einziges Mal gebracht, und zwar im Jahre 1814. Sie zeigte sich sehr wild und unruhig, biß und kratzte, bestätigte aber durch ihr Betragen fast alle Eigenschaften, welche man bei den wilden beobachtet hatte. Ihre Nahrung bestand in Brod, Möhren und anderen Gemüsen.

Man stellt der Viscacha weniger ihres Fleisches und Felles halber, als wegen ihrer unterirdischen Wühlereien eifrig nach. An den Orten, wo sie häufig ist, wird das Reiten wirklich lebensgefährlich, weil die Pferde oft die Decken der seichten Gänge durchtreten und hierdurch wenigstens außerordentlich aufgeregt werden, wenn sie nicht stürzen oder gar ein Bein brechen, und dabei natürlich ihren Reiter abwerfen. Der Landeingeborene erkennt die Viscacheras schon von weitem an einer

kleinen, wilden, bittern Melone, welche vielleicht von den Thieren gern gefressen wird. Diese Pflanze findet sich immer da, wo viele Viscacheras sind, oder umgekehrt, diese werden da angelegt, wo die Pflanzen nach allen Seiten hin ihre grünen Ranken verbreiten. Es ist mit ihr also ein Zeichen gegeben, die gefährlichen Stellen zu vermeiden. Allein die Gauchos lieben es nicht, in ihren Ritten aufgehalten zu werden und hassen die Viscacha deshalb außerordentlich. Man versucht, die Thiere mit allen Mitteln aus der Nähe der Ansiedlungen zu vertreiben und wendet buchstäblich Feuer und Wasser zu ihrer Vernichtung an. Das Gras um ihre Höhlen wird weggebrannt und ihnen somit die Nahrung entzogen, ihre Baue werden unter Wasser gesetzt und sie gezwungen, sich ins Freie zu flüchten, wo die außen lauernden Hunde sie bald am Kragen haben. Göring wohnte einer solchen Viscachajagd bei. Man zog von einem größeren Kanal aus einen Graben bis zu den Viscacheras und ließ nun Wasser in die Höhlen laufen. Mehrere Stunden vergingen, ehe der Bau gefüllt wurde, und bis dahin vernahm man außer dem gewöhnlichen Schnauben Nichts von den so tückisch verfolgten Thieren Endlich aber zwang sie die Wassernoth zur Flucht. Aengstlich und wüthend zugleich, erschienen sie an den Mündungen ihrer Höhle, schnaubend fuhren sie wieder zurück, als sie außen die lauernden Jäger und die furchtbaren Hunde stehen sahen. Aber höher und höher stieg das Wasser, größer und größer wurde die Noth: endlich mußten sie flüchten. Augenblicklich waren ihnen die wachsamen Hunde auf den Fersen; eine wüthende Jagd begann; die Viscachas wehrten sich wie Verzweifelte: doch eine nach der andern mußte erliegen, und reiche Beute belohnte die Jäger. Unser Gewährsmann beobachtete selbst, daß getödtete Viscachas von ihren Genossen nach dem Innern der Baue geschleppt wurden. Er schoß Viscachas aus geringer Entfernung; doch ehe er noch zur Stelle kam, waren die durch den Schuß augenblicklich getödteten bereits im Innern ihrer Höhlen verschwunden. — Vor die Höhlen legt man Schlingen, auf ihren Weidegängen lauert man ihnen auf u. s. w. Zudem hat das Thier noch eine Unzahl von Feinden. Der Kondor soll den Viscachas ebenso häufig nachgehen, als ihren Verwandten oben auf der Höhe des Gebirges. Die wilden Hunde und Füchse der Steppe verfolgen sie leidenschaftlich, wenn sie sich vor ihrer Höhle zeigen, und die Beutelratte dringt sogar in das Heiligthum dieser Baue ein, um sie dort zu bekämpfen. Zwar vertheidigt sich die Viscacha nach Kräften gegen ihre starken Feinde, sie balgt sich mit den Hunden erst lange herum, streitet tapfer mit der Beutelratte, beißt selbst den Menschen in die Füße: — aber was kann der arme Nager thun gegen die starken Räuber! Er unterliegt denselben nur allzubald und muß das junge Leben lassen. Doch würde trotz aller dieser Verfolgungen die Zahl der Viscachas sich kaum vermindern, thäte die mehr und mehr sich verbreitende Anbauung des Bodens ihrem Treiben nicht gar so großen Abbruch. Der Mensch ist es auch hier, welcher durch die Besitznahme des Bodens zum furchtbarsten Feinde unseres Thieres wird.

Die Indianer der Steppe glauben, daß eine in ihre Höhle eingeschlossene Viscacha nicht fähig ist, sich selbst wieder zu befreien und zu Grunde gehen muß, wenn nicht ihre Gefährten sie ausgraben. Sie verstopfen deshalb die Hauptausgänge der Viscacheras und binden einen ihrer Hunde dort als Wächter an, damit er die hilfsfertigen anderen Viscachas abhielte, bis sie selbst mit Schlingen, Netzen und Frettchen wieder zur Stelle sind. Die Erklärung dieser sonderbaren Meinung ist leicht zu geben. Die eingeschlossenen Viscachas hüten sich natürlich, sobald sie den Hund vor ihren Bauen gewahren, herauszukommen, und der Indianer erreicht somit vollständig seinen Zweck. Die übrigen Viscachas thun gar Nichts bei der Sache.

Die Indianer essen das Fleisch und benutzen auch wohl das Fell, obgleich dieses einen weit geringeren Werth hat, als das der früher genannten Arten.

* * *

Eine nicht eben sehr zahlreiche, aber mannichfaltige und eigenthümliche Familie rattenähnlicher Nager bevölkert Südamerika und Afrika. Es sind Dies die Schrotmäuse (Psammoryctae), oder, wie Andere sie nennen, die Trugratten (Muriformes). Die Rattenähnlichkeit dieser Thiere ist eine nur äußerliche und wegen der Mannichfaltigkeit der Mäuse selbst ziemlich bedeutungslose; mehr aber unterscheidet der innere Leibesbau beide Familien. Gestalt und Färbung der Schrotmäuse erinnern allerdings an die Ratten. Die Ohren sind kurz, breit und spärlich behaart, die Vorderfüße vierzehig, die Hinterfüße fünfzehig; der Schwanz ist ebensolang und ringelartig geschuppt, wie bei den echten Ratten: hiermit ist die Rattenähnlichkeit unserer Thiere aber erschöpft. Der weiche, feine Pelz erscheint bei einigen Trugratten straff, borstig, ja sogar mit einzelnen platten, der Länge nach geringelten Stacheln untermischt, und der Schwanz wird nicht nur haarig, sondern sogar buschig. Das Gebiß zählt vier Backzähne in jeder Reihe, deren Kauflächen drei bis vier Schmelzfalten am Rande haben. Im Jochfortsatze des Oberkiefers befindet sich ein geräumiges Loch, durch welches ein Theil des großen Kaumuskels geht, der sich vorn an den Seiten der Schnauze ansetzt; der übrige Theil ist wie gewöhnlich angeheftet. Nur bei unserer Familie und noch einigen anderen Nagern kommt diese eigenthümliche Spaltung des Kaumuskels vor. Die Wirbelsäule besteht außer der gewöhnlichen Zahl von Halswirbeln aus 11 Rücken-, 3 bis 4 Kreuz- und aus 24 bis zu 44 Schwanzwirbeln; die Zahl der Lendenwirbel schwankt bedeutend.

Die Schrotmäuse leben in Wäldern oder in offenen Gegenden, die einen in Hecken und Buschwerk, die anderen an den Straßenanpflanzungen, zwischen Felsen, an den Ufern von Flüssen und Strömen, ja, selbst an der Küste des Meeres. Gewöhnlich wohnen sie gesellschaftlich in selbstgegrabenen, unterirdischen Bauen mit zahlreichen Mündungen. Einige sind echte Wühler, welche, wie die Maulwürfe, Hausen aufwerfen und fast beständig unter der Erde verweilen, andere halten sich im Dickicht auf und klettern außerordentlich geschickt auf den Bäumen umher. Ihre gewöhnliche Arbeitszeit ist die Nacht; nur wenige sind auch bei Tage thätig. Sie sind im ganzen plump und schwerfällig; doch muß man dagegen bei einigen gerade die große Schnelligkeit bewundern, mit welcher sie sich auf den Bäumen oder auch unter der Erde bewegen. Manche Arten sind wahre Wasserthiere und verstehen das Schwimmen und Tauchen ganz vortrefflich. Ihre Nahrung nehmen sie sich, wie die meisten anderen Nager, aus dem Pflanzenreiche; doch sollen einige auch kleinere Thiere z. B. Eidechsen anfallen oder Muscheln ausfressen und andere Weichthiere verzehren. Soviel man bisjetzt weiß, verfallen sie nicht in einen wirklichen Winterschlaf; gleichwohl tragen sich manche große Nahrungsvorräthe ein. Unter ihren Sinnen stehen Gehör und Geruch obenan; das Gesicht zeigt sich blos bei wenigen entwickelt, und bei den unterirdischlebenden, wie sich fast von selbst versteht, sehr verkümmert. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; blos die größten und vollkommensten Arten geben von ihrem Verstande Kunde. Doch zeigen einige ihre Rattenverwandtschaft in ihrer Schlauheit und in ihrem Muth, wenn auch die Mehrzahl scheu oder furchtsam, feig und flüchtig ist. Die Gefangenschaft ertragen sie ziemlich leicht; manche machen sich recht hübsch. Sie sind neugierig, beweglich, lernen ihre Pfleger kennen und ihnen folgen und erfreuen durch ihr zierliches Wesen. Ihre Vermehrung ist ziemlich bedeutend; die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen zwei und sieben; aber sie werfen, wie die meisten anderen Nager, mehrmals im Jahre, und können zu Scharen anwachsen, welche in den Pflanzungen und Feldern bedeutenden Schaden anrichten. Der geringe Nutzen, den sie durch ihr Fleisch und ihr Fell leisten, kommt mit jenen Verwüstungen nicht in Betracht.

In Chile, Peru und Bolivia findet die erste Sippe ihre Vertreter. Die Strauchratten (Octodon) sind sozusagen Mittelglieder zwischen Eichhörnchen und Ratten, und ähneln ersteren fast noch mehr, als den letzteren. Molina rechnet eine der gemeinsten Arten auch geradezu zu den Eichhörnchen. Der Leib der Strauchratten ist gedrungen und kurz, der Hals kurz und dick, der Kopf verhältnißmäßig groß, der ringelschuppige Schwanz an der Spitze gepinselt. Die Hinterbeine sind

deutlich länger, als die Vorderbeine. Alle Füße haben fünf freie, bekrallte Zehen. Mittelgroße, ziemlich breite und aufrechtstehende, an der Spitze abgerundete, dünn behaarte Ohren, mittelgroße Augen, gespaltene Oberlippen zeichnen den Kopf aus, glatte, ungefurchte und spitze Nagezähne, wurzellose Backzähne, deren Kauflächen fast einer arabischen 8 gleichen (daher der Name Octodon) das Gebiß. Die Behaarung des Körpers ist reichlich, wenn auch kurz; das Haar ist trocken und rauh.

Der Degu (Octodon Cummingii) ähnelt entfernt unserer Haselmaus, zumal was die Färbung anlangt. Oben ist er bräunlichgrau ungleichmäßig gefleckt, unten graubräunlich, an Brust und Nacken dunkler, an der Schwanzwurzel lichter, fast weiß. Die Ohren sind außen dunkelgrau, innen weiß, die Schnurren zum Theil weiß, zum Theil schwarz, der Schwanz ist oben und an der Spitze schwarz, unten bis zum ersten Drittel seiner Länge hellgrau. Die Gesammtlänge beträgt gegen zehn Zoll, wovon etwas mehr als drei Zoll auf den Schwanz kommen. Am Widerrist ist das



Der Degu (Octodon Cummingii).

Thierchen drei Zoll hoch. „Der Degu," sagt Pöppig, „gehört zu den häufigsten Thieren der mittleren Provinz von Chile; Hunderte bevölkern die Hecken und Büsche; selbst in der unmittelbaren Nähe belebter Städte laufen sie furchtlos an den Heerstraßen umher und brechen ungescheut in Gärten und Fruchtfeldern ein, wo sie durch muthwilliges Zernagen den Pflanzen fast ebensoviel Schaden thun, wie durch ihre Gefräßigkeit. Selten entfernen sie sich vom Boden, um die unteren Aeste der Büsche zu erklettern, warten mit herausfordernder Kühnheit die Annäherung ihrer Feinde ab, stürzen aber dann in buntem Gewimmel und den Schwanz aufrecht tragend in die Mündungen ihrer vielverzweigten Baue, um nach wenigen Augenblicken an einer anderen Stelle wieder hervorzukommen. Das Thier gleicht in seinen Sitten viel mehr einem Eichhörnchen, als einer Ratte. Es sammelt, ungeachtet des milden Klimas, Vorräthe ein, verfällt aber nicht in einen Winterschlaf."

Die Zeit der Paarung, die Dauer der Tragzeit, sowie die Zahl der Jungen scheint, trotz der Häufigkeit des Thieres, bisjetzt noch nicht bekannt zu sein. Man kann eben blos schließen, daß der Degu einer großen Vermehrung fähig ist. Die Gefangenschaft erträgt er sehr leicht; er wird auch bald recht zahm und erfreut durch sein angenehmes, nettes Wesen seinen Besitzer. Im übrigen stiftet er aber nicht den geringsten Nutzen; denn weder Fell noch Fleisch wird verwandt. —

In den höheren Gebirgsgegenden Chiles, und zwar in dem hohen Gürtel von ungefähr 9000 Fuß über dem Meere, lebt eine ganz ähnliche Art der Strauchratten, welche von mehreren Naturforschern nur als eine durch das Klima bedingte Spielart angesehen wird. Doch unterscheidet sie sich durch stärkeren Körperbau und durch eine andere Färbung so bedeutend von dem eigentlichen Degu, daß man wohl an eine Artverschiedenheit glauben kann.

Von Südbrasilien an bis zur Magellanstraße hinab dehnen die Mitglieder einer zweiten Sippe unserer Familie ihre Heimat aus. Es sind Dies die Kammratten (Ctenomys). Sie ähneln noch entfernt den Strauchratten; die kleinen Augen und die noch viel kleineren, fast im Pelze versteckten Ohren aber deuten auf ein unterirdisches Leben hin. Und wirklich sind die Thiere echte Wühlmäuse, welche ausgedehnte Gänge unter der Oberfläche der Erde anlegen.

In ihrer Gestaltung stehen sie ungefähr zwischen den eigentlichen Ratten und den Hamstern in der Mitte. Manche Arten ähneln den letzteren sehr. Der Körper ist gedrungen und walzenförmig, der Hals kurz und dick, der Kopf ebenfalls kurz, stumpfschnauzig. Die Beine sind kurz und die fünf Zehen der Füße mit tüchtigen Scharrkrallen bewehrt. Der Schwanz ist kurz, dick und stumpfspitzig, das Haarkleid liegt glatt an, ist kurz an dem Kopfe, an dem Körper etwas länger; seine Grannenhaare treten einzeln aus dem Pelz hervor. Bisjetzt kennt man etwa sechs Arten. Eine der merkwürdigeren ist der „Tucutuco“ der Eingeborenen Patagoniens (Ctenomys magellanicus).

Der Reisende, welcher zum ersten Male jene Länder betritt, vernimmt eigenthümliche, von einander abgeschiedene, grunzende Laute, welche in regelmäßigen Zwischenräumen nach einander gleichsam aus der Erde herausschallen und ungefähr den Silben Tucutuco entsprechen. Diese Töne rühren von der nach ihnen benannten Kammratte her. Der Tucutuco kommt in der Größe ungefähr einem halbwüchsigen Hamster gleich. Der Körper mißt 7½ Zoll, der Schwanz 2¾ Zoll und die Höhe am Widerrist beträgt 3¾ Zoll. Die Färbung der Oberseite ist bräunlichgrau mit gelbem Anfluge und schwacher, schwarzer Sprenkelung. Die einzelnen Haare sind bleifarben, gegen die Wurzel und an den Spitzen größtentheils aschgrau ins Bräunliche ziehend. Einige dünn gestellte Grannenhaare endigen in schwarzen Spitzen; auf der Unterseite fehlen diese Grannenhaare und deshalb erscheint die Färbung hier viel lichter. Kinn und Vorderhals sind blaßfahlgelb, die Füße und der Schwanz weiß. Letzterer ist geringelt und geschuppt und ziemlich dünn mit feinen Härchen besetzt.

Wir verdanken die für uns giltige Entdeckung und die erste Beschreibung des Tucutuco dem um die Naturgeschichte der südlichsten Spitze Amerikas hochverdienten Naturforscher Darwin. Seine Schilderung der Lebensweise des Thieres ist bisjetzt noch nicht vervollständigt worden. Der Tucutuco wurde am östlichen Eingange der Magellanstraße entdeckt und von dort aus nach Norden und Westen hin in einem ziemlich großen Theile Patagoniens gefunden. Ausgedehnte, trockene, sandige und unfruchtbare Ebenen geben ihm Herberge. Hier durchwühlt er nach Maulwurfsart große Flächen, zumal des Nachts; denn bei Tage scheint er zu ruhen, obwohl man gerade dann seine Stimme oft vernimmt. Der Gang auf ebenem Boden ist sehr plump und unbeholfen. Das Thier vermag es nicht, über das geringste Hinderniß zu springen und ist so ungeschickt, daß man es außerhalb seines Baues leicht ergreifen kann. Unter den Sinnen dürfte Geruch und Gehör am meisten ausgebildet sein. Das Gesicht ist sehr stumpf, ja, viele sollen völlig blind sein. Wurzeln der dort

vorkommenden Gesträuche bilden seine ausschließliche Nahrung, und von ihnen speichert er auch hier und da Vorräthe auf, obwohl er vielleicht keinen Winterschlaf hält. Ueber die Fortpflanzung, die Zeit der Paarung und die Zahl der Jungen fehlen zur Zeit noch genaue Nachrichten.

Die Gefangenen, welche Darwin hielt, wurden bald zahm, waren aber stumpfsinnig. Beim Fressen nahmen sie die Nahrung nach Nagerart zwischen die Vorderbeine und führten sie so zum Munde. Die Patagonier, welche in ihrer armen Heimat eben keine große Auswahl haben, essen auch das Fleisch des Tucutuco und stellen ihm deshalb nach. In manchen Gegenden sollen die Rei-



Der Tucutuco (Ctenomys magellanicus).

senden wegen der unterirdischen Wühlereien zu klagen haben, weil die Pferde bei schnellem Reiten oft durch die dünnen Decken seiner Gänge brechen. Hierauf beschränkt sich gegenwärtig unsere Kenntniß.

Die Rammsratten (Cercomys) bilden eine dritte, die Lanzenratten (Loncheres) eine vierte Sippe unserer Familie. Von ersteren kennt man nur eine einzige Art (Cercomys cunicularius). Es ist ein unserer Wanderratte ziemlich ähnliches Thier mit stark gewölbtem Nasenrücken, größeren Ohren, großen Augen, dicken Lippen und langen Schnurren, scharfen Krallen und dichtem, weichen Pelz, der oben gelbbraun, unten weißlich ist, sowie einem echten Rattenschwanz und etwas verschiedenem Gebiß, von 6 Zoll Leibeslänge und ungefähr 7 Zoll Schwanzlänge, über dessen Leben man bisjetzt noch nicht das Geringste weiß. Ihr Vaterland ist Brasilien, namentlich in der Provinz Minas soll sie zu treffen sein.

Von den Lanzenratten kennt man mehrere Arten, welche sich ziemlich ähneln. Im allgemeinen haben auch sie die Gestalt der Ratten, der Kopf ist dick, die Schnauze stumpf, die Oberlippe gespalten. Die Augen sind klein und die eiförmigen Ohrmuscheln aufrechtstehend. Der Hals ist kurz, der Rumpf dick, die Beine sind kurz und die Füße klein. Fünf Zehen an den Hinterfüßen und

vier Zehen an den Vorderfüßen, welche außerdem noch eine Daumenwarze tragen, sind mit kleinen, etwas gebogenen Nägeln versehen. Der Schwanz ist stumpf am Ende und seiner ganzen Länge nach fein behaart, der Pelz besteht aus weichen Haaren, zwischen denen an den oberen und äußeren Theilen des Körpers eine Menge schmaler, zweischneidiger, rückwärts gerichteter Stacheln hervortreten. Diese sind platt gedrückt, auf der Oberseite gratartig erhoben, auf der Unterseite ausgekerbt. Die Nagezähne sind ziemlich schmal und gewöhnlich gebräunt; in jedem Kiefer finden sich vier Backzähne. Die Arten unterscheiden sich je nachdem das Stachelkleid vorhanden ist oder fehlt und je nachdem der Schwanz behaart oder beschuppt ist.

Rengger gibt von einer den Lanzenratten sehr nahestehenden Schrotmaus (Mesomys spinosus) eine kurze Beschreibung, welche wir wahrscheinlich auch auf die Mitglieder unserer Sippe anwenden dürfen. „Ich habe diese Stachelratte blos im südlichen Theil von Paraguay angetroffen und auch dort kann man ihrer nur selten habhaft werden. Sie lebt oft in großen Gesellschaften an sanften Ab-



Die Kammsratte (Ctenomys cunicularius)

hängen sandiger Hügel, wo sie sich einen unterirdischen, schlangenförmig sich windenden Gang von fünf bis sechs Fuß Länge und einigen Zoll Weite, aber kaum mehr als einen halben Fuß unter der Oberfläche der Erde gräbt. Diese Höhlung hat gewöhnlich nur einen Ausgang, zuweilen auch mehrere. Am Ende derselben findet sich ein aus dürren Gräsern verfertigtes Lager. In einem solchen traf ich zwei neugeworfene, blinde Junge an, bei denen die Stacheln auf dem Rücken noch ganz weich schienen."

„Die Nahrung des Thieres scheint aus Wurzeln von Gräsern und aus Samen von Früchten und Gesträuchen zu bestehen, da, wo es sich aufhält, keine anderen, für dasselbe genießbaren Pflanzen vorkommen."

„Selten verläßt die Stachelratte bei hellem Tage ihr Lager, hingegen habe ich sie bei einbrechender Dämmerung auf dem Felde oft mehr als 30 Schritte von ihrer Wohnung angetroffen. Man hört sie zuweilen, wie schon Azara bemerkte, wenn man die Nacht im Freien zubringe, die Laute „Ku-tu" von sich geben, weshalb sie hin und wieder so genannt werden."

Etwas mehr wissen wir über die Ferkelratten (Capromys). Ziemlich bedeutende Größe, ein kurzer, dicker Leib mit kräftigem Hintertheil, ein kurzer, dicker Hals und ein ziemlich langer und breiter Kopf mit gestreckter, stumpf zugespitzter Schnauze, mittelgroßen, breiten, fast nackten Ohren und ziemlich großen Augen, sowie gespaltener Oberlippe, starke Beine und Hinterfüße mit fünf und Vorderfüße mit vier Zehen, welche sämmtlich mit langen, stark gekrümmten, zugespitzten, scharfen Krallen bewehrt sind, nebst einer Daumenwarze, die nur einen Plattnagel trägt, ein mittellanger, beschuppter und spärlich mit Haaren besetzter Schwanz endlich sind die Kennzeichen dieser Sippe. Die Behaarung ist reichlich, schlecht, ziemlich grob, rauh und glänzend. Die eine und zwar die wichtigste Art, die gemeine Ferkelratte oder die Hutia-Conga (Capromys Fournieri) wird schon von den ältesten Schriftstellern erwähnt, ist aber doch erst in der neuesten Zeit bekannt geworden. Oviedo gedenkt in seinem im Jahre 1525 erschienenen Werke eines dem Kaninchen ähnlichen Thieres, welches auf San Domingo vorkomme und die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmache. Bereits 32 Jahre nach Entdeckung von Amerika war das Thier durch die Jagd der Eingeborenen bedeutend vermindert worden, und gegenwärtig ist es ausschließlich auf Cuba beschränkt, obgleich auch hier in den bewohnteren Theilen ausgerottet.



Die Hutia-Conga (Capromys Fournieri).

Die Hutia-Conga bewohnt die dichteren und größeren Wälder und lebt entweder auf Bäumen oder im dichtesten Gebüsch, nur bei Nacht hervorkommend, um nach Nahrung auszugehen. Ihre Bewegungen auf den Bäumen sind nicht eben geschwind, jedoch geschickt, während sie auf der Erde wegen der starken Entwickelung der hinteren Körperhälfte sich schwerfälliger zeigt und deshalb an die Bären erinnert. Beim Klettern gebraucht sie den Schwanz, um sich festzuhalten, oder um das Gleichgewicht zu vermitteln. Am Boden setzt sie sich oft aufrecht nach Hasenart, um sich umzuschauen; zuweilen macht sie kurze Sprünge wie die Kaninchen, oder läuft in einem plumpen Galopp wie ein Ferkel dahin. Unter ihren Sinnen ist der Geruch am besten entwickelt; die stumpfe Schnauzenspitze und die weiten, schief gestellten, mit einem erhabenen Rande umgebenen und durch eine tiefe Furche getrennten Nasenlöcher sind beständig in Bewegung, zumal wenn irgend ein neuer, unbekannter Gegenstand in ihre Nähe kommt. Ihre Geistesfähigkeiten sind gering. Sie ist im allgemeinen furchtsam und gutmüthig, auch gesellig und freundlich gegen andere ihrer Art, mit denen sie spielt, ohne jemals in Streit zu gerathen. Wird eine von ihren Verwandten getrennt, so zeigen beide viel Unruhe, rufen sich durch scharfpfeifende Laute und begrüßen sich bei der Wiedervereinigung durch dumpfes Grunzen.

Selbst beim Fressen vertragen sie sich gut und spielen und balgen sich unter einander, ohne jemals die heitere Laune zu verlieren. Bei Verfolgung zeigt sich die Ferkelratte muthiger, als man glauben möchte und wie alle Nager beißt sie heftig um sich, wenn sie ergriffen wird.

Ueber die Paarungszeit und die Zahl der Jungen fehlen bisjetzt noch alle Beobachtungen. Die Nahrung besteht in Früchten, Blättern und Rinden. Gefangene zeigten besondere Neigung zu starkriechenden Pflanzen, wie Münze, Melisse und anderen, welche die übrigen Nager meist verschmähen. Dabei trinken alle nur wenig Wasser, obwohl sie es nicht gern entbehren.

In manchen Gegenden Cubas verfolgt man die Hutia-Conga des Fleisches wegen und namentlich die Neger sind leidenschaftlich dieser Jagd ergeben. Sie suchen ihr Wild entweder auf den Bäumen auf und wissen es dort auf den Aesten geschickt genug zu fangen, oder setzen ihm nachts Hunde auf die Fährte, welche es wegen seines langsamen Laufes bald einholen und leicht überwältigen. In früheren Zeiten sollen sich die Einwohner zu dieser Jagd ihrer eingeborenen, wilden Hunde, der schakalähnlichen Carrasissi, welche heutzutage nur noch in Guyana leben, bedient und anstatt der Laternen Leuchtkäfer benutzt haben, welche sie den sie begleitenden Frauen in das lockige Haar setzten.

Die Leibeslänge einer erwachsenen Hutia-Conga beträgt etwas über 1⅓ Fuß, die Schwanzlänge ungefähr 8 Zoll, die Höhe am Widerrist 6 bis 7 Zoll, das Gewicht schwankt zwischen 12 bis 16 Pfund. Die Färbung des Pelzes ist gelbgrau und braun, am Kreuze mehr rothbraun, an der Brust und am Bauche schmuzig braungrau; die Pfoten sind schwarz, die Ohren dunkel, die Brust und ein Längsstreifen in der Mitte des Bauches grau. Oft ist die Oberseite sehr dunkel; dann sind die Haare an der Wurzel blaßgrau, hierauf tief schwarz, sodann röthlich gelb und an der Spitze wieder schwarz. An den Seiten, namentlich in der Schultergegend, treten einzelne weiße Haare hervor, welche etwas stärker sind. Bei jungen Thieren spielt das Braun mehr in das Grünliche und dann tritt eine feine schwarze Sprenkelung hervor.

Zu unserer Familie gehört auch der Schweif- oder Sumpfbiber (Myopotamus Coypu). Sein Name ist bezeichnend; denn der Coypu erinnert lebhaft an den gemeinen Biber in Gestalt und Wesen. Der lange, runde Schwanz und Eigenthümlichkeiten des inneren Leibesbaues unterscheiden aber beide Thiere und rechtfertigen ihre getrennte Stellung in der Reihe der Nager. Der Leib des Sumpfbibers ist untersetzt, der Hals kurz und dick, der Kopf dick, kurz und breit, stumpfschnäuzig und platt am Scheitel; die Augen sind mittelgroß, rund und vorstehend, die Ohren klein, rund und etwas höher als breit; die Oberlippe ist ungespalten. Die Gliedmaßen sind kurz und kräftig, die hinteren ein wenig länger, als die vorderen. Beide Füße sind fünfzehig, die Zehen an den Hinterfüßen aber bedeutend länger, als die der vorderen, durch eine breite Schwimmhaut verbundenen, während jene frei sind. Alle Zehen sind mit langen, stark gekrümmten und spitzen Krallen bewaffnet. Nur die innere Zehe der Vorderfüße hat einen flachen Nagel. Der lange Schwanz ist an der Wurzel sehr dick und nimmt gegen das Ende allmählich ab; er ist drehrund, wirbelartig geschuppt und ziemlich reichlich mit dichten, anliegenden, starken Borstenhaaren besetzt. Die übrige Behaarung ist dicht, ziemlich lang und weich und besteht aus einem im Wasser fast undurchdringlichen, kurzen, weichen, flaumartigen Wollhaar und längeren, weichen, schwachglänzenden Grannen, welche die Färbung bestimmen, weil sie das Wollhaar vollständig bedecken. Im Gebiß erinnern die sehr großen, breiten Nagezähne an den Zahnbau des Bibers; die vier Backzähne aber haben im allgemeinen ganz das Gepräge der vorhergehenden Sippen und Arten.

Der Coypu oder Sumpfbiber erreicht ungefähr die Größe des Fischotters. Seine Leibeslänge beträgt über 1½ Fuß und die des Schwanzes fast ebensoviel, die Höhe am Widerrist beinahe einen Fuß; doch findet man zuweilen recht alte Männchen, welche 3 Fuß lang werden. Die

Färbung der Haare ist im allgemeinen trübgrau am Grunde und röthlichbraun oder braungelb an den Spitzen; die langen Grannenhaare sind dunkler. Gewöhnlich ist der Rücken kastanienbraun und die Unterseite fast schwarzbraun; die Seiten sind lebhaft roth. Andere sind graugelblich, hellbraun gesprenkelt und manche vollkommen rostroth. Die Nasenspitze und die Lippen sind fast immer weiß oder lichtgrau.

Ein großer Theil des gemäßigten Südamerikas ist die Heimat dieses wichtigen Pelzthieres. Man kennt den Coypu beinahe in allen Ländern, welche südlich vom Wendekreis des Steinbocks liegen. In den La Plataſtaaten, in Buenos Ayres und Patagonien und in Mittelchile ist er überall häufig. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich vom Atlantischen bis zum großen Meere über das Hochgebirge hinweg und vom 24. bis zum 43.° ſ. B. Im Feuerland und in Peru fehlt er. Er bewohnt nach Rengger paarweise die Ufer der Seen und Flüsse, vorzüglich die stillen Wasser, da wo Wasserpflanzen in solcher Menge vorhanden sind, daß sie eine Decke bilden, stark genug, ihn zu tragen. Jedes Paar gräbt sich am Ufer eine 3 bis 4 Fuß tiefe und 1½ bis 2 Fuß weite Höhle, wo es die Nacht und zuweilen auch



Der Schweif- oder Sumpfbiber (Myopotamus Coypu).

einen Theil des Tages zubringt. In dieser Wohnung wirft das Weibchen später vier bis sechs Junge, welche, wie Azara erzählt, schon sehr frühzeitig ihrer Mutter folgen. Der Coypu ist ein vortrefflicher Schwimmer, aber ein schlechter Taucher. Auf dem Lande sind seine Bewegungen langsam; denn seine Beine sind, wie Azara sagt, so kurz, daß der Leib fast auf der Erde aufschleift, und er geht deshalb auch nur über Land, wenn er sich von einem Gewässer zu dem anderen begeben will. Bei Gefahr stürzt er sich augenblicklich ins Wasser und taucht unter; währt die Verfolgung fort, so zieht er sich schließlich in seine Höhle zurück, welche er sonst nur während der Nacht aufsucht; denn er ist ein vollkommenes Tagthier.

Seine geistigen Fähigkeiten sind gering. Er ist scheu und furchtsam und behält diese Eigenschaften auch in der Gefangenschaft bei. Klug kann man ihn nicht nennen, obgleich er seinen Pfleger nach und nach kennen lernt. Alt eingefangene Thiere beißen wie rasend um sich und verschmähen gewöhnlich die Nahrung, so daß man sie selten länger als einige Tage hat. In der Neuzeit ist er einige Male nach Europa übergeführt worden; im londoner Thiergarten ist er ein ständiger Bewohner. „Der Sumpfbiber," sagt Wood, „ist ein schneller und lebendiger Bursche, und höchst

unterhaltend in seinen Sitten. Er schwimmt fast ebenso gut, als der Biber und gebraucht dabei seine hinteren Schwimmfüße ganz in derselben Weise. Mit seinen Vorderfüßen ist er außerordentlich geschickt, er benutzt sie, wenn er aufrecht sitzt, wie Hände. Ich habe den spaßhaften Gaukeleien der Sumpfbiber oft zugesehen und mich im höchsten Grade unterhalten über die Art und Weise, mit welcher sie ihre Besitzung durchschwimmen und dabei jedes Ding auf's Genaueste prüfen, was ihnen als neu vorkommt. Sobald man ein Häufchen Gras in ihr Becken wirft, nehmen sie es augenblicklich in ihre Vorderpfoten, schütteln es heftig, um die Wurzeln von aller Erde zu befreien, schaffen es dann nach dem Wasser und waschen es dort mit einer so großen Gewandtheit, daß eine Wäscherin von Gewerbe es kaum besser machen würde."

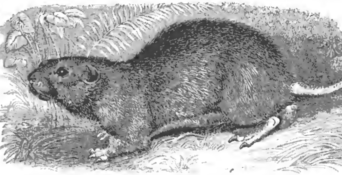
Ueber die Fortpflanzung ist noch nicht viel Sicheres bekannt. Das Weibchen wirft ein Mal im Jahre vier bis sechs Junge in seiner Höhle. Diese wachsen rasch heran und folgen dann der Alten lange Zeit bei ihren Ausflügen. Ein alter Naturforscher erzählt, daß man diese Jungen, wenn man sich viel mit ihnen beschäftige, zum Fischfang abrichten könne. Doch scheint diese Angabe auf einem Irrthum zu beruhen und eher für den Fischotter zu gelten, dessen Namen „Nutria" auch der Sumpfbiber bei den spanischen Einwohnern Amerikas führt.

Seines werthvollen Balges halber wird eifrig auf das Thier Jagd gemacht. Das weiche Haar seines Pelzes wird hauptsächlich zu feinen Hüten verwandt und sehr theuer bezahlt. Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts verkaufte man zu Buenos Ayres einen Balg mit zwei Realen oder einem Gulden unseres Geldes. Seitdem ist aber der Werth dieses Pelzwerkes noch gestiegen, obgleich man jährlich Tausende von Fellen aus Südamerika nach Europa überführt, meist unter dem Namen „Raconda-Nutria" oder amerikanischer Otterfelle. Bis zum Jahre 1823 wurden jährlich zwischen 15 bis 20,000 Felle auf den europäischen Markt gebracht. Im Jahre 1827 führte die einzige Provinz Entre-Rios nach amtlichen Angaben des Zollhauses Buenos Ayres 300,000 Stück aus und noch steigerte sich die Ausfuhr; denn zu Anfang der dreißiger Jahre wurden nur aus den Sümpfen von Buenos Ayres und Montevideo gegen 50,000 Felle allein nach England gesandt. So erging es dem Sumpfbiber wie seinem Namensvetter. Er wurde mehr und mehr vermindert, und schon jetzt soll man in Buenos Ayres gewissermaßen ihn hegen und sehr schonen, um seiner gänzlichen Ausrottung zu steuern. Das weiße, wohlschmeckende Fleisch wird an vielen Orten von den Eingeborenen gegessen, in anderen Gegenden aber verschmäht. Die katholischen Einwohner benutzen es als Fastenspeise, da ja, wie bekannt, aller Naturgeschichte zum Trotz, die im Wasser lebenden Säugethiere von den Herren Pfaffen als Fische betrachtet werden.

Man jagt die Sumpfbiber in Buenos Ayres hauptsächlich mit eigens abgerichteten Hunden, welche jene im Wasser aufsuchen und dem Jäger zum Schuß treiben oder auch einen Kampf mit ihnen ohne weiteres aufnehmen, obgleich der große Nager sich muthig und kräftig zu wehren weiß. Auf den seichteren Stellen seiner Lieblingsorte und vor den Höhlen stellt man Schlagfallen auf. In Paraguay wird nie anders Jagd auf den Sumpfbiber gemacht, als wenn man ihn zufälliger Weise antrifft. Es ist nicht leicht, an ihn zu kommen, weil er sich bei dem geringsten Geräusch sofort flüchtet und versteckt, und ebensowenig gelingt es dem Schützen, das Thier mit einem einzigen Schuß zu tödten, weil das glatte, dicke Fell dem Eindringen der Schrote wehrt und ein nur verwundeter Sumpfbiber sich noch zu retten weiß. Wird er aber durch den Kopf geschossen, so geht er unter wie Blei und ist dann, wenn nicht ein vortrefflicher Hund dem Jäger zu Diensten steht, ebenfalls verloren.

Die Fischer von der Insel Chiloe berichten noch von einer zweiten „Nutria," welche nicht im Süßwasser, sondern nur in kleinen Meerarmen oder Baien und Kanälen lebt und hauptsächlich zwischen den Inseln im Süden von Chiloe sich findet. Das Thier soll ausschließlich im Salzwasser leben und sich auch durch die Nahrung von dem Sumpfbiber unterscheiden, indem es nicht allein Wasserpflanzen, sondern auch allerhand Meerthiere, zumal Weichthiere, frißt. Bisjetzt ist aber noch kein Fell dieser „Nutria" und noch viel weniger ein wissenschaftlich zubereiteter Balg den Naturforschern zu Händen gekommen, und deshalb entbehrt jene Angabe noch jeder Bestätigung.

Von den übrigen Mitgliedern unserer großen und reichhaltigen Familie verdient noch ein Afrikaner Erwähnung, weil er gleichsam den Uebergang vom Sumpfbiber zum Stachelschwein bildet. Es ist dies das **Borstenferkel** (Aulacodus Swinderanus), ein Thier von 28 Zoll Gesammtlänge, wovon 8 Zoll auf den Schwanz kommen, mit eigenthümlichem Borstenpelz, welcher Schwanz und Beine frei läßt, auf dem übrigen Leib, zumal auf der Oberseite, aber aus glatten, stachelähnlichen, eben geringelten Borsten mit biegsamen Spitzen besteht und lebhaft an die Bedeckung einiger Stachelschweine erinnert. In seiner äußeren Gestalt hat das Borstenferkel viel Aehnlichkeit mit dem Sumpfbiber, so daß man sagen kann, es verträte denselben in der alten Welt. Der Leibesbau ist kräftig und gedrungen, der Kopf klein, die Schnauze kurz und breit; die Ohren sind klein, halbkreisförmig und nackt, die Füße kurz und vierzehig; das Vorderpaar hat eine Daumenwarze, welche einen Plattnagel trägt, während die übrigen Zehen mit sichelförmigen, starken Krallen versehen sind. Bei jungen Thieren sind die Haare gelblich und dunkelbraun geringelt, bei Alten am Grunde schwarzgrau, in der Mitte bräunlich, an der Spitze schwarz, meist noch mit bräunlich gelben Ringen vor dieser Spitze versehen. Kinn und Oberlippe sind weißlich, die Brust ist schmuzig gelb, der Unterleib bräunlich gelb, graubraun gesprenkelt; gelblich weiße Haare bekleiden die Ohren; die Schnurren sind theils weiß, theils schwarz. Im Zahnbau fallen namentlich die oberen Nagezähne auf, weil sie auf ihrer



Das Borstenferkel (Aulacodus Swinderanus).

inneren Hälfte der Vorderseite drei tiefe Rinnen haben, während die unteren ganz glatt sind. Die Backenzähne sind in der Größe ziemlich gleich vierseitig mit zwei tiefen Falten an der Außenseite und einer kurzen, breiten Innenseite, während die untere Reihe die entgegengesetzte Zeichnung hat.

Ueber die Lebensweise des Thieres weiß man noch sehr wenig. Es bewohnt das südliche Afrika und zwar ebene, trockene Gegenden, gräbt keine Höhlen, sondern macht sich nur ein Nest aus Stroh im Grase oder im Sande, liebt die Bambus- und Zuckerrohrpflanzungen und verursacht hier oder in den Getreidefeldern bisweilen großen Schaden. Das Fleisch des Borstenferkels ist zart und wohlschmeckend, und deshalb verfolgt man es so eifrig als möglich.

* * *

Die Familie der **Stachelschweine** (Hystrices), welche große und plumpe Nager in sich vereinigt, bedarf keiner langen Beschreibung hinsichtlich der äußerlichen Kennzeichen ihrer Mitglieder. Das Stachelkleid läßt sämmtliche hierher gehörige Thiere sofort als Verwandte erscheinen, so verschieden es auch ausgebildet sein mag. Abgesehen von ihm haben die verschiedenen Stachelschweine nicht eben

große Aehnlichkeit mit einander, und es ist deshalb eigentlich unthunlich, eine allgemeine Beschreibung der Familie zu geben. Man kann im voraus höchstens Folgendes sagen: Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf dick, der Schwanz kurz oder merkwürdig verlängert und dann greiffähig. Die Beine sind ziemlich gleich lang, die Füße vier= oder fünfzehig, breitsohlig, die Zehen mit stark gekrümmten Nägeln bewehrt, die Ohren und Augen klein, die Schnauze ist kurz, stumpf und an der Oberlippe gespalten. Die Stacheln sind sehr verschieden hinsichtlich ihrer Länge und Stärke. Sie stehen in geraden Reihen zwischen einem spärlichen Unterhaar oder umgekehrt einem längeren Grannenhaar, welches so überwiegend werden kann, daß es die Stacheln gänzlich bedeckt. Bezeichnend für letztere ist eine verhältnißmäßig lebhafte Färbung. Die Wirbelsäule zählt außer den Halswirbeln zwölf bis dreizehn rippentragende, fünf rippenlose, drei bis vier Kreuz= und bis zwölf oder dreizehn Schwanzwirbel. Die Nagezähne sind auf der Vorderseite glatt oder gerinnelt, die vier Backzähne in jeder Reihe sind fast gleich groß und schmelzfaltig.

Alle Stachelschweine bewohnen gemäßigte und warme Länder der alten und neuen Welt. Dort finden sich die kurzschwänzigen, auf der Erde lebenden, hier die langschwänzigen, kletternden Arten. Sie sind ohne Ausnahme Nachtthiere, träge in ihrem Thun und Wesen, stumpfsinnig und schwachgeistig. Die altweltlichen Arten sind an den Boden gebunden, die neuweltlichen Baumthiere. Dem entsprechend leben sie in dünn bestandenen Wäldern und Steppen oder in großen Waldungen; die Ersteren bei Tage in selbst gegrabenen Gängen und Höhlen verborgen, die Letzteren zusammengeknäuelt auf einer Astgabel dichter Baumwipfel oder in einer Baumhöhlung sitzend. Ungesellig wie sie sind, vereinigen sie sich nur während der Fortpflanzungszeit zu kleinen Trupps, welche mehrere Tage mit einander verbringen können. Den übrigen Theil des Jahres lebt jedes einsam für sich. Ihre Bewegungen sind langsam, gemessen, träge, zumal die kletternden Arten leisten Erstaunliches in der gewiß schweren Kunst, stunden= und tagelang bewegungslos auf ein und derselben Stelle zu verharren. Jedoch würde man irren, wenn man behaupten wollte, daß die Stachelschweine rascher und geschickter Bewegungen unfähig wären. Wenn einmal die Nacht eingetreten ist und die Thiere ordentlich munter geworden sind, laufen die Einen trippelnden Ganges sehr rasch auf dem Boden hin, und die Anderen klettern, wenn auch nicht mit der Behendigkeit des Eichhorns, so doch immer gewandt genug, in dem Gezweige auf und nieder. Die Bodenbewohner verstehen auch das Graben meisterhaft und wissen allen Schwierigkeiten, welche ihnen harter Boden entgegensetzt, zu begegnen. Unter den Sinnen scheint ausnahmlos der Geruch obenan zu stehen und bei den Kletterstachelschweinen noch der Tastsinn einigermaßen ausgebildet zu sein; Gesicht und Gehör dagegen sind bei allen schwach. Die geistigen Fähigkeiten sind gering. Ihr Verstand steht auf einer tiefen Stufe. Sie sind furchtsam jedem anderen Thiere gegenüber, obgleich sie sich bei drohender Gefahr durch Sträuben ihres Stachelkleides und ein eigenthümliches Rasseln mit den Schwanzstacheln Furcht einzuflößen suchen. Sie sind dumm, vergeßlich, wenig erfinderisch, boshaft und jähzornig. Mit anderen Geschöpfen halten sie ebensowenig Freundschaft, als mit ihres Gleichen. Ein beliebter Bissen kann selbst unter den Gatten eines Paares ernsthaften Streit hervorrufen. Niemals sieht man zwei Stachelschweine mit einander spielen oder auch nur freundschaftlich zusammen verkehren. Jedes geht seinen eigenen Weg und bekümmert sich so wenig als möglich um das Andere, und höchstens um zu schlafen, legen sich ihrer zwei nahe neben einander nieder. Mit dem Menschen, welcher sie gefangen hält und pflegt, befreunden sie sich nie; sie lernen auch ihren Wärter von anderen Personen nicht unterscheiden. Ihre Stimme besteht in grunzenden, dumpfen Lauten, in Schnauben, leisem Stöhnen und einem schwer zu beschreibenden Quieken; eine Art soll auch laut aufschreien können. Wahrscheinlich des Grunzens halber ist ihnen der Name Schwein geworden, welcher im übrigen als gänzlich unpassend erscheinen muß.

Allerhand Pflanzentheile, von der Wurzel an bis zur Frucht, bilden die Nahrung der Stachelschweine. Nach anderer Nager Art führen sie das Futter mit den Vorderpfoten zum Munde, oder

halten es, während sie fressen, damit am Boden fest. Das Wasser scheinen fast Alle längere Zeit entbehren zu können; wahrscheinlich genügt ihnen der Thau auf den Blättern, welche sie verzehren.

Ueber die Fortpflanzung sind erst in der Neuzeit Beobachtungen gesammelt worden. Die Begattung wird in eigenthümlicher Weise vollzogen, die Jungen kommen ungefähr sieben bis neun Wochen später zur Welt. Ihre Zahl schwankt zwischen eins und vier.

Für den Menschen sind die Stachelschweine ziemlich bedeutungslose Wesen. Die erdbewohnenden Arten werden zuweilen durch das Graben ihrer Höhlen in Feldstücken und Gärten lästig, nützen aber dafür durch ihr Fleisch und durch ihr Stachelkleid, da, wie bekannt, dessen schön gezeichnetes, glattes Horngebilde zu mancherlei Zwecken Benutzung findet. Die kletternden Arten richten als arge Baumverwüster oft großen Unfug an und nützen gar Nichts. In den reichen Gegenden zwischen den Wendekreisen können die dort lebenden Arten ebenso wenig schaden, als nützen.

Gegenwärtig sind etwa ein Dutzend verschiedene Stachelschweine bekannt. Die Arten lassen sich in zwei größere Gruppen bringen, in dieselben, welche wir schon im Eingange unterschieden haben. Beide Gruppen zerfallen wieder in verschiedene Sippen, welche hauptsächlich auf Aeußerlichkeiten begründet sind.

Obenan stellt man die Kletterstachelschweine (Cercolabes), die schlankest gebauten, durch einen langen Greifschwanz ausgezeichneten Arten, welche sämmtlich in Süd- und Mittelamerika zu Hause sind. Man könnte sie recht wohl als besondere Familie aufführen; wenigstens zerfallen sie in mehrere Unterabtheilungen, welche den Werth von Sippen haben.

Diejenigen Arten, bei denen das Haarkleid die Stacheln überwiegt, welche letztere nur stellenweise hervorragen und auf Kehle, Brust und Bauch gänzlich fehlen, faßt man unter dem Namen Greifstachler, Sphiggurus, zusammen. Soweit bisjetzt bekannt, ist gerade diese Gruppe die artenreichste. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine der schönsten Arten, den mexikanischen Greifstachler (Sphiggurus novae hispaniae oder mexicanus), lebend zu beobachten, und mein lieber Freund Zimmermann hat eine so gelungene Zeichnung geliefert, daß ich diese Art meiner Beschreibung zu Grunde legen will. Die Länge des Thieres beträgt ungefähr drei Fuß, wovon der Schwanz etwa einen Fuß hinwegnimmt. Die glänzenden Haare sind sehr dicht und weich, leicht gekräuselt und so lang, daß viele Stacheln von ihnen vollständig bedeckt werden. Letztere stehen am ganzen Leibe, mit Ausnahme der Unterseite, der Innenseite der Beine, der Schnauze und der Schwanzspitzenhälfte, welche oben nackt, unten mit schwarzen, seitlich mit gelben Borsten besetzt ist. Nur der Unterhals wird noch von einigen Stacheln wie von einem Halsbande umgeben, hinter den Vorderbeinen befinden sich keine mehr und auch die Beine selbst sind vom Ellbogen an nach den Füßen zu frei von ihnen. Das Haarkleid erscheint schwarz, weil die einzelnen Haare, welche an ihrer Wurzel ins Bräunliche und Lichtgraue spielen, an der Spitze von glänzender Schwärze sind. Sehr lange Schnurren stehen im Gesicht, einzelne lange, steife Haare auf den Oberschenkeln und Oberarmen. Die Stacheln sind im allgemeinen von schwefelgelber Farbe mit schwarzer Spitze. Sie sind an der Wurzel sehr verdünnt, hierauf gleichmäßig stark und sodann plötzlich zugespitzt. In der Mitte sind sie glatt, an der nadelscharfen Spitze mit abwärts gerichteten Widerhaken versehen; in der Augen- und Ohrgegend stehen sie so dicht, daß die Behaarung nicht zum Vorschein kommt und auch das Ohr vollständig von ihnen verdeckt wird. Sie sind hier aber weit kürzer, als am übrigen Körper und lichter gefärbt. Die längsten und dunkelsten stehen auf dem Rücken. Das Auge ist auffallend gewölbt, die Iris sehr lichtbraun, der Stern nicht größer, als der Knopf einer feinen Nadel, aber länglich gestaltet; das ganze Auge tritt wie eine Glasperle aus dem Kopfe hervor. Solange das Thier ruhig ist, gewahrt man von der Bestachelung mit Ausnahme der Stelle um das Auge und Ohr sehr wenig; das Fell erscheint verlockend weich und glatt, und nur, wenn das Thier sich erzürnt, weisen verschiedene Rauhheiten auf die verborgenen Spitzen unter den Haaren. Im Zorn sträubt es alle Stacheln, so daß sie die Kreuz und die Quer vom Leib abstehen, und wenn man dann mit der Hand über das Fell gleitet, spürt man sie allseitig.

Sie stecken so lose in der Haut, daß sie bei der geringsten Berührung ausfallen; wenn man mit der Hand einmal über das Fell streicht, reißt man Dutzende aus, von denen regelmäßig einige in der Hand stecken bleiben.

Ueber das Freileben der Greifstachler und aller übrigen Kletterstachelschweine sind die Nachrichten sehr dürftig. Das Meiste wissen wir noch über eine nah verwandte Art, den Cuiy der Guaranis: über ihn haben uns Azara, Rengger, Prinz von Wied und Burmeister Mittheilungen gemacht. Er ist über ganz Brasilien und die südlich davon gelegenen Länder bis Paraguay, verbreitet, aller Orten bekannt, jedoch nirgends gemein. Seinen Aufenthalt wählt er sich vorzugsweise in hohen Waldungen; doch trifft man ihn auch in Gegenden an, welche mit Gestrüpp bewachsen sind. Den größten Theil des Jahres lebt er allein und zwar in einem bestimmten Gebiele, immer auf Bäumen, in deren Gezweig er sich geschickt bewegt. Während des Tages ruht er in zusammengekugelter Stellung, in einer Astgabel sitzend, nachts schweift er umher, indem er langsam und bedächtig, aber sicher klettert. Seine Stellung auf dem Baume ist eigenthümlich; er sitzt, wie ich an meinem



Der mexikanische Greifstachler (Sphiggurus novae hispaniae).

Gefangenen sah, auf den Hinterfüßen, hält die Vorderfüße dicht neben diese, manchmal umgebogen, so daß er mit den Handrücken sich stützt; der Kopf wird dabei senkrecht nach abwärts gerichtet, der Schwanz gerade ausgestreckt, nach oben hakig umgebogen. Gewöhnlich versichert er sich durch den Greifschwanz, welchen er um einen Ast schlägt, in seiner Lage. Er sitzt aber auch ohnedies sehr fest auf den dünnsten Zweigen, weil die breiten, nach innen gewölbten Hände zu einem sicheren Anhalt sehr geeignet sind. Im Klettern drückt er die breiten fleischigen Sohlen fest an die Aeste und umklammert sie mit dem Handballen. Bei Tage bewegt er sich höchst ungern, ungestört wohl niemals; bringt man ihn aber ins Freie, so läuft er schwankenden Ganges dem ersten besten Baume zu, klettert an diesem rasch genug in die Höhe und wählt sich im Gezweig eine schattige Stelle aus, um dort sich zu verbergen, beginnt auch wohl zu fressen. Wenn er von einem Aste zu einem zweiten, entfernter stehenden gelangen will, hält er sich mit beiden Hinterfüßen und dem Schwanze fest, streckt den Körper wagrecht vor sich und versucht mit den Vorderhänden, den ins Auge gefaßten Zweig zu ergreifen. In dieser Stellung, welche eine große Kraft erfordert, kann er minutenlang verweilen, sich auch mit ziemlicher Leichtigkeit seitlich hin und her bewegen. Sobald er den Ast mit den Vorder-

Händen gefaßt hat, läßt er zuerst die beiden Hinterbeine und sodann den Schwanz los, schwingt sich, durch das eigene Gewicht bewegt, bis unter den Zweig, faßt diesen mit dem Schwanze und hierauf mit den Hinterbeinen und klettert nunmehr gemächlich nach oben und dann auf dem Zweige weiter. Rengger behauptet, daß er den Schwanz nur bei dem Herunterklettern benutze; diese Angabe ist jedoch falsch, wie ich nach eigenem Beobachten versichern darf.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Baumfrüchten, Knospen, Blättern, Blüthen und Wurzeln, welche er mit den Händen zum Munde führt. Unser Gefangener verzehrte sehr gern auch die Rinde junger Schößlinge, jedoch nur dann, wenn er sich letztere selbst auswählen konnte. Im Käfig fütterten wir ihn mit Möhren, Kartoffeln und Reis, auch nahm er Milchbrod an. In Amerika ernährt man ihn mit Bananen.

Der Schilderung des Gefangenlebens will ich Azara's Beobachtungen vorausschicken. „Einen alt Eingefangenen," erzählt er, „ließ ich in meinem Zimmer frei und ein Jahr ohne Wasser; denn er trinkt nicht. Wenn er erschreckt wurde, lief er mit großer Leichtigkeit; doch erreichte ich ihn immer noch, wenn ich gemächlich nebenher ging. Auch wenn er laufen will, beugt er das Gelenk zwischen Schienbein und Knöchel nicht, gerade als ob er keinen Spielraum habe. Alle seine Bewegungen sind tölpelhaft; doch klettert er mit Leichtigkeit an irgend welchem Stocke auf und nieder und klammert sich so fest, daß eine ziemliche Kraft erforderlich ist, um ihn wegzubringen. Eine Stuhllehne, die Spitze eines senkrecht eingerammten Pfahles genügen ihm, um sicher zu schlafen und auch wirklich auszuruhen. Er ist stumpfgeistig und so ruhig oder träge, daß zuweilen 24 bis 48 Stunden vergehen können, ehe er seinen Ort verändert oder seine Stellung im geringsten wechselt. Der meinige bewegte sich nur, wenn er fressen wollte, und Dies geschah in der Regel um 9 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags. Ein einziges Mal beobachtete ich, daß er auch in der Nacht umher lief; dem ungeachtet halte ich ihn für ein nächtliches Thier. Der meinige setzte sich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft auf eine Stuhllehne, niemals auf etwas Ebenes; als er aber eines Tages am Fenster emporgestiegen war, und dort die Kante des Fensterladens aufgefunden hatte, suchte er später keinen andern Ort. Oben auf dem Laden verbrachte er seine Zeit; er saß ohne die geringste Bewegung, einer Bildsäule gleich, in einer außergewöhnlichen Stellung. Er hielt sich, ohne sich mit der Hand oder dem Schwanze zu versichern, einzig und allein mit den Füßen fest, legte die Hände über einander und zwischen sie hinein seine Schnauze, als ob er die Hände küssen wollte. So saß er, ohne sich zu bewegen, ja ohne umherzublicken, bis zur Stunde seiner Mahlzeit. Eines Tages legte ich unter sein Futter eine todte Ratte. Als er diese entdeckt hatte, entsetzte er sich derart, daß er über Hals und Kopf zu seinem Ruhesitze emporstieg; das Gleiche that er, wenn sich ihm einer von den Vögeln, welche ich frei im Zimmer herumfliegen ließ, näherte, während er fraß. Er nahm von dem ihm vorgesetzten Brod, Mais, Maniokwurzeln, Kräutern, Blättern und Blumen außerordentlich wenig, liebte es aber, mit der verschiedenen Kost abzuwechseln. Vielmal sah ich, daß er, die erwähnten Dinge verschmähend, sich über dünne Holzstengel hermachte, ja selbst, daß er gediegenes Wachs anging. Er biß oder kratzte nie und fügte auch Niemand Schaden zu. Seine Nothdurft verrichtete er während des Fraßes, und dabei achtete er nicht darauf, ob sein Koth und Harn auf die Nahrung fiel."

„Der Geruch ist der ausgebildetste Sinn. Ich beobachtete, wenn ich Chocolade trank oder mit Blumen in das Zimmer trat, daß mein Gefangener seine Schnauze erhob, und durfte mit Sicherheit folgern, daß er den Geruch auf ziemliche Entfernungen wahrnahm. Seine Schwanzspitze ist so empfindlich, daß er sich sogleich aufrafft und zusammenschreckt, wenn man ihn dort ganz leise berührt. Im übrigen nimmt man blos Trägheit und Dummheit von ihm wahr; man darf wohl sagen, daß er kaum zu fressen und zu leben versteht. Niemals konnte ich bei ihm Freude oder Trauer und niemals Wohlbehagen bemerken. Manchmal wendete er sein Haupt, wenn er bei seinem Namen genannt wurde. Für gewöhnlich sah er sich nicht um, er that gerade, als ob er nicht sehen könne und

ließ sich berühren, als ob er von Stein wäre; kam man ihm aber zu derb, so sträubte er seine Stacheln, ohne sich im übrigen zu bewegen."

„Man erzählt, daß er die Stacheln fortschleudert, und daß diese, falls sie die Haut treffen, weiter und weiter sich bohren, so gering auch die Wunden sind, welche sie verursachten, bis sie auf der entgegengesetzten Weiche wieder zum Vorschein kommen. Auch erzählt man von ihm, daß er die Früchte der Bäume abschüttelt und sich dann auf ihnen herumwälzt, sie anspießt und mit sich fortträgt. Das sind Märchen; wahr ist blos, daß einige seiner Stacheln, wenn er sie zur Vertheidigung erhebt, wegen ihrer lockeren Einfügung in das Fell, ausfallen; auch kommt es wohl vor, daß die Stacheln, welche in der Schnauze unvorsichtiger Hunde stecken blieben, später tiefer in das Fleisch eingedrungen zu sein scheinen, einfach deshalb, weil die Wunde inzwischen geschwollen ist. Im Kothe des Jaguar habe ich mehrmals diese Stacheln gefunden."

„In der Flohzeit litt mein Gefangener viel und mußte sich beständig kratzen."

Ich habe diesem Berichte des alten, gediegenen Naturforschers nur noch wenig hinzu zu fügen. Meine Beobachtungen stimmen wesentlich mit den seinigen und noch mehr mit der von Burmeister gegebenen Schilderung überein. Unser Gefangener saß während des ganzen Tages ruhig in seinem Kasten, in der angegebenen Weise zusammengekauert. Erst nach Sonnenuntergang begann er langsam umher zu klettern. Wenn man ihn berührte, ließ er auch seine Stimme vernehmen; ein ziemlich leises Quieken, welches dem Winseln eines jungen Hundes sehr ähnlich war. Eine Berührung war ihm entschieden unangenehm, doch machte er, wie Dies auch Burmeister sehr richtig sagt, „niemals einen Versuch zur Flucht, sondern ließ den Feind ruhig herankommen, wo er auch war, duckte sich nieder, sträubte die Stacheln und winselte, wenn er berührt wurde." Der unsrige machte keine Versuche, sich aus seiner Kiste zu befreien, Burmeister's Gefangener dagegen arbeitete, wenn man seinen Kasten nachts mit dem Deckel verschloß, sich schnell und heftig eine Oeffnung, indem er das Holz in großen Fetzen abnagte. Auffallend erscheint es, daß Azara's Gefangener kein Wasser trank, denn der, welchen ich beobachtete, verlangte Dies regelmäßig. Sobald er gefressen hatte, nahete er sich seinem Saufnapfe und schöpfte sich hier mit seiner breiten Hand einige Tropfen, welche er dann behaglich ableckte. Sehr unangenehm und ganz eigenthümlich war der Geruch, welchen er verbreitete. Burmeister glaubt, daß dieser Geruch mehr auf Rechnung der faulen Nahrung in der Kiste und des Unraths, als auf eine Absonderung des Thieres geschoben werden müsse, ich muß ihm jedoch hierin entschieden widersprechen, weil ich mich durch wiederholte Versuche überzeugt habe, daß der Gestank am Thiere selbst haftet.

Wahrhaft entsetzlich wurde unser Gefangener von kleinen, braunen Läusen oder lausähnlichen Thieren geplagt. Diese Schmarotzer saßen zuweilen zu Hunderten an ein und derselben Stelle, am dicksten in der Schnauzengegend und ließen sich durch kein Kratzen vertreiben, nicht einmal durch persisches Insektenpulver, zu welchem wir schließlich unsere Zuflucht nahmen.

Rengger berichtet, daß sich beide Geschlechter der sonst einsam lebenden Thiere während des Winters aufsuchen und dann eine Zeitlang paarweise leben. Im Anfange des Winters ihrer Heimat d. h. gegen Anfang des Oktobers, wirft dann das Weibchen ein bis zwei Junge. Azara, welcher ein trächtiges Weibchen untersuchte, fand nur ein Junges, welches wie seine Mutter bereits mit Stacheln bedeckt war. Genaueres über die Fortpflanzungsgeschichte vermag ich nicht mitzutheilen.

Da das Aeußere des Greifstachlers wenig Einladendes hat, wird er von den Einwohnern Paraguays nur selten eingefangen und aufgezogen; demungeachtet entgeht er den Nachstellungen nicht. Die Wilden verzehren sein Fleisch, welches des unangenehmen Geruchs wegen von den Europäern verschmäht wird. Gleichwohl scheinen auch Diese ihm nachzustellen, in gleicher Weise, wie der ungebildete Europäer dem Igel. Burmeister erhielt bald nach seiner Ankunft in Rio de Janeiro einen lebendigen Greifstachler, welcher nach dortiger Gewohnheit der Länge nach an einen Knittel gebunden und jämmerlich zerschlagen war, so daß das arme Geschöpf die erste Zeit nach dem Ablösen kaum gehen konnte, und fand ein zweites später todt neben dem Wege liegen, welches wahrscheinlich auch der

ungerechtfertigten Mordlust zum Opfer gefallen war. Die Jagd des harmlosen und langsamen Geschöpfes ist eben kein Heldenstück: von den Bäumen schießt man es herab und auf der Erde schlägt man es mit Stöcken todt. Die Hunde beweisen ihm denselben Haß, welchen sie gegen unsere Igel an den Tag legen, sie werden aber oft übel von ihm zugerichtet, indem ihnen, wenn sie nach ihm beißen, mehrere Stacheln im Maule oder in der Zunge stecken bleiben und dort schmerzhafte Entzündungen verursachen.

Von der zweiten Gruppe der südamerikanischen Kletterstachelschweine kennt man gegenwärtig nur eine Art, das **Borstenstachelschwein** (Chaetomys subspinosus). Es unterscheidet sich von den Greifstachlern wesentlich durch den Bau seines Schädels und die langen, dünneren, mehrmals wellig geschlängelten Stacheln. Der Schwanz ist beschuppt und mit kurzen Borsten bekleidet, kaum um ein Dritttheil kürzer als der Körper, an der Greifspitze nackt und nach oben einrollbar. Der Leib ist ge-



Das Borstenstachelschwein (Chaetomys subspinosus).

drungen, vorn mit kurzen und scharfen, hinten aber mit langen, borstenartigen und weichen Stacheln besetzt. Die Gesammtlänge des Thieres beträgt 2¹/₂ Fuß, wovon mehr als ein Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist. Der Kopf, der Hals, die Schulterblätter und der Rücken unmittelbar über den letzteren sind mit Stacheln besetzt, welche hier kurz, dick und von blaßgelblicher oder weißlich grauer Färbung sind. Vom Kopf an nehmen diese Stacheln allmählich an Länge zu, erhalten eine wellenförmig gebogene Gestalt und eine weißgrau und graugelb abwechselnde Zeichnung. Von da nach den Seiten, dem Mittel- und Hinterrücken zu werden sie immer dünner und länger, liegen glatt an und bedecken das Thier ziemlich dicht. Der Schwanz ist an der Oberseite und an der Wurzel mit langen, wellenförmigen Borsten bedeckt, der After mit gelblichen Borsten umgeben; die ganze Unterseite und die inneren Seiten der vier Beine werden von einem dicht anliegenden, glänzend graugelben Borstenhaar bekleidet. Ein großer Theil Mittel- und Nordbrasiliens scheint die Heimat des noch wenig bekannten Thieres zu sein, über dessen Leben noch alle Berichte fehlen.

Etwas mehr, jedoch keineswegs genügend bekannt, ist der **Cuandu** (**Cercolabes prehensilis**). Er bildet eine leicht erkennbare Sippe, welche sich durch das vollkommene Stachelkleid von den übrigen unterscheidet. Im allgemeinen hat er die Gestalt der schon beschriebenen; doch ist er etwas größer und erscheint kräftiger gebaut als sie. Seine Länge beträgt 3¼ Fuß, wovon 1¼ Fuß auf den Schwanz kommt. Die Stacheln beginnen gleich am Gesicht, setzen sich über den ganzen Oberleib fort, bekleiden die Beine bis zum Wurzelgelenk hinab, die obere Schwanzhälfte und auch den ganzen Unterleib, liegen jedoch keineswegs glatt am Körper an. Einzelne Haare, welche zwischen ihnen hervortreten, werden größtentheils von ihnen überdeckt und erst sichtbar, wenn man die Stacheln aus einander nimmt. Letztere sind alle von gleicher Gestalt; sie sind hart und stark, fast rund, glatt und glänzend, an der Wurzel schwach, im übrigen gleichmäßig dick, nadelförmig und gegen die sehr feine Spitze hin plötzlich stark verdünnt. Ihre Wurzeln stecken ebenfalls sehr lose in der Haut. Auf dem Hinterrücken erreichen sie eine Länge von ungefähr 4½ Zoll, gegen den Unterleib verkürzen sie sich allmählich, und auf dem Bauche gehen sie nach und nach in wahre Borsten über, welche auf der Unterseite des Schwanzes wieder stachelartig d. h. steif und stechend werden. Die Farbe der Stacheln ist ein lichtes Gelblichweiß, unterhalb der Spitze aber tritt eine dunkelbraune Binde lebhaft hervor. Das Haar auf Nase und Schnauze ist röthlich, das des übrigen Leibes rothbraun, dazwischen sind einzelne weißliche Borsten eingestreut. Die sehr starken und langen Schnurren, welche sich in Längsreihen ordnen, sind von schwarzer Farbe.

Ueber das Freileben des Cuandu ist sehr wenig bekannt. Das Thier bewohnt einen ziemlich großen Theil von Süd- und Mittelamerika und ist an manchen Orten keineswegs selten. Nach Art seiner Verwandten verschläft es den Tag in der oben angegebenen Stellung in einem Baumwipfel; nachts läuft es langsam, aber geschickt im Gezweige umher.

Seine Nahrung besteht in Blättern aller Art. Das Fleisch wird von den Eingeborenen geschätzt, und auch die Stacheln finden vielfache Verwendung. Unter den Indianern laufen über den Cuandu ähnliche Sagen um, wie bei uns über das Stachelschwein. Bei manchen Indianerstämmen werden die Stacheln in der Heilwissenschaft benutzt: man glaubt, daß sie wie Blutegel wirken, wenn man sie in die Haut des Kranken einbohrt. In den europäischen Thiersammlungen ist der Cuandu ziemlich selten; außer dem Gefangenen, welchen der hamburger Thiergarten besitzt, sah ich nur noch einen lebenden in London.

Ich habe bisjetzt zwischen ihm und dem vorher Beschriebenen hinsichtlich des Betragens keine wesentlichen Unterschiede bemerken können. Stellungen und Bewegungen sind dieselben, wie bei jenen, und das Einzige, was ich wahrnahm, ist, daß unser Gefangener nur höchst selten auf den Baumzweigen seines Käfigs seine Nacht- oder richtiger Tagruhe hält, sondern immer auf dem ihm bereiteten Heulager sich niedersetzt, ja, förmlich in ihm verbirgt, indem er sich unter das Heu einwühlt. Die Stimme ist etwas stärker, als beim Greifstachler, derselben aber ganz ähnlich. Berührungen jeder Art scheinen unserem Gefangenen sehr unangenehm zu sein, und er läßt sich dieselben auch nicht so ruhig gefallen, wie seine Verwandten, sondern versucht, den sich ihm Nähernden durch plötzliches Vorwärtsbewegen zu schrecken; möglich ist, daß er dabei beabsichtigt, von seinem Gebiß Gebrauch zu machen. Wenn er aber einmal am Schwanz gepackt ist, läßt er sich berühren, ohne sich zu vertheidigen: so kann man ihn auf den Arm setzen und hin- und hertragen, ohne daß er daran denkt, nach anderer Nager Art um sich zu beißen. Im Zorn sträubt er seine Stacheln nach allen Seiten hin und erscheint dann fast noch einmal so dick, als er wirklich ist. Seine Färbung wird dabei eine ganz andere, weil das lebhafte Gelb der Stachelmitte dann zur Geltung kommt.

In der nördlichen Hälfte Amerikas werden die Kletterstachelschweine durch eine besondere Sippe (**Erethizon**) vertreten, von welcher man bisjetzt ebenfalls nur eine einzige Art, den **Urson** (**Erethi-**

zon dorsatum) kennt. Durch einen plumpen Leibesbau und einen kurzen Schwanz, welchem die Fähigkeit zum Greifen abgeht, zeichnet sich der Genannte von den Greifstachlern sehr aus. Nichtsdestoweniger ist auch er ein vortrefflicher Kletterer, welcher den größten Theil seines Lebens auf den Bäumen zubringt.

Der Urson erreicht eine Länge von 2⅓ Fuß, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimmt. Der Kopf ist kurz, dick und stumpf, die Schnauze abgestutzt, die kleinen Nasenlöcher sind durch eine halbmondartige Klappe mehr oder weniger verschließbar. Die Vorderfüße sind vierzehig und daumenlos, die hinteren fünfzehig. Lange und starke Krallen bewehren die Zehen, die Sohlen sind nackt, mit netzförmig geriefter Haut bekleidet. Ein dicker Pelz, welcher auf dem Nacken bis 4 Zoll lang wird und an der Unterseite und Schwanzspitze in stechende Borsten sich verwandelt, bedeckt den Leib. Zwischen den Haaren und Borsten stehen auf der ganzen Oberseite bis drei Zoll lange Stacheln, welche größtentheils von den Haaren überdeckt werden. Die Färbung ist ein Gemisch von Braun, Schwarz und Weiß: die Haare der Oberlippe sind gelblichbraun, die der Wange und Stirn lederbraun, schwarz und weiß gemischt, die langen Rumpfhaare ganz schwarz oder ganz weiß, an der Wurzel weiß, an der Spitze die des Unterleibes braun, die des Schwanzes gegen die Spitze hin schmuzig weiß.


Der Urson (Erethizon dorsatum).

Cartwright, Audubon, Bachmann und Prinz Max von Wied haben uns das Leben und Treiben des Ursons ausführlich geschildert. Das Thier bewohnt die Waldungen Nordamerikas vom 67. Grad nördl. Breite an bis Virginien und Kentucky, und von Labrador bis zu den Felsgebirgen. In den Waldgegenden westlich von Missouri ist es nicht gerade selten, in den östlichen Ländern dagegen fast ausgerottet. „Unter allen nordamerikanischen Säugethieren," sagt Audubon, „zeigt der Urson die auffallendsten Eigenthümlichkeiten in seiner Stellung und in seinen Sitten. In seinen Bewegungen ist er langsamer, als alle unsere Säugethiere. So schlecht zu Fuß das Stinkthier ist: es kann als ein Läufer betrachtet werden dem Urson gegenüber, und hätte dieser nicht den Schutz seiner Stacheln, er würde längst den Angriffen des Vielfraßes, des Luchses, des Wolfes, des Puma erlegen sein. Wir hielten ein lebendes Stachelschwein sechs Monate im Käfig und hatten vielfach Gelegenheit, uns von der Güte seiner Waffen zu überzeugen. Unser Gefangener war nach und nach sehr zahm geworden und machte selten von seinen Spitzen Gebrauch, konnte deshalb auch gelegentlich aus seinem Käfig befreit und der Wohlthat eines freien Spazierganges im Garten theilhaftig gemacht werden. Er kannte uns; wenn wir ihn riefen und ihm eine süße Kartoffel oder einen Apfel vorhielten, drehete er sein Haupt langsam gegen uns, blickte uns mild und freundlich an, kam dann langsam herbeigestolpert, nahm die Frucht aus unserer Hand, richtete sich auf und führte diese Nahrung mit seinen Pfoten zum Munde. Oft kam er, wenn er die Thür geöffnet fand, in unser Zimmer, näherte sich uns freundlich, rieb sich an unseren Beinen und blickte uns bittend an,

in der Absicht, irgend eine seiner Leckereien zu empfangen. Vergeblich bemühten wir uns, ihn zu erzürnen: er gebrauchte seine Stacheln niemals gegen uns. Anders war es, wenn ein Hund sich näherte. Dann hatte er sich im Augenblick in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Nase niederwärts gebogen, alle Stacheln aufgerichtet und den Schwanz hin und her bewegend, zeigte er sich vollkommen fertig zum Kampfe."

„Ein großer, wüthender, im höchsten Grade streitlustiger Bullenbeißer aus der Nachbarschaft hatte die Gewohnheit, sich unter der Umzäunung unseres Gartens durchzugraben und hier von Zeit zu Zeit seine unerwünschten Besuche zu machen. Eines Morgens sahen wir ihn in die Ecke des Gartens laufen, einem Gegenstande zu, welcher sich als unser Urson erwies. Dieser hatte während der Nacht einen Ausflug aus seinem Käfig gemacht und lief noch gemüthlich umher, als der Hund sich zeigte. Die gewöhnliche Drohung des Stachelschweines schien letzteren nicht abzuhalten; vielleicht glaubte er auch, es mit einem Thiere zu thun zu haben, welches nicht stärker als eine Katze sein könne: kurz, er sprang mit offenem Maule plötzlich auf den Gewappneten los. Der Urson schien in demselben Augenblicke auf das Doppelte seiner Größe anzuschwellen, beobachtete den ankommenden Feind scharf und theilte ihm rechtzeitig mit seinem Schwanze einen so wohlgezielten Schlag zu, daß der Bullenbeißer augenblicklich seinen Muth verlor und schmerzgepeinigt laut aufschrie. Sein Mund, die Zunge und Nase waren bedeckt mit den Stacheln seines Gegners; unfähig die Kinnladen zu schließen, floh er mit offenem Maule unaufhaltsam über die Grundstücke. Wie es schien, hatte er eine Lehre für seine Lebenszeit erhalten; denn Nichts konnte ihn später zu dem Platze zurückbringen, auf welchem ihm ein so ungastlicher Empfang bereitet worden war. Obgleich die Leute ihm sofort die Stacheln aus dem Munde zogen, blieb doch der Kopf mehrere Wochen lang geschwollen, und Monate vergingen, bevor der Mund geheilt war."

Prinz Max von Wied fing einen Urson am oberen Missouri. „Als wir ihm zunahe kamen," sagt er, „sträubte das Thier die langen Haare vorwärts, bog seinen Kopf unterwärts, um ihn zu verstecken, und drehte dabei sich immer im Kreise. Wollte man es angreifen, so kugelte es sich mit dem Vorderkopfe zusammen und war alsdann wegen seiner äußerst scharfen, ganz locker in der Haut befestigten Stacheln nicht zu berühren. Kam man ihm sehr nahe, so rüttelte es mit dem Schwanze hin und her und rollte sich zusammen. Die Haut ist sehr weich, dünn und zerbrechlich, und die Stacheln sind in ihr so lose eingepflanzt, daß man sie bei der geringsten Berührung in den Händen schmerzhaft befestigt findet."

Ueber das Freileben des Urson erzählt Cartwright: „Das Stachelschwein ist ein fertiger Kletterer und kommt im Winter wahrscheinlich nicht zum Boden herab, bevor es den Wipfel eines Baumes entrindet hat. Gewöhnlich bewegt der Urson sich im Walde in einer geraden Linie, und selten geht er an einem Baume vorüber, es sei denn, daß derselbe zu alt sei. Die jüngsten Bäume liebt er am meisten: ein einziger Urson richtet während des Winters wohl ihrer Hunderte zu Grunde. Der mit den Sitten dieser Thiere Vertraute wird selten vergeblich nach ihm suchen, die abgeschälte Rinde weist ihm sicher den Weg." Audubon versichert, daß er durch Wälder gekommen sei, in welchen alle Bäume vom Urson entrindet worden waren, so daß der Bestand aussah, als ob das Feuer in ihm gewüthet habe. Namentlich die Ulmen, Pappeln und Tannen waren arg mitgenommen worden. Mit seinen braunen, glänzenden Zähnen schält er die Rinde so glatt von den Zweigen ab, als hätte er die Arbeit mit einem Messer besorgt. Man sagt, daß er regelmäßig auf dem Wipfel der Bäume beginne und niederwärts herabsteige, um die Zweige und zuletzt auch den Stamm abzuschälen.

Es scheint, daß der Urson an dem einmal gewählten Gebiete mit großer Zähigkeit festhält. Man darf mit ziemlicher Sicherheit rechnen, ihn monatelang alltäglich in derselben Baumhöhlung zu finden, welche er sich einmal zum Schlafplatze erwählt hat. Einen Winterschlaf hält er nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er sich während der kältesten Wintertage in gedachte Schlupfwinkel zurückzieht.

In solchen Baumlöchern oder in Felsenhöhlen findet man auch das Nest und in ihm im April oder Mai die Jungen, gewöhnlich zwei an der Zahl, seltener drei oder vier. Wie uns Prinz

Wied mittheilt, glauben die Indianer, daß die Mutter keine Zitzen habe und deshalb ihre Jungen nicht säugen könne. Sie sei in Folge dessen genöthigt, die Neugeborenen sofort nach ihrer Geburt von sich zu treiben und zwinge sie hierdurch, vom ersten Tage ihres Lebens an die harte, nagende Arbeit zu beginnen.

Die Jungen, welche aus dem Neste genommen und in Gefangenschaft gehalten werden, gewöhnen sich bald an ihren Herrn und an die Umgebung. Man ernährt sie mit allerhand Pflanzenstoffen, auch verzehren sie Brod sehr gern. Wenn man sie im Garten frei umherlaufen läßt, besteigen sie die Bäume und fressen hier Schale und Blätter. Audubon erzählt, daß sein Gefangener nur dann sich erzürnt habe, wenn man ihn von einem Baume des Gartens, den er regelmäßig bestieg, entfernen wollte. Die Haltung des Thieres verursacht keine Schwierigkeiten; doch verträgt es größere Hitze nicht. „Als der Frühling vorschritt," berichtet Audubon, „überzeugten wir uns, daß unser armes Stachelschwein nicht für warme Länder geschaffen war. Wenn es heiß wurde, litt es so, daß wir es immer in seine canadischen Wälder zurückwünschten. Es lag den ganzen Tag über keuchend in seinem Käfig, schien bewegungslos und elend, verlor seine Eßlust und verschmähete alle Nahrung. Schließlich brachten wir es nach seinem geliebten Baume und dort begann es auch sofort, Rinde abzunagen. Wir betrachteten Dies als ein günstiges Zeichen; aber am andern Morgen war es verendet."

Der Urson wird von Jahr zu Jahr seltener. „Im westlichen Connecticut," so erzählt William Case unserm Audubon, „war das Thier noch vor einigen Jahren so häufig, daß ein Jäger sieben oder acht gelegentlich der Eichhornjagd im Laufe eines Nachmittags erlegen konnte, und zwar in einer Entfernung von drei oder vier Meilen von der Stadt, während man jetzt vielleicht nicht ein Einziges dort finden würde. Sie werden mit erstaunlicher Schnelligkeit ausgerottet, hauptsächlich aus Rache von den Jägern wegen der Verletzungen, welche sie den Jagdhunden beibringen.

Außer dem Menschen dürften nur wenige Feinde dem wohlgewaffneten Thiere gefährlich werden. Audubon erhielt einen canadischen Luchs, welcher den Angriff auf ein Stachelschwein hatte schwer büßen müssen. Das Raubthier war dem Tode nahe, sein Kopf heftig entzündet und der Mund voll von den scharfen Stacheln. Derselbe Naturforscher hörte wiederholt, daß Hunde, Wölfe, ja selbst Jaguare an ähnlichen Verletzungen zu Grunde gegangen sind.

Den erlegten Urson wissen nur die Indianer entsprechend zu benutzen. Das Fleisch des Thieres wird von ihnen sehr gern gegessen und soll auch den Weißen munden. Das Fell ist, nachdem die Stacheln entfernt sind, seiner angenehmen Weiche halber brauchbar, die Stacheln werden von den Wilden vorzugsweise zum Schmuck ihrer Jagdtasche, Stiefeln u. s. w. verwendet.

Die zweite, kaum minder zahlreiche Gruppe der Stachelschweine enthält die Arten, welche auf den Boden gebannt sind. Sie unterscheiden sich von den bisher Genannten durch den Mangel des Greifschwanzes, die längeren und stärkeren Stacheln und die kräftigen Grabklauen, sowie durch Eigenthümlichkeiten ihres Gebisses. Die verschiedenen Arten bewohnen die wärmeren Länder der alten Welt.

Wie es scheint, hat man die Quastenstachler (Atherura) als die vollkommensten Erdstachelschweine zu betrachten. Sie sind verhältnißmäßig klein, haben kurze, nackte Ohren, vierzehige Vorderfüße mit kleinerer Daumenwarze, fünfzehige Hinterfüße und einen langen Schwanz, welcher theilweise mit Schuppen bekleidet ist und am Ende eine pinselförmige Quaste aus Horngebilde trägt, welche weder Stacheln, noch Haare, noch Borsten sind, sondern eher Pergamentstreifen ähneln, welche von einem launenhaften Menschen ausgeschnitten worden. Diese Gebilde sind gleich breit, lanzettartig, bald mehrfach eingeschnürt und wieder erweitert. Sie stehen dicht neben einander und ragen ziemlich weit über das Ende des Schwanzes hinaus. Die Stacheln, welche Rücken und Seiten

bedecken, sind kurz, aber sehr scharfspitzig, bei Einzelnen beachtenswerth wegen einer tiefen Rinne, welche längs der Mitte verläuft. Zwischen ihnen treten kurze, scharfe Borsten hervor. Die Unterseite des Leibes ist mit Haaren bekleidet. Bisjetzt kennt man mehrere Arten dieser Sippe, welche sich in Fernando Po, Sierra Leona, in Sumatra und auf Java finden.

Eine Art, der afrikanische Quastenstachler (Atherura africana) ist in der letzten Zeit wiederholt lebend nach Europa gekommen und gegenwärtig in den Thiergärten keine Seltenheit. Er ist ein verhältnißmäßig schlankes Thier von höchstens zwei Fuß Länge, wovon ein Dritttheil auf den Schwanz zu rechnen ist. Die Stacheln sind flach längsgefurcht, sehr scharfspitzig und an der Spitze widerhakig. Ihre Färbung ist ein schmuziges Weiß an der Wurzel und ein schwer zu bestimmendes Braun im übrigen; einzelne seitliche sind weißspitzig. Sie nehmen von vorn nach hinten an Länge zu: die auf den Schultern stehenden werden etwa 1¼ Zoll, die auf dem Hinterrücken sitzenden fast 4 Zoll lang. Die Hornblättchen der Schwanzquaste sind gelblichweiß. Ein bräunlichweißes, ziemlich dichtes und weiches Fell bekleidet die Unterseite; sehr lange, braune Schnurren mit weißer Wurzel stehen zu beiden Seiten der Schnauze.



Der afrikanische Quastenstachler (Atherura africana).

Ueber das Freileben der Quastenstachler ist noch nicht das Geringste bekannt; doch darf man von dem Betragen der Gefangenen schließen, daß die Sitten denen der eigentlichen Stachelschweine ähneln. Ich habe das Thier wiederholt lebend gesehen und auch längere Zeit beobachten können. Es macht einen weit günstigeren Eindruck, als das gemeine Stachelschwein. Wie Dieses liegt es bei Tage möglichst verborgen in dem ihm hergerichteten Schlupfwinkel, am liebsten in sein Heulager eingewühlt; mit Sonnenuntergang wird es lebendig und läuft dann mit großer Behendigkeit, aber trippelnden Ganges in seinem Gehege umher. Seine Bewegungen sind gleichmäßig, rasch und durchaus geschickt. Ueber Steintrümmer und andere erhabene Gegenstände klettert es mit Leichtigkeit hinweg, und auf dem Boden huscht es geschwind dahin. Der Schwanz wird gewöhnlich aufrecht getragen, die Stacheln werden so gesträubt, daß man ihre lichten Wurzeln sehen kann. Letzteres geschieht namentlich, wenn das Thier erzürnt ist; dann rasselt es auch mit der Quaste, doch weit weniger geräuschvoll, als die übrigen Stachelschweine.

Gegen den Pfleger beweisen sich die Quastenstachler weit zutraulicher, als die gemeinen Stachelschweine. Sie kommen, wenn man ihnen Nahrung vorhält, ohne Bedenken herbei und nehmen dieselbe zierlich weg.

Die Gatten eines Paares scheinen sich sehr zu lieben. Sie liegen bei Tage dicht neben einander, laufen abends zusammen umher und putzen, kratzen und lecken sich gegenseitig auch zwischen den Stacheln, welche das Eine dann soweit auseinandersträubt, daß das Andere mit der Klaue der Zunge zwischen ihnen hindurchkommen kann. Doch haben wir freilich auch erfahren, daß eine beiden vorgeworfene Leckerei den Frieden stören und Streit erregen kann; ja, wir haben in Folge eines solchen Streites den Gatten eines Paares verloren; der Andere hatte ihm im Zorn einen Biß in den Kopf versetzt, welcher seinen Tod herbeiführte.

Es scheint, als ob die Quastenstachler nicht so lichtscheu wären, wie die übrigen Stachelschweine. Bei Tage freilich wenden sie sich immer vom Lichte ab; ihr großes, lebhaftes Auge scheint die Helle schmerzlich zu empfinden. Sie erscheinen aber bereits vor der Dämmerung, während andere Arten regelmäßig die dunkle Nacht abwarten, bevor sie sich zeigen.

Die echten Stachelschweine sind die plumpest gestalteten der ganzen Familie und an ihrem kurzen, gedrungenen Leibesbau, dem dicken, stumpfschnäuzigen, auf starkem Halse sitzenden Kopfe, dem kurzen, mit hohlen, federspulartigen Stacheln besetzten Schwanze und dem außer allem Verhältniß entwickelten Stachelkleide leicht zu erkennen. Bezeichnend für sie sind außerdem die kleinen, rundlichen Ohren, die breiten Oberlippen und die gespaltenen Nasenlöcher. Der Fußbau stimmt mit dem der Vorigen im wesentlichen überein, das Stachelkleid bedeckt hauptsächlich die letzten zwei Dritttheile oder die Hinterhälfte des Leibes, der Vordertheil pflegt mit Haaren oder Borsten bedeckt zu sein, welche bei einzelnen Arten eine Mähne bilden. Die Stacheln sind die größten, welche überhaupt vorkommen; eine genaue Beschreibung derselben erscheint mir aber unnöthig, weil sie so vielfache Verwendung finden, daß sie wohl den meisten meiner Leser aus eigener Anschauung bekannt sein dürften. Einige Arten haben keine Mähne auf dem Nacken, sondern nur kurze Borsten, welche erst allmählich sich verlängern und dann nach und nach in platte, fein zugespitzte, auf der Außenseite von einer tiefen Rinne durchzogene Stacheln übergehen. Diese Stacheln werden nach hinten rundlich, sehr hart und fest, erreichen aber niemals eine sehr große Länge. Dieses eine Merkmal würde, gemäß des gegenwärtig giltigen Verfahrens, genügend sein, die betreffenden Arten von den übrigen Stachelschweinen zu trennen und einer besonderen Sippe einzuverleiben; es kommen aber noch andere Merkmale dazu, um Solches zu rechtfertigen, namentlich die verschiedene Zahl der Wirbel. Man vereinigt die Thiere also unter dem Namen Acanthion in einer besonderen Sippe.

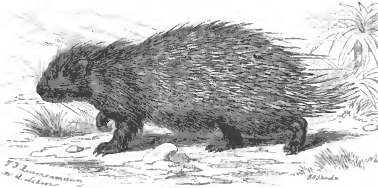
Das javanische Stachelschwein (Acanthion javanicum), welches Java, Sumatra und Borneo bewohnt, kommt von den bisjetzt bekannten hierher zu zählenden Arten am häufigsten zu uns. Es ist etwas kleiner, als das gemeine Stachelschwein, immerhin aber noch ein mittelgroßes Glied der Familie von anscheinend dunkelbrauner Hauptfärbung, hinten weiß gescheckt, mit ziemlich langen Ohren und dicht behaarter Nasenkuppe und Lippen. Die Stacheln und Borsten sind einfarbig dunkelkastanienbraun, die hinteren weißgescheckt.

Ueber das Freileben der Thiere ist wenig bekannt; doch wissen wir wenigstens soviel, daß das javanische Stachelschwein sich in seinem Betragen wesentlich nicht von dem gemeinen unterscheidet. Ich habe das Thier hauptsächlich deshalb hier aufgeführt, weil es sich in der Gefangenschaft, und zwar im Thiergarten zu Köln, fortgepflanzt und hierdurch Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen gegeben hat. Der Vorsteher des gedachten, in jeder Hinsicht rühmenswerthen Thiergartens, mein verehrter Freund, Dr. Bodinus, hat die Güte gehabt, mir hierüber Folgendes mitzutheilen:

„Wenn die javanischen Stachelschweine an Schönheit auch lange nicht den gewöhnlichen afrikanischen gleichkommen, so zeichnen sie sich doch durch größere Zutraulichkeit gegen den Menschen aus. Ihre Haltung stößt durchaus nicht auf Schwierigkeiten. Gras, Klee, Wurzeln und Brod sind die

Nahrungsstoffe auch dieser Thiere in der Gefangenschaft; sie verzehren solches Futter mit großer Eßlust und werden durch dasselbe bald in einen wohlbeleibten Zustand versetzt. Etwas mehr Mühe verursacht die Herstellung eines für sie und alle übrigen Stachelschweine geeigneten Käfigs. Wegen Mangel einer geeigneten Oertlichkeit wies ich ihnen ihren Aufenthalt in einem gewöhnlichen Käfig an, dessen Wände mit Blech ausgeschlagen wurden, da sie dieselben sofort zu benagen begannen. Ich bin überzeugt, daß sie, ebenso wie das gemeine Stachelschwein, mit den starken Nagezähnen gewöhnliches Blech, sobald sie es irgend fassen können, zerbeißen, bei ebener Fläche haben sie aber keinen Anhaltspunkt zum Einbeißen. Ohne daß sie es behelligt, beißen und nagen sie an den eisernen Stäben des Käfigs, und solche werden, wenn sie nicht genügend stark sind, ebensoleicht und leichter von ihnen zerbissen, als — es ist fast unglaublich — eine ziemlich starke Kette von großen Papageien."

„Der immer mehr zunehmende Umfang des Weibchens unseres Paares erweckte bei mir bald die Hoffnung auf Vermehrung, und eines Tages ward zu meiner Freude ein junges, soeben geborenes Thierchen im Käfig gefunden. Dasselbe hatte etwa die Größe eines starken **Maulwurfes**, war mit sparsamen, sehr kurzen Stacheln bedeckt, kroch mit einiger Mühe, obwohl noch naß und an der Nabel-

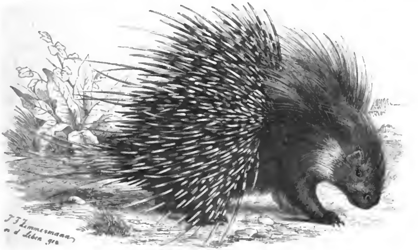


Das javanische Stachelschwein (Acanthion javanicum).

schnur hängend, im Käfig umher. Meine Sorge, daß der Vater sich unnatürlich beweisen möchte, war unnöthig: er betrachtete den jungen Sprößling zwar neugierig, bekümmerte sich dann aber nicht besonders um ihn, während die Mutter ganz unverdrossen zunächst den Mutterkuchen und die Nabelschnur zu verzehren begann. Ich störte sie nicht im Genuß dieser widrigen Nahrung und dachte, daß sie wohl ihrem Naturtrieb folgen würde, und so verzehrte sie denn die ganze Nachgeburt und die Nabelschnur bis auf die Länge von einem halben Zoll. Damit hatte der Schmaus ein Ende, und nunmehr leckte sie ihr Junges, welches sogleich die Brustwarze suchte. Bekanntlich liegen diese vorn an der Seite des Schulterblattes; die sie umgebenden Stacheln sind aber durchaus kein Hinderniß für das Sänggeschäft. Das Junge hat jetzt über die Hälfte der Größe seiner Eltern erreicht, saugt aber immer noch mit großem Appetit, während die Eltern sich bereits wieder begattet haben. Auch dafür sind die Stacheln kein Hinderniß, wie man wohl vermuthen sollte: das Weibchen schlägt den Schweif mit den Geschlechtstheilen aufwärts, so daß die Schweifstacheln fast auf dem Rücken liegen, und nunmehr vollzieht das Männchen die Begattung."

Die große und reiche Mähne auf dem Nacken und die starken und langen Stacheln kennzeichnen das gemeine Stachelschwein (Hystrix cristata) vor den bisjetzt genannten Arten der andern Sippe. Nur wenige nahe Sippschaftsverwandte sind ihm ähnlich, und zwar so ähnlich, daß erst die neuzeitlichen Forschungen sie von ihm getrennt haben; alle übrigen Arten der Familie unterscheiden sich leicht von ihm.

Das Stachelschwein übertrifft unsern Dachs an Größe, ist aber kürzer gebaut und erscheint wegen seines Stachelkleides viel dicker und umfangreicher, als es wirklich ist. Seine Länge beträgt nur zwei Fuß, die des Schwanzes vier Zoll und die Höhe am Widerrist blos neun Zoll, das Gewicht schwankt zwischen zwanzig bis dreißig Pfund: aber das Stachelschwein sieht aus, als wäre es mindestens doppelt so hoch und schwer, als es wirklich ist. Es ist ein überaus plumpes Geschöpf, welches nur langsam und ungeschickt sich bewegen kann. Seine ganze Erscheinung macht einen eigenthümlichen Eindruck. Blos an der kurzen, stumpfen Schnauze und der Nase sitzen einige Haare, die dicke Oberlippe ist mit mehreren Reihen glänzender, schwarzer Schnurren bedeckt, und solche



Das gemeine Stachelschwein (Hystrix cristata).

Borsten stehen auch auf Warzen über und hinter dem Auge. Längs des Halses erhebt sich eine Mähne, welche aus starken, nach rückwärts gerichteten, sehr langen, gebogenen Borsten gebildet wird und willkürlich aufgerichtet und zurückgelegt werden kann. Diese Borsten sind ansehnlich lang, dünn und biegsam, theils weiß, theils grau gefärbt und endigen meistens mit weißen Spitzen. Die übrige Oberseite des Leibes bedecken neben einander gestellte, lange und kurze, glatte und scharf gespitzte Stacheln, zwischen denen überall borstige Haare eingemengt sind. An den Seiten des Leibes, an den Schultern und in der Kreuzgegend sind die Stacheln kürzer und stumpfer, als auf der Mitte des Rückens, wo sie auch in scharfe Spitzen enden. Die längsten sind in der Mitte fein gefurcht, die kürzeren dagegen ungefurcht; die dünnen, biegsamen erreichen eine Länge von funfzehn Linien, die kurzen und starken dagegen werden nur sechs bis zwölf Linien lang, aber andertbalb Linien dick. Alle sind im Innern hohl oder mit schwammigem Mark angefüllt. Ihre Färbung ist dunkelschwarzbraun, abwechselnd mit Weiß. Wurzel und Spitze sind regelmäßig weiß; die kürzeren sind schwarzbraun und geringelt, aber auch an der Wurzel und Spitze weiß. An der Schwanzspitze stehen durchaus verschieden gebildete Stacheln von kaum zwei Zoll Länge, aber fast zwei und ein halb Linien Dicke. Sie

bestehen aus abgestutzten, dünnwandigen, am Ende offenen Röhren und gleichen am Ende offenen Federkielen, während ihre Wurzeln lange, dünne und biegsame Stiele sind. Alle Stacheln sitzen nur lose im Fell. Sie können mittelst eines großen, starken Muskels, welcher sich unter der Haut des Thieres ausbreitet und einer starken Zusammenziehung fähig ist, willkürlich aufgerichtet und zurückgelassen werden. Weil sie aber nur lose im Fell festsitzen, fallen sie bei häufigeren Bewegungen sehr leicht aus, und haben so Grund zu der Fabel gegeben, daß das Thier seine Stacheln nach dem Feinde schleudern könne. Die Unterseite des Leibes ist mit dunkelbraunen, röthlich gespitzten Haaren bedeckt. Um die Kehle zieht sich ein weißes Band. Die Krallen sind schwarz hornfarbig, die Augen schwarz. Dieses mag zur Kennzeichnung unseres Thieres genügen.

Die in Europa vorkommenden Stachelschweine sollen, wie man annimmt, aus Nordafrika, zumal aus dem Atlaslande stammen, und erst durch die Römer nach Europa übergeführt worden sein. Mit welchem Rechte Dies behauptet wird, vermag ich nicht zu sagen. Mir will es sonderbar erscheinen, daß die Römer gerade diese eigenthümlichen Geschöpfe eingebürgert haben sollten. Daß unser Thier den Alten bekannt war, unterliegt gar keinem Zweifel, denn **Claudian** widmet ihm ein langes Gedicht und **Plinius** gibt eine ganz ausführliche Beschreibung mit allen Fabeln von ihm. Gegenwärtig findet man das Stachelschwein längs der Küste des Mittelmeeres, zumal in Algier, Tripolis, Tunis. In Unteregypten, wo es vorkommen soll, habe ich nie seine Spur gesehen. In Europa lebt es häufig in der Campagna um Rom herum, in Sicilien, Calabrien und in Griechenland. Ob die vielen Löcher der Stachelschweine, welche ich in den Urwäldern am weißen Fluß, sowie in Kordosahn auffand, von dem gemeinen oder einem andern Stachelschweine bewohnt werden, weiß ich nicht. Es glückte uns leider nicht, einen der Höhlenbewohner zu fangen, und ein Nachtanstand war in jenen Waldungen, wo Löwen und Leoparden herumstreifen, von uns nicht auszuführen. In Afrika ist das Stachelschwein wahrscheinlich häufiger, als in Europa.

Das Thier führt ein trauriges, einsames Leben. Bei Tage ruht es in tief eingegrabenen, ganz niedrigen Gängen, die es sich selbst in die Erde gräbt. Nachts kommt es heraus und streift nach seiner Nahrung umher. Diese besteht aus Pflanzen aller Art, und zwar hauptsächlich aus Disteln und anderen Kräutern, aus Wurzeln und Früchten, aus der Rinde verschiedener Bäume und aus manchen Blumenblättern. Das Stachelschwein beißt die Pflanzen ab, faßt sie mit den Vorderzähnen und hält sie mit den Vorderpfoten fest, solange es frißt.

Alle Bewegungen sind langsam und unbeholfen, der Gang ist träge, bedächtig, der Lauf nur wenig rasch. Blos im Graben besitzt das Stachelschwein einige Fertigkeit, aber keineswegs genug, um einem gewandten und behenden Feinde zu entfliehen. Gegen den Herbst hin und im Winter soll es mehr als gewöhnlich im Baue verweilen und manchmal tagelang dort schlafend zubringen. Einen wirklichen Winterschlaf hält es nicht.

Ueberrascht man ein Stachelschwein außerhalb seines Baues, so richtet es Kopf und Nacken drohend auf, sträubt plötzlich alle Stacheln seines Körpers und klappert in eigenthümlicher Weise mit ihnen. Das hauptsächlichste Geräusch aber bringt es mit dem hohlen Stachel des Schwanzes hervor. Diese weiß es so an einander zu reiben, daß ein ganz merkwürdiges Gerassel entsteht, durchaus geeignet, einen unkundigen oder etwas furchtsamen Menschen in Angst zu jagen. Bei großer Aufregung stampft es mit den Hinterfüßen auf den Boden, und wenn man es erfaßt, läßt es wohl auch ein dumpfes, schweinartiges Grunzen vernehmen. Dies sind die einzigen Laute, die es von sich geben kann. Bei diesen Bewegungen fallen nun einzelne Stacheln oft aus, und daher rührt die Sage. Trotz des furchtbaren Klapperns und Rasselns ist das Thier ein vollkommen ungefährliches, friedliches, harmloses Geschöpf, welches leicht erschreckt, Jedem aus dem Wege geht und niemals daran denkt, von seinen scharfen Zähnen Gebrauch zu machen. Auch die Stacheln sind keineswegs Angriffswaffen, sondern nur das einzige Vertheidigungsmittel, welches der arme Gesell besitzt. Wer unvorsichtig sich ihm naht, kann damit allerdings verwundet werden, dem vorsichtigen und gewandten Jäger thun nicht einmal die Stacheln Etwas; er kann das Thier ruhig an der Nackenmähne ergreifen

und es dann mit Leichtigkeit forttragen, wenn er sich nur einigermaßen vorsieht. Freilich biegt es sich, wenn man herankommt, mit dem Kopfe zurück, hebt die Stacheln des Rückens vorwärts und rennt auch ein paar Schritte auf den Gegner los, allein ein vorgehaltener Stock wehrt die Lanzen des anrennenden Thieres leicht ab, und ein einziges großes Tuch genügt, um es zu entwaffnen. In der äußersten Noth rollt sich das Stachelschwein wie ein Igel zusammen, und dann ist es allerdings schwierig, es aufzuheben. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß es, so furchtbar bewehrt es auch scheint, jedem geschickten Feinde erliegt. Die **Leoparden** z. B. verstehen es, wie ich oben bereits mittheilte, meisterhaft, ohne sich den geringsten Schaden zuzufügen, mit einem einzigen Tatzenschlag auf den Kopf, den armen Stachelhelden zu tödten.

Die geistigen Eigenschaften unseres Stachelschweins sind ebenso gering, als die seiner Verwandten; man kann kaum von Verstand reden, obgleich gewisse Begabung sich nicht verkennen läßt. Unter den Sinnen dürfte der Geruch der entwickeltste sein; Gesicht und Gehör sind stumpf.

Nach dem verschiedenen Klima der Heimatsorte ändert sich auch die Zeit der Paarung. Man kann annehmen, daß sie überall in den Anfang des Frühlings fällt; in Nordafrika in den Januar, in Südeuropa in den April. Um diese Zeit suchen die Männchen ihre Weibchen auf und beide leben mehrere Tage zusammen. Sechzig bis siebzig Tage nach der Begattung wirft das Weibchen in seiner Höhle zwei bis vier Junge, auf ein ziemlich weiches und mit Blättern, Wurzeln und Kräutern ausgepolstertes Nest. Die Thierchen kommen mit offenen Augen und kurzen, weichen, eng an den Körper anliegenden Stacheln zur Welt. Diese erhärten aber sehr bald und wachsen außerordentlich rasch, wenn sie auch ihre wahre Größe erst mit dem höheren Alter erreichen. Sowie die Jungen nur einigermaßen fähig sind, sich ihre Nahrung zu erwerben, verlassen sie die Mutter und machen sich selbständig.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß das Stachelschwein dem Menschen Schaden bringt; denn es ist nirgends häufig, und die Verwüstungen, die es zeitweilig in den seiner Höhle nahe gelegenen Gärten anrichtet, kommen kaum in Betracht. Da, wo es lebt, hält es sich soviel als möglich fern von den Menschen, in den Einöden, und selten nur wird es deshalb lästig. Gleichwohl wird es eifrig verfolgt. Die Stacheln finden vielfache Anwendung, und auch das Fleisch wird hier und da benutzt. Man fängt den ungeschickten Wanderer entweder in Schlagfallen, die man vor seiner Höhle aufstellt, oder läßt ihn durch eingeübte Hunde bei seinen nächtlichen Ausgängen fest machen und nimmt das verblüffte Thier dann einfach vom Boden auf, oder tödtet es vorher mit einem Schlage auf die Nase. In der römischen Campagna gilt die Jagd des Stachelschweins als ein besonderes Vergnügen, und es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß die Art und Weise, wie man hier dem Thiere nachstellt, etwas ganz Absonderliches und Anziehendes hat. Das Stachelschwein legt dort seine Höhlen am liebsten in den tiefen Gräben an, welche die Campagna durchziehen, und wenn es zur Nachtzeit ausgeht, streift es selten weiter, als eben in der unmittelbarsten Nähe seiner Höhlen umher. In dunkler Nacht nun zieht man mit gut abgerichteten Hunden zur Jagd hinaus, bringt diese auf die Fährte des Thieres und läßt sie suchen. Ein lautes, zorniges Bellen kündet, daß die Hunde einem der Stachelhelden auf den Leib gerückt sind und zeigt zugleich die Gegend an, in welcher der Kampf zwischen beiden stattfindet — falls man überhaupt von Kampf reden kann. Jetzt zünden alle Jäger bereit gehaltene Fackeln an und nähern sich damit dem Schauplatz. Sobald die Hunde die Ankunft ihrer Herren bemerken, heulen sie laut vor Freude und gehen immer wüthender auf ihr Wildpret los. Das Stachelschwein seinerseits sucht sie zurückzutreiben, indem es in allen Tonarten rasselt, grunzt und knurrt und sich soviel wie möglich durch seine, nach allen Seiten abstehenden Speere zu schützen sucht. Schließlich bildet die Jagdgenossenschaft einen Kreis um das Thier und seine Verfolger, und bei der grellen Beleuchtung der Fackeln wird es leicht, die Stachelschweine in der vorherangegebenen Weise zu bewältigen und entweder zu tödten, oder lebend mit nach Hause zu nehmen.

Viele Italiener ziehen mit solchen gezähmten Thieren von Dorf zu Dorf, wie die Savoyarden mit den **Murmelthieren**, zeigen das auffallende Geschöpf dort für Geld, sich hierdurch freilich

dürftig genug ernährend. Bei nur einiger Pflege ist es leicht, das Stachelschwein acht bis zehn Jahre lang in der Gefangenschaft zu erhalten. Man kann sogar ein Beispiel aufführen, daß es achtzehn Jahre lang aushielt. Wenn man es gut behandelt, wird es auch leicht zahm. Jung Eingefangene lernen ihre Pfleger kennen und folgen ihnen nach wie ein Hund. Die dem Thiere angeborene Furchtsamkeit und Scheu kann es jedoch niemals ablegen, und oft geräth es über die unschädlichsten Dinge in Furcht und Angst und rasselt nach Kräften mit dem Panzer. Mißhandlungen erträgt es nicht, wie es überhaupt schon leicht in Zorn geräth. Möhren, Kartoffeln, Salat, Kohl und andere Pflanzenstoffe bilden seine Nahrung in der Gefangenschaft. Am liebsten frißt es Obst. Wasser kann es, wenn es saftige Früchte oder Blätter hat, ganz entbehren. Bei trockener Nahrung trinkt es, wenn auch nicht oft. Man kann eben nicht behaupten, daß das Thier ein gemüthlicher Gesellschafter des Menschen wäre. In der Stube ist es kaum zu halten. Es läuft ohne Verstand umher und verletzt Einen wohl auch ab und zu mit den Stacheln; es benagt Tischbeine, Thüren und anderes Holzwerk, und bleibt immer ein langweiliger Gesell. Am hübschesten macht sich das Thier, wenn man ihm einen eigenen Stall aus Steinen errichtet, wie es gegenwärtig in den Thiergärten geschieht. Hier baut man ihm eine künstliche Felsenhöhle, und vor derselben legt man einen gepflasterten, mit Gitter umhegten Platz an. Bei Tage schläft das Stachelschwein im Innern seiner Wohnung, abends kommt es heraus, knurrend, rasselnd, Nahrung begehrend. Da gewöhnt es sich bald daran, aus der Hand der Besuchenden zu fressen und bildet deshalb einen Gegenstand der Anziehung für viele Leute, welche sich gern mit ihm beschäftigen. Hier kann man auch beobachten, daß es gar nicht so plump und ungeschickt ist, wie es aussieht. Es packt alle Nahrung recht hübsch mit den Vorderfüßen und versteht es ganz gut, selbst eingewickelte Stoffe zu enthülsen und zu verwerthen. Es knackt niedlich Nüsse auf, nimmt artig ein Stückchen Zucker, kurz, versteht es wenigstens, Alles, was das Fressen anbelangt, mit der größten Zierlichkeit der Nager zu thun.

In alter Zeit spielte eine vom Stachelschwein stammende Bezoarkugel in der Arzneiwissenschaft eine große Rolle. Sie galt als ein untrügliches Heilmittel für mancherlei hartnäckige Krankheiten, und wurde oft wegen ihrer Seltenheit mit hundert Kronen für das Stück bezahlt. Diese Kugeln, unter dem Namen „Piedra del Porco“ bekannt, kommen aus Ostindien von dem dort lebenden Stachelschweine. Sie waren schmierig anzufühlen und hatten einen außerordentlich bitteren Geschmack, welcher die damaligen Aerzte hinlänglich zu berechtigen schien, von ihnen Großes zu erwarten.

* * *

Mehrere kleine, große und der größte aller Nager, welche sich durch kurze, breite, fast hufartige Nägel vor den übrigen auszeichnen, bilden die Familie der Ferkelhasen oder Hufpfötler (Caviae). Unser Meerschweinchen gehört zu dieser Gesellschaft; doch würde man sich eine falsche Vorstellung von der gesammten Familie machen, wenn man dieses Thierchen als Urbild derselben ansehen wollte. Als wesentliche Kennzeichen der Gesammtheit gelten große Ohren, ein Stummelschwanz, nackte Sohlen, breite, fast hufartige Nägel und grobe Behaarung. Vier Backzähne in jeder Reihe von ungefähr gleicher Größe und große, breite, vorn gewöhnlich weiß gefärbte Nagezähne pflegen das Gebiß zu bilden. Die Wirbelsäule zählt gewöhnlich neunzehn rippentragende, vier Kreuz- und sechs bis zehn Schwanzwirbel. Das ganze Geripp ist kräftig, zuweilen plump gebaut.

Alle Ferkelhasen bewohnen ausschließlich Süd- und Mittelamerika, hier aber die verschiedensten Gegenden: die Einen Ebenen, die Anderen Wälder und trockene Strecken, Sümpfe, Felsenwände und selbst das Wasser. Diese verbergen sich in die Löcher hohler Stämme, Felsenritzen, in Hecken und Gebüschen, jene in selbst gegrabenen oder verlassenen Höhlen anderer Thiere. Fast Alle leben gesellig und sind mehr des Nachts als bei Tage rege. Ihre Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen aller Art: aus Gräsern, Kräutern, Blüthen und Blättern, Wurzeln, Kohl, Samen, Früchten und

Baumrinde. Beim Fressen sitzen sie in aufrechter Stellung auf dem Hintertheile und halten die Nahrung zwischen den Vorderpfoten fest. Die Bewegungen der Thiere sind gewandt, wenn auch der gewöhnliche Gang ziemlich langsam ist. Doch können sie rasch laufen, wenn es gilt, und manche Arten sind sogar sehr behend. Viele gehen in das Wasser und schwimmen mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer. Alle sind friedlich und harmlos, scheu, die Kleinen sehr schüchtern, ängstlich und sanft, die Größeren etwas muthiger; doch flüchten sie auch bei herannahender Gefahr so schnell sie können. Unter ihren Sinnen sind Geruch und Gehör am besten ausgebildet; ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Sie lassen sich leicht zähmen, gewöhnen sich an den Menschen und lernen ihn auch wohl kennen, ohne sich jedoch mit ihm inniger zu befreunden. Ihre Vermehrung ist sehr groß; die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen Eins und Acht, und manche Arten werfen mehrmals im



Das Meerschweinchen (Cavia Cobaya).

Jahre. Dies ist ungefähr Alles, was wir über die Familie sagen können; das übrige soll uns die Betrachtung der hervorragendsten Sippen lehren.

Unser **Meerschweinchen** (Cavia Cobaya) mag als Vertreter der ersten Sippe gelten. Wir wissen, daß wir es aus Südamerika erhalten haben; die Südamerikaner aber behaupten, daß es von Europa zu ihnen gekommen sei, und somit theilt das Thier das Schicksal der übrigen Hausthiere: es ist heimatlos. Man hat sich in der Neuzeit vielfach bemüht, das Meerschweinchen in seiner Heimat aufzusuchen, allein vergeblich. Manche Naturforscher haben den **Aperea** als die eigentliche Stammart betrachtet; doch sind die Unterschiede zwischen ihm und dem Meerschweinchen so erheblich, daß man nicht daran glauben kann. Zudem hat man sich auch vergeblich bemüht, die beiden Thiere zur Paarung zu bringen, und deshalb kann man behaupten, daß man gegenwärtig unser Meerschweinchen blos im Hausstande kennt. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß es kurz nach der Entdeckung von Amerika zu uns herübergeführt wurde, wahrscheinlich von den Holländern um die Mitte des sieb-

zehnten Jahrhunderts. Ein Schriftsteller, welcher um diese Zeit seine Wanderungen in Südamerika machte, versichert, daß es in Brasilien im wilden Zustande nur in derselben bunten Färbung vorkomme, wie bei uns. Wenn Dies wahr ist, kann man nicht einmal annehmen, daß das Meerschweinchen ein durch Zucht und Gefangenschaft veränderter Aperea ist. Diese Meinung wird auch noch dadurch unterstützt, daß das Meerschweinchen überall, wo es in der Gefangenschaft gehalten wird, dieselbe Färbung zeigt. Man kennt es als Hausthier schon seit mehreren Jahrhunderten auf den Antillen und an der Küste von Guinea. Aber überall zeigt es genau dieselbe Lebensweise und Färbung, wie bei uns. Nicht unmöglich ist es, daß das Thierchen erst von Guinea bei uns eingeführt wurde, wenigstens scheint hierauf der englische Name Guinea-Pig zu deuten. Die englischen Naturforscher nehmen freilich den Aperea als Stammart des Thieres an, und es ist deshalb wohl am Orte, wenn wir, ehe wir unser Meerschwein betrachten, mit dem Aperea (Cavia Aperea) uns bekannt machen. Wir bekommen hierdurch wenigstens Kunde über die Lebensweise eines derselben Sippe angehörigen und wildlebenden Thieres. Azara sagt Folgendes:



Der Aperea (Cavia Aperea).

„Der Aperea ist häufig in Paraguay und ebenso in den Pampas von Buenos Ayres, ja, wie man sagt, in ganz Amerika. Er bewohnt die Gräser und Gebüsche an den Feldern, namentlich solche, welche die Meiereien umgeben, ohne in die Wälder einzudringen. Höhlen gräbt er nicht, und von seinem Standorte entfernt er sich nicht gern weit. In Gärten richtet er Schaden an, weil er die verschiedensten Pflanzen verzehrt. Bei Tage hält er sich verborgen, mit Sonnenuntergang kommt er heraus. Man kann ihn nicht scheu nennen. Wenn man sich ihm nähert, versteckt er sich unter irgend einem Gegenstand. Gefangen, schreit er laut auf. Sein Lauf ist ziemlich schnell; aber er ist so dumm, daß alle Raubvögel und Raubthiere ihn mit Leichtigkeit wegnehmen. Dem ungeachtet ist er häufig; wahrscheinlich, weil sein Weibchen mehrmals im Jahre Junge wirft, wenn auch gewöhnlich nur ein oder höchstens zwei Stück. Sein Fleisch wird von den Indianern gern gegessen."

Diesen Bericht vervollständigt Rengger.

„Ich habe," sagt er, „den Aperea in ganz Paraguay und südlich von diesem Lande bis zum 35. Grade, dann auch in Brasilien angetroffen. In Paraguay fand ich ihn vorzüglich in feuchten Gegenden,

wo sich gewöhnlich 12 bis 15 Stück zusammenhielten, welche am Saume der Wälder unter niedrigem Gesträuch und längs den Hecken wohnten. Im Innern der Waldungen und auf offenen Feldern kommt der Aperea nicht vor. Man erkennt seinen Aufenthalt an den kleinen und schmalen, geschlängelten Wegen, die er sich zwischen den Bromelien bahnt, und welche gewöhnlich zwei bis drei Fuß weit ins Freie hinauslaufen. Früh und abends kommt er aus seinem Schlupfwinkel hervor, um seiner Nahrung, welche aus Gras besteht, nachzugehen, entfernt sich aber nie weit, höchstens zwanzig Fuß von seinem Wohnorte. Er ist so wenig scheu, daß man sich ihm leicht auf halbe Schußweite nähern kann. Seine Bewegungen, seine Art zu fressen, die Laute, welche er von sich gibt, sind die nämlichen, wie beim Meerschweinchen. Das Weibchen wirft nur einmal im Jahre und zwar im Frühjahr ein oder zwei sehende Junge, welche gleich nach der Geburt laufen und ihrer Mutter folgen können. Der Pelz des Thieres kann zu Nichts benutzt werden. Das Fleisch, welches einen süßen Geschmack hat, wird von den Indianern gegessen. Man fängt dieses arglose Thier leicht in Schlingen. Außer den Menschen hat es noch alle Raubthiere, welche zum Katzen- und Hundegeschlecht gehören, zu Feinden; besonders die größeren Schlangen, welche sich gewöhnlich auch in der Nähe der Bromelien und zwischen denselben aufhalten."

„Auf der Reise an der Villa Rica sah ich bei einem Landmanne 14 zahme Aperea, welche in der fünften und sechsten Linie von einem Paare abstammten, das er sieben Jahre vorher zahm eingefangen hatte. Sie waren sehr zahm, kannten ihren Herrn, kamen auf seinen Ruf aus ihrem Schlupfwinkel hervor, fraßen aus seiner Hand und ließen sich von ihm auf den Arm nehmen. Gegen fremde Personen zeigten sie einige Furcht. Ihre Färbung stimmte mit der wildlebender überein, ebenso ihre Lebensweise, indem sie, wenn sie nicht gerufen wurden, den Tag hindurch sich versteckt hielten und nur morgens und abends ihre Nahrung aufsuchten. Das Weibchen warf nur einmal im Jahre und nie mehr als zwei Junge."

Man kann Rengger nicht Unrecht geben, wenn er nach diesen Beobachtungen über das Leben den Aperea und das Meerschweinchen für verschiedene Thiere erklärt. Seine Meinung gewinnt aber bei Vergleichung der beiden Thiere hinsichtlich ihrer Gebisse und Färbung noch bedeutend an Gewicht. Der Aperea wird 10 Zoll lang und 3⅓ Zoll hoch. Der Pelz besteht aus geraden, harten, glänzenden, borstenartigen Haaren, welche ziemlich glatt auf der Haut liegen. Die Ohren, der Rücken, die Füße sind nur mit einigen Haaren bekleidet; über dem Munde befinden sich auf jeder Seite einige steife, lange Borsten. Im Winter sind die Haare der Oberseite braun und gelb mit röthlichen Spitzen, die der Unterseite gelblichgrau, die der Füße bräunlichweiß. Im Sommer wird die Färbung bläßer, und alle oberen und äußeren Theile erscheinen graubraun mit einer röthlichen Schattirung. Die Borsten im Gesicht sind schwarz, die Nägel braun. Beide Geschlechter ähneln einander in der Färbung vollständig, und bisjetzt sind noch niemals Farbenabänderungen bemerkt worden. Der Zahnbau des Aperea ist so ziemlich derselbe, wie beim Meerschweinchen; doch sind die Schneidezähne mehr gebogen und die Backzähne nicht so lang, wie bei unserem Hausthiere. Auch ist die Färbung bei jenem bräunlichgelb, bei diesem gelblichgrau. Das Meerschweinchen dagegen zeigt immer nur dreierlei Farben in bunter, unregelmäßiger Mischung Schwarz, Roth, Gelb und Weiß. Diese Farben sind bald in größere, bald in kleinere Flecken vertheilt. Einfarbige sind weit seltener, als bunte. Hierzu kommen aber noch anatomische Unterschiede. Der Schädel des Aperea läuft nach vorn spitzer zu, als beim Meerschweinchen, ist hinten breiter und an der Hirnschale gewölbt. Bei jenem laufen die Nasenknochen nach oben in eine Spitze aus, bei diesem sind sie quer abgeschnitten; bei jenem ist das Hinterhauptloch kreisförmig, bei diesem mehr hoch als breit. Der Gesichtswinkel des Aperea beträgt 15°, der des Meerschweinchens nur 11° u. s. w. Dies sind in der That bedeutende Unterschiede, welche wohl zur Trennung beider Thiere berechtigen dürften.

Unser Meerschweinchen gehört zu den beliebtesten Hausthieren aus der ganzen Ordnung der Nager, ebensowohl seiner Genügsamkeit, als seiner Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit halber. Wenn man ihm einen lustigen und trockenen Stall gibt, ist es überall leicht zu erhalten. Es frißt alle

möglichen Pflanzenstoffe, von der Wurzel an bis zu den Blättern; Körner ebensogut, als frische, saftige Pflanzen, ja, es verlangt sogar etwas Abwechselung in der Nahrung. Wenn es saftiges Futter hat, kann es das Getränk ganz entbehren, obwohl es namentlich Milch recht gern zu sich nimmt. Wenn man ihm hinreichend zu fressen gibt, braucht man im übrigen gar keine Umstände mit ihm zu machen. Es läßt sich überaus viel gefallen und verträgt sogar Mißhandlungen mit ziemlichem Gleichmuth. Deshalb ist es ein höchst angenehmes Spielzeug für Kinder, welche sich überhaupt am eifrigsten mit seiner Zucht abgeben. In seinem Wesen erinnert es in mancher Hinsicht an die Kaninchen, in anderer wieder an die Mäuse. Der Gang ist eben nicht rasch und besteht mehr aus Sprungschritten; doch ist das Thier nicht tölpelhaft, sondern ziemlich gewandt. In der Ruhe sitzt es gewöhnlich auf allen vier Füßen, den Leib platt auf den Boden gedrückt; doch kann es sich auch auf dem Hintertheile aufrichten; beim Fressen führt es oft seine Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Es läuft ohne Unterbrechung in seinem Stalle umher, am liebsten längs der Mauern hin, wo es sich bald einen glatt getretenen Weg bahnt. Recht hübsch sieht es aus, wenn eine ganze Anzahl beisammen ist. Dann folgt eins immer dem andern, und die ganze Reihe umkreist den Stall wohl hundert Mal ohne Unterbrechung. Die Stimme des Meerschweinchens besteht aus einer Art von Grunzen, welches ihm den Namen Schwein verschafft hat, und aus einem eigenthümlichen Murmeln und Quieken. Das Murmeln scheint Behaglichkeit auszudrücken, während das Quieken immer Aufregung anzeigt.

Recht lustig geht es zu, wenn ihrer mehrere beisammen sind. Männchen und Weibchen halten sich zusammen und behandeln einander sehr zärtlich. Reinlich, wie die meisten Nager es sind, leckt Eins das Andere und benutzt auch wohl die Vorderfüße, um dem Gatten das Fell glatt zu kämmen. Schläft Eins von dem Paare, so wacht das Andere für seine Sicherheit; währt es ihm aber zu lange, so sucht es durch Lecken und Kämmen den Schläfer zu ermuntern, und sobald dieser die Augen aufthut, nickt es dafür ein und läßt nun sich bewachen. Das Männchen treibt oft sein Weibchen zärtlich vor sich her und sucht ihm seine Liebe und Anhänglichkeit auf jede Weise an den Tag zu legen. Auch die gleichen Geschlechter vertragen sich recht gut, solange die Freßsucht nicht ins Spiel kommt oder es sich nicht darum handelt, den besten Platz beim Fressen oder Ruhen zu erhalten. Zwei verliebte Männchen, die um eine Gattin streiten, gerathen oft in großen Zorn, knirschen mit den Zähnen und stampfen auf den Boden und treten sich gegenseitig mit den Hinterfüßen, packen sich auch wohl an den Haaren; ja, es kommt sogar zu Kämpfen, bei denen die Zähne tüchtig gebraucht werden und ganz ernste Verwundungen vorkommen. Der Streit und jeder Kampf enden erst dann, wenn sich ein Männchen ganz entschieden in den Besitz eines Weibchens gesetzt hat oder in dem Kampfe Sieger geblieben ist, dann ziehen sich die übrigen Mitbewerber zurück.

Nur wenige Säugethiere kommen dem Meerschweinchen an Fruchtbarkeit gleich. Seine Vermehrung ist eine ganz außerordentliche. Bei uns wirft das Weibchen zwei oder drei Mal im Jahre zwei bis drei, oft auch vier bis fünf Junge, in heißen Ländern sogar deren sechs bis sieben. Die Kleinen kommen vollständig entwickelt zur Welt; sie werden mit offenen Augen geboren und sind schon wenige Stunden nach ihrer Geburt im Stande, mit ihrer Mutter umherzulaufen. Am zweiten Tage ihres Lebens sitzen sie manchmal bereits mit bei der Mahlzeit und lassen sich die grünen Pflanzen, ja sogar die Körner fast ebensogut schmecken, wie jene. Gleichwohl säugt sie die Mutter gegen 10 bis 14 Tage und zeigt während dieser Zeit viel Liebe und Sorgfalt für sie, vertheidigt sie, hält sie zusammen und leitet sie zum Fressen an u. s. w. Sowie die Kleinen verständiger werden, erkaltet aber diese heiße Liebe, und nach ungefähr drei Wochen, zu welcher Zeit die Alte regelmäßig schon wieder sich gepaart hat, bekümmert sie sich gar nicht mehr um die früheren Sprößlinge. Der Vater zeigt sich von allem Anfang an sehr gleichgiltig, sogar feindselig, und oft kommt es vor, daß er sie todt beißt und auffrißt. Nach ungefähr fünf bis sechs Monaten sind die Jungen ausgewachsen und fortpflanzungsfähig, nach acht bis neun Monaten haben sie ihre vollkommene Größe erreicht. Bei guter Behandlung können sie ihr Leben auf sechs bis acht Jahre bringen.

Wenn man sich viel mit dem Meerschweinchen beschäftigt, kann man es ungemein zahm machen, obwohl es seine Furchtsamkeit nie ganz ablegt, und bei seiner geringen geistigen Fähigkeit auch niemals dahinkommt, seinen Wärter von Anderen zu unterscheiden. Die Meerschweinchen sind gegen alle Menschen gleich gutmüthig. Niemals versuchen sie zu beißen oder sonst von ihren natürlichen Waffen Gebrauch zu machen. Das kleinste Kind kann unbesorgt mit ihnen spielen. Oft legen sie eine wahrhaft merkwürdige Gleichgiltigkeit gegen äußere Gegenstände an den Tag. So lieb und angenehm ihnen auch ihr Stall zu sein scheint, so wenig scheinen sie nach ihm zu verlangen, wenn sie wo anders hingebracht werden; sie lassen sich warten und pflegen, auf den Schoß nehmen, mit umherschleppen u. s. w., ohne deshalb mißvergnügt zu erscheinen. Wenn man ihnen Etwas zu fressen gibt, sind sie überall zufrieden. Aber dafür zeigen sie auch nie wahre Anhänglichkeit, sondern sind so recht aller Welt Freund. Nur gegen kalte und nasse Witterung sind sie empfindlich; sie erkranken, wenn man sie rauhem Wetter aussetzt und gehen dann leicht zu Grunde.

Eigentlichen Schaden können die Meerschweinchen nie bringen; es müßte denn sein, daß man sie im Zimmer hielte, wo sie vielleicht manchmal durch Benagen unangenehm werden können. Doch kommt Dies nicht in Betracht gegenüber ihren guten Eigenschaften, durch welche sie viel Freude und somit auch Nutzen gewähren. Einen besonderen Nutzen haben sie, freilich gegen ihren Willen, in der Wissenschaft geleistet. Bischoff hat sie zu Untersuchungen über die thierische Entwickelung benutzt und ihnen dadurch einen ehrenvollen Platz in unserem wissenschaftlichen Schriftthum gesichert.

Ein höchst sonderbares Wüstenthier, die Mara (Dolichotis patagonica), ist der Vertreter einer zweiten Sippe der Hufpfötler. Die Mara ähnelt weniger dem Meerschweinchen, als den übrigen Mitgliedern ihrer Familie. Im allgemeinen an die Hasen erinnernd, unterscheidet sie sich von diesen hinlänglich durch die hohen Beine, durch kürzere und stumpfere Ohren. Der Leib ist schwach, gestreckt und vorn etwas dünner als hinten, die Beine sind ziemlich lang, die hinteren länger, als die vorderen. Die Hinterfüße sind drei-, die vorderen vierzehig. Hier sind die Zehen kurz, dort sind sie ziemlich lang; an beiden Füßen aber sind sie frei und mit langen, starken Krallen bewehrt. Der etwas schmächtige Hals trägt einen zusammengedrückten, an der Schnauze zugespitzten Kopf mit langen, ziemlich schmalen, abgerundeten, aufrechtstehenden Ohren und mittelgroßen, lebhaften Augen und gespaltener Oberlippe. Der Schwanz ist kurz und nach aufwärts gekrümmt; die Sohlen sind bis zur Hülse behaart. Das Fell ist weich, dicht und glänzend; die Haare sind kurz und liegen glatt am Leibe an. Die Färbung ist auf der Oberseite ein eigenthümliches Braungrau mit weißer, feiner Sprenkelung. An den Seiten und auf den äußeren Theilen der Füße geht diese Färbung in eine hell zimmetfarbene über. Ein schwarzer Flecken, welcher sich über der Schwanzgegend befindet, wird durch ein weißes Band, das sich oberhalb des Schwanzes hinzieht, scharf abgegrenzt. Die ganze Unterseite ist weiß, geht aber auf der Brust in ein helles Zimmetbraun über, welches auch bis zur Kehle hinstreckt, während die Gurgel wieder weiß ist. Glänzend schwarze Schnurren stechen lebhaft von den übrigen Haaren ab. Bei erwachsenen Thieren beträgt die Länge des Leibes 1 Fuß 6 Zoll, wovon der Stummelschwanz nur 1½ Zoll wegnimmt; die Höhe am Widerrist aber kann bis 17 Zoll betragen und läßt das Thier auf den ersten Anblick eher einem kleinen Wiederkäuer, als einem Nager ähnlich erscheinen. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß einige frühere Seefahrer, wie Narborough, Wood, Byron u. A., welche die Mara an der unwirthlichen Küste Patagoniens antrafen, sie so ungenau beschrieben, daß man unmöglich wissen konnte, von welchem Thiere sie sprachen. Der gewissenhafte Azara war der Erste, welcher ihr die rechte Stelle unter den Nagern anwies. „Sie nennen das Thier Hase," sagt er, „obgleich es sehr verschieden ist von dem in Spanien lebenden. Es ist größer und derber, läuft nicht so viel und ermüdet eher, derart, daß es ein gut berittener Jäger bald einholen und entweder mit der Lanze oder durch einen Schlag

mit den Wurfkugeln erlegen kann. Fast immer findet man mehrere beisammen, oder wenigstens die Männchen in der Nähe der Weibchen. Gewöhnlich erheben sich beide zugleich und laufen mit einander weg. Oft habe ich in der Nacht seine unangenehme, scharfe Stimme vernommen, welche ungefähr wie „Oori" klingt; wenn man es gefangen hat und in der Hand hält, schreit es ebenso. Die Barbaren und unsere gemeinen Leute essen sein weiches Fleisch, achten es aber viel weniger, als das der Gürtelthiere. Auch soll es einen ganz verschiedenen Geschmack von dem unseres europäischen Hasen haben. Ich habe vernommen, daß es seine Wohnungen in den Löchern der Viscacha anlegt und daß es, wenn es bedroht wird, sich in dieselben flüchtet. Doch alle diejenigen, welche ich verfolgte, suchten immer ihr Heil in den Füßen, obgleich es in der Nähe einige Löcher der Viscacha gab. Niemals fand ich es in seinem Lager, sondern immer aufrechtstehend nach Art der Hirsche oder Rehe



Die Mara (Doliehotis patagonica).

und gewöhnlich ergriff es augenblicklich die Flucht und lief ein gutes Stück fort. Die Jungeingefangenen werden oft zahm gehalten; sie verlassen das Haus und kehren zurück, gehen auf die Weide und fressen von Allem. Ein Freund schickte mir zwei, welche er in seinem Hause großgezogen hatte. Sie waren außerordentlich zahm und nett; leider aber wurden sie mir, als sie mein Haus verließen, von den Hunden der Straße todtgebissen."

Später machte Darwin Genaueres über das merkwürdige Thier bekannt. Von ihm erfahren wir, daß die Mara nach Norden nicht über den 37.° s. Br. hinausgeht. Die steinige und wasserarme Wüste Patagoniens ist ihre Heimat. Dort wo die Sierra Talpaquen diese Wüste begrenzt, der Boden feuchter und pflanzenreicher zu werden beginnt, verschwindet sie gänzlich. Nach Westen hin reicht sie bis in die Nähe von Mendoza und somit sogar bis zum 33.° s. Br. Möglich ist es auch, daß sie noch in der Umgegend von Cordova, in der Republik Argentina, vorkommt. Noch vor

ein paar Jahrhunderten war sie viel gemeiner als gegenwärtig, wo sie nur in der wahren Wüste, wo sie die Unwirthbarkeit und Einöde des Landes am meisten schützt, noch häufig ist.

Ohngeachtet dieser Häufigkeit ist es nicht gerade leicht, das Thier zu erlangen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man es ziemlich schwer zu sehen bekommt. Entweder liegt es in seiner Höhle verborgen oder hat sich platt auf die Erde gedrückt, und wird dann durch sein echt erdfarbiges Kleid gar leicht den Blicken entzogen. Dazu kommt noch seine Scheu und Furchtsamkeit. Die Mara ergreift bei der geringsten Gefahr sofort die Flucht. Dabei folgt die Gesellschaft, welche sich gerade bei einander befindet, einem Leitthiere in kurzen, aber ununterbrochenen Sätzen, und ohne von der geraden Linie abzuweichen. Alte Reisebeschreiber erzählen, daß die Mara ausschließlich die Löcher bewohne, welche die Viscacha gegraben, falls nicht schon ein anderes Erdthier den Bau in Beschlag genommen habe. Darwin glaubt aber, daß sie sich eigene Höhlen grabe. An diesen scheint sie jedoch nicht mit großer Liebe zu hängen. Darwin sah sie mehrmals in sitzender Stellung vor ihrem Baue, erfuhr jedoch, daß sie, ganz gegen die Gewohnheit der Nager und anderer Höhlenthiere, häufig von ihrem Wohnort sich entferne und in Gesellschaft mit anderen meilenweit umherstreife, ohne gerade regelmäßig nach ihrem Baue zurückzukehren. Die Mara ist ein vollkommenes Tagethier, obwohl sie während der Mittagshitze ihren Bau aufsucht. Ihre Nahrung besteht in Pflanzen, deren Wurzeln und Rinden, jedenfalls in Stoffen, welche andere Säugethiere verschmähen. In manchen Gegenden Patagoniens, wo auf dem kiesigen Boden nur wenig dürre und dornige Büsche ein erbärmliches Leben fristen können, ist sie das einzig lebende Thier, welches man bemerkt. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur, daß das Weibchen zwei Mal im Jahre zwei Junge wirft.

Die Indianer und die Gauchos stellen der Mara eifrig nach, weniger ihres Fleisches wegen, als um das schöne Fell zu erlangen, welches zu Decken und Teppichen verarbeitet wird, die wegen ihrer Weichheit und ihres schmucken Aeußeren außerordentlich geschätzt sind.

Göring hat die Mara mehrfach beobachtet und die Güte gehabt, mir Nachstehendes über sie mitzutheilen. In der nächsten Nähe von Mendoza kommt sie nur noch sehr selten vor, häufiger bemerkt man sie 10 bis 15 Meilen südlicher. Am häufigsten findet sie sich in Einöden, welche nicht vollkommene Wüsten, sondern buschreich sind. Hier sieht man sie in Gesellschaften von 4 bis 8 Stück, zuweilen aber auch in Heerden von 30 bis 40. Ganz dieselben Gegenden bewohnt mit ihr ein sehr schönes Huhn, die Eudromia elegans, dort „Martinette" genannt, und man darf mit aller Sicherheit darauf rechnen, daß man da, wo der Vogel gefunden wird, auch die Mara bemerken kann und umgekehrt. Göring sah diese niemals in Höhlen, obwohl sie unzweifelhaft solche bewohnt, da man vor allen Höhlen große Haufen von der eigenthümlich gestalteten, länglichrunden Losung findet. Sie ist ein vollkommenes Tagethier, welches sich gerade im Sonnenschein recht behaglich fühlt. Wenn sie sich ungestört weiß, legt sie sich entweder auf die Seite oder platt auf den Bauch und schlägt dabei die Handgelenke der Vorderfüße nach innen um, wie kein anderer Nager es thut. Zuweilen recken und dehnen sich die Ruhenden recht vergnüglich; beim geringsten Geräusch aber setzen sie sich auf, stemmen sich auf die Vorderfüße und hinten auf die Ferse, so daß die Pfoten in der Luft schweben, verweilen, starr wie eine Bildsäule, ohne die geringste Bewegung, in dieser Stellung und äugen und lauschen scharf nach der Gegend hin, von welcher das Geräusch kam; währt dieses fort, dann erheben sie sich vollends, bleiben eine Zeit lang stehen und fallen endlich, wenn es ihnen scheint, daß die Gefahr ihnen näher kommt, in einen ganz eigenthümlichen, sehr oft unterbrochenen Galopp. Sie laufen blos wenige Schritte weit weg, setzen sich nieder, stehen auf, laufen wieder einige Schritte weit weg, setzen sich von neuem, gehen dann vielleicht 50, 60 oder 100 Schritte weiter, setzen sich nochmals und flüchten nun erst, aber immer noch in gleichen Absätzen, weiter. Ihr Lauf fördert dennoch ziemlich rasch; denn sie sind im Stande, Sätze von 4 bis 6 Fuß zu machen. Ein gutes Windspiel würde sie wohl einholen können; ein Reiter aber muß sie schon lange verfolgt und ermüdet haben, wenn er ihnen nachkommen will. Ihre Nahrung besteht aus den wenigen Gräsern, welche ihre arme Heimat erzeugt; sie kommen jedoch auch in die Pflanzungen herein und lassen es sich in den Feldern, namentlich in den mit

Klee bestandenen, vortrefflich schmecken. Sie beißen die Gräser ab, richten sich dann auf und fressen in sitzender Stellung, ohne dabei irgend etwas anderes als die Kiefern zu bewegen. Dabei hört man ein ziemlich lautes Kaugeräusch, und es sieht höchst eigenthümlich aus, die langen Grashalme und Blätter so nach und nach verschwinden zu sehen, ohne daß man eigentlich etwas von der Mundöffnung wahrnimmt. Saftige Speisen sind dem Thiere vollkommen genügend, um seinen Durst zu löschen. Eine mit Grünzeug gefütterte Mara erhielt während ihrer ganzen Gefangenschaft nicht einen Tropfen Wasser.

Die Mara ist außerordentlich vorsichtig und wählt sich zum Ruhen oder zum Fressen immer die buschlosen, lichteren Stellen aus, gleichsam als wisse sie es, daß sie von den Büschen aus beschlichen werden könnte. Deshalb hat die Jagd ihre großen Schwierigkeiten, und es ist gar nicht leicht, ihr schußrecht auf den Leib zu rücken. Im Lager läßt sie sich nie überraschen; ihre Sinne sind so scharf, daß sie schon aus großer Entfernung die Annäherung eines Feindes wahrnimmt.

In Mendoza beobachtete Göring eine erwachsene Mara längere Zeit in der Gefangenschaft. Sie war ein liebenswürdiges, gutmüthiges, harmloses Geschöpf. Gleich vom ersten Tage an zeigte sie sich sehr zutraulich gegen ihren Herrn. Sie nahm diesem das vorgehaltene Futter ohne Weiteres aus der Hand und ließ sich, ohne Unruhe zu verrathen, berühren und streicheln. Gegen Liebkosungen zeigte sie sich sehr empfänglich; wenn man sie kraute, krümmte sie den Rücken, bog den Kopf zur Seite, als wolle sie die ihr wohlthuende Hand sehen und ließ dabei ein höchst behagliches, unbeschreibliches Quieken oder Grunzen vernehmen. Die Stimme hatte durchaus nichts Unangenehmes, sondern im Gegentheil etwas Gemüthliches und Ansprechendes. Die Gefangene schlief nur des Nachts, aber wenig und war immer sogleich munter, wenn sie Geräusch vernahm. Für gewöhnlich war sie an eine Schnur angebunden, eines Tags hatte sie sich aber doch während der Abwesenheit ihrer Pfleger losgerissen, das ganze Zimmer untersucht und dabei greuliche Verwüstungen angerichtet.

Die Entdecker Amerikas fanden auf den „Perlen des Atlantischen Weltmeeres“, auf den Antillen, ein zu unserer Familie gehöriges Thier in ungeheurer Menge auf. Gegenwärtig ist dasselbe dort fast ganz ausgerottet und nur hier und da findet es sich noch auf einigen Inseln in den dichtesten, unzugänglichsten Wäldern, von wo aus es die Zuckerpflanzungen regelmäßig besucht und dadurch noch heute denselben Haß auf sich ladet, welcher die Ursache seiner Vernichtung auf andern Inseln wurde. Dies war oder ist ein Aguti, Mitglied einer eigenen Sippe der Halbhufer (Dasyprocta), welche gegenwärtig auf dem Festlande durch einige Arten vertreten wird.

Die Agutis erinnern durch ihre Gestalt einigermaßen an die Hasen; doch fallen bei genaueren Beobachtungen die Unterscheidungsmerkmale sofort ins Auge. Es sind hochbeinige, untersetzte Nager mit langem, spitzschnäuz'gen Kopfe, kleinen runden Ohren, einem nackten Schwanzstummel und Hinterbeinen, welche fast noch einmal so lang sind, als die vorderen. Diese haben vier Zehen und eine kleine Daumenwarze, während die Hinterfüße blos drei vollkommen getrennte, sehr lange Zehen besitzen. Alle sind mit starken, breiten, wenig gekrümmten, hufartigen, an den Hinterfüßen besonders entwickelten Krallen bewehrt; nur auf der Daumenwarze sitzt ein kleiner, platter Nagel. Im ganzen sind die Agutis von leichtem, feinen und gefälligen Bau; sie machten daher einen recht angenehmen Eindruck. Das Gebiß ist stark; die flachen, platten Nagezähne treten besonders hervor, schon weil das obere Paar ziemlich lebhaft roth, das untere gelblich gefärbt ist.

Heutzutage finden sich die Agutis paarweise oder in kleinen Gesellschaften in waldigen Ebenen, namentlich in den dichtesten Wäldern der Flußniederungen, doch gehen einige auch bis zu 6000 Fuß über dem Meere im Gebirge empor. Wir lernen das Leben Aller kennen, wenn wir die Beschreibungen über die häufigste Art zusammenstellen.

Der gemeine Aguti, oder wie er hier und da seines hübschen Felles wegen auch wohl heißt, der Goldhase (Dasyprocta Aguti), ist eines der schmuckſten Mitglieder der ganzen Familie. Seine Behaarung ist dicht und glatt anliegend; das rauhe, harte, fast borstenartige Haar besitzt einen lebhaften Glanz und eine röthlich-zitronengelbe, mit Schwarzbraun untermischte Farbe; es ist drei bis vier Mal dunkelschwarzbraun und ebenso oft röthlich-zitronengelb geringelt und endet bald mit einem hellen, bald mit einem dunkeln Ringe, wodurch eben die gemischte Färbung vorgerufen wird. An einigen Leibesstellen waltet aber die gelbe Färbung vor, indem das Schwarz entweder gänzlich verschwindet, oder nur einen schmalen Ring bildet. So kommt es, daß die Gesammtfärbung sich verändert, je nachdem das Thier sich bewegt, je nachdem die Beleuchtung des Ganzen eine verschiedene und endlich je nachdem das Haar hier länger und dort kürzer ist. Das Gesicht und die Gliedmaßen decken nämlich blos kurze Haare, das Hintertheil längere und das Kreuz, die Schenkel solche von fast drei Zoll Länge; die Kehle ist nackt. Am Kopf, Nacken, Vorderrücken und der Außenseite der Gliedmaßen herrscht die röthliche Färbung vor, da auch die Sprenkelung hier sehr dicht erscheint; am Hinter-



Der Goldhase (Dasyprocta Aguti).

rücken und in der Kreuzgegend aber erscheint das Thier gelblicher, weil hier die Sprenkelung untergeordneter ist. Je nach den Jahreszeiten ändert sich die allgemeine Färbung ebenfalls. Der Aguti erscheint im Sommer heller und im Winter dunkler. — Die Leibeslänge eines erwachsenen Männchens beträgt etwas über $1\frac{1}{2}$ Fuß, die des Schwanzstummels blos $\frac{1}{2}$ Zoll.

Guyana, Surinam, Nord-Brasilien und das nördliche Peru bilden gegenwärtig die Heimat des Goldhasen. In Süd-Brasilien und einem Theile von Paraguay vertreten ihn verwandte Arten. An den meisten Orten ist er recht häufig, besonders an den Flußniederungen Brasiliens. Hier wie überall bewohnt er die Wälder, die feuchten Urwälder ebenso als die trockeneren des inneren Landes. Er treibt sich aber auch an den angrenzenden grasreichen Ebenen herum und vertritt dort die Stelle der wirklichen Hasen. Im freien Felde kommt er nicht vor. Gewöhnlich findet man ihn über der Erde oder in Höhlen, in hohlen Bäumen nahe an der Erde und öfterer allein, als in Gesellschaft. Er ist so scheu und furchtsam, dabei so flüchtig, daß Beobachtungen über sein Freileben fast unmöglich sind. Bei Tage liegt er ruhig in seinem Lager, denn nur da, wo er sich vollkommen sicher glaubt,

streift er umher. Mit Sonnenuntergang geht er auf Nahrung aus und dann verweilt er bei guter Witterung die ganze Nacht auf seinen Streifzügen. Er hat, wie Rengger berichtet, die Gewohnheit, seinen Aufenthaltsort mehrmals zu verlassen, und wieder dahin zurückzukehren; hierdurch entsteht ein schmaler, oft 300 Fuß langer Fußweg, welcher die Lage des Wohnortes verräth. Bringt man einen Hund auf diese Fährte, so gelingt es, falls das Lager sich nicht im Dickicht befindet, fast regelmäßig des Thieres habhaft zu werden. Die Hunde verbellen ihr Wild, und man kann es dann aus seiner Höhle vorziehen oder ausgraben. Wird der Aguti aber die Ankunft der Hunde zeitig gewahr, so entfernt er sich augenblicklich, und seine Gewandtheit, sein schneller Lauf bringt ihn dann bald aus dem Bereiche seiner Verfolger. Das erste beste Dickicht nimmt ihn auf und schützt ihn sicher vor dem ihm nachsetzenden Feinde.

Der Aguti ist ein ganz harmloses, ängstliches Thierchen und deshalb vielen Gefahren preisgegeben, so daß ihn eigentlich nur die außerordentliche Gewandtheit seiner Bewegungen und die scharfen Sinne vor dem Untergange retten können. Im Springen erinnert der Goldhase sehr an gewisse kleine Antilopen und Moschusthiere. Sein Lauf besteht aus Sprungschritten, welche aber so schnell auf einander folgen, daß es aussieht, als laufe das Thier im gestreckten Galopp dahin. Der ruhige Gang ist ein ziemlich langsamer Schritt. Unter den Sinnen ist der Geruch am schärfsten entwickelt und auch das Gehör sehr ausgebildet. Das Gesicht aber scheint ziemlich blöde zu sein, und der Geschmack ist keineswegs besonders gut. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr gering. Nur ein gewisser Ortssinn macht sich bemerklich.

Die Nahrung besteht in den verschiedenartigsten Kräutern und Pflanzen, von den Wurzeln an bis zur Blüthe oder zum Korn hinauf. Seinen scharfen Nagezähnen widersteht so leicht kein Pflanzenstoff; er zerbricht selbst die härtesten Nüsse. In bebauten Gegenden wird er durch seine Besuche in den Zuckerrohranpflanzungen und Gemüsegärten sehr lästig. Doch nur da, wo er sehr häufig ist, richtet er fühlbaren Schaden an.

Ueber die Fortpflanzung der freilebenden Agutis fehlen noch genaue Nachrichten. Man weiß, daß sich das Thier ziemlich stark vermehrt, daß die Weibchen in allen Monaten des Jahres trächtig werden, und eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen können. Ein und dasselbe Thier soll zweimal im Jahre werfen, gewöhnlich im Oktober, d. h. zu Anfang der Regenzeit oder des Frühjahrs, das zweite Mal einige Monate später, doch noch vor Eintritt der Dürre. Zu dieser Zeit sucht das Männchen ein Weibchen auf und jagt ihm nach unter Pfeifen und Grunzen, bis es die anfänglich sehr Spröde seinem Willen geneigt gemacht hat. Im entgegengesetzten Falle versucht es das Ziel seiner Wünsche mit Gewalt zu erreichen; so schließe ich wenigstens aus einer Beobachtung, welche ich an Gefangenen machte. Ein Weibchen, welches ich zu zwei Männchen setzte, wurde von diesen so abgetrieben und derart zusammengebissen, daß ich es entfernen mußte; es würde seinen Peinigern erlegen sein. Erst nach Wochen heilten die Wunden, welche die ungestümen Liebhaber ihm beigebracht hatten. — Bald nach der Begattung lebt jedes Geschlecht einzeln für sich. Das Weibchen bezieht sein altes Lager wieder und richtet es zur Aufnahme der Jungen ein, d. h. polstert es möglichst dicht mit Blättern, Wurzeln und Haaren aus, bringt auf diesem weichen Lager die Jungen zur Welt, säugt sie mehrere Wochen mit großer Zärtlichkeit und führt sie schließlich noch einige Zeit mit herum, um sie bei den ersten Weidegängen zu unterrichten und zu beschützen. Gefangene Agutis haben sich bereits mehrmals fortgepflanzt. Schon Rengger erzählt, daß ein Pärchen, welches Parlet besaß, nach langem Werben und Versagen sich begattete, und daß das Weibchen nach sechswöchentlicher Tragzeit zwei, leider todte Junge warf. In London und Amsterdam hat man ebenfalls Junge gezüchtet, neuerdings aber auch in Köln: und hierüber kann ich, Dank der Güte des Vorstehers dieses Gartens, ausführlicher berichten. „Zwei Mal," sagt Bodinus, „haben wir schon Junge von unseren Agutis gezogen: das erste Mal zwei, das zweite Mal nur eins. Ich hatte dabei Gelegenheit, zu beobachten, daß das Weibchen kein großes Zutrauen zu der Kinderliebe des Vaters hat. Die kleinen Thierchen liefen, obwohl etwas schwach auf den Füßen, bald nach der Geburt umher, ähnlich wie die

neugeborenen Jungen vom Meerschweinchen. Nahten sie sich dem Vater, so stürzte die Mutter mit gesträubten Haaren auf sie zu, ergriff sie mit dem Maule und trug sie in eine Ecke — ein Verfahren, welches das besorgliche Thier mehrere Tage fortsetzte, bis die Kinder die Mutter zu kennen schienen und die gefährliche Nähe des Herrn Papa vermieden. Nach 4 bis 5 Tagen schien der Vater an den Anblick der Kinder gewöhnt und die Gefahr beseitigt zu sein. Für gewöhnlich suchten sie sich in irgend einem Schlupfwinkel aufzuhalten und kamen, sobald sich Appetit einstellte, mit quiekenden Tönen heran, von der Mutter mit zärtlichem Knurren begrüßt, welche, auf den Hinterfüßen sitzend, sie saugen ließ. Unvermuthetes Geräusch verjagte sie in ihren Schlupfwinkel, bis sie, mehr an die Umgebung gewöhnt, sich allmählich frei zu bewegen begannen und der Mutter folgten. Wenige Tage nach der Geburt benagten sie schon das Futter der Alten und wuchsen ohne irgend bemerkliche Umstände allmählich heran. Bei der Geburt tragen die Thierchen gleich das Charakteristische der Alten und weichen nur unbedeutend in den äußeren Formen ab.

Im hamburger Thiergarten sind wir bisjetzt noch nicht so glücklich gewesen, Junge zu erziehen. Unsere Agutis haben wohl geboren, die Jungen aber sofort getödtet, aus welcher Ursache vermag ich nicht zu sagen. Die Geburt erfolgte, ohne daß wir Etwas ahnten, am 2. Februar bei ziemlich starker Kälte und wahrscheinlich im Innern der sehr geräumigen Höhle, welche unsere Gefangenen sich nach eigenem Belieben und Ermessen innerhalb ihres Geheges ausgegraben haben. Wir fanden eines Morgens die getödteten Jungen mit zerbissenem Kopfe vor dem Eingange der Höhle liegen. Ich vermuthe, daß dieser Mord von anderen Goldhasen, welche in demselben Gehege wohnen, begangen worden ist.

Der Erwähnung werth scheint mir zu sein, daß unsere Gefangenen alle Leichen aus dem Innern des Baues herausschleppen und vor ihrer Röhre ablegen. Wie die Jungen war auch ein alter Aguti, welcher im Innern der Höhle verendet sein mochte, von den Uebrigen ins Freie gebracht worden. Dieses Verfahren der Thiere steht mit ihrer großen Reinlichkeitsliebe im innigsten Zusammenhang.

Unter den vielen Feinden, welche den Aguti bedrohen, stehen die größeren Katzen und brasilianischen Hunde oben an; denn der Mensch thut ihm, so eifrig er ihn auch verfolgt, wenig Abbruch. Es ist nicht schwer, den Aguti einzufangen: man braucht ihm blos Schlagfallen auf seinen Pfad zu legen, um ihn sicher in seine Gewalt zu bringen. Auch mit Hilfe der Hunde fängt man ihn, wie Prinz von Wied berichtet, in der oben angegebenen Weise, und auf dem Anstande kann man ihn ebenfalls leicht erlegen. Azara glaubte, daß sich der Aguti nicht zähmen lasse, war aber im Unrecht, wie gegenwärtig Jeder weiß, der einen oder den anderen der größeren Thiergärten besucht hat.

Rengger erzählt, daß das Thier, jung eingefangen und sorgsam aufgezogen, fast zum Hausthier wird. „Ich habe," sagt er, „mehrere Agutis gesehen, die man frei konnte herumlaufen lassen, ohne daß sie entwichen wären; sogar mitten in großen Wäldern, ihrem Aufenthalte im freien Zustand, entweichen sie nicht, wenn sie einmal gezähmt sind. So sah ich in den Waldungen des nördlichen Paraguays in den Hütten einiger Einwohner zwei zahme Agutis, welche den Morgen und Abend im Walde, den Mittag und die Nacht bei den Indianern zubrachten. Es ist nicht sowohl die Anhänglichkeit an den Menschen, sondern die Angewöhnung an ihren Aufenthaltsort, welche ihnen den Hang zur Freiheit unterdrückt. Sie sind dem Menschen nur wenig ergeben, unterscheiden ihren Wärter keineswegs von anderen Personen, gehorchen nur selten seinem Rufe und suchen ihn nur dann auf, wenn sie der Hunger drängt. Auch lassen sie sich ungern von ihm berühren; sie dulden keinen Zwang, leben ganz nach ihrem eigenen Willen und können höchstens dazu abgerichtet werden, ihre Nahrung an einer bestimmten Stelle aufzusuchen. Uebrigens verändern sie im häuslichen Zustande ihre Lebensart in soweit, daß sie mehr bei Tage herumlaufen und bei Nacht ausruhen. Gewöhnlich wählen sie irgend einen dunkeln Winkel zu ihrem Lager und polstern dasselbe mit Stroh und Blättern aus, zuweilen aber auch mit seidenen Frauenschuhen, Schnupftüchern, Strümpfen u. s. w., die sie in kleine Stücke zernagen. Sonst richten sie mit ihren Zähnen nur wenig Schaden an, außer wenn man sie einschließt, wo sie dann aus langer Weile Alles zerstören, was für ihr Gebiß nicht zu hart ist. Ihre

Bewegungen sind sehr leicht. Sie gehen entweder in langsamen Schritten, wobei sie blos mit den Zehen auftreten und den Rücken stark wölben, oder sie laufen im gestreckten Galopp, oder machen Sprünge, die an Weite denen unseres Hasen nichts nachgeben. Laute geben sie selten von sich, außer wenn sie gereizt werden; dann lassen sie einen pfeifenden Schrei hören, doch knurren sie zuweilen, aber nur ganz leise, wenn sie an einem verborgenen Orte irgend Etwas zernagen. Werden sie in Zorn oder große Furcht gesetzt, so sträuben sie ihr Rückenhaar, und es fällt ihnen dann oft ein Theil derselben aus. Man ernährt sie mit Allem, was im Hause gegessen wird. Sie lieben aber das Fleisch lange nicht so, wie Azara angibt, sondern fressen es blos in Ermangelung geeigneter Nahrung. Eine Lieblingsspeise sind die Rosen. Sowie eine von diesen Blumen in ihre Wohnung gebracht wird, wittern sie diese auf der Stelle und suchen sie auf. Die Nahrung ergreifen sie gewöhnlich mit den Schneidezähnen und nehmen sie dann zwischen beide Daumenwarzen der Vorderfüße, indem sie sich wie das Eichhörnchen auf die Hinterfüße setzen. Zuweilen fressen sie auch in kauernder Stellung, gewöhnlich, wenn sie ganz kleine oder zu kleine Bissen vor sich haben. Ich sah sie nie trinken, jedoch sollen sie nach Dr. Barlets Beobachtungen das Wasser lappernd zu sich nehmen."

Bodinus sagt mit Recht, daß die zierliche Gestalt, das schöne Aussehen und die Reinlichkeit die Agutis für alle Liebhaber sehr empfehlenswerth machen, und daß nur ihre große Nagesucht unangenehm werden kann. Die, welche im kölner Garten gehalten werden, sind so zutraulich geworden, daß sie dargereichte Leckerbissen aus der Hand nehmen und augenblicklich mit wahrhaft dankbarem Blicke auf den Geber verzehren.

Unsere Gefangenen ergötzen hauptsächlich durch eine Eigenthümlichkeit, welche ich noch nirgends erwähnt gefunden habe. Sie pflegen nämlich einen guten Theil ihres Futters zu vergraben, um sich für den Nothfall zu sichern. Sobald ihnen Nahrung gereicht wird, fallen sie gierig darüber her, nehmen einige Bissen, wählen sich dann ein Stückchen Möhre oder eine ihnen gereichte Frucht, tragen sie im Maule weg, graben an irgend einer Stelle ein kleines Loch, legen ihren Schatz dahinein, streichen Erde darüber und schlagen und drücken dieselbe mit den Vorderpfoten fest. Dies bewerkstelligen sie so rasch, geschickt und ordentlich, daß daran Jedermann seine Freude haben muß. Sofort nach beendigtem Geschäft holen sie neue Zufuhr und verfahren, wie vorher. Aeußerst komisch sieht es aus, wie sorgsam sie dabei sich umschauen, und wie sorgfältig sie bemüht sind, ihre Schatzbergerei ungesehen zu verrichten. Naht sich ihnen ein anderes Thier, so sträuben sie sofort das Haar und gehen zornig auf den Störenfried los. Futterneidisch scheinen sie überhaupt im höchsten Grade zu sein; ihre schwächeren Mitgefangenen müssen sich jeden Bissen stehlen, welchen sie genießen wollen, und selbst stärkeren Wohnungsgenossen, z. B. Pakas und Murmelthieren, machen sie die Nahrung streitig.

Die erwähnte Reinlichkeitsliebe unserer Gefangenen zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Sie halten sich selbst fortwährend in Ordnung und scheinen ängstlich besorgt, sich irgendwie zu beschmutzen. Ihre Baue halten sie vortrefflich im Stande. Sie verdanken dieselben eigentlich einem Murmelthiere, welches ich in ihr Gehege setzte. Bis zur Ankunft dieses Wohnungsgenossen hatten unsere Agutis nicht daran gedacht, sich eigene Höhlen zu graben, sondern mit den für sie hergerichteten Schlupfwinkeln, welche mit Heu und Stroh wohl ausgepolstert waren, gern fürlieb genommen. Sobald das Murmelthier zu ihnen kam, änderte sich die Sache. Der Sohn der Alpen fand besagte Schlupfwinkel durchaus nicht nach seinem Geschmack und machte von seiner Kunstfertigkeit sofort Gebrauch. Er begann zunächst eine schief nach unten führende Röhre zu graben und arbeitete diese im Verlauf der Zeit zu einem vielfach verzweigten Bau aus. Jedoch hatte er sich verrechnet, wenn er glaubte, für sich allein gearbeitet zu haben: die Goldhasen fanden den Bau ganz nach ihrem Geschmack und befuhren ihn gemeinschaftlich mit dem rechtmäßigen Besitzer, ja es schien, als habe dieser ihnen erst das Graben gelehrt; denn fortan arbeiteten auch sie mit Ausdauer und Eifer an der Vervollkommnung der unterirdischen Wohnung. Das Murmelthier setzte seine Belehrungen fort, indem es Heu und Stroh nach dem Innern der Höhle schleppte; die Agutis ahmten auch Dieses nach, und nach einiger Zeit hatte sich

die ganze Gesellschaft bestmöglichst eingerichtet. Ende Septembers verschwand das Murmelthier den Blicken, wahrscheinlich weil es bereits in Winterschlaf gefallen war; es blieb somit wenigstens der größte Theil des Baues den Agutis zu unumschränkter Verfügung. Von nun an schleppten sie sehr viel Heu und Stroh in das Innere, misteten aber von Zeit zu Zeit auch wieder ordentlich aus, worauf sie neue Vorräthe eintrugen. Sie blieben den ganzen Winter hindurch in dieser angeeigneten Herberge, weil es uns unmöglich war, sie zu fangen. Als starke Kälte eintrat, zeigten sie sich nur auf Augenblicke, um zu fressen und zwar bei Tage ebensogut, als nachts; die Kälte schien ihnen zwar lästig, aber nicht schädlich zu sein, wenigstens hielten sie bedeutende Kältegrade zu unserer größten Ueberraschung vortrefflich aus. Erst der fallende Schnee wurde ihnen lästig und einem von ihnen verderblich.

Das Wasserschwein (Hydrochoerus Capybara), welches ebenfalls zu unserer Familie zählt, darf in einer Hinsicht wenigstens als der merkwürdigste aller Nager angesehen werden: es ist das größte und plumpste Mitglied der ganzen Ordnung. Seinen deutschen Namen trägt es mit Recht; denn es erinnert durch seine ganze Gestalt und die borstengleiche Behaarung seines Körpers entschieden an die Schweine. Seine Kennzeichen sind kleine Ohren, gespaltene Oberlippe, Fehlen des Schwanzes, kurze Schwimmhäute an den Zehen und starke Hufnägel, sowie der höchst eigenthümliche Zahnbau. Die Schneidezähne sind wirklich riesenhaft entwickelt; sie haben, bei geringer Dicke, fast Zollbreite und auf der Vorderseite mehrere flache Rinnen. Vier Backenzähne in jedem Kiefer, welche keine eigentlichen Wurzeln haben und wie aus Blättern zusammengesetzt erscheinen, bilden das übrige Gebiß. Der Leib ist auffallend plump und dick, der Hals kurz, der Kopf länglich, hoch und breit, stumpfschnäuzig und von eigenthümlichem Ausdruck. Ziemlich große, rundliche Augen springen weit hervor; die Ohren sind oben abgerundet und am vorderen Rande umgestülpt, hinten abgeschnitten. Die hinteren Beine sind deutlich länger, als die vorderen, die Vorderfüße sind vierzehig, die hinteren dreizehig. Ganz eigenthümlich ist auch eine Hautfalte, welche den After und die Geschlechtstheile einschließt, so daß beide äußerlich nicht gesehen und Männchen und Weibchen nicht unterschieden werden können. Von einer bestimmten Färbung des dünnen, aber groben Pelzes kann man eigentlich gar nicht reden. Ein ungewisses Braun mit einem Anstrich von Roth oder Bräunlichgelb vertheilt sich über den Leib, ohne irgendwo scharf hervorzutreten. Nur die Borsten um den Mund herum sind entschieden schwarz. Ein erwachsener Cappybara erreicht ungefähr die Größe eines jährigen Hausschweins und ein Gewicht von beinahe einem Centner. Die Körperlänge beträgt über 3½, die Höhe am Widerrist 1½ Fuß.

Azara ist auch hier wieder der Erste, welcher eine genaue Beschreibung des Wasserschweins gibt. „Die Gueranis," sagt er, „nennen das Thier „Capügua"; der Name bedeutet ungefähr soviel, als Bewohner der Rohrwälder an Flußufern; der spanische Name „Cappybara" ist eine Verdrehung jener Benennung. Die Wilden nennen die Alten Otschagu und die Jungen Lakai." —

„Der Cappybara bewohnt Paraguay bis zum Rio de la Plata, und namentlich die Ufer aller Flüsse, Lachen und Seen, ohne sich weiter als hundert Schritte davon zu entfernen. Wenn er erschreckt wird, erhebt er einen lauten Schrei, welcher ungefähr wie „Ap" klingt und wirft sich augenblicklich ins Wasser, in welchem er leicht dahin schwimmt, blos die Nasenlöcher über den Spiegel erhebend. Ist aber die Gefahr größer und das Thier verwundet, so taucht es unter und schwimmt auf ganz große Strecken unter dem Wasser weg. Jede einzelne Familie erwählt sich gewöhnlich ihren bestimmten Platz, welchen man leicht an den Bergen von Koth erkennen kann. Höhlen gräbt der Cappybara nicht. Sein Lauf ist schlecht. Er ist friedlich, ruhig und dumm. Lange Zeit sitzt er auf seinem Hintern, ohne sich zu rühren. Sein Fleisch ist fett, aber geschätzt von den Wilden. Man glaubt, daß das Weibchen ein Mal im Jahre vier bis acht Junge werfe, gewöhnlich auf etwas zusammengetretenes Stroh, und sagt, daß diese später ihrer Mutter folgten. Die Jungen können

ohne Mühe gezähmt werden. Sie laufen frei umher, gehen und kommen, hören auf den Ruf und freuen sich, wenn man sie krauet." Neuere Beobachter haben das Thier ausführlicher beschrieben; von ihnen erfahren wir ungefähr Folgendes: Das Wasserschwein oder der Capybara ist über ganz Südamerika verbreitet. Er findet sich vom Orinoko bis zum La Plata oder vom atlantischen Meer bis zu den Vorbergen der Andes. Niedere, waldige, sumpfige Gegenden, zumal Flüsse und die Ränder von Seen und Sümpfe bilden seine Aufenthaltsorte; am liebsten lebt er an großen Strömen. Hier und da ist er ungemein häufig; an bewohnten Stellen begreiflicherweise seltener, als in der Wildniß. Dort wird er nur des Abends und Morgens gesehen; in menschenleeren, wenig besuchten Flußthälern dagegen bemerkt man ihn auch bei Tage in Massen, immer in nächster Nähe des Flusses, entweder weidend oder wie ein Hund auf den zusammengezogenen Hinterbeinen sitzend. In dieser Stellung scheinen diese sonderbaren Zwitter zwischen Nagern und Dickhäutern am liebsten auszuruhen; wenigstens sieht man sie nur höchst selten auf dem Bauche liegend.

Der Gang ist ein langsamer Schritt; im Nothfalle springt unser Thier aber auch in Sätzen. Der Lauf ist nicht anhaltend. Dagegen schwimmt es vortrefflich und setzt mit Leichtigkeit über Gewässer. Es schwimmt blos dann, wenn es verfolgt oder wenn ihm die Nahrung an der einen Seite des Flusses knapp geworden ist. So fest es an einem bestimmten Gebiete hält, so regelmäßig verläßt es dasselbe, wenn es Verfolgungen erleidet. Ein eigentliches Lager hat es nicht, obwohl es sich an bevorzugten Plätzen des Ufers regelmäßig aufhält. Seine Nahrung besteht aus Wasserpflanzen und aus der Rinde junger Bäume, und nur da, wo es ganz nahe an Pflanzungen wohnt, fällt es zuweilen über die Wassermelonen und den jungen Mais her.

Das Wasserschwein ist ein stilles und ruhiges Thier. Schon auf den ersten Anblick wird es Einem klar, daß man es mit einem höchst stumpfsinnigen und geistesarmen Geschöpf zu thun hat. Der Jäger kann es stundenlang beobachten, wenn er will; aber sein Leben bietet wenig Abwechselung dar und verleidet sehr bald die Beobachtungen. Niemals sieht man es mit anderen seiner Art spielen. Entweder gehen die Mitglieder einer Herde langsamen Schrittes ihrer Nahrung nach, oder ruhen in sitzender Stellung. Von Zeit zu Zeit kehren sie etwa den Kopf um, um zu sehen, ob sich ein Feind zeigt. Begegnen sie einem solchen, so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern gehen ganz langsam dem Wasser zu. Ein ungeheurer Schrecken ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in ihrer Mitte zeigt. Dann stürzen sie mit einem lauten Schrei ins Wasser und tauchen unter. Wenn sie nicht gewohnt sind, Menschen zu sehen, betrachten sie diese oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen anderen Laut von sich geben, als jenes Nothgeschrei, welches Azara durch „Ap" ausdrückt. Dieses Geschrei ist aber so durchdringend, daß man es viertelstundenweit vernehmen kann.

Das Weibchen wirft nur ein Mal im Jahre zwei bis vier Junge, nicht aber acht, wie man noch heutzutage in Paraguay behaupten hört. Ob dieses in einem besonders dazu bereiteten Lager geschieht, hat man nicht ermitteln können. Die Ferkelchen folgen gleich ihrer Mutter, zeigen jedoch nur wenig Anhänglichkeit. Nach Azara's Beobachtungen soll ein Männchen zwei oder drei Weibchen mit sich führen, und daher kann wohl der Irrthum entstanden sein, daß das Weibchen acht Junge würfe. „Ich habe," sagt Rengger, „in Paraguay mehrere Capybaras, welche man jung eingefangen und aufgezogen hatte, gesehen. Sie waren sehr zahm, wie ein Hausthier, gingen gleich diesem aus und ein und ließen sich von Jedermann berühren. Doch zeigten sie weder Folgsamkeit noch Anhänglichkeit an den Menschen. Sie hatten sich so an ihren Aufenthaltsort gewöhnt, daß sie sich nie weit davon entfernten. Man braucht sie nicht zu füttern; sie suchen selbst ihre Nahrung auf, und Das bei Nacht oder bei Tage. Ihre Lieblingsspeise blieben, wie in der Freiheit, Sumpf- und Wasserpflanzen, die sie sich auch täglich aus den nahe gelegenen Flüssen, Lachen und Sümpfen holten; doch fraßen sie auch Maniocwurzeln oder Schalen von Wassermelonen, die man ihnen vorgesetzt hatte. Unter ihren Sinnen scheint der Geruch am besten entwickelt zu sein. Das Gehör und Gesicht sind

schlecht. Was ihnen aber an Schärfe der Sinne abgeht, wird an Muskelkraft ersetzt, so daß zwei Männer kaum im Stande sind, einen Capybara zu bändigen."

In der Neuzeit ist das Thier öfters lebend nach Europa gekommen. Der hamburger Thiergarten besitzt es; außerdem sah ich es in Antwerpen und in London. Das unsrige ist mir in hohem Grade zugethan. Es kennt meine Stimme, kommt herbei, wenn ich es rufe, freut sich, wenn ich ihm schmeichle und folgt mir, wie ein Hund, durch den ganzen Garten. So freundlich ist es nicht gegen Jedermann: seinem Wärter, welcher es zurücktreiben wollte, sprang es einmal gegen die Brust und biß dabei sofort zu, glücklicherweise mehr in den Rock, als in den Körper. Eigentlich folgsam kann ich es überhaupt nicht nennen; es gehorcht nur, wenn es eben will. Sein Gleichmuth ist mehr ein scheinbarer, als wirklich begründeter.

Ich kann seine Bewegungen nicht plump oder schwerfällig nennen. Es geht selten rasch, sondern gewöhnlich gemächlich dahin, mit großen Schritten, springt aber ohne Mühe über drei Fuß hohe Gitter weg. Im Wasser bewegt es sich meisterhaft. Es schwimmt in gleichmäßigem Zuge schnurgerade über breite Gewässer, gerade so schnell, wie ein Mann geht, taucht mit einem Sprung, wie ein Vogel, und verweilt minutenlang unter dem Wasser, schwimmt auch in der Tiefe fort, ohne sich in der beabsichtigten Richtung zu irren. Sein Stall steht nahe am Bache unseres Gartens; denn Wasser und Schlamm ist ihm Bedürfniß. Sobald ich es rufe, springt es unter Ausstoßen des von den genannten Naturforschern beschriebenen Schreies ins Wasser, taucht unter und steigt dann langsam am anderen Ufer in die Höhe, kommt zu mir heran und murmelt oder kichert in höchst eigenthümlicher Weise vor sich hin, und zwar durch die Nase, wie ich mich genau überzeugt habe. Die Töne, welche es auf diese Weise hervorbringt, lassen sich noch am ehesten mit dem Geräusch vergleichen, welches entsteht, wenn man die Zähne auf einander reibt. Sie sind abgebrochen-zitternd, unnachahmlich, eigentlich auch nicht zu beschreiben, ein Ausdruck des entschiedensten Wohlbehagens, gewissermaßen ein Selbstgespräch des Thieres, welches unterbrochen wird, wenn sich irgendwelche Aufregung seiner bemächtigt.

Seine Erhaltung verursacht gar keine Mühe. Es frißt allerlei Pflanzenstoffe, wie ein Schwein; es bedarf viel, aber durchaus kein gutes Futter. Frisches, saftiges Gras ist ihm das Liebste. Mit seinen breiten Schneidezähnen weidet es wie ein Pferd, ganz wie dieses trinkt es auch, schlürfend, mit langen Zügen. Möhren, Rüben und Kleienfutter sagen ihm ebenfalls sehr zu.

Die Wärme liebt es, ohne jedoch die Kälte zu fürchten. Noch im November stürzte es sich ungescheut und ungefährdet in das eiskalte Wasser. Bei großer Hitze sucht es unter dichten Gebüschen Schatten, gräbt sich hier wohl auch eine seichte Vertiefung aus. Sehr gern wälzt es sich im Schlamm; es ist überhaupt unreinlich und liederlich: seine Haare liegen kreuz und quer über und durch einander. Es würde ein ganzes Schwein sein, übernähme das Wasser nicht die Reinigung seines Borstenkleides.

Gegen andere Thiere zeigt es sich theilnahmslos. Es fängt mit keinem Streit an und läßt sich beschnuppern, ohne sich nach dem Neugierigen auch nur umzuschauen. Doch zweifle ich nicht, daß es sich zu vertheidigen weiß; denn es ist durchaus nicht so dumm und auch nicht so sanft, als es aussieht.

Auffallend war mir der Wechsel seiner Milchnagezähne; sie wurden durch die zweiten, welche ungefähr nach Ablauf des ersten Lebensjahres durchbrachen, ganz allmählich abgestoßen, saßen eine Zeit lang wie eine Scheide auf ihnen auf und fielen ab, noch ehe die nachkommenden ausgebildet waren. Das Gebiß war eine Zeit lang äußerst unregelmäßig. Möglicherweise wechseln auch andere Glieder der Ordnung in ähnlicher Weise ihre Nagezähne.

Ich habe mich bemüht, noch andere Capybaras zu erhalten, weil ich nach allen Beobachtungen glauben darf, daß diese Thiere bei uns zur Fortpflanzung gebracht werden können.

In Paraguay benutzt man das Fell des Wasserschweins zu Riemen, Fußdecken, Schuhen ꝛc. Es ist aber dick und sehr schwammig und läßt das Wasser leicht durchfließen. Das Fleisch genießen

blos die Indianer; denn es hat einen eigenen, widrigen Fettgeschmack, welcher die Europäer anekelt; wird es aber erst mit Wasser gekocht und gebeizt, so ist es so schmackhaft, wie das zarteste Kalbfleisch. Die weißen Einwohner Südamerikas jagen unser Thier zuweilen zu ihrer Belustigung, indem sie es unvermuthet überfallen, ihm den Weg abschneiden und es mit ihren Wurfschlingen zu Boden reißen. Häufiger aber jagt man es vom Strome aus. Wird es blos angeschossen, so stürzt es sogleich ins Wasser, sucht aber bald wieder das Land zu gewinnen, wenn es durch die Verwundung sich nicht entkräftet fühlt. Im Nothfalle vertheidigt sich das angeschossene Wasserschwein noch kräftig mit den Zähnen und bringt seinem Gegner nicht selten schwere Wunden bei. Auf das im Wasser schwimmende Thier zu schießen, ist nicht rathsam, weil es, wenn es rasch getödtet wird, unter- und verloren geht. Außer dem Menschen dürfte der Jaguar der schlimmste Feind des Capybara sein. Tag und Nacht ist dieser schlaue Räuber auf seiner Fährte, und an den Flußniederungen ist es wahrscheinlich die häufigste Beute, welche der Katze überhaupt zum Opfer fällt.

Der Paka (Coelogenys Paca) mag für uns das letzte Mitglied der Hufpfötler sein. Der eigenthümlich dicke Kopf, die großen Augen und kleinen Ohren, der stummelartige Schwanz, die hohen Beine, die fünfzehigen Vorder- und Hinterfüße, das borstige, dünnanliegende Haarkleid, vier Schneide- und sechszehn Backenzähne, und besonders der merkwürdig ausgedehnte, nach innen mit einer Höhle versehene Jochbogen, sind die Kennzeichen des Thieres. Dieser ausgehöhlte Knochen ist gleichsam als eine Fortsetzung der Backentaschen zu betrachten. Solche sind zwar auch vorhanden, haben aber nicht die Größe und Ausdehnung, wie bei anderen Nagern. Sie bilden eigentlich nur eine Hautfalte. Von ihnen aus führt eine enge, nach unten sich öffnende Spalte in die Höhlung des Jochbogens, welche als die eigentliche Backentasche betrachtet werden muß. Sie ist im Innern mit einer dünnen Haut ausgekleidet und zur Hälfte verschlossen, so daß sie nur durch eine kleine Oeffnung mit der Mundhöhle in Verbindung steht. Ihre eigentliche Bestimmung ist mit Sicherheit bis jetzt noch nicht ermittelt worden; doch haben einige Naturforscher Nahrung in ihr gefunden. Durch die Ausdehnung des Jochbogens bekommt der Schädel des Thieres ein eigenthümliches Gepräge; er wird auffallend hoch und eckig. Bei keinem anderen Säugethiere wiederholt sich diese auffallende Bildung. Das Fell des Paka besteht aus kurzen, eng am Körper liegenden Haaren, welche oben und an den äußeren Theilen gelbbraun, auf der Unterseite und an der Innenseite der Beine gelblichweiß sind. Fünf Reihen von gelblichweißen Flecken von runder oder eiförmiger Gestalt laufen zu beiden Seiten von der Schulter bis zum hinteren Rande des Schenkels. Die untere Reihe vermischt sich zum Theil mit der Farbe des Körpers. Um den Mund und über den Augen stehen einige steife, rückwärts gerichtete Fühlborsten. Das Ohr ist kurz und wenig behaart, die Sohlen und die Fußspitzen sind nackt. Ausgewachsene Männchen werden über 2 Fuß lang und etwas über einen Fuß hoch. — „Das Aussehen des Paka," sagt Rengger, „ist dem eines jungen Schweines nicht unähnlich. Sein Kopf ist breit, die Schnauze stumpf, die Oberlippe gespalten, die Nasenlöcher länglich, die Ohren kurz, oben abgerundet, der Hals kurz, der Rumpf dick, die Beine stark gebaut, und die Zehen mit Nägeln versehen. Der Schwanz zeigt sich blos als eine haarartige Hervorragung."

Der Paka ist über den größten Theil von Südamerika verbreitet; er reicht von Surinam und durch Brasilien bis Paraguay hinunter; kommt aber auch auf den südlichen Antillen vor. Je einsamer und wilder die Gegend ist, um so häufiger findet man ihn, in den bevölkerten Theilen ist er überall selten geworden. Der Saum der Wälder bildet seinen Aufenthaltsort. Hier gräbt er sich eine Höhle von vier bis fünf Fuß Tiefe in die Erde, und bringt in ihr den ganzen Tag schlafend zu. Mit der Dämmerung geht er seiner Nahrung nach und besucht dabei wohl auch die Zuckerrohr- und Melonenpflanzungen, in denen er bedeutenden Schaden anrichtet. Sonst nährt er sich von Blättern,

Blumen und Früchten der verschiedensten Pflanzen. Er lebt paarweise und einzeln. Das Weibchen wirft mitten im Sommer ein einziges Junges, hält es, wie die Wilden behaupten, während des Säugens in der Höhle versteckt und führt es dann noch mehrere Monate mit sich umher.

„Einer von meinen Bekannten," berichtet Rengger, „welcher während drei Jahre einen Paka in seinem Hause gehalten hatte, erzählt mir von seinem Aufenthalte im häuslichen Zustande Folgendes: Mein Gefangener zeigte sich, obwohl er noch jung war, sehr scheu und unbändig und biß um sich, wenn man sich ihm näherte. Den Tag über hielt er sich versteckt, bei Nacht lief er umher, suchte den Boden aufzukratzen, gab verschiedene grunzende Töne von sich und berührte kaum die ihm vorgesetzte Nahrung. Nach einigen Monaten verlor sich diese Wildheit allmählich, und er fing an, sich an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Später wurde er noch zahmer. Er ließ sich berühren und liebkosen und näherte sich seinem Herrn und fremden Personen. Für Niemand aber zeigte er Anhänglichkeit. Da ihm auch die Kinder im Hause wenig Ruhe ließen, veränderte er allmählich seine Lage insofern, daß er bei Nacht ruhig war und Nahrung zu sich nahm. Man ernährte ihn mit Allem, was im Hause gegessen wurde, nur nicht mit Fleisch. Die Speise ergriff er mit den Schneidezähnen, Flüssigkeiten nahm er lappend zu sich. Sein Herr versicherte mich, daß er ihm öfters mit einem Finger



Der Paka (Coelogenys Paca).

in die Backentaschen gegriffen und dort Speise gefühlt habe. Er war äußerst reinlich und entledigte sich seines Koths und Harns immer in einiger Entfernung von seinem Lager, welches er aus Lappen, Stroh und Stückchen von Leder in einem Winkel sich bereitete. Sein Gang war ein Schritt oder ein schneller Lauf in Sätzen. Das helle Tageslicht schien ihn zu blenden; seine Augen leuchteten jedoch nicht in der Dunkelheit. Obgleich er sich an den Menschen und seine Wohnung, wie es schien, gut gewöhnt hatte, war sein Hang zur Freiheit noch immer der nämliche. Er entfloh nach einer Gefangenschaft von drei Jahren bei der ersten besten Gelegenheit, die sich ihm darbot."

Die Haut des Paka ist zu dünn und sein Haar zu grob, als daß sein Fell benutzt werden könnte. In den Monaten Februar und März ist das Thier außerordentlich fett, und dann ist sein Fleisch sehr schmackhaft und beliebt. In Brasilien ist er nebst den Agutis und verschiedenen Arten der Gürtelthiere das gemeine Wildpret in den Waldungen. Prinz von Wied fing ihn in den Urwäldern häufig in Schlagfallen. Dort jagt man ihn mit Hunden und bringt ihn als „königliches Wild" zu Markte. Bisjetzt hat man das Thier nur selten lebend nach Europa gebracht. Buffon besaß ein Weibchen längere Zeit, welches ganz zahm war, sich unter dem Ofen ein Lager machte, den Tag über schlief, des Nachts umherlief und, wenn es in einen Kasten eingeschlossen wurde, zu nagen

begann. Bekannten Personen leckte es die Hand und ließ von ihnen sich krauen; dabei streckte es sich aus und gab das Wohlgefallen durch einen schwachen Laut zu erkennen. Fremde Personen, Kinder und Hunde versuchte es zu beißen, und im Zorn grunzte und knirschte es ganz eigenthümlich. Gegen Kälte war es so wenig empfindlich, daß Buffon glaubte, man könnte es in Europa einheimisch machen.

Ich habe den Paka im hamburger Thiergarten mehr als ein Jahr lang beobachtet und als ein träges, wenig anziehendes Thier kennen gelernt. Bei Tage erscheint es selten außerhalb seiner Höhlen; gegen Sonnenuntergang kommt es hervor. Es lebt friedlich oder richtiger gleichgiltig mit Agutis und einem Murmelthiere zusammen, läßt sich Nichts gefallen, greift aber keinen seiner Genossen an. Begnügsam wie es ist, macht es weder an besonders gute Nahrung, noch an einen wohleingerichteten Stall Anspruch. Hinsichtlich seiner Zähigkeit im Ertragen der Kälte muß ich Buffon beistimmen; nur glaube ich nicht, daß eine Einbürgerung in Europa irgend welchen erheblichen Nutzen haben würde.

* * *

An das Ende unserer Ordnung stellen wir, dem Vorgange fast aller Naturforscher folgend, die Hasen (Lepores). Wer kennt sie nicht, die langbärtigen, langöhrigen Gesellen, deren Furcht schon seit alter Zeit sprichwörtlich und deren wohlschmeckendes Fleisch bereits zur Römerzeit Feinschmecker begeisterte! Man darf wohl sagen, daß unter den Nagern nächst den Ratten und Mäusen kein Thier volksthümlicher ist, als der Hase, der bei uns heimische Vertreter einer nicht eben zahlreichen Familie. Jedermann hat ihn in der Hand gehabt; Jeder kennt ihn wenigstens äußerlich: — und dennoch ist der Hase weniger bekannt, als viele Thiere, welche manche Menschen niemals gesehen haben. Denn nur der wahrhaft Eingeweihte kennt sein Leben und Treiben von Grund aus.

Die Hasen bilden eine sehr ausgezeichnete Familie. Sie sind die einzigen Nager, welche mehr als zwei Vorderzähne haben; denn hinter den scharfen und breiten Nagezähnen stehen zwei wirkliche Schneidezähne, kleine, stumpfe, fast vierseitige Stifte. Hierdurch erhält das Gebiß ein so eigenthümliches Gepräge, daß die Hasen geradezu einzig dastehen. Fünf bis sechs, aus je zwei Platten zusammengesetzte Backenzähne finden sich noch in jedem Kiefer. Das Geripp ist durch mehrfache Eigenheiten ausgezeichnet; ich glaube aber genug zu thun, wenn ich, die anatomischen Feinheiten außer Acht lassend, eben nur anführe, daß 12 rippentragende, 9 Lenden-, 2 bis 4 Kreuz- und 12 bis 20 Schwanzwirbel sich finden. Die allgemeinen Kennzeichen des Hasen sind gestreckter Körper mit hohen Hinterbeinen, langer, gestreckter Schädel mit großen Ohren und Augen, fünfzehige Vorder- und vierzehige Hinterfüße, dicke, höchst bewegliche, tief gespaltene Lippen mit starken Schnurren zu beiden Seiten und eine dichte, fast wollige Behaarung.

So wenig Arten die Familie auch enthält, über einen um so größeren Raum der Erde ist sie verbreitet. Alle Theile der Erde, mit alleiniger Ausnahme Neuhollands und seiner Inseln, beherbergen Hasen. Sie finden sich in allen Klimaten, in Ebenen und Gebirgen, in offenen Feldern und Felsenritzen, auf und unter der Erde, kurz überall, und wo die eine Art aufhört, beginnt eine andere: die Gegend, welche von dieser nicht ausgebeutet wird, besitzt in einer anderen einen zufriedenen Bewohner. Alle nähren sich von weichen, saftigen Pflanzentheilen; doch kann man sagen, daß sie eigentlich Nichts verschonen, was sie erlangen können. Sie verzehren die Pflanzen von der Wurzel bis zur Frucht, wenn sie auch die Blätter niederer Kräuter am liebsten genießen. Die meisten leben in beschränktem Grade gesellig und halten sehr treu an dem einmal gewählten oder ihnen zuertheilten Standorte fest. Hier liegen sie den Tag über in einer Vertiefung oder Höhle verborgen, bei Nacht streifen sie umher, um ihrer Nahrung nachzugehen. Man kann aber nicht sagen, daß sie eigentliche Nachtthiere wären. Sie ruhen, streng genommen, blos in den Mittagsstunden und

laufen, wenn sie sich sicher fühlen, auch morgens und abends bei hellem Sonnenschein umher. Ihre Bewegungen sind ganz eigenthümlicher Art. Die bekannte Schnelligkeit der Hasen zeigt sich blos während des vollen Laufes; beim langsamen Gehen bewegen sich unsere Thiere im höchsten Grade ungeschickt und tölpelhaft, jedenfalls der langen Hinterbeine wegen, welche einen gleichmäßigen Gang erschweren. Doch muß man zugestehen, daß sie mit größtem Geschicke Wendungen aller Art auch im tollsten Laufe machen können und eine Gewandtheit offenbaren, die man ihnen nicht zutrauen möchte. Alle Arten sind auf die Erde gebunden und ganz unfähig zu klettern. Sie meiden auch das Wasser, obwohl sie im Nothfalle über Flüsse setzen. Unter ihren Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör oben an: es erreicht hier eine Ausbildung, wie bei wenig anderen Thieren, unter den Nagern unzweifelhaft die größte. Der Geruch ist schwach, doch auch nicht übel, und das Gesicht recht leidlich. Ihre geistigen Eigenschaften sind ziemlich widersprechender Art. Im allgemeinen entsprechen die Hasen nicht dem Bilde, welches man sich von ihnen macht. Man nennt sie gutmüthig, friedlich, harmlos und feig; sie beweisen aber, daß sie von alledem auch das Gegentheil sein können, und genaue Beobachter wollen von einer Gutmüthigkeit gar Nichts wissen, sondern nennen die Hasen geradezu boshaft und unfriedlich im höchsten Grade. Allbekannt ist ihre Furcht, ihre Aufmerksamkeit und Scheuheit, weniger bekannt die große List, welche sie sich aneignen und mit zunehmendem Alter auf eine wirklich bewunderungswürdige Höhe steigern. Auch ihre Feigheit ist nicht so arg, als man glaubt. Man thut ihnen jedenfalls Unrecht, wenn man diese Eigenschaft so hervorhebt, wie unser alter Linné, welcher Freund Lampen mit dem Namen eines Feiglings für ewige Zeiten gebrandmarkt hat. Ein englischer Schriftsteller sagt sehr treffend, daß es kein Wunder ist, wenn der Hase sich feig zeigt, da jeder Leopard, jeder Tiger und Löwe sein Heil in der Flucht suchen würde, wenn zwanzig, dreißig Hunde und wohlbewaffnete Jäger sie in ihrer Ruhe aufsuchen und mit ähnlichem Blutdurst verfolgen wollten, wie wir den armen Schelm.

Die Stimme des Hasen besteht aus einem dumpfen Knurren, und bei Angst in einem lauten, kläglichen Schrei. Die zur Familie gehörenden Pfeifhasen bethätigen ihren Namen. Unterstützt wird die Stimme, welche man übrigens nur selten hört, durch ein eigenthümliches Aufklappen mit den Hinterbeinen, was ebensowohl Furcht als Zorn ausdrücken und zur Warnung dienen soll.

Wenn auch die Vermehrung der Hasen nicht so groß, als bei anderen Nagern ist, bleibt sie doch immerhin eine sehr starke, und der alte Ausspruch der Jäger, daß der Hase im Frühjahr selbander zu Felde ziehe und zum Herbst gegen sechszehn zurückkehre, hat an Orten, wo das Leben unserem Lampe freundlich lacht und wo die Verfolgung nicht gar zu schlimm ist, seinen vollen Werth. Die meisten Hasen werfen mehrmals im Jahre, manche drei bis sechs, ja, bis elf Junge. Fast alle aber behandeln ihre Sprößlinge in einer überaus leichtsinnigen Weise, und daher kommt es, daß so viele von diesen zu Grunde gehen. Außerdem stellt ein ganzes Heer von Feinden dem schmackhaften Wildpret nach, in jedem Erdtheil andere, aber in jedem gleich viele. Für unser Deutschland hat Wildungen die Feinde in einem lustigen Reim zusammengestellt, den ich hiermit als besten Beweis der Menge anführen will:

„Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, Alles will ihn — fressen."

Kein Wunder, daß bei einer solchen Masse von Feinden die Hasen sich nicht so vermehren, als es sonst geschehen würde, aber ein Glück für uns, daß Dem so ist: denn sonst würden die Hasen unsere Feldfrüchte rein auffressen; in allen Gegenden, wo sie stark überhand nehmen, werden sie

ohnehin zur Landplage. Bei uns ist ihrer geringen Anzahl wegen der Nutzen, den sie für die Küche und für das Gewerbe leisten, größer als der Schaden, den sie anrichten.

Unser Lampe (Lepus timidus) ist der bei uns heimische Vertreter der eigentlichen Hasen. Er ist ein tüchtiger Nager; denn seine Gesammtlänge beträgt $2\frac{1}{4}$ Fuß, wovon auf den Schwanz etwas über 3 Zoll kommen, die Höhe am Widerrist 10 Zoll, das Gewicht 8 bis 10 Pfund. In der guten Zeit fand man aber Hasen, welche bis achtzehn Pfund schwer wurden. Berghasen sind regelmäßig größer, als die in der Ebene wohnenden, wahrscheinlich weil sie weniger der Verfolgung ausgesetzt sind.

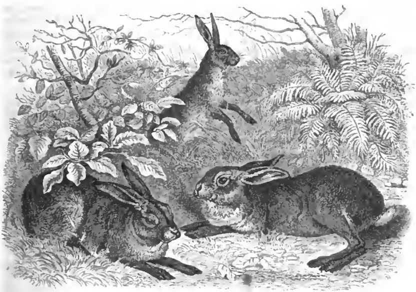
Die Kennzeichen der eigentlichen Hasen liegen in den kopflangen Ohren, den verkürzten Daumen der Vorderpfoten, den sehr langen Hinterbeinen, dem aufgerichteten Schwanzstummel und den sechs Backenzähnen in der Oberkieferreihe. Diese Merkmale sind denn auch Lampes Eigenthum. Die Färbung seines Balges ist mit wenig Worten schwer zu beschreiben. Der Pelz besteht aus Woll- und langen Grannenhaaren; erstere stehen sehr dicht und sind stark gekräuselt; die Grannen sind stark, lang und auch etwas gekräuselt. Das Unterhaar ist auf der Unterseite der Kehle rein weiß, an der Seite weiß, auf der Oberseite weiß mit schwarzbraunen Enden, auf dem Oberhals dunkelroth, im Genick mit weißen Spitzen. Das Oberhaar der Oberseite ist grau am Grunde, am Ende braunschwarz, rostgelb geringelt; doch finden sich auch viele ganz schwarze Haare darunter. Hierdurch erhält der Pelz eine echte Erdfarbe. Er ist auf der Oberseite braungelb mit schwarzer Sprenkelung, am Halse gelbbraun, weißlich überlaufen, nach hinten weißgrau, an der Unterseite weiß. Nun ändert die Färbung auch im Sommer und Winter regelmäßig ab, und die Häsin sieht röther, als der Hase; es kommen verschiedene Abänderungen vor, gelbe, gescheckte, weiße Hasen: kurz, die Färbung kann eine sehr manchfache sein. Immer aber ist sie vortrefflich geeignet, unseren Nager, wenn er auf der Erde ruht, den Blicken seiner Gegner zu entrücken. Schon in einer geringen Entfernung ähnelt die Gesammtfärbung der Umgebung so, daß man den Balg nicht von der Erde unterscheiden kann. Die jungen Hasen zeichnen sich häufig durch den sogenannten Stern oder eine Blässe auf der Stirn aus, und in seltenen Fällen tragen sie diese Färbung auch in ein höheres Alter hinüber. Als Unterscheidungskennzeichen unseres Lampe und seiner Gattungsgenossen gelten, daß die Ohren länger, als der Kopf sind und nach oben angedrückt, über die Schwanzspitze hinausragen. Die Ohrspitze ist schwarz, wie bei den übrigen anderen Hasen.

Lampe führt bei dem Jäger mehrere Namen, je nach Geschlecht und Vorkommen. Man unterscheidet Berg- und Feldhasen, Wald- und Holzhasen, Grund-, Sumpf- und Moorhasen, Sandhasen u. s. w. Der alte männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin oder Satzhase; unter Halbwüchsigen versteht man die Jungen, unter Dreiläufern Die, welche drei Viertel ihrer vollkommenen Größe erreicht haben. Die Ohren heißen Löffel, die Augen Seher, die Füße Läufe; das Haar heißt Wolle, der Schwanz Blume, die Haut Balg. Im übrigen wendet man auf sein Leben noch folgende Ausdrücke an. Der Hase äßt sich oder nimmt seine Weide, er sitzt oder drückt sich, er rückt ins Feld, um Aeßung zu suchen, und ins Holz, um zu ruhen; er fährt ins Lager oder in die Vertiefung, in welcher er bei Tage schläft, und fährt aus derselben heraus. Er wird von den Menschen aufgestoßen, von den Hunden aufgestochen, er rammelt, die Häsin setzt, er ist gut oder schlecht, er verendet, wird ausgeweidet und gestreift u. s. w.

Ganz Mitteleuropa und ein kleiner Theil des westlichen Asiens ist die Heimat unseres Hasen. Im Süden vertritt ihn der Hase des Mittelmeeres, eine verschiedene Art von geringer Größe und röthlicher Färbung, auf den Hochgebirgen der veränderliche Hase, und im hohen Norden der Schnee- oder Eishase, der wahrscheinlich eine von dem Alpenhasen verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Art ist. Seine Nordgrenze erreicht er in Schottland, im südlichen Schweden und in Nordrußland; die Südgrenze ist Frankreich und Norditalien. Fruchtbare Ebenen mit Gehölzen, die Vor-

berge der Gebirge mit viel Wald sind die bevorzugten Aufenthaltsorte; doch steigt er in den Alpen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere und im Kaukasus noch um 1000 Fuß weiter empor. Ob der in China, in der Bucharei und in den kirgisischen Steppen vorkommende Hase wirklich unser Lampe ist, steht noch dahin. Er zieht gemäßigte den rauhen Ländern entschieden vor, und wählt aus Liebe zur Wärme Felder, welche unter dem Winde liegen und gedeckt sind. Versuche, die man angestellt hat, ihn nach dem Norden zu verpflanzen, sind fehlgeschlagen. Alte Rammler sind weniger wählerisch in ihrem Aufenthaltsorte, als die Häsin und Jüngere. Sie lagern sich oft in Büschen, Rohrdickichten und hochgelegenen Berghölzern, während die Jungen und die Häsinnen immer sehr sorgfältig in der Wahl ihrer Lager sind.

Die Lebensweise und die Eigenschaften des Hasen hat unter allen Schriftstellern Dietrich aus dem Winckell am besten beschrieben, weil er die meiste Gelegenheit hatte, das Thier in seinem na-



Der Hase (Lepus timidus).

türlichen Treiben zu beobachten. Ich glaube deshalb nichts Besseres thun zu können, als ihm zu folgen und sein Handbuch für Jäger und Jagdberechtigte meiner Beschreibung zu Grunde zu legen.

„Im allgemeinen," sagt er, „ist der Hase mehr Nacht-, als Tagthier, obwohl man ihn in heiteren Sommertagen auch vor Untergang der Sonne und noch am Morgen im Felde herumstreifen sieht. Höchst ungern verläßt er den Ort, in welchem er aufgewachsen und groß geworden ist. Findet er aber in demselben keinen anderen Hasen, mit dem er sich paaren kann, oder fehlt es ihm an Aeßung, so entfernt er sich weiter, als gewöhnlich. Aber der Satzhase kehrt, wenn die Paarungszeit herannaht, und der Rammler zur Herbstzeit wieder dahin zurück. Fortwährende Ruhe hält ihn besonders fest; fortgesetzte Verfolgung vertreibt ihn für immer. Der Feldhase bewohnt größtentheils die Felder und verläßt sie, wenn es regnet. Wird das Stück, in welchem er seine Wohnung gebaut hat, abgehauen, so geht er an einen andern Ort, in die Rüben-, Saat-, Krautfelder ꝛc. Hier, überall von kräftiger Aeßung umgeben, schwelgt er im Genusse derselben. Alle Kohl- und Rübenarten sind ihm Leckerspeise. Der Petersilie scheint er besonderen Vorzug zu geben. Im Spätherbste wählt

er nicht zu frische Sturzäcker, nicht zu feuchte, mit Binsen bewachsene Vertiefungen und Felder mit Oelsaat, welche nächst dem Wintergetreide den größten Theil seiner Weide ausmacht. Solange noch gar kein oder wenig Schnee liegt, verändert er seinen Wohnort nicht; nur bei Nacht geht er in die Gärten und sucht den eingeschlagenen und aufgeschichteten Kohl auf. Fällt starker Schnee, so läßt er sich in seinem Lager verschneien, zieht sich aber, sobald das Unwetter nachläßt, in die Nähe der Kleefelder. Bekommt der Schnee eine Eisrinde, so nimmt der Mangel immer mehr überhand, und je mehr Dies geschieht, um so schädlicher wird der Hase den Gärten und Baumschulen. Dann ist ihm die Schale der meisten jungen Bäume, vorzüglich die der Akazie und ganz junger Lärchen, sowie der Schwarzdorn ebenso willkommen, als der Braunkohl. Vermindert sich durch Thauwetter der Schnee, oder geht er ganz weg, so zieht sich der Hase wieder zurück, und dann ist grünes Getreide aller Art seine ausschließliche Weide. Bis die Wintersaat zu schossen anfängt, äßt er diese; hierauf rückt er vor Sonnenuntergang oder nach warmem Regen etwas früher aus und geht ins Sommergetreide. Auch diese Saat nimmt er nicht an, wenn sie alt wird, bleibt aber in ihr liegen, besucht abends frisch gepflanzte Krautfelder, Rübenstücke u. dgl. — Der Buschhase rückt nur abends auf die Felder, und morgens mit Tagesanbruch oder bald nach Sonnenaufgang kehrt er wieder ins Holz zurück. Er wechselt aber während des Sommers seinen Aufenthalt am Tage zuweilen mit hochbestandenen Getreidefeldern oder, wenn Regen fällt, mit Brach- und Sturzäckern. Im Herbst, wenn die Sträucher sich entlauben, geht er ganz aus dem Walde heraus; denn das Fallen der Blätter ist ihm entsetzlich. Im Winter zieht er sich in die dichtesten Gehölze, mit eintretendem Thauwetter aber kehrt er wieder in das lichtere Holz zurück. Der eigentliche Waldhase zeigt sich während der milden und fruchtbaren Jahreszeit in den Vorhölzern und rückt vonhieraus, wenn ihm die Aeßung auf den Waldwiesen nicht genügt, gegen Abend in die Felder. Bei starken Wintern geht er in die Dickichte und immer tiefer in den Wald hinein. Er läßt sich auch durch das fallende Laub nicht stören. Der Berghase befindet sich beim Genusse der in der Nachbarschaft seines Aufenthaltes wachsenden duftigen Kräuter so wohl, daß er nur, wenn Felder in der Nähe sind, dieselben aus Lüsternheit besucht."

„Außer der Rammelzeit, während welcher Alles, was Hase heißt, in unaufhörlicher Unruhe ist, bringt dieses Wild den ganzen Tag schlafend oder schlummernd im Lager zu. Nie geht der Hase gerade auf den Ort los, wo er ein altes Lager weiß, oder ein neues machen will, sondern läuft erst ein Stück über den Ort, wo er zu ruhen gedenkt, hinaus, kehrt um, macht wieder einige Sätze vorwärts, dann wieder einen Sprung seitwärts, und verfährt so noch einige Male, bis er mit dem weitesten Satze an den Platz kommt, wo er bleiben will."

„Bei der Zubereitung des Lagers scharrt der Hase im freien Felde eine etwa zwei bis drei Zoll tiefe, am hinteren Ende etwas gewölbte Höhlung in die Erde, welche so lang und breit ist, daß der obere Theil des Rückens nur sehr wenig sichtbar bleibt, wenn er in derselben die Vorderläufe ausstreckt, auf diesen den Kopf mit angeschlossenen Löffeln ruhen läßt und die Hinterbeine unter den Leib zusammendrückt. In diesem Lager schützt er sich während der milden Jahreszeit leidlich vor Sturm und Regen. Im Winter höhlt er das Lager gewöhnlich so tief aus, daß man von ihm Nichts, als einen kleinen schwarzgrauen Punkt gewahrt. Im Sommer wendet er das Gesicht nach Norden, im Winter nach Süden, bei stürmischem Wetter aber so, daß er unter dem Winde sitzt."

„Fast möchte es scheinen, als habe die Natur den Hasen durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ihm angeborene Furchtsamkeit und Scheu zu entschädigen gesucht. Hat er irgend eine Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit seinen sehr guten Appetit zu stillen, und ist die Witterung nicht ganz ungünstig, so wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er sich nicht gleich nach Sonnenaufgang auf trockenen, zumal sandigen Plätzen, entweder mit seines Gleichen oder allein herumtummelt. Lustige Sprünge, abwechselnd mit Kreislaufen und Wälzen, sind Aeußerung des Wohlbehagens, in welchem er sich so berauscht, daß er seinen ärgsten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden ansieht und einen kurzen Spaß mit dem Leben bezahlt. Der alte Hase läßt sich nicht so leicht überlisten und rettet sich, wenn er gesund und bei Kräften ist, vor

den Nachstellungen dieses Erzfeindes fast regelmäßig durch die Flucht. Dabei sucht er durch Widerhaken und Hakenschlagen, welches er meisterhaft versteht, seinen Feind zu übertölpeln. Nur wenn er vor raschen Windhunden dahinläuft, sucht er einen anderen Hasen vorzustoßen und drückt sich in dessen Wohnung, den vertriebenen Besitzer kaltblütig der Verfolgung überlassend, oder er geht gerade in eine Herde Vieh, fährt in das erste beste Rohrdickicht und schwimmt im Nothfalle auch über ziemlich breite Gewässer. Niemals aber wagt er sich einem lebenden Geschöpf anderer Art zu widersetzen, und nur, wenn Eifersucht ihn reizt, läßt er sich in einen Kampf mit seines Gleichen ein. Zuweilen kommt es vor, daß ihm eine eingebildete oder wahre Gefahr derart überrascht und aus der Fassung bringt, daß er, jedes Rettungsmittel vergessend, in der größten Angst hin- und herläuft, ja wohl gar in ein jämmerliches Klagen ausbricht." Vor allen unbekannten Dingen hat er überhaupt eine außerordentliche Achtung, und deshalb meidet er auch sorgfältig alle Scheusale, welche in den Feldern aufgestellt werden, um ihn abzuhalten. Dagegen kommt es auch vor, daß alte, ausgelehrte Hasen sich außerordentlich frech zeigen. Sie lassen sich nicht einmal, wie Lenz angibt, durch die Hunde vertreiben, und sobald sie merken, daß diese eingesperrt oder angehängt sind, kommen sie mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen an die Gärten heran und fressen, so zu sagen, unter den Augen der Hunde. Lenz hat mehrmals gesehen, daß Hasen so nahe unter seinem Fenster und neben den angefesselten Hunden hinschlüpften, daß der Schaum aus dem Rachen der Hunde ihnen auf den Pelz spritzte.

Die Schnelligkeit des Hasen im Laufe rührt größtentheils daher, daß er stark überbaut ist d. h. daß seine Hinterläufe länger sind, als die vorderen. Hierin liegt auch der Grund, daß er besser bergauf, als bergab rennen kann. Wenn er ruhig ist, bewegt er sich in ganz kurzen, langsamen Sprüngen, wenn ihm daran liegt, schnell fortzukommen, in sehr großen Sätzen. Hierbei bemerkt man zuweilen, daß er mit den Vorderläufen ein paar Schritte rückwärts thut. Beim Entfliehen hat er die Eigenthümlichkeit, daß er ohne besonderen Grund in einiger Entfernung von seinem Lager einen Kegel macht d. h. die Stellung eines aufrecht sitzenden Hundes annimmt; ist er dem ihm nachjagenden Hunde ein Stück voraus, so stellt er sich nicht nur auf die vollständig ausgestreckten Hinterläufe, sondern geht auch wohl so ein paar Schritte vorwärts und dreht sich nach allen Seiten um.

Gewöhnlich gibt er nur dann einen Laut von sich, wenn er sich in Gefahr sieht. Dieses Geschrei ähnelt dem kleiner Kinder und wird mit „Klagen" bezeichnet.

Unter den Sinnen des Hasen ist das Gehör, wie schon die großen Löffel schließen lassen, am besten ausgebildet. Der Geruch ist recht leidlich, das Gesicht aber sehr schwach. Unter seinen geistigen Eigenschaften steht eine außerordentliche Vorsicht und Aufmerksamkeit oben an. Der leiseste Laut, den er vernimmt, der Wind, welcher durch die Blätter säuselt, ein rauschendes Blatt genügt, um ihn, wenn er schläft, zu erwecken und im hohen Grade aufmerksam zu machen. Eine Eidechse, ja selbst das Quaken eines Frosches kann ihn von seinem Lager verscheuchen, und selbst wenn er im vollsten Lauf ist, genügt ein leises Pfeifen, um ihn aufzuhalten. Die berühmte Harmlosigkeit des Hasen ist nicht soweit her. Dietrich aus dem Winckell sagt geradezu, daß das größte Laster des Hasen seine Bosheit sei, nicht weil er dieselbe durch Kratzen und Beißen äußere, sondern weil der Satzhase durch Verleugnen der elterlichen Liebe, der Rammler aber durch Grausamkeit gegen junge Häschen, dieselbe in der empörendsten Weise bethätige.

Die Rammelzeit beginnt nach harten Wintern anfangs März, bei gelinderen schon Ende Februars. Im allgemeinen kann man sagen, daß sie um so eher eintritt, je mehr der Hase Nahrung hat. „Zu Anfange der Begattungszeit," sagt unser Gewährsmann, „schwärmen unaufhörlich Rammler, Häsinnen suchend, umher und folgen der Spur derselben, gleich den Hunden, mit zur Erde gesenkter Nase. Sobald ein Paar sich zusammenfindet, beginnt die verliebte Neckerei durch Kreislaufen und Kegelschlagen, wobei anfangs der Satzhase immer der vorderste ist. Aber nicht lange dauert es, so fährt dieser von der Seite, und ehe der Rammler es versieht, gibt ihm die äußerst

gefällige Schöne Anleitung, was er thun soll. In möglichster Eile bemüht sich nun der Rammler, seine Gelehrigkeit thätig zu beweisen, ist aber dabei so ungezogen, im Augenblick des höchsten Entzückens mit den scharfen Nägeln der Geliebten ganz große Klumpen Wolle abzureißen. Kaum erblicken Andere seines Geschlechts den Glücklichen, so eilen sie heran, um ihn zu verdrängen oder wenigstens ihm die Freude des Genusses zu verderben. Anfänglich versucht es jener, seine Schöne zur Flucht zu bewegen; aber aus Gründen, die sich aus der unersättlichen Begierde derselben erklären lassen, zeigt sie nur selten Lust dazu, und so hebt jetzt ein neues Schauspiel an, indem die Häsin, von mehreren Bewerbern verfolgt und geneckt, endlich von dem behendesten, der sich den Minnesold nicht leicht entgehen läßt, eingeholt wird. Daß unter solchen Umständen nicht Alles ruhig abgehen kann, versteht sich von selbst. Eifersucht erbittert auch Hasengemüther, und so entsteht ein Kampf, zwar nicht auf Leben und Tod, aber höchst lustig für den Beobachter. Zwei, drei und mehrere Rammler fahren zusammen, rennen an einander, entfernen sich, machen Kegel und Männchen, fahren wieder auf einander los und bedienen sich dabei mit in ihrer Art ganz kräftigen Ohrfeigen, so daß die Wolle umherfliegt, bis endlich der Stärkste seinen Lohn empfängt, oder noch öfters sich betrogen fühlt, indem sich das Weibchen mit einem der Streitenden oder gar mit einem Ankömmling unbemerkt entfernt hat, gewiß überzeugt, daß auch die Hintergangenen nicht unterlassen werden, fremden Reizen zu huldigen, sobald sich Gelegenheit dazu findet."

Glaubwürdige Jäger versichern, daß diese Zweikämpfe zwischen verliebten Hasen, so unschuldig sie auch aussehen, zuweilen doch nicht ohne Verletzungen abgehen, weil sie nicht selten auf ihrem Reviere erblindete Hasen angetroffen haben, denen bei solchen Kämpfen die Lichter verletzt wurden. Die abgekratzte Wolle, welche auf den Stellen umherliegt, dient dem Jäger als Zeichen, daß die Rammelzeit wirklich angebrochen ist, und in besonders milden Jahren wird sich jeder Thierfreund in Acht nehmen, nunmehr noch auf das Wild zu jagen.

Dreißig Tage etwa geht die Häsin tragend, rammelt aber während ihrer Schwangerschaft immerfort. Gewöhnlich setzt sie zwischen Mitte und Ende des März das erste, im August das vierte und letzte Mal. Der erste Satz besteht aus mindestens einem oder zwei, der zweite aus drei bis fünf, der dritte aus zwei und der vierte wiederum aus ein bis zwei Jungen. Höchst selten und nur in sehr günstigen Jahren geschieht es, daß eine Häsin fünf Mal setzt. Das Wochenbett ist eine höchst einfache Vertiefung an einem ruhigen Ort des Waldes oder Feldes: ein Misthaufen, die Höhlung eines alten Stockes, angehäuftes Laub oder auch ein bloses Lager, eine tiefe Furche, ja endlich der flache Boden an allen Orten. Die Jungen kommen mit offenen Augen und jedenfalls schon sehr ausgebildet zur Welt. Manche Jäger sagen, daß sie sofort nach der Geburt sich selbst trocknen und putzen müssen. Soviel ist sicher, daß die Mutter nur während der ersten fünf bis sechs Tage bei ihren Kindern verweilt, dann aber neuer Genüsse halber sie dem Schicksal überläßt. Nur von Zeit zu Zeit kommt sie noch an den Ort zurück, wo sie die kleine Brut ins Leben setzte, lockt sie durch ein eigenthümliches Geklapper mit den Löffeln und läßt sie säugen, wahrscheinlich nur, um sich von der letzten Milch zu befreien und nicht etwa aus wirklicher Mutterliebe. Bei Annäherung eines Feindes verläßt sie ihre Kinder regelmäßig, obwohl auch Fälle bekannt sind, daß alte Häsinnen die Brut gegen kleine Raubvögel und Raben vertheidigt haben. Im allgemeinen trägt wohl die Lieblosigkeit der Hasenmutter die Hauptschuld, daß so wenige von den gesetzten Jungen aufkommen. Von dem ersten Satze gehen die meisten zu Grunde: der Uebergang aus dem warmen Mutterleib auf die kalte Erde ist zu grell; das kleine Geschöpf erstarrt augenblicklich und geht ein. Und wenn es wirklich auch das schwache Leben noch fristet, drohen ihm Gefahren aller Art, selbst vom eigenen Vater. Der Rammler benimmt sich wahrhaft abscheulich gegen die jungen Häschen. Er peinigt sie, wenn er kann, zu Tode. „Ich hörte," sagt Dietrich aus dem Winckell, „einst einen jungen Hasen klagen, glaubte aber, da es in der Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze und eilte dahin, um dieser den Lohn mit einem Schusse zu geben. Statt dessen aber sah ich einen Rammler vor dem Häschen sitzen und ihm mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern unaufhörlich so mauschelliren, daß

das arme Thierchen schon ganz matt geworden war. Dafür mußte aber der alte seine Bosheit mit dem Leben bezahlen."

Bei keinem andern wildlebenden Thiere hat man soviel Mißgeburten beobachtet, als bei den Hasen. Solche, die zwei Köpfe oder wenigstens eine doppelte Zunge haben, oder heraustehende Zähne besitzen, sind gar keine Seltenheiten.

Eine junge Hasenfamilie verläßt nur ungern die Gegend, in welcher sie geboren wurde. Die Geschwister entfernen sich wenig von einander, wenn auch jedes sich ein besonderes Lager gräbt. Abends rücken sie zusammen auf Aeßung aus, morgens gehen sie gemeinschaftlich nach dem Lager zurück: und so währt ihr Treiben, welches mit der Zeit ein recht fröhliches und frisches wird, fort, bis sie halbwüchsig sind. Dann trennen sie sich von einander. Nach funfzehn Monaten sind sie erwachsen, schon im ersten Lebensjahre aber zur Fortpflanzung geeignet. Sieben bis acht Jahre dürfte die höchste Lebensdauer sein, welche der Hase bei uns erreicht; es kommen aber Beispiele vor, wo Hasen allen Nachstellungen noch längere Zeit entgehen und immer noch nicht an Altersschwäche starben. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts war in meiner Heimat ein Rammler berüchtigt unter den Jägern: mein Vater kannte ihn seit acht Jahren. Stets war es dem Schlaukopf gelungen, sich allen Nachstellungen zu entziehen. Erst während eines sehr harten Winters wurde er von meinem Vater auf dem Anstande erlegt. Beim Wiegen ergab sich, daß er ein Gewicht von achtzehn Pfund erreicht hatte. Solche Beispiele sind aber selten; in unserer glücklichen Zeit, wo die Herren Landwirthe das edle Schießgewehr handhaben, kommen sie gar nicht mehr vor.

Es würde hier entschieden zu weit führen, wenn ich alle Arten der Hasenjagd schildern wollte. Darüber sind eigene Bücher geschrieben worden. Daß man nur in einer waidgerechten Jagd eine würdige Erbeutung des Hasen erblicken kann, versteht sich ganz von selbst. Schlingen und andere Kniffe anzuwenden, sind jedem Thierfreunde aufs äußerste verhaßt, nebenbei auch unnütz, weil gewöhnlich Freund Reineke den Lohn der Jagd davonträgt: dagegen gelten mit Recht die Jagdweisen, wie sie von zünftigen Waidmännern ausgeführt werden, als eines rechten Mannes würdiges Vergnügen. Es dürfte schwer sein, zu entscheiden, welche Jagdart die anziehendste ist. Ich für meinen Theil möchte mich für das Kesseltreiben und den Anstand entscheiden. Erstere Jagdweise wird auf großen, ebenen Flächen mit Vortheil angewendet und liefert sehr reichlichen Ertrag, verlangt aber viel Leute und kann deshalb nicht von jedem Besitzer ausgeführt werden. Der einzelne Theilnehmer genießt aus dem Grunde ein doppeltes Vergnügen, weil er jeden einzelnen Hasen selbst mit verfolgen kann. Möglichst still geht der Jagdzug auf einem der Feldwege dahin, plötzlich gebietet der Ordner Halt, und nun zertheilen sich in gleichen Abständen die Jäger und dazwischen die Treiber, zunächst nach zwei Richtungen hin, bis sich der Kreis zu runden und zu schließen anfängt. Sobald Dies geschehen ist, beginnt ein gleichmäßiges Vorrücken. Die Treiber lärmen, die Hunde eilen voran, und nun wird es lebendig im Kessel. Dort erhebt sich ein Hase, hier ein anderer, der von drüben sucht hier zu entschlüpfen, dieser ist schlau und drückt sich wieder, jener eilt wie verzweifelt im Kreise auf und nieder. Auch versucht manchmal Freund Reineke, der hier bei einem Spaziergange überrascht wurde, mit aller List einen Ausweg sich zu verschaffen, und prallt entsetzt zurück. Enger und enger wird der Kreis, lauter der Lärm, größer die Angst der eingesperrten Hasen. Endlich fällt der erste Schuß, gut, wenn er getroffen, noch lustiger, wenn er fehlte. Oft gibt eine ganze Reihe auf den armen Lampe Feuer, und Alle fehlen, bis Einer mit geschicktem Schuß ihm das Lebenslicht ausbläst. Mehr und mehr Leichen bedecken das Gefilde; von allen Seiten schaffen die Hunde die erlegten Hasen herbei, die Stöcke der Treiber werden beschwert mit der süßen Last, und so geht es fort, bis der Kreis so eng wird, daß die Vorsicht es gebietet, nunmehr blos nach außenhin zu feuern. Jetzt werden die noch im Kessel sich findenden Hasen geradezu zwischen den Leuten hindurch gehetzt und dabei retten sie noch oft ihr armes bedrohtes Leben. Ja, das ist ein prächtiges, männliches Vergnügen! — aber das „Verlappen" ist zuletzt doch noch schöner.

Jedenfalls muß ich meinem Leser hier erst erklären, was man unter dieser Jagdweise versteht, zumal sie nicht in allen Gegenden unseres Vaterlandes geduldet wird. Freund Lampe, der Furchtsame, sieht, wie ich schon erwähnt habe, in jedem ihm unbekannten Dinge einen fürchterlichen Gegenstand: und hierauf gründet der tückische Mensch seine nichtswürdigen Pläne, den Armen zu fangen. In stiller Mitternachtsstunde, wo sich der Hase aus dem Walde in die Felder gezogen hat zu fröhlicher Aeßung, schleicht der Schändliche hinaus, um ihm die Pforten nach seiner Tagesherberge zu verschließen. Drei bis vier Männer tragen große Ballen, die bei genauerer Prüfung sich als Rollen von starkem Bindfaden ergeben, in welchen in gewissen Abständen zwei Federn oder mindestens weiße Lappen eingeflochten sind. Das sind die Lappen, um mit dem Jäger zu sprechen. Man beginnt nun an einem bestimmten Orte des Waldrandes mit der Aufrichtung dieser Scheusale. In kleinen Abständen werden schwache Pfälchen in die Erde gesteckt und daran die Schnur befestigt, so daß sie ungefähr einen Fuß hoch über der Erde schwebt; und so wird der ganze Kreis, welcher die Fruchtfelder enthält, eingeschlossen. Damit ist für den Hasen jeglicher Zugang zum Walde versperrt. Die Jagdgenossenschaft macht sich nun früh auf den Weg, denn sie muß schon ein gutes Stück vor Tagesanbruch zur Stelle sein. Möglichst lautlos wandelt der Zug dahin. Der Jagdeigenthümer stellt den Einen hier, den Andern dort an die besten Anlaufsplätze, und immer geringer wird die Zahl der Jäger. Endlich ist das Ganze umstellt, jeder einzelne Jäger hat sich seinen Anstand so gut als möglich gewählt und wartet gespannt der Dinge, die da kommen sollen.

Mit dem ersten Grauen des Tages rücken die Hasen von den Feldern dem Walde zu; unbesorgt gehen sie den allgewöhnten Pfad. Der Eine oder der Andere treibt seine sehr gewöhnlichen Possen. Alles ist todtenstill ringsum, auch noch im Walde; höchstens eine Krähe läßt sich vernehmen. Im Osten röthet die aufgehende Sonne den untersten Rand des Himmelsgewölbes. Näher und näher kommen die Hasen an die gefährliche Linie: — da schimmert ihnen die weiße Reihe entgegen! Lampe wird bedenklich, erschrickt; die Löffel werden gehoben, und einer und der andere gedreht und bewegt. Nach allen Seiten hin lauscht er; Alles bleibt ruhig. Noch ein paar Schritte geht er vorwärts, um sich das Ding in größter Nähe zu beschauen, aber je näher er kommt, um so bedenklicher wird er. Hier ist die sorgfältigste Prüfung nöthig. Eins und das andere der furchtsamen Thiere prallt entsetzt zurück, schlägt einen Haken und kehrt auf demselben Wege, den es gekommen, feldeinwärts, um an einer anderen Stelle sein Heil zu versuchen. Drüben aber geht's ihm genau so, wie auf der eben verlassenen Seite. Aber er ist dort vielleicht nicht so vorsichtig gewesen, denn plötzlich zuckt ein Feuerstrahl aus dem Walde heraus und donnernd unterbricht der erste Schuß die Morgenstille. Von allen Bergen pflanzt er sich fort, und das Echo der Wälder trägt ihn weiter und weiter. Jetzt wird's lebendig. Hier und dort blitzt es, in der ganzen Linie wird's laut. Wie verzweifelt rennen die armen Hasen in dem gefeiten Kreise umher. Der Eine prallt hier, der Andere dort zurück; aber leider rücken sie soviel als möglich auf dem allbekannten Wege dahin und kommen so den im Hinterhalte aufgestellten Schützen regelmäßig zum Schuß. So währt das Morden fort, bis der Morgen vollends anbricht. Denn mit dem Erleben des Tages sind alle Hasen verschwunden, auch die, welche vom Tode verschont wurden. Sie haben sich mitten in den Feldern gedrückt und harren dort auf ruhigere Zeiten, nicht ahnend, daß dem Verlappen in den Mittagsstunden die Treibjagd folgt. Nunmehr wird es auch lebendig im Walde; jeder der Schützen geht heraus, um das von ihm erlegte Wild zu holen. Aber nur die wenigsten finden soviel Hasen, als sie zu finden glaubten. Es hält schwer, das Thier in der Dämmerung gehörig auf das Korn zu nehmen, und in der Regel wird weit mehr gefehlt, als getroffen. Das weiß man aber nicht, und so kommt es, daß Jeder seine Erwartungen bedeutend zurückgeführt sehen muß.

Auch der einfache Anstand in stiller Abendstunde gewährt seine große Freude, namentlich noch für junge, ungeübte Schützen, denen sich nicht leicht eine bequemere Gelegenheit zum Schießen bietet. „Getrost kommt der Hase aus dem Walde gehüpft. Er hat denselben Weg schon so oft gemacht, daß er sich sicher glaubt. Gewöhnlich wird er im Sitzen befördert, und man könnte bei gänzlicher

Unbeweglichkeit des Gegenstandes, nach welchem man zielt, beide Augen zudrücken und dennoch treffen. Wenn alle Versuche fruchtlos bleiben, so muß zuletzt noch der Anstand manchem Zögling im Dienste Dianens Trost und Begeisterung gewähren. Man wirft sich ihm mit einer Art von Sehnsucht in die Arme, und wirklich versöhnt er Einen nicht selten mit der Welt; denn wenn abends ein Lampe aus der Jagdtasche gezogen und den Hausgenossen vorgezeigt wird, dann ist aller Schmerz rein vergessen."

„Außerdem gewährt der Anstand ganz entschiedene Vortheile, wenn es gilt, das Raubzeug aller Art zu vertreiben. Wiesel, Füchse, Marder, die man durch die Nachahmung der Stimme von Mäusen, kleinen Hasen reizen kann, kommen von Zeit zu Zeit zu Gesicht, auch Raubvögel, welche abends dem Walde als ihrer Nachtherberge zueilen. Für den Naturforscher ist der Anstand weit anziehender und belehrender, als jede andere Jagd, indem man, besonders beim Anbruch des Tages, die Thiere, so zu sagen, noch in ihrem Hausanzug antrifft und ihr Benehmen im Zustande gänzlicher Ruhe und Sorglosigkeit beobachten kann. Mancher Jäger zieht den Waldanstand jedem anderen vor; denn das Süßeste, die Hoffnung, ist dabei des Waidmanns treue, unzertrennliche Gefährtin."

Die Jagd der Hasen mit Windhunden haben wir bereits weiter oben kennen gelernt. Auf die übrigen Jagdweisen will ich hier nicht eingehen, am allerwenigsten auf die englischen Hetzjagden, welche, bei Lichte betrachtet, nichts anderes sind, als viel Lärm um Nichts. Nur erwähnen will ich, daß die Hasenjagd eigentlich blos in Deutschland Ertrag liefert, sogar jetzt noch, wo die neueren Jagdgesetze gestatten, daß die Jagd auch von Bauern betrieben werden darf. Schon in Frankreich und in Belgien, noch mehr in Südeuropa sind die Hasen weit seltener, als bei uns. Als die Königin Eleonore von Frankreich den kaiserlichen Hof zu Brüssel besuchte, erhielt sie täglich für ihre Tafel 128 Pfund Rindfleisch, Hammel-, Kalb- und Schweinefleisch soviel als möglich, aber nur zwei Hasen, und bei einem sechstägigen Treibjagen, welches der König abhielt, wurden 208 Sauen und 960 Stück Enten, aber nur fünf Hasen erlegt. —

Jung eingefangene Hasen werden leidlich zahm. Sie gewöhnen sich ohne große Weigeruug an alle Nahrung, welche man den Kaninchen füttert. Sie sind aber immer sehr zärtlich und sterben leicht dahin. Wenn man ihnen nur Heu, Brod, Hafer und Wasser, aber nie Grünes gibt, leben sie länger. Bringt man junge Hasen zu alten, so werden sie regelmäßig von diesen todtgebissen. Anderen schwachen Thieren ergeht es selten besser: im Gehege der Hasen unseres Thiergartens fand ich eine getödtete, halb aufgefressene Ratte. Mit Meerschweinchen allein vertragen sich die Hasen gut; mit Kaninchen paaren sie sich sogar. Die Blendlinge sind wieder fruchtbar; Dies hat ganz neuerdings wieder **Broca** bewiesen. **Roux**, ein Kaninchenzüchter von Angoulême, liefert seit einiger Zeit jährlich über tausend Hasenkaninchen in den Handel. Diese Bastarde sind ebensowohl fruchtbar mit der väterlichen, als mit der mütterlichen Art, als auch unter sich. Dreiachtels-Bastarde, d. h. Diejenigen, welche ein Viertel vom Kaninchen und drei Viertel vom Hasen haben, gewähren die meisten Vortheile. Von diesen Blendlingen hat man bereits durch dreizehn Geschlechter Junge erzielt und die Fruchtbarkeit hat noch nicht abgenommen. Das Weibchen bringt 5 bis 6 Junge bei jedem Wurfe zur Welt und wirft jährlich sechs Mal. **Broca** überzeugte sich, daß der Besitzer mit größter Sorgfatt die Ergebnisse seiner Kreuzungen überwachte. Die betreffenden Thiere wurden nach Umständen getrennt oder zusammengebracht, mit besonderen Namen oder Zahlen bezeichnet ɪc. Somit unterliegt es also gar keinem Zweifel, daß auch bei den Nagern verschiedene Arten sich fruchtbar vermischen können.

Jung eingefangene Hasen gewöhnen sich so an den Menschen, daß sie auf dessen Ruf herbeikommen, die Nahrung aus den Händen nehmen, und trotz ihrer Dummheit Kunststückchen ausführen lernen. Alte dagegen bleiben immer dumm und gewöhnen sich kaum an ihren Pfleger. Die Gefangenen sind nett und munter, erfreuen durch lustige Sprünge und werden angenehm wegen ihrer unverwüstlichen Gutmüthigkeit. Ihre Furchtsamkeit aber behalten sie in der Gefangenschaft bei. „Lächerlich sieht es aus," sagt **Lenz**, „wenn man in den Stall eines Hasen mit einem weißen Bogen Papier oder sonst einem ähnlichen Dinge eintritt. Der Hase geräth ganz aus der Fassung und springt, wie

verrückt, bis fünf Fuß an den Wänden in die Höhe.“ Läßt man sie wieder frei, so verwildern sie in kurzer Zeit, denn ihr Gedächtniß ist im ganzen doch recht schwach.

Der Nutzen, welchen der Hase uns bringt, übertrifft schwerlich den Schaden, welchen er anrichtet. Das wohlschmeckende Wildpret und der gesuchte Winterbalg bezahlen kaum die Erhaltung des Hasen, der sich bekanntlich nur auf Kosten des Menschen erhält. In Rußland verwendet man sehr viel Felle, und in Böhmen, welches seit alten Zeiten in der Hutmacherei einen großen Ruf sich erworben hat, werden alljährlich gegen vierzig Tausend zu diesem Erwerbszweig gebraucht. Von der von Haaren entblößten und gegerbten Haut des Hasen verfertigt man Schuhe und eine Art Pergament, oder benutzt sie auch zur Leimbereitung. In der alten Arzneikunde spielten Haar, Fett, Blut und Gehirn, selbst Knochen, ja sogar der Koth des Hasen eine bedeutende Rolle, und noch heutigen Tages wenden abergläubische Menschen Lampes Fell und Fett gegen Krankheiten an. Der Hase genoß denn auch längere Zeit die Ehre, als ein verzaubertes Wesen zu gelten. Noch im vorigen Jahrhundert glaubte man in ihm einen Zwitter zu sehen und war fest überzeugt, daß er willkürlich das Geschlecht zu ändern im Stande sei, also ebensowohl als Männchen, wie als Weibchen auftreten könne. Die schmalen Streifen, die er sich im hohen Getreide durchbeißt, werden noch heutzutage für Hexenwerk angesehen und mit dem Namen Hexenstiege belegt.

Noch ist keineswegs ausgemacht, ob die Schneehasen der Alpen und des hohen Nordens ein und derselben Art angehören. Im allgemeinen erweisen sich beide als treue Kinder ihrer Heimat. Sie sind Thiere, welche ihr Kleid dem Boden nach den Umständen anpassen; doch kommen hier eigenthümliche Abweichungen vor. Die Alpenschneehasen sind im Winter rein weiß, nur an der Spitze der Ohren schwarz. Im Sommer sind sie graubraun, aber rein einfarbig, nicht gesprenkelt, wie der gemeine Hase. Die in Irland lebenden, diesem sehr ähnlichen Thiere werden nie weiß und deshalb von einigen Gelehrten als besondere Art (Lepus hibernicus) angesehen. Umgekehrt werden die im höchsten Norden wohnenden Schneehasen aber im Sommer nicht grau, sondern bleiben das ganze Jahr hindurch weiß und werden deshalb ebenfalls als eigene Art (Lepus glacialis) betrachtet. Die skandinavischen Hasen, welche sämmtlich Schneehasen sind, unterscheiden sich ebenfalls; die einen werden weiß bis auf die schwarze Ohrenspitze, die anderen graubraun: bei ihnen ist das Unterhaar schiefergrau, die Mitte schmuzig rothbraun und die Spitze weiß. Diese Färbung scheint aber eine rein zufällige zu sein. Man behauptet, daß oft Hasen ein und desselben Satzes beide Färbungen zeigen sollen. Wir brauchen auf diese feinen Unterscheidungen nicht einzugehen, sondern beschäftigen uns lieber mit dem Leben dieser Thiere, welches von dem unserer Hasen in vieler Hinsicht sehr verschieden ist. Unter allen Naturforschern hat Tschudi den veränderlichen Schnee- oder Alpenhasen (Lepus variabilis) am besten beschrieben. Seine vortreffliche Schilderung gebe ich hier wieder.

„Der Alpenhase, oft auch Schneehase genannt, unterscheidet sich im Körperbau und Wesen ganz bestimmt vom Feldhasen. Er ist munterer, lebhafter, dreister, hat einen kürzeren, runderen, gewölbteren Kopf, eine kürzere Nase, kleine Ohren, breitere Backen. Die Hinterläufe sind länger, die Sohlen stärker behaart, mit tief gespaltenen, weit ausdehnbaren Zehen, die mit langen, spitzen, krummen, leicht zurückziehbaren Nägeln bewaffnet sind. Die Augen sind nicht, wie bei den krankhaften Spielarten der weißen Kaninchen, weißen Eichhörnchen und weißen Mäuse, roth, sondern dunkler braun, als die der Feldhasen. In der Regel ist der Alpenhase etwas kleiner, als der Berghase, doch gibt es auch zwölf Pfund schwere Rammler; in Bünden wurde sogar ein funfzehnpfündiger geschossen. Eine genaue Vergleichung eines halb ausgewachsenen veränderlichen und eines gleich alten gemeinen Hasen zeigte, daß der erstere ein weit feineres, klügeres Aussehen hatte, in seinen Bewegungen leichter, weniger dummscheu war. Sein Schienbein war auffallend stärker gewölbt, Kopf und Nase kürzer, die Löffel kleiner, aber die Hinterläufe länger, als die des braunen Hasen, der furchtsamer war, als sein alpiner Vetter, und mehr Zeit verschlief, als dieser. Die bündener Berghasenjäger

unterscheiden zweierlei Hasen, die im Winter weiß werden, und nennen sie Wald- und Berghasen, von denen die ersteren größer seien und auch im Sommer nicht über die Holzgrenze gingen, während die letzteren kleiner und dickköpfiger wären, als die weißen Waldhasen."

„Wenn im Dezember die Alpen alle in Schnee begraben liegen, ist dieser Hase so rein weiß, wie der Schnee; nur die Spitzen der Ohren bleiben schwarz. Die Frühlingssonne erregt vom März an einen sehr merkwürdigen Farbenwechsel. Er wird zuerst auf dem Rücken grau, und einzelne graue Haare mischen sich immer reichlicher auch auf den Seiten ins Weiße. Im April sieht er sonderbar unregelmäßig gescheckt oder besprengt aus. Von Tag zu Tag nimmt die dunkelbraune Färbung überhand und ist im Mai ganz vollendet, dann aber rein einfarbig, nicht gesprengt, wie beim gemeinen Hasen, der auch eine derbere Behaarung hat, als der Alpenhase. Im Herbst fängt er schon mit dem ersten Schnee an, einzelne graue Haare zu bekommen; doch geht, wie in den Alpen der Sieg des Winters sich rascher entscheidet, als der des Frühlings, der Farbenwechsel im Spätjahr schneller vor sich und ist vom Anfang des Oktobers bis Mitte des Novembers vollendet. Wenn die Gemsen schwarz werden, wird ihr Nachbar, der Hase, weiß. Dabei bemerken wir folgende merkwürdige Erscheinungen. Zu-



Der Schnee- oder Alpenhase (Lepus variabilis).

nächst vollzieht sich die Umfärbung nicht nach einer festen Zeit, sondern richtet sich nach der jeweiligen Witterung, so daß sie bei früherem Winter früher eintritt, ebenso bei früherem Frühling, und immer mit dem Farbenwechsel des Hermelins und des Schneehuhns, die den gleichen Gesetzen unterliegen Schritt hält. Ferner geht zwar die Herbstfärbung in Folge der gewöhnlichen Wintermauserung vor sich, — der Farbenwechsel im Frühling scheint dagegen an der gleichen Behaarung sich zu vollziehen, indem erst die längeren Haare an Kopf, Hals und Rücken von ihrer Wurzel an bis zur Spitze schwärzlich werden, die unteren weißen Wollhaare dagegen grau. Doch ist es noch nicht ganz gewiß, ob nicht auch im Frühjahr vielleicht eine theilweise Mauserung vor sich gebe. Im Sommerkleid unterscheidet sich der Alpenhase insoweit von dem gemeinen, daß jener olivengrauer ist mit mehr Schwarz, dieser rötlichbraun mit weniger Schwarz; bei ersterem bleibt der Bauch und ein Theil der Löffel weiß, bei diesem wird die Unterseite gelb und weiß."

„Der geschilderte Farbenwechsel wird allgemein als Vorbote der zunächst eintretenden Witterung angesehen; selbst der einsichtsvolle Prior Lamont auf dem großen St. Bernhard theilte diesen Glauben und schrieb am 16. August 1822: „„Wir werden einen sehr strengen Winter bekommen; denn schon

jetzt bekleidet sich der Hase mit seinem Winterfell.““ Wir glauben aber vielmehr, daß der Farbenwechsel nur Folge des bereits eingetretenen Wetters ist, und das gute Thier kommt mit seiner angeblichen Prophezeikunst selbst oft schlimm weg, wenn seine Winterbehaarung sich bereits gelichtet hat und abermals Frost und Schnee eintritt.“

„Die Verbreitung unseres Hasen umfaßt außer dem hohen Norden die ganze Alpenkette der Schweiz, von Tyrol, Steyermark und Savoyen. Er ist in allen Alpenkantonen sicher in der Höhe zu treffen, und in der Regel wenigstens so zahlreich, als der braune in den unteren Regionen. Am liebsten hält er sich zwischen der Tannengrenze und dem ewigen Schnee auf, ungefähr in gleicher Höhe mit dem Schneehuhn und dem Murmelthier, zwischen 5500 und 8000 Fuß über dem Meere; doch streift er oft viel höher. Lehmann sah einen Hasen dicht unter dem obersten Gipfel des Wetterhorns bei 11,000 Fuß über dem Meere. Der hohe Winter treibt ihn etwas tiefer den Alpenwäldern zu, die ihm einigen Schutz und freie Stellen zur Aeßung bieten, doch geht er nicht gern unter 3000 Fuß über Meer und zieht sich sobald als möglich wieder nach seinen lieben Höhen zurück.“

„Im Sommer lebt unser Thierchen ungefähr so: Sein Standlager ist zwischen Steinen, in einer Grotte oder unter den Leg- und Zwergföhren. Hier liegt der Rammler gewöhnlich mit aufgerichtetem Kopfe und stehenden Ohren im Lager. Die Häsin dagegen pflegt den Kopf auf die Vorderläufe zu legen und die Ohren zurückzuschlagen. Frühmorgens oder noch öfters schon in der Nacht verlassen beide das Nest und weiden auf den sonnigen Grasstreifen, wobei die Löffel gewöhnlich in Bewegung sind, und die Nase herumschnuppert, ob nicht einer ihrer vielen Feinde in der Nähe sei, ein Fuchs oder Baummarder, der freilich nur selten bis in diese Höhe streift, ein Geier, Adler, Falke, Rabe, — vielleicht auch ein Wiesel, das dem jungen Hasen wohl Meister wird. Seine liebste Nahrung besteht in den vielen Kleearten, den bethauten Muttern, Schafgarben und Violen, in den Zwergweiden und in der Rinde des Seidelbastes, während er den Eisenhut und die Geranienstauden, die auch ihm giftig zu sein scheinen, selbst in den nahrungslosesten Wintern unberührt läßt. Ist er gesättigt, so legt er sich der Länge nach ins warme Gras oder auf einen sonnigen Stein, auf dem er nicht leicht bemerkt wird, da seine Farbe mit der des Bodens übereinstimmt. Wasser nimmt er nur selten zu sich. Auf den Abend folgt eine weitere Aeßung, wohl auch ein hüpfender Spaziergang an den Felsen hin und durch die Weiden, wobei er sich oft hoch auf die Hinterbeine stellt. Dann kehrt er zu seinem Neste zurück. Des Nachts ist er der Verfolgung des Fuchses, der Iltisse und Marder ausgesetzt; der Uhu, der ihn leicht bezwingen würde, geht nie bis in diese Höhe. Mancher aber fällt den großen Raubvögeln der Alpen zu. Unlängst haschte ein auf einer Tanne lauernder Steinadler in den appenzeller Bergen einen fliehenden Alpenhasen vor den Augen der Jäger weg und entführte ihn durch die Luft.“

„Im Winter geht's oft nothdürftig her. Ueberrascht ihn früher Schnee, ehe er sein dichteres Winterkleid angezogen, so geht er oft mehrere Tage lang nicht unter seinem Stein oder Busch hervor und hungert und friert. Ebenso bleibt er im Fetde liegen, wenn ihn ein starker Schneefall überrascht. Er läßt sich, wie die Birk- und Schneehühner, ganz einschneien, oft zwei Fuß tief, und kommt erst hervor, wenn ein Frost den Schnee so hart gemacht hat, daß er ihn trägt. Bis dahin scharrt er sich unter demselben einen freien Platz und nagt an den Blättern und Wurzeln der Alpenflanzen. Ist der Winter völlig eingetreten, so sucht er sich in den dünnnen Alpenwäldern Gras und Rinde. Gar oft gehen die Alpenhasen auch in diesen Jahreszeiten zu den oberen Heuställen. Gelingt es ihnen, durch Hüpfen und Springen zum Heu zu gelangen, so setzen sie sich darin fest, oft in Gesellschaft, fressen einen guten Theil weg und bedecken den Vorrath mit ihrer Losung. Allein um diese Zeit wird gewöhnlich das Heu ins Thal geschlittet. Dann weiden die Hasen fleißig der Schlittenbahn nach die abgefallenen Halme auf oder suchen nachts die Mittagslager der Holzschlitter auf, um den Futterrest zu holen, den die Pferde zurückgelassen haben. Während der Zeit des Heuabholens verstecken sie sich gern in die offenen Hütten oder Ställe und sind dabei so vorsichtig, daß ein Hase auf der vorderen, der andere auf der hinteren Seite sein Lager aufschlägt. Nahen

Menschen, so laufen beide zugleich davon; ja, man hat schon öfters beobachtet, wie der zuerst die Gefahr erkennende, statt das Weite zu suchen, erst um den Stall herumlief, um seinen schlafenden Kameraden zu wecken, worauf dann beide mit einander flüchteten. Sowie der Wind die sogenannten Staubecken entblößt hat, kehrt der Hase wieder auf die Hochalpen zurück."

„Ebenso hitzig in der Fortpflanzung, wie der gemeine Hase, bringt die Häsin in jedem Wurfe 2 bis 5 Junge, die nicht größer als rechte Mäuse und mit einem weißen Fleck an der Stirn versehen sind, schon am zweiten Tage der Mutter nachhüpfen und sehr bald junge Kräuter fressen. Der erste Wurf fällt gewöhnlich auf den April oder Mai, der zweite auf den Juli oder August; ob ein dritter nachfolge oder ein früherer vorausgehe, wird öfters bezweifelt, während die Jäger behaupten, vom Mai bis zum Oktober in jedem Monat Junge von Viertelsgröße angetroffen zu haben. Der Setzhase trägt seine Frucht 30 bis 31 Tage und säugt sie dann kaum 20 Tage. Der wunderliche Irrthum, daß es unter diesen Hasen Zwitter gebe, die sich selbst befruchten, dürfte den meisten Bergjägern schwer auszureden sein. Es ist fast unmöglich, das Getriebe des Familienlebens zu beobachten, da die Witterung der Thiere so scharf ist und die Jungen sich außerordentlich gut in alle Ritzen und Steinlöcher zu verstecken verstehen."

„Die Jagd hat ihre Mühen und ihren Lohn. Da sie gewöhnlich erst stattfinden kann, wenn die Alpenkette in Schnee liegt, ist sie beschwerlich genug. Doch ist sie vielleicht weniger unsicher, als auf anderes Wild, da des Hasen frische Spur seinen Stand genau anzeigt. Wenn man die Weidgänge entdeckt hat, die er oft des Nachts im Schnee aufzuwühlen pflegt, und dann der Spur folgt, die sich einzeln davon abzweigt, so stößt man auf viele Widerspringe kreuz und quer, die das Thier nach beendeter Mahlzeit, von der es sich nie geraden Wegs in sein Lager begibt, zu machen pflegt. Vonhieraus geht eine ziemliche Strecke weit eine einzelne Spur ab. Diese krümmt sich zuletzt, zeigt einige wenige Widergänge (in der Regel weniger, als beim braunen Hasen), zuletzt eine ring- oder schlingenförmige Spur in der Nähe eines Steines, Busches oder Walles. Hier wird der Hase liegen und zwar oben auf dem Schnee der Länge nach ausgestreckt, oft mit offenen Augen schlafend, wobei er mit den Kinnladen etwas klappert, so daß seine Löffel beständig in zitternder Bewegung sind. Ist das Wetter aber rauh, begleitet von eisigem Winde, der so oft in jenen Höhen herrscht, so liegt der Hase entweder im Schutze eines Steines oder in einem Scharrloche im Schnee fest. So kann ihn der Jäger leicht schießen. Trifft er ihn nicht, so flieht zwar der Hase in gewaltigen Sätzen mit stürmischer Eile, geht aber nicht allzu weit und kommt leicht wieder vor den Schuß. Das Krachen und Knallen schreckt ihn nicht; er ist dessen im Gebirge gewohnt. Es stört auch die anderen nicht auf, und oft bringt ein Jäger drei bis vier Stück heim, die alle am Neste geschossen wurden. In diesem wird man aber nie zwei zusammenfinden, selbst in der Brunstzeit nicht. Die Fährte des Alpenhasen hat etwas Eigenthümliches; sie besteht aus großen Sätzen mit verhältnißmäßig sehr breitem Auftritte. Aehnlich der der Gemsen ist die Fußbildung des Alpenhasen vortrefflich für den Aufenthalt im Schneereiche. Die Sohle ist schon an sich breiter, die Füße sind dicker, als beim gemeinen Hasen. Im Laufe breitet er die Zehen, die ihm dann wie Schneeschuhe dienen, weit aus und sinkt nicht leicht ein, auf dem Eise leisten ihm die ausschiebbaren Krallen vortreffliche Dienste. Jagt man ihn mit Hunden, so bleibt er viel länger vor dem Vorstehhunde liegen, als sein Vetter im Tieflande, und schlüpft bei der Verfolgung nur selten in die engen Röhren der Murmelthierbauten, nie aber in Fuchslöcher."

„Auffallenderweise ist der Alpenhase leichter zu zähmen, als der gemeine, benimmt sich ruhiger und zutraulicher, hält aber nicht lange aus und wird selbst bei der reichlichsten Nahrung nicht fett. Die Alpenluft fehlt ihm allzubald im Thale. Im Winter wird er auch hier weiß. Sein Fell wird nicht hoch gehalten; dagegen ist sein Fleisch sehr schmackhaft. Ein ganzer Hase gilt je nach der Gegend, in der er verkauft wird, 36 Kreuzer bis 1 Gulden. —"

„Die Vermischung des gemeinen Hasen mit dem Alpenhasen und die Hervorbringung von Bastarden ist oft bezweifelt worden. Doch wird sie durch genaue Nachforschung bestätigt. So wurde

im Januar im Sernfthale, wo überhaupt die weißen Hasen viel öfter hinabgehen, als irgendwo sonst, ein Exemplar geschossen, welches vom Kopf bis zu den Vorderläufen braunroth, am übrigen Körper rein weiß war, in Ammon ob dem Wallensee vier Exemplare, alle von einer Mutter stammend, von denen zwei an der vorderen, zwei an der hinteren Körperhälfte rein weiß, im übrigen braungrau waren. Im bernischen Emmenthale schoß ein Jäger im Winter einen Hasen, der um den Hals einen weißen Ring, weiße Vorderläufe und eine weiße Stirn hatte. Ob solche Bastarde fruchtbar waren, ist nicht ausgemittelt."

Europa besitzt außer den beiden genannten noch einen Hasen im gewöhnlichen Sprachsinne, den, welcher in den Mittelmeerländern den unsrigen vertritt und auch nach jenen Gegenden benannt worden ist (Lepus mediterraneus). Einige Naturforscher wollen ihn nur als eine Abart des unsrigen gelten lassen; wer ihn aber selbst gesehen und genau untersucht hat, kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Ich führe ihn hauptsächlich deshalb hier auf, weil er als ein Uebergangsglied zu den afri-



Der Erneb (Lepus aethiopicus).

kanischen Hasen betrachtet werden kann. Letztere zeichnen sich sämmtlich vor den unsrigen durch ihre geringe Größe und zumal durch die ungemein langen Löffel aus. Daß der Wüstenhase rein sandfarbig ist, wird uns nicht mehr befremden; um so auffallender aber ist es, daß dieser Sandhase auch wirklich nur in der reinen Wüste und deren nächster Nachbarschaft vorkommt, während die Ostküste Afrikas z. B. eine andere, der unsrigen gleichgefärbte, aber langohrige Art beherbergt. Diesen Hasen, den Erneb der Egypter (Lepus aethiopicus), habe ich auf meiner kurzen Reise im Frühjahr 1862 ebensohäufig in der tiefliegenden „Samhara", als auf den Hochebenen der Bogesländer gefunden und als ein ganz eigenthümliches, dummdreistes, albernes Geschöpf kennen gelernt. Es dient zur Kennzeichnung der ganzen Familie, wenn ich namentlich einer seiner Eigenschaften hier Erwähnung thue, welche so recht deutlich beweist, daß der Hase eigentlich nur durch den Menschen zu Dem geworden ist, was er ist.

Die Gebirgs- und Küstenbewohner Abyssiniens, obgleich sie zum Theil Mahammedaner und zum Theil Christen sind, halten die mosaischen Gesetze noch hoch in Ehren und verachten daher auch das Wildpret des Hasen. Unser Thier wird somit von Seiten des Menschen nicht im geringsten belästigt,

und hat in diesem den Erzfeind aller Geschöpfe bis heutigen Tages noch nicht kennen gelernt. Nur hiermit kann ich mir die erwähnte Dummdreistigkeit des langlöffeligen und langläufigen Gesellen erklären. Fernab von den Orten, wo weniger bedenkliche Europäer wohnen, ist der Hase überall außerordentlich häufig. Zuweilen springen gleich vier, sechs, acht Stück vor dem Jäger auf. Im Lager, mit dessen Anfertigung der Erneb sich gar keine Mühe gibt, gewahrt man ihn, Dank seiner Gleichfarbigkeit mit dem Boden, nur sehr selten; er steht auch immer ziemlich früh auf, weil er, wenn ein Geräusch ihn aus dem Schlafe schreckt, sich erst über dasselbe Gewißheit verschaffen will. Gewahrt er nun blos einen herankommenden Menschen, so beeilt er sich nicht im geringsten wegzukommen, sondern läuft ganz gemächlich langsam weiter, dem ersten besten Busche zu, setzt sich unter demselben in der bezeichneten Stellung nieder und richtet nun einfach seine Löffel nach der bedenklichen Gegend hin. Die Büsche, welche die ihm sehr beliebten Ebenen bedecken, sind so dürftig, so licht, so durchsichtig, daß man ihn auf hundert Schritte immer noch sehen kann; gleichwohl scheint er der Ueberzeugung zu sein, daß er einen vollkommen genügenden Zufluchtsort unter dem dünnen Gezweige gefunden habe. Er läßt Einen sorglos bis auf 60, 50, ja selbst bis auf 20 Schritte herankommen; dann geht er weiter und wieder nach einem Busche zu, wo er genau Dasselbe wiederholt, wie vorhin. So kann man ihn, wenn man sonst Lust hat, halbe Stunden lang in der Ebene herumjagen. Nicht einmal nach einem Fehlschusse verändert er sein Wesen; er flüchtet zwar etwas schneller dahin und geht wohl auch etwas weiter: aber trotz des erschreckenden Knalles und des unzweifelhaft vernommenen Pfeifens der Schrotkörner schaut er nach einer Rast von einigen Minuten dem Schützen von Neuem so widerwärtig zudringlich in das Rohr, als früher. Wenn man nicht auf ihn schießt, kann man ihn aus demselben Busch tagelang nach einander herausjagen; denn man wird ihn immer und immer wieder an dem einmal von ihm gewählten Orte finden.

Es ist gar nicht zu beschreiben, wie langweilig und abstoßend die Jagd dieses Hasen für einen Jäger ist, welcher früher mit dem nordischen Herrn Vetter zu thun gehabt hat. Man wird angewidert von dem albernen Gesellen und schämt sich förmlich, einem so dummen Narren auf das Fell zu brennen.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn ein Hund, und wie man hieraus mit Recht schließen kann, ein **Fuchs**, **Schakal** oder **Wolf** den Erneb aufscheucht. Da weiß er sehr genau, daß eine kurze Flucht oder ein Verbergen unter dem Busche ihn nicht retten kann und gebraucht seine Läufe genau mit derselben Ausdauer, wie Freund Lampe. Dank seiner Behendigkeit, entkommt er auch meistens dem vierbeinigen Jäger; aber dafür lauert freilich in der Höhe ein gar schlimmer Feind, der **Raubadler** nämlich, welcher nur auf solche Gelegenheit wartet, um auf den über eine kahle Fläche wegeilenden und somit einige Augenblicke lang unbeschützten Nager herabzustoßen. Er nimmt ihn ohne weiteres vom Boden auf und erdrosselt den ihm gegenüber Wehrlosen, noch ehe Dieser recht weiß, was ihm geschieht, in seinen gewaltigen Fängen.

Von den eigentlichen Hasen unterscheidet sich das **Kaninchen** (Lepus Cuniculus) ebensowohl in der Gestalt, wie in seiner Lebensweise und im Betragen. Die Körperlänge des Thieres beträgt bis 16 Zoll, wovon gegen 3 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Ohr ist kürzer, als der Kopf und ragt, wenn man es niederdrückt, nicht bis zur Schnauze vor. Der Schwanz ist einfarbig, oben schwarz und unten weiß, der übrige Körper mit einem grauen Pelze bekleidet, welcher oben ins Gelbbraune, vorn ins Rothgelbe, an den Seiten und den Schenkeln ins Lichtrostfarbene spielt und auf der Unterseite, am Bauche, der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergeht. Der Vorderhals ist rostgelbgrau, der obere, wie der Nacken einfarbig rostroth. Im allgemeinen unterscheidet sich das Kaninchen durch weit geringere Größe, durch den schlankeren Bau, den kürzeren Kopf, die kürzeren Ohren und die kürzeren Hinterbeine von den Hasen.

Fast alle Naturforscher nehmen an, daß die ursprüngliche Heimat des Kaninchens Südeuropa war, und daß es in allen Ländern nördlich von den Alpen erst eingeführt wurde. **Plinius** erwähnt

es unter dem Namen Cuniculus, **Aristoteles** nennt es Dasypus. Alle alten Schriftsteller bezeichnen Spanien als das eigentliche Vaterland unseres Kaninchens. **Strabo** gibt an, daß es von den Balearen aus nach Italien gekommen sei, **Plinius** versichert, daß es zuweilen in Spanien sich ins Zahllose vermehrte und auf den Balearen Hungersnoth durch Verwüstung der Ernte hervorbrächte. Die Inselbewohner erbaten sich vom Kaiser Augustus Soldaten zur Hilfe gegen diese Thiere, und Kaninchenfänger waren dort sehr gesuchte Leute. Nach der Ansicht mancher Alterthumsforscher hat das Land Spanien geradezu seinen Namen von den Kaninchen erhalten, da das phönizische Wort „Span“ soviel als Kaninchen bedeute.

Gegenwärtig ist das wilde Kaninchen, Karnikel, Kunelle, Murkchen und wie es sonst noch heißt, über ganz Süd- und Mitteleuropa verbreitet und an manchen Orten überaus gemein. Das Land des Mittelmeeres beherbergt es immer noch am zahlreichsten, obgleich man dort keine Schonung kennt und es verfolgt zu jeder Jahreszeit. In England wurde es der Jagdlust zu Liebe in verschiedene Gegenden verpflanzt und anfangs sehr hoch gehalten; noch im Jahre 1309 kostete ein wildes



Das Kaninchen (Lepus Cuniculus).

Kaninchen ebensoviel, wie ein Ferkel. In nördlichen Ländern kommt das Thier nicht fort: man hat vergeblich versucht, es in Rußland und Schweden einzubürgern.

Das Kaninchen verlangt hügelige und sandige Gegenden mit viel Schluchten, Felsklüften und niederes Gebüsch, kurz Orte, wo es sich möglichst verstecken und verbergen kann. Hier legt es sich an geeigneten, am liebsten an sonnigen Stellen ziemlich einfache Baue an, gern in Gesellschaft, oft ansiedelungsweise. Jeder Bau besteht aus einer ziemlich tiefliegenden Kammer und in Winkel gebogenen Röhren, von denen eine jede wiederum mehrere Ausgänge hat. Diese sind durch das häufige Aus- und Einschlüpfen gewöhnlich ziemlich erweitert. Die eigentliche Röhre aber ist so eng, daß ihr Bewohner gerade durchkriechen kann. Jedes Paar hat seine eigene Wohnung und duldet innerhalb derselben kein anderes Thier; wohl aber verschlingen sich oft die Röhren von mehreren Bauen. In seinen Höhlen lebt das Kaninchen fast den ganzen Tag verborgen, falls das Buschwerk um den Bau herum nicht so dicht ist, daß es fast ungesehen seiner Nahrung nachgehen kann. Sobald der Abend anbricht, rückt es auf Aeßung, aber mit großer Vorsicht, indem es lange sichert, ehe es den Bau verläßt. Bemerkt es Gefahr, so warnt es seine Gefährten durch starkes Aufschlagen mit den Hinterläufen, und alle eilen so schnell als möglich in ihre Baue zurück.

Die Bewegungen des Kaninchens unterscheiden sich wesentlich von denen des Hasen. Im ersten Augenblicke übertrifft es Freund Lampen an Schnelligkeit, immer an Gewandtheit. Es versteht das Hakenschlagen ganz meisterlich und erfordert einen vortrefflich eingeübten Hetzhund oder bezüglich einen guten Schützen. Ungleich verschmitzter und schlauer als der Hase, läßt es sich kaum oder nie auf der Weide beschleichen und weiß bei Gefahr fast immer noch ein Schlupfloch zu finden. Wollte es gerade forteilen, so würde es von jedem mittelmäßig guten Hunde schon nach kurzer Zeit gefangen werden. So sucht es aber in allerlei Genist, in Felsenritzen und Höhlen Schutz und entgeht so den Nachstellungen seiner Feinde. Die Sinne des Aeugens, Vernehmens und Witterns sind ebenso scharf, vielleicht noch schärfer, als bei den Hasen. In seinen Sitten hat es manches Angenehme. Es ist gesellig und vertraulich; die Mütter pflegen ihre Kinder mit warmer Liebe, die Jungen erweisen den Eltern große Ehre; und namentlich der Stammvater einer ganzen Gesellschaft wird hoch geachtet. In den Monaten Februar und März beginnt die Rammelzeit der Kaninchen. Wie bemerkt, hält das Paar treu zusammen, wenigstens viel treuer, als das Hasenpaar; doch kann man nicht behaupten, daß das Kaninchen in wirklicher Einweibigkeit lebe. „So viel ist ausgemacht," sagt Dietrich aus dem Winckell, daß der Rammler, solange das Weibchen bei ihm bleibt, nicht von dessen Seite weicht und ihm auch oft Zärtlichkeiten erweist. Nie ist er so zudringlich, daß er sein Verfolger werden wollte, wenn es sich von ihm zurückzieht."

„Wie die Häsin geht das Kaninchen 30—31 Tage tragend, es ist aber geeignet, sogleich nach dem Wurfe sich wieder zu begatten und bringt deshalb seine Nachkommenschaft schon binnen Jahresfrist auf eine bedeutende Höhe. Bis zum Oktober setzt es alle fünf Wochen vier bis zwölf Junge in einer besonderen Kammer, welche es vorher mit seiner Bauchwolle reichlich ausgefüttert hat. Einige Tage bleiben die Kleinen blind, und bis zum nächsten Satze der Mutter verweilen sie bei ihr im warmen Neste und säugen. Die Mutter ist sehr zärtlich und verläßt die Familie nur solange, als sie braucht, um sich zu ernähren. Bei dieser Gelegenheit sucht sie den Gatten auf, um mit ihm, wenn auch nur kurze Zeit, süßer Vertraulichkeit zu pflegen. Bald aber kehrt sie zu den früheren Pfändern ihrer Liebe zurück und erfüllt mit Aufopferung alles geselligen Vergnügens die Mutterpflichten treulich. Selbst dem Gatten wird der Zugang zu den gesetzten Jungen nicht gestattet, weil wahrscheinlich die sorgsame Mutter wohl weiß, daß er in einem Anfalle von Raserei oder aus übertriebener Zärtlichkeit das Leben derselben zu rauben fähig ist. Bosheit treibt ihn dazu gewiß nicht an, denn er empfängt seine Kinder, wenn er sie zum ersten Male erblickt, mit Aeußerung echter Zärtlichkeit, nimmt sie zwischen die Pfoten, leckt sie und theilt mit der Gattin die Bemühung, sie Aeßung suchen zu lehren."

In warmen Ländern sind die Jungen bereits im fünften, in kalten im achten Monate zeugungsfähig, doch erreichen sie erst im zwölften Monat ihr völliges Wachsthum. Pennant hat sich die Mühe gegeben, die mögliche Nachkommenschaft eines Kaninchenpaares zu berechnen. Wenn man annimmt, daß jedes Weibchen in einem Jahre sieben Mal setzt und bei jedem Satze acht Junge bringt, würde diese Nachkommenschaft binnen vier Jahren die ungeheure Zahl von 1,274,840 Stück erreichen können.

Es ist mehrfach behauptet worden, daß Kaninchen sich auch mit anderen ähnlichen Nagern begatteten und fruchtbare Junge zur Welt brächten. Alle die bezüglichen Angaben entbehren noch vollständig der Bestätigung.

Die Aeßung des Kaninchens ist durchaus die des Hasen. Aber es verursacht viel größeren Schaden, als dieser, zumal wegen seiner Liebhaberei für Baumrinden, wodurch es oft ganze Pflanzungen zerstört. Man kann sich denken, was für eine Verwüstung eine Ansiedelung bei einer so ungeheuern Fruchtbarkeit ihrer Mitglieder anzurichten vermag, wenn man der Vermehrung nicht hindernd in den Weg tritt. Zudem vertreiben die Kaninchen durch ihr unruhiges Wesen auch das andere Wild, denn selten findet man da Hasen, wo die Kaninchen sich die Herrschaft errungen haben. Wo sie sich sicher fühlen, werden sie unglaublich frech. Im Wiener Prater hausen sie zu Tausenden, laufen

ungescheut auch bei Tage herum und lassen sich weder durch Rufen noch durch Steinwürfe im Aeßen stören. — Man hegt sie nirgends, sondern erlegt sie, wo man nur immer kann, selbst während der allgemeinen Schonzeit. Demungeachtet sind sie ohne Hilfe des Frettchens nicht auszurotten; nur wenn sich in einer Gegend der Iltis, das große Wiesel und der Steinmarder stark vermehrt haben, oder wenn es dort große Uhus und andere Eulen gibt, bemerkt man, daß sie sich vermindern. Denn die Marderarten verfolgen sie in ihren Bau, und dann sind sie fast immer verloren, oder die Uhus nehmen sie bei Nacht von der Weide weg. In Frankreich berechnete man, daß ein Kaninchen, welches einen Sou werth war, für einen Louisd'or Schaden anrichtet; einige Gutsbesitzer glaubten deshalb ihre Güter durch sie um die Hälfte entwerthet zu sehen. Man verfolgt sie auf jede nur denkbare Weise, mit jedem zu Gebote stehenden Mittel. Bei alledem sind sie nirgends ausgerottet worden.

Man erlegt sie auf dem Anstande und beim Treiben mit dem Gewehr, fängt sie in Schlagfallen und läßt sie durch Frettchen in vor ihren Höhlen aufgestellte Netze treiben. Will man eine Ansiedelung wirklich ausrotten, so nimmt man oft zu dem grausamen Mittel seine Zuflucht, vergiftete Wurzeln dort zu verstreuen.

Das Wildpret des Kaninchens ist weiß und wohlschmeckend; der Pelz wird wie der des Hasen benutzt.

Unser zahmes Kaninchen ist ganz unzweifelhaft ein Abkömmling des wilden, denn dieses kann man in kurzer Zeit zähmen, jenes verwildert binnen wenigen Monaten vollständig und wirft dann auch gleich Junge, welche die Färbung des wilden an sich tragen. Während unserer Jugendzeit erhielten wir manchmal eine bedeutende Anzahl von Kaninchen. Unter diesen hatten wir einige, welche von ihrem Stalle aus Hof und Garten besuchten. Diese warfen stets nur graue Junge, obgleich die Mutter ganz weiß und der Vater gescheckt war. Das zahme Kaninchen hat sehr verschiedene Farben; es ist schwarz, weiß, grau, roth, gelb oder gescheckt. Es wird regelmäßig größer, als das wilde. Man hält es in einem gepflasterten oder gedielten Stalle, in dem man ihm künstliche Schlupfwinkel angelegt hat. Dies sind entweder lange Kästen mit mehreren Löchern oder künstliche Baue im Gemäuer. Außerdem gibt man ihnen viel Stroh und trockenes Mos, hält sie auch im Winter warm und füttert sie mit Heu, Gras, Blättern, Kohl u. s. w. Man kann sie leicht gewöhnen, sich die ihnen vorgehaltene Nahrung selbst wegzunehmen; ganz zahm aber werden sie selten, denn wenn man sie angreift, versuchen sie gewöhnlich zu kratzen und zu beißen. Sie sind weniger verträglich, als die wilden. Zusammen aufgewachsene leben zwar sehr gut mit einander, fremde aber werden von der Inwohnerschaft eines Stalles oft recht arg gemißhandelt, ja sogar todtgebissen. In Sachen der Liebe wird tüchtig gekämpft, und Manche tragen dabei ziemlich bedeutende Wunden davon. Das Weibchen baut in seiner Höhlung ein Nest aus Stroh und Mos und füttert es sehr schön mit seinen Bauchhaaren aus. Es wirft gewöhnlich zwischen fünf und sieben, manchmal aber auch mehr Junge. Lenz hat sich die Zahl der Jungen, die ein Weibchen in einem Jahre geworfen hatte, aufgeschrieben: Am 9. Januar brachte das Weibchen sechs, am 25. März neun, am 30. April fünf, am 29. Juni vier, am 29. Juli sieben, am 1. August sechs, am 1. September sechs, am 7. Oktober neun und am 8. Dezember sechs Junge, in einem Jahre also 58 Junge. „In demselben Jahre," sagt er, „bekam ich zwei junge Weibchen, die aus einem Nest stammten, und zwei Männchen, die zwei Tage später geboren waren, aus einem anderen und that sie in einen eigenen Stall. Genau an demselben Tage, wo die Weibchen den fünften Monat vollendet hatten, paarten sie sich mit den Männchen und beide gebaren, als sie den sechsten Monat vollendet hatten, das eine sechs, das andere vier Junge. — Das Weibchen säugt ihre Kleinen in der Regel nicht bei Tage, selbst wenn sie noch ganz klein sind, sondern verrammelt, wenn es geht, den Eingang zu ihnen und besucht sie oft den Tag über nicht ein Mal, sondern thut, als ob es von alle dem Nichts wüßte. Dabei hat es aber doch sein Augenmerk auf das Nest gerichtet." Vor den natürlichen Feinden haben auch die zahmen Kaninchen eine außerordentliche Scheu. Lenz that einmal fünf sehr zahme Kaninchen zusammen

in einen Stall, aus dem soeben ein Fuchs genommen worden war. Sobald er dieselben losließ, waren alle wie rasend und rannten mit den Köpfen geradezu an die Wand. Erst allmählich gewöhnten sie sich ein. Derselbe Naturforscher erzählt eine recht hübsche Geschichte. „Im Januar heckte mein kleines Spitzhündchen, und da es nur ein Junges zur Welt brachte und dieses nicht alle Milch aussaugen konnte, so ging ich in den Stall, holte ein zahmes Kaninchen aus dem Neste und legte es dem auf meiner Wohnstube liegenden Hündchen unter, welches ihm auch ohne Weigerung die Erlaubniß ertheilte, sich an seiner Milch zu laben. Am dritten Tage schaffte ich das Hündchen sammt seinem Söhnlein und Pflegekind in den Stall. Es blieb da, ohne vom Neste zu gehen und ohne die dort hausenden Kaninchen und Ziegen zu stören, zwei Tage lang. Am dritten rief es meine Schwester hinaus, damit es frische Luft schöpfen könnte. Während es draußen ist, schleicht sich das alte Kaninchen ins Hundenest, nimmt sein Junges und trägt es zu seinen Geschwistern zurück. Ich rief nun sogleich den Hund, um zu sehen, ob er seinerseits das Kaninchen zurückfordern würde. Er schien aber dessen Verlust nicht zu beachten." Ich meines Theils habe junge Kaninchen mehrfach unserer vortrefflichen, oben bereits erwähnten Katze untergelegt und gesehen, daß sie dieselben ruhig mit ihren Kätzchen säugte.

Bei recht guter Nahrung werden die Kaninchen zuweilen sehr üppig; sie kratzen und beißen nicht blos Den, der sie fangen will, sondern auch aus freien Stücken andere Thiere, namentlich wenn diese ihren Neid erregen. Ein Schwager von Lenz hatte einen alten Kaninchenrammler bei seinen Lämmern. „Als die Fütterung mit Esparsette begann, behagte diese dem alten Herrn sehr gut, und er hätte gern das ganze Bischen selbst in Beschlag genommen. Er setzte sich also dabei, grunzte, biß nach den Lämmern, sprang sogar einem auf den Hals und gab ihm die Zähne tüchtig zu kosten. Zu Hilfe eilende Leute warfen ihn zwar herab, er biß aber immer wieder nach den Lämmern, bis er fortgeschafft wurde. Ein anderer biß einer jungen Ziege die Beine blutig, sprang der Alten auf das Genick und biß sie in die Ohren. Er mußte abgeschafft werden." Sehr alte Rammler beißen auch zuweilen ihre Jungen und selbst das Weibchen, oder verlocken dieses, ihre Kinder schlecht zu behandeln. Wenn eine Kaninchenmutter ihre Brut nicht gut säugt oder gar todt beißt, gibt es nur ein Mittel, diese zu retten: Absperrung des Rammlers.

Die Räute und der Durchfall sind die gewöhnlichen Krankheiten der Kaninchen; sie werden in den meisten Fällen durch den Genuß von zu saftigem oder zu nassem Futter hervorgerufen und folgerecht durch gutes trockenes Futter geheilt, namentlich rühmt man Hafer, welcher mit zerstoßenem Malz gemengt wird. Gegen die Räute helfen im Anfange Einreibungen mit Fett oder Butter. In vielen Gegenden hält man eine bedeutende Kaninchenzucht, um das Fleisch zu nützen. Belgische Bauern betreiben die Zucht in großartigem Maßstabe und senden im Winter Unmassen nach England, wie Lenz erfuhr, etwa vierzig Tausend Stück in jeder Woche. Auch die Felle werden benutzt, obgleich sie nur ein wenig haltbares Pelzwerk geben. Die Haare verarbeitet man zu Hüten.

Hier und da sieht man auch Abarten des Thieres, welches nach Einigen Erzeugnisse der Zucht, nach Anderen die Abkömmlinge von uns unbekannten Arten sein sollen. Solche Spielarten sind das silberfarbene, das russische und das angorische oder Seidenkaninchen. Ersteres ist größer, als das unserige, gewöhnlich von bläulichgrauer Farbe mit silberfarbenem oder dunkelem Anflug. Das russische Kaninchen ist grau, der Kopf und die Ohren sind braun und zeichnen sich durch eine weit herabhängende Wamme an der Kehle aus. Das angorische oder Seidenkaninchen endlich hat kürzere Ohren und einen sehr reichlichen, weichen Pelz. Das lange, gewölbte Haar reicht oft bis zu dem Boden herab und hat seidenartigen Glanz. Leider ist es sehr zärtlich und verlangt deshalb sorgfältige Pflege. Versuche, es in Deutschland heimisch zu machen, schlugen fehl. Sein Haar eignet sich zu feinen Gespinnsten und hat deshalb einen ziemlich hohen Werth. Ob das Kaninchen mit hängenden Ohren eine Abart des unserigen ist, oder als selbständige Art angesehen werden muß, ist noch nicht ausgemacht. Seine bedeutende Größe, der dicke, große Kopf und die breiten, platten, schlaff herabhängenden Ohren

sprechen für Letzteres, während die Unsicherheit über das Vaterland und die gänzliche Unkenntniß einer wilden Stammart Ersteres als wahrscheinlich erscheinen lassen.

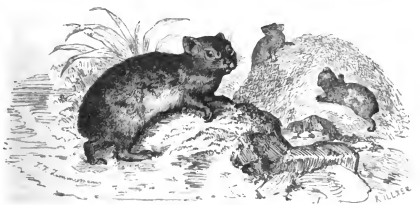
Zu unserer Familie gehört auch die eigenthümliche Sippe der **Pfeifhasen** (Lagomys). Die zu ihr gehörigen Thiere unterscheiden sich von den Hasen durch die kürzeren Ohren, die kaum verlängerten Hinterbeine, den nicht sichtbaren Schwanzstummel und durch ihr Gebiß, welches nur fünf (anstatt sechs) Backenzähne in jeder Reihe enthält. Die oberen Nagezähne haben eine beträchtliche Breite und sind tief gerinnelt, wodurch sie in zwei Spitzen getheilt werden. Die unteren Nagezähne sind klein und ziemlich stark gekrümmt. Bisjetzt kennt man sechs Arten unserer Sippe. Sie bewohnen die hohen und kalten Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte, leben nach Art der Kaninchen in Höhlen, Felsritzen, liegen bei Tage in ihrem Bau und gehen nachts auf die Weide aus. Ihren Namen erhielten sie von ihrer eigenthümlichen Stimme, welche oft an die pfeifenden Töne mancher Vögel erinnert. Sie sind vorsichtig und wachsam, aber sanft und gutmüthig und gewöhnen sich deshalb sehr leicht an die Gefangenschaft. Für den Winter tragen sie sich Vorrath ein, welchen sie in großen Haufen aufspeichern.

Der **Alpenpfeifhase** (Lagomys alpinus) ist eine der bekannteren Arten. Gestalt und Größe erinnern an das Meerschweinchen; doch ist der Kopf länger und schmäler und die Schnauze weniger stumpf, als bei Diesem. Der Leibesbau ist gedrungen; die Beine sind kurz, die Vorderfüße fünf-, die hinteren vierzehig, der Schwanz äußerlich gänzlich unsichtbar und nur durch einen kleinen Fetthöcker angedeutet; die Behaarung ist rauh, dicht und kurz. Die mittelgroßen, fast eirunden Ohren sind auf der Außenseite fast nackt. Auf der Oberseite zeigt das Thier auf röthlichgelber Grundfarbe eine feine schwarze Sprenkelung, diese verliert sich an den Seiten und am Vorderhalse, welche deshalb nur einfarbig rostroth erscheinen; die Unterseite und die Beine sind leicht ockergelb; die Kehle ist graulich, die Außenseite der Ohren schwärzlich, die Innenseite gelblich. Einzelne kommen vor, welche vollkommen einfarbig und tiefschwarz gefärbt sind. Erwachsene werden gegen 10 Zoll lang und ungefähr 3 Zoll hoch.

Pallas hat die ersten Mittheilungen über das Leben der Pfeifhasen gemacht, und erst ganz in der Neuzeit ist der dürftige Bericht durch **Radde** vervollständigt worden. Alle Pfeifhasen finden sich auf den hohen Gebirgen Sibiriens zwischen fünf- und zwölftausend Fuß über dem Meere. Nur die rauhesten Gegenden sind ihre Heimat. Hier leben sie auf den felsigen, wilden, bergigen und grasreichen Stellen in der Nähe der Alpenbäche bald einzeln, bald paarweise, manchmal in größerer Menge. Sie sind ständig hinsichtlich ihres Aufenthaltsortes und durchwandern nur zuweilen kleinere Strecken. Der Alpenpfeifhase gehört der ganzen ungeheuren Gebirgskette des Nordrandes Inner- und Hinterasiens an, findet sich aber auch in Kamtschatka. Er bevorzugt nach **Radde** die waldigen Gegenden und meidet die kahlen Hochsteppen, in denen er durch eine zweite Art, die **Ogotona** (Lagomys Ogotona), ersetzt wird. Sie ist vornehmlich der waldlosen Mongolei eigen und bewohnt dort hauptsächlich die breiteren Thalmündungen.

Kleine, von den Pfeifhasen selbst gegrabene Höhlen, natürliche Felsenritzen oder hohle Baumstämme sind ihre Wohnungen. Bei hellem Wetter liegen sie bis Sonnenuntergang versteckt, bei trübem Himmel sind sie in voller Thätigkeit. **Radde** nennt sie thätige, friedliche und sehr fleißige Nager, welche nicht nur große Vorräthe von Heu machen, sondern dieselben auch in regelrechter Weise stapeln und zuweilen mit breitblätterigen Pflanzen zudecken, um sie so vor dem Regen zu schützen. Die Ogotona beginnt schon Mitte Juni die Heuvorräthe für den Winter zu sammeln und ist zu Ende des Monats damit aufs eifrigste beschäftigt. In der Wahl der Kräuter ist sie nicht sehr umständlich: sie nimmt da, wo sie nicht gestört wird, gern die saftigsten Gräser an, begnügt sich aber an Orten, wo

muthwillige Knaben ihre Vorräthe oft zerstören, mit Gräsern und anderen Pflanzen, welche sonst allgemein von den Thieren verschmäht werden. Die von ihr zusammengetragenen Heuhaufen erreichen ¾ bis 1 Fuß Höhe und 1 bis 2 Fuß Durchmesser. Gewöhnlich, aber nicht immer, liegen die Kräuter wohlgeordnet, bisweilen sogar geschichtet; einige Mal fand Radde, daß die Gräser der höheren Schicht auf die einer unteren im rechten Winkel gelegt war. Wenn die Felsen zerklüftet sind, werden die Ritzen als Scheunen benutzt; Radde zog aus einer 2 Fuß langen und ⅛ Fuß breiten Felsenspalte eine große Menge gesammelter und sehr schön erhaltener, stark duftender Kräuter hervor und fand einen zweiten, etwas geringeren Vorrath in der Nähe des ersteren unterhalb einer überragenden Felskante, welche ihn vor Feuchtigkeit schützte. Zu diesem Bau führen die schmalen Pfade, welche sich die Thiere, dem Felsen abwärts, ausgetreten haben, und zu deren beiden Seiten sie die kurzen Gräser abweiden. Stört man die fleißigen Sammler in ihrer Arbeit, so beginnen sie dieselbe immer wieder auf's neue, und manchmal schleppen sie noch im September die bereits ganz vergilbten Steppenpflanzen zusammen. Wenn der Winter eintritt, ziehen sie von ihren Höhlen Laufgräben unter dem Schnee bis zu den Heuschobern und ernähren sich von ihnen in aller Behaglichkeit; denn sie verfallen



Der Alpenpfeifhase (Lagomys alpinus).

nicht in Schlaf. Diese Gänge sind mannchfach gekrümmt und gewunden, und jeder einzelne hat sein Luftloch.

Der Schrei des Alpenpfeifhasen, welchen man noch um Mitternacht vernimmt, ähnelt dem Ruf unseres Buntspechtes und wird selten häufiger als drei Mal rasch hinter einander wiederholt. Die Ogotona pfeift heller und so oft hinter einander, daß ihr Ruf wie ein schrillender, zischender Triller klingt. Eine dritte Art der Zwergpfeifhasen (Lagomys pusillus), welche in den südlich der Wolga gelegenen Gegenden vom Ural bis zum Ob vorkommt, soll einen Ruf ausstoßen, der dem Schlag unserer Wachtel täuschend ähnlich ist.

Zu Anfang des Sommers wirft das Weibchen sechs nackte Junge und pflegt sie sorgfältig. Dies gibt Pallas an; Radde scheint keine Beobachtung über das Fortpflanzungsgeschäft gemacht zu haben.

Leider haben Alpenpfeifhase und Ogotona, namentlich die letztere, viele Feinde. Der erstere ist in Folge seiner Lebensweise und der großen Vorsicht, welche er beobachtet, weniger den Raubvögeln und Raubthieren ausgesetzt, als die Ogotona; er wird auch von den Jägern Ostsibiriens nicht verfolgt, während sein Verwandter fortwährend von dem Manul, dem Wolf, dem Ko-

sack und dem Zobel befehdet wird und im Winter die Schneeeule, ihren gefährlichsten Gegner, geradezu herbeizieht. Aber auch der Mensch bedroht sie, weil er ihr die mühvoll gesammelten Heuvorräthe wegnimmt. In schneereichen Wintern treiben die Mongolen ihre Schafe in solche Gegenden, wo viele Ogotonen leben oder füttern ihre Pferde mit den Vorräthen des harmlosen Nagers.

Ueber das Gefangenleben wissen wir durch Radde nur das Eine, daß die Pfeifhasen nicht wild, aber furchtsam sind. Es soll schwer halten, sie zu fangen: „ich wüßte kein anderes Thier," sagt gedachter Naturforscher, „auf welches ich soviel Mühe vergeblich verwendete, um mich in seinen Besitz zu bringen, als eben auf diesen winzigen Felsenbewohner."

Dritte Reihe.

Zahnarme (Edentata).

Wir vereinigen hier in einer besonderen Reihe eine geringe Anzahl von höchst merkwürdigen Thieren, welche allen Naturforschern hinsichtlich der Einreihung im System große Schwierigkeiten bereitet haben. Man hat sogar aus einer Gruppe, welcher wir hier den Werth einer Ordnung geben, während Andere sie als Familie ansehen, eine besondere fünfte Klasse der Wirbelthiere bilden wollen; denn einige Naturforscher sind lange zweifelhaft gewesen, ob sie den betreffenden Säugern wirklich den Rang von Säugethieren einräumen dürften oder nicht. Die meisten Systematiker erkennen in unserer dritten Reihe nur eine Ordnung der Nagelsäugethiere, obwohl sie die durchgreifenden und auffallenden Unterschiede in der Nagelbildung zwischen den eigentlichen Nagelthieren und den Angehörigen unserer Reihe nicht leugnen. Diese Verschiedenheit der Ansichten kann uns gleichgiltig lassen, da streng genommen weder wir, noch die übrigen Forscher vollständig Recht haben dürften. Die Zahnarmen sind eben Geschöpfe, welche von den übrigen Säugethieren fast in jeder Hinsicht abweichen und daher nirgendshin recht passen wollen.

Es ist unmöglich, diese Geschöpfe in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen, denn die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ordnungen oder, wie Andere wollen, Familien sind allzugroß. Jedenfalls bleibt der auffallende Zahnmangel, welchen alle hierher zu rechnenden Thiere mit einander theilen, noch das wichtigste Kennzeichen, welches sie vor den übrigen Säugern auszeichnet. Man findet nämlich unter den Zahnlosen Säuger, auf welche der Name in seiner vollen Bedeutung paßt, da sie auch nicht eine Spur von Zähnen zeigen, und alle übrigen, welche wirklich Zähne haben, entbehren doch immer der Schneide- und Eckzähne: ihr ganzes Gebiß besteht demnach blos aus einfachen Backzähnen. Es kommen zwar Zähne vor, welche wir Schneidezähne nennen möchten, weil sie im Zwischenkiefer stehen, allein sie stimmen in Gestalt und Bildung so vollkommen mit den Backzähnen überein, daß wir den Ausdruck doch nicht in voller Giltigkeit brauchen können. Die Eckzähne, welche sich äußerst selten finden, unterscheiden sich ebenfalls durch Nichts weiter, als durch ihre bedeutende Länge von den Backzähnen, und diese selbst haben eine einfache cylindrische oder prismatische Gestalt und sind durch Lücken von einander getrennt. Sie bestehen blos aus Zahnstoff und Cement ohne allen Schmelz, ja bei einer Familie oder Ordnung blos aus faseriger, knorplicher Masse, welche auf den Kieferknochen aufliegt. Ihre Anzahl schwankt zwischen zwei bis sechs und zwanzig in jeder Reihe.

Im Gegensatz zu dem Gebiß sind bei unseren Thieren die Nägel in eigenthümlicher Weise entwickelt. Selten sind die Zehen vollkommen beweglich, aber immer tragen sie Nägel, welche das Ende der Zehen ganz umfassen und sich schon aus diesem Grunde wesentlich von den Krallen der

eigentlichen Nagelthiere unterscheiden; sie sind entweder von bedeutender Länge, stark gekrümmt und seitlich zusammengedrückt, oder kürzer, breit, fast schaufelförmig: in jenem Falle geeignet zum Klettern, in diesem zum Graben und Scharren.

Mit diesen beiden Angaben haben wir die allgemeine Kennzeichnung erschöpft; denn der übrige Leibesbau zeigt bei den so wenigen Mitgliedern unserer Reihe eine größere Manchfaltigkeit und Verschiedenheit, als unter allen übrigen Säugethieren zusammengenommen. Kopf und Schwanz, die Gliedmaßen und der Leib spielen zwischen den beiden Aeußersten. Bei den Einen ist der Kopf verkürzt, bei den Anderen verlängert, bei Diesen so hoch, als lang, bei Jenen walzenförmig; der Schwanz ist bei Manchen stummelartig und verlängert sich bei den Anderen so, daß er die meisten Wirbel in der ganzen Klasse (nämlich sechsundvierzig) zählt. Nicht minder verschieden ist das Geripp. Den Kinnladen fehlt der Zwischenkiefer vollständig, oder sie bilden sich zu einem wahren Vogelschnabel um. Die Kreuzwirbel verwachsen mit dem Becken; am vorderen Eingange des Brustkastens finden sich falsche Rippen, wie überhaupt die Zahl der rippentragenden Wirbel auffallend groß ist. Das Schlüsselbein zeigt sich doppelt, einzelne Leisten und Fortsetzungen an den Gliedmaßenknochen entwickeln sich in außergewöhnlicher Weise, die Zehenglieder verringern sich u. s. w. Das ganze Geripp deutet durch seine kräftigen, plumpen Theile auf langsame, unbeholfene Bewegungen. Die Bekleidung des Leibes spielt in den äußersten Grenzen der Verschiedenheiten, welche die Säugethierbekleidung überhaupt aufweisen kann. Die Einen tragen einen dichten, weichen Pelz, die Anderen ein struppiges, trockenes Haarkleid; Diese sind mit Stacheln, Jene mit Schuppen bedeckt, und Einige endlich hüllen sich in große und feste Panzerschilder, wie sie sonst in der ganzen ersten Klasse nicht wieder vorkommen. Sie erscheinen hierdurch gleichsam als die Schildkröten unter den Säugethieren. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß an diesen merkwürdigen Geschöpfen Alles auffallend ist: auch die Verdauungswerkzeuge, das ganze Gefäßsystem und die Fortpflanzungswerkzeuge sind es. Die Speisedrüsen sind sehr entwickelt; es findet sich ein vogelartiger Kropf in der Speiseröhre; der Magen ist ähnlich getheilt, wie der der Wiederkäuer 2c. In dem Gefäßsystem fallen die sogenannten Wundernetze d. h. die Zerspaltungen einiger Hauptschlagaderstämme besonders auf; die Fortpflanzungswerkzeuge liegen, bei Einigen wenigstens, vollkommen versteckt d. h. wie bei den Vögeln in dem Mastdarme.

Schon die Größe der jetzt lebenden Zahnarmen schwankt bedeutend; rechnet man aber die vorweltlichen Arten in die Reihe ein, so findet man, daß in keiner anderen Reihe die Größenunterschiede bedeutender sind. Denn einige der vorweltlichen Zahnarmen standen den Elefanten an Größe kaum nach, und eine Art der jetzt lebenden übertrifft hierin kaum eine Ratte.

Alle zahnarmen Thiere waren und sind Bewohner der Wendekreisländer; wenigstens hat man sie und ihre Knochenreste nur hier gefunden. Hinsichtlich ihrer Lebensweise und ihrer Nahrung unterscheiden sich die jetzt lebenden unter einander nicht weniger, als sie sich von ihren vorweltlichen Vettern unterscheiden, und Dies ist auch deutlich genug in der großen Verschiedenheit ihres Leibesbaues ausgesprochen. Es dürfte deshalb für uns gerathen sein, das Allgemeine möglichst kurz zu fassen, und uns dagegen um so ausführlicher mit den einzelnen Ordnungen und Familien zu beschäftigen.

Nach Fitzinger zerfällt die dritte Reihe in drei Ordnungen, welche er mit Anderen Klammerthiere, Scharrthiere und Kloaken- oder Gabelthiere nennt.



Faulthiere.

Achte Ordnung.

Klammerthiere (Tardigrada).

Unter den Zahnarmen stellt man die Faulthiere (Bradipodes), welche die einzige Familie dieser Ordnung bilden, oben an, weil sie das Gepräge des Säugethiers noch am meisten festhalten. Verglichen mit den bisher beschriebenen und den meisten der noch zu schildernden Säugern sind alle Faulthiere freilich sehr niedrigstehende, stumpfe und träge Geschöpfe, welche einen wahrhaft kläglichen Eindruck auf den Menschen machen. Das ganze Thier erscheint höchst unbehilflich, gleichsam nur als ein launenhaftes Spiel der Natur oder als ein Zerrbild von dem Vollkommenen, welches sie erschuf. Die vorderen Gliedmaßen sind bedeutend länger, als die hinteren; die Füße sind mehr oder weniger mißgebildet, aber mit gewaltigen Sichelkrallen bewehrt; der Hals ist verhältnißmäßig lang und trägt einen runden, kurzen, affenähnlichen Kopf mit kleinem Munde, welcher von ziemlich harten, wenig beweglichen Lippen umschlossen ist, und Ohrmuscheln, welche vollständig im Pelze verborgen sind; der Schwanz ist ein kaum sichtbarer Stummel; die Haare sind im Alter lang und grob wie dürres Heu. Noch eigenthümlicher erscheinen die Faulthiere, wenn man ihren inneren Leibesbau einer Prüfung unterwirft. Ganz auffallend und fast einzig unter den Säugethieren dastehend ist der Bau der Wirbelsäule. Anstatt der sieben Wirbel, welche sonst den Hals zu bilden pflegen, finden sich bei den Faulthieren ihrer neun, ausnahmsweise sogar ihrer zehn, und die Zahl der rippentragenden Wirbel steigt von vierzehn auf vierundzwanzig. Einige vergleichende Anatomen sprechen den Halswirbeln freilich ihre Bedeutung ab und betrachten sie blos als verkümmerte Brustwirbel, immerhin aber bleibt dieser Bau im höchsten Grad merkwürdig. Das Gebiß besteht aus fünf cylindrischen Backzähnen in jeder Reihe, von denen der erste bisweilen eine eckzahnartige Gestalt annimmt; im Unterkiefer stehen meistens blos vier Zähne. Die einen wie die anderen sind eigentlich blos Anfänge von Zähnen; sie bestehen aus Knochenmasse, welche zwar von einer dünnen Schmelzschicht umschlossen, äußerlich aber noch von Cement umgeben ist: deshalb sind sie ihrem Wesen und ihrer Färbung nach eher Hornstifte, als wirkliche Zähne. — Nicht minder eigenthümlich ist der Bau mancher Weichtheile. Der Magen ist länglich-halbmondförmig und in eine rechte und linke Hälfte zertheilt, zwischen denen die Speiseröhre sich einsenkt; die rechte und kleinere Hälfte ist darmähnlich drei Mal gewunden, die linke ist durch dicke, muskelartige Falten in drei abgesonderte Kammern geschieden. Herz, Leber und Milz sind auffallend klein. Die Arm- und Schenkelschlagader zertheilen sich zu den erwähnten Wundernetzen, indem ihr Stamm durch die ihn umgebenden zahlreichen Schlagaderreiser hindurchtritt oder selbst in Reiser zerfällt und hierdurch die Wundernetze bildet. Auch die Luftröhre ist nicht regelmäßig gebaut; sie erreicht zuweilen eine auffallende Länge und wendet sich in der Brusthöhle. Das Gehirn ist klein und zeigt nur wenige Wendungen, deutet also auf geringe geistige Fähigkeiten dieser Stiefkinder der Natur.

Der Aufenthalt der Faulthiere beschränkt sich auf Südamerika. Jene großen Waldungen in den Niederungen, in denen die Pflanzenwelt zur höchsten Entwickelung gelangt, sind die Wohnorte der merkwürdigen Geschöpfe. Je öder, je dunkler und schattiger der Wald ist, je undurchdringlicher das Dickicht, je verwachsener die Baumkronen, um so geeigneter sind die Wälder für das Leben der verkümmerten Wesen. Auch sie sind echte Baumthiere, wie der Affe oder das Eichhorn: aber diese glücklichen Geschöpfe beherrschen die Baumkronen, während jene sklavisch an sie gebunden sind und sich elend abmühen müssen, um kriechend von einem Zweige zum anderen zu gelangen. Eine Strecke, welche für das leichte und übermüthige Volk der Höhe eine Lustwandlung ist, muß dem Faulthiere wie eine weite Reise erscheinen. Ihr Baumleben steht mit dem ganzen Leibesbau im innigsten Einklang; ihre leibliche Ausrüstung erlaubt ihnen nicht, ein anderes Reich zu bewohnen.

Höchstens zu einer Familie von wenig Mitgliedern vereinigt, führen die trägen, stumpfsinnigen Geschöpfe ein langweiliges Stillleben und wandern langsam, wenn auch noch viel schneller, als man annimmt, von Zweig zu Zweig. Im Verhältniß zu den Bewegungen auf dem Erdboden besitzen sie freilich noch eine ausnehmende Geschicklichkeit im Klettern. Ihre langen Arme erlauben ihnen weit zu greifen, und die gewaltigen Krallen gestatten ihnen ein müheloses Festhalten an den Zweigen. Sie klettern allerdings ganz anders, als die übrigen Baumthiere; denn bei ihnen ist Das die Regel, was bei den Anderen als Ausnahme erscheint. Den Leib nach unten hängend, reichen sie mit ihren langen Armen nach den Aesten empor, haken sich hier mittelst ihrer Krallen fest und schieben sich gemächlich weiter von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast. Oft aber bringen sie Tage und Nächte zu, ohne sich zu bewegen, immer in derselben Stellung, den Leib nach unten hangend. Blos wenn sie fressen, zeigen sie sich thätiger, als sonst, und in der Dämmerung sind sie noch am lebendigsten. Sie nähren sich ausschließlich von Knospen, jungen Trieben oder auch wohl von Früchten, und finden in dem reichlichen Thau, welchen sie von den Blättern ablecken, hinlänglichen Ersatz für das ihnen fehlende Wasser. Die große Trägheit, welche ihnen ihren Namen verschafft hat, bekundet sich auch beim Erwerb, bei der Aufnahme ihrer Nahrung: sie sind nicht nur im höchsten Grade genügsam und anspruchslos, sondern auch befähigt, Tage lang, ja, wie Einige behaupten, Wochen lang zu hungern und zu dürsten, ohne irgend welchen Schaden zu nehmen. Solange ihnen ein Baum Nahrung gewährt, verlassen sie denselben nicht; erst wenn die Weide knapp wird, denken sie daran, eine Wanderung anzutreten, und steigen dann langsam zwischen die tiefen Zweige hernieder, suchen sich eine Stelle aus, wo sich das Geäst der benachbarten Bäume mit dem ihres Weidebaumes verbindet und haken sich auf der luftigen Brücke zu jenem hinüber. Man hat früher behauptet, daß sie gewisse Baumarten den anderen vorzögen; doch ist man in der neueren Zeit ganz davon abgekommen, indem man beobachtet hat, daß eigentlich jede Baumart ihnen recht ist. Uebrigens würden sie auch wählerisch mit ihrer Nahrung sein können; denn der Reichthum ihrer Heimatsorte an den allerverschiedenartigsten Pflanzen ist so groß, daß sie ohne bedeutende Anstrengung leicht sich die ihnen lecker erscheinende Kost würden aussuchen können. Jener üppige Waldsaum, welcher sich in der Nähe der Ströme dahinzieht und ununterbrochen bis tief in das Innere des Waldes reicht, besteht zumeist aus Baumarten, deren Kronen sich aufs vielfältigste mit einander verschlingen und den Faulthieren gestatten, sich, ohne jemals den Boden berühren zu müssen, von einem Punkte auf den anderen zu begeben. Zudem bedürfen sie blos ein kleines Weidegebiet; denn ihr geringer Verbrauch an Blättern steht mit der Erzeugungsfähigkeit jener bevorzugten Länderstriche gar nicht im Verhältniß. Beim Fressen bedienen sie sich gewöhnlich ihrer langen Vorderarme, um entferntere Zweige an sich zu ziehen und Blätter und Früchte von denselben mit den Krallen abzureißen; dann führen sie die Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde. Außerdem erleichtert ihnen ihr langer Hals das Abweiden der Blätter, durch welche sie sich hindurchwinden müssen, sobald sie sich bewegen. Man sagt, daß sie auf dicht belaubten Bäumen viel Nahrung und während der Regenzeit auch viel Wasser zu sich nehmen können, und Dies würde mit der großen Stumpfheit ihrer Werkzeuge nicht im Widerspruche stehen: denn gerade diese Stumpfheit, das mehr pflanzliche als thierische Leben ihres Leibes gestattet ihnen die beiden Aeußersten des Ueberflusses und der Entsagung. Je höher ein Thier ausgebildet ist, um so gleichmäßiger werden alle Verrichtungen des Leibes vor sich gehen; je tiefer es steht, um so weniger abhängig ist es von Dem, was wir Bedürfnisse des Lebens nennen. So können die Faulthiere ohne Beschwerde entbehren und schwelgen in dem einzigen Genuß, den sie kennen: in der Aufnahme ihrer Nahrung. Sie, die sich sonst blos mit dem Blätterthau laben, sollen nach der Aussage der Indianer während der Regenzeit sogar rasch an den Bäumen herabsteigen, um sich den Flüssen zu nähern und dort ihren Durst zu stillen: — doch bedarf diese Angabe noch einer glaubwürdigen Bestätigung, da alle Forscher europäischer Abkunft darin übereinstimmen, daß die Faulthiere nur gezwungen d. h. mehr durch Zufall, als aus eigenem Triebe auf den Boden herabkommen.

Auf der Erde sind die armseligen Baumsklaven fremd. Ihr Gang ist ein so mühseliges Fortschleppen des Leibes, daß er immer das Mitleid des Beschauers wach ruft. Der langsamen Landschildkröte vergleichbar, sucht das Faulthier die plumpe Leibesmasse fortzuschaffen. Mit weit von sich gestreckten Gliedern, auf die Ellbogen gestützt, die einzelnen Beine langsam im Kreis weiter bewegend, schiebt es sich höchst allmählich vorwärts; der Bauch schleppt dabei fast beständig auf der Erde, und Kopf und Hals bewegen sich fortwährend langsam von einer Seite zur anderen, als müßten sie das Gleichgewicht des so überaus unbeholfenen Geschöpfes vermitteln. Die Zehen der Füße werden während des Ganges in die Höhe gezogen und die Krallen nach innen geschlagen. Der Fuß berührt also mit dem Außenrande und fast nur mit dem Handknochen den Boden. Es leuchtet ein, daß ein solches Gehen mit unglaublicher Langsamkeit vor sich gehen muß. Man ist durch Nichts, nicht einmal durch Stöße im Stande, diese Bewegungsart zu beschleunigen. Auf der Erde erkennt selbst das Faulthier, so stumpf und gleichgiltig es sonst auch ist, seine traurige, hilflose Lage. Ueberrascht man es zufällig bei seinem Gange oder setzt man ein gefangenes auf die flache Erde, so streckt es den kleinen Kopf auf seinem langen Halse empor, richtet den Vordertheil des Leibes etwas auf und bewegt langsam und mechanisch einen seiner Arme im Halbkreis gegen seine Brust, als wolle es seinen Feind mit den gewaltigen Krallen umklammern. Die Unbeholfenheit und Langsamkeit verleiht ihm einen eigenthümlich kläglichen Ausdruck, welcher selbst den Forscher ergreift, der doch ein Thier in seinem wahren Werthe zu würdigen versteht. — Man sollte nicht meinen, daß dieses Geschöpf, welches so traurig dahinhaspelt, fähig wäre, sich aus dem Wasser zu retten, wenn es durch irgend ein Mißgeschick in dasselbe geräth. Aber es ist wirklich so; das Faulthier, welches in einen Fluß fällt, schwimmt ganz leidlich, indem es sich rascher, als beim Klettern selbst bewegt, den Kopf hoch über den Wasserspiegel emporhält, die Wellen ziemlich leicht durchschneidet und wirklich das feste Land wieder gewinnt. Hieraus geht hervor, daß der Name Faulthier, so richtig er im Grunde auch ist, sich doch eigentlich blos auf die Gehbewegungen unseres Thieres bezieht; denn auf den Bäumen ist seine Trägheit, wie bemerkt, lange nicht so groß, als man früher annehmen zu müssen glaubte, irrgeleitet durch die übertriebenen Schilderungen der ersten Beobachter. Jetzt weiß man, daß das Faulthier eine Höhe von hundert Fuß in weniger als zwanzig Minuten ersteigen kann, also in einer Minute sich doch immer ganze sechs Fuß weit fortbewegt. — Wahrhaft komisch ist die außerordentliche Vorsicht und staunenswerthe Sicherheit, mit welcher alle Kletterbewegungen ausgeführt werden. Wie erwähnt, sind die Sichelkrallen des Thieres ganz und gar geeignet, sein eigenthümliches Baumleben möglich zu machen. Aber das Faulthier scheint demnach wenig Vertrauen in seine ausgezeichneten Werkzeuge zu setzen. Wenn es an einem Baume emporklettert, prüft es erst äußerst sorgfältig jeden Ast oder jede Unebenheit der Rinde und scheinbar seine Klauen selbst, um sich ja zu versichern, daß Alles in Ordnung sei. Es ist im Stande, sich mit einem Fuß an einen höhern Ast festzuhaken und dann ganz sicher daran frei zu hängen, indem es nicht nur die volle Last des Leibes an einem Gliede tragen, sondern auch bis zum Anhaltepunkt emporziehen kann. Gleichwohl strebt es mit äußerster Sorgfalt immer darnach, für alle seine Glieder sichere Stützpunkte zu finden, und scheut sich fast, mit einem Fuße loszulassen, bevor es für ihn wieder einen verläßlichen Punkt zum Anhalten gefunden hat.

Außerordentlich schwer hält es, ein Faulthier, welches sich fest an einen Ast geklammert hat, von demselben los zu machen. Ein Indianer, welcher Schomburgk begleitete, bemerkte ein dreizehiges Faulthier auf den hervorragenden Wurzelästen einer Rhizophora, welches dort ausruhte, und als man es ergreifen wollte, nur wehmüthig bittende Blicke zur Abwehr zu haben schien. Aber man bemerkte bald, daß die Ergreifung leichter war, als die wirkliche Gefangennahme. Es war fast unmöglich, das Thier von den Wurzelästen zu trennen, an welchen es sich mit einer Kralle festgeklammert hatte. Erst, nachdem ihm die beiden Vorderfüße, seine einzige, aber wegen der scharf hervorstehenden Klauen, höchst gefährliche Vertheidigungswaffe, gebunden waren, gelang es drei Indianern, unter Aufbietung aller Kräfte, es von dem Baume los zu reißen.

Beim Schlafen und Ruhen nimmt das Faulthier eine ganz ähnliche Stellung an, wie gewöhnlich. Es stellt die vier Beine dicht an einander, beugt den Leib fast kugelförmig zusammen und senkt den Kopf gegen die Brust, ohne ihn jedoch auf derselben ruhen zu lassen oder ihn darauf zu stützen; und in dieser Lage hängt es wirklich oft ganze Tage und Nächte genau auf derselben Stelle, ohne zu ermüden. Nur ausnahmsweise sucht es mit den Vorderarmen einen höheren Zweig zu fassen, hebt den Körper dadurch vorn empor und stützt vielleicht sogar seinen Rücken auf einen anderen Ast. Eine so bequeme Lage bereitet es sich jedoch blos sehr selten.

So unempfindlich das Thier gegen Hunger und Durst zu sein scheint, so empfindlich zeigt es sich gegen die Nässe und die damit verbundene Kühle. Bei dem schwächsten Regen sucht es sich so eilig als möglich unter die dichteste Bedachung der Blätter zu flüchten und macht dann sogar verzweifelte Anstrengungen, seinen Namen zu widerlegen. In der Regenzeit hängt es oft Tage lang traurig und kläglich an ein und derselben Stelle, sicherlich im höchsten Grade durch das herabstürzende Wasser belästigt.

Nur höchst selten und gewöhnlich blos des Abends oder bei anbrechendem Morgen, oder auch wenn sich das Faulthier beunruhigt fühlt, vernimmt man seine Stimme. Sie ist nicht laut und besteht aus einem kläglichen, geradeaus gehaltenen, feinen, kurzen und schneidenden Tone, welcher von Einigen mit einer oftmaligen Wiederholung des Lautes J wiedergegeben wird. Ein Mitglied der Familie führt den Namen Ai, und dieser sollte das Geschrei ausdrücken. Die neueren Beobachter aber haben niemals von einem Faulthiere Töne vernommen, welche Doppel-Lauten gleichen, oder gar, wie frühere Beobachter ebenfalls behaupten, aus einem auf- und absteigenden Akkord bestehen. Bei Tage hört man von dem Faulthier höchstens tiefe Seufzer. Beim Gehen oder Humpeln auf der Erde aber schreit es fast nie, selbst wenn es auf das äußerste gereizt wird.

Es muß schon aus dem bereits Mitgetheilten hervorgehen, daß die geistigen Fähigkeiten der Faulthiere außerordentlich gering sind. Alle Sinne scheinen im hohen Grade stumpf zu sein, und unter ihnen ist vielleicht das Auge noch am wenigsten entwickelt. Es ist blöde und ausdruckslos wie kein zweites Säugethierauge. Daß das Gehör nicht ausgezeichnet ist, geht schon aus der geringen Größe und versteckten Lage der Ohrmuscheln hervor, und von der Stumpfheit des Geschmacks, sowie des Gefühls hat man sich mehr als einmal überzeugen können. So bliebe blos der Geruch noch übrig: über ihn scheint man aber auch nichts Rühmliches sagen zu können. Noch weit trauriger sieht es mit den höheren geistigen Kräften aus. Alle Faulthiere zeigen nicht die geringste Spur von Verstand, vielmehr eine Stumpfheit, Dummheit und Gleichgiltigkeit, wie kein einziges anderes Säugethier. Ihre geistigen Fähigkeiten scheinen sich überhaupt auf einen vollkommen unbewußten Naturtrieb zu beschränken; wenigstens dürfte hier der schwankende Begriff einer niederen Geistesregung, den wir mit Naturtrieb (Instinkt) zu bezeichnen pflegen, noch am besten angewendet werden können. Die Faulthiere erkennen keinen anderen Gegenstand, als die Blätter, welche sie fressen, und bezüglich die Bäume, auf denen solche freßbare Blätter wachsen. Man nennt sie harmlos, weil sie keine Bosheit zeigen; damit will man aber ausdrücken, daß sie überhaupt keiner geistigen Regungen fähig sind. Sie haben keine Leidenschaften; sie fühlen weder Haß noch Liebe, weder Freundschaft für andere Mitglieder ihrer Art, noch Feindschaft gegen andere Geschöpfe; sie kennen keine Furcht, besitzen aber auch keinen Muth; sie scheinen keine Freude zu haben, aber auch der Traurigkeit unzugänglich zu sein. Ohne recht zu wissen, was sie wollen, vertheidigen sie sich gegen ihre Feinde, wenn sie angegriffen werden. Von Geist ist bei den Faulthieren kaum zu reden.

Es läßt sich fast erwarten, daß solche Thiere blos ein einziges Junges werfen. Das Eine scheint der Mutter schon zu viel zu sein. Vollkommen behaart, ja sogar mit bereits ziemlich entwickelten Krallen und Zehen kommt das Junge zur Welt und klammert sich sofort nach seiner Geburt mit diesen Krallen an den langen Haaren der Mutter fest, mit den Armen ihren Hals umschlingend. Nun schleppt es die Alte immer in derselben Weise überall mit sich herum. Anfangs scheint es, als betrachte sie ihr Kind mit großer Zärtlichkeit; doch diese Mutterliebe erkaltet gar bald, und die

stumpfsinnige Alte gibt sich kaum die Mühe, das Junge zu füttern und zu reinigen, oder ihm andere Ammendienste zu leisten. Gleichgiltig läßt sie es sich sogar von der Brust wegreißen, und nur vorübergehend zeigt sie eine gewisse Unruhe, als vermisse sie Etwas und wolle sich nun bemühen, es wieder aufzusuchen. Aber sie erkennt ihren Sprößling nicht eher, als bis er sie oder sie ihn berührt, und wenn derselbe selbst durch Schreien seine Nähe verrathen sollte. Oft kommt es vor, daß sie ein paar Tage lang hungert, oder sich wenigstens nicht nach Nahrung bemüht; demungeachtet säugt sie ihr Junges ununterbrochen, und dieses klebt mit derselben Zähigkeit an ihr, wie sie an dem Baumast.

Die Trägheit des Faulthieres zeigt sich auch, wenn es gemißhandelt oder verwundet wird. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die niedrigsten Thiere verhältnißmäßig die größten Mißhandlungen, Verletzungen und Schmerzen erleiden können; bei dem Faulthier nun scheint sich diese allgemeine Thatsache ebenfalls zu bestätigen. Die Berichte lauten allerdings noch nicht ganz übereinstimmend; doch behaupten anerkannt tüchtige Naturforscher, daß das Faulthier das unempfindlichste aller Säugethiere wäre. Es kommt gar nicht selten vor, daß dieses Geschöpf viele Tage und Wochen lang hungert: A. Caffer theilte der Versammlung der Naturforscher in Turin mit, daß er ein dreizehiges Faulthier in der Gefangenschaft gehabt habe, welches einen ganzen Monat lang nicht das Geringste zu sich nahm.

Die unglaubliche Lebenszähigkeit des Faulthieres offenbart sich übrigens auch in anderer Weise. Es erträgt fürchterliche Verwundungen mit der Gleichgiltigkeit eines Leichnams. Oft verändert es nach einer tüchtigen Schrotladung, die man ihm in den Leib schoß, nicht einmal die Stellung. Nach Schomburgk widersteht es auch dem furchtbaren Urarigift der Indianer am längsten. „Mag dieses nun in seinem eigenthümlichen Gefäßsystem und dem dadurch so gehemmten und langsamen Blutumlauf seinen Grund haben, kurz, die Wirkungen treten bei ihm am spätesten ein und sind dabei auch am kürzesten in ihrer Dauer. Ebenso werden nur sehr schwache Zuckungen bemerkbar, wie sie doch bei den übrigen Thieren bei Beginn der Wirkung des Gifts immer sichtbar sind. Ich ätzte ein Faulthier in der Oberlippe und rieb ein wenig des Gifts in die Wunde. Als ich es darauf in die Nähe eines Baumes brachte, begann es diesen zu erklettern. Nachdem es aber zehn bis zwölf Fuß an dem Stamm empor geklettert war, blieb es plötzlich am Baume haften, wandte den Kopf nach dieser und jener Seite und suchte den Gang fortzusetzen, ohne Dies zu vermögen. Erst ließ es einen der Vorderfüße los, dann den anderen, blieb aber noch mit den Hinterfüßen am Baumstamme haften, bis auch diese kraftlos wurden und es zur Erde fiel, wo es ohne alle krampfhaften Zuckungen und ohne jenes im allgemeinen immer eintretende schwere Athemholen liegen blieb, bis in der dreizehnten Minute sein Leben entflohen war.“ Wenn man bedenkt, daß die vergiftete schwache Dornspitze dem Jaguar, welchem sie der Indianer auf den Pelz blies, kaum die Haut ritzt und ihn doch in wenigen Minuten zu einem Kind des Todes macht, bekommt man erst einen Maßstab zur Beurtheilung der Lebenszähigkeit des Faulthieres.

Man kann nicht eben sagen, daß das hilflose Geschöpf viel Feinde habe. Durch sein Baumleben entgeht es den gefährlichsten, welche es bedrohen, den Säugethieren nämlich, und höchstens die großen Baumschlangen mögen ihm zuweilen nachstellen. Dazu kommt, daß sein Pelz im allgemeinen ganz die Färbung der stärkeren Aeste zeigt, an denen es unbeweglich hängt, wie die Frucht an einem Baume, und daß schon das geübte Falkenauge der Indianer dazu gehört, um ein bewegungslos verharrendes Faulthier aufzufinden. Uebrigens ist das Thier doch nicht so ganz wehrlos, als es auf den ersten Blick hin scheinen mag. Auf dem Baume ist ihm natürlich schwer beizukommen, und wenn es auf dem Boden überrascht und angegriffen wird, wirft es sich schnell genug noch auf den Rücken und faßt seinen Angreifer mit den Krallen, ihn in einer Weise umarmend, daß ihm, auch wenn er stark ist, Hören und Sehen vergeht. Man kennt ein Beispiel, daß ein gefangenes und an einer wagrecht stehenden Stange aufgehängtes Faulthier den Hund, welchen man auf dasselbe gehetzt hatte, plötzlich mit seinen Armen umklammerte, und ihn vier Tage lang fest hielt, bis er starb, ohne daß es

möglich gewesen wäre, den Hund ihm zu entreißen — falls der arme Bursche nicht etwa ein Opfer der Beobachtung geworden sein dürfte! Soviel steht fest, daß die Kraft der Arme des Faulthieres eine sehr beträchtliche ist. Selbst ein starker Mann hat Mühe, sich wieder von ihm zu befreien, und drei Männer sollen nicht im Stande sein, ein Faulthier von dem Baumast los zu reißen, an welchem es sich angeklammert hat.

Ueber das Gefangenleben der Faulthiere war bisjetzt nur höchst wenig bekannt. Bisher hat man unwillkürlich glauben müssen, daß es überaus schwer wäre, ein Faulthier längere Zeit am Leben zu erhalten, und bisjetzt hat man immer noch, wenn auch nicht alle, so doch sehr viele von den Fabeln für wahr gehalten, welche über dieses merkwürdige Geschöpf im Umlaufe sind. Eigentlich Zuverlässiges über das Gefangenleben ist, meines Wissens wenigstens, nicht bekannt geworden. Wir haben erfahren, daß das Faulthier einige Mal lebend nach Europa gebracht worden ist. Schon Buffon erzählt, daß der Marquis von Montmirail ein Faulthier in Amsterdam kaufte, welches man bisher im Sommer mit zartem Laub und im Winter mit Schiffszwieback ernährt hatte. Der Marquis erhielt das Thier drei Jahre am Leben und fütterte es mit Brod, Aepfeln und Wurzeln, welche Gegenstände sein Gefangener mit den Klauen seiner Vorderfüße nahm und so zum Munde führte. Gegen Abend wurde das Thier munter, ohne übrigens je eine Leidenschaft zu zeigen, und niemals bewies es, daß es seinen Wärter kennen gelernt habe. Von den Reisenden erfahren wir noch, daß man sich kaum ein ungemüthlicheres Geschöpf denken könne, als ein gefangenes Faulthier. Tagelang hänge es an einem Stock oder an einem Strick, ohne auch nur das geringste Verlangen nach Nahrung auszudrücken. Einer fügt sogar hinzu, daß es lieber verhungern, als eine einzige Bewegung machen würde, um die vorgehaltene Nahrung zu erlangen. Hierauf scheinen sich die Beobachtungen zu beschränken.

Man kann sich nun meine Freude denken, als ich nach allen vergeblichen Versuchen, mehr über das Faulthier zu erfahren, auf meiner Rundreise durch die Thiergärten Englands, Frankreichs, Hollands, Belgiens und der Rheinlande, ein lebendes Faulthier und somit Gelegenheit fand, eigene Beobachtungen anzustellen. Freilich erlaubte mir der große Reichthum des Gartens nicht, meine Aufmerksamkeit in erwünschter Weise dem Faulthiere ausschließlich zu widmen, und leider konnte ich nur ein paar Stunden am Käfig des wunderbaren Thieres verweilen. Aber auch dieser kurze Aufenthalt genügte, um mir zu beweisen, daß die bisher gegebenen Beschreibungen zum großen Theil sehr übertrieben sind. Ich will gar nicht so kühn sein, zu behaupten, daß meine Beobachtungen auch für das Freileben entscheidend sein sollen; mit anderen Worten: ich will Das, was ich am Gefangenen sah, durchaus nicht auf das Freileben der Thiere übertragen; aber soviel kann ich behaupten, daß die gefangenen Faulthiere nichts weniger als traurige, langweilige Geschöpfe, sondern im Gegentheil ungemein fesselnde und in jeder Hinsicht würdige Mitglieder eines Thiergartens sind.

Kees, so heißt das jetzt in Amsterdam lebende Faulthier, bewohnt seinen Käfig bereits seit neun Jahren und befindet sich jedenfalls so wohl in der Gefangenschaft, als andere Thiere auch. Wer jemals Säugethiere lebend gehalten hat, weiß, daß er sehr froh sein kann, wenn seine Gefangenen durchschnittlich neun Jahre am Leben bleiben, und wer noch einigermaßen die zahnarmen Thiere kennt, wird zugestehen müssen, daß solche Zeit für ein Mitglied dieser merkwürdigen Gesellschaft sicherlich eine sehr hohe ist. Der Käfig, in welchem Kees gehalten wird, hat in der Mitte ein Holzgerüst, an welchem sein Bewohner emporklettern kann; unten ist er dick mit Heu ausgepolstert; nach den Seiten hin schließen ihn starke Glasscheiben ab; von oben her ist er offen. Wenn man bei Tage den Thieren einen Besuch abstattet, sieht man in diesem Glaskasten nur einen Ballen, welcher lebhaft an einen Haufen von trockenem Riedgras erinnert; denn die struppigen, braungrau und schwärzlich gefärbten Haare des Faulthieres sind in der ungewöhnlichsten Weise geordnet und laufen von mehreren Haarwirbeln so verschieden aus, daß an einen Strich eigentlich nicht zu denken ist. Dieser Ballen erscheint formlos, weil man von den Gliedmaßen des Thieres eigentlich so gut als Nichts sieht. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß Kees seine gewöhnliche Ruhe- oder Schlafstellung angenommen hat. Der Kopf ist auf die Brust

herabgebogen, so daß die Schnauzenspitze unten am Bauche aufliegt; er wird aber durch die vorgelegten Arme und Beine vollständig verdeckt. Die Gliedmaßen nämlich liegen dicht auf einander, ein Bein immer mit dem anderen abwechselnd, und sind so in einander verschränkt, daß man zwischendurch nicht sehen kann. Gewöhnlich sind die Krallen eines oder zweier Füße um eine Stange des Gerüstes geschlagen; nicht selten aber faßt Kees mit den Krallen des einen Fußes den anderen Oberarm oder Schenkel und verschlingt sich hierdurch in eigenthümlicher Weise. So sieht man von den Kopftheilen nicht das Geringste; man kann nicht einmal unterscheiden, wo der Rumpf in den Hals und dieser in den Kopf übergeht: kurz, man hat eben nur einen Haarballen vor sich, und man muß schon recht scharf hinsehen, wenn man wegbekommen will, daß dieser Ballen sich langsam auf- und niedersenkt. Gegen die Zuschauer ringsum, welche durch Klopfen, Rufen und schnelle Bewegungen mit den Händen irgend welche Wirkungen hervorzubringen suchen, beweist sich der Ballen vollkommen theilnahmlos; keine Bewegung verräth, daß er lebt, und gewöhnlich gehen die Beschauer recht mißmuthig von dannen, nachdem sie verdutzt den Namen des Thieres gelesen und einige, nicht eben schmeichelhafte Bemerkungen über dieses „garstige Vieh" gemacht haben.

Aber der Haarballen bekommt, wenn man es recht anfängt, sehr bald Leben; denn Kees ist keineswegs so stumpfsinnig, als man behauptet, sondern ein gar netter, braver Gesell, welcher nur richtig behandelt sein will. Der Vorsteher des Gartens, Herr Westermann, ein Thierfreund und Thierkenner, wie man wenige finden dürfte, oder auch einer der Wärter braucht blos an den Käfig zu treten und ein paarmal „Kees, Kees!" zu rufen: da sieht man, wie der Haarballen nach und nach Leben bekommt. Bedächtig, oder wie man auch wohl sagen kann, langsam und etwas schwerfällig entwirrt sich der Knäuel und nach und nach entwickelt sich aus ihm ein, wenn auch nicht gerade wohlgebildetes Thier, so doch keineswegs eine Mißgestalt, wie man gesagt hat, keineswegs ein aller höheren Fähigkeiten und Gefühle bares Wesen. Langsam und gleichmäßig erhebt das Thier einen seiner langen Arme und hängt die scharfen Krallen an eine der Querleisten des Gerüstes. Dabei ist es ihm vollkommen gleich, welches von seinen Beinen es zuerst aufhob, ob das hintere oder das vordere; es ist ihm auch gleich, ob es die Krallen in der natürlichen Lage des Vorderarmes anhängen, oder ob es den Arm herumdrehen muß; denn alle seine Glieder erscheinen wie Stricke, welche kein Gelenk haben, sondern ihrer ganzen Länge nach beweglich sind. Jedenfalls ist die Beweglichkeit der Speiche und Elle eine so große, wie wir sie vielleicht bei keinem Geschöpfe wieder finden. Das Faulthier vermag es mit allen seinen vier Beinen sich derart fest zu hängen, daß die Krallen von jedem einzelnen in einer von den anderen abweichenden Richtung gestellt sind. Der eine Hinterfuß richtet sich vielleicht nach außen, der eine Vorderfuß nach innen, der entgegen gesetzte Vorderfuß nach vorn und der letzte Hinterfuß nach hinten, oder umgekehrt: man kann sich die verschiedenen Möglichkeiten der Stellung ausmalen, wie man will, das Faulthier verwirklicht alle. Es kann seine Beine gerade um sich herumdrehen, etwa wie ein geübter Gaukler, und es zeigt dabei, daß es ihm nicht die geringste Anstrengung macht. Deshalb krallt es sich an, wie es ihm eben paßt, und es kann sich auch, wenn es einmal festhält, förmlich um sich selbst herumdrehen, ohne die Stellung der angehängten Krallen irgendwie zu verändern. Ob dabei der Kopf tief oder hoch hängt, ist ihm ebenfalls ganz gleichgiltig, denn es greift ebenso oft mit den Hinterbeinen nach oben, als mit den Vorderbeinen nach unten; es hängt mit dem rechten Vorderbein oder mit dem linken Hinterbein oder umgekehrt; es streckt sich oft recht gemüthlich hin, indem es sich mit den Hinterkrallen anhängt und den Rücken unten auflegt, wie besonders faule Hunde es zu thun pflegen. Bei solchen Gelegenheiten, welche jedenfalls große Gemüthlichkeit ausdrücken, kratzt sich Kees wohl auch mit einem der eben unbeschäftigten Beine an allen Stellen des Körpers, indem er das Bein geradezu um den Leib schlingt. Er kann Stellen seines Körpers mit den Krallen erreichen, welche jedem anderen Thiere unzugänglich sein würden: kurz, er zeigt eine Beweglichkeit, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Bei seiner gemüthlichen Faullenzerei macht er die Augen bald auf und bald wieder zu, gähnt, streckt die Zunge heraus und öffnet dabei die kleine Stumpfschnauze soweit als möglich. Hält man ihm an das obere Gitter eine Leckerei, zumal ein Stückchen

Zucker, so klimmt er ziemlich rasch nach oben, um diese Lieblingsspeise zu erhalten, schnüffelt an der Wand herum und öffnet die Schnauze soweit, als er kann, gleichsam bittend, daß man ihm doch das Stückchen Zucker gleich in das Maul hinein fallen lasse. Dann frißt er schmatzend mit zugemachten Augen und beweist deutlich genug, wie sehr ihm die Süßigkeit behagt.

Am eigenthümlichsten sieht das Thier aus, wenn man es gerade von vorn betrachtet. Die Kopfhaare sind in der Mitte gescheitelt und stehen zu beiden Seiten vom Schädel ab. Sie geben dem Kopfe dadurch ein eulenartiges Aussehen. Die kleinen Augen sind sehr gewölbt. Ihre Iris ist lebhaft lichtbraun gefärbt, aber die Augen erscheinen doch sehr blöde, weil der Stern kaum die Größe eines Stecknadelkopfes hat und dem Auge keinen Ausdruck gibt. Beim ersten Anblick ist man versucht zu glauben, das Faulthier müsse blind sein. Die Schnauze tritt ganz eigenthümlich hervor aus dem Gesicht, sie stumpft sich in einen abgestutzten Kegel zu, auf dessen Spitze die Nasenlöcher liegen. Die beständig feuchten Lippen glänzen, als ob sie mit Fett bestrichen wären. Recht komisch sieht es aus, wenn das Faulthier sein Maul aufmacht. Die Lippen sind keineswegs so unbeweglich, als man gesagt hat und nichts weniger als hornähnlich, wie behauptet wurde, wenn sie auch nicht die Biegsamkeit der Lippen anderer Säugethiere haben mögen; sie sind auch ziemlich unwesentlich bei der Arbeit des Fressens, denn die lange, schmale, spitze Zunge ersetzt die ihnen fehlende Beweglichkeit. Diese Zunge erinnert schon recht lebhaft an die Wurmzungen der verwandten Zahnlosen, zumal an die der Ameisenbären. Das Faulthier kann sie weit aus dem Halse hervorstrecken und fast handartig gebrauchen.

Man füttert Kees mit allen möglichen Pflanzenstoffen; gekochter Reis und Möhren bleiben aber seine Hauptspeise. Den Reis gibt man ihm auf einem Teller, die Möhren legt man ihm irgend wo auf das Heu hin. Gewöhnlich wird Kees zum Fressen gerufen. Er kennt die Zeit seiner Mahlzeiten genau und richtet sich alsbald auf, wenn er seinen Namen hört. Anfangs tappt er höchst ungeschickt und schwerfällig mit den langen Armen umher; hat er aber einmal eine Möhre erwischt, so kommt auch sofort Ruhe und Sicherheit in die Bewegung. Er zieht die Wurzel zu sich heran, faßt sie mit dem Maul, dann mit den beiden Pfoten oder besser mit den Krallen, klemmt sie fest dazwischen und beißt nun, die Möhre stetig weiter in das Maul schiebend, verhältnißmäßig sehr große Bissen von ihr ab; dabei beleckt er beständig die Lippen und die Möhre, welche er bald auf der einen, bald auf der anderen Seite in das Maul steckt. Gewöhnlich fängt er bei der Spitze der Wurzel an zu fressen; aber selten verzehrt er eine Möhre auf einmal, sondern versucht lieber alle, welche ihm vorgelegt werden. An dem Abbiß sieht man deutlich die Eigenthümlichkeit der Zähne. Das Faulthier ist nicht im Stande, ein Stückchen glatt zu beißen und die Zähne brechen mehr, als sie schneiden. Man bemerkt in der Möhre die Eindrücke von allen, welche benutzt wurden, in unregelmäßigen Zwischenräumen.

Ein kleiner Teller voll Reis und drei Möhren genügen übrigens vollkommen zur täglichen Nahrung unseres Thieres.

Die Losung besteht aus kleinen Kügelchen, welche zu einem Klumpen vereinigt sind; sie ähnelt der unserer Schafe und Ziegen.

Nach dem Fressen legt sich Kees wieder zur Ruhe nieder, beugt oder kauert sich zusammen und nimmt seine alte Stellung an. Ungestört oder bezüglich ungerufen bewegt er sich nur dann, wenn ihm das Bedürfniß einmal ankommt, sich zu strecken oder sich irgendwo zu kratzen. Mit Beginn der Dunkelheit wird er etwas lebendiger und hängt sich dann wohl längere Zeit an dem Gestänge in seinem Käfig auf oder klettert an dem oberen Gitter desselben hin und her; doch bekommt er solche Turnübungen sehr bald satt und zieht sich wieder auf seinen alten Lieblingsplatz in eine Ecke zurück. Auch in der Nacht schläft er ein gutes Stück; gegen den Morgen hin aber ist er immer sehr munter und nimmt dann auch regelmäßig einige Kletterübungen vor. —

Der Nutzen, welchen die Faulthiere den menschlichen Bewohnern ihrer Heimat gewähren, ist außerordentlich gering. Nur in manchen Gegenden essen die Wilden und die Neger das Fleisch,

dessen unangenehmer Geruch und Geschmack den Europäer anekelt. Aus dem sehr zähen, starken und dauerhaften Leder macht man Ueberzüge und Taschen. Hierauf beschränkt sich aber auch die Verwerthung eines erbeuteten Faulthieres. Schaden kann das Geschöpf natürlich nicht verursachen, da es in ebendemselben Maße verschwindet, als der Mensch sich ausbreitet. Auch das Faulthier steht auf der Liste der Thiere, welche einem sichern Untergang entgegengehen; nur in den tiefsten und undurchdringlichsten Wäldern vermag es sich zu halten, und solange noch die herrlichen Bäume, welche ihm Obdach und Nahrung gewähren, verschont bleiben von der mörderischen Art des immer weiter und weiter sich ausbreitenden Europäers, solange wird es noch sein freudeloses Leben fristen. Jeder Ansiedler in solchem Walde aber verdrängt schon durch sein Erscheinen, durch das Fällen der Bäume die Faulthiere, welche sonst dort gehaust haben, und der frevelnde Muthwille des Jägers trägt redlich dazu bei, das ohnehin nur langsam sich vermehrende Thier auszurotten.

Es darf uns nicht wundern, daß über die Faulthiere die sonderbarsten Sagen und Märchen verbreitet wurden, einfach durch die Sucht der Uebertreibung, welche so viele Leute kundgeben. Die ersten Nachrichten, welche wir über das Thier haben, stammen von Gonsalvo Ferdinando Oviedo, welcher ungefähr Folgendes sagt: „Der Perillo Ligero ist das trägste Thier, welches man in der Welt sehen kann. Es ist so schwerfällig und langsam, daß es einen ganzen Tag braucht, um nur funfzig Schritte weit zu kommen. Die ersten Christen, welche es gesehen, erinnerten sich, daß man in Spanien die Neger „weiße Hänse" zu nennen pflegte und gaben ihnen daher spottweise den Namen hurtiges Hündchen. Es ist eins der seltsamsten Thiere wegen seines Mißverhältnisses mit allen anderen. Ausgewachsen ist es zwei Spannen lang und nicht viel weniger dick. Es hat vier dünne Füße, deren Zehen wie die der Vögel mit einander verwachsen sind. Weder die Klauen, noch die Füße sind so beschaffen, daß sie den schweren Körper tragen können, und daher schleppt der Bauch fast auf der Erde. Der Hals steht aufrecht und gerade, ist gleich dick, wie der Stößel eines Mörsers, und der Kopf sitzt fast ohne Unterschied oben darauf, mit einem runden Gesicht, das dem einer Eule ähnelt und kreisförmig von Haaren umgeben ist, so daß es nur etwas länger erscheint als breit. Die Augen sind klein und rund, die Nasenlöcher wie bei den Affen, das Maul ist klein. Es bewegt den Hals von einer Seite zur anderen, als wenn es staune. Sein einziger Wunsch und sein Vergnügen ist, sich an die Bäume zu hängen oder an irgend Etwas, wo es klettern kann, und daher sieht man es oft an Bäumen, an welchen es langsam hinaufklettert und sich immer mit den Klauen festhält. Sehr verschieden ist seine Stimme von der anderer Thiere; es singt immer nur bei Nacht, und zwar von Zeit zu Zeit allemal sechs Töne, einen höher, als den anderen, und immer tiefer, als wenn Jemand mit fallender Stimme spräche: la, la, sol, fa, mer, re, at. So sagt es sechs Mal: hahaha, hahaha, daß man sehr wohl von ihm sagen kann, es hätte zur Erfindung der Tonleiter Veranlassung geben können. Hat es einmal gesungen, so wartet es eine Zeit lang und wiederholt dann Dasselbe, aber nur bei Nacht, und darum halte ich es, sowie seiner kleinen Augen wegen, für ein Nachtthier. Bisweilen fangen es die Christen und tragen es nach Hause; dann läuft es mit seiner natürlichen Langsamkeit und läßt sich weder durch Drohungen noch Stoßen zu größerer Schnelligkeit bewegen, als es ohne äußere Anreizung sonst zu besitzen pflegt. Findet es einen Baum, so klettert es sogleich auf den Gipfel der höchsten Aeste, und bleibt daselbst zehn, zwölf, ja zwanzig Tage, ohne daß man weiß, was es frißt. Ich habe es auch zu Hause gehabt, und nach meiner Erfahrung muß es von der Luft leben, und dieser Meinung sind noch viele Andere auf diesem Festlande; denn Niemand hat es irgend Etwas fressen sehen. Es wendet auch meistens den Kopf und das Maul nach der Gegend, woher der Wind weht, woraus folgt, daß ihm die Luft sehr angenehm sein muß. Es beißt nicht und kann es auch nicht, wegen seines sehr kleinen Maules; es ist auch nicht giftig. Uebrigens habe ich bis zur Stunde kein so dummes und kein so unnützes Thier gesehen wie dieses."

Man sieht, daß der genannte Berichterstatter im ganzen gut beobachtet hat; denn Vieles von Dem, was er sagt, ist vollkommen begründet, und das übrige Fabelhafte von ihm eben auch nur glaubhaft aufgenommen. Die Uebertreibungen kommen erst später vor, z. B. bei Stedmann,

Dieser sagt, daß das Faulthier oft zwei Tage brauche, um auf den Gipfel eines mäßigen Baumes zu gelangen und denselben nicht verlasse, solange es Etwas zu fressen finde. Während des Hinaufklimmens soll es nur verzehren, was ihm zur Reise nöthig ist; im Wipfel angekommen, entblößt es diesen aber gänzlich. So thut es, um nicht zu verhungern, wenn es wieder auf die unteren Aeste kommt, um einen anderen Baum aufzusuchen; denn hätte es den unteren Theil des Wipfels abgefressen, so müsse es den Beschwerden der Reise nach anderen Bäumen natürlich erliegen. Einige sagen auch, daß es, um sich die Mühe zu ersparen, seine Glieder zu bewegen, sich zusammenkugelt und vom Baume fällt. — Spätere Reisebeschreiber erwähnen noch hie und da des merkwürdigen Geschöpfes, und jeder bemüht sich, die alten Fabeln gehörig wieder aufzuwärmen und womöglich mit neuen Zusätzen zu bereichern. Erst der Prinz von Wied gibt seine klaren und vorurtheilsfreien Beobachtungen, und nach ihm hauptsächlich Quoy und Gaimard, und endlich Schomburgk.

Man unterscheidet gegenwärtig fünf verschiedene Arten von Faulthieren und zählt sie zwei Sippen zu, von denen die eine (Bradypus) an den Vorder- und Hinterfüßen drei lange Sichelkrallen und einen äußerlich sichtbaren Schwanz, die andere (Choloepus) an den Vorderfüßen nur zwei Sichelkrallen und einen nicht sichtbaren Schwanz besitzt. Auch unterscheiden sich die Sippen, wenn gleich nur wenig, durch ihr Gebiß.

Es ist wahrscheinlich, daß spätere Entdeckungen uns noch mit einer oder der anderen Art bekannt machen werden, obgleich wohl anzunehmen ist, daß gegenwärtig nur noch wenige Arten leben.

Unsere größere Abbildung zeigt uns den Unau (Choloepus didactylus), ein Thier von ungefähr zwei Fuß Länge oder etwas mehr als Katzengröße, von graubrauner Farbe, welche an der Innenseite der Gliedmaßen etwas dunkelt, und auf der Oberseite durch die schmuzig gelben, weißen Haarspitzen lichter erscheint. Die Haare selbst sind auf dem Rücken sehr lang und schlicht, im Kreuz entgegen gesträubt, gegen das Gesicht hin aber ganz kurz. Die Vorderschnauze ist nackt und nur mit einigen Härchen bedeckt. Diese Sippe hat sieben Halswirbel.

Das kleinere Bild macht uns mit einem der häufigsten Mitglieder der zweiten Sippe bekannt, mit dem dreizehigen Faulthier oder Ai (Bradypus tridactylus). Die Länge eines vollkommen ausgewachsenen Männchens beträgt nach Prinz von Wied's Ausmessung 19⅙ Zoll, wovon 1⅙ Zoll auf den Schwanz kommen. Die Vorderklauen sind 2¼ Zoll, die hinteren noch nicht ganz zwei Zoll lang. Der Pelz besteht aus feinem, kurzen und dichten Wollenhaar, an welchem man die wahre Zeichnung des Thieres am besten wahrnehmen kann, und einem langen, trockenen, harten, etwas glatten, heuähnlichen Grannenhaar. Auf jeder Seite des Rückens zieht von den Schultern bis in die Schwanzgegend ein mehr oder weniger deutlicher, breiter Längsstreifen von bräunlicher Farbe herab. Der übrige Pelz ist blaßröthlich, aschgrau, am Bauche silbergrau gefärbt. Wenn man die langen Haare des Rückens bis auf die darunter befindliche Wolle abschneidet, tritt die eigentliche Zeichnung des Thieres hervor, und man bemerkt dann einen längs des Rückens gerade hinablaufenden, dunkeln, schwarzbraunen Längsstreifen, und zu jeder Seite desselben einen ähnlichen weißen, alle drei scharf begrenzt, während sonst durch die langen Haare die Bestimmung der genauen Abgrenzung dieser Farbenvertheilung unmöglich wird. Ueber die Augen weg zieht eine breite weißliche Binde zu den Schläfen hinab. Die Augen sind schwarzbraun umringelt, und ein ebenso gefärbter Streifen zieht sich von den Schläfen herab. Die Klauen sind gelblich oder bräunlich gelb gefärbt. Gewöhnlich bemerkt man graugelbe, anders als das übrige Fell gefärbte Flecken auf dem Rücken der Faulthiere. Hier sind die Haare abgenutzt, entweder durch Reibung auf Baumästen, oder aber durch die Jungen, welche die Mütter auf dem Rücken tragen; denn die saugenden Faulthiere reißen, wenn sie sich anhängen, mit ihren Klauen der Mutter nicht nur das Haar aus, sondern verderben auch noch ein gehöriges Stück des Pelzes durch den Harn, welchen sie ohne weiteres der Mutter auf den Rücken laufen lassen.

Der Unau bewohnt hauptsächlich Guyana und Surinam, der Ai dagegen die Ostküste Brasiliens bis nach Rio Janeiro hinab. Andere Arten leben im östlichen Brasilien und Peru, und eine Art hauptsächlich im Nordwesten jenes großen Kaiserreichs.

Den Faulthieren, welche man mit Recht auffallende Thiere nennt, in Ländern, wo Alles glänzt und flimmert, wo sich die Beweglichkeit mit der Anmuth, die Zierlichkeit der Gestalt mit der Farbenschönheit, die Behendigkeit mit der Pracht der Bedeckung paart, gingen noch weit ungeheuerlichere Geschöpfe voraus, die Riesenfaulthiere nämlich. Das waren zahnarme Thiere von gewaltigen Körperverhältnissen und überaus plumpem Knochenbau, deren ungeheueres Leibesgewicht ein Baumleben geradezu verbot. Sie waren also entschieden Pflanzenfresser und als solche auf den Boden gebunden. Im Jahre 1789 fand der Marquis Loretto, der Statthalter von Buenos Ayres, drei Stunden südwestlich von der Stadt gleichen Namens, in aufgeschwemmtem Land versteinerte Knochen



Das dreizehige Faulthier oder Ai (Bradypus tridactylus).

von einem Thiere auf, welches unserm Elefanten an Größe vollkommen gleich kam; denn nach den Knochen gemessen, mußte es im Leben vierzehn Fuß lang und acht Fuß hoch gewesen sein. Man fand fast das ganze Geripp und konnte so mit ziemlicher Genauigkeit die Stellung des ausgestorbenen Riesenthieres bestimmen. Es wurde auch trotz seines Untergangs von der Erde und nach seiner Auferstehung noch getauft, nämlich Megatherium Cuvieri genannt. Die hinteren Gliedmaßen zeichneten sich durch auffallende Plumpheit vor den vorderen, beweglichen aus. Der Hals bestand aus sieben Wirbeln. An den Vorderfüßen fanden sich vier, an den Hinterfüßen blos drei Zehen mit großen Krallennägeln. Die beweglichen Unterarmknochen und der starke Schultergürtel deuten darauf hin, daß die Vorderfüße nicht zum Gehen benutzt werden konnten, und ebensowenig zum Klettern, denn dazu erscheint der ganze Körper viel zu plump, gewaltig und schwer. Ebensowenig konnten die Vorderhände zum Graben dienen, und so blieb Nichts übrig, als anzunehmen, daß das Riesenthier sich auf seine Hinterbeine erhob, mit den Vorderfüßen die Zweige der Bäume nieder-

bog und mit den beweglichen Lippen das Laub abfraß. Möglicher Weise scharrte es auch mit seinen starken Krallen weiche Wurzeln aus dem Boden. Die äußere Bedeckung war ein Haarkleid. Gegenwärtig kennt man ähnliche Gerippe und zwar ebensowohl aus Süd- als aus Nordamerika. In der Neuzeit fand man noch andere ähnliche Thiere auf, welche mehr oder weniger dem Riesenthier ähnelten. Das Riesenkrallenthier (Megalonyx) besaß etwas längere Vorder- und kürzere Hinterfüße, als das eben erwähnte. Der Schwanz berührte den Boden und war sehr stark. Die Riesenfaulthiere (Mylodon) zeigen noch den plumpen Gliederbau der vorigen, weichen aber in Einigem ab. Der Schwanz war lang und bestand aus zahlreichen, sehr kräftigen Wirbeln, welche darauf deuteten, daß das Thier das Glied gegen den Boden stemmte und sich darauf stützte. Die Gliedmaßen waren von gleicher Länge, die vorderen fünf-, die hinteren vierzehig. Alle diese Thiere vereinigt man in einer besonderen Familie, welche als Mittelglied zwischen den Faulthieren und den Gürtelthieren angesehen werden muß. Die Letzteren haben ebenfalls ähnliche Vorahnen aufzuweisen.

Neunte Ordnung.

Scharrthiere (Effodientia).

Fitzinger erkennt mit vollem Rechte den drei Thiergruppen, welche er in der zweiten Ordnung der Zahnarmen vereinigt, den Rang von Familien zu, während Andere in ihnen nur Sippen einer Familie sehen wollen. Die Gürtelthiere, Ameisenfresser und Schuppenthiere unterscheiden sich, was Gestalt und Lebensweise anlangt, so auffallend von einander, daß eine Gesammtbeschreibung der Ordnung der dritten Reihe — oder Familie im Sinne vieler Forscher — kaum möglich ist, oder mindestens nur sehr ungenügend ausfallen muß. Wir wenden uns deshalb auch hier unmittelbar zur Betrachtung der einzelnen Familien.

Die Gürtelthiere (Dasypodes) sind, wie die Faulthiere, eine durchaus verkommene Familie. Im Vergleich zu Dem, was in der Vorzeit sie waren, kann man sie höchstens Zwerge nennen. Das Glyptodon oder Riesengürtelthier erreichte die Größe des Nashorns, und die Vertreter anderer Sippen wenigstens den Umfang des Ochsen, während in der Jetztzeit die Gürtelthiere im ganzen höchstens 4¼ Fuß, ohne Schwanz aber nur 3 Fuß lang, und etwa 1 Fuß hoch werden. Alle Gürtelthiere sind plumpe Geschöpfe mit gestrecktem langschnäuzigen Kopfe, großen Schweinsohren, langem starken Schwanz und kurzen Füßen, welche sehr starke Grabklauen tragen. Ihren Namen haben sie von der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Panzers; derselbe ist nämlich durch die, mitten auf dem Rücken aufliegenden Gürtelreihen besonders ausgezeichnet und unterscheidet sich gerade durch die Reihenordnung der Schilder von dem Schuppenkleide anderer Säugethiere. Die mittelsten Gürtel, welche zur Unterscheidung der Arten dienen, obgleich sie auch bei ein und derselben Art nicht immer in gleicher Anzahl vorkommen, bestehen aus länglich viereckigen Tafeln, während das Schulter- und Kreuzschild aus Querreihen vier- oder sechseckiger Platten gebildet wird, zwischen denen sich kleine unregelmäßige Platten einschieben. Auch der Scheitelpanzer ist aus unregelmäßigen, meistens fünf- oder sechseckigen Schildchen zusammen gesetzt, und der Schwanz vollends ist durchaus unregelmäßig bepanzert. Unsere Thiere sind übrigens nur auf ihrer Oberseite bepanzert; die Unterseite ihres Leibes wird von gröberen oder feineren borstenartigen Haaren bedeckt, und solche Borsten schieben sich auch überall zwischen den Schildern hindurch.

Der innere Leibesbau zeigt manches Eigenthümliche. Die Rippen sind von außerordentlicher Breite und ebenso ihre Knorpel, welche vollständig verknöchern. Bei manchen Arten berühren sich die Rippen gegenseitig. Ihre Zahl schwankt zwischen zehn bis zwölf. Die Wirbelsäule ist merkwürdig, weil oft die Halswirbel, mit Ausnahme des Atlas und Epistropheus, mehr oder weniger mit einander verwachsen. Die Zahl der rückenlosen Wirbel schwankt zwischen Eins und Sechs; das Kreuzbein besteht aus acht bis zwölf, und der Schwanz aus sechszehn bis einunddreißig Wirbeln. Außerdem ist die Stärke der Gliedmaßenknochen bemerkenswerth, namentlich die der Handwurzelknochen und Zehen. Das Gebiß ändert so ab, daß man nach ihm mehrere Unterfamilien gebildet hat, denen jedoch hier ein besonderer Werth nicht zugesprochen werden kann. Bei keiner einzigen Familie schwankt die Zahl der Zähne so außerordentlich, wie bei den Gürtelthieren. Einige Arten haben soviel Zähne, daß der Name Zahnarme für sie nur dann nicht unverständlich wird, wenn man festhält, daß der Zwischenkiefer immer zahnlos ist, oder wenn man die Bedeutungslosigkeit der Zähne erwägt. Man hat nämlich bisjetzt noch nicht mit hinreichender Sicherheit feststellen können, wieviel Zähne dieses oder jenes Gürtelthier eigentlich besitze; denn auch innerhalb derselben Art schwankt die Zahl erheblich und nicht blos zwischen jungen und alten Thieren. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Zahl der Zähne nie unter acht in jeder Reihe ist, und bis sechs und zwanzig in der einen und vier und zwanzig in der anderen Reihe steigen kann, wodurch dann ein Gebiß von sechs und neunzig bis hundert Zähnen gebildet wird. Hier ist allerdings nicht von Armuth zu reden; allein die Werthlosigkeit dieser Unmasse von Zähnen ist sogroß, daß sie eigentlich aufgehört haben, Zähne zu sein. Sie haben die Form seitlich zusammen gedrückter Walzen, besitzen keine echten Wurzeln, sind nur von einer dünnen Schmelzschicht umgeben und wechseln auch in der Größe außerordentlich ab. Gewöhnlich nehmen sie vom ersten bis gegen den mittelsten hin an Größe zu, und dann wieder nach hinten allmählich ab: aber auch dies Verhältniß ist nicht regelmäßig. Zudem sind die Zähne ungemein schwach. Sie greifen zwar in einander ein, allein das Thier ist nicht im Stande, kräftig zuzubeißen oder zu kauen. Die Zunge ähnelt bereits der des A m e i s e n f r e s s e r s, kann aber nicht soweit aus dem Maule hervorgestreckt werden, und ist auch viel kürzer, als bei dem erwähnten merkwürdigen Thiere. Sie ist dreikantig zugespitzt und mit kleinen pilz- und fadenförmigen Wurzeln besetzt. Außerordentlich große Speicheldrüsen im Unterkiefer überziehen sie beständig mit einem klebrigen Schleime. Der Magen ist einfach und der Darm hat die acht- bis elffache Leibeslänge. Die Schlagadern bilden hier und da noch Wundernetze, aber nicht mehr in der Ausdehnung, wie bei den Faulthieren. Gewöhnlich sind zwei, seltener vier Milchdrüsen vorhanden. Hiermit haben wir die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des Leibesbaues unseres Thieres erschöpfend genug behandelt. —

Alle Gürtelthiere sind Bewohner Amerikas, namentlich des Südens. Sie leben in freien und sandigen Ebenen, auf Feldern und dergleichen, und kommen blos am Saume der Wälder vor, ohne in dieselben einzudringen. Nur während der Paarung finden sich mehrere der gleichen Art zusammen; während der übrigen Jahreszeit lebt jedes Gürtelthier für sich, ohne um die übrigen Geschöpfe sich viel zu kümmern, — mit Ausnahme derer höchstens, welche zu seiner Nahrung dienen sollen. Alle Arten sind entweder vollständige, oder fast vollständige Nachtthiere und verbergen sich bei Tage soviel als möglich vor dem Licht der Sonne. Zu diesem Zwecke graben sie sich Gänge; die meisten nicht eben solche von großer Ausdehnung; eine Art und Sippe aber, die merkwürdigste der ganzen Familie, lebt durchaus unterirdisch, wie der Maulwurf. Die eigentlichen Gürtelthiere graben sich ihre Baue am allerliebsten am Fuße großer Ameisen- und Termitenhaufen, und Dies aus dem sehr leicht einleuchtenden Grunde, weil ihre Nahrung vorzugsweise in Kerbthieren und namentlich in Ameisen besteht. W ü r m e r und andere Kerfe werden nur gelegentlich von ihnen mit aufgenommen, und blos die allergrößte Noth treibt sie, Wurzeln und Samen, oder eher noch weiche Pflanzentheile, sowie vollständig in Fäulniß übergegangenes Aas zu genießen.

Mit Beginn des Abenddunkels erscheinen die gepanzerten Feiglinge aus ihren tiefen, unterirdischen Bauen, und strolchen eine Zeit lang umher, langsamen Schrittes von einem Orte zu dem an-

deren sich bewegend. Keine einzige Art versteht zu klettern oder zu schwimmen; die Erde ist ihr eigentliches Element. Hier sind sie zu Hause, wie wenig andere Thiere. So langsam und träg sie scheinen, wenn sie gehen oder sich sonst bewegen, so schnell und behend sind sie, wenn es gilt, sich in die Erde zu graben. Aufgescheucht, erschreckt und verfolgt, wissen sie nichts Anderes zu thun, als sich so recht im eigentlichen Sinne des Worts der Erde anzuvertrauen. Und sie verstehen das Graben wirklich so meisterhaft, daß sie buchstäblich vor sichtlichen Augen sich versenken können. Ihre außerordentliche Wehrlosigkeit würde sie auch ihren Feinden schutzlos überliefern, wenn sie nicht diese Art der Flucht auszuführen verständen. Eine Art besitzt noch das Vermögen, sich in eine Kugel zusammen zu rollen, wie unser Igel; doch thut sie dies blos im alleräußersten Nothfall und beginnt wieder sobald als möglich sich in die Erde zu vergraben und zu verstecken.

Die Gürtelthiere sind durchaus harmlose, friedliche Geschöpfe von stumpfen Sinnen, und ohne jede Spur höherer geistiger Fähigkeiten. Der Geruch scheint unter allen Sinnen noch am meisten entwickelt zu sein, steht aber entschieden dem betreffenden Sinn anderer Gräber weit nach. Unsere Thiere sind durchaus nicht geeignet, mit den Menschen zu verkehren, und Jeder, welcher das Gürtelthier gesehen hat, muß nach kurzer Beobachtung überzeugt sein, daß sich mit solchen gleichgiltigen, dummen und langweiligen Geschöpfen Nichts anfangen läßt. Entweder liegen sie stumpf auf ein und derselben Stelle, oder sie kratzen und scharren wie rasend, um sich bald eine Höhle in die Erde zu graben. Ihre Stimme besteht in knurrenden Lauten, ohne Klang und Ausdruck; sie lassen aber blos bei größter Erregung einen Ton vernehmen.

Auch die Gürtelthiere gehen ihrer gänzlichen Ausrottung entgegen. Ihre Vermehrung ist gering. Einige Arten werfen zwar bis neun Junge; allein das Wachsthum derselben geht so außerordentlich langsam vor sich, und die Thiere sind den vielen Feinden, welche sie haben, so wenig gewachsen, daß an ein Häufigerwerden der Arten nicht gedacht werden kann.

Die Familie zerfällt nach den Eigenthümlichkeiten des Gebisses und der Zahl der Zehen, der Beschaffenheit der Krallen und der Anzahl der Panzergürtel in drei, oder nach Anderen in fünf Sippen. Wir brauchen auf diese genaue Eintheilung nicht einzugehen.

Die eigentlichen Gürtelthiere oder Armadille (Euphractus) haben sämmtlich mehr oder weniger dieselbe Gestalt. Der Rumpf ist gedrungen, die Beine sind niedrig; der Schwanz ist kugelförmig und mittellang, gepanzert und steif; der Schildpanzer ist knöchern und vollständig mit dem Leibe verwachsen. In der Mitte verlaufen sechs oder mehr bewegliche Gürtel. Alle Füße sind fünfzehig, die Krallen der Vorderfüße zusammen gedrückt, die äußeren schwach nach auswärts gedreht. Bei anderen Sippen ist entweder die Zahl der Binden verschieden oder aber das Gebiß zeigt Unterschiede. Doch diese Eintheilung ist zu spitzfindig, weil hierdurch Thiere getrennt werden, zwischen denen in ihrer äußeren Gestalt, wie in ihrer inneren Bildung, in ihrer Lebensweise, wie in ihrer Fortpflanzungsart die größte Aehnlichkeit herrscht. Einige genauere Artbeschreibungen mögen übrigens die Unterschiede uns deutlich machen. In der Lebensweise ähneln sich alle Armadille oder eigentlichen Gürtelthiere sehr. Wir haben durch Azara, Rengger und Prinz von Wied (namentlich aber durch die beiden Ersteren) vortreffliche Lebensbeschreibungen der Gürtelthiere erhalten, und sind hierdurch bis auf Geringfügigkeiten sehr bekannt mit ihnen geworden. In der nachfolgenden Beschreibung werde ich mich hauptsächlich auf Rengger's und Azara's Angaben stützen.

Alle Gürtelthiere führen in der guaranischen Sprache den Geschlechtsnamen Tatu; dieser ist deshalb auch von vielen Gelehrten in die europäischen Sprachen herüber genommen worden. Der Name Armadill ist spanischen Ursprungs und bedeutet eigentlich soviel als Gerüsteter oder Gepanzerter. Man belegt mit dieser Benennung vorzugsweise das gemeine oder sechsbindige Gürtelthier, während man für die übrigen die guaranischen oder anderen Landesnamen beibehielt.

Alle Gürtelthiere leben nicht in einem bestimmten Gebiet, sondern ändern öfters ihr Lager. Dieses besteht in einer gangförmigen, vier bis sieben Fuß langen Höhle, welche von ihnen selbst gegraben wird. An der Mündung ist die Höhle kreisförmig und hat nach der Größe des Thieres

einen Durchmesser von neun Zoll bis zwei Fuß; gegen das blinde Ende zu wird der Gang immer weiter und zuletzt kesselartig, so daß sich das Thier im Grunde bequem umdrehen kann. Die Richtung des Ganges ist verschieden. Anfangs geht derselbe schief, meist unter einem Winkel von etwa vierzig bis fünf und vierzig Grad in das Tiefe hinab; dann wendet er sich bald gerade, d. h. wagerecht fort, bald biegt er sich nach dieser oder jener Seite hin. In solchen Höhlen bringen die Gürtelthiere die ganze Zeit zu, welche sie nicht zum Aufsuchen ihrer Beute verbrauchen. In den Wildnissen gehen sie bei Tage aus, wenn der Himmel bewölkt und ihnen das grelle Sonnenlicht nicht beschwerlich fällt; in bewohnten Gegenden verlassen sie die Baue nicht vor einbrechender Dämmerung, streifen dann aber die ganze Nacht durch umher. Es ist ihnen vollkommen gleichgiltig, ob sie sich zu ihrer Höhle zurückfinden oder nicht, denn sie graben sich, falls sie den Weg verfehlt haben sollten, ohne weitere Umstände eine neue. Und hiermit verbinden sie zugleich einen doppelten Zweck. Azara beobachtete zuerst (und die anderen der genannten Naturforscher bestätigen seine Beobachtungen in jeder Hinsicht), daß die Gürtelthiere ihre Baue hauptsächlich unter Ameisen- oder Termitenhaufen anlegen, weil sie hierdurch gleich in den Stand gesetzt werden, ihre hauptsächlichste Nahrung mit größter Bequemlichkeit auch bei Tage einzusammeln. Sie unterwühlen nun solche große Haufen und bringen es schließlich dahin, daß der Bau, für eine gewisse Zeit wenigstens, geradezu ausgenutzt wird. Dann kann ihnen natürlich Nichts mehr an der alten Höhle liegen, und sie sind gewissermaßen gezwungen, sich eine neue zu graben, um einen erschöpften Boden mit einem frischen zu vertauschen. Nächst den Ameisen oder Termiten besteht die Nahrung der Gürtelthiere vorzüglich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuschrecken und Erdwürmern. Rengger bemerkte, daß ein Tatu die Mistkäfer, welche sich in der Erde eingegraben, herausscharrte und die hervorkommenden Regenwürmer begierig aufsuchte und verzehrte. Er berichtigt aber die Meinung von Azara, welcher glaubte, daß kleine Vögel, nämlich Erdnister, Eidechsen, Kröten und Schlangen, vor den Nachstellungen der Gürtelthiere nicht sicher seien, und glaubt auch, daß das Aas von ihnen blos zu dem Zweck aufgesucht werde, um die dort sich findenden Kerbthiere aufzufressen. Ganz unzweifelhaft steht es dagegen fest, daß die Gürtelthiere Pflanzennahrung zu sich nehmen; Rengger hat solche in dem Magen der von ihm getödteten Thiere gefunden.

Höchst wahrscheinlich geht das Gürtelthier, solange es einen ergiebigen Bau unter einem Termitenhaufen bewohnt, mehrere Nächte gar nicht nach Nahrung aus, sondern verweilt Tage lang im Baue, nimmt die von oben herabfallenden Ameisen gemächlich mit seiner Zunge auf und schluckt sie hinab. Sobald aber die Weide im Hause anfängt knapp zu werden, unternimmt das Thier Streifzüge. Da werden dann die Gärten und Pflanzungen besucht, um Raupen, Larven und Schnecken aufzulesen; da wird einer oder der andere Ameisenhaufen unterwühlt, und zwei verschiedene, sich gerade antreffende Gürtelthiere geben sich bei gelegener Zeit wohl auch ein Stelldichein und verweilen ein paar Minuten mit einander. Auf solchen nächtlichen Streifereien findet auch, wie Rengger bei Mondenschein beobachtete, die Paarung statt. Männchen und Weibchen begegnen sich zufällig, beschnuppern sich ein paar Minuten lang, befriedigen ihren Geschlechtstrieb, und trollen weiter, so gleichgiltig, als hätte es für das eine oder das andere kein zweites Gürtelthier in der Welt gegeben.

Es läßt sich erwarten, daß die Streifereien der Gürtelthiere immer nur innerhalb eines kleinen Kreises stattfinden können. Der gewöhnliche Gang aller Armadille ist ein sehr langsamer Schritt, und die größte Beschleunigung, deren sie fähig sind, ein etwas schnellerer Wechsel der Beine, welcher sie aber niemals so rasch fördert, daß sie ein Mensch nicht einholen könnte. Sätze zu machen, oder sich schnell und gewandt herum zu drehen, sind ihnen Dinge der Unmöglichkeit. Ersteres verwehrt die Schwerleibigkeit, das letztere der enge Anschluß des Panzers. So können sie denn, wenn sie ihren Lauf auf das äußerste beschleunigen wollen, nur in gerader Richtung oder in einem sehr großen Bogen dahintrollen, und sie würden ihren verschiedenen Feinden geradezu widerstandslos preisgegeben sein, wenn sie nicht andere Kunststücke verständen. Was ihnen an Gewandtheit gebricht, wird durch ihre große Muskelkraft ersetzt. Diese zeigt sich besonders in der Schnelligkeit, mit welcher sie sich in

die Erde eingraben, und zwar an Stellen, wo eine Haue nur mit Mühe eindringt, z. B. am Fuße von Termitenhügeln. Ein ausgewachsener Tatu, welcher einen Feind in der Nähe wittert, braucht nur drei Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge die seines Körpers schon um ein Beträchtliches übertrifft. Beim Graben kratzen die Gürtelthiere mit den Nägeln der Vorderfüße die Erde auf und scharren mit den Hinterfüßen den aufgelockerten Theil derselben hinter sich. Sobald sie sich über Körperlänge eingegraben haben, ist selbst der stärkste Mann nicht mehr im Stande, sie am Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehen. Da ihre Höhlen niemals größer sind, als zum Einschlüpfen eben erforderlich, brauchen sie nur ihren Rücken etwas zu krümmen, dann leisten die Ränder der Binden nach oben und die scharfen Klauen nach unten hin so starken Widerstand, daß alle Manneskraft vergeblich ist, ihn zu bewältigen. Azara sah, daß man ohne Erfolg einem Tatu, um ihn leichter herauszuziehen, ein Messer in den After stieß: das Thier hielt sich krampfhaft fest und grub dann weiter. Oft befreien sie sich auch, wenn man sie bereits aus der Höhle herausgezerrt hat, indem sie sich etwas zusammenbiegen und dann, einer Springfeder gleich, wieder ausstrecken.

Je nach dem Zeitpunkt der Begattung wirft das Weibchen im Winter oder im Frühjahr, trotz seiner geringen Zitzenzahl, drei bis neun Junge und hält sie während einiger Wochen sorgsam in ihrer Höhle versteckt. Wahrscheinlich dauert die Säugezeit nicht lange, denn man sieht die Jungen bald genug im Felde umherlaufen. Sobald sie einigermaßen erwachsen sind, geht jedes seinen eigenen Weg, und die Alte bekümmert sich nicht im geringsten mehr um ihre Sprößlinge. Ueberhaupt findet man die Gürtelthiere immer einzeln und höchstens die Mutter mit ihren saugenden Jungen in ein und demselben Baue.

Man jagt den Tatu gewöhnlich bei Mondschein. Der Jäger bewaffnet sich blos mit einem dicken Stock von hartem Holz, welcher am Ende spitz oder auch keulenförmig zuläuft, und sucht mit einigen Hunden das Wild auf. Bemerkt der Tatu die Hunde noch rechtzeitig, so flieht er augenblicklich nach seiner eigenen Höhle oder gräbt sich so schnell als möglich eine neue — viel lieber, als daß er in einem fremden Baue seine Zuflucht suchte. Kommen die Hunde aber dem Tatu auf den Leib ehe er die Höhle gewinnt, so ist er verloren. Da sie ihn mit den Zähnen nicht anpacken können, halten sie ihn mit der Schnauze und den Pfoten fest bis der Jäger hinzukommt und das Thier durch einen Schlag auf den Kopf erlegt. Wenn es von den Hunden gepackt ist, denkt es nie daran, sich irgendwie zu vertheidigen, obgleich es augenscheinlich mit seinen Krallen bedeutende Verletzungen beibringen könnte. Audubon sagt, daß es durchaus keinen streitbaren Charakter habe, sondern im Gegentheil friedlicher noch sei, als das Opossum selber, welches, so feig es sich auch anstelle, doch zuweilen tüchtig beiße. Hat sich der Tatu aber noch rechtzeitig in seine Höhle geflüchtet, so wird dieselbe von dem Jäger mit einem Stocke solange vergrößert, bis sie weit genug ist, daß der Mann das Gürtelthier beim Schwanz ergreifen kann. Dann packt er diesen mit der einen Hand und stößt mit der anderen das Messer in den After des armen, unglücklichen Geschöpfes. Der heftige Schmerz hindert es gewöhnlich, sich gegen die Wände anzustemmen und gibt es seinem grausamen Feinde preis. Auch füllt man zuweilen seine Höhle mit Wasser, wodurch es genöthigt wird, sie zu verlassen, oder richtet an der Mündung derselben eine Falle her, welche es beim Heraustreten erschlägt. Bei der Unmasse von Höhlen, welche man da findet, wo die Thiere häufiger sind, würde es schwer sein, die bewohnten von den verlassenen zu unterscheiden, wüßten die geübten Indianer nicht kleine Anzeichen zu deuten. Nach den bewohnten Höhlen hin sieht man eine eigenthümliche Spur im Sande verlaufen, eine kleine seichte Rinne nämlich, welche von dem nachschleppenden Schwanze gezogen wird. Vor der Höhle findet man auch gewöhnlich den Koth des Bewohners, weil dieser nie im Innern des Baues abgelegt wird, und endlich bemerkt man in allen Höhlen, welche gerade Tatus beherbergen, eine Menge von Stechmücken schwärmen, — jedenfalls in der Absicht, dem wehrlosen Panzerträger an den nichtgeschützten Theilen seines Leibes Blut abzuzapfen. Diese Anzeichen genügen vollständig für die Jäger, und sie betreiben ihre Jagd mit einem Eifer, welcher einer besseren Sache würdig wäre. Alle Gürtelthiere nämlich sind den Südamerikanern überaus verhaßte Geschöpfe, weil sie wirklich

vielfache Unglücksfälle verschulden. Die kühnen Reiter der Steppen, welche den größten Theil des Lebens auf dem Pferde zubringen, werden häufig genug durch die Arbeit der Gürtelthiere im höchsten Grade belästigt. Das Pferd, welches in gestrecktem Galopp dahinjagt, tritt plötzlich in eine Höhle und wirft den Reiter ab, daß er in weitem Bogen dahinschießt. Pferde und Rinder brechen auch wohl ein Bein bei solchen Gelegenheiten, und deshalb verfolgen die Eigenthümer aller Meiereien die armen Panzerträger auf das erbittertste und grausamste. Außer den Menschen stellen ihnen auch noch die größeren Katzenarten, der brasilianische Wolf und der südamerikanische Fuchs, nach; doch scheinen ihnen alle diese Feinde nicht eben viel Schaden zu thun, da sie an den Orten, wo sie der Mensch in Ruhe läßt, immer in großer Anzahl vorkommen.

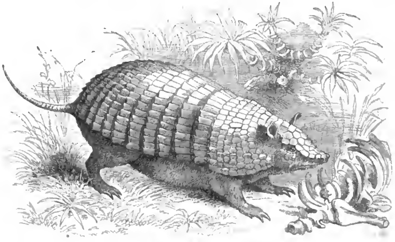
Nur äußerst selten werden in Paraguay Tatus aufgezogen. Sie sind zu traurige und ihres Grabens wegen auch zu schädliche Hausgenossen, als daß der Mensch sich besonders mit ihnen befreunden könnte. Sie halten sich den ganzen Tag über in einem Winkel ihres Käfigs ganz ruhig, ziehen die Beine unter ihren Panzer zurück und senken die spitze Schnauze gegen den Boden. Bei einbrechender Nacht dagegen beginnen sie umher zu laufen, nehmen die ihnen vorgelegte Nahrung zu sich und versuchen von Zeit zu Zeit mit ihren Nägeln ein Loch in den Käfig zu graben. Läßt man sie in einem Hofe frei umherlaufen, so graben sie sich zuweilen schon bei Tage, gewiß aber in der ersten Nacht in die Erde ein und leben dann wie im Zustande der Freiheit, d. h. zeigen sich blos bei Nacht, und graben sich alle drei oder vier Tage eine neue Höhle. Niemals beweisen sie durch irgend eine Handlung, daß sie Verstand besitzen. Den Menschen scheinen sie kaum von anderen Geschöpfen, mit denen sie leben, zu unterscheiden; doch gewöhnen sie sich daran, von ihm berührt und herumgetragen zu werden, während sie vor Hunden und Katzen zu fliehen suchen. Erschreckt man sie durch einen Schlag oder starken Laut, so springen sie einige Schritte weit fort und versuchen sogleich ein Loch zu graben. In ihrem Laufe achten sie weder auf leblose Gegenstände noch auf lebende Thiere, die ihnen im Wege liegen, sondern rennen über Alles hinweg. Unter ihren Sinnen ist der Geruch der vorzüglichste; das Gehör ist schwächer, und die Augen werden vom hellen Sonnenschein vollständig geblendet und sind auch in der Dämmerung nur zum Beschauen ganz nahe liegender Gegenstände befähigt.

Die Nahrung besteht in der Gefangenschaft aus Würmern, Kerbthieren, Larven und rohem oder gekochtem Fleisch, welches man ihnen aber in kleinen Stücken vorwerfen muß, weil sie von größeren Nichts abbeißen können. Sie ergreifen die Speise mit den Lippen oder mit ihrer sehr ausdehnbaren und mit vielen Warzen bedeckten Zunge. Man hat häufig Gürtelthiere nach Europa gebracht; doch haben sie hier die Gefangenschaft nicht lange ausgehalten. Im Thiergarten zu London brachte man sie zur Paarung. Die Jungen kamen blind zur Welt und ihre noch weiche Haut zeigte alle Falten und Felder des erwachsenen Thieres. Ihr Wachsthum ging außerordentlich schnell vor sich, eins hatte in Zeit von zehn Wochen 52 Unzen an Gewicht gewonnen und 9¼ Zoll an Größe zugenommen. — Im kölner Thiergarten warf ein Weibchen zwei Mal je zwei Junge. Herr Dr. Bodinus war so gütig, mich hierüber genauer zu unterrichten. „Ueber die Fortpflanzungsgeschichte dieser merkwürdigen Thiere bin ich, trotzdem ich die Gefangenen täglich vor Augen habe, noch ziemlich im Dunkel geblieben. Ich kann nur sagen, daß die Begierde des Männchens zur Begattungszeit geradezu ungezügelt ist. Es überfällt sein Weibchen in jeder Lage und treibt es lange umher. Die Geburt der Jungen überraschte mich; denn die Geschlechter sind schwer zu unterscheiden, und ich hatte durchaus keine Aenderung in dem Umfange des Weibchens wahrgenommen. Ihre verhältnißmäßig sehr großen Jungen wurden halbtodt vor Kälte in der Streu des Käfigs gefunden. Das Weibchen bemühte sich, dort sie zu verscharren. Dabei stieß es die Jungen in der rohesten Weise umher, kratzte und schlug mit seinen Nägeln auf die armen Geschöpfe los, daß sie blutrünstig wurden, und erneuerte dieses Verfahren immer wieder, nachdem die Jungen, als sie fortgenommen und wieder erwärmt worden waren, hingelegt wurden, um sich saugend an der Mutter zu ernähren. Daran war aber nicht zu denken. Es war mir unmöglich, irgend eine Spur von Milch zu entdecken; die Milchdrüsen waren auch nicht im geringsten angeschwollen."

„Was die Mutter zu so unerträglichem Verfahren gegen die Jungen veranlaßt, konnte ich bisjetzt nicht ergründen, und fernere Beobachtung wird nöthig sein. Sobald es mir gelingt, den trächtigen Zustand des Weibchens wahrzunehmen, will ich eine eigene Vorkehrung treffen, um dem Thiere ein möglichst naturgemäßes Geburtslager zu bereiten und zwar in einer mit warmem Sande ausgelegten Holzröhre."

Der Nutzen der Gürtelthiere ist nicht unbedeutend. Die Indianer essen das Fleisch aller Arten leidenschaftlich gern, die Europäer blos das von zwei Arten. Rengger versichert, daß gebratenes und mit spanischem Pfeffer und Citronensaft versetztes Gürtelthierfleisch eins der angenehmsten Gerichte sei. Bei reichlicher Weide werden die Thiere so fett, daß der ganze Leib gleichsam in Fett eingewickelt scheint. Die Indianer Paraguays verfertigen aus dem Panzer kleine Körbe, die Botokuden aus dem abgestreiften Schwanzpanzer Sprachröhre. Früher benutzte man die Panzerstücke auch wohl, um daraus Guitarrenböden zu machen, doch gegenwärtig gebraucht man diese nicht mehr.

Eins der bekanntesten Gürtelthiere ist der Tatupoyu der Guaranas, d. h. der Tatu mit der



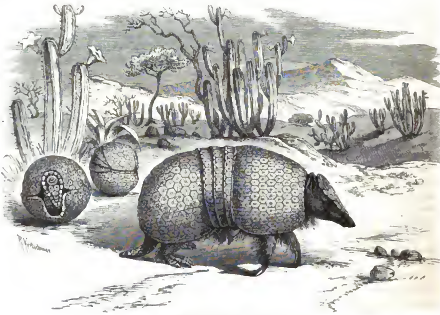
Der borstige Armadill (Euphractus setosus).

gelben Hand, von uns gewöhnlich der borstige Armadill oder das sechsbindige Gürtelthier genannt (Euphractus setosus). Es hat unter allen Verwandten das häßlichste und schwerfälligste Aussehen. Der Kopf ist breit und oben flach, die Schnauze läuft etwas stumpf zu, das Auge ist klein, das Ohr trichterförmig mit roher genetzter Haut überzogen. Der Hals ist kurz und dick, der Rumpf breit, wie von oben nach unten gequetscht. Die Füße sind kurz, aber stark, und an jedem von ihnen finden sich fünf mit tüchtigen Nägeln versehene Zehen, welche durch eine kurze Haut mit einander verbunden werden. Der obere Theil des Kopfes ist mit einer Gruppe von unregelmäßigen, sechseckigen Schildchen bedeckt; der Panzer hat über jedem Auge einen kleinen Ausschnitt. Auf dem Nacken finden sich neun neben einander stehende, länglichviereckige Schildchen, auf dem Vorderrücken seitlich sieben, in der Mitte fünf Reihen von unregelmäßigen, sechseckigen Plättchen. Auf diesen Schulterpanzer folgen sechs von einander getrennte, bewegliche Gürtel von länglich viereckigen Schildern, und hierauf der Kreuz- oder Hüftenpanzer, welcher aus zehn Reihen länglich viereckiger Schildchen besteht.

Tiefe liegen dicht bei einander; das letzte hat in der Mitte des hinteren Randes einen kleinen Ausschnitt. Der Schwanz ist nächst dem Rumpfe mit fünf von einander getrennten Ringen bepanzert, welche aus viereckigen Schildchen zusammen gesetzt sind; den übrigen Theil bedecken unregelmäßige, sechseckige Schuppen. Endlich finden sich noch unter jedem Auge zwei bis drei Zoll lange, wagrecht laufende, mit einander verbundene Schilderreihen, und auch am Halse zwei dergleichen querlaufende, nicht zusammenhängende vor. Der Rücken der Füße, die vordere Seite der Vorderarme ist ebenfalls mit unregelmäßigen sechseckigen Schuppen bedeckt. Den übrigen Theil des Körpers hüllt eine dicke, gerunzelte Haut ein, auf welcher eine große Anzahl flacher Warzen steht. Die Fußsohlen sind platt. Am Hinterrande des Kopfschildes, des Schulterpanzers, der Rückengürtel einzelner Schildreihen des Kreuzpanzers und der Schwanzringe zeigen sich einige steife Borsten, gewöhnlich zwei hinter jedem Schildchen. Solche Haare finden sich auch hinter den flachen Hautwarzen, welche die Zehen bedecken. Die Schildchen selbst sind verschieden gebaut. Bei den viereckigen verlaufen zwei Rinnen der Länge nach; die übrigen sind mehr oder weniger eben. Ihre Farbe ist bräunlichgelb; durch die Reibung an den Wänden der Höhlen jedoch werden sie zuweilen lichtgelb oder gelblichweiß. Die Haut hat eine ähnliche Farbe wie der Rücken. Die Haare sind licht, die der bloßen Haut braun. Nicht selten findet man einzelne zu dieser Art gehörige Gürtelthiere, welche anstatt sechs, sieben bewegliche Rückengürtel und auf dem Hüftpanzer anstatt zehn, elf Schilderreihen haben. Die ganze Länge des Thieres beträgt 1 Fuß 6 Zoll, die Schwanzlänge 9 Zoll, die Höhe im Widerrist 9 Zoll.

Von den übrigen Gürtelthieren verdienen noch zwei Arten erwähnt zu werden. Die eine ist der Apar oder Matako der Eingeborenen, die Bolita der Spanier (Euphractus Apar), ein noch sehr unbekanntes Thier, von welchem bereits behauptet wurde, daß die Beschreibungen von einem zusammengesetzten Balge herrührten. Azara gibt jedoch eine so klare Schilderung, daß an dem Vorhandensein des betreffenden Thieres gar nicht gezweifelt werden kann. Er sagt, daß sich der Matako nicht in Paraguay vorfinde, sondern erst ungefähr unter dem sechs und dreißigsten Grade südl. Breite vorkomme: „Einige nennen ihn Bolita, weil er der einzige unter allen Tatus ist, welcher, wenn er sich fürchtet oder gefangen werden soll, den Kopf, den Schwanz und die vier Beine versteckt, indem er aus dem ganzen Leibe eine Kugel bildet, welche man wie einen Ball nach allen Richtungen rollen kann, ohne daß sie sich auflöst. Man kann die Kugel auch nur mit großer Gewalt aufrollen. Die Jäger tödten das Thier, indem sie es heftig gegen den Boden werfen. Ich habe blos einen einzigen gesehen, der mir geschenkt wurde, aber er war so schwach und krank, daß er schon am andern Tage starb. Er hielt sich beständig in einer sehr zusammengezogenen Stellung, gleichsam kugelartig, und lief tölpisch, ohne seinen Leib auszustrecken. Er erhob dabei kaum die Beine und trat, anstatt auf die Sohlen, auf die Spitzen der größeren Zehen, welche er senkrecht stellte (also auf die Spitzen der Nägel), hielt auch den Schwanz so, daß er beinahe den Boden berührte. Die Hände und Füße sind viel schwächer, als bei allen anderen, und die Nägel nicht eben günstig zum Scharren. Deshalb zweifle ich auch, daß er sich Höhlen gräbt; wenn er wirklich in solche eintritt, sind sie wahrscheinlich von anderen seiner Sippschaft gemacht. Ich habe mich darnach erkundigt, und Alle behaupteten, daß man den Matako immer auf dem Felde finde. Es ist geradezu unmöglich, seinen Leib gegen seinen Willen auszustrecken, wie ich es oft bei anderen Thieren gethan, um sie zu messen. Die Maße, welche ich gebe, habe ich von dem getödteten genommen. Seine Länge von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende beträgt 17 Zoll. Der Schwanz mißt $2\frac{2}{3}$ Zoll; er ist nicht rund oder kegelförmig, wie bei den übrigen, außer an der Spitze; denn die Wurzel ist breitgedrückt. Die Schuppen sind auch nicht wie bei den übrigen, sondern ähneln mehr dicken Körnern und ragen weit hervor. Der Harnisch der Stirn ist oben viel stärker, als bei den übrigen, und zusammengesetzt aus Schilderreihen und unregelmäßigen Stücken. Die Ohren erreichen, obgleich sie einen Zoll messen, nicht die Höhe des Harnisches, welcher ganz bedeutend den eigentlichen Kopf überragt. Das Rückenschild ist $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch und zeichnet sich durch eine bemerkenswerthe Spitze an jeder Seite aus, mit

welcher das Thier nicht blos sein Auge, sondern auch den größten Theil des Kopfes bedecken und schützen kann (wahrscheinlich wenn es sich zusammenrollt). Die drei Binden, welche der Matako besitzt, sind auf dem Rücken 8 Linien lang, verschmälern sich aber nach den Seiten zu, das Kreuzschild ist 6 Zoll hoch. Alle einzelnen Schuppen der Schilder und Binden sind unregelmäßig, rauh, holprig und jede wieder aus einer Menge kleinerer, unregelmäßiger Stückchen zusammengesetzt. Die Farbe des ganzen Thieres ist dunkel bleifarbig, glänzend oder bräunlich. Die eigentliche Haut zwischen den Binden ist weißlich, an der Unterseite aber dunkel. Hier findet man kaum Schildchen, aber dieselben sind sehr dicht und groß auf den Außenseiten der vier Beine und an den Seiten, wo sich die Binden vereinigen. Dort bemerkt man auch die Muskeln, welche die Schilder zusammenziehen, um eine Kugel daraus zu gestalten. Die einzelnen Pfoten sind schuppenlos, obgleich sie einzelne Schildchen zeigen."



Die Bolita (Euphractus Apar).

Andere Reisende erzählen auch von diesem Gürtelthiere und heben namentlich hervor, daß die Hunde dasselbe mit großer Wuth angriffen, weil sie nicht im Stande sind, den Panzer zu zerbeißen und umsonst versuchen, das zusammengerollte Thier fortzuschleppen. Wenn sie die Bolita von der einen Seite packen, entschlüpft die große glatte Kugel ihren Zähnen, und der Ball rollt auf den Boden, ohne Schaden zu nehmen. Dies erbittert alle Hunde auf's höchste, und ihre Wuth steigert sich mehr und mehr, je weniger ihre Bemühungen von erwünschtem Erfolg sind, gerade so wie es bei unserm Igel auch der Fall ist.

Anton Göring erhielt eine lebende Bolita aus St. Louis, ihrer eigentlichen Heimat, oder derjenigen Gegend, wo sie am häufigsten vorkommt. Dort lebt das Thier ganz wie Azara angibt, im freien Felde, ob auch in selbst gegrabenen Höhlen, konnte Göring nicht erfahren. Die Eingeborenen nehmen es beim Fange der andern Gürtelthiere, welche, wie bemerkt, eine Lieblingsspeise der

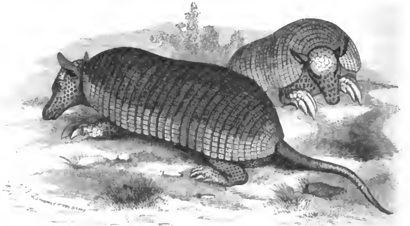
Gauchos bilden, gelegentlich mit und tödten es, falls sie es verzehren wollen, noch heute in der Weise, wie Azara es angegeben hat. Weil aber der Matako ein possirliches Geschöpf ist, findet er gewöhnlich Gnade vor ihren Augen und wird für die Gefangenschaft erhalten. Da spielen dann die Kinder des Hauses mit ihm, kugeln ihn hin und her oder lassen ihn auf einem Bret dahinlaufen und erfreuen sich an dem Geklapper, welches er durch sein sonderbares Austreten hervorbringt. Göring wurde oft besucht und gebeten, seinen Gefangenen den Leuten vorzuführen. Obgleich das Thier noch nicht lange in der Gefangenschaft gewesen war, zeigte es sich doch vom ersten Anblick an sehr zutraulich und nahm ohne Weiteres das Futter aus der Hand, welches ihm vorgehalten wurde. Es fraß allerlei Früchte und Blätter, namentlich Pfirsichen, Kürbisse und Salal, zwar nur, wenn man es ihm vorhielt, aber mehrmals am Tage, so oft man ihm Etwas gab. Die Nahrung mußte man ihm, seiner kleinen Mundöffnung wegen, in dünne Stückchen schneiden; diese nahm es dann sehr zierlich zu sich. Es schlief ebensowohl bei Tage als bei Nacht. Dabei streckte es die Vorderbeine gerade vor sich hin, zog die Hinterbeine ein und legte sich auf sie und den Bauch, den Kopf bog es herab und legte ihn zwischen die Vorderbeine. Der Rücken zeigte sich in jeder Stellung sehr gewölbt. Das Thier war nicht im Stande, sich eigentlich auszustrecken. Obgleich es in Gegenwart von mehreren Personen ganz ruhig fraß und umherlief, zog es sich doch augenblicklich zusammen, wenn man es berührte, und wenn man es drückte, immer stärker, bis es zur fast vollendeten Kugel zusammengerollt war. Sobald man von ihm abließ, streckte es sich allmählich wieder aus und setzte seine Wanderung fort. Auch wenn man die Kugel in die flache Hand legte mit dem Rücken nach unten, rollte es sich langsam auf und streckte alle vier Beine gerade nach oben vor sich hin, zuckte auch manchmal mit dem Kopfe und den Vorderbeinen, machte aber sonst keine Anstrengung, sich zu befreien. Berührte man es an der Brust, so schnellte es die Vorderbeine hin und her, am Kopfe ließ es sich aber berühren, ohne sich dabei zu bewegen.

Das Thier war ungemein zierlich und seine Bewegungen, trotz ihrer Sonderbarkeit, wirklich anmuthig. Der Gang auf den Spitzen der mehr als Zoll langen, gebogenen Nägel hatte etwas höchst Ueberraschendes und verfehlte auch nie, die Bewunderung aller Zuschauer auf sich zu ziehen. Wenn man es frei ließ, versuchte es so eilig als möglich zu entfliehen, sobald ihm aber ein Verfolger, z. B. ein Hund, auf die Fersen kam, rollte es sich zur Kugel zusammen. Wenn man diese Kugel auf der Erde hinkollerte, blieb sie fest geschlossen; sobald aber die Bewegung aufhörte, wickelte das Thier sich auf und lief davon. Die Hunde bewiesen keine größere Erbitterung gegen die Bolita, als gegen alle übrigen Gürtelthiere. Diese hassen sie freilich womöglich noch mehr als unseren Igel und fallen sie mit Wuth an, wo sie dieselben erblicken. Man kann jeden Hund ohne alle Abrichtung zum Fange der Gürteltiere benutzen; sein natürlicher Haß treibt ihn von selbst zur Jagd derselben an.

Die letzte Art, auf welche wir noch flüchtig einen Blick werfen wollen, ist, soweit bisjetzt bekannt, der Riese aller noch lebenden Gürteltbiere, und trägt deshalb auch geradezu den Dies ausdrückenden Namen (Euphractus giganteus). Die Brasilianer nennen das Thier Tata-Comastra, die Botokuden Kuntschung-gipakiu, die Paraguaner den großen Tatu der Wälder. Prinz von Wied erhielt in allen Gegenden, welche er bereiste, Nachricht von dem Riesengürtelthiere, bekam es aber niemals zu Gesicht. Er glaubt, daß es über den größten Theil von Brasilien verbreitet, ja vielleicht in ganz Südamerika zu treffen ist. In den großen Urwaldungen fanden seine Jäger oft Höhlen oder Baue, namentlich unter den Wurzeln der alten Bäume, und man konnte von deren Weite einen Schluß auf die Größe des Thieres fällen. Die eingeborenen Jäger versicherten, daß es hierin einem starken Schweine gleichkomme, und die Baue und noch mehr die Schwänze, welche Prinz von Wied bei den Botokuden fand, schienen diese Aussage nur zu bestätigen. Am Rio grande de Belmonte fand der Prinz unter den Botokuden Sprachrohre, welche sie geradezu „Tatuschwanz" nennen, von vierzehn Zoll Länge und von drei Zoll Durchmesser an der Wurzel. Azara sagt, daß das Riesengürtelthier sehr selten in Paraguay wäre und keinen eigentlichen Namen habe. „Man

findet es blos in den ungeheueren Wäldern des nördlichen Theiles unseres Landes. Wenn einer von den Tagelöhnern, welche in der Gegend arbeiten, wo das Riesengürtelthier sich findet, dort stirbt und der Entfernung von Friedhöfen wegen an Ort und Stelle eingegraben werden muß, sind, wie man erzählt, die ihn zur Erde bestattenden Leute genöthigt, das Grab mit starken und doppelten Stämmen auszulegen, weil sonst der Tatu den Leichnam ausgrabe und zerstückle, sobald er durch den Geruch an das Grab geführt werde."

„Ich selbst habe das Riesengürtelthier nur ein einziges Mal gesehen, und zwar zufällig. In einem Landhause erkundigte ich mich nach den Thieren der Umgegend und erfuhr von einem Alten, daß einige Nächte vorher die Knechte seines Hauses nahe am Walde einen großen Pack entdeckt hatten, vor dem sich die Pferde entsetzten. Einer der Burschen stieg ab und erkannte im Scheine des Vollmondes einen Tatu, welcher grub. Er packte ihn am Schwanze, erhob ihn und band ihm seine und seines Gefährten Wurfschlinge um den Leib und schleppte ihn vermittelst dieser nach Hause. Dort aber erhoben die Weiber aus Furcht ein Geschrei und ruhten nicht eher, bis die beiden Fänger ihre Beute getödtet hatten. Am folgenden Tage erschienen dann die Nachbarn, um das



Das Riesengürtelthier (Euphractus giganteus).

merkwürdige Geschöpf zu sehen. Man zerstückelte seinen Leib und der Eine nahm den Harnisch mit sich, in der Absicht, Geigen- oder Guitarrenböden daraus zu fertigen, der Andere die Klauen. Nachdem ich Dies gehört, versuchte ich zu erhalten, was ich konnte, und fand, daß die Vögel und Würmer fast alles Fleisch gefressen hatten und daß auch der Kopf und der Schwanz bereits vollständig in Fäulniß übergegangen waren; doch sah ich noch außerdem ein Stück des Panzers, und zwar das Schulter- und Kreuzschild und die Schilder dazwischen, an welchen freilich viele Platten ihren Glanz verloren hatten. Nach diesen Resten habe ich meine Beschreibung gemacht."

Aus später gemachten Untersuchungen ergibt sich, daß das Riesengürtelthier eine Länge von drei Fuß und darüber erreicht, und der Schwanz über ein und einen halben Fuß lang wird. Stirn und Schädel werden von sehr unregelmäßigen Knochentafeln bedeckt. Der Schulterpanzer besteht aus zehn Gürtelreihen, zwischen welchen sich hinten an den Seiten noch eine Reihe einschiebt. Bewegliche Binden sind zwölf bis dreizehn vorhanden. Der Hüftpanzer enthält sechzehn bis siebzehn Reihen. Die Schilder sind vier- oder rechteckig, auch fünf- oder sechseckig, die hinteren Reihen des Hüftpanzers unregelmäßig. Der Schwanz wird von viereckigen und unregelmäßigen Knochentafeln gedeckt.

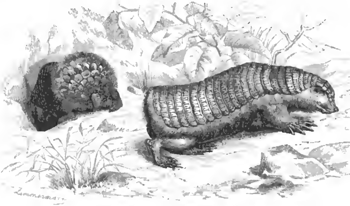
Ueberall drängen sich kurze Borsten hervor. Die Ohren sind kurz, breit, stumpf und mit runden Knochenwärzchen bedeckt. Die Farbe des Körpers ist, mit Ausnahme des weißlichen Kopfes, Schwanzes und einer Seitenbinde, schwarz. Gewaltige Krallen verstärken die kurzen, unbeweglichen Zehen, namentlich an den fünfzehigen Vorderfüßen ist die mittlere Klaue von ungeheurer Größe. Die Zehen der Hinterfüße dagegen tragen breite, flache, fast hufförmige Nägel. Der innere Leibesbau zeigt manches Eigenthümliche. Die Halswirbel verwachsen theilweise so, daß auf den ersten Blick nur ihrer fünf vorhanden zu sein scheinen. Die Wirbel tragen hohe, breite, unter einander sich berührende Dornen zur Stütze des schweren Panzers. Die zwölf Kreuzwirbel verschmelzen unter einander und mit dem Hüft- und Sitzbein. Die zwölf Rippen sind sehr breit; das Brustbein besteht aus sechs Stücken. Der Oberarm ist stark gedreht, Schienen- und Wadenbein sind oben und unten innig verbunden.

Das Merkwürdigste am ganzen Thier dürfte jedoch das Gebiß sein; in der oberen Reihe finden sich je 24 bis 26, in der unteren Reihe je 22 bis 24 Zähne, wovon jedoch häufig mehrere ausfallen; immerhin aber enthält das Gebiß 90 bis 100 Zähne oder wenigstens Werkzeuge, welche die Zähne vertreten! In der vorderen Hälfte der Reihen sind es nämlich blos dünne Platten, und erst nach hinten zu werden sie allmählich dicker, eiförmig, rundlich und cylindrisch. Manche der vorderen Zahnplatten scheinen aus zwei Zähnen zusammengeschmolzen zu sein. Dem Stoff nach ähneln die Zähne denen der übrigen Gürtelthiere. Was das Riesengürtelthier mit dieser Masse von Zähnen anfängt, ist geradezu unerklärlich, da es sich, soviel man bisjetzt weiß, in der Nahrung durchaus nicht von den übrigen Arten unterscheidet.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast in allen Ordnungen, ja selbst in allen Familien der Thiere sich gewisse Glieder finden, welche den Uebergang zwischen anderen Ordnungen und bezüglich Familien zu bilden scheinen, weil sie lebhaft an andere Thiere erinnern. Ein solches Uebergangsthier sehen wir in dem Schildwurf oder der Gürtelmaus (Chlamydophorus truncatus) vor uns. Das merkwürdige Geschöpf ist — man sollte es nicht für möglich halten! — ein Uebergangsglied von den Gürtelthieren zu — den Maulwürfen! Allerdings muß diese Behauptung richtig verstanden werden. Die Gürtelthiere bilden eine so scharf begrenzte Familie nach Außen hin, daß auch die Gürtelmaus nicht wesentlich von dem allgemeinen Gepräge abweicht; gleichwohl drängt sich dem Forscher immer und immer wieder die Maulwurfsähnlichkeit des merkwürdigen Geschöpfes auf.

Der Amerikaner Harlan entdeckte im Jahre 1824 die Gürtelmaus unweit Mendoza's, einer Stadt am westlichen Ende der Pampas in dem Freistaate Rio de la Plata, und zwar zu dem höchsten Erstaunen der Landeseinwohner, welche von ihrem Dasein kaum Kunde hatten. Nur einige Wenige wußten ihr einen Namen zu geben, sie nannten sie Pichiciego (blindes Thierchen). Lange Zeit kannte man blos zwei Stück, welche in den Sammlungen von Philadelphia und London aufbewahrt wurden, glücklicherweise aber aufs genaueste untersucht werden konnten. Erst vor wenigen Jahren erhielt Hyrtl noch einige, und somit konnte der innere Leibesbau und die äußere Beschreibung des Thieres vollständig gegeben werden. Der Schildwurf wird mit Recht als der Vertreter einer eigenen Sippe angesehen, denn er unterscheidet sich himmelweit von den übrigen Gürtelthieren. Fitzinger gibt nach eigenen Untersuchungen folgende Beschreibung von dem noch immer überaus seltenen Thiere: „Das chilesische Mantelgürtelthier oder, wie es einige Naturforscher auch nennen, der Schildwurf oder die Gürtelmaus, zeigt eine der abweichendsten Gestalten in der Ordnung der Scharrthiere, und gehört rücksichtlich der höchst eigenthümlichen Bildung seines, den Körper deckenden, fast lederartigen Hornpanzers zu den merkwürdigsten Schöpfungen der ganzen Thierwelt. Dieses sonderbare Wesen, welches mit den Gürtelthieren noch die größte Aehnlichkeit hat, ist gegen

dieselben und im Verhältniß selbst zu den kleinsten bisjetzt bekannten Arten, von wahrhaft zwerghafter Gestalt, während es andererseits sowohl in Bezug auf seine Form, als noch mehr auf seine Lebensweise lebhaft an die Maulwürfe erinnert. Sein Kopf, welcher ganz und gar zum Wühlen geschaffen zu sein scheint, ist kurz, in der hinteren Hälfte breit, in der vorderen aber zugespitzt und endigt in eine ziemlich kurze, abgestumpfte Schnauze, mit knorpelicher, fast schweinähnlicher Nasenkuppe, an deren vorderem und unteren Rande die nach abwärts gerichteten kleinen, rundlichen Nasenlöcher liegen, die an ihrem Innenrande mit sehr kurzen, steifen Härchen besetzt sind, und durch einen daselbst hervortretenden, kleinen Höcker beinahe vollständig geschlossen werden können. Die Augen sind klein und liegen unter den über dieselben herabhängenden Haaren verborgen. Die nahe hinter den Augen stehenden Ohren haben keine äußere Ohrmuschel, und der enge Gehörgang ist blos von einem erhöhten Hautrande umgeben und wird gleichfalls durch das Haar völlig überdeckt. Die Mundspalte ist klein, reicht bei weitem nicht bis unter die Augen, und wird von harten, rauhen und aufgetriebenen Lippen umschlossen; die ziemlich lange, fleischige Zunge ist von kegelförmiger Gestalt und auf ihrer Oberfläche mit kleinen Wärzchen besetzt. Der Zahnbau ist einfach. Vorder- und Eckzähne fehlen gänzlich, und die Backenzähne, von denen jederseits sowohl im Ober- als Unterkiefer



Der Schildwurf (Chlamydophorus truncatus).

acht sich vorfinden, sind von einer Schmelzschicht umgeben, ohne Wurzeln und in der unteren Hälfte hohl. Sie haben eine walzenförmige Gestalt und sind mit Ausnahme der beiden vordersten in jedem Kiefer, welche etwas spitzig sind und dadurch eine entfernte Aehnlichkeit mit Eckzähnen erhalten, auf der Kaufläche abgeflacht. Sie nehmen von vorne nach rückwärts bis zum vierten Zahne an Größe allmählich zu, werden von diesem aber bis zum letzten wieder kleiner. Der Hals ist kurz und dick, der Leib langgestreckt, hinten am breitesten, an den Schultern schmäler und in der Mitte längs der Seiten etwas eingezogen. Die ganze vordere Hälfte des Körpers ist weit kräftiger, als die hintere gebaut. Die Beine sind kurz, die vorderen Gliedmaßen sehr stark, plump und kräftig, und beinahe maulwurfartig gebildet, die hinteren dagegen weit schwächer, als die vorderen, mit langem, schmalen Fuße. Beide sind fünfzehig, die nur unvollkommen beweglichen Zehen an den Vorderfüßen bis zur Krallenwurzel mit einander verbunden, an den Hinterfüßen aber frei. An den Vorderfüßen ist die zweite Zehe am längsten, die Außenzehe am kürzesten und an ihrer Wurzel mit einer hornigen Scharrplatte versehen. An den Hinterfüßen dagegen ist die dritte Zehe am längsten, während die Außenzehe, sowie an den Vorderfüßen, die kürzeste ist. Alle Zehen sind mit stumpfspitzigen Krallen bewehrt, von denen jene der Vorderfüße sehr groß und stark sind und mächtige Scharrkrallen bil-

den. Sie sind durchgehends lang, stark zusammengedrückt, schwach gekrümmt und am äußeren Rande scharf, und nehmen von der zweiten bis zur Außenzehe an Breite allmählich zu, so daß diese am breitesten erscheint, sowie sie auch am Außenrande scharfschneidig und beinahe schaufelförmig ist. Die Krallen der Hinterfüße dagegen sind bedeutend kleiner, fast gerade und abgeflacht. Der Schwanz, welcher am unteren Rande des den Hintertheil des Körpers deckenden Panzers zwischen einer Auskerbung desselben angeheftet ist, macht plötzlich eine Krümmung nach abwärts und schlägt sich längs des Unterleibes zwischen den Hinterbeinen zurück, so daß er völlig am Bauche aufliegt. Er ist kurz, vollkommen steif und fast ohne alle Bewegung, an der Wurzel dicker, dann allmählich verschmälert und zusammengedrückt und gegen das Ende plötzlich in eine längliche, plattgedrückte Scheibe erweitert, die an ihren Rändern eingekerbt ist und beinahe spatelförmig erscheint. Die ganze Oberseite des Körpers ist von einem fast lederartigen, hornigen Schildpanzer bedeckt, der ziemlich dick und weniger biegsam als Sohlenleder ist, auf dem Kopfe nahe an der Schnauzenspitze beginnt, sich über den ganzen Rücken bis auf den Hintertheil erstreckt und daselbst senkrecht abfällt, wodurch das Thier wie abgestutzt und gleichsam wie verstümmelt erscheint. Dieser Panzer, welchen meist regelmäßige Querreihen oder Gürtel von größtentheils rechteckigen, zum Theil aber auch rautenförmigen und selbst unregelmäßigen, höckerartigen Schildern zusammensetzen, ist keineswegs so, wie bei den Gürtelthieren, allenthalben fest mit der Körperhaut verbunden, sondern liegt größtentheils nur lose auf derselben auf, indem er blos längs seiner Mitte an den Dornfortsätzen der Wirbelsäule mittelst einer Haut befestigt und auch am Scheitel nur mittelst zweier Schilder an den beiden halbkugeligen Vorragungen des Stirnbeines angeheftet ist, daher er auch an den Seiten des Körpers klafft und aufgehoben werden kann. Dagegen ist er am Vordertheile des Kopfes fest mit den Knochen verbunden und ebenso am Hintertheile des Körpees, wo er eine abgestutzte Fläche bildet. Der nicht bewegliche Theil des Kopfpanzers enthält nur fünf Querreihen von Schildchen, deren Zahl in den beiden vordersten Reihen vier, in den drei hinteren fünf beträgt. Der Rückenpanzer dagegen, dessen vorderste Gürtel das Hinterhaupt decken und dasselbe äußeelich nicht unterscheiden lassen, ist aus vierundzwanzig, meist regelmäßigen Querreihen zusammengesetzt, von denen die beiden dem Kopfe zunächst liegenden Reihen aus sieben bis acht unregelmäßigen, höckerartigen Schildchen verschiedener Größe bestehen, während die übrigen Reihen durchaus regelmäßige, rechteckige Schildchen enthalten, deren Zahl von 15 oder 17 bis 24 steigt und in den drei hintersten Reihen bis auf 22 herabfällt. Alle diese Querreihen oder Gürtel sind durch eine Haut von einander geschieden, die unter und über den einzelnen Schilderreihen so angewachsen und zurückgeschlagen ist, daß der Vorderrand jedee Reihe unter dem Hinterrande der vorangehenden liegt. Obgleich die Zwischeneäume, welche hierdurch entstehen, nicht besonders groß sind, so gestatten sie doch den einzelnen Gürteln einen ziemlichen Grad von Beweglichkeit, der sogar auf die Fähigkeit des Thieres schließen läßt, seinen Leib kugelförmig zusammenrollen zu können. Der vollkommen unbewegliche, mit dem Schwanze blos durch eine Haut verbundene Panzer des Hintertheiles endlich, welcher in einem rechten Winkel von dem Körper abfällt und völlig flach ist, besteht aus fünf bis sechs halbkreisförmig gestellten Reihen von Schildchen, theils rechteckiger, theils rautenförmiger Gestalt, und zeigt an seinem unteren Rande einen Ausschnitt, zwischen welchem der Schwanz an den Körper angeheftet ist. Die erste oder oberste dieser Reihen enthält 20, die letzte aber nur 6 Schildchen. Der ganze Schilderpanzer ist auf seiner Oberseite sowohl, wie auch an seiner freien Unterseite unbehaart und völlig glatt, nur an den unteren Rändern desselben befinden sich zahlreiche und ziemlich lange, seidenartige Haare. Dagegen ist die Haut des Thieres allenthalben und selbst unterhalb des Panzers, mit alleiniger Ausnahme des Schwanzes, der Sohlen, der Schnauzenspitze und des Kinnes, welche vollkommen nackt sind, ziemlich dicht von langen, feinen und weichen, fast seidenartigen Haaren bedeckt, die viel länger als bei den Maulwürfen, aber keineswegs so dicht wie bei diesen gestellt sind. Am längsten sind die Haare an den Seiten und den Beinen, am kürzesten und spärlichsten auf der Oberseite der Füße, wo sie zwischen einigen hornartigen, warzenförmigen Erhabenheiten hervortreten. Dee Schwanz ist von einer lederartigen Haut

umhüllt, welche auf der Oberseite ziemlich glatt ist und vierzehn bis sechszehn fast schildähnliche Querwülste zeigt, während er auf der Unterseite mit zahlreichen, warzenartigen Rauhigkeiten besetzt ist. Die beiden Zitzen liegen auf der Brust. Die Farbe des Bandes wie der Haare ist schmuzig gelblichweiß, auf der Unterseite des Körpers etwas heller. Die Augen sind schwarz. Die Länge des Körpers beträgt 4 Zoll 11 Linien, die des Schwanzes 1 Zoll 4 Linien, die Höhe am Widerrist 1 Zoll 11 Linien."

Ueber die Lebensweise des Schildwurfs fehlen bis heute noch alle genaueren Nachrichten. In den Werken über Thierkunde findet sich blos Folgendes: Das Thier lebt in sandigen Ebenen und gräbt sich, ganz wie unser europäischer Maulwurf, lange Gänge unter dem Boden, vermeidet es sorgsam, diesen Palast unter der Erde zu verlassen und kommt wahrscheinlich blos durch Zufall an die Oberfläche herauf. Es soll im Stande sein, mit der größten Schnelligkeit den Boden zu durchwühlen oder, wie der Maulwurf, gerade zu durchlaufen. Auf der Oberfläche der Erde sind seine Bewegungen nur langsam und ungeschickt. Höchst wahrscheinlich jagt es nach Maulwurfsart Kerfen und Würmern nach, vielleicht nimmt es auch mit zarten Wurzeln vorlieb. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur soviel, daß die Vermehrung eine geringe ist. Die Eingeborenen behaupten, das Weibchen trage seine Jungen versteckt unter der Gürteldecke.

Man sieht, wie dürftig diese Mittheilungen und wie viele von ihnen blose Vermuthungen sind. Um so angenehmer war es mir, von meinem Freunde Anton Göring noch Einiges zu erfahren. „Der Schildwurf," so berichtete er mir, „lebt nicht blos in der Provinz Mendoza, sondern auch in St. Louis, und nach den Versicherungen eines alten glaubwürdigen Landwirthes in weit größerer Anzahl, als in Mendoza, obwohl er hier bekannter ist, jedenfalls weil die Naturforscher öfter nach ihm gefragt haben. Die Spanier nennen ihn Pichi ciego, weil sie glauben, daß er ganz blind wäre; Einzelne aber geben ihm den Namen Juan calado (Hans mit Spitzenbesatz). Unter ersterem Namen kennt ihn jeder Mendozino."

„Das Thierchen bewohnt sandige, trockene, steinige Gegenden, hauptsächlich solche, welche mit dornigem Gestrüpp und Kaktus bewachsen sind. Den Tag über hält es sich stets im Innern der Erde versteckt; nachts aber erscheint es auch auf der Oberfläche, und namentlich bei Mondschein läuft es außen herum, am liebsten unter den Gebüschen. Nach allen sicheren Angaben verweilt das Thierchen niemals lange vor seinem Baue und entfernt sich auch immer nur auf wenige Schritte von der Mündung der Höhle. Die Fährte, welche es zurückläßt, ist so eigenthümlich, daß man unseren „Spitzenhans" augenblicklich daran erkennen kann. Der Gang ist nämlich nur ein Fortschieben der Beine; das Thier vermag es nicht, die schwerbewaffneten Füße hoch genug zu erheben und schleift sie blos auf dem Boden dahin. So bilden sich dann zwei neben einander fortlaufende Streifen im Sande, welche sich noch besonders dadurch auszeichnen, daß sie immer in den manchfaltigst verschlungenen Windungen sich dahinziehen. Die Mündungen des Baues sind auch noch an Einem kenntlich. Der Schildwurf schleudert nämlich beim Herausgehen, wahrscheinlich mit den nach außen gedrehten Vorderpfoten, wohl nach Art des Maulwurfes die Erde weg, welche ihn beim Herausgehen hindert. Diese fällt in zwei kleinen Häufchen zu beiden Seiten hin, so daß in der Mitte gewissermaßen ein Gang bleibt. Kein anderer Höhlenbauer Südamerikas verfährt in dieser Weise."

Ueber die Fortpflanzung weiß man gar Nichts. Man jagt das Thier nirgends regelmäßig, sondern fängt es nur zufällig, vorzugsweise beim Auswerfen der Bewässerungsgräben, welche man da zieht, wo man Felder anlegen will. Einige Male ist es auch beim Fang der anderen Gürtelthiere mit gefunden worden. In der letzteren Zeit hat man der häufigen Nachfragen wegen sich etwas mehr Mühe gegeben, Pichi ciegos zu erlangen; doch muß Dies sehr schwer sein, da Göring, welcher sich sieben Monate dort aufhielt, trotz aller Anstrengungen und der lockendsten Versprechungen, nicht ein einziges lebend oder frisch getödtet erhalten konnte. Noch heutigen Tages ist der Pichi ciego ein Gegenstand der Bewunderung der Eingeborenen. Man läßt jeden Gefangenen solange leben, als er leben kann und bewahrt ihn dann als große Merkwürdigkeit auf, sogut es eben gehen will, wie es

überhaupt den Südamerikanern eigen ist, Thiere, welche ihnen merkwürdig vorkommen, in der Gefangenschaft zu halten, ohne daß sie jedoch daran dächten, sie auch zu pflegen. Da die Leute das Abbälgen und Ausstopfen nicht verstehen, findet man solche merkwürdige Geschöpfe oft als Mumien in ihren Händen, und zwei solcher Mumien des Pichi ciego erhielt auch Göring, und bezüglich Burmeister, während der genannten Zeit des Aufenthaltes in Mendoza.

* * *

Die Familie der Ameisenfresser oder Ameisenscharrer (Myrmecophaga) ist noch weit ärmer an Arten, als die der Gürtelthiere; die Arten haben aber soviel Selbständiges, daß die meisten auch als Vertreter eigener Sippen betrachtet werden müssen. Es läßt sich deshalb auch im allgemeinen über diese Familie nicht viel sagen. Selbst die Naturforscher sind noch keineswegs einig über die Begrenzung der Familie. Die Einen rechnen die Erdferkel zu den Gürtelthieren, die Anderen zu den Ameisenfressern; Diese betrachten die ganze Ordnung nur als eine Familie, und Jene möchten jede Sippe zu einer besonderen Familie erheben. Mit dieser Angabe glaube ich am besten dargethan zu haben, wie verschiedenartig gebaut die einzelnen Ameisenfresser sind.

Der langgestreckte, mit Haaren bedeckte Leib dieser Thiere ruht auf niedrigen, starken Beinen. Der Hals ist kurz, dick und wenig beweglich. Der Kopf ist lang, die Schnauze walzenförmig; die Augen sind klein; die Ohren verschieden. Der Schwanz ist bei den einen lang und buschig, bei den anderen sehr lang, glatthaarig und greiffähig, und bei den dritten wieder kurz und schlaff. An den kurzen Füßen sitzen vorn zwei bis vier, hinten vier bis fünf Zehen, welche mit sehr starken Grabenägeln versehen sind. Diese Nägel aber unterscheiden sich bei jeder einzelnen Sippe, ja, bei jeder einzelnen Art ganz wesentlich. Im Gerippe sind immer fünf Zehen angedeutet. Auch das Gebiß zeigt große Unterschiede. Bei den Erdferkeln besteht es nur aus Backzähnen in veränderlicher Anzahl, je nach dem Alter des Thieres, und zwar finden sich fünf bis acht in jeder Reihe des Oberkiefers und fünf bis sechs in jeder Reihe des Unterkiefers. Bei den Ameisenbären sucht man vergeblich nach Zähnen; denn jede Spur derselben fehlt. Der Mund ist so klein, daß er eigentlich nur ein Loch vorn an der Schnauze bildet, durch welches die Zunge eben heraus und herein kann. Diese erinnert lebhaft an die der Spechte. Sie hat unseren Thieren mit Fug und Recht den Namen „Wurmzüngler" verschafft; denn sie ähnelt wirklich einem langen Wurme und kann durch eigenthümliche Muskeln auffallend lang hervorgeschoben werden.

Im Gerippe zeigen die Mitglieder aller Sippen erhebliche Unterschiede. Es finden sich dreizehn bis achtzehn rippentragende, zwei bis sieben rippenlose, vier bis sechs Lenden- und fünfundzwanzig bis vierzig Schwanzwirbel. Die Rippen sind stark und breit bei den wahren Ameisenfressern, rund und schmal bei den Erdschweinen u. s. w. Doch wir müssen Dies bei Betrachtung der Sippen oder wenigstens der beiden Hauptabtheilungen hervorheben; denn die Unterschiede sind gar zu groß.

Die Ameisenfresser bewohnen die Steppen Süd- und Mittelafrikas und einen großen Theil von Südamerika. Nach diesem Vorkommen unterscheiden sie sich eben so auffallend, als ihre bezüglichen Wohnorte verschieden sind: das Erdferkel scheint auf den ersten Blick hin ein ganz anderes Thier zu sein, als die wirklichen Ameisenbären.

Trockene Ebenen, Felder, Steppen oder auch Wälder, in denen es zahlreiche Ameisen- und Termitenhaufen gibt, sind die Wohnplätze der merkwürdigen Gesellen. Je öder und einsamer die Gegend ist, um so mehr geeignet erscheint sie den Ameisenfressern, denn um so ungestörter können sie ihren Vernichtungskriegen gegen die pflanzenverwüstenden Termiten obliegen. Die meisten Arten wohnen in selbstgegrabenen, großen unterirdischen Höhlen oder tiefen Gängen, und sie verstehen das Graben so meisterhaft, daß sie in kürzester Frist einen neuen Gang sich ausscharren, ebensowohl um einen Raubzug gegen das wüthende Heer der Ameisen zu unternehmen, oder um sich vor Verfol-

gungen zu schützen. Die anderen Arten leben theils in Löchern zwischen den Baumwurzeln, theils auf den Bäumen. Keine einzige Art hat einen bestimmten Aufenthalt; die Thiere schweifen umher und bleiben da, wo es ihnen gefällt, an nahrungsreichen Orten länger, als an nahrungsarmen. Mit Tagesanbruch wird ein Gang gegraben. Darin verhält sich der Ameisenfresser bis zum Abend, dann kommt er heraus und trollt weiter. Nur die auf den Bäumen lebenden sind wirkliche Tagesthiere, alle übrigen abgesagte Feinde des Lichtes. Der Geselligkeit sind sie nicht zugethan; jeder einzelne lebt für sich und höchstens zur Zeit der Paarung mit seinem Gatten zusammen, aber immer nur kurze Zeit. Alle sind mehr oder weniger träge und schläfrige Gesellen, schwerfällig, langsam, unbeholfen in ihren Bewegungen, langweilig in ihrem Wesen, stumpfsinnig, dumm und ungeschickt, geistig wie leiblich. Bei manchen ist der Gang ein höchst sonderbares Fortholpern, da sie blos mit der Sohle der Hinterfüße und dem Außenrande der Vorderfüße den Boden berühren, also gleichsam auf den Nägeln gehen und sich auch keineswegs beeilen, vorwärts zu kommen. Ein Schritt nach dem anderen wird langsam gemacht und der Schwanz muß noch tüchtig helfen, um das Gleichgewicht zu vermitteln. Noch spaßhafter ist der Lauf. Das dicke Erdschwein trollt oder trabt mit kurzen, schnellen Schritten dahin, der arme Ameisenbär aber humpelt in einem wirklich mühseligen Galopp fort, obgleich er sich rasch fördert. Die kletternden sind viel geschickter, und der starke Wickelschwanz thut ihnen dabei gute Dienste. Eine Art wohnt fast fortwährend auf Bäumen.

Alle nehmen ihre Nahrung auf höchst sonderbare Weise zu sich. Sie öffnen mit ihren furchtbaren Krallen einen Termitenbau oder einen Ameisenhaufen, strecken ihre lange, klebrige Zunge hinein, lassen die erbosten Ameisen sich wüthend darauf festbeißen und ziehen sie plötzlich, wenn das schwarze Heer in wimmelndem Gedränge auf dem klebrigen Faden herumtanzt, in den Mund zurück mitsammt den Ameisen, die sich gerade darauf befinden. In dieser Weise nähren sich unseres Wissens nur wenige andere Thiere, der Specht und die Wendehälse nämlich, vielleicht auch, wie bereits bemerkt, die Lippenbären. Einige Ameisenfresser können auch kleine Würmer, Käfer, Heuschrecken und andere Kerse mit den Lippen aufnehmen und verschlucken, und die kletternden Arten sind im Stande, mit ihrer langen Zunge nach Spechtart verborgene Kerse und Würmer aus Ritzen und Höhlen hervorzuziehen. Sie sollen sogar nach Honig lüstern sein.

Unter den Sinnen sind der Geruch und das Gehör am meisten ausgebildet. Das Gefühl offenbart sich auf der Zunge. Die übrigen Sinne aber scheinen ungemein stumpf zu sein. Ihre geistigen Fähigkeiten sind höchst gering. Sie sind ängstlich, vorsichtig, harmlos, kurz schwachgeistig, und nur wenige machen von ihren furchtbaren Waffen Gebrauch, umfassen ihre Feinde mit den langen Armen und Krallen und zerfleischen sie auf gefährliche Art. Die Stimme besteht in einer Art von Brummen, Murren oder Schnauben, eine Art scheint aber vollkommen stumm zu sein. Die Vermehrung ist eine sehr geringe. Das Weibchen bringt nur ein Junges zur Welt, schützt und vertheidigt es mit großer Liebe und schleppt es lange auf dem Rücken umher.

Dem Menschen werden blos diejenigen Arten schädlich, welche in der Nähe der Wohnungen ihrem Ameisenfange nachgehen und zu diesem Zwecke den Boden auf weite Strecken hin unterwühlen. Dagegen nützt man die erlegten Ameisenfresser, indem man Fleisch, Fell und Fett, auch wohl die Krallen verwerthet. Die erste Sippe der Familie enthält die Erdschweine (Orycteropus), soviel man weiß, drei einander höchst ähnliche, plumpe Thiere, mit dickem, ungeschickten Leibe, dünnem Halse, langem, schmächtigen Kopfe, mit walzenförmiger Schnauze, mit mittellangem, kugelförmigen Schwanze und kurzen, verhältnißmäßig dünnen Beinen, von denen die vorderen vier, die hinteren fünf Zehen haben, welche mit sehr starken, fast geraden und platten, an den Rändern schneidenden, hufenartigen Nägeln bewehrt sind. Das Maul ist hier noch ziemlich groß, die Augen stehen weit nach hinten, die Ohren sind sehr lang. Das Haarkleid ist dünn. Im Oberkiefer finden sich, solange das Thier jung ist, in jeder Seite acht, im Unterkiefer sechs Backenzähne; bei alten Thieren dagegen dort nur fünf und hier blos vier. Die Zähne sind walzenähnlich, wurzellos, von faseriger Beschaffenheit

und aus unzähligen feinen, senkrecht dicht neben einanderstehenden Röhren zusammengesetzt, welche auf der Kaufläche ausgefüllt, am entgegengesetzten Ende aber hohl sind. Der Durchschnitt eines solchen Zahnes sieht täuschend dem eines spanischen Rohrs ähnlich. In der äußerlichen Gestalt wechseln die Zähne auch vielfach ab: die vordersten sind klein und eiförmig, die mittleren an beiden Seiten der Länge nach ausgehöhlt, als wenn sie aus zwei zusammengewachsenen Cylindern zusammengesetzt wären, die hintersten sind wieder klein und den ersten ähnlich. Im übrigen Geripp zeichnen sich namentlich die dünnen und runden Rippen, dreizehn an der Zahl, und die hohen, dünnen Fortsetzungen der Halswirbel aus.

Es ist ziemlich gleich, welche Art von den drei bisjetzt bekannten man betrachtet; denn alle ähneln sich außerordentlich. Unsere Abbildung stellt das **kapische Erdferkel** (Orycteropus capensis) vor, ein tüchtiges Thier, welches ausgewachsen fast vier Fuß, mit dem Schwanze sechs Fuß



Das kapische Erdferkel (Orycteropus capensis).

lang, am Widerrist anderthalb Fuß hoch wird und dabei ein Gewicht von ungefähr einem Centner erreicht. Die Haut ist sehr dick; die glatt anliegenden und ziemlich spärlich vertheilten Haare sind steif und borstenartig. Auf der Oberseite des Körpers ist das Haar etwas kürzer, als auf der Unterseite, wo es namentlich an den Zehenwurzeln büschelartig hervortritt. Die Färbung ist eine sehr gleichmäßige. Der Rücken und die Seiten sind gelblichbraun mit röthlichem Anfluge, die Unterseite und der Kopf lichtröthlichgelb, Hintertheil, Schwanzwurzel und Gliedmaßen braun; neugeborene Junge sind fleischfarben.

Die holländischen Ansiedler am Vorgebirge der guten Hoffnung haben dem Thiere zuerst den Namen Erdferkel (Ardvarkens) beigelegt, weil das Fleisch im Geschmack dem des wilden Schweines wirklich nahe kommt. Sie haben von jeher eifrig Jagd auf das Thier gemacht und es daher auch gut kennen gelernt. Noch zu **Buffons** Zeit galt es für ein durchaus fabelhaftes Geschöpf; der große Naturforscher bestritt **Kolbe's** erste Beschreibung, welche aus dem Anfang des vorigen Jahrhun-

derts herrührt, ganz entschieden, obgleich diese Beschreibung heute noch für uns mehr oder weniger die maßgebende ist.

Das kapische Erdferkel bewohnt blos Südafrika, verbreitet sich aber, namentlich auf der Westseite Südafrikas, ziemlich weit nach Norden hin, — wie weit, ist nicht bekannt. Seine Lebensweise erinnert in jeder Hinsicht an die der Gürtelthiere. Wie diese lebt es nur im flachen Lande, in Wüsten, Ebenen und Steppen, wo die Ameisen und Termiten das große Wort führen. Es ist ein einsames Thier, jedoch geselliger, als die Gürtelthiere, denn man findet zuweilen ihrer mehrere beisammen. Im Grunde lebt aber auch jedes einzelne Erdschwein für sich, bei Tage in großen, selbstgegrabenen Höhlen sich verbergend, die Nacht umherschweifend. In den Steppen Kordofahns, und zwar ebensowohl in den mit dünnem Walde bestandenen Niederungen, als auch in den weiten, mit hohem Gras bewachsenen Ebenen, wo sich nur wenige Büsche finden, habe ich die Höhlen des mittelafrikanischen Erdferkels (Orycteropus aethiopicus) oft genug gesehen und viel von seiner Lebensweise vernommen, ohne aber das Thier jemals zu Gesicht zu bekommen. Die Nomaden nennen es dort Abu-Delahf oder Vater, Besitzer der Nägel, und jagen ihm ebenfalls eifrig nach. Sie bestätigten genau die Nachrichten, welche wir über die am Kap wohnende Art erhalten haben. Erst mein Freund **Heuglin** war so glücklich, eines dieser Thiere lebendig zu erhalten und konnte auch über die Lebensweise genauere Nachrichten geben. Von ihm erfuhr ich ungefähr Folgendes: Das Erdschwein wohnt paarweise zusammen, den Tag über schläft es in zusammengerollter Stellung in tiefen, selbstgegrabenen Erdlöchern, welche es gewöhnlich hinter sich zuscharrt. Gegen Abend begibt es sich ins Freie, um seiner Nahrung nachzugehen. Sein Lauf ist keineswegs besonders rasch, aber es führt während desselben ganz eigenthümliche, ziemlich weite Sprünge aus. Dabei berührt es mit der ganzen Sohle den Boden, trägt den Kopf senkrecht gegen die Erde gerichtet, den Rücken gekrümmt und schleppt den Schwanz mehr oder weniger auf dem Boden fort. Die Schnauzenspitze geht so dicht über den Boden hin, daß es mit dem Haarkranz, welcher seine Nasenlöcher umgibt, förmlich den Boden fegt. Die Ohren hat es weit auf den Nacken zurückgelegt. Von Zeit zu Zeit steht es stille, um zu horchen, ob kein Feind in der Nähe ist, dann geht es wieder weiter. Dabei wird augenscheinlich, daß Geruch und Gehör die ausgebildetsten Sinne sind; denn ebensosehr als es mit den Ohren arbeitet, gebraucht es die Nase. Den Nasenkranz schnellt es durch eine rasche Bewegung der Nasenhaut beständig hin und her; und hier und dort richtet es prüfend die lange Schnauze empor, um schnoppernd seiner Beute nachzuspüren. So geht es fort, bis es die Spur einer Ameisenheerstraße findet. Diese wird verfolgt bis zum Bau der Ameisen, und dort beginnt nun die Jagd, ganz nach Art der Gürtelthiere oder noch mehr der eigentlichen Ameisenfresser. Es besitzt eine unglaubliche Fertigkeit im Graben. Wenige Augenblicke genügen ihm vollkommen, um sich gänzlich in die Erde einzuwühlen, der Boden mag so hart sein, als er will. Beim Graben arbeitet es mit den starken Krallen der Vorderfüße den Boden auf und wirft ganze Klumpen mit gewaltiger Kraft nach hinten; mit den Hinterfüßen schleudert es dann die losgeworfene Erde soweit hinter sich, daß es in einen förmlichen Staubregen eingehüllt wird. Wenn es an einen Ameisen- oder Termitenbau kommt, beschnoppert es ihn zuerst sorgfältig von allen Seiten; dann geht das Graben los, und das Thier wühlt sich in die Erde, bis es auf das Hauptnest oder wenigstens einen Hauptgang der Ameisen geräth. In solche Hauptgänge, welche bei den Termitenhügeln meist einen Zoll im Durchmesser haben, steckt nun das Erdferkel seine lange, klebrige Zunge, läßt sie voll werden und zieht sie dann mit den Ameisen zurück, und Dies wiederholt es solange, bis es sich vollkommen gesättigt hat. Manchmal schtürft es auch geradezu mit den Lippen Hunderte von Ameisen auf ein Mal ein, und in dem eigentlichen Neste der Termiten, in welchem Millionen dieser Kerfe durch einander wimmeln, frißt es fast, wie ein Hund, mit jedem Bissen Hunderte zugleich verschlingend. So geht es von einem Bau zum anderen und richtet unter den Alles verwüstenden Termiten nun seinerseits die größte Verheerung an. Mit dem Grauen des Morgens zieht es sich in die Erde zurück, und da gilt es ihm nun ganz gleich, ob es seine Höhle findet, oder nicht, denn in wenig Minuten hat es sich so tief eingegraben, als es für

nöthig findet, um den Tag in vollster Sicherheit zu verpassen. Erscheint die Höhle noch nicht tief genug, so gräbt es bei herannahender Gefahr eben weiter; es ist keinem Thiere möglich, ihm nach in die Höhle einzudringen, weil das Erdschwein die ausgescharrte Erde mit so großer Kraft nach hinten wirft, daß jedes andere Thier sich bestürzt zurückzieht. Selbst dem Menschen wird es schwer, ihm nachzugraben, und jeder Jäger wird nach wenigen Minuten vollständig von Erde und Sand bedeckt.

Das Erdferkel ist außerordentlich vorsichtig und scheu und vergräbt sich auch nachts bei dem geringsten Geräusch unverzüglich in die Erde. Sein Gehör läßt ihm die Ankunft eines größeren Thieres oder eines Menschen von weitem vernehmen, und so ist es fast regelmäßig in Sicherheit, ehe die Gefahr sich naht. Seine große Stärke befähigt es übrigens auch, mancherlei Gefahren abzuwehren. Der Jäger, welcher ein Erdferkel wirklich überrascht und festhält, setzt sich damit noch keineswegs in den Besitz der erwünschten Beute. Wie das Gürtelthier, stemmt sich auch das Erdferkel, selbst wenn es nur halb in seiner Höhle ist, mit aller Kraft gegen die Wandungen derselben, gräbt die scharfen Klauen fest in die Erde, krümmt den Rücken und drückt ihn mit solcher Gewalt nach oben, daß es kaum möglich wird, auch nur ein einziges Bein auszulösen und das Thier herauszuziehen. Ein einzelner Mann vermag Dies nie; selbst mehrere Männer haben gerade genug mit ihm zu thun. Man verfährt deshalb ganz ähnlich, wie in Amerika mit den Gürtelthieren. Die Eingeborenen Ostsudahns nähern sich vorsichtig dem Bau, sehen an der in der Mündung liegenden Erde, ob ein Erdferkel darin ist, oder nicht, und stoßen nun plötzlich mit aller Kraft ihre Lanze in die Tiefe der Höhle. Ist diese gerade, so wird auch regelmäßig das Schwein getroffen, ist sie krumm, so ist die Jagd umsonst. Im entgegengesetzten Falle aber haben die Leute ein ziemlich leichtes Spiel; denn wenn auch das Erdschwein nicht gleich getödtet werden sollte, verliert es doch sehr bald die nöthige Kraft zum Weiterscharren, und neue Lanzenstiche enden dann sein Leben. Gelingt es, das Thier lebend aus seinem Gange herauszureißen, so genügen ein paar Schläge mit dem Stocke auf den Kopf, um es zu tödten. Am Kongo fängt man es in eisernen Schlagfallen und jagt es nachts mit Hunden. Diese sind selbstverständlich nicht im Stande, das Thier festzuhalten, denn das Erdferkel vergräbt sich vor ihren Augen in die Erde: sie bezeichnen aber den Ort, wo man es aufzusuchen hat.

Ueber die Paarung und Fortpflanzung fehlen noch genauere Nachrichten. Man weiß, daß die Paarung am Kap im Mai und Juni stattfindet, und daß das Weibchen, — wenn, ist nicht bekannt, — ein einziges Junges wirft, welches nackt zur Welt kommt und sehr lange von der Alten gesäugt wird. In Ostsudahn wird es wahrscheinlich, wie alle Säugethiere, während der Regenzeit werfen, weil es dann auch außer den Ameisen noch viele andere Kerbthiere findet. Dies wäre also in den Monaten Juli bis September.

Bisjetzt ist es noch nicht gelungen, ein Erdferkel längere Zeit am Leben zu erhalten. Heuglin bemühte sich vergebens, eines, welches er geraume Zeit lebend hatte, mit nach Europa zu bringen. Er fütterte das Thier mit Milch, Honig, Ameisen, Datteln und anderen Früchten. Sein Gefangener schien gute Anlagen zu zeigen. Er wurde bald zahm, gewöhnte sich an den Pfleger und folgte ihm nach, wenn dieser im Hofe umherging. Durch seine sehr komischen Sprünge gewährte er Vergnügen, doch war er im ganzen ein stumpfer und langweiliger Gesell, welcher, sobald er konnte, sich vergrub und fast den ganzen Tag durch schlief.

Nur in Gegenden, welche oft Karawanen durchziehen, wird das Erdschwein dem Menschen durch sein Graben schädlich, sonst schafft es eher Nutzen, als Schaden, schon während seines Lebens. Nach seinem Tode findet es vielfache Verwendung. Das Fleisch ist geschätzt und dem des Schweines ähnlich, die dicke, starke Haut wird zu Leder verarbeitet.

Die wahren Ameisenbären (Myrmecophaga), welche die zweite Sippe der Familie bilden, haben, wie bemerkt, mit dem Erdschweine nur sehr geringe Aehnlichkeit. Der Körper ist gestreckter, der Kopf und zumal die Schnauze noch weit mehr verlängert, als bei dem Erdschwein; der Schwanz erreicht fast die Hälfte der Körperlänge; ein dichter, struppiger, eigenthümlicher Pelz deckt den Leib, zumal die Oberseite. Die hinteren Gliedmaßen sind schlank und schwächer, als die Vorderbeine. Beide Füße zeigen im Gerippe fünf Zehen. Diese sind aber nicht sämmtlich mit Krallen bewaffnet. Die Mundspalte ist sehr klein, die Zunge aber lang, dünn und gerundet, an einen Wurm erinnernd. Die Ohren und Augen sind sehr klein. Noch auffallender ist der innere Leibesbau. Durch die Verlängerung des Antlitztheiles wird die Schnauze lang, röhrenförmig und die Nasenröhre bildet so einen langen Doppelgang. Der Zwischenkiefer ist sehr klein und gekrümmt, mit dem Oberkiefer auch blos durch Knorpel verbunden. Vergeblich sucht man nach Zähnen; jede Spur derselben fehlt. Funfzehn bis achtzehn Rückenwirbel tragen Rippen, zwei bis sechs sind rippenlos, vier bis sechs bilden das Kreuz, neunundzwanzig bis vierzig den Schwanz. Die Rippen werden so außerordentlich breit, daß ihre Ränder sich decken und alle Räume zwischen den Knochen verschwinden. Das Schlüsselbein ist bei dem Einen verkümmert, bei dem Anderen sehr entwickelt, bei dem Dritten fehlt es ganz. Die Armknochen sind überaus stark. An dieses Gerippe setzen sich sehr kräftige Muskeln an, welche besonders an den Vordergliedern stark erscheinen. Eigene Muskeln bewegen auch die sehr lange, runde, mit spitzen, hornartigen, kleinen Stacheln besetzte Zunge, welche durch sehr stark entwickelte Speicheldrüsen fortwährend mit klebrigem Schleime überzogen wird. Das Herz ist verhältnißmäßig klein. Die Schlagadern bilden Wundernetze an den Schenkeln.

Wir verdanken namentlich Azara und Rengger vortreffliche Beschreibungen zweier Arten von Ameisenbären oder Ameisenfressern; Rengger hat überhaupt das Beste über das Leben des Thieres geschrieben, was wir kennen. Ich lege deshalb die Beschreibung dieses Forschers hier zu Grunde.

„Paraguay besitzt zwei Arten von Ameisenfressern. Der eine wird in der guaranischen Sprache Yurumi, d. h. kleiner Mund genannt, der andere trägt den Namen Caguare. Der Pelz des Yurumi (Myrmecophaga jubata) besteht aus dichten, steifen, rauh anzufühlenden Borstenhaaren. Kurz am Kopfe, verlängern sich dieselben längs des Nackens und Rückgrates, wo sie eine Mähne bilden, bis auf neun Zoll, und am Schwanze von zehn bis funfzehn Zoll Länge, während sie am übrigen Körper, um und an den Beinen, blos drei bis vier Zoll lang sind. Diese Haare liegen entweder mit rückwärts gedrehter Spitze am Körper, oder hangen an der Seite herunter; nur am Kopfe stehen sie senkrecht empor. Die, welche die Schwanzquaste bilden, sind seitwärts zusammengedrückt und erscheinen lanzettartig. Nackt sind blos die Schnauzenspitze, die Lippen, die Augenlider und die Fußsohlen. Die Farbe des Pelzes ist ziemlich verschieden. Am Kopfe erscheint die Gesammtfarbe Aschgrau mit Schwarz gemischt, weil hier die Haare abwechselnd schwarz und aschgrau geringelt sind. Fast die nämliche Farbe haben der Nacken, der Rücken und zum Theil auch die Seiten des Rumpfes, die vorderen Beine und der Schwanz. Die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch, die Hinterfüße und die untere Seite des Schwanzes sind schwarzbraun. Ein schwarzer, anfangs fünf bis sechs Zoll breiter, nach hinten spitz zulaufender Streifen erstreckt sich vom Kopfe und der Brust über den Rücken in schiefer Richtung bis zum Kreuz; er wird eingefaßt von zwei schmalen, blaßgrauen Streifen, die mit ihm gleichlaufen. Eine schwarze Binde bedeckt das Ende des Vorderarms und auch die Zehen der Vorderfüße, sowie die nackten Theile des Körpers sind schwarz. In der Jugend sind die Ameisenfresser im allgemeinen lichter, als die Alten. Die Haare haben auch noch nicht die lichten Ringe, wie bei diesen."

„Die Größe des erwachsenen Yurumi beträgt vier Fuß zwei Zoll, die Länge des Schwanzes ohne Haare zwei Fuß zwei Zoll, mit den Haaren aber wenigstens drei Fuß, oft etwas darüber. Somit erreicht das Thier eine Gesammtlänge von sieben und ein viertel Fuß; aber man findet zuweilen alte Männchen, welche noch größer sind."

„Das Aussehen des Yurumi," sagt Rengger, „ist äußerst häßlich. Sein Kopf hat die Gestalt eines langen, schmächtigen, in Etwas nach unten gebogenen Kegels; er endet mit einer kleinen, stumpfen Schnauze. Beide Kinnladen sind gleich lang; die untere hat nur wenig Bewegung, indem der Mund blos wie eine Spalte erscheint, die höchstens einen starken Mannsdaumen aufnehmen kann; die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die Augen klein und tief im Kopfe sitzend; die Ohren gleichfalls klein, etwas über einen Zoll breit, ebenso lang und oben abgerundet. Der Hals scheint seiner langen Haare wegen dicker als der Hinterkopf; der Rumpf ist groß, unförmig und von oben nach unten etwas breitgedrückt; die Glieder sind kurz, die Vorderarme breit und sehr muskelig. Die vorderen



Der Yurumi (Myrmecophaga jubata).

Füße erreichen eine Länge von 6 Zoll, und sind mit vier Zehen versehen, an denen sich ein dicker, gleich Adlerskrallen zusammengedrückter Nagel findet. Dieser ist am ersten oder innersten Zehen 5 Linien lang und beinahe gerade, am zweiten $1\frac{3}{4}$ Zoll lang, gebogen und am inneren Rande scharf; am dritten hat er eine Länge von $2\frac{1}{2}$ Zoll, und die nämliche Gestalt wie der vorhergehende, nur daß er an seinen beiden Rändern scharf ist; am vierten Zehen endlich gleicht er in Größe und Form dem ersten. Im Gehen und im Ruhezustand legt das Thier diese Nägel, wie die Finger einer geschlossenen Hand, gegen die Fußsohle zurück, indem es nicht mit der Fläche, sondern mit dem äußeren Rande der Sohle auftritt, wo sich gleich hinter dem äußersten Zehen eine große Schwiele vorfindet. Es kann übrigens die Zehen nur soweit ausstrecken, daß die Nägel mit der Fußsohle kaum mehr als einen

rechten Winkel bilden. Auf der Sohlenfläche bemerkt man mehrere kleine, und gegen ihren hinteren Rand eine große Schwiele. Die hinteren Glieder sind bei weitem nicht so stark gebaut, wie die vorderen; ihr 8 Zoll langer Fuß ist mit fünf Zehen versehen, deren Nägel blos 5 bis 8 Linien lang, von den Seiten in etwas zusammengedrückt, schwach gebogen und nach vorn gerichtet sind. Das Thier tritt mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf. Der lange zottige Schwanz ist hoch und schmal und bildet eine wahre Fahne."

„Die Zunge, deren Dicke nicht mehr als 3 bis 4 Linien beträgt, hat die Gestalt eines langen, sich allmählich zuspitzenden Kegels; sie besteht aus zwei Muskeln, und zwei drüsenartige Körper sitzen auf ihrer Grundlage. Sie ist der Länge nach sehr ausdehnbar, indem das Thier sie beinahe anderthalb Fuß weit zum Maule herausstrecken kann."

„Der Yurumi kommt nicht häufig in Paraguay vor, wo er die menschenleeren oder doch wenig besuchten Felder im Norden des Landes bewohnt. Er hat weder ein bestimmtes Lager, noch sonst einen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweift bei Tage auf den Ebenen umher und schläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch sucht er zu letzterem Zwecke eine Stelle zu gewinnen, wo das Gras sehr hoch ist, oder wo sich einige Büsche vorfinden. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, es sei denn, daß ein Weibchen sein Junges mit sich führe. Sein Gang ist ein langsamer Schritt oder zuweilen, wenn er verfolgt wird, ein schwerfälliger Galopp, mit dem er aber so wenig vorrückt, daß ihn ein Mensch im Schritt einholen kann. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Termiten, aus Ameisen und den Larven von beiden. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln seiner Vorderfüße die Erdhügel und die Erdhaufen, welche denselben zur Wohnung dienen, auf, streckt dann seine lange Zunge unter die von allen Seiten herzuströmenden Kerbthiere und zieht sie von denselben überzogen wieder in den Mund zurück. Dieses wiederholt er solange, bis er gesättigt ist, oder bis keine Ameisen oder Termiten mehr zum Vorschein kommen."

„Der Zeitpunkt der Begattung sowie die Tragzeit des Weibchens ist mir unbekannt. Es wirft im Frühjahr ein einziges Junges und trägt dasselbe einige Zeit lang mit sich auf dem Rücken herum. Das Junge scheint während mehrerer Monate zu saugen, und soll, wenn es auch schon sich von Kerfen nähren kann, seine Mutter nicht verlassen, bis sie wieder trächtig ist. Wahrscheinlich gebraucht es, da ihm die Kraft zum Aufreißen der Termitenhügel noch mangelt, während dieser Zeit die Hilfe der Mutter, um leichter zu seiner Nahrung zu gelangen."

„Der vorzüglichste unter den Sinnen des Yurumi ist der Geruch, dessen Organe sehr ausgebildet sind; auf diesen folgt das Gehör; das Gesicht scheint nur schwach zu sein. Der einzige Laut, den er von sich gibt, und nur wenn er in Zorn geräth, ist eine Art von Brummen."

„Es ist ein stilles, friedliches Thier, das weder dem Menschen noch den anderen Säugethieren den geringsten Schaden zuzufügen sucht, es sei denn, daß es heftg gereizt werde. Man kann den Yurumi auf offenem Felde weite Strecken vor sich hertreiben, ohne daß er widersteht. Wird er aber mißhandelt, so setzt er sich, wie schon Azara bemerkt, auf die Sitzbeine und die Hinterfüße und breitet die Arme gegen seinen Feind aus, um ihn mit seinen Nägeln zu fassen."

„Ich habe lange Zeit einen Yurumi besessen, der noch kein Jahr alt war, als ich ihn erhielt. Man hatte ihn in einer Meierei am linken Ufer des Neray zugleich mit seiner Mutter eingefangen, welche aber nach wenigen Tagen starb. Ich zog ihn mit Milch, Ameisen und gehacktem Fleisch auf. Die Milch nahm er schlürfend zu sich, oder auch, indem er die Zunge darin badete und sie dann mit der wenigen ihr anhangenden Flüssigkeit in den Mund zurückzog. Die Ameisen suchte er im Hofe und in den Umgebungen des Hauses auf. Sowie er einen Haufen ausgewittert hatte, fing er gleich an, denselben aufzukratzen, und that dies solange, bis dessen Bewohner in großer Anzahl zum Vorschein kamen, dann wälzte er seine Zunge unter ihnen herum und zog sie, mit Hunderten von ihnen überfäet, in den Mund zurück. Azara behauptet, daß der Yurumi seine Zunge in einer Sekunde zwei Mal ausstrecke und zurückziehe, was aber bei dem meinigen nicht der Fall war, indem er, um dieses nur ein Mal zu bewerkstelligen, schon mehr als eine Sekunde brauchte. Die Ameisen bleiben

übrigens nicht sowohl, wie von den meisten Schriftstellern angeführt wird, auf der Zunge kleben, als daß sie sich zu ihrer Vertheidigung mit ihren Freßzangen auf derselben anklammern, was sie immer thun, wenn sie, gereizt, auf einen fremden Körper stoßen. Die schwachen und wehrlosen Termiten hingegen werden auf dem klebrigen Ueberzuge der Zunge wie auf einer Leimruthe festgehalten. Mein Yurumi fraß nicht alle Gattungen von Ameisen gleich gern; er liebte besonders diejenigen, welche weder große Freßzangen, noch Stacheln besitzen; eine ganz kleine Gattung, die einen sehr stinkenden Geruch von sich gibt, verschmähte er gänzlich. Das feingehackte Fleisch, mit dem ich ihn zuweilen ernährte, mußte ihm anfangs in den Mund gestoßen werden, später aber nahm er dasselbe gleich den Ameisen vermittelst der Zunge zu sich."

„Die Hälfte des Tages und die ganze Nacht brachte er schlafend zu, ohne sich dafür einen eigenen Platz zu wählen. Er schlief auf der Seite liegend, und in Etwas zusammengerollt, indem er den Kopf zwischen die Vorderbeine steckte, die Glieder einzog, so daß sie sich berührten, und sich mit dem Schwanze bedeckte. War er wach, so ging er im Hofe herum und suchte Ameisen. Da er anfangs nicht nur die Zunge, sondern auch die Schnauze in die aufgescharrten Haufen steckte, so liefen ihm zuweilen die Kerfe über die Nase hinauf, wo er sie dann mit den Vorderfüßen recht gut wieder abzustreifen wußte." —

„Er besaß, so jung er auch war, große Kraft. Ich vermochte nicht mit meinen Händen seine zwei größeren Nägel an dem Vorderfuße zu öffnen, wenn er sie gegen die Fußsohle angedrückt hatte."

„Er zeigte mehr Verstand, als man bei den anderen sogenannten zahnlosen Säugethieren antrifft. Ohne die Menschen von einander zu unterscheiden, war er doch gern um sie, suchte sie auf, gab sich ihren Liebkosungen mit Vergnügen hin, spielte mit ihnen und kletterte ihnen besonders gern in den Schos. Folgsam war er übrigens nicht und gehorchte nur selten dem Rufe, obschon man an den Bewegungen seines Kopfes wohl sah, daß er denselben verstanden hatte. Er vertrug sich mit allen Hausthieren und ließ sich von einigen Vögeln, wie von den Helm- und Höckerhühnern, die ich gezähmt hatte, manchen kleinen Angriff gefallen, ohne sich zu erzürnen. Wurde er aber mißhandelt, so fing er an zu murren und suchte sich mit den Klauen seiner Vorderfüße zu vertheidigen."

„Das Fleisch und das Fell des Yurumi werden blos von den wilden Indianern benutzt; jedoch gibt es Landleute in Paraguay, die das letztere, unter das Betttuch gelegt, für ein untrügliches Mittel gegen das Lendenweh halten und es auch dagegen gebrauchen. Selten macht Jemand auf diesen Ameisenfresser Jagd; trifft man ihn aber zufälliger Weise auf dem Felde an, so ist es ein Leichtes, ihn mit jedem Stocke durch einige Schläge auf den Kopf zu tödten. Diese Thiere sollten übrigens vom Menschen eher beschützt als verfolgt werden; statt schädlich zu sein, gewähren sie im Gegentheil großen Nutzen, indem sie die Termiten und die Ameisen vermindern, welche in einigen Gegenden von Paraguay so überhand genommen haben, daß dort keine Pflanzungen gedeihen können."

„Der Jaguar und der Cuguar sind neben dem Menschen wohl die einzigen Feinde des Yurumi. Die fabelhaften Erzählungen der Einwohner von Paraguay über Kämpfe, welche zwischen ihm und dem Jaguar stattfinden sollen, hat schon Azara widerlegt."

In dieser Schilderung ist so ziemlich Alles enthalten, was wir über das Leben des Yurumi wissen. Wir erfahren von anderen Naturforschern, daß der Ameisenfresser außer in Paraguay fast den ganzen übrigen Osten von Südamerika bewohnt und sich daher vom La Plata-Strome bis zum karaibischen Meere verbreitet. Beim Gehen soll er den Kopf zur Erde senken und mit der Nase auf dem Boden dahinschnoppern. Den Schwanz trägt er dabei geradeaus gestreckt, aber die Rückenmähne hoch empor gesträubt, so daß er weit größer erscheint, als er wirklich ist. Außer den Ameisen haben neuere Beobachter auch noch viel Erde und Holztheile in seinem Magen gefunden, welche das Thier beim Aufnehmen der Ameisen mit verschlingt. Man hat deshalb voreilig den Schluß gezogen, daß der Ameisenfresser auch Pflanzenstoffe verzehre, während Andere die Erklärung geben, daß der Genuß dieser Holz- und Erdtheilchen blos dazu diene, um ihm die Verdauung zu erleichtern. Dagegen ist es sicher, daß der Yurumi außer seiner Hauptnahrung sehr gern auch Wurmasseln und Tausend-

füße, sowie Würmer verzehrt, falls diese nicht zu groß sind; denn dann kann er sie mit seinem kleinen Mund nicht fassen. Den Würmern soll er oft lange nachspüren und dabei mit seinen starken Klauen die morschen Stämme ganz zersplittern. Ueber die Fortpflanzung erfahren wir, daß das Junge der Mutter ein ganzes Jahr und darüber folgt und von dieser bei Gefahr durch kräftige Schläge mit den geballten Vorderpfoten vertheidigt wird. Anfänglich soll der junge Yurumi gar nicht im Stande sein, sich selbst die Nahrung zu schaffen; er ist noch zu schwach, um die Termitenbaue aufzubrechen: deshalb sorgt die Alte für ihn. In der Neuzeit ist es einige Male gelungen, den Ameisenfresser lebend nach England und Spanien zu bringen, und dort hat man ihn auch ein paar Monate am Leben erhalten.

Die alten Naturforscher nehmen noch eine ganze Anzahl von Arten unserer Sippe an; schon Azara aber berichtigt diesen Irrthum. Man kennt blos noch zwei Ameisenfresser, welche man in der Neuzeit als Vertreter besonderer Sippen ansieht. Beide erinnern durch ihre Gestalt vielfach an den Yurumi, weichen aber in ihrer Lebensweise und in ihrem Wesen bedeutend von ihm ab. Die eine dieser Arten ist der Cuguare der Guaraner, der mittlere oder dreizehige Ameisenfresser der Lehrbücher (Tamandua tridactyla). Wie uns Azara belehrt, bedeutet das Wort Caguare „Stänker des Waldes", und diese Bezeichnung soll keineswegs aus der Luft gegriffen sein. Die Spanier nennen ihn „kleinen Ameisenbär", die Portugiesen „Tamadua." Das Thier bewohnt so ziemlich dieselben Orte wie das vorige, reicht aber bis Peru hinüber. Seine Länge beträgt etwas über 3 Fuß, wovon beinahe 2 Fuß auf den Körper kommen; der Schwanz ist 16 Zoll lang. Die mittlere Höhe wird auf 12 bis 13 Zoll angegeben. Der Caguare erreicht demnach kaum die Hälfte seines großen Verwandten. Er ist fast noch häßlicher, als dieser, obgleich er mit ihm bis auf den Schwanz viel Aehnlichkeit hat. Sein Kopf ist verhältnißmäßig nicht so gestreckt und läuft auch nicht in eine so lange Schnauze aus; der Oberkiefer ist länger als der untere; die Ohren sind eiförmig und vom Kopfe abstehend; der Hals ist groß, der Rumpf breit. Die Füße ähneln der beschriebenen Art; die Nägel der Vorderfüße sind 10 Linien und 2 Zoll lang, der Länge nach gebogen und an den Seiten zusammen gedrückt, die der Hinterfüße kürzer, unter sich gleich lang und wenig gebogen. Der Schwanz ist dick, walzenförmig und läuft stumpf nach der Spitze zu. Seine Muskeln sind so stark, daß er als Wickelschwanz benutzt werden kann. Gerade, steife, rauh anzufühlende, glänzende Borstenhaare überdecken die Wollhaare, welche an Rauhigkeit den ersteren kaum etwas nachgeben und sich nur durch schwache Kräuselung unterscheiden. Die einen und die anderen haben fast dieselbe Länge; am Kopfe sind sie kurz, am übrigen Körper fast 3 Zoll lang. Am oberen Ende des Schulterblattes bildet die Behaarung einen Wirbel, so daß die Haare vor dem Schulterblatte mit den Spitzen nach vorn, hinter demselben nach hinten sehen. Ihre Färbung ist am Kopfe mit Ausnahme eines schwarzen Ringes ums Auge, ferner auf dem Nacken, Rücken, bis an das Kreuz, am Halse, an der Brust, an den Vordergliedern, von der Mitte des Oberarmes und an den hinteren vom Kniegelenk an, sowie an den hinteren Theilen weißlichgelb; ein schwarzer Streifen zieht sich vom Halse aus rückwärts über die Schultern und die Seiten des Körpers und nimmt so rasch an Breite zu, daß er an den Seiten und den Hinterschenkeln bereits die vorherrschende Farbe bildet. Die Färbung wird übrigens blos durch die Spitzen der Haare hervorgebracht, denn die Wurzeln sind von lichtgraulich gelber Farbe. Die Spitze der Schnauze, die Lippen, Augenlider und Fußsohlen sind nackt und von schwarzer Farbe, die Ohren und der Schwanz nur dünn behaart. Einige Farbenänderungen kommen vor. Junge Thiere sind durchaus weißlich gelb; erst im zweiten und dritten Jahre nehmen sie allgemach die Farbe der erwachsenen an. Aber auch unter diesen finden sich Abänderungen: der schwarze Ring um die Augen fehlt, die sonst weißlich gelben Theile sind graulich oder röthlich gelb ꝛc.

Bisjetzt hat man noch sehr wenig über das Leben dieses merkwürdigen Geschöpfes erfahren können. In Paraguay und Brasilien lebt der Cuguare überall in den einsamen, bewaldeten Gegenden, gern am Saume der Wälder und in Gebüschen, manchmal nahe an den Wohnungen der Men-

schen. Er hält sich nicht blos auf dem Boden auf, sondern besteigt auch geschickt die Bäume, obgleich Dies, wie bei den Faulthieren, ziemlich langsam vor sich geht; dabei versichert er sich, wie die echten Wickelschwänzler, sorgfältig mit dem Schwanze, auch im Sitzen. Um zu schlafen, legt er sich auf den Bauch, befestigt sich mit dem Schwanze, legt den Kopf mit der Schnauze gegen die Brust und deckt ihn ganz mit seinen beiden vorderen Armen zu. Seine Nahrung besteht, wie die des Yurumi, vorzugsweise aus Ameisen, und zwar hauptsächlich aus solchen, welche auf den Bäumen leben. **Prinz von Wied** fand in seinem Magen nur Termiten, Ameisen und deren Puppen, glaubt aber, daß er vielleicht auch Honig fresse. Verschluckte Erde und Holzstückchen findet man ebenfalls unter der von ihm aufgenommenen Nahrung. Sein Gang ist etwas schneller als der des Yurumi; im ganzen aber ist er ein höchst träges, dummes, stumpfsinniges Thier. Eine Stimme hört man selten oder nie von ihm. Das Weibchen soll im Frühjahre ein Junges werfen und dieses lange auf dem Rücken mit sich herum tragen.

Eigenthümlich ist der starke moschusähnliche Geruch, welchen das Thier verbreitet, zumal wenn



Der Cuguare (Tamandua tridactyla).

es gereizt wird. Er durchdringt das Fleisch und macht es für Europäer ganz ungenießbar; aber dennoch essen es die Indianer und Neger, welche, um den Braten zu erlangen, Schlagfallen in den Wäldern aufstellen. Die portugiesisch-brasilianischen Jäger bereiten sich aus dem starken Felle Regenkappen über ihre Gewehrschlösser.

Die letzte Art ist der kleine oder **zweizehige Ameisenfresser** (Cyclothurus didactylus), ein Thierchen von der Größe des Eichhörnchens, ungefähr 15 Zoll lang, wovon der Wickelschwanz aber 7 Zoll wegnimmt. An den Vorderfüßen sitzen 4, an den hinteren aber 5 Zehen. Der seidenweiche Pelz ist oben fuchsroth und unten grau; die einzelnen Haare sind unten graubraun, oben schwarz, an der Spitze gelbbraun. Geringe Abänderungen in der Färbung kommen vor. Der innere Leibesbau unterscheidet sich ziemlich wesentlich von den übrigen Verwandten.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der kleine Ameisenfresser ein besonders durch die Schönheit seines Felles ausgezeichnetes, zierliches Geschöpfchen ist, wenn auch seine Gestalt noch immer ziemlich plump erscheint. Sein Verbreitungskreis ist beschränkt. Man kennt ihn bisher blos aus

dem nördlichen Brasilien und aus Peru, demnach aus Gegenden, welche zwischen dem 10. Grad südl. und dem 6. Grad nördl. Breite liegen. Im Gebirge steigt er zuweilen bis zu 2000 Fuß über das Meer empor. Er ist fast überall selten, oder wird selten gefunden. Die dichtesten Wälder sind sein Aufenthalt; hier entgeht er durch seine geringe Größe nur allzu leicht dem suchenden Blick des Jägers und deshalb auch der Beobachtung. Wie seine übrigen Verwandten lebt er einsam; höchstens während der Paarung mit einem Weibchen vereinigt. Die Nacht ist die eigentliche Zeit seiner Thätigkeit; den Tag verschläft er im Gezweig der Bäume. Seine Bewegungen sind unbeholfen, langsam und abgemessen; doch klettert er geschickt, wenn auch, wie der Jaguare, nur höchst vorsichtig und immer mit Hülfe des Schwanzes. Ameisen, Termiten, vielleicht auch Bienen und deren Larven bilden seine Nahrung; möglicher Weise verzehrt er auch noch andere kleine Kerbthiere, welche auf Bäumen wohnen. Sobald er einen größeren Fang gethan hat, soll er sich, wie das Eichhörnchen, aufrichten und den Fang mit den Vorderkrallen zum Munde führen. Bei Gefahr sucht er sich nach Möglichkeit zu vertheidigen; seine geringe Stärke kann ihn aber nicht einmal gegen schwächere Feinde schützen: er erliegt selbst den Angriffen mittelgroßer Eulen. Ueber die Fortpflanzung ist gar Nichts bekannt. Die Indianer sollen ihn erlegen, um sein Fleisch zu verwerthen.



Der zweizehige Ameisenfresser (Cyclothurus didactylus).

* * *

„Die Schuppenthiere sind geharnischte Ameisenbären.“ Mit diesen Worten bezeichnet Giebel sehr treffend die Mitglieder einer dritten Gruppe der Scharrthiere, zu denen uns nunmehr unsere Betrachtung führt. Der genannte und andere Naturforscher betrachten die Schuppenthiere nur als eine Sippe der Wurmzüngler, während wir sie als eine eigene Familie der Scharrthiere ansehen. Allerdings sind die Schuppenthiere nichts anderes als geharnischte Ameisenbären; aber die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sind doch sehr große und durchgreifende. Der ganze Leib ist mit großen plattenartigen Hornschuppen bedeckt, welche dachziegelartig, oder besser, wie die Schilder eines Tannenzapfens über einander liegen. Diese Bedeckung ist das hauptsächlichste Kennzeichen der Familie; sie ist einzig in ihrer Art; denn die Schilder der Gürtelthiere und Gürtelmäuse erinnern nur

entfernt an jene eigenthümlichen Horngebilde, welche eher mit den Schuppen eines Fisches oder eines Lurches verglichen werden mögen, als mit irgend einem anderen Erzeugniß der Oberhaut eines Säugethieres. Zur genaueren Kennzeichnung der Schuppenthiere mag Folgendes dienen: Der Leib ist gestreckt, der Schwanz lang und sehr lang, die Vorder- und Hinterbeine kurz, ihre Füße fünfzehig, mit sehr starken Grabkrallen bewehrt. Der Kopf ist klein, die Schnauze kegelförmig zugespitzt. Nur an der Kehle, der Unterseite des Leibes und an der Innenseite der Beine fehlen die Schuppen, den ganzen übrigen Theil des Leibes bedeckt der Harnisch. Alle Schuppen sind von rautenförmiger Gestalt mit der einen Spitze in die Körperhaut verwachsen und an den Rändern sehr scharf, und dabei ungemein hart und fest. Diese Anordnung ermöglicht eine ziemlich große Beweglichkeit nach allen Seiten hin; die einzelnen Schuppen können sich ebensowohl seitlich hin- und herschieben, als der Länge nach auf- und niederlegen. Wenn sich das Thier kugelt, heben sie sich, und die starken Ränder und Spitzen starren von allen Seiten vom Körper ab, gegen die Angriffe fast aller Feinde hinlänglichen Schutz gewährend. Aber auch im Gehen kann der Schuppenpanzer gesträubt werden. Zwischen den einzelnen Schuppen und an den freien Stellen des Körpers stehen dünne Haare, welche sich jedoch zuweilen am Bauche ganz abreiben. Die Schnauze ist schuppenlos, aber mit einer festen, hornartigen Haut überdeckt. Der innere Leibesbau hat, wie zu erwarten steht, viel Eigenthümliches, obgleich er lebhaft an den der Ameisenfresser erinnert. Der Kiefer ist vollkommen zahnlos. Vierzehn bis neunzehn Wirbel tragen Rippen, fünf sind rippenlos, drei bilden das Kreuz und vier und zwanzig bis sechs und vierzig den Schwanz. Die Rippen sind breit und ihre Knorpel verknöchern im Alter fast vollständig. Das Brustbein ist breit, die Backenknochen sind sehr stark, die Handknochen besonders kräftig. Ein eigener breiter Muskel, welcher wie bei dem Igel unter der Haut liegt und sich zu beiden Seiten der Wirbelsäule hinabzieht, vermittelt die Zusammenrollung oder Kugelung des Körpers. Die Zunge ist noch ziemlich lang und ausstreckbar. Außerordentlich große Speicheldrüsen, welche fast bis zum Brustbein herabreichen, liefern ihr den nöthigen Schleim zur Anleimung der Nahrung.

Wir können die Lebensweise aller Schuppenthiere in Einem schildern, weil wir über das Treiben und Wesen der Thiere noch sowenig wissen, daß uns die Eigenthümlichkeiten des Lebens der einen und der anderen Art kaum auffallen. Mittelafrika und ganz Südasien, sowie einige Inseln des indischen Archipels sind die Heimat der Schuppenthiere. Steppen und Waldgegenden in Gebirgen wie in Ebenen bilden ihre Aufenthaltsorte. Wahrscheinlich wohnen alle in selbstgegrabenen Höhlen einsam und ungesellig wie ihre Verwandten; bei Tage verborgen, bei Nacht herum schweifend. In Kordofahn fand ich die Baue des Temminckschen Schuppenthieres, welches den Arabern unter dem Namen Abu-Kirfa wohlbekannt ist, in großer Anzahl; doch nur einmal gelang es uns, ein Schuppenthier zu erhalten. Beiweitem die meisten Höhlen waren unbewohnt, und daraus geht hervor, daß auch die Schuppenthiere wie der Ameisenfresser oder die Gürtelthiere sich mit Anbruch des Tages eine neue Höhle graben, wenn es ihnen zu weit und unbequem ist, in die alte zurück zu kehren. Wie man an Gefangenen beobachtete, schlafen sie bei Tage in zusammen gerollter Stellung, den Kopf unter dem Schwanze verborgen. Mit Anbruch der Dämmerung erwachen sie und streifen nun nach Nahrung umher. Der Gang ist langsam und namentlich bei einer Art (bei der schon genannten) höchst eigenthümlich. Das Schuppenthier geht nämlich nicht auf allen Vieren, sondern blos auf den beiden Hinterfüßen. Es streckt den stark gekrümmten Körper fast wagrecht nach vorwärts, senkt den Kopf zur Erde nieder, läßt die Vorderbeine hängen, daß die Krallen fast die Erde berühren und stützt sich hinten mit dem Schwanz auf. Unsere Abbildung wurde von meinem Freund Heuglin, welcher das Temmincksche Schuppenthier längere Zeit lebendig hielt, in dieser Stellung gezeichnet. Oft wird der Schwanz nicht einmal benutzt, sondern gerade ausgestreckt oder selbst mit der Spitze nach oben gekrümmt getragen; aber dennoch bleibt das Thier immer im Gleichgewicht. Bisweilen richtet es beim Gehen den Körper senkrecht in die Höhe, um sich weiter umzuschauen. Alle Bewegungen sind langsam, werden blos manchmal durch einige schnelle, aber ungeschickte Sprünge unter-

brochen. Gleichwohl ist dieses träge Thier im Stande zu klettern, wenigstens beobachtete Dies Tennent von dem kurzschwänzigen Schuppenthier, dem Pangolin der Malayen, oder Cabalaya, wie die Singalesen es nennen. „Ich hatte," sagt er, „immer geglaubt, daß der Pangolin ganz unfähig wäre, Bäume zu besteigen, wurde aber von meinem zahmen eines Besseren belehrt. Auf seiner Ameisenjagd bestieg er häufig die Bäume in meinem Garten und kletterte ganz geschickt mit Hilfe der kralligen Füße und des Schwanzes, vermittelst dessen er den Baum in schiefer Richtung faßte." Ein Schuppenthier, welches Burt beobachtete, wollte immer an den Wänden emporklettern, und von anderen Reisebeschreibern erfahren wir, daß das Thier auch geradezu die etwas gesträubten Schuppen des Schwanzes benutze, um sich an die Rinde der Bäume anzustemmen.

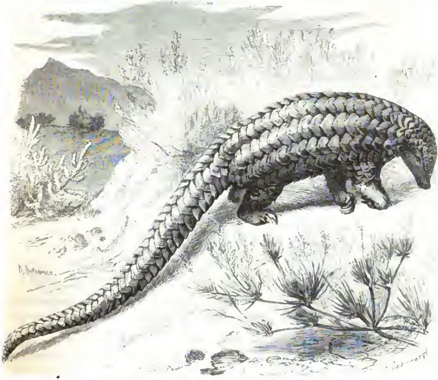
Eine Stimme hat man niemals von dem Schuppenthiere gehört; der einzige Laut, den man vernommen, bestand in einem Schnarren. Gesicht und Gehör scheinen sehr schwach entwickelt zu sein, und der Geruch ist wohl auch nicht besonders, wenn auch dieser Sinn das Thier bei seiner Jagd leitet. Ueber die Fortpflanzung weiß man noch gar nichts Sicheres, obgleich erzählt wird, daß das Weibchen ein einziges Junges in seiner Höhle werfe, welches einen Fuß lang und gleich bei der Geburt beschuppt sei; doch sollen die Schuppen weich und namentlich gegen die Schnauzenspitze hin nur wenig entwickelt sein.

Die Gefangenschaft können die Schuppenthiere längere Zeit bei geeigneter Pflege ertragen, und sie gewöhnen sich auch so ziemlich leicht an Milch, Brod, ja selbst an Getreidekörner, wenn auch Kerbthiere immer ihre Lieblingsnahrung bleiben. Das Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen und als wohlschmeckend gerühmt; der Panzer von diesem und jenem Volksstamme zum Schmucke verschiedener Geräthschaften verwandt.

Diese dürftigen Beschreibungen mögen noch durch einige Angaben über die einzelnen Arten, deren Abbildungen wir bieten können, vervollständigt werden. Das langschwänzige Schuppenthier (Manis tetradactyla) wird etwas über 3 Fuß lang, wovon beinahe 2 Fuß auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist beträgt 5½ Zoll. Bei jüngeren Thieren erscheint der Schwanz verhältnißmäßig noch länger; er hat fast die doppelte Leibeslänge und verkürzt sich erst später scheinbar mit dem fortschreitenden Wachsthum des Leibes. Dieser ist fast walzenförmig, mäßig dick, stark gestreckt und geht ganz allmählich auf der einen Seite in den ziemlich kurzen Hals und in den Kopf, auf der anderen Seite in den Schwanz über. Die Nase ist vorstehend; der Oberkiefer ragt über den Unterkiefer hervor; die Mundspalte ist klein; die Augen sind klein und blöde, die Ohren äußerlich kaum sichtbar, denn an der Stelle der Ohrmuschel sieht man nur eine wenig hervorragende Hautfalte. Die Beine sind kurz, plump und fast gleich lang, ihre Zehen unvollkommen beweglich, die Scharrkrallen an den Vorderfüßen bedeutend größer, als die Nägel der Hinterfüße, die Sohlen dick, schwielig und nackt, dabei namentlich an den Hinterfüßen katzenartig nach unten ausgebogen, so daß die Krallen beim Gehen kaum den Boden berühren. Der lange Schleifschwanz ist breit und etwas flach gedrückt, er verschmälert sich von seiner Wurzel allmählich gegen das Ende. Die Schuppen bedecken die ganze Ober- und Außenseite des Leibes und am Schwanze auch die Unterseite steife Borsten die schuppenlosen Stellen. Gesicht und Kehle sind fast ganz kahl. Alle Schuppen sind außerordentlich fest und scharfschneidig. In der Mitte des Rückens sind sie am größten, am Kopf und an den Leibseiten, den Beinen und dem Schwanzende, am Kreuze auf dem Rücken bilden sie elf Längsreihen, und hier finden sich nirgends eingemengte Borsten. Ziemlich lange, tiefe Streifen strahlen von der Wurzel ihrer Oberfläche aus. Auf dem Rücken sind sie platt, am Rande des Schwanzes den Hohlziegeln ähnlich, an den Leibseiten haben sie die Gestalt einer Lanzette. Zwei besonders große Schuppen liegen hinter den Schultern. Gewöhnlich besteht die Mittelreihe auf der Oberseite des Körpers, am Kopfe aus neun, am Rumpfe aus vierzehn und am Schwanze aus zwei und vierzig bis vier und vierzig Schuppen. Ihre Gesammtfärbung ist schwärzlichbraun und ins

Röthliche spielend; die einzelnen Schuppen sind am Grunde schwarzbraun und an den Rändern gelblich gesäumt. Die Borstenhaare sind schwarz.

Die einzige ausführlichere Nachricht über die Lebensart gab Desmarchais: „In Guinea findet man in den Wäldern ein vierfüßiges Thier, welches die Neger Quoggelo nennen. Es ist vom Hals bis zur Spitze des Schwanzes mit Schuppen bedeckt, welche fast wie die Blätter der Artischoken gestaltet sind, nur etwas spitziger. Sie liegen gedrängt auf einander, sind dick und stark genug, um das Thier gegen die Krallen und Zähne anderer Thiere zu beschützen, welche es angreifen. Die Leoparden verfolgen es unaufhörlich und haben keine Mühe, es zu erreichen, da es bei weitem nicht so

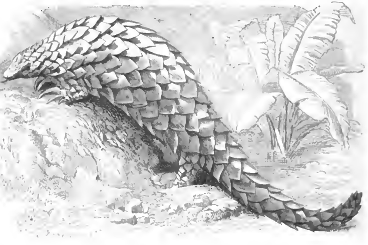


Das langschwänzige Schuppenthier (Manis tetradactyla).

schnell läuft, als sie. Es flieht zwar; weil es aber bald eingeholt ist und weder seine Klanen, noch sein Maul eine Waffe gegen die fürchterlichen Zähne und Klanen dieser Thiere ihm Schutz gewähren, so kugelt es sich zusammen und schlägt den Schwanz unter den Bauch, daß es überall die Spitzen der Schuppen nach außen kehrt. Die großen Katzen wälzen es sanft mit ihren Klanen hin und her, stechen sich aber, sobald sie rauher zugreifen, und sind gezwungen, es in Ruhe zu lassen. Die Neger schlagen es mit Stöcken todt, ziehen es ab, verkaufen die Haut an die Weißen und essen sein Fleisch. Dieses ist sehr weiß und zart, was ich gern glaube, wenn es wahr ist, daß es blos von Ameisen lebt, gewiß einer zarten und schmackhaften Speise! In seiner Schnauze, welche man mit einem Entenschnabel vergleichen könnte, liegt eine sehr lange, klebrige Zunge, welche es in die Löcher

der Ameisenhaufen steckt, oder auf ihren Weg legt; diese laufen sogleich, durch den Geruch angezogen, darauf und bleiben hängen. Merkt das Thier, daß seine Zunge mit den Thieren beladen ist, so zieht es sie ein und hält seinen Schmaus. Es ist nicht bösartig, greift Niemand an, will blos leben, und wenn es nur Ameisen findet, so ist es zufrieden und lebt vollauf!"

Das kurzschwänzige Schuppenthier (Manis pentadactyla), welches das südliche Asien bewohnt und sich sowohl auf dem Festlande, als auch auf Ceylon, Sumatra und auf der Insel Formosa findet, ist schon weit länger bekannt; denn der alte Aelian erwähnt es bereits. Er sagt, daß es in Indien ein Thier gebe, welches wie ein Erdkrokodil aussähe. Es habe etwa die Größe eines malteser Hundes, seine Haut sei mit einer so rauhen und dichten Rinde bewaffnet, daß sie abgezogen als Feile diene und selbst Erz und Eisen angreife. Die Indier hätten ihm den Namen Phattagen gegeben. Diesen Namen trägt das Thier heute noch, und somit unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der alte Naturforscher das asiatische Schuppenthier meinte, obgleich Buffon den Namen Phattagen auf das afrikanische anwandte. In Bengalen heißt es Badjarkit oder Bajjerkeit, zu deutsch



Das kurzschwänzige Schuppenthier (Manis pentadactyla).

Steinwurm, weil es, wie man sagt, immer eine Hand voll Steine im Magen habe, wahrscheinlich aber, weil seine äußere Bedeckung so steinhart ist.

Von den übrigen Schuppenthieren, mit Ausnahme des Temminckschen, unterscheidet sich der Badjarkit durch seine Größe und dadurch, daß die Schuppen in elf bis dreizehn Reihen geordnet, am Rücken und Schwanze sehr breit und nirgends gekielt sind; auch ist der Schwanz am Grunde ebenso dick als der Leib, d. h. von diesem gar nicht abgesetzt. Ein ausgewachsenes Männchen kann bis 4 Fuß und darüber an Gesammtlänge erreichen; hiervon kommen einige 20 Zoll auf den Leib. Die Schuppen des Leibes sind am freien Ende ungefähr doppelt so breit als lang, dreieckig und gegen die Spitze hin etwas ausgebogen, von der Spitze an bis über die Hälfte glatt, gewöhnlich in elf, zuweilen aber auch in dreizehn Längsreihen, indem zu der regelmäßigen Zahl an der Seite noch zwei kleinere hinzukommen. Die Mittelreihe zählt auf dem Kopfe elf, auf dem Rücken und dem Schwanze je sechzehn Schuppen. Ueber seine Lebensweise wissen wir ebenfalls nur sehr wenig. Burt erzählt, daß es Nichts als Ameisen fresse und sehr viel davon vertilge, aber auch zwei Monate lang hungern könne;

daß es nachts umher ſtreift und in der Gefangenſchaft ſehr unruhig iſt, ſich ziemlich ſchnell bewegen kann und, wenn man es ergreift, ſich ruhig am Schwanze aufnehmen läßt, ohne den geringſten Verſuch zu machen, ſich gegen ſeinen Feind zu wehren ꝛc. Die Chineſen verfertigen Panzer aus der Haut und nageln ſie auch auf den Schild. Tennent erwähnt das Thier nur mit wenigen Worten: „Die einzige Art der zahnloſen Thiere, welche Ceylon bewohnen, iſt der gepanzerte Ameiſenfreſſer, von den Singaleſen Caballaya, von den Malaien Pangolin genannt, ein Name, welcher die Eigenthümlichkeit des Thieres ausdrückt, ſich in ſich ſelbſt zuſammen zu rollen, das Haupt gegen die Bruſt zu kehren und den Schwanz kreisrund um Kopf und Hals zu ſchlagen, hierdurch ſich gegen feindliche Angriffe ſichernd. Man findet die 7 Fuß tiefen Höhlen des Caballaya in trockenem Grund und erfährt, daß ſie hier paarweiſe zuſammen leben und jährlich zwei oder drei Junge erzeugen. Ich habe zu verſchiedenen Zeiten zwei Stücke dieſer Thiere lebend gehalten. Das eine ſtammte aus der Nähe von Kandy, hatte ungefähr 2 Fuß Länge und war ein liebenswürdiges und anhängliches Geſchöpf, welches nach ſeinen Wanderungen und Ameiſenjagden im Hauſe meine Aufmerkſamkeit auf ſeine Bedürfniſſe erregen wollte, indem es auf mein Knie kletterte, wo es ſich mit ſeinem greiffähigen Schwanze ſehr geſchickt feſt zu halten wußte. Das zweite, welches man in einem Dſchungel in der Nähe von Chillaw gefangen hatte, war doppelt ſo groß, aber weniger nett. Die Ameiſen wußten beide mit ihrer runden und ſchleimigen Zunge ſehr geſchickt anzuleimen. Während des Tages waren ſie ruhig und ſtill, um ſo lebendiger aber mit Einbruch der Nacht.“

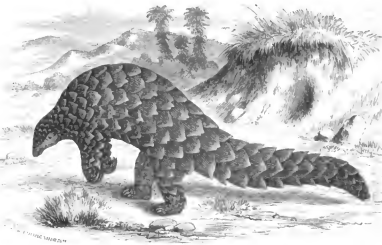
„Die Chineſen und Indier rechnen den Pangolin zu den Fiſchen. In Indien nennen die gemeinen Leute das Thier „Dſchungli-Matſch“ oder Dſchungelfiſch; in einem Bericht über chineſiſche Naturgeſchichte heißt es: „Der Ling-Le oder Hügelkarpfen wird ſo genannt, weil Geſtalt und Ausſehen denen eines Karpfen ähneln; ſeit er auf dem Lande in Höhlen und Felſenritzen der Hügel (ling) wohnt, erhielt er ſeinen Namen. Einige nennen ihn auch wohl „Lung-le“ oder Drachenkarpfen, weil ſeine Schuppen denen eines Drachen ähneln.“ — Man ſieht den Pangolin oft in den Händen der Chineſen, welche ihn als ſehr werthvolles Schauthier betrachten und als nächſten Verwandten der Krokodile anſehen. —

Das Temminckſche Schuppenthier (Manis Temminckii) endlich wurde von dem afrikaniſchen Reiſenden Smuts zuerſt in der Nähe von Lattaku, der nördlichſten Station der engliſchen Miſſionäre am Kap aufgefunden und von A. Smith mit großer Genauigkeit in ſeinen Beiträgen zur ſüdafrikaniſchen Thierkunde beſchrieben. In der Größe und Geſtalt ähnelt es am meiſten dem indiſchen. Der Schwanz, welcher faſt von Körperlänge iſt, verſchmächtigt ſich erſt mäßig gegen das Ende hin, wo er ſich plötzlich abrundet und abſtutzt. Der Rumpf iſt breit und der Kopf kurz und dick. Eiförmige Schuppen bedecken den Kopf. Sehr große, an der Wurzel fein längsgefurchte, an der Spitze glatte ordnen ſich am Rücken in elf bis dreizehn Reihen, am Schwanze in fünf und hinten in vier. Die Mittelreihe zählt am Kopfe neun, am Rücken dreizehn und am Schwanze ſechs Schuppen. Auch auf der unteren Seite des Schwanzes liegen zwei Reihen dieſer Horngebilde. Ihre Farbe iſt blaß gelblichbraun, an der Spitze lichter, oft mit einem länglichen, gelben Strich umrandet. Die nackten Theile ſind dunkelbräunlich. Die Schnauzenſpitze iſt ſchwarz, die Augen ſind röthlichbraun.

Der Abu-Khirſa oder „Rindenwater“ findet in den termitenreichen Steppen Afrikas hinlängliche Nahrung und erwünſchte Einſamkeit. Die Nomaden machen nirgends eigentliche Jagd auf ihn, und deshalb iſt es ſo ſchwer, einen zu erhalten. Der uns gebrachte war ein vollkommen erwachſenes Männchen, welches von einem Türken zufällig erlegt worden war, als es aus ſeiner Höhle kam. Der durch dieſe ſonderbare Erſcheinung auf das höchſte überraſchte Osmane hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit ſeinem Säbel einen fürchterlichen Hieb auf den Panzer des Ungeheuers zu führen und mußte zu noch größerer Ueberraſchung bemerken, daß dieſer Hieb kaum eine Wirkung geäußert hatte. Wir fanden nur den dritten Theil einer Schuppe abgehauen und einige andere etwas verletzt. Ein den Türken begleitender Araber tödtete das ihm bekannte Weſen mit einem einzigen

Schlag auf den Kopf und hing es dann als Siegeszeichen an das Pferd ſeines Herrn, welcher ſich ein Vergnügen daraus machte, ſeine Beute uns als Geſchenk zu übergeben.

Später ſah ich das merkwürdige Geſchöpf lebend bei einem Kaufmann in Chartum, welcher es mit Milch und Weißbrod ernährte. Es war vollkommen harmlos wie ſeine übrigen Sippſchaftsverwandten; man konnte mit ihm machen, was man wollte. Bei Tage lag es zuſammengerollt in irgend einer Ecke, nachts kam es hervor und fraß, indem es die Zunge wiederholt in die Milch eintauchte und ſchließlich auch das Weißbrod anleimte. Das gefangene, welches Heuglin hatte, fraß auch Durrahkörner. Es war ſehr reinlich und eifrig bemüht, ſeinen Unrath immer ſorgfältig zu verbergen. Ehe es ſeinem Bedürfniſſe genügte, grub es nach Art der Katzen jedesmal ein Loch und deckte dieſes dann ſorgfältig mit Erde wieder zu. In der Mittagszeit ſchwitzte es außerordentlich ſtark



Das Temminckſche Schuppenthier (Manis Temminckii).

und verbreitete dann einen höchſt unangenehmen Geruch. Mit Läuſen und Flöhen war es ſehr geplagt. Es konnte dieſen Schmarotzern nirgends beikommen und machte oft die allerſonderbarſten Anſtrengungen, um ſich von den läſtigen Gäſten zu befreien.

Zehnte Ordnung.

Kloaken- oder Gabelthiere (Monotremata).

Die letzte Ordnung der Zahnarmen enthält nicht nur die merkwürdigſten Geſchöpfe der ganzen Reihe, ſondern geradezu die merkwürdigſten Säugethiere überhaupt. Von jeher hat es großen Streit unter den Naturforſchern gegeben, welchen Ordnungen oder Reihen man die Kloakenthiere beigeſellen ſollte, und noch heutzutage iſt dieſer Streit nicht erledigt. Die einſtige Anſicht älterer Thier-

kundigen, welche in den Kloakenthieren eine besondere Klasse des Thierreichs sehen wollten, hat allerdings ihre Geltung verloren; aber noch zur Zeit setzt man den Ameisenigel und das Schnabelthier, welche als Vertreter unserer Ordnung angesehen werden, bald zu den Beutelthieren, bald zu den Zahnarmen. Und in der That: sie vereinigen nicht nur die eigenthümlichsten Kennzeichen dieser und jener, sondern die verschiedensten und widersprechendsten Charaktere der gesammten ersten Klasse in sich; ja sie erscheinen gewissermaßen als Bindeglieder zwischen den ersten drei Klassen, zwischen Säugethieren, Vögeln und Lurchen. Kein Wunder, daß sie von je die Naturforscher auf das lebhafteste beschäftigt haben. Australien zeigt sich in ihnen so recht in seiner Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit. Die Entdeckung Amerikas hat die Thierkunde um außerordentlich viele Formen bereichert, aber niemals sind die Naturforscher in Verlegenheit gekommen, diese im System unterzuordnen: immer gab es auch in den übrigen Erdtheilen ähnlich gestaltete Geschöpfe. Bei den Australiern ist Dies anders. Schon die Beutelthiere bieten des Auffallenden genug; aber sie sind die eigentlichen Wunderthiere Australiens nicht. „Wenn es Wunder im thierischen Gestaltenreiche gibt," sagt Giebel, „so sind die Gabelthiere die seltsamsten derselben; denn alle Regellosigkeiten und Wunderlichkeiten, welche wir in dem vielgestaltigen Organismus der Zahnlosen kennen lernen, bleiben gar weit hinter denen der Kloakenthiere zurück."

Daß die Gabelthiere wirklich Säugethiere sind, steht gegenwärtig unzweifelhaft fest; aber es gehörten erst die genauen Untersuchungen neuzeitlicher Naturforscher dazu, um dieser Ansicht Glauben zu verschaffen. Früher hatte man lange die Milchdrüsen vermißt und glaubte deshalb eine Fabel, welche der erste Entdecker mitgebracht hatte, als volle Wahrheit ansehen zu müssen. Erst Meckel fand (im Jahre 1824) die Brustdrüsen vom Schnabelthiere auf und beschrieb sie in einem besonderen Werke über diese merkwürdigen Geschöpfe, die früheren Naturforscher hatten sie nur als Schleimdrüsen betrachtet. Es fehlen bei den Gabelthieren nämlich alle äußeren Saugwarzen; die Drüsen, welche an den Seiten der Weibchen liegen, öffnen sich in vielen feinen Gängen der Haut, die aber auch an diesen Stellen mit Haaren bedeckt ist. Weil nun manche männliche Säugethiere ähnliche Drüsen an denselben Stellen haben, glaubten die ersten Zergliederer nicht, daß sie bei dem Schnabelthiere wirkliche Milchdrüsen vor sich hätten, bis Meckel bewies, daß die genannten Drüsen dem männlichen Schnabelthiere fehlen, und Bär bemerkte, daß die Milchdrüsen der Wale ebenso gebaut seien. Owen untersuchte später im Jahre 1832 die Milchdrüsen und fand, daß jede etwa hundert und zwanzig Oeffnungen in der Haut habe; er fand, daß wirklich echte Milch durch sie abgesondert wird; er fand endlich die geronnene Milch im Magen der Jungen. Hiermit reihte er die Gabelthiere mit aller Sicherheit der ersten Klasse ein.

Betrachtet man die Schnabelthiere und Ameisenigel nur flüchtig, so darf man wohl in Zweifel sein, welcher Klasse man sie beizuzählen hat und verwundert sich nicht mehr, daß die ersten Bälge der Schnabelthiere, welche nach England kamen, nicht als Naturerzeugnisse, sondern vielmehr als die eines Schwindlers galten. Man erblickte ein Maulwurfsfell mit den Freßwerkzeugen einer Ente, und mußte sich fast mit Widerstreben daran gewöhnen, an das Vorhandensein solcher Räthselgeschöpfe zu glauben. Der viel später, erst im Jahre 1824 entdeckte Ameisenigel verursachte weniger Kopfzerbrechen; denn ihm war ja das Schnabelthier vorausgegangen und was man bei jenem mühsam hatte suchen müssen, das fand man hier leicht auf, weil man wußte, wie man suchen sollte.

Die Gabelthiere haben mit den Säugethieren blos das Fell gemein, das Schnabelthier seinen Pelz, der Ameisenigel sein Stachelkleid; im übrigen unterscheiden sie sich wesentlich von den anderen bekannten Formen der höheren Thiere. Ein trockener Schnabel, ganz an den einer Ente erinnernd, vertritt bei ihnen die Stelle des Mauls, und die Harn- und Geschlechtswerkzeuge befinden sich vereinigt in der Kloake. Dies ist eine Bildung, welche wir bei den Vögeln wieder finden: aber die ganze äußere Erscheinung und der Knochenbau der Schnabelthiere widersprechen der Vogelnatur auf das entschiedenste. Nun theilen sie aber den trockenen Kieferüberzug, die Kloake und das doppelte Schlüsselbein auch mit den Schildkröten: und somit wird ihre eigenthümliche Mittelstellung nur noch

auffallender. Mit den Beutelthieren stehen sie in Beziehung wegen der Eigenthümlichkeit der Knochen am Becken; auch werfen sie fast ebenso unreife Junge, wie diese merkwürdigen Geschöpfe: — aber sie haben keinen Beutel und tragen also ihre Jungen nicht mit sich herum; und auch im übrigen widerspricht ihr Leibesbau ihrer Einreihung in die Ordnung der Beutelthiere. So bleibt nur übrig, sie zu den Zahnarmen zu stellen; denn dieses eine Merkmal, das Fehlen der Zähne, haben sie mit den anderen verwandten Ordnungen gemein.

Die Gabelthiere sind kleine Säugethiere mit gedrungenem, etwas plattgedrückten Körper, sehr niederen Beinen, schnabelförmigen Kiefern, welche von einer trockenen Haut bedeckt werden, kleinen Augen, kurzem und flachen Schwanze, fünfzehigen und auswärts gestellten Füßen mit langen Zehen und kräftigen Krallen, sowie einem durchbohrten Hornsporn an der Ferse der Männchen, welcher mit einer besonderen Drüse in Verbindung steht. Die äußere Ohrmuschel fehlt gänzlich; die Zähne bestehen bei den einen in hornigen Platten, welche in den Kiefern aufliegen, und fehlen bei den anderen gänzlich. Sechszehn bis siebzehn Wirbel tragen Rippen, zwei bis drei sind rippenlos; dreizehn bis ein und zwanzig bilden den Schwanz. Am Schädel verschwinden viele Nähte sehr früh, und die Rippenknorpel verknöchern vollständig. Das Schlüsselbein ist doppelt, die Unterarme und Schenkelknochen sind vollständig ausgebildet. Die Speicheldrüsen sind noch groß, wie bei den Ameisenfressern. Der Magen ist einfach, der Blinddarm sehr kurz.

Bisjetzt hat man noch keine vorweltlichen Thiere gefunden, welche mit den Gabel- oder Kloakenthieren Aehnlichkeit hätten, und so ist diese eigenthümliche Ordnung auf die zwei Familien der Stacheligel und der Schnabelthiere beschränkt. Von diesen Familien enthält die letztere wiederum nur eine, die erstere nur zwei bekannte Arten; denn die wiederholt aufgestellten Arten der Schnabelthiere haben sich bei näherer Prüfung nicht als stichhaltig erwiesen. Wir sind ziemlich bekannt mit dem Leben der einen und der anderen Art, weil tüchtige Forscher sich mit der Erforschung desselben beschäftigt haben.

Der Ameisenigel (Echidna Hystrix), welcher mit einer zweiten, wenig verschiedenen Art (Echidna setosa) als Vertreter der ersten Familie gilt, kennzeichnet sich durch seinen plumpen, größtentheils mit Stacheln oder Borsten bedeckten Leib, den walzenförmigen, nur am vorderen Ende gespaltenen Schnabel, den kurzen Schwanz, die freien, unvollkommen beweglichen Zehen und die lange, gestreckte, dünne, wurmartige Zunge, welche, wie bei den Ameisenfressern, lang aus dem Munde hervorgestoßen werden kann. In seiner äußeren Erscheinung weicht er viel mehr von dem Schnabelthiere ab, als im inneren Leibesbau, denn hier zeigt er die innigste Verwandtschaft mit jenem. Er scheint gleichsam ein Verbindungsglied zwischen den Schuppenthieren und dem Schnabelthiere darzustellen und kann als der australische Vertreter der Schuppenthiere betrachtet werden. Sein deutscher Name, welcher der ihm von den Ansiedlern gegebenen Benennung vollkommen entspricht, ist für ihn bezeichnend. Der Leib ist gedrungen und schwerfällig, etwas flach gedrückt, der kurze Hals geht allmählich in den Leib und auf der anderen Seite in den länglich runden, verhältnißmäßig kleinen Kopf über, an welchen sich plötzlich die langgestreckte, dünne, walzen- oder röhrenförmige Schnauze ansetzt. Sie ist an der Wurzel noch ziemlich breit, verschmälert sich aber gegen das Ende hin und endigt in eine abgestumpfte Spitze, an welcher sich die sehr kleine und enge Mundspalte befindet. Die Oberseite der Schnauze ist gewölbt, die untere flach. Der Oberkiefer reicht ein wenig über den Unterkiefer vor; die kleinen eiförmigen Nasenlöcher stehen fast am Ende der Oberseite des Schnabels, dort, wo die nackte Haut, welche ihn überzieht, weich ist und der Schnauze einige Beweglichkeit erlaubt. Die kleinen Augen liegen tief an den Seiten des Kopfes und zeichnen sich vor allem dadurch aus, daß sie, wie die der Vögel, außer den Lidern noch eine Nickhaut haben. Von äußeren Ohrmuscheln sieht man nicht die geringste Spur, der Gehörgang liegt weit hinten am Kopfe und ist ganz unter der stacheligen Bedeckung desselben verborgen. Er ist auffallend weit, erscheint aber nur in Gestalt einer Sförmig geschlitzten Oeffnung, weil er von einem Hautsaume bedeckt ist, welchen das Thier, wie die

Eulen, beim Lauschen emporhebt, sonst aber mit Hilfe der, das Aeußere umgebenden Borsten vollständig schließen kann. Die Gliedmaßen sind verhältnißmäßig kurz, stark, dick, etwas plump und gleichlang. Die Hinterbeine sind weit nach rück= und auswärts gekehrt, die Vorderbeine gerade. Beider Füße sind fünfzehig und die einzelnen Zehen wenig beweglich, weil sie bis zu ihrer Spitze von der Körperhaut umhüllt werden. Man unterscheidet sie nur an den langen und starken Scharrkrallen, welche sie bewaffnen, und besonders an den Vorderfüßen hervortreten. An der Ferse des Hinterfußes befindet sich beim Männchen ein 4 bis 5 Linien langer, starker, spitzer, durchbohrter Hornsporn, der mit einer Absendungsdrüse von Erbsengröße in Verbindung steht und zu dem Glauben veranlaßt hat, daß er die hauptsächlichste Waffe des Thieres sei und wie der Schlangenzahn Gift ausfließen lasse. Der sehr stummelartige Schwanz, welcher äußerlich blos durch die an ihm sitzenden Stacheln unterschieden werden kann, ist dick und an der Spitze stark abgestumpft. Die Zunge ist an ihrer Wurzel mit kleinen, spitzen, nach rückwärts gerichteten stachelartigen Warzen bedeckt. Sie kann 2 bis 3 Zoll



Der Ameisenigel (Echidna Hystrix).

weit über die Kiefern hervorgestreckt werden und empfängt von großen Speicheldrüsen einen klebrigen Schleim, welcher zur Anleimung der Nahrung geeignet ist. Von Zähnen findet sich keine Spur, im Gaumen aber stehen sieben Querreihen kleiner, derber, spitzer, rückwärts gerichteter hornartiger Stacheln, welche den Warzen der Zunge gerade entsprechend gelegen sind und die Stelle der Zähne vertreten. Die Milchdrüsen haben ungefähr sechshundert Ausführungsgänge.

Bei vollkommen erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge fast 1½ Fuß, wovon höchstens ½ Zoll auf den Schwanz kommt, am Widerrist aber ⅓ Fuß. Beide Geschlechter sind sich bis auf den Sporn an der Ferse des Männchens vollkommen gleich. Ganz junge Thiere unterscheiden sich durch die Kürze ihrer Stacheln. Diese bedecken die ganze Oberseite vom Hinterkopf an. Sie stehen sehr dicht und sind bis auf die Steißgegend fast gleich lang, dort strahlen sie in zwei Büscheln auseinander; dazwischen liegt der Schwanzstummel. Auf dem Rücken sind sie etwas kürzer, als an den Seiten, dort schwankt ihre Länge zwischen 1 und 2 Zoll, hier werden sie durchgehends 2 Zoll lang. Nur an ihrer Wurzel werden sie von kurzen, ⅓ Zoll langen Haaren umgeben, allein diese kann man nur wahr=

nehmen, wenn man die Stacheln bei Seite zu legen versucht; dagegen sieht man sie auf dem Kopfe, den Gliedmaßen und der Unterseite des Körpers, wo sie die alleinige Bedeckung bilden. Sie sind überall steif, borstenartig und von schwarzbrauner Farbe, die Stacheln aber schmuzig gelbweiß, schwarz zugespitzt. Der Augenstern ist schwarz, die Regenbogenhaut blau, die Zunge hochroth.

Wenn die genauere Untersuchung die angenommenen zwei Arten feststellt, beschränkt sich das Vaterland des gemeinen Stachelameisenigels auf die gebirgigen Gegenden des südöstlichen Neuholland, während die zweite Art, der stachelige Borstenigel, auf Neusüdwales und Vandiemensland beschränkt zu sein scheint. Neusüdwales ist als die eigentliche Heimat des erstgenannten anzusehen. Er bewohnt mehr die gebirgigen Gegenden, als die Ebenen, und steigt hier und da bis zu 3000 Fuß über den Meeresspiegel hinauf. Trockene Wälder, wo er sich unter den Wurzeln der Bäume Höhlen und Gänge graben kann, sagen ihm besonders zu. Hier verbirgt er sich bei Tage; nachts kommt er hervor und geht schnüffelnd und grabend der Nahrung nach. Seine Bewegungen sind lebhaft, zumal beim Scharren, welche Kunst er meisterhaft versteht. Der Gang ist außerordentlich langsam: er senkt dabei den Kopf zur Erde und hält den Körper ganz niedrig. Beim Graben setzt er alle vier Beine gleichzeitig in Bewegung und versteht es, wie die Gürtelthiere, sich geradezu vor sichtlichen Augen in die Erde zu versenken. Es ist nicht eben leicht, in der Dämmerung dieses erdfarbige Thier wahrzunehmen, und man findet es eigentlich blos zufällig auf, wenn es in seiner ruhelosen Weise von einem Ort zum anderen läuft. Dabei untersucht es jede Höhle, jede Ritze, und wenn es etwas Genießbares in ihr wittert, setzt es augenblicklich die kräftigen Füße in Bewegung, um die Höhle zu erweitern. Kerbthiere und Würmer, hauptsächlich aber Ameisen und Termiten, bilden seine Hauptnahrung. Diese sucht das Thier mit Hilfe der sehr empfindlichen Schnauzenspitze auf, welche weniger zum Wittern, als zum Tasten geeignet scheint. Der Ameisenigel frißt ganz nach Art der Wurmzüngler, indem er die Zunge ausstreckt und, wenn sie sich mit Ameisen gefüllt hat, schnell wieder zurückzieht. Wie alle übrigen Ameisenfresser mischt er viel Sand oder Staub, auch trockenes Holz unter diese Nahrung. Man findet seinen Magen stets damit angefüllt.

Wenn man einen Ameisenigel ergreift, rollt er sich augenblicklich in eine Kugel zusammen, und dann ist es sehr schwer, ihn festzuhalten, weil die scharfen Stacheln bei der heftigen Bewegung des Zusammenkugelns gewöhnlich empfindlich verwunden. Ein zusammengerollter Ameisenigel läßt sich nur sehr schwer fortschaffen; am besten noch, wenn man ihn an den Hinterbeinen packt und sich um alle Anstrengungen und Bewegungen nicht weiter kümmert. Hat das Thier einmal eine Grube von wenigen Zollen fertig gebracht, so hält es außerordentlich schwer, es fortzuziehen. Nach Art der Gürtelthiere spreizt es sich aus und drückt seine Stacheln so fest gegen die Wände, daß es an ihnen förmlich zu kleben scheint. Die starken Klauen seiner Füße werden hierbei selbstverständlich auch mit angewandt, um sich soviel als möglich zu befestigen. An anderen Gegenständen weiß sich das Thier ebenfalls anzuklammern. „Wenn mir," sagt Bennett, „ein Stacheligel gebracht und in die Pflanzenbüchse gesteckt wurde, um so am leichtesten fortgeschafft zu werden, fand ich, zu Hause angekommen, daß das Thier an den Seiten der Büchse, wie eine Schüsselmuschel auf dem Felsen, angeklebt war. Man sah nur einen wüsten Stachelhaufen. Die Spitzen des Stachelkleides sind so scharf, daß auch die leiseste Berührung ein empfindliches Schmerzgefühl hervorruft. Ganz unmöglich war es, einen dergestalt eingepferchten Ameisenigel heraus zu bringen, und nur dasselbe Verfahren, welches man bei den Schüsselmuscheln anwendet, konnte ihn bewegen, loszulassen. Wir brachten einen Spaten langsam unter seinen Leib und hoben ihn dann mit Gewalt empor. Hat man ihn einmal in der Hand, so zeigt er sich völlig harmlos." Die Behauptung der Eingeborenen, daß das Männchen seinen Angreifer mit dem Sporn am Hinterfuße verwunde und eine giftige Flüssigkeit aus demselben in die Wunde strömen lasse, ist nach allen angestellten Versuchen als eine Fabel anzusehen. Der männliche Stacheligel versucht gar nicht, sich seines Sporns zur Vertheidigung zu bedienen, wie er überhaupt kaum an Vertheidigung denkt. Gegen die vierfüßigen Feinde vertheidigt er sich, wie der Igel, durch Zusammenrollen, und wenn er Zeit hat, gräbt er sich so

schleunig als möglich in die Erde ein. Dennoch wird der **Beutelwolf** seiner Meister und frißt ihn mit Haut und Stacheln.

Die Stimme, welche man von dem sonderbaren Gesellen vernimmt, wenn er sich sehr beunruhigt fühlt, besteht in einem schwachen Grunzen. Unter den Sinnen steht Gehör und Geruch oben an; die übrigen sind sehr stumpf; auch die geistigen Fähigkeiten sind kaum erwähnenswerth.

Ueber die Fortpflanzung des Thieres ist noch höchst wenig bekannt. Das Weibchen soll im Dezember mehrere Junge werfen und sie längere Zeit säugen, wie man annehmen muß, in ganz eigener Weise: — wir werden bei Beschreibung des Schnabelthieres sehen, wie.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Ameisenigel während der dürren Zeit eine Art von Winterschlaf hält; wenigstens sieht man ihn in den trockenen Monaten nur äußerst selten außerhalb seiner Höhle. Aber auch die Kälte übt auf ihn einen großen Einfluß aus. Er verfällt schon bei sehr geringem Herabsinken der Wärme in eine Erstarrung oder in tiefen Schlaf.

Ueber das Betragen gefangener Ameisenigel haben **Garnot** und später **Quoy** und **Gaimard** berichtet. Die Letzteren bekamen in Hobarttown ein lebendes Männchen. Im ersten Monat fraß es nicht das Geringste und magerte zusehends ab, schien sich aber sehr wohl zu befinden. Es war ganz gefühllos und dumm, lag bei Tage mit dem Kopfe zwischen den Beinen, seine Stacheln ringsum ausgestreckt, aber nicht ganz zusammengekugelt; auch suchte es die Dunkelheit. Die Freiheit liebte es sehr, wenigstens machte es alle Anstrengungen, um aus seinem Käfig zu kommen. Setzte man es auf einen großen Pflanzenkübel mit Erde, so hatte es sich in weniger als zwei Minuten bis auf den Boden gegraben, und zwar mit den starken Füßen, wobei es sich ab und zu mit der Schnauze half. Später fing es an zu lecken und fraß zuletzt ein flüssiges Gemenge von Wasser, Mehl und Zucker. Es starb, weil man es zu stark gewaschen hatte.

Garnot kaufte einen Stacheligel in **Port-Jackson** von einem Manne, welcher ihm sagte, daß er das Thier seit zwei Monaten mit allerlei Pflanzennahrung erhalten habe; auch versicherte er, daß es im Freien Mäuse fresse u. s. w. Auf des Verkäufers Rath sperrte Garnot das Thier in eine Kiste mit Erde und gab ihm Gemüse, Suppe, frisches Fleisch und Fliegen; aber alle diese Dinge rührte es nicht an; nur das Wasser schlappte es sogleich mit seiner zwei bis drei Zoll langen Zunge ein. So lebte es drei Monate, bis man mit ihm auf der Insel Moritz ankam. Dort gab man ihm Ameisen und Regenwürmer. Diese fraß es ebenfalls nicht; dagegen schien es Kokosmilch sehr zu lieben, und man hoffte schon, es mit nach Europa zu bringen: doch drei Tage vor der Abreise fand man es todt.

Dieses Thier brachte gewöhnlich zwanzig Stunden des Tages schlafend zu und schwärmte die übrige Zeit umher. Begegnete es einem Hindernisse in seinem Wege, so suchte es dasselbe wegzuschaffen und nahm nicht eher eine andere Richtung, als bis es die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen bemerkte, wahrscheinlich weil es sich an sein Graben in der Freiheit erinnern mochte. Im Zimmer wählte es eine Ecke, um seinen Unrath dort zu lassen; einen anderen dunklen Winkel, welcher von einer Kiste verstellt war, suchte es sich zum Schlafen aus. Oft schien es sich gewisse Grenzen zu wählen und lief lange Zeit hin und her, ohne sie zu überschreiten. Es ging mit hängendem Kopfe, als wenn es in Betrachtung vertieft wäre und legte in einer Minute, obgleich sein Gang sehr schwerfällig und schleppend war, doch 36 bis 40 Fuß zurück. Seine keineswegs weiche, aber bewegliche, lange Nase diente ihm als Fühler. Wenn es lauschen wollte, öffnete es die Ohren, wie es die Eule zu thun pflegt, und dann schien sein Gehör recht fein zu sein. Sein Wesen war mild und zärtlich. Es ließ sich sehr gern streicheln; doch war es sehr furchtsam und kugelte sich bei dem geringsten Geräusch zusammen, wie der Igel, so daß die Nase nicht sichtbar war. Dies that es, so oft man neben ihm mit dem Fuße stampfte, und erst nach längerer Zeit, wenn dies Geräusch vollständig aufgehört hatte, streckte es sich langsam wieder aus.

Eines Tages unterließ es seine gewöhnliche Lustwandelung; Garnot zog es deshalb aus seinem Winkel hervor und rüttelte es derb. Es zeigte so schwache Bewegungen, daß er glaubte, es würde sterben; daher trug er es in die Sonne, rieb ihm den Bauch mit einem warmen Tuche und siehe da, es erholte sich wieder und bekam nach und nach seine frühere Munterkeit zurück. Einige Zeit darauf blieb es 48, später 72 und zuletzt sogar 80 Stunden hinter einander liegen; allein man kannte es nun und störte es nicht mehr in seinem Schlafe. Weckte man es auf, so wiederholte sich derselbe Vorgang, wie das erste Mal, und es erhielt seine Munterkeit nur, wenn es selbst aufwachte. Manchmal lief es auch des Nachts umher, aber so still, daß man es nicht bemerkt haben würde, wenn es nicht ab und zu an den Füßen geschüffelt hätte.

Junge Ameisenigel wurden leicht mit Milch erhalten; wenn sie aber heranwuchsen und die Stacheln sich aufzurichten begannen, verlangten sie eine stoffreichere Nahrung. Man mußte sie dann ab und zu einen Besuch an einem Ameisenhaufen machen lassen, oder ihnen hart gekochtes, sehr fein geriebenes Eidotter mit dem nöthigen Zusatz von Sand geben, um sie bei vollem Wohlsein zu erhalten. Mit solcher Kost gediehen alle sehr gut.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir diese Thiere noch einmal lebend in Europa zu sehen bekommen, da ja die Winterschläfer sich vortrefflich eignen, auf weite Strecken hingeführt zu werden.

Die Eingeborenen nennen den Ameisenigel Nikobejan, Janokumbine und Cogera; die Ansiedler ohne weiteres „Igel". Manche Australier braten das Thier in seinem Felle, wie die Zigeuner unseren Igel, und essen es; aber auch die Europäer versichern, daß ein so zubereiteter Ameisenigel vortreffliche Speise gebe. Hierin beruht der einzige Nutzen, welchen der Ameisenigel dem Menschen bringen kann.

* * *

Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) ist der einzige bekannte Vertreter der zweiten Familie unserer Ordnung. Wir verdanken dem englischen Naturforscher Bennett die beste Schilderung dieses in der That „auffallenden" Geschöpfes, welches noch lange nach seiner Entdeckung Forscher und Laien gleich beschäftigte. Gestalt und Lebensweise erschienen so seltsam, daß Bennett blos zu dem Zwecke nach Neuholland reiste, um das Thier kennen zu lernen. Bis dahin waren nur unbestimmte Nachrichten zu uns gekommen. Die Lebensweise mußte um so länger unaufgeklärt bleiben, als Beobachten natürlich nicht gerade Sache jedes neuholländischen Ansiedlers ist. Man erfuhr eben nur, daß das Geschöpf im Wasser lebe und von den Eingeborenen eifrig gejagt werde, weil es einen schmackhaften Braten liefere. „Die Neuholländer," so erzählt einer der ersten Berichterstatter, „sitzen mit kleinen Speeren bewaffnet am Ufer und lauern, bis ein solches Thier auftaucht. Ersehen sie dann eine Gelegenheit, so werfen sie den Spieß mit großer Geschicklichkeit nach ihrem Wildpret und fangen es ganz geschickt auf diese Weise. Oft sitzt ein Eingeborener eine volle Stunde auf der Lauer, ehe er den Versuch macht, ein Schnabelthier zu spießen; dann aber durchbohrt er immer mit sicherem Wurfe den Körper."

Nun kamen eine Menge von Fabeln, welche zum Theil den Berichten der Eingeborenen ihre Entstehung verdankten. Man sagte, daß das Schnabelthier Eier lege und diese nach Entenart ausbrüte; man sprach von den giftigen Wirkungen des Sporen, welchen das Männchen am Hinterfuße trägt, wußte aber im übrigen so gut als gar Nichts mitzutheilen: und so hatte jener englische Naturforscher Ursache genug, durch eigene Anschauung die Sache aufzuklären. Er reiste also zuerst im Jahre 1832 und dann noch ein Mal 1858 nach Australien, und theilte dann seine Erfahrungen erst in einer gelehrten englischen Zeitschrift und vor vier Jahren (1860) in einem ganz besonderen Werke, in seinen „Gatherings of a Naturalist" sehr ausführlich mit. Seine Arbeit ist bisjetzt die einzige sichere Quelle über die Lebensweise des Schnabelthieres, und deshalb muß ich sie unserer Schilderung zu Grunde legen.

Das Schnabelthier trägt in seinem Vaterlande verschiedene Namen. Die Ansiedler nennen es Wassermaulwurf, wegen seiner, wenn auch nur geringen Aehnlichkeit mit dem europäischen Mull, die Eingeborenen je nach den verschiedenen Gegenden Mallangong, Tambreet, Tohumbuk und Mufflengong. Wahrscheinlich aber führt es an anderen Orten auch noch besondere Namen.

Sein Verbreitungskreis ist, soviel man bisjetzt weiß, beschränkt; denn es findet sich blos an der Ostküste von Neuholland, in den Flüssen und stehenden Gewässern von Neusüdwales und dem inneren Lande. Sehr häufig ist es bei Nepean, Newkastle, Campbell und Macquarrie, aber auch



Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus).

an dem Fischriver und dem Wollundilly. In den Ebenen von Bathurst-Goulborn, am Yas, Morumbidgen ec. ist es nicht selten; im Norden, Süden und Westen Neuhollands dagegen scheint es zu fehlen.

Das Schnabelthier ist noch kleiner, als der Ameisenigel, durchschnittlich 18 bis 20 Zoll lang, wovon 5 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Männchen sind regelmäßig größer, als die Weibchen. Der Leib ist platt gedrückt und ähnelt in gewisser Beziehung dem des Bibers oder des Fischotters. Die Beine sind sehr kurz, alle Füße fünfzehig und mit Schwimmhäuten versehen. An den Vorderfüßen, welche die größte Muskelkraft besitzen und ebensowohl zum Schwimmen, als zum Graben

dienen, erstreckt sich die Schwimmhaut etwas über die Krallen, ist dort sehr biegsam und dehnbar und schiebt sich, wenn das Thier gräbt, zurück. Alle Zehen sind sehr stark, stumpf und ganz zum Graben geeignet. Die beiden mittleren sind die längsten. Die kurzen Hinterfüße wenden sich nach rückwärts und erinnern an die des Seehundes. Sie wirken hauptsächlich rückwärts und nach außen. Ihre erste Zehe ist sehr kurz; die Nägel sind alle rückwärts gekrümmt und länger und schärfer, als die der Vorderfüße; die Schwimmhaut aber geht nur bis an die Zehenwurzel. Beim Männchen sitzt hier ein beweglicher Sporen, etwas über den Zehen und mehr nach innen gewendet; doch kann er ziemlich weit gedreht werden. Der Schwanz ist platt, breit und am Ende, wo lange Haare den Auslauf bilden, plötzlich abgestutzt. Bei den älteren Thieren ist seine untere Fläche entweder ganz nackt, oder doch nur von einigen wenigen groben Haaren bedeckt; bei den jungen Thieren ist er vollständig behaart; wahrscheinlich schleift das Thier erst im Verlaufe der Zeit diese Haare ab. Weit eigenthümlicher als die bisher genannten Theile ist der Kopf gebildet. Er ist ziemlich flach, klein und durch seinen breiten Entenschnabel so ausgezeichnet, daß er unter den Säugethieren einzig in seiner Art dasteht. Beide Kinnladen strecken sich und werden in ihrer ganzen Ausdehnung von einer hornigen Haut umgeben, welche sich noch nach hinten in einem eigenthümlichen Schilde fortsetzt. Beide Kinnladen tragen vier Hornzähne, von denen der Ober- und Vorderzahn lang, schmal und scharf ist, während der Hinterzahn breit und flach, überhaupt wie ein Backzahn erscheint. Die Nasenlöcher liegen in der Oberfläche des Schnabels, nahe an seinem Ende, die kleinen, hellbraunen und glänzenden Augen hoch im Kopfe, die verschließbaren Ohröffnungen nahe am äußeren Augenwinkel. Jene Falte oder der Zipfel, welcher vom Schnabel aus wie ein Schild über den Vorderkopf und die Kehle fällt, ist augenscheinlich dem Thiere von großem Nutzen, weil er beim Futtersuchen den Schlamm vom anstoßenden Pelz abhält und beim Graben in der Erde die Augen schützt. Die Zunge ist fleischig, aber mit hornigen Zähnen besetzt und hinten durch einen eigenthümlichen Knollen erhöht, welcher den Mund vollständig schließt. So ist der Schnabel ein vortrefflicher Seiher, wie es die Freßwerkzeuge der entenartigen Schwimmvögel sind. Er befähigt das Thier, das Wasser durchzuspüren, das Genießbare von dem Ungenießbaren abzuscheiden und ersteres dann in den geräumigen Backentaschen aufzuspeichern, welche sich neben den Kopfseiten erstrecken und dem Thiere augenscheinlich von großem Vortheile sind, weil es in ihnen, während es taucht, die gefundenen Schätze einstweilen niederlegen und bis zum ruhigen Durchkauen auf dem Lande oder im Baue aufbewahren kann.

Der Pelz des Schnabelthieres besteht aus dichten, groben Grannen von dunkelbrauner Farbe mit silberweißen Schattirungen. Darunter liegt ein sehr weiches Wollhaar von graulicher Farbe, ganz dem Wollhaare des Seehundes und des Seeotters ähnlich. An der Kehle, der Brust und dem unteren Leibe ist Pelz und Haar viel feiner und seidenartiger. Es ist dort kurz, aber dicht und weich. Der äußere Pelz ist, namentlich an den äußeren Spitzen, verhältnißmäßig hart; denn die Haare sind dort breit, lanzenförmig und bilden auch einen Winkel gegen die dünneren, der Haut zunächst stehenden. Solcher Pelz entspricht den beiden Lebensarten des Schnabelthieres vollständig. Die langen Haare würden es, wenn sie auch von der Wurzel an bis zur Spitze geradeaus nach dem Schwanze zu gerichtet ständen, beim Wühlen sehr belästigen, zumal wenn es sich in seinem Baue rückwärts drehen wollte, während sie bei ihrer wirklichen Beschaffenheit, indem sie nach der Wurzel zu schwächer, nach außen zu ausgebreiteter sind, die Spitze leicht in jeder Richtung hin bewegen können, und zu gleicher Zeit, da sie sich dicht auf einander legen, das Wasser vortrefflich abhalten. Die allgemeine Färbung der Grannenhaare ist roth oder schwarzbraun, auf der unteren Seite rostgelblich, und an den Leibseiten, dem Hinterbauche und dem Vorderhalse rost- oder rosenröthlich. So ist auch ein kleiner Flecken unterhalb des inneren Augenwinkels, und eine schwache Einfassung um das Ohr herum gefärbt. Das Schwarz der oberen Seite zeigt bald hellere, bald tiefere Färbung, weshalb man gemeint hat, verschiedene Arten von Schnabelthieren annehmen zu müssen. Die Füße sind braunroth; der Schnabel ist oben und hinten schmuzig grauschwarz, aber mit unzähligen lichteren Punkten bedeckt, vorn fleischfarben oder blaßroth, unten vorn weiß oder gefleckt, hinten wie der Oberschnabel röthlich.

Auch die Querfalte der Haut nimmt an dieser Färbung Theil. Die jungen Thiere unterscheiden sich von den alten durch das schöne, feine, silberweiße Haar an der unteren Fläche des Schwanzes und dicht über den vier Füßen. Beim Dahingleiten auf dem Schlamme werden diese Haare abgerieben, und hierdurch der Unterschied zwischen den verschiedenen Altersstufen hervorgebracht.

Ein eigenthümlicher Fischgeruch strömt von dem Pelze aus, zumal wenn er naß ist; wahrscheinlich rührt er von einer öligen Absonderung her. Die Australier essen trotz dieser widerlichen Ausdünstung das Fleisch des Thieres sehr gern; doch will Dies zu seiner Empfehlung als Leckerbissen eben nicht viel sagen, da ja diesen Menschen Alles recht kommt, was nur eßbar ist: Schlangen, Ratten, Frösche ebensogut, wie die schmackhaften Beutelthiere.

Am liebsten bewohnt das Schnabelthier ruhige Stellen der Flüsse, sogenannte Altwässer, in welchen zahlreiche Wasserpflanzen stehen, und laubige Bäume das Ufer beschatten. Hier legt es sich am Uferrande einen mehr oder weniger künstlichen Bau an. Die erste Höhle, welche Bennett sah, lag an einem steilen Ufer zwischen Gras und Kräutern, dicht am Flusse. Ein etwa 20 Fuß langer, vielfach gewundener Gang mündete in einen geräumigeren Kessel, welcher wie der Gang mit trockenen Wasserpflanzen bestreut war. Gewöhnlich hat aber jeder Bau zwei Eingänge, einen unter dem Wasserspiegel, den anderen etwa einen Fuß darüber. Zuweilen kommt es vor, daß der Eingang bis 5 Fuß vom Rande des Wassers entfernt ist. Die Röhre läuft von unten schief in die Höhe, so daß der Kessel selten dem Eindringen des Hochwassers ausgesetzt ist. Auch scheint sich das Thier hiernach zu richten und, je nachdem höherer oder seichterer Wasserstand, die Röhre von 20 bis 35, ja sogar bis 50 Fuß Länge auszudehnen.

Man sieht die Schnabelthiere zu jeder Zeit in den Flüssen Australiens, am häufigsten jedoch während des Frühlings und der Sommermonate, und es fragt sich, ob sie nicht vielleicht einen Winterschlaf halten. Sie sind eigentlich Dämmerungsthiere, obwohl sie auch während des Tages ihre Verstecke auf kurze Zeit verlassen, um ihrer Nahrung nachzugehen. Wenn das Wasser recht klar ist, kann man den Weg, welchen das bald tauchende, bald wieder auf der Oberfläche erscheinende Thier nimmt, mit den Augen verfolgen. An so durchsichtige Stellen kommt es aber nur höchst selten, gleichsam als ob es sich seiner Unsicherheit hier bewußt wäre, und es verläßt sie auch sobald als möglich wieder. Wenn man sich ganz ruhig verhält, dauert es an günstigen Orten nicht lange, bis man an der Oberfläche des Wassers den kleinen, eigenthümlich gestalteten Kopf sieht, der rasch dahin streicht. Will man denselben aber beobachten, so muß man ganz regungslos verweilen; denn nicht die geringste Bewegung entgeht dem scharfen Auge, nicht das leiseste Geräusch dem feinen Ohr des Thieres; und wenn es einmal verscheucht worden ist, kommt es selten wieder. Hält man sich völlig ruhig, so kann man es lange vor sich herumpaddeln sehen. Selten bleibt es länger, als eine oder zwei Minuten oben; dann taucht es und erscheint in einer kleinen Entfernung wieder. Wie Bennett an gefangenen beobachtete, hält sich das Thier immer gern am Ufer, dicht über dem Schlamme, und gründelt hier zwischen den Wurzeln und untersten Blättern der Wassergewächse, welche den Hauptaufenthalt von Kerbthieren bilden. Es schwimmt vortrefflich, ebensowohl stromauf-, als stromabwärts. Im ersteren Falle muß es sich etwas anstrengen, im letzteren läßt es sich behaglich von der Strömung treiben. Die Nahrung, welche es während seiner Weidegänge aufnimmt, hauptsächlich kleine Wasserkerbthiere und Weichthiere, wird zunächst in den Backentaschen aufbewahrt, und dann bei größerer Ruhe verzehrt. —

„An einem schönen Sommerabend," erzählt Bennett, „näherte ich mich einem kleinen Flusse in Australien, und da ich die Vorliebe des Schnabelthieres für die Dämmerung kannte, so suchte ich mir zu dieser Zeit seinen Anblick zu verschaffen. Die Flinte in der Hand, blieben wir geduldig am Ufer stehen. Es dauerte auch nicht lange, bis wir an der Oberfläche des Wassers, uns ziemlich nahe, einen schwarzen Körper sahen, dessen Spitze, der Kopf, sich nur wenig über die Oberfläche des Wassers erhob. Wir blieben regungslos, um das Thier nicht zu verscheuchen, beobachteten erst, und suchten dann soviel als möglich seinen Bewegungen zu folgen. Denn man muß sich schußfertig

machen, wenn das Schnabelthier taucht, und in demselben Augenblick ihm die Ladung zuschicken, in welchem es wieder zum Vorschein kommt. Nur ein Schuß in den Kopf hat seine Wirkung, weil die lose, dichte Bedeckung des Leibes den Hagel nicht so leicht durchdringen läßt. Ich habe gesehen, daß der Schädel von der Gewalt des Schusses zerschmettert war, während die ihn bedeckende Hülle kaum verletzt erschien. — Für den ersten Tag lieferte unsere Jagd kein Ergebniß, und am nächsten Morgen, wo der Fluß durch Regen angeschwollen war, sahen wir während des Vormittags nur ein einziges Schnabelthier, welches uns jedoch viel zu wachsam war, als daß wir einen Schuß mit Sicherheit hätten abfeuern können. Auf dem Heimwege nachmittags waren wir glücklicher. Wir verwundeten eins, welches augenblicklich sank, jedoch bald wieder aufstieg, offenbar schwer getroffen. Es tauchte trotz seiner Wunden immer und immer wieder, jedoch stets auf kürzere Zeit, als gewöhnlich, und bemühte sich, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, wahrscheinlich weil es ihm schwer wurde, sich im Wasser frei zu bewegen, und es sich in seinen Bau retten wollte. Es schwamm schwerfällig und viel mehr über dem Wasser, als sonst; doch bedurfte es noch immer zweier Ladungen aus unserer Flinte, ehe es ruhig auf dem Wasser liegen blieb. Als der Hund es uns brachte, fanden wir, daß es ein schönes Männchen war. Es hatte noch nicht ganz verendet, bewegte sich mitunter, machte jedoch kein Geräusch, ausgenommen daß es oft durch die Nasenlöcher athmete. Wenige Minuten nachdem es aus dem Wasser geholt worden war, lebte es wieder auf und lief augenblicklich nach dem Wasser zu, jedoch mit unstäter Bewegung. Etwa 25 Minuten nachher stürzte es sich mehrmals kopfüber und starb. Da ich viel davon gehört hatte, wie gefährlich ein Stich mit seinen Sporen sei, selbst wenn das Thier tödtlich verwundet wäre, brachte ich beim ersten Ergreifen meine Hand dicht an den „giftigen" Sporn. Bei seinen heftigen Anstrengungen zur Flucht kratzte mich das Thier ein wenig mit seinen Hinterpfoten und auch mit dem Sporn; so hart ich es aber auch anfühlte, es stach mich durchaus nicht absichtlich. Man sagte ferner, daß das Thier sich auf den Rücken lege, wenn es diese Waffe gebrauchen wollte, was allerdings nicht wahrscheinlich ist, wenn man das Thier nur irgend kennt. Ich brachte es in diese Lage, aber ohne den Sporn nur zu gebrauchen, strebte es, nur wieder auf die Beine zu kommen. Kurz, ich versuchte es auf alle mögliche Weise, aber stets vergebens, und ich halte mich daher überzeugt, daß der Sporn einen anderen Zweck, als den einer Waffe hat, umsomehr, als spätere Versuche bei verwundeten Thieren immer dasselbe Ergebniß hatten. Die Eingeborenen nennen zwar den Sporn „naseweis", worunter sie im allgemeinen schädlich oder giftig verstehen, doch brauchen sie denselben Ausdruck von dem Kratzen mit den Hinterfüßen, und fürchten sich gar nicht, das männliche Schnabelthier lebendig zu fassen. Wenn das Schnabelthier auf dem Boden hinläuft, erscheint es dem Auge als etwas Uebernatürliches, und seine seltsame Gestalt erschreckt den Furchtsamen leicht. Katzen reißen augenblicklich vor ihm aus, und selbst die Hunde, die nicht besonders darauf abgerichtet sind, starren es mit gespitzten Ohren an, bellen, fürchten sich aber, es zu berühren."

„Am Abend desselben Tages, wo wir das erste Männchen getödtet hatten, erlegten wir auch ein Weibchen; wir schossen es beim dritten Auftauchen. Es war in den Schnabel getroffen und starb fast augenblicklich; nur schnappte es ein wenig und bewegte die Hinterfüße krampfhaft. Man hat uns versichert, daß alle Thiere, wenn der Schuß sie nicht augenblicklich tödtet, untertauchen und nicht wieder erschienen. Meine Beobachtungen bestätigten Dies aber nicht. Freilich verschwinden sie, sobald man sie fehlte, und tauchen auch unter, selbst wenn sie verwundet worden sind; sie erscheinen dann aber bald in geringer Entfernung an der Oberfläche, um Luft zu holen. Auch verwundet noch entgingen sie häufig durch schnelles Tauchen dem Hunde bald in den Binsen und Schilf am Ufer. Oft bedurfte es zweier oder dreier Schüsse, um eins zu tödten, oder auch nur um es so schwer zu verwunden, daß es herausgeholt werden konnte."

Besonders Mühe gab sich Bennett, um die Fortpflanzung des Schnabelthieres kennen zu lernen. Er ließ deshalb viele Baue aufgraben, um sich womöglich eines trächtigen Weibchens oder einer Mutter mit säugenden Jungen zu bemächtigen. Dabei hatte er den Vortheil, mehrere dieser

merkwürdigen Thiere in der Gefangenschaft zu beobachten. Ich will ihn soviel als möglich selbst reden lassen. Die Meinungen der Eingeborenen über die Fortpflanzung des Thieres sind getheilt. In der einen Gegend behauptet man, daß das Schnabelthier Eier lege, in der anderen bezeichnet man es als lebendig gebärend. Bennett verschaffte sich mit großer Mühe mehrere Weibchen, ehe er hierüber ins Klare kam. Die Eingeborenen waren gar nicht sehr bereit, ihn dabei zu unterstützen. „Ich ließ," sagt er, „einen Bau aufgraben, trotz allen Abredens eines trägen Eingeborenen, welcher mir versicherte, daß vom Weibchen noch „keine Jungen gepurzelt" wären, und gar nicht begreifen konnte, wie ich bei allem Ueberfluß an Rindern und Schafen doch Schnabelthiere zu haben wünsche. Der Eingang oder die Vorhalle des Baues war groß im Verhältniß zur Breite des ferneren Ganges; denn dieser wurde um so enger, je weiter wir vorrückten, bis er zuletzt der Stärke des Thieres entsprach. Wir verfolgten ihn bis auf 10¼ Fuß. Plötzlich tauchte der Kopf eines Schnabelthieres aus dem Grunde hervor, just, als wenn es eben im Schlafe gestört worden, und herunter gekommen wäre, um zu sehen, was wir wünschten. Doch schien es der Ueberzeugung zu leben, daß unsere lärmende Arbeit nicht zu seinem Besten gemeint sei; denn es zog sich eiligst wieder zurück. Beim Umdrehen wurde es jedoch am Hinterfuße ergriffen und herausgezogen, und schien sich darüber sehr zu beunruhigen und zu verwundern. Wenigstens war es entschieden als eine Wirkung seiner Furcht anzusehen, daß es schlennigst alle mögliche Ausleerung von sich gab, nicht eben zu unserem Vergnügen, weil der Unrath sehr unangenehm riecht. Das Thier gab keinen Laut von sich, versuchte auch keinen Angriff auf mich, kratzte aber mit den Hinterfüßen meine Hand ein wenig, indem es entrinnen wollte. Es war ein ausgewachsenes Weibchen. Seine kleinen hellen Augen glänzten; die Oeffnungen der Ohren erweiterten sich bald, bald zogen sie sich zusammen, als ob es jeden Laut hätte auffangen wollen, während sein Herz vor Furcht heftig klopfte. Nach einiger Zeit schien es sich in seine Lage zu ergeben, obwohl es mitunter doch noch zu entkommen suchte. Beim Fell durfte ich es nicht fassen; denn dies ist so lose, daß das Thier sich anfühlt, als ob es in einem dicken Pelzsacke stäke. Wir thaten unseren Gefangenen in ein Faß voll Gras, Flußschlamm, Wasser &c. Er kratzte überall, um seinem Gefängnisse zu entkommen; da er aber alle Mühe vergebens fand, wurde er ruhig, kroch zusammen und schien bald zu schlafen. In der Nacht war er sehr unruhig, und kratzte wiederum mit den Vorderpfoten, als ob er sich einen Gang graben wolle. Am Morgen fand ich ihn fest eingeschlafen, den Schwanz nach innen gekehrt, Kopf und Schnabel unter der Brust, den Körper zusammengerollt. Als ich seinen Schlummer störte, knurrte er ungefähr wie ein junger Hund, nur etwas sanfter und vielleicht wohltönender. Den Tag über blieb er meist ruhig, während der Nacht aber suchte er aufs neue zu entkommen und knurrte anhaltend. Alle Europäer in der Nachbarschaft, welche das Thier so oft todt gesehen hatten, waren erfreut, endlich einmal ein lebendiges beobachten zu können, und ich glaube, es war Dies überhaupt das erste Mal, daß ein Europäer ein Schnabelthier lebendig fing und den Bau durchforschte."

„Als ich abreiste, steckte ich meinen „Mallangong" in eine kleine Kiste mit Gras, und nahm ihn mit mir. Um ihm eine Erholung zu gewähren, weckte ich ihn nach einiger Zeit, band einen langen Strick an sein Hinterbein und setzte ihn an das Ufer. Er fand bald seinen Weg ins Wasser und schwamm stromaufwärts, offenbar entzückt von den Stellen, die am dichtesten von Wasserpflanzen bedeckt waren. Nachdem sich das Thier satt getaucht hatte, kroch es auf das Ufer heraus, legte sich auf das Gras und gönnte sich die Wonne, sich zu kratzen und zu kämmen. Zu diesem Reinigungsverfahren benutzte es die Hinterpfoten wechselweise, ließ aber bald die angebundene Pfote, der Unbequemlichkeit halber, in Ruhe. Der biegsame Körper kam dabei den Füßen auf halbem Wege entgegen. Seine Säuberung dauerte über eine Stunde; dann sah es aber auch glänzender und glatter, als zuvor. Ich legte einmal die Hand auf einen Theil, den es gerade kratzte, und fand, als nun seine Zehen über meine Hand glitten, daß es sehr sanft verfuhr. Als ich meinerseits versuchte, es zu kratzen, lief es eine kurze Strecke fort, und nahm sein Reinigungsverfahren dann wie-

der auf. Endlich ließ es sich von mir sanft über den Rücken streicheln, wollte sich aber nicht gern angreifen lassen."

„Einige Tage später ließ ich es wiederum ein Bad nehmen, diesmal in einem klaren Flusse, wo ich seine Bewegungen deutlich wahrnehmen konnte. Rasch tauchte es bis auf den Boden, blieb dort eine kurze Weile und stieg wieder empor. Es schweifte am Ufer entlang, indem es sich von den Gefühlseindrücken seines Schnabels leiten ließ, der als ein sehr zartes Tastwerkzeug vielfach benutzt zu werden scheint. Es schien sich ganz wohl zu nähren, und so oft es den Schnabel aus dem Schlamme zurückzog, hatte es sicherlich etwas Freßbares darin; denn die Freßwerkzeuge waren dann in der ihm beim Kauen eigenen Bewegung nach seitwärts. Verschiedene Kerbthiere, welche dicht um das Thier herumflatterten, ließ es unbelästigt, entweder, weil es sie nicht sah, oder weil es die Speise vorzog, welche der Schlamm gewährte. Nach seiner Mahlzeit pflegte es manchmal auf dem grasigen Ufer, halb außer dem Wasser, sich niederzulegen oder sich rückwärts zu biegen, indem es seinen Pelz kämmte und reinigte. In sein Gefängniß kehrte es sehr ungern zurück, und diesmal wollte es sich durchaus nicht beruhigen. In der Nacht hörte ich kein Kratzen in seiner Kiste, welche in meinem Schlafzimmer stand, und siehe: am nächsten Morgen fand ich sie leer. Das Schnabelthier hatte glücklich eine Latte losgelöst und seine Flucht ausgeführt. So waren alle meine Hoffnungen fernerer Beobachtungen vereitelt."

Auf einer neuen Reise gelang es Bennett, sich wieder ein Weibchen zu verschaffen, welches er noch genauer untersuchen konnte. Er fand, daß die Brustdrüsen kaum noch zu bemerken waren, obgleich das Thier in der linken Gebärmutter deutlich entwickelte Eier hatte, konnte aber wiederum nichts Genaues entdecken. Einige Zeit später erhielt er nach langer Mühe ein anderes Weibchen, fand aber bei der Untersuchung, daß es eben geworfen hatte. Hier waren die Brustdrüsen sehr groß; doch ließ sich aus ihnen keine Milch mehr ausdrücken. Eine hervorragende Saugwarze war noch nicht zu bemerken, und selbst das Pelzwerk war an der Stelle, wo die Drüsen sind, nicht mehr abgerieben, als sonst wo anders. Endlich gelang es dem unermüdlichen Forscher, einen Bau mit drei Jungen zu entdecken, welche etwa $1\frac{7}{11}$ Zoll lang waren. Nirgends fand man Etwas auf, was auf die Vermuthung hätte führen können, daß die Jungen aus Eiern gekommen, und die Eier von den Alten weggetragen worden wären. Man konnte nicht mehr im Zweifel sein, daß das Schnabelthier lebendige Junge gebiert. Bennett glaubt auch nicht, daß die Eingeborenen die Mutter jemals säugend gesehen, und entschuldigt sie deshalb wegen ihrer lügenhaften Erzählung hinsichtlich des Eierlegens. Sobald man im Bau zu graben anfängt, wird das Thier natürlich gestört und verläßt dann sein Nest, um nach dem Feinde zu sehen. „Als wir das Nest mit Jungen fanden," sagt Bennett, „und sie auf den Boden setzten, liefen sie zwar umher, machten aber nicht solche wilde Fluchtversuche, wie die Alten. Die Eingeborenen, denen der Mund nach diesen fetten jungen Thieren sehr wässerte, sagten, daß dieselben bereits acht Monate alt wären, und fügten hinzu, daß die jungen Schnabelthiere blos im Anfange mit Milch, später mit Kerbthieren, kleinen Muscheln und Schlamm von der Alten gefüttert würden."

„In ihrem Gefängnisse nahmen die kleinen Thiere höchst verschiedene Stellungen beim Schlafen an. Das eine rollte sich zusammen, wie ein Hund, und deckte seinen Schnabel warm mit dem Schwanze zu, das andere lag auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten, ein drittes auf der Seite, ein viertes im Knaul, wie ein Igel. Waren sie eine Lage überdrüssig, so legten sie sich anders zurecht; am liebsten aber rollten sie sich wie eine Kugel zusammen, indem sie die Vorderpfoten unter den Schnabel legten, den Kopf gegen den Schwanz hinabbeugten, die Hinterpfoten über die Freßwerkzeuge kreuzten und den Schwanz aufrichteten. Obschon mit einem dicken Pelze versehen, wollten sie doch gemüthlich warm gehalten sein. Ihr Fell ließen sie mich berühren, nicht aber den Schnabel: — ein neuer Beweis, wie empfindlich er ist."

„Die Jungen konnte ich ruhig in der Stube umherlaufen lassen, ein Altes aber grub so unverdrossen an der Mauer, daß ich es einsperren mußte. Dann lag es den ganzen Tag über ruhig, erneuerte

aber des Nachts stets seine Versuche, herauszukommen. Störte ich die Thiere im Schlafe, so erfolgte stets ein allgemeines Murren."

„Meine kleine Schnabelthierfamilie lebte noch einige Zeit, und ich konnte so ihre Gewohnheiten beobachten. Oft schienen die Thierchen vom Schwimmen zu träumen; denn ihre Vorderpfoten waren häufig in der entsprechenden Bewegung. Setzte ich sie am Tage auf den Boden, so suchten sie ein dunkles Ruheplätzchen, und in diesem oder in ihrem Gefängnisse schliefen sie bald zusammengerollt ein, zogen jedoch ihren gewöhnlichen Ruheplatz jeder anderen Stelle vor. Andererseits geschah es wieder, daß sie ein Bett, nachdem sie es tagelang inne gehabt, aus einem launischen Einfalle verließen, und hinter einer Kiste oder sonst an einer dunkeln Stelle blieben. Schliefen sie recht fest, so konnte man sie betasten, ohne daß sie sich stören ließen."

„Eines Abends kamen meine beiden kleinen Lieblinge gegen die Dämmerungsstunde hervor und fraßen wie gewöhnlich ihr Futter, dann aber begannen sie zu spielen, wie ein Paar junge Hunde, indem sie einander mit ihrem Schnabel angriffen, ihre Vorderpfoten erhoben, über einander wegkletterten u. s. w. Fiel bei diesem Kampfe einer nieder, und man erwartete mit Bestimmtheit, daß er sich schleunigst erheben und den Kampf erneuern würde, so kam ihm wohl der Gedanke, ganz ruhig liegen zu bleiben und sich zu kratzen, und sein Mitkämpe sah dann ruhig zu und wartete, bis das Spiel wieder anfing. Beim Herumlaufen waren sie außerordentlich lebendig; ihre Aeuglein strahlten, und die Oeffnungen ihrer Ohren öffneten und schlossen sich ungemein schnell; dann ließen sie sich aber auch nicht gern in die Hand nehmen."

„Sie können, da ihre Augen sehr hoch im Kopfe stehen, nicht gut in gerader Linie vor sich sehen, stoßen daher an alles Mögliche im Zimmer an und werfen häufig leichte Gegenstände um. Oft sah ich sie den Kopf erheben, als ob sie die Gegenstände um sich her betrachten wollten; mitunter ließen sie sich sogar mit mir ein: ich streichelte oder kratzte sie, und sie ihrerseits ließen sich diese Liebkosungen gern gefallen. Sie bissen spielend nach meinem Finger und benahmen sich überhaupt auch hierin ganz wie Hündchen. Wenn ihr Fell naß war, kämmten sie nicht nur, sondern putzten es ganz so, wie eine Ente ihre Federn. Es wurde dann auch immer viel schöner und glänzender. That ich sie in ein tiefes Gefäß voll Wasser, so suchten sie sehr bald herauszukommen; war dagegen das Wasser seicht und ein Rasenstück in einer Ecke, so gefiel es ihnen ausnehmend. Sie wiederholten im Wasser ganz dieselben Spiele, wie auf dem Fußboden, und wenn sie müde waren, legten sie sich auf den Rasen und kämmten sich. Nach der Reinigung pflegten sie im Zimmer ein Weilchen auf und ab zu gehen und sich dann zur Ruhe zu begeben. Selten blieben sie länger als 10 bis 15 Minuten im Wasser. Auch in der Nacht hörte ich sie manchmal knurren, und es schien, als wenn sie spielten oder sich balgten, aber am Morgen fand ich sie dann immer ruhig schlafend in ihrem Neste."

„Anfangs war ich geneigt, sie als Nachtthiere zu betrachten; ich fand jedoch bald, daß ihr Leben sehr unregelmäßig ist, indem sie sowohl bei Tage, als bei Nacht ihre Ruhestätte zu ganz verschiedenen Zeiten verließen; mit dem Dunkelwerden schienen sie jedoch lebendiger und lauflustiger zu werden. Nur zu dem sicheren Schlusse konnte ich kommen, daß sie sowohl Tagthiere, als Nachtthiere wären, welche immerhin den kühlen, düsteren Abend der Hitze und dem grellen Lichte des Mittags vorziehen. Es war nicht blos mit den Jungen so; auch die Alten waren gleich unzuverlässig. Manchmal schliefen sie den ganzen Tag und wurden in der Nacht lebendig, manchmal war es umgekehrt. Oft schlief das eine, während das andere umherlief. Manchmal verließ das Männchen zuerst das Nest, das Weibchen schlief fort. War jenes des Laufens und des Fressens satt, so rollte es sich wieder zum Schlafen zusammen, und dann kam die Reihe an das Weibchen; ein anderwal jedoch kamen sie plötzlich zusammen hervor. Eines Abends, als beide umherliefen, stieß das Weibchen ein Quieken aus, als wenn es seinen Gefährten riefe, der irgendwo im Zimmer hinter einem Hausgeräth versteckt war. Er antwortete augenblicklich in ähnlichem Tone, und das Weibchen lief nach der Stelle, von welcher die Antwort kam."

„Höchst possirlich war es, die seltsamen Thiere gähnen und sich recken zu sehen. Dabei streckten sie die Vorderpfoten von sich und dehnten die Schwimmhäute soweit wie möglich aus. Obschon Dies ganz natürlich war, sah es doch höchst lächerlich aus — weil man nicht gewöhnt ist, eine Ente gähnen zu sehen. Oft wunderte ich mich, wie sie es nur anfangen möchten, auf einen Bücherschrank oder dergleichen hinauf zu kommen. Endlich sah ich, daß sie sich mit dem Rücken an die Mauer lehnten und die Füße gegen den Schrank stemmten, und so, Dank ihren starken Rückenmuskeln und scharfen Nägeln, äußerst schnell emporkletterten. Das Futter, welches ich ihnen gab, war Brod in Wasser geweicht, gehärtetes Ei und sehr fein zerstückeltes Fleisch. Milch schienen sie dem Wasser nicht vorzuziehen."

„Bald nach meiner Ankunft in Sidney wurden zu meinem großen Bedauern die Thierchen magerer, und ihr Fell verlor das schöne glänzende Aussehen. Sie fraßen wenig, liefen jedoch noch munter in der Stube umher; wenn sie naß wurden, verfilzte sich ihr Pelz, und sie wurden nicht mehr so schnell trocken, wie früher. Man sah ihnen das Unwohlsein überall an, und ihr Anblick konnte nur noch Mitleid erregen. Am 29. Januar starb das Weibchen, am 2. Februar das Männchen. Ich hatte sie nur ungefähr fünf Wochen am Leben erhalten."

Aus den ferneren Beobachtungen, welche Bennett machte, erfahren wir, daß das Schnabelthier im Wasser nicht lange leben kann. Wenn man eins auch nur auf 15 bis 20 Minuten in tiefes Wasser brachte, ohne daß es eine seichte Stelle finden konnte, war es beim Herausnehmen ganz erschöpft oder dem Tode nahe. Leute, welche ein lebendes Schnabelthier in ein halbvolles Faß Wasser gethan hatten, waren erstaunt, ihren Gefangenen nachher todt zu finden, und wenn das Faß bis zum Rande voll war, wunderten sie sich ebensosehr, wenn sie sahen, daß es entkommen war: — gerade als habe es ihnen beweisen wollen, daß die Ansicht falsch sei, welche sie zu Wasserbewohnern stempelt.

Der mißlungene Versuch Bennett's, das Schnabelthier womöglich lebendig nach Europa zu bringen, schreckte diesen ausgezeichneten Forscher nicht ab. Er ließ sich einen besonderen Käfig bauen und reiste zum zweiten Male der Schnabelthiere wegen nach Australien. Aber auch diesmal sollten seine Bemühungen nicht mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werden. Dagegen vervollständigte er seine Beobachtungen ganz wesentlich. So erfuhr er, daß die Hoden der Männchen vor der Paarungszeit wie bei den Vögeln anschwollen und so groß wie Taubeneier wurden, während sie früherhin nur wie kleine Erbsen gewesen waren. Hieraus ersehen wir, daß die Thiere auch in dieser Beziehung eine große Aehnlichkeit mit den Vögeln zeigen, und ihre Mittelstellung zwischen der ersten und zweiten Klasse zu behaupten wissen. Bennett erhielt wieder mehrere lebendige Schnabelthiere. „Zwei Gefangene, welche ich am 28. Dezember 1858 erhielt," sagt er, „waren so furchtsam, daß sie, um ein wenig Luft zu schnappen, nur die Schnabelspitze aus dem Wasser heraussteckten; dann tauchten beide schleunigst wieder unter und schienen ganz wohl zu wissen, daß sie beobachtet würden. Die längste Zeit, die sie unter dem Wasser zubringen konnten, ohne aufzutauchen, war 7 Minuten 15 Sekunden. Als wir sie von weitem beobachteten, kroch das Eine aus dem Wasserfasse und versuchte zu entkommen. Dies beweist, daß die Schnabelthiere entweder durchs Gesicht oder durchs Gehör bemerkt haben mußten, wo man sie beobachtete; denn solange wir dabei standen, versuchten sie nie zu entkommen und erschienen überhaupt selten an der Oberfläche. Nach und nach wurden sie, wie die meisten australischen Thiere, zahmer, zeigten sich auf dem Wasser und ließen sich sogar berühren. Das Weibchen pflegte seine Nahrung zu verzehren, indem es auf dem Wasser schwamm. Es war viel zahmer, als das Männchen, welches lieber auf dem Grunde blieb."

„Vom 29. bis 31. Dezember waren meine Schnabelthiere sehr wohl und munter. Morgens und abends that ich sie eine oder zwei Stunden ins Wasser, in welches ich etwas fein zerstückeltes Fleisch that, um sie wo möglich an ein Futter zu gewöhnen, mit dessen Hilfe man sie lebendig nach Europa hätte schicken können. Ihr Benehmen stimmte mit allen früheren Beobachtungen überein. Kam ihren empfindlichen Nasenlöchern etwa Staub zu nahe, so war ein Sprudeln zu bemerken, als ob sie ihn

wegtreiben wollten. Gelang ihnen Dies nicht, so wuschen sie den Schnabel ab. Wenn ich das Männchen bei Nacht störte, pflegte es wie gewöhnlich zu knurren, und nachher ein eigenthümliches schrillendes Pfeifen auszustoßen, gleichsam ein Ruf für seinen Gefährten. Bereits am zweiten Januar starb das Weibchen, während das Männchen noch bis zum 4. lebte. Ich hatte einen Käfig mit einem geeigneten Wassergefäß hergestellt, in dem es den Thieren ganz wohl zu behagen schien. Aber am Morgen des 5. Januars fand ich das Männchen todt auf dem Grunde des Wassers, von wo aus es wahrscheinlich Schwäche halber sein Nest nicht wieder hatte erreichen können. Der Mann, welcher mir die Thiere gebracht hatte, versicherte, er hätte zwei von ihnen vierzehn Tage lang mit Flußschalthieren gefüttert, die er zerbrochen in das Wasser geworfen hatte, und der Tod der beiden Thiere sei durch einen Zufall herbeigeführt worden. Ich selbst habe ein sehr junges Thier gesehen, das, mit Würmern gefüttert, drei Wochen lang erhalten worden war."

„Kurz vor ihrem Tode vernachlässigten meine beiden Thiere die sonst gewöhnliche Sorgfalt im Reinigen und Abtrocknen, und das unbehagliche Kältegefühl, das so entstanden war, mag wohl ihren Tod beschleunigt haben; wenigstens war der Körper, besonders der des Männchens, nicht so abgemagert, daß man ihr Absterben der Schwäche hätte zuschreiben können. In den Eingeweiden und Backentaschen fand ich weder Sand noch Futter, nur schmuziges Wasser."

In den mitgetheilten Beobachtungen Bennett's ist Alles gesagt worden, was wir gegenwärtig über das Schnabelthier wissen. Daß gerade hierüber noch sehr viel Genaues festzustellen sein wird, unterliegt keinem Zweifel. Einstweilen aber können wir Nichts thun, als hoffen, daß die Engländer Das, was sie mit großem Eifer begonnen haben, noch weiter ausführen werden, und wir dadurch Gelegenheit erhalten, das merkwürdigste aller Säugethiere vollständiger kennen zu lernen.

Vierte Reihe.

Hufthiere (Ungulata).

Unsere Betrachtung wendet sich, je weiter wir abwärts steigen, mehr und mehr den massigen Gestalten der ersten Klasse zu. Das gaukelnde Volk der Baumkletterer haben wir mit den am wenigsten begabten Faulthieren gänzlich verlassen; jetzt sind wir, so zu sagen, auf ebener Erde angelangt und ziehen uns mehr und mehr zur Tiefe, zum Wasser hinab. Alle Säugethiere, welche wir von jetzt an betrachten, gehören entweder dem festen Boden oder dem Wasser an; kein einziges mehr versteigt sich auf die Höhen der Bäume, und nur noch ausnahmsweise finden sich einige, welche auf den luftigen Höhen des Gebirges sich bewegen, fast mit derselben Sicherheit und Kühnheit der eigentlichen Kletterthiere.

Die Hufthiere sind zugleich Bodenthiere. Ihre leibliche Ausrüstung verlangt gebieterisch solches Leben. Alle zu ihnen zählenden Säuger sind verhältnißmäßig massige Thiere. Ihr Rumpf ist gewöhnlich dicht, der Hals dagegen lang, der Kopf nur selten groß, aber ausgezeichnet durch gewaltige Waffen, welche theils als Gehörne und Geweihe, theils als ungeheure Zähne hervortreten. Die Gliedmaßen sind gleich lang und die Zehen an den Füßen von einem bis fünf Hufen umkleidet. Der Schwanz ist kurz und berührt gewöhnlich den Boden nicht. Die Sinneswerkzeuge zeigen sich noch vortrefflich ausgebildet; große, höchst bewegliche Ohren, lebhafte, schöne Augen und ein auch äußerlich deutlich entwickeltes Geruchswerkzeug sind fast allen Hufthieren gemeinsam. Keiner ihrer Sinne verkümmert in dem Grade, wie bei manchen höher stehenden Thieren. Ein einfaches, bald dichteres und weicheres, bald dünner stehendes und borstiges, gewöhnlich dunkles Haarkleid umhüllt den Leib; Braun und Schwarz sind die am häufigsten vorkommenden Färbungen desselben. Von allem Anderen kennzeichnen die Hufe an den Füßen unsere Thiere. Ihre vier Gliedmaßen ragen noch vollständig aus dem Leibe hervor, sie sind echte Gangbeine; denn ihre Zehen sind an und für sich schon zu anderweitiger Benutzung ungeeignet, und die sie umhüllenden Hornschuhe oder Hufe verwehren vollends jeden sonstigen Gebrauch. Bei den am höchsten stehenden Hufthieren umhüllen die Hufe die Zehen gänzlich, bei den niedereren nur einen Theil derselben. „Mit der Zahl der Zehen," sagt **Giebel**, „ändert sich auch die Gestalt der Hufe ab; je mehr Zehen, desto schwächer sind die einzelnen. Während das Pferd auf der Spitze des einzigen letzten, von einem großen Hufe bekleideten Zehengliedes geht, sind die vier und fünf Hufe an jedem Fuße des **Elefanten** zu schwach, den schweren Körper zu tragen, und die vorderen Zehenglieder berühren den Boden nicht. Bei drei und vier Zehen findet eine paarige oder eine gleichmäßige Ausbildung von innen nach außen statt." Auch das Gebiß ist bezeichnend für die Reihe, so groß seine Verschiedenheit sein mag. Die Backzähne sind immer nur zum Zermalmen be-

stimmt, die Schneidezähne deuten ganz entschieden auf pflanzliche Nahrung hin. Eckzähne sind bei vielen noch vorhanden, fehlen bei anderen und entwickeln sich bei einigen in ganz ungewöhnlicher Weise. Sie oder die Schneidezähne werden durch eine große Lücke von den Backzähnen getrennt. Diese selbst zeigen die größte Ungleichmäßigkeit. Die Schmelzfalten auf ihnen sind bald vielfach verschlungen, bald nur einfach gebogen; die Zahl und die Anordnung der Hacker schwanken erheblich.

Die Größenverhältnisse der Hufthiere sind sehr verschieden. Sie bewegen sich zwischen dem Elefanten und dem kleinen, noch nicht hasengroßen Klippschiefer, und somit fast in denselben Grenzen, wie die der Raubthiere. Sonderbarer Weise gehören die beiden genannten Thiere einer einzigen Ordnung an, welche sich freilich gerade dadurch auszeichnet, daß sie mehr einer früheren Schöpfung, als der Jetztzeit angehört und deshalb ungemein verschiedenartige Thiere zusammenfassen muß.

Das Geripp aller Hufthiere wird von plumpen und schweren Knochen zusammengesetzt. Dies gilt auch für die zierlicheren Gestalten, an denen es durchaus nicht fehlt. Am Schädel tritt der Hirntheil gegen den Antlitztheil zurück, die Kiefern sind verlängert, die Stirn und der Scheitel breit und flach; der Gesichtswinkel ist ein sehr geringer. Die Halswirbel haben niedrige Dornen und fast kugelartige Gelenkknöpfe, welche große Beweglichkeit erlauben. Die Rückenwirbel sind kurz und dick mit hohen Dornen, die Rippen breit und zahlreich. Das Schlüsselbein fehlt immer. An den Beinen verkümmern oft die Elle und noch häufiger die Mittelhandknochen.

In den Weichtheilen, zumal in den Verdauungswerkzeugen, machen sich die größten Unterschiede bemerkbar.

Die Hufthiere stellen gewissermaßen Bindeglieder dar zwischen den hochbegabten Nagelthieren und den Seesäugern. Einige von ihnen führen noch ganz entschieden ein Lurchleben: sie bewohnen das Wasser und das Land zugleich; die übrigen sind zu echten Landthieren geworden. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Pflanzenstoffen; höchstens die als Allesfresser bekannten Schweine machen hiervon eine Ausnahme. Die anderen nähren sich von Gras, von Blättern, Früchten und von Baumrinde.

Im Einklange mit ihrer Massenhaftigkeit werfen bei weitem die meisten Hufthiere nur ein Junges. Die Schweine geben sich auch hinsichtlich ihrer Fortpflanzung als nicht recht zu den übrigen Mitgliedern der Gruppe gehörige Geschöpfe zu erkennen, denn ihre Fruchtbarkeit wetteifert mit der, welche einzelne Nager auszeichnet und ist für ihre Größe eine geradezu unverhältnißmäßige.

Ueber alles Uebrige läßt sich im Allgemeinen nicht viel mehr sagen; wir gehen deshalb zur Betrachtung der einzelnen Ordnungen und Familien über.

Gegenwärtig theilt man die Hufthiere allgemein in die drei Ordnungen der Pferde oder Einhufer, der Wiederkäuer oder Zweihufer und der Dickhäuter oder Vielhufer ein. Ueber die Stellung dieser Ordnungen herrschen verschiedene Ansichten. Die Einen betrachten die Letztgenannten als die höchststehenden Thiere der Reihe, die Anderen sind geneigt, den Wiederkäuern diese Stellung anzuweisen, und die Dritten endlich sehen in den Pferden die edelsten aller hierher gehörigen Geschöpfe. Wir schließen uns ihnen an; denn das Pferd wird in leiblicher Hinsicht schwerlich von irgend einem anderen Hufthiere übertroffen und steht in geistiger Hinsicht mit dem klügsten und verständigsten vollkommen gleich.

Elfte Ordnung.

Einhufer (Salidungula).

Alle jetzt lebenden Einhufer bilden eine streng abgegrenzte Gruppe unter den Hufthieren. Sie ähneln sich auch unter einander so, daß man sie nur in einer einzigen Familie vereinigen kann. Einhufer und Pferd ist gleichbedeutend.

Die wenigen Arten der Pferde (Equidae) kennzeichnen sich durch mittlere Größe, schöne Gestalt, verhältnißmäßig kräftige Glieder und magern, gestreckten Kopf mit großen, lebhaften Augen, mittelgroßen, zugespitzten und beweglichen Ohren und weit geöffneten Nüstern. Der Hals ist stark, muskelkräftig, der Leib gerundet und fleischig, das Haarkleid weich und kurz, aber dicht anliegend, an dem Nacken und am Schwanze mähnig. Der eine ungespaltene und zierliche Huf an den Füßen genügt, die Pferde von allen übrigen Hufthieren zu unterscheiden. Alle drei Zahnarten in gleicher und beständiger Zahl bilden das Gebiß. Es besteht aus sechs Schneidezähnen, sechs langen, vierseitigen Backzähnen mit gewundenen Schmelzfalten auf der Kaufläche und kleinen, hakigen, stumpfkegelförmigen Eckzähnen. Am Geripp fällt die Länge des Schädels auf, bei welchem nur ein Drittel auf den Hirnkasten, aber zwei Drittel auf den Antlitztheil kommen. Die Brust wird von sechszehn Wirbeln umschlossen, der Lendentheil von acht, das Kreuzbein von fünf Wirbeln gebildet, während die Schwanzwirbel bis zu ein und zwanzig ansteigen. Von den Verdauungswerkzeugen verdient die enge Speiseröhre, deren Mündung in den Magen mit einer Klappe versehen ist, besondere Beachtung. Der Magen selbst ist ein einfacher, ungetheilter, länglichrunder, ziemlich kleiner Sack. Von den übrigen anatomischen Kennzeichen dürfen wir absehen.

In der Tertiärzeit erschienen die ersten Pferde auf unserer Erde und zwar in der alten, wie in der neuen Welt. Bisjetzt hat man acht vorweltliche Arten unserer Familie aufgefunden. Die Zahl der lebenden beträgt, falls man alle Pferde und alle Esel nur als Rassen von zwei Arten ansieht, ungefähr ebensoviel. Wahrscheinlich stammen aber die einen, wie die anderen von mehreren Urarten ab und, wie es scheint, leben im Innern Asiens und Afrikas noch mehrere Einhufer, von denen wir so gut als Nichts wissen.

Als ursprüngliches Verbreitungsgebiet der Pferde hat man den größten Theil von Mittel- und Nordeuropa, Mittelasien und ganz Afrika anzusehen. In Europa scheinen die wilden Pferde vor noch nicht allzulanger Zeit ausgestorben zu sein; in Asien und Afrika schweifen sie noch heutigen Tages umher. Hochgelegene Steppen und Gebirge sind die Aufenthaltsorte der Pferde. Hier leben sie heerdenweise zusammen und streichen, sowie es die Weide verlangt, über weite Strecken hin und her. Gras und andere Kräuter bilden ihre eigentliche Nahrung; in der Gefangenschaft haben sie aber gelernt, auch mit anderer Kost vorlieb zu nehmen; zumal Körner sind hier mit zu ihrem Hauptfutter geworden. Im hohen Norden müssen sie sich bequemen, thierische Stoffe zu genießen.

Alle Pferde sind lebendige, muntere, bewegliche, kluge Thiere. Ihre Bewegungen haben etwas Anmuthiges und Stolzes. Der gewöhnliche Gang der freilebenden ist ein ziemlich rascher Trab, ihr Lauf ein verhältnißmäßig sehr leichter Galopp. Friedlich und gutmüthig gegen andere Thiere, welche ihnen Nichts zu Leide thun, weichen sie den Menschen und den größeren Raubthieren mit ängstlicher Scheu aus, vertheidigen sich aber im Nothfalle mit großem Muthe gegen ihre Feinde durch Schlagen und Beißen. Ihre Vermehrung ist gering. Die Stute wirft nach langer Tragezeit ein einziges Junges, dem erst nach einem großen Zwischenraume ein zweites folgt.

Zwei Arten, oder wenn man will, zwei Sippen der Familie sind schon seit undenklichen Zeiten von dem Menschen unterjocht worden. Keine Geschichte, keine Sage erzählt uns von der Zeit, in

welcher diese überaus nützlichen Thiere zuerst in die Dienste des Menschen traten; nicht einmal über die Gegend, ja über den Erdtheil, in welchem man die ersten Pferde zähmte, ist man im Reinen. Man glaubt, daß es die mittelasiatischen Völker waren, welche vor allen anderen Pferde zähmten. Die Geschichte gedenkt unserer Thiere zuerst in Egypten. Schon die ältesten Hieroglyphen stellen sie als die muthigen Begleiter und Träger des Menschen im Gewühl des Kampfes dar. In China und Indien kennt man das Pferd aber fast ebensolange als Hausthier, und so verschwindet jeder sichere Anhaltepunkt über die Zeit und das Volk, denen wir den Erwerb dieses herrlichen Geschöpfes verdanken. Dabei ist es sonderbar, daß diese Urvölker es, wie es scheint, vortrefflich verstanden, gerade diejenigen Arten der Familie auszuwählen, welche die größte Begabung besaßen, dem Menschen nützlich zu werden. In der Neuzeit hat man sich vergeblich bemüht, von den noch wildlebenden Arten die eine oder die andere für den Hausstand zu gewinnen; alle Versuche, Zebras und Halbesel zu zähmen, sind, bisjetzt wenigstens, gescheitert. Diese, den anderen so nahe verwandten Thiere zeigen sich als vollkommen unzugänglich, und haben sich Geschlechter hindurch, trotz aller Mühe, Nichts von ihrer Wildheit, von ihrer Unbändigkeit nehmen, mit einem Worte nicht erziehen lassen.

Noch gegenwärtig schwärmen in den Steppen Mittelasiens zahlreiche Herden eigentlicher Pferde umher, von denen man nicht recht weiß, was man mit ihnen anfangen, d. h. ob man sie als die wilden Stammeltern unserer Hausthiere, oder aber als von diesen herstammend, und nur wieder verwildert ansehen soll. Diese Pferde unterscheiden sich nicht unwesentlich von unseren Rossen. Die einen, welche man Tarpans nennt, haben alle Eigenschaften echtwilder Thiere an sich, während die anderen, Muzin benannten, mit mehr Recht als verwilderte Abkömmlinge zahmer Pferde angesehen werden können, wie solche auch alle Llanos Südamerikas bevölkern. Es dürfte nicht überflüssig sein, vorher einen Blick auf diese Thiere und ihr Leben zu richten.

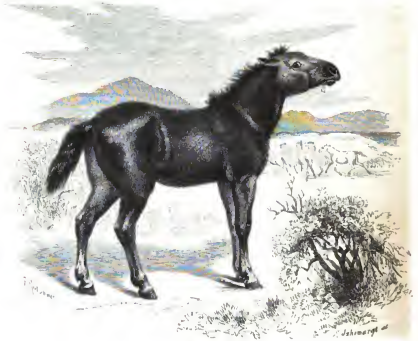
Der Tarpan wird von den Tartaren und Kosaken als durchaus wildes Thier angesehen. Er ist ein mittelgroßes, ziemlich mageres Pferd mit dünnen, aber kräftigen, langfeßlichen Beinen, ziemlich langem und dünnen Halse, verhältnißmäßig dickem Kopfe mit stark gebogener Stirn, spitzen, nach vorwärts geneigten Ohren und kleinen, lebhaften, feurigen, boshaften Augen. Die Hufe sind schmal und stumpf zugespitzt; die Behaarung ist im Sommer dicht, kurz, gewellt, namentlich am Hintertheile, wo sie fast gekräuselt genannt werden kann, im Winter dagegen dicht, stark und lang, zumal am Kinn, wo sie fast einen Bart bildet. Die Mähne ist kurz, dicht, buschig und gekräuselt; der Schwanz ist mittellang. Im Sommer ist ein einförmiges Braun oder Fahlbraun die vorherrschende Färbung; im Winter werden die Haare heller, bisweilen sogar weiß; die Mähne und die Schwanzhaare dagegen sind gleichmäßig dunkel. Schecken kommen niemals vor, Rappen sind selten.

Als eigentliches Vaterland des Tarpan hat man die Gegend zwischen dem Aralsee und den südlichen Hochgebirgen Asiens anzusehen. Das Thier findet sich in großer Menge in allen mongolischen Steppen, auf dem Gobi, in den Wäldern des oberen Hoangho und auf den Gebirgen des nördlichen Indiens. Früher scheint es viel weiter verbreitet gewesen zu sein, als gegenwärtig, und noch vor etwa hundert Jahren war es in Sibirien, sowie im europäischen Rußland anzutreffen.

Man begegnet dem Tarpan immer in Herden, welche mehrere hundert Stücke zählen können. Gewöhnlich zerfällt die Hauptmenge wieder in kleinere, familienartige Gesellschaften, deren jeder ein Hengst vorsteht. Diese Herden treiben sich in den weiten, offenen und hochgelegenen Steppen umher und wandern grasend in langen Reihen von Ort zu Ort, gewöhnlich dem Winde entgegen. Bei tiefem Schneefall klimmen sie in den Gebirgen empor und scharren an den Abhängen den Schnee weg, um zu ihrer Weide zu gelangen. Die Gebrüder Schlagintweit begegneten den Tarpans noch in Höhen von 18,000 Fuß über dem Meere, da, wo nur noch der Yack und das Moschusthier sich zeigten. Auch hier waren diese Pferde außerordentlich aufmerksam und scheu; in der Steppe galten sie geradezu als die vorsichtigsten aller darauf wohnenden Thiere. Mit hoch erhobenem Kopfe schauen

sie umher, sichern, spitzen das Gehör, öffnen die Nüstern und erkennen regelmäßig zu rechter Zeit noch die ihnen drohende Gefahr.

Der Hengst ist der alleinige Beherrscher der Gesellschaft. Er sorgt am meisten für die Sicherheit, duldet aber auch keine Unregelmäßigkeiten unter seinen Schutzbefohlenen. Junge Hengste werden von ihm vertrieben und dürfen, solange sie sich nicht selbst einige Stuten erschmeichelt oder erkämpft haben, nur in gewisser Entfernung der großen Herde folgen. Sobald der Herde irgend Etwas auffällt, beginnt der Hengst zu schnauben und die Ohren rasch zu bewegen, trabt mit hochgehaltenem Kopfe einer bestimmten Richtung zu, wiehert gellend, wenn er Gefahr merkt, und nun jagt die ganze Herde im tollsten Galopp davon, die Stuten voran, die Hengste als schützender Nachtrab hinterdrein. Manchmal verschwinden die ersteren wie durch Zauberschlag; sie haben sich in irgend einer tiefen Einsenkung geborgen und warten nun ab, was da kommen soll. Vor Raubthieren fürchten die



Der Tarpan.

kampfesmuthigen und kampflustigen Hengste sich nicht. Auf Wölfe gehen sie wiehernd los und schlagen sie mit den Vorderhufen zu Boden, genau in derselben Weise, wie die in den südrussischen Steppen weidenden Pferde. Die Fabel, daß sie sich mit dem Kopfe im Mittelpunkte eines Kreises zusammen stellen, und beständig mit den Hinterhufen ausschlagen sollten, ist längst widerlegt. Wohl aber bilden die Hengste einen Kreis um die Stuten und Fohlen, wenn einer der feigen Räuber sich naht. Dem Bären soll es zuweilen gelingen, einen Tarpan nieder zu reißen; der Wolf dagegen wird regelmäßig in die Flucht geschlagen. Unter sich kämpfen die Tarpan-Hengste mit großer Wuth und zwar ebensogut durch Beißen, wie durch Schlagen. Junge Hengste müssen sich ihre Gleichberechtigung immer durch hartnäckige Zweikämpfe erkaufen.

Die pferdezüchtenden Steppenbewohner fürchten die Tarpans noch mehr, als die Wölfe, weil jene ihnen oft großen Schaden und zwar auf ganz eigenthümliche Weise zufügen. Sobald nämlich eine der wilden Herden zahme Pferde erblickt, eilt sie auf diese los, umgibt sie und führt sie durch Güte oder Gewalt mit sich weg. Hierdurch entstehen dann Muzins, doch nur falls die ursprünglich zahmen Pferde sich nicht mit den wilden vermischen. Letzteres geschieht jedoch häufig genug, und deshalb finden sich die Tarpans in völliger Reinheit blos noch auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete am Karakum, an dem Flusse Tom, den Einöden der Mongolei und der Wüste Gobi.

Der Tarpan ist überaus schwer zu zähmen. Sein höchst lebendiges Wesen, seine Stärke und Wildheit spotten selbst der Künste der pferdekundigen Mongolen. Es scheint, als ob das Thier die Gefangenschaft gar nicht ertragen könne. Die meisten gefangenen Tarpans gehen in ihr schon im zweiten Jahre zu Grunde. Auch Fohlen erlangen nur einen geringen Grad von Zähmung; sie bleiben bei der sorgfältigsten Behandlung wild und stutzig. Als Reitpferde sind die Wildlinge gar nicht zu gebrauchen. Sie lassen sich höchstens mit einem zahmen Pferde vor den Wagen spannen und machen auch hier dem mitarbeitenden Rosse und dem Lenker viel zu schaffen.

Man jagt die Thiere des Schadens wegen, den sie den herdenzüchtenden Mongolen durch ihre Entführungsgelüste zufügen. Dabei wird immer zuerst auf den Hengst gefahndet, weil die Stuten, wenn dieser fiel, sich zersprengen und dann um so leichter den Jägern zur Beute werden.

Die Muzins erkennt man an der Unordnung ihrer Bewegung; denn nur zuweilen findet man unter ihnen Tarpan-Hengste, welche hier die Führung und Leitung übernehmen. Auch Muzins verlocken zahme Pferde, mit ihnen die unbegrenzte Freiheit zu theilen. Man sagt, daß sie über die breitesten Ströme setzten und Sümpfe zu durchwandern vermöchten, vor denen die Tarpans sich scheuten.

Ueber die afrikanischen Wildpferde fehlen noch genauere Nachrichten. Alte Schriftsteller haben von einem Zwergpferde gesprochen, welches im Norden und Westen Afrikas in voller Wildheit lebt. Das Thier hat mit dem Pony die größte Aehnlichkeit. Es ist sehr klein, gedrungen, aber verhältnißmäßig gebaut, dickköpfig, breit an der Stirn, mit ziemlich großen Ohren und kleinen Augen, struppiger Mähne und Schwanz; das übrige Haar ist glatt anliegend, aber auf der Stirn wollig, die Färbung desselben ist ein einförmiges Aschgrau oder Weiß. Noch zur Zeit der Römer scheint dieses Pferd ziemlich weit verbreitet gewesen zu sein; heutzutage findet man es nur noch in den Gebirgsländern des Westens, und zwar an schattigen Wäldern, welche es nur gezwungen verläßt. Es lebt in kleinen Gesellschaften, ist äußerst scheu und flüchtig und entzieht sich vorsichtig jeder Gefahr, vertheidigt sich aber doch, wenn es nicht anders sein kann, mit dem größten Muthe gegen andringende Feinde, zumal gegen die Raubthiere. Seine Stimme ist ein Mittelding zwischen dem Wiehern unseres Pferdes und dem Schreien des Esels. Die Eingeborenen fangen und zähmen es. Zuerst zeigt es sich zwar außerordentlich wild und störrisch, aber schon nach sehr kurzer Zeit fügt es sich unter die Gewalt des Menschen, und gezähmte gelten als gutartige, ruhige Thiere. Die Araber nennen es Kumrah, wie die Bewohner der Nigerländer, seiner eigentlichen Heimat.

Neben diesen, wie es scheint, wilden Pferden, gibt es auch verwilderte, und zwar hauptsächlich in Südamerika. Ueber sie haben uns namentlich Azara und Rengger belehrt. „Die im Jahre 1535 gegründete Stadt Buenos Ayres," sagt Ersterer, „wurde später verlassen. Die ausziehenden Einwohner gaben sich gar nicht die Mühe, alle ihre Pferde zu sammeln. So blieben deren fünf bis sieben zurück und sich selbst überlassen. Als im Jahre 1580 dieselbe Stadt wieder in Besitz genommen und bewohnt wurde, fand man bereits eine Menge verwilderter Pferde, die Nachkommenschaft der wenigen ausgesetzten. Schon im Jahre 1596 wurde es Jedem erlaubt, diese Pferde einzufangen und für sich zu gebrauchen. Dies ist der Ursprung der unzählbaren Pferdeherden, welche sich im Süden des Rio de la Plata herumtreiben."

Die Cimarrones, wie diese Pferde genannt werden, leben jetzt in allen Theilen der Pampas in zahlreichen Herden, von denen manche ungefähr 12,000 Stück zählen mögen. Sie belästigen und schaden, weil sie nicht nur unnützer Weise gute Weide abfressen, sondern auch die Hauspferde entführen.

Wenn die Cimarrones Hauspferde sehen, eilen sie in vollem Laufe auf dieselben zu, begrüßen sie freundlich mit Gewieher, schmeicheln ihnen und verleiben die Willfährigen ohne großen Widerstand ihren Gesellschaften ein. Reisende kommen oft in große Verlegenheit durch jene, ihren Reitthieren gefährlichen Entführer. Deshalb ist auch immer Jemand auf der Hut und verscheucht die herantrabenden Wildlinge. Sie erscheinen nicht in Schlachtlinie, sondern, wie die Indianer, eins hinter dem anderen, aber so dicht, daß die Reihe niemals unterbrochen wird. Manchmal laufen sie in weiten Kreisen um den Menschen und seine Pferde herum und lassen sich nicht leicht verscheuchen; ein anderes Mal gehen sie vorüber und kehren nicht zurück. Manche rennen wie Blinde heran, oft wie toll zwischen die Wagen hinein. Zum Glück erscheinen sie nicht bei Nacht, sei es, weil sie nicht gut sehen, oder die zahmen Pferde nicht verspüren. Mit Verwunderung bemerkt man, daß die Wege, welche sie überschreiten, oft auf eine Meile hin mit ihrem Mist bedeckt sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die Straßen aufsuchen, um ihre Nothdurft zu verrichten. Und weil nun alle Pferde die Eigenheit haben, den Koth anderer ihrer Art zu beriechen und durch ihren eigenen zu vermehren, wachsen diese Miststätten zu förmlichen Bergen an.

Die Wilden in den Pampas essen das Fleisch der Cimarrones, namentlich das von Fohlen und Stuten herrührende. Sie fangen sich auch manche, um sie zu zähmen; die Spanier hingegen machen kaum Gebrauch von ihnen. Nur da, wo Holzmangel ist, tödten sie bisweilen eine fette Stute, um das Lagerfeuer mit dem Knochenfett des Thieres zu verstärken. Höchst selten fängt man einen Wildling, um ihn zu zähmen. Zu diesem Behufe bindet man ihn an einen Pfahl, läßt ihn drei Tage hungern und dürsten und reitet ihn dann; doch muß man ihn vorher auch gleich verschneiden, weil nur die Wallachen wirklich zahm werden. Um Cimarrones zu fangen, reitet man in die Steppe hinaus, an eine Herde heran und wirft die Bolas unter sie, gewöhnlich so, daß man die Beine des Erwählten verwickelt und es so zu Falle bringt. Dann wird das Thier gefesselt und an einer 20 bis 30 Ellen langen, festen Schnur nach Hause geführt. Die Güterbesitzer verfolgen die Wildlinge, wo sie nur können, weil sie sonst ihrer eigenen Pferde nicht sicher sind. Man hält Treibjagden auf jene ab, tödtet sie durch Lanzen, mattet sie ab, bis sie stürzen, kurz, vertilgt sie nach Kräften.

Die Cimarrones sind ebensogroß und stark, als die Hauspferde, aber nicht so schön; denn der Kopf und die Beine sind dicker, der Hals und die Ohren länger. Alle diese Pferde sind braun oder schwarz, nie gescheckt, und die schwarzen unter ihnen sind so selten, daß man wohl annehmen darf, Braun müsse ihre eigentliche Farbe gewesen sein. Jeder Hengst sammelt sich so viele Stuten, als er kann, bleibt aber mit ihnen in der gemeinschaftlichen Herde. Einen Oberanführer hat diese nicht.

In Paraguay finden sich keine verwilderten Pferde, wie Rengger vermuthet, wegen einer in den Pampas von Buenos Ayres fehlenden Schmeißfliege, welche ihre Eier in den blutigen Nabel der Füllen legt und hierdurch ein Geschwür verursacht, an welchem das Thier, wenn es sich selbst überlassen wird, zu Grunde gehen muß. Auch ist in den Pampas das Futter reichlicher, als in Paraguay. Der Zustand der Pferde des letzteren Landes ist aber nicht sehr verschieden von dem jener Wildlinge. Die Thiere, welche man Mustangs nennt, werden so vernachläßigt, daß sie förmlich ausarteten. Sie sind mittelhoch, haben einen großen Kopf, lange Ohren und dicke Gelenke; nur der Hals und der Rumpf sind ziemlich regelmäßig gebaut. Die Behaarung ist im Sommer kurz, im Winter lang. Mähne und Schwanz sind immer dünn und kurz. Nur in einzelnen Meiereien findet man noch Pferde, welche an ihre edlen Ahnen erinnern. An Schnelligkeit und Gewandtheit stehen die einen wie die anderen den andalusischen Pferden nicht im geringsten nach, und an Ausdauer übertreffen sie diese bei weitem. Rengger versichert, oft und selbst während der Hitze mit einem

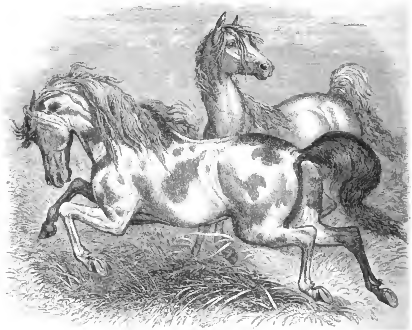
Pferde 8 bis 16 Stunden fast in ununterbrochenem Galopp zurückgelegt zu haben, ohne daß hieraus irgend ein Nachtheil für das Thier erwachsen wäre.

Die Pferde Südamerikas erhalten sogut als gar keine Pflege. Sie bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu. Alle acht Tage treibt man sie einmal zusammen, damit sie sich nicht versprengen, untersucht ihre Wunden, reinigt und bestreicht sie mit Kuhmist und schneidet von Zeit zu Zeit, etwa alle drei Jahre, den Hengsten die Mähne und den Schwanz ab. Hiermit glaubt man genug gethan zu haben. An Veredelung denkt Niemand. Die Weiden sind schlecht; eine einzige Grasart bedeckt den Boden. Im Frühjahr treibt dieses Gras stark hervor, verursacht aber dann den Pferden Durchfall und ermattet sie. Im Sommer und Herbst erholen sie sich wieder und werden auch wohl fett; aber ihre Wohlbeleibtheit verschwindet, sobald sie gebraucht werden. Der Winter ist die schlimmste Zeit für sie. Das Gras ist verwelkt, und die armen Thiere müssen sich mit den dürren, durch den Regen ausgelaugten Halmen begnügen. Diese ausschließliche Nahrung erregt auch in ihnen das Bedürfniß nach Salz. Man sieht sie stundenlang an den Sulzen verweilen, und hier die salzhaltige Thonerde belecken. Bei Stallfütterung bedürfen sie des Salzes nicht mehr. Besser gefütterte und gehaltene Pferde gewinnen schon nach wenigen Monaten kurzes und glänzendes Haar festes Fleisch und stolze Haltung.

„Gewöhnlich," sagt Rengger, „leben die Pferde paarweise in einem bestimmten Gebiete, an welches sie von Jugend auf gewöhnt worden sind. Jedem Hengst gibt man 12 bis 18 Stuten, die er zusammenhält und gegen fremde Hengste vertheidigt. Gesellt man ihm zuviel Stuten zu, so hütet er diese nicht mehr. Die Füllen leben mit ihren Müttern bis ins dritte oder vierte Jahr. Diese zeigen für jene, solange sie noch saugen, große Anhänglichkeit, und vertheidigen sie zuweilen sogar gegen den Jaguar. Einen eigenen Kampf haben sie nicht selten mit den Maulthieren zu bestehen, bei denen sich zu Zeiten eine Art von Mutterliebe regt. Dann suchen diese durch List oder Gewalt ein Füllen zu entführen. Sie bieten ihm wohl ihr milchleeres Euter zum Saugen dar; aber die armen Füllen gehen dabei natürlich zu Grunde. Wenn die Pferde etwas über zwei oder drei Jahre alt sind, wählt man unter den jungen Hengsten einen aus, theilt ihm junge Stuten zu und gewöhnt ihn, mit denselben in einem besonderen Gebiete zu weiden. Die übrigen Hengste werden verschnitten und in eigenen Trupps vereinigt. Alle Pferde, welche zu einer Truppe gehören, mischen sich nie unter andere, und halten so fest zusammen, daß es schwer fällt, ein weidendes Pferd von den übrigen zu trennen. Werden sie mit einander vereinigt, z. B. beim Zusammentreiben aller Pferde einer Meierei, so finden sie sich nachher gleich wieder auf. Der Hengst ruft wiehernd seine Stuten herbei, die Wallachen suchen sich gegenseitig auf, und jeder Trupp bezieht wieder seinen Weideplatz. Tausend und mehr Pferde brauchen keine Viertelstunde, um sich in Haufen von 10 bis 30 Stück zu zertheilen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Pferde von gleicher Größe oder von der nämlichen Farbe sich leichter an einander gewöhnen, als verschiedene, und ebenso, daß die fremden aus der Banda-oriental e und aus Entre-Rios eingeführten Pferde sich vorzugsweise zu einander und nicht zu inländischen gesellen. Die Thiere zeigen übrigens nicht allein für ihre Gefährten, sondern auch für ihre Weiden große Anhänglichkeit. Ich habe welche gesehen, die aus einer Entfernung von achtzig Stunden auf die altgewohnten Plätze zurückgekehrt waren. Um so sonderbarer ist die Erscheinung, daß zuweilen die Pferde ganzer Gegenden ausbrechen und entweder einzeln oder haufenweise davonrennen. Dies geschieht hauptsächlich, wenn nach anhaltender trockener Witterung plötzlich starker Regen fällt, und wahrscheinlich aus Furcht vor dem Hagel, welcher nicht selten das erste Gewitter begleitet."

„Die Sinne dieser fast wildlebenden Thiere scheinen schärfer zu sein, als die europäischer Pferde. Ihr Gehör ist äußerst fein; bei Nacht verrathen sie durch Bewegung der Ohren, daß sie das leiseste, dem Reiter vollkommen unhörbare Geräusch vernommen haben. Ihr Gesicht ist, wie bei allen Pferden, ziemlich schwach; aber sie erlangen durch ihr Freileben große Uebung, die Gegenstände aus bedeutender Entfernung zu unterscheiden. Vermittelst ihres Geruches machen sie sich mit ihren Umge-

bungen bekannt. Sie beriechen Alles, was ihnen fremd erscheint. Durch diesen Sinn lenken sie ihren Reiter, das Reitzeug, den Schoppen, wo sie gesattelt werden ꝛc., kennen, durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszumitteln, durch ihn finden sie in dunkler Nacht oder bei dichtem Nebel den Weg nach ihrem Wohnorte oder nach ihrer Weide. Gute Pferde beriechen ihren Reiter im Augenblick, wo er aufsteigt, und ich habe solche gesehen, welche denselben gar nicht aufsteigen ließen oder sich seiner Leitung widersetzten, wenn er nicht einen Poncho oder Mantel mit sich führte, wie ihn die Landleute, welche die Pferde bändigen und zureiten, immer tragen. Falls sie durch den Anblick irgend eines Gegenstandes erschreckt werden, bändigt man sie am leichtesten, wenn man denselben von ihnen beriechen läßt. Auf größere Entfernung hin wittern sie freilich nicht. Ich habe selten ein Pferd gesehen, welches einen Jaguar auf funfzig und noch weniger Schritte ge-



Mustangs.

wittert hätte. Sie machen daher in den bewohnten Gegenden von Paraguay die häufigste Beute dieses Raubthieres aus. Wenn in trockenen Jahren die Quellen, aus denen sie zu trinken gewohnt sind, versiegen, kommen sie eher vor Durst um, als daß sie andere aufsuchten, während das Hornvieh dem Wasser oft 5 bis 10 Stunden weit nachgeht. Der Geschmack ist bei ihnen verschieden; einige gewöhnen sich leicht an das Stallfutter und lernen allerlei Früchte und selbst an der Sonne getrocknetes Fleisch fressen, andere verhungern lieber, ehe sie außer dem gemeinen Grase eine andere Nahrung berühren. Das Gefühl ist durch ihr Leben unter freiem Himmel, durch die Qual, welche Mücken und Bremsen ihnen zufügen, von Jugend auf sehr abgestumpft."

„Das paraguanische Pferd ist gewöhnlich gutartig; es wird aber oft durch gewaltsame Handlung bei der Bändigung verdorben. Wenn nämlich das Pferd ein Alter von 4 bis 5 Jahren erreicht hat,

wird es eingefangen, an einen Pfahl gebunden, und trotz seines Widerstrebens gesattelt und gezäumt. Nun wird es vom Pfahle losgemacht; im nämlichen Augenblicke aber schwingt sich ein Pferdebändiger, welcher mit sehr großen und scharfen Sporen und einer starken Peitsche bewaffnet ist, auf seinen Rücken und tummelt das arme Geschöpf unter Sporenstreichen und Peitschenhieben solange auf dem Felde herum, bis es sich vor Müdigkeit nicht mehr widersetzen kann und der Lenkung seines Reiters folgt. Man wiederholt diese Uebungen von Zeit zu Zeit, und das Pferd heißt zahm, sobald es keinen Bocksprung mehr macht. Es ist erklärlich, daß bei einer solchen Behandlung sehr viele Pferde störrisch und bösartig werden, ausschlagen, Seitensprünge machen, sich bäumen bis zum Ueberschlagen, kurz, den Reiter abzuwerfen suchen; bei sanfter Behandlung dagegen wird das Pferd, selbst wenn man es früher gemißhandelt hatte, äußerst lenksam und zuthunlich, läßt sich auf der Weide leicht fangen und unterzieht sich willig den stärksten Anstrengungen. Kranke oder schwächliche Pferde und auch solche, welche als Füllen von einem Jaguar verwundet wurden, sind fast unbrauchbar; jene können den Ansprüchen der Südamerikaner nicht entsprechen, diese entsetzen sich vor jedem lebenden Wesen."

„Bewunderungswürdig ist das Gedächtniß dieser Pferde. Einzelne, welche nur ein Mal den Weg von Villa Real nach den Missionen gemacht hatten, kehrten aus den letzteren nach mehreren Monaten auf dem nämlichen, mehr als funfzig Meilen langen Wege nach Villa Real zurück. Wenn in der Regenzeit des Herbstes alle Wege voller Wasser, voller Pfützen und bodenloser Stellen und alle Bäche angeschwollen sind, wird doch ein gutes Pferd, welches diese Wege schon einige Male zurückgelegt hat, seinen Reiter nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht sicher durch alle diese oft gefährlichen Strecken tragen. Wenn es nicht angetrieben wird, geht es immer mit größter Bedächtigkeit zu Werke, und Dies umsomehr, je weniger ihm die Gegend bekannt ist. In sumpfigen Stellen beriecht es bei jedem Schritte den Boden und untersucht ihn beständig mit den Vorderhufen. Diese Bedächtigkeit ist keineswegs Mangel an Muth; denn das paraguanische Pferd ist sehr beherzt und stürzt sich, wenn es von einem kräftigen Reiter gelenkt wird, ohne Zaudern in jede Gefahr. Es geht dem wüthenden Stiere und selbst dem Jaguar entgegen, springt vom schroffen Ufer in die Flüsse und durchschneidet im vollen Laufe die Feuerlinie einer brennenden Steppe."

„Im ganzen sind diese Pferde wenig Krankheiten unterworfen. Wenn sie gute Nahrung erhalten und nicht übermäßig angestrengt werden, erreichen sie ein ebenso hohes Alter, wie die Pferde in Europa; da ihnen gewöhnlich aber weder gutes Futter, noch gute Behandlung zu Theil wird, kann man ein zwölfjähriges Pferd schon für alt ansehen. Die Bewohner Paraguays nützen übrigens die Pferde durchaus nicht in dem Grade, wie wir. Sie halten sie hauptsächlich der Fortpflanzung wegen und machen eigentlich blos von den Wallachen Gebrauch. Dennoch findet man nirgends mehr berittene Leute, als in Paraguay. Das Pferd dient dazu, der angeborenen Trägheit seines Herrn zu fröhnen, indem dieser hundert kleine Verrichtungen, die er weit schneller zu Fuße vornehmen würde, seiner Bequemlichkeit wegen zu Pferde ausführt. Es ist ein gewöhnlicher Ausruf der Paraguaner: „Was wäre der Mensch ohne das Pferd!"

In den weiter nach Norden hin gelegenen Llanos sind die verwilderten Pferde meist zahlreicher, als in den Pampas von Buenos Ayres. Ihr Leben hat uns Alexander von Humboldt in seinen herrlichen „Ansichten der Natur" mit kurzen Worten meisterhaft geschildert. „Wenn im Sommer unter dem senkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die Grasdecke jener unermeßlichen Ebenen gänzlich verkohlt ist und in Staub zerfällt, klafft allmählich der Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen zerrissen. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstet, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse, hoch gegen den Wind aufschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer noch nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonenkaktus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit den Vorderfüßen schlägt das Maul-

thier diese Stacheln seitwärts, um den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebenden, pflanzlichen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von den Kaktusstacheln an den Hufen gelähmt sind. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können die Pferde und Rinder selbst dann nicht ruhen. Die plattnäsigen Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes und hängen sich an ihren Rücken, um ihnen das Blut auszusaugen."

„Tritt endlich nach längerer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so ändert sich die Scene. Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die Steppe mit dem herrlichsten Grün. Pferde und Rinder weiden im frohen Genusse des Lebens. Im hoch aufschießenden Grase versteckt sich auch der Jaguar und erhascht manches Pferd und manches Füllen mit sicherem Sprunge. Bald schwellen die Flüsse, und dieselben Thiere, welche einen Theil des Jahres vor Durst verschmachteten, müssen nun als Amphibien leben. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengert sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde, welche die Spur der Krokodile in großen Narben am Schenkel tragen. Auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind.. Die Sumpfwasser sind mit zahllosen elektrischen Aalen erfüllt. Diese merkwürdigen Fische sind mächtig genug, mit ihren gewaltigen Schlägen die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre Batterien auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße am Uri Tucu mußte deswegen verlassen werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen aufgehäuft hatten, daß jährlich viele Pferde durch sie betäubt wurden und in der Furth ertranken."

Nach Pöppig scheint es, als ob der von unserem unvergleichlichen Humboldt unter die Hauptfeinde der Mustangs gezählte Jaguar nicht gerade bedeutenden Schaden anrichtet. „Die großen Katzen," sagt genannter Forscher, „wagen sich nicht heraus auf die offenen Ebenen, wo der donnernde Hufschlag der zahlreichen Herden selbst weit größere und stärkere Raubthiere in Furcht setzen würde. Werden sie entdeckt, so stürzen die Hengste auf sie los und suchen sie niederzutreten; die Stuten vertheidigen sich durch Ausschlagen."

Einen ungleich gefährlicheren und noch gänzlich unbekannten Feind tragen die Herden in sich selbst. In noch höherem Grade, als die in Südamerika umherschweifenden Wildlinge, ergreift die Mustangs der Prairien zuweilen ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich durch kein Hinderniß aufhalten, rennen wie unsinnig gegen Felsen an oder zerschellen sich in Abgründen. Den Menschen, welcher zufällig Zeuge von solch entsetzlichem Ereigniß wird, erfaßt ein Grausen; selbst der kalte Indianer fühlt sein sonst so muthiges Herz furchterfüllt. Ein Dröhnen, welches immer größere Stärke erlangt und schließlich den Donner, das Brausen des Sturmes oder das Toben der Brandung übertönt, verkündet und begleitet den Vorüberzug der auf Sturmesfittigen dahinjagenden, angstergriffenen Pferde. Sie erscheinen plötzlich am und im Lager, stürzen sich zwischen den Lagerfeuern hindurch, über die Zelte und Wagen weg, erfüllen die Lastthiere mit tödtlichem Schrecken, übertragen auf sie ihre Raserei, reißen sie los und nehmen sie auf in ihren lebendigen Strom — für immer. So berichtet der Reisende Murray, welcher solchen Ueberfall erlebte und überlebte.

Weiter nach Norden hin vermehren die Indianer die Zahl der Feinde, welche den Wildlingen das Leben verbittern. Sie fangen sie ein, um sie als Reitthiere bei ihren Jagden zu benutzen, und wenn sie die armen Geschöpfe auch nicht schlachten und verzehren, quälen sie dieselben doch so, daß auch das muthigste Pferd nach kurzer Zeit unterliegen muß. Wie bei den Beduinen der Sahara, wird auch bei den Indianern das Pferd oft die Ursache der blutigsten Kämpfe. Wer keine Pferde hat, sucht welche zu stehlen. Der Roßdiebstahl gilt bei den Rothhäuten für ehrenvoll. Ganze Banden

von Dieben folgen oft einem anderen Stamme oder einer Karawane wochen- oder monatelang, bis sie Gelegenheit finden, sämmtliche Reitthiere fortzutreiben.

Auch der Häute und des Fleisches wegen werden die Pferde Amerikas eifrig verfolgt. Bei Las-Racas schlachtet man, wie Darwin berichtet, wöchentlich eine große Anzahl Stuten blos der Häute wegen. Im Kriege nehmen die Truppenabtheilungen, welche in die Ferne gesandt werden, als einzige Nahrung Herden von Pferden mit. Diese Thiere sind ihnen auch aus dem Grunde lieber als Rinder, weil sie dem Heere größere Beweglichkeit gestatten.

Die Pferde der asiatischen Steppen, welche dem Menschen unterthan sind, führen ebenfalls kein beneidenswerthes Leben. Wir haben einen Blick auf das Treiben der eigentlichen wilden Pferde geworfen: lassen wir uns jetzt von Schlatter und anderen Reisenden belehren über die Pferde der Tartaren, der Kirgisen, Jakuten und Tungusen, welche alle so ziemlich dasselbe Loos theilen. „Das Pferd," sagt Schlatter, „ist das Lieblingsthier des Tartaren. Man bedient sich seiner mehr zum Reiten, als zum Ziehen. Sein Fleisch ist dem Tartaren die liebste Speise, die Milch der Stuten das ihm angenehmste Getränk; aus den Fellen schneidet er sich Riemen zu Saum- und Sattelzeug; die Felle der Füllen benutzt er zu Beinkleidern für sich und zu Pelzröcken für seine Kinder; den Schwanz und das Halshaar verwendet er zu Stricken und zu Sieben. Aber nur die wenigsten Pferde, die zum Reiten nothwendigen, werden zu Hause behalten und mit Heu und Gerste gefüttert; die große Mehrzahl lebt in Herden auf der Steppe im Sommer und im Winter, und muß sich auch unter dem Schnee ihr Futter suchen. Oft sieht man zwischen 1000 und 2000 Pferde beisammen, in stolzer, freier Haltung, fett und stark, welche noch nie von einem Menschen gedemüthigt oder gebändigt waren. Bei Ungewitter, Schneegestöber und Stürmen zerstreuen sich diese Herden manchmal weit und breit und müssen tagelang aufgesucht werden. Der Tartar weiß jedoch, daß die Pferde immer gegen den Wind gehen, und kann somit wenigstens die Gegend bestimmen, in welcher er das Vieh zu suchen hat."

„Nur selten werden die Pferde von Hirten geweidet. Dann holt man sie alle 24 Stunden ein Mal zur Tränke ins Dorf, wobei dann auch die Stuten gemolken werden. Ein kleiner Knabe ist im Stande, die größte Herde zu treiben, da sich die Pferde, wenn sie merken, daß es zur Tränke geht, zusammenhalten, wie Schafe. Während der größten Hitze des Tages fressen sie nicht, sondern stehen im Kreise zusammen, stecken die Köpfe einwärts dicht an einander, um sich Schatten und Kühlung zu verschaffen, und schlagen mit den langen Schweifen um sich; weht aber ein schwaches Lüftchen, so stellen sie sich zerstreut auf der Steppe gegen den Wind und strecken den Kopf in die Höhe, um so den Zug der Luft möglichst zu genießen. Jeder Hengst hat in der Regel einen eigenen Trupp Stuten von der Herde. Oft sucht ein Hengst dem anderen eine Stute abzugewinnen, und dabei kommt es dann leicht zum Zweikampfe. Sie schlagen sich auf Tod und Leben, kommen aufgerichtet auf den Hinterfüßen, wie Bären, auf einander los und beißen sich, lassen sich wieder herab, wenden um und schlagen sich mit den Hinterfüßen so arg, daß man glaubt, alle Knochen müßten entzweigehen."

„Die Stuten, welche Sommer und Winter auf der Steppe weiden, lassen sich gern melken, wenn sie nur ihr Junges vor sich haben. Ist die Pferdeherde zur Tränke ins Dorf gekommen, so werden die Füllen mit einer langen Ruthe oder Stange, an welcher eine Schlinge befestigt ist, aus der Herde gefangen. Es ist nur darum zu thun, daß sich die Milch bei der Mutter sammele und der Tartar auch sein Theil dieses guten Getränkes bekomme. Die Füllen werden angebunden und stehen so mehrere Stunden in der größten Hitze, während die Herde sich ruhig um sie herumstellt. Hat sich die Milch der Stuten gesammelt, so wird eine nach der anderen auf dieselbe Weise, wie die Füllen, aus der Herde gefangen und zu ihren Jungen geführt, vor welchen sie sich, nachdem dasselbe erst angesaugt hat, melken läßt. Männer und Weiber besorgen dies Geschäft mit gleicher Geschicklichkeit. Nach dem Melken wird die Herde wieder auf die Steppe getrieben. Die frischgemol-

kene Pferdemilch wird nie getrunken; man läßt sie erst gähren, dadurch wird sie zum „Kumis“, einem starken und berauschenden Getränk, welches dem Tartaren dasselbe ist, was uns der Wein.“

„Will der Tartar ein erwachsenes Pferd aus der Herde zum Reiten abrichten, so fängt er es zuerst mit der langen Schlinge; dann kommen mehrere Gehilfen und suchen es durch Verwickelung der Schlinge um die Füße umzuwerfen. Während es auf dem Boden liegt und festgehalten wird, legt man ihm den Zaum und den Spannriemen an. Dieser letztere besteht aus einem Riemen, welcher an drei Füßen des Pferdes angebunden wird und so dasselbe zwar nicht am Stehen und an sehr kurzen Schritten, wohl aber am schnellen Laufen gänzlich hindert. Das derart gefesselte Thier läßt man sich aufrichten, hält es aber an den Ohren fest und schnallt ihm nun das Sattelkissen mit dem Leibgurt auf den Rücken. Der durch den Gurt getrennte hintere Theil des Sattelkissens wird alsdann auf den vorderen übergebogen; ein Tartar setzt sich auf den bloßen Rücken des Pferdes hinter dieses Vorwerk, welches ihn bei den Sprüngen und dem Rennen des Pferdes vor dem Ueberstürzen schützt, bewaffnet sich mit dem Kantschuh, die Spannriemen werden weggenommen, der Reiter schlägt auf das wilde Pferd los, löst ihm gänzlich die Zügel und hält es nur fest. Ein Nachreitender verhindert durch Hiebe das Stillstehen oder die Nebensprünge des Wildlings, und so geht es im schnellsten Laufe immer vorwärts, gleichviel, wohin das Thier sich wenden mag. Ist es endlich ermattet und ergibt sich, so sucht der Reiter es nun auch zu lenken, bis es in weiten Kreisen ins Dorf zurückkommt, wo man ihm ohne Mühe den Spannriemen anlegt und den Zaumstrick an den Gurt anzieht und anbindet, so daß es zwar kleine Schritte machen, aber den Kopf nicht zur Erde beugen und also daselbst Nichts abfressen kann. Höchstens werden ihm ein paar Hände voll Heu gegeben. Dann läßt man es so die Nacht durch stehen, tränkt es und wiederholt am Morgen die gestrige Geschichte, legt ihm aber schon das vollständige Sattelzeug auf. In ein paar Tagen ist das Pferd durch Hunger und Anstrengung gebändigt und gewöhnlich so fromm wie ein Lamm geworden.“

„Bei weiteren Reisen werden die Pferde nicht an einander gekoppelt, sondern ganz frei getrieben. Sie müssen täglich 8 bis 10 deutsche Meilen machen und kommen in keinen Stall. Ueber die breitesten Flüsse werden sie ohne Umstände getrieben. Sie schwimmen vortrefflich, und die Hirten setzen theils in Kähnen, theils an den Schweifen der Pferde hängend, mit ihnen über.“

Der Tartar benutzt sein Pferd zu allem Möglichen. Es muß ihn und sein Haus bei seinem Nomadenleben tragen, muß sein Getreide ausdreschen; es dient ihm zur Jagd und muß hinter dem Wilde herjagen, bis dieses ermattet zur Erde stürzt und dann todt geschlagen werden kann. Das Haar und Fell wird auf die verschiedenste Weise benutzt. Fleisch, Fett und Gedärme dienen zur Nahrung, und Pferdefleisch ist dem Tartaren das Liebste von Allem, was Fleisch heißt. Gewöhnlich werden nur kranke und verendete Thiere gegessen, solche kaufen die Tartaren sogar auf den russischen Märkten. Die ausgefranzten Sehnen dienen zum Nähen und werden dem Zwirn bei weitem vorgezogen, weil sie fester sind. Die jakutische Braut überreicht ihrem Bräutigam bei der Hochzeit einen gekochten Pferdekopf, welcher von Pferdewürsten umgeben ist. Haare aus dem Pferdeschweif an die Bäume des Waldes gebunden, erfreuen den Waldgeist nach ihrer Ansicht in hohem Grade ꝛc.

Auch in Europa sind die Pferde keineswegs überall Hausthiere nach unseren Begriffen. In vielen Gegenden überläßt man sie sich selbst während des größten Theiles vom Jahre. So weiden die Herden im südlichen Rußland fast ohne jede Aufsicht. Sie werden nur ab und zu einmal von ihren Hirten zusammengetrieben, gezählt, unter Umständen auch einer Wahl unterworfen u. s. w.; dann läßt man sie wieder laufen. Aber auch in Ländern, wo man es keineswegs vermuthen sollte, genießen die Pferde einer viel größeren Freiheit, als bei uns. Alle ponyähnlichen Pferde leben in ihrer eigentlichen Heimat mehr oder weniger selbständig. Auf den nördlichen Inseln Großbritanniens laufen die kleinen Pferdchen jahraus, jahrein im Walde und in dem Moore umher, ohne daß ihre Besitzer sich viel um sie kümmern, falls sie nicht eins oder das andere zu verkaufen oder sonstwie zu benutzen gedenken. Die norwegischen, lappländischen und isländischen Pferde

schweifen während des ganzen Sommers in den Hochgebirgen umher, müssen selbst im Winter sich noch einen guten Theil ihrer Nahrung suchen, und kommen nur dann in das Gehöft ihrer Besitzer, wenn diese sie brauchen. Auf dem Dovrefjeld traf ich Bauern, welche nach ihren Pferden aussahen, die vor sechs Wochen zum letzten Male von ihnen besucht worden waren.

Daß bei allen diesen Thieren an eine Veredelung der Rassen nicht gedacht werden kann, versteht sich von selbst. Die Hengste befreunden sich mit den Stuten, welche sie gerade finden, und die Nachkommenschaft trägt oft sehr gemischtes Blut in sich.

Hinsichtlich der Nahrung werden die Pferde im ganzen Norden durchaus nicht verwöhnt. Man wundert sich nicht wenig, wenn man die kleinen, munteren und dabei doch so frommen Thiere mit großem Behagen von den Flechtenzöpfen schmausen sieht, welche in allen Wäldern lang von den Aesten der Nadelbäume herabhängen; man wundert sich aber noch weit mehr, wenn man beobachten muß, daß für diese Pferde ein Gerüst, auf welchem Fische getrocknet werden, ein höchst anziehender Gegenstand ist. Wie alle übrigen Hausthiere im Norden, erhalten auch die Rosse im Winter oft nur ein Gemengsel von gekochten und zerstoßenen Fischköpfen und Seetangen oder Fischköpfe allein als Hauptspeise: und sie gewöhnen sich so vollständig an diese ihnen durchaus widernatürliche Nahrung, daß sie, wenn man sie nicht beaufsichtigt, die Fischer bestehlen, indem sie sich einen und den anderen der zum Trocknen aufgehängten Dorsche von den Gerüsten herablangen und mit größter Behaglichkeit verspeisen. —

Nur wenige Völkerschaften würdigen das Pferd, wie es gewürdigt zu werden verdient. Unter ihnen stehen die Araber, Türken und Perser obenan; dann folgen die Engländer und Spanier, hierauf erst die Deutschen, Franzosen, Italiener, Portugiesen und Dänen. In den Augen der Araber ist das Pferd das höchst geschaffene aller Thiere; es steht dem Menschen nicht nur fast gleich, sondern genießt oft noch höhere Achtung, als dieser. Bei einem Volke, welches über einen großen Raum spärlich vertheilt lebt, welches ungleich weniger an der Scholle klebt, als wir Abendländer, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, muß das Roß nothwendigerweise zur höchsten Achtung oder, wenn man will, Würdigung gelangen. Das Pferd ist dem Araber nothwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehen; er vollbringt mit seiner Hilfe Wanderungen und Reisen; er hütet auf seinem Pferde die Herden; er glänzt durch sein Pferd in seinen Kämpfen, bei den Festen, bei den geselligen Vereinigungen; er lebt, liebt und stirbt auf seinem Rosse. Mit der Natur des Arabers, zumal des Beduinen, ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich; er saugt die Achtung für dieses Thier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treueste Gefährte des Kriegers, der geachtetste Diener des Gewaltherrschers, der Liebling der Familie, und eben deshalb beobachtet der Araber mit ängstlichem Fleiß das ganze Thier. Er erlernt seine Sitten, seine Nothwendigkeiten; er besingt es in seinen Gedichten, er erhebt es in seinen Liedern; er macht es zum Stoff seiner angenehmsten Unterhaltung. Seine Sage dient nur dazu, die grenzenlose Verehrung für dieses edle Wesen zu vermehren. Er betrachtet es als das werthvollste aller Geschenke, welche der Gebende ihm gegeben; er glaubt der alleinige, rechtmäßige Besitzer des Pferdes zu sein. „Als der Erschaffende das Roß erschaffen wollte," verkündigen die Schriftgelehrten, „sagte er zum Winde: „„Von dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt, meine Verehrung zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sklaven. Es soll gefürchtet werden von Allen, die meinen Geboten nicht nachstreben."" Und er schuf das Pferd, und rief ihm zu: „„Dich habe ich gemacht ohne Gleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwischen deinen Augen. Du wirst meine Feinde werfen unter deinen Hufen, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken. Dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst du glücklich sein, und vorgezogen werden allen übrigen Geschöpfen; denn dir soll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du sollst fliegen ohne Flügel und siegen ohne Schwert!"" Aus dieser Meinung entspringt auch der eigenthümliche Aberglaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich sein könne; hierauf begründet sich die Weigerung, Rosse an Andersgläubige, und namentlich an Christen abzulassen.

Abd-el-Kader bestrafte, als er noch auf der Höhe seiner Macht stand, alle Gläubigen mit dem Tode, von welchen ihm gesagt worden war, daß sie eins ihrer Pferde an die Christen verkauft hätten.

Der Araber ist von den Vorzügen seines Pferdes, von dem Gefühl der Lust, auf diesem edlen Thiere zu reiten, so durchdrungen, daß er Hunderte von Liedern und Sprichwörtern dichtete, welche seinen Gefühlen Worte geben sollen. Ich brauche nur eins anzuführen, um Dies zu beweisen. „Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken des Pferdes, in den Büchern der Weisheit und über dem Herzen des Weibes." Das Pferd steht begreiflicherweise obenan.

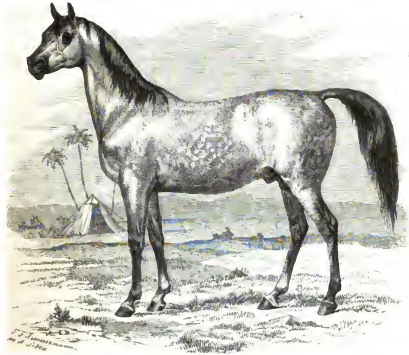
Es würde mir geradezu unmöglich sein, alle die feinen Unterschiede hier aufzuführen, welche die arabischen Pferdekenner für die größere oder geringere Güte ihrer Rosse aufgestellt haben. Wir Abendländer haben dafür gar kein Verständniß, und unsere größten Kenner würden vor der arabischen Pferdewissenschaft beschämt ihre Unkenntniß eingestehen müssen. Nur soviel will ich im allgemeinen hier sagen: Das edle arabische Pferd ist gut gebaut, hat kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern „soweit, wie der Rachen des Löwen", schöne, dunkle, vorspringende Augen, „an Ausdruck denen eines liebenden Weibes gleich," einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde Hinterschenkel, sehr lange wahre und sehr kurze falsche Rippen, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel, „wie die des Straußes es sind", mit Muskeln, „wie das Kamel sie hat," einen schwarzen, einfärbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reich behaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß besitzen viererlei breit: die Stirn, die Brust, die Hüften und die Glieder; viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Diese Eigenschaften beweisen nach der Meinung der Araber, daß das Pferd von guter Rasse und schnell ist; denn es ähnelt dann in seinem ganzen Baue dem Windhunde, der Taube und dem Kamele zugleich.

Die Stute muß besitzen: den Muth und die Kopfbreite des Wildschweins, die Anmuth, das Auge und den Mund der Gazelle, die Fröhlichkeit und Klugheit der Antilope, den gedrungenen Bau und die Schnelligkeit des Straußes und die Schwanzkürze der Viper.

Ein Rassenpferd kennt man aber auch noch an anderen Zeichen. Es frißt blos aus seinem Futterbeutel. Ihm gefallen die Bäume, das Grün, der Schatten, das laufende Wasser, und zwar in so hohem Grade, daß es beim Anblick dieser Gegenstände wiehert. Es trinkt nicht, bevor es das Wasser erregt hat, sei es mit dem Fuße oder sei es mit dem Maule. Seine Lippen sind stets geschlossen, die Augen und Ohren immer in Bewegung, und seinen Hals wirft es zur Rechten und zur Linken, als wollte es sprechen oder um etwas bitten. Ferner behauptet man, daß es nun und nimmermehr sich paare mit einem seiner Verwandten.

Die Namen der besten Rassen haben oft die sonderbarste Bedeutung, und gewöhnlich ist immer ein Sagenkundiger nöthig, um diese Bedeutung zu erklären. Alle Araber glauben steif und fest, daß die edlen Pferde schon seit Jahrtausenden in gleicher Vollkommenheit in ihrem Stamme sich erhalten haben, und wachen daher ängstlich über der Zucht ihrer Rosse, um sich immer reines Blut zu bewahren. Eigene Gebräuche sind in dieser Hinsicht herrschend unter ihnen geworden. So hat fast jeder Pferdebesitzer die Verpflichtung, Dem, welcher bittend kommt, seinen Hengst zum Beschälen einer edlen Stute zu leihen, und deshalb veredelt sich der ganze Bestand der Araber mehr und mehr. Hengste von guter Rasse werden sehr gesucht: die Stutenbesitzer durchreiten oft Hunderte von Meilen, um solche Hengste zum Beschälen zu erhalten. Als Gegengeschenk erhält der Hengstbesitzer eine gewisse Menge Gerste, ein Schaf, einen Schlauch voll Milch. Geld anzunehmen, gilt als schmachvoll; wer es thun wollte, würde sich dem Schimpfe aussetzen, „Verkäufer der Liebe des Pferdes" genannt zu werden. Nur wenn man einem vornehmen Araber zumuthet, seinen edlen Hengst zum Beschlag einer gemeinen Stute zu leihen, hat er das Recht, die Bitte abzuschlagen. Die Araber sind aber auch so große Pferdekenner, daß dieser Fall selten vorkommt. Während der Zeit der Trächtigkeit wird das Pferd sehr sorgfältig behandelt, jedoch nur mit alleiniger Ausnahme der letzten Wochen ge-

schont. Während des Wurfes müssen eigene Zeugen zugegen sein, um die Aechtheit des Fohlen zu bestätigen. Das Fohlen wird mit ganz besonderer Sorgfalt erzogen und von Jugend auf wie ein Glied der Familie gehalten. Daher kommt es, daß die arabischen Pferde zu Hausthieren geworden sind, in derselben Bedeutung, wie der Hund, daß sie ohne alle Furcht im Zelte des Herrn und in der Kinderstube geduldet werden können. Ich selbst sah eine arabische Stute, welche mit den Kindern ihres Herrn spielte, wie ein großer Hund mit Kindern zu spielen pflegt. Drei kleine Buben, von denen der eine noch nicht einmal ordentlich gehen konnte, unterhielten sich mit dem verständigen Thiere und belästigten es soviel als möglich. Die Stute ließ sich Alles gefallen; sie zeigte sich sogar höchst willfährig, um die eigensinnigen Wünsche der spielenden Kinder zu befriedigen.



Das arabische Pferd.

Mit dem achtzehnten Monat beginnt die Erziehung des edlen Geschöpfes; sie währt fort, bis es vollkommen erwachsen ist. Zuerst versucht sich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide, er reinigt es und sorgt überhaupt für alle seine Bedürfnisse. Beide lernen zu gleicher Zeit: der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen ein Reitthier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen übernehmen; niemals wird er ihm Dinge zumuthen, die es nicht leisten kann. Der Unterricht beginnt im Freien und wird im Zelte fortgesetzt. Man überwacht jede Bewegung des Thieres, man behandelt es mit aller Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerstreben oder Böswilligkeit. Erst wenn das Pferd sein zweites Lebensjahr überschritten hat, legt man ihm den Sattel auf, immer noch mit der größten Vorsicht. Das Gebiß wird anfangs mit Wolle umwickelt und diese manchmal mit Salzwasser besprengt, um das Pferd leichter an das ihm unangenehme

Eisen im Maule zu gewöhnen; der Sattel wird zuerst so leicht als möglich genommen. Nach Ablauf des dritten Jahres muthet man dem Pferd schon mehr zu. Man gewöhnt es allgemach daran, alle seine Kräfte zu gebrauchen, läßt ihm aber, was die Fütterung anlangt, durchaus Nichts abgehen. Erst wenn es das siebente Jahr erreicht hat, sieht man es als erzogen an, und deshalb sagt das arabische Sprichwort: „Sieben Jahre für meinen Bruder, sieben Jahre für mich und sieben Jahre für meinen Feind." Nirgends ist man von der Macht der Erziehung so durchdrungen, wie in der großen Wüste. „Der Reiter bildet sein Pferd, wie der Ehemann sein Weib sich bildet," sagen die Araber.

Je nach seiner Schönheit erhält das Pferd verschiedene Namen, immer solche, welche irgend welche Bedeutung haben. Es sind nicht selten dieselben, welche man der Geliebten gibt, gewöhnlich aber solche, wie man sie den Sklaven beizulegen pflegt. So heißt die Stute: Arusa (Braut) — Luli (Perle) — Mordjaana (Koralle) — Rhasahl (Gazelle) — Naama (Straußin) — Salima (Gesegnete) — Saada, Nabaa und Masauuda (Glückliche), Mahhmuda (Gepriesene) u. s. w. Der Hengst theilt nur wenn er sehr edel ist, die Ehre der Stute.

Die Leistungen eines gut erzogenen arabischen Rassepferdes sind wirklich unglaublich groß. Es kommt vor, daß der Reiter mit seinem Pferde fünf, sechs Tage lang hinter einander täglich Strecken von zehn, zwölf, ja selbst von funfzehn Meilen zurücklegt. Wenn dem Thiere hierauf zwei Tage Ruhe gegönnt worden, ist es im Stande, in derselben Zeit zum zweiten Male einen gleichen Weg zu machen. Gewöhnlich sind die Reisen, welche die Araber unternehmen, nicht so lang, dafür aber durchreitet man in einem Tage noch größere Entfernungen, auch wenn das Pferd ziemlich schwer belastet ist. Nach der Ansicht der Araber muß ein gutes Pferd nicht blos einen vollkommen erwachsenen Menschen tragen, sondern auch seine Waffen, seine Teppiche zum Ruhen und Schlafen, die Lebensmittel für sich selbst und für seinen Reiter, eine Fahne, auch wenn der Wind hinderlich sein sollte, und im Nothfalle muß es einen ganzen Tag lang im Zuge fortlaufen, ohne zu fressen oder zu trinken. „Ein Pferd," schrieb Abd-el-Kader an General Daumas, „welches gesund an allen seinen Gliedern ist und soviel Gerste bekommt, als es benöthigt, kann Alles thun, was sein Reiter verlangt; denn das Sprichwort sagt: Gib ihm Gerste und mißhandle es. Gute Pferde trinken oft einen oder zwei Tage nicht. Sie haben kaum genug zu fressen, und müssen doch den Willen ihres Reiters ausführen. Dies ist die Macht der Gewöhnung; denn die Araber sagen, daß die Pferde, wie der Mensch, nur in der ersten Zeit ihres Lebens erzogen und gewöhnt werden. Der Unterricht der Kindheit bleibt, wie die in Stein gehauene Schrift, der Unterricht, welchen das höhere Alter genießt, verschwindet, wie das Nest des Vogels. Den Zweig des Baumes kann man biegen, den alten Stamm nimmermehr! Vom ersten Jahre an unterrichten die Araber ihr Pferd, und schon im zweiten bereiten sie es. Daher kommt es, daß die Rosse im Alter so ausdauernd sind. In dem ersten Jahre des Lebens, sagt das Sprichwort, binde das Pferd an, damit ihm kein Unglück zustoße, im zweiten reite es, bis sein Rücken doppelte Breite gewonnen, im dritten Jahre binde es von neuem an, und wenn es dann Nichts taugt, verkaufe es!"

Die Araber unterscheiden eine Menge Rassen ihrer Pferde, und jede Gegend hat ihre besonders ausgezeichneten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das arabische Pferd nur da, wo es geboren, zu seiner vollsten Ausbildung gelangt, und eben deshalb stehen die Pferde der westlichen Sahara, so ausgezeichnet sie auch sein mögen, noch immer weit hinter denen zurück, welche im glücklichen Arabien geboren und erzogen wurden. Nur hier findet man die echten „Kohheeli" oder „Kohchlani", zu Deutsch: die Vollkommenen; jene Pferde, die unmittelbar von jenen Stuten abstammen sollen, welche der Prophet Mahammed geritten hat. Wenn wir an der Richtigkeit des Stammbaumes gelinde Zweifel hegen dürfen, steht doch soviel fest, daß der bereits während seines Lebens hochgeehrte Prophet vortreffliche Pferde besessen haben mag und daß also schon von diesem Vergleiche auf die Güte der betreffenden Pferde geschlossen werden kann. Ebenso sicher ist es, daß die Araber mit großer Sorgfalt die Reinhaltung ihrer Pferderassen überwachen. Der Beschlag einer Stute geschieht immer in Gegenwart von Zeugen, und ebenso versammeln sich die Araber, wenn das Fohlen zur Welt kommt.

Geschriebene Stammbäume gibt es wahrscheinlich gar nicht mehr; wenigstens habe ich davon Nichts erwähnen hören.

Unter allen edlen Pferden achten die Araber diejenigen am höchsten, welche in Nedschd, dem inneren Gelände der arabischen Halbinsel, einem von schroffen Felsen durchzogenen Hochlande, gezüchtet werden. Der Stamm der Khadam hat den Ruhm, die besten Pferde zu besitzen. In Nedschd gibt es zwanzig Pferdefamilien vom ersten Range, deren alte Abstammung erwiesen ist, und von diesen edlen Familien aus haben sich die Thiere nach anderen Gegenden hin verbreitet. Schon die Hengste der echten Kohheeli werden mit hohen Preisen bezahlt, die Stuten sind kaum käuflich: ein Mann büßt seinen guten Ruf ein, wenn er gegen Gold oder Silber einen so kostbaren Schatz hinweg gibt. Gerade im Hedjahs gehört das Roß so recht eigentlich zur Familie, und diese widmet ihm ungleich mehr Sorgfalt, als ihren Angehörigen selber. Wenn ein Krieger einen gefährlichen Zug vollführen will, wünscht die Familie nicht dem Manne, sondern dem Pferde das beste Glück, und wenn dieses nach einer Schlacht allein zum Zelte hereinkommt, ist der Schmerz über den im Gefechte gebliebenen Reiter bei weitem nicht so groß, als die Freude über die Rettung des Rosses. Der Sohn oder ein naher Verwandter des Gefallenen besteigt das edle Thier, und ihm liegt die Verpflichtung ob, den Tod des Reiters zu rächen, während der Verlust des Pferdes auch nicht einmal durch erfüllte Rache gesühnt werden kann. Wenn ein Pferd in der Schlacht getödtet oder vom Feinde genommen worden ist, und der Reiter allein zu Fuße zurückkommt, wartet seiner ein schlechter Empfang. Das Schreien und Wehklagen will kein Ende nehmen, und die Trauer währet monatelang.

Aber ein solches Pferd ist auch nicht mit irgend einem anderen zu vergleichen! Der Araber muthet seinen Kräften, wie bemerkt, sehr viel zu, er behandelt es jedoch auch mit einer Liebe ohne Gleichen. Von Jugend auf vernimmt das Thier kein böses Wort, bekommt es keinen Schlag. Es wird mit der größten Geduld, mit der größten Zärtlichkeit erzogen und theilt mit seinem Herrn Freud und Leid, das Zelt, ja beinahe das Lager. Es bedarf keiner Peitsche, kaum eines Sporenstoßes, ein Wort seines Reiters genügt, um es anzutreiben. Der Mensch und das Thier haben sich hier eben auf das innigste verbrüdert, und der eine wie das andere fühlen sich gedrückt, wenn der treue Gefährte fehlt. Mehr als einmal schon ist es vorgekommen, daß ein Pferd den Leichnam seines im Kampfe gefallenen Reiters noch von der Wahlstatt bis zum Zelte trug, gleichsam, als wisse es, daß es den gefallenen Mann nicht dem Hohn und Spott des Feindes preisgeben dürfe.

Ebenso groß, als die liebenswürdigen Eigenschaften des Wesens sind die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit des arabischen Pferdes, was die Nahrung anlangt. Es ist mit Wenigem zufrieden und im Stande, bei schmaler Kost noch die größten Anstrengungen zu ertragen. Kein Wunder, daß solch ein Thier von hundert Dichtern glühend besungen worden, daß es das ausschließliche Gespräch der Männer am Lagerfeuer, daß es der Stolz und das höchste Kleinod des Arabers ist!

Man kennt eine Menge von Geschichten, welche beweisen, wie schwer es dem Wüstensohne wird, sich von seinem Pferde zu trennen. Es ist begründet, daß nicht einmal der gleißnerische Schimmer des Goldes, welcher sonst einen so großen Eindruck auf den räuberischen Mann zu machen pflegt, im Stande ist, die Zuneigung zu seinem Pferde abzuschwächen. Je edler das Roß, um so theurer ist es der glücklichen Familie, welche es besitzt; ja selbst um das einfachste Pferd, welches ein Besitzer verkaufen muß, wird noch stundenlang gefeilscht, weil der erste Besitzer schon im voraus den Glücklichen beneidet, der solchen Schatz ihm entreißen soll.

Wirklich spaßhaft anzuhören sind die Lobeserhebungen, welche dem edlen Pferde gespendet werden. „Sage mir nicht, daß dies Thier mein Pferd ist, sage, daß es mein Sohn ist! Es läuft schneller, als der Sturmwind, schneller noch, als der Blick über die Ebene schweift. Es ist rein, wie das Gold. Sein Auge ist klar und so scharf, daß es ein Härchen im Dunkeln sieht. Die Gazelle erreicht es im Laufe. Zu dem Adler sagt es: Ich eile, wie du, dahin! Wenn es das Jauchzen der Mädchen vernimmt, wiehert es vor Freude, und an dem Pfeifen der Kugeln erhebt sich sein Herz. Aus der Hand der Frauen erbettelt es sich Almosen, den Feind schlägt es mit dem Hufe ins Gesicht.

Wenn es laufen kann nach Herzenslust, vergießt es Thränen aus seinen Augen. Ihm gilt es gleich, ob der Himmel rein ist, oder der Sturmwind das Licht der Sonne mit Staub verhüllt; denn es ist ein edles Roß, welches das Wüthen des Sturmes verachtet. In dieser Welt gibt es kein zweites, welches ihm gleiche. Leicht, wie eine Schwalbe, eilt es dahin, so leicht ist es, daß es tanzen könnte auf der Brust deiner Geliebten, ohne sie zu belästigen. Sein Schritt ist so sanft, daß du im vollsten Laufe eine Tasse Kaffees auf seinem Rücken trinken kannst, ohne einen Tropfen zu verschütten. Es versteht Alles, wie ein Sohn Adams, nur daß ihm die Sprache fehlt."

Gar nicht selten kommt es vor, daß ein Araber dem andern aus ganz besonderer Gunst sein Pferd verkauft, obgleich der Käufer nicht im Stande ist, die geforderte Summe zu erlegen. Dann begnügt sich der frühere Besitzer vielleicht mit der Hälfte, und der glückliche Käufer muß nach und nach den Kaufschilling erlegen, bis dahin aber bleibt das Thier beider Eigenthum, und Alles, was mit seiner Hilfe erworben, errungen, erraubt wird, gehört Beiden zu gleichen Theilen. Dem Fremden überläßt der edle Araber sein Roß um keinen Preis. Einen Dieb verfolgt er solange, als er kann, bis in das Herz des feindlichen Stammes hinein; doch gilt ihm die Ehre des Pferdes über Alles: man erzählt, daß ein Araber den Dieb, welcher ihn um die beste Stute bestahl, darauf aufmerksam machte, wie er das edle Thier zu vollstem Laufe bringen könne, damit dieses den Ruhm behalte, unter allen Pferden das schnellste zu sein.

Nächst den Arabern behandeln die Perser und die Engländer ihre Pferde am besten. Ueber das persische Pferd brauche ich nach Vorstehendem kaum noch Etwas zu sagen; denn die Behandlung, welche die Perser ihren Pferden angedeihen lassen, haben sie den Arabern abgelernt, wie sie ja auch ihre guten Pferde erst durch Kreuzung mit edlen arabischen Rossen erhielten. In früheren Zeiten sollen übrigens die Perser weit mehr Sorgfalt auf die Züchtung des Pferdes verwendet haben, als jetzt. Gegenwärtig sind die Engländer ihnen hierin entschieden überlegen. Sie haben seit etwa zweihundert Jahren der Pferdezucht außerordentliche Aufmerksamkeit zugewendet und wirklich ungewöhnliche Ergebnisse erzielt. Früher gab man großen starkknochigen Pferden vor anderen den Vorzug; später führte man aber arabische Zuchthengste in England ein, und so entstand nach und nach das englisch-arabische Pferd, welches gegenwärtig über die ganze Insel verbreitet ist. Echte Vollblutpferde findet man nirgends in so großer Anzahl, als in England. Das britische Gold ermöglicht eben auch die Veredelung und Reinhaltung des Rosses.

Der sogenannte Renner gilt allgemein als das beste aller englischen Pferde. Er zeichnet sich durch langgestreckten Leib und feine Beine aus. Nur noch seinem ursprünglichen Stammvater, dem arabischen Pferde, wird solche Aufmerksamkeit erwiesen, als ihm. Die Zucht, Behandlung und Ausbildung des Rennpferdes ist in England zu einer Wissenschaft geworden, und diese wird von den Vornehmsten des Landes mit großem Eifer betrieben. Man hat bei der Sorgfalt, mit welcher man die Pferde behandelt, wichtige Erfahrungen gewonnen. Die Versuche zur Verbesserung der Rassen haben bewiesen, daß Größe, Gestalt, Wesen und Anlagen, welche einer Rasse angehören, erblich sind, und daß Erziehung und äußere Verhältnisse einen sehr geringen Einfluß üben. Ferner hat man beobachtet, daß jedes Fohlen in der Gestalt mehr nach der Mutter, als nach dem Vater geräth, daß es aber von letzterem die Form des Kopfes und der Füße, das Wesen und die Schnelligkeit erbt. Manche Gebrechen werden leicht fort und fort von den Eltern auf die Nachkommen übertragen, und ihre Ausrottung gelingt allein bei unausgesetzter Aufmerksamkeit. Niemals darf man eine geschätzte Rasse mit anderen Arten zusammenbringen, welche die gewünschten Eigenschaften nicht besitzen. Die blose Gemeinschaft mit ihnen ist schädlich. Alle diese Erfahrungen sind den Arabern schon seit Jahrhunderten bekannt und haben bei ihnen zu den gleichen Vorsichtsmaßregeln geführt, wie bei den Engländern. Letztere sehen gegenwärtig womöglich noch strenger auf die reine Abstammung, als die ersteren. In England findet man Stammbäume, welche mit der größten Genauigkeit ausgeführt und durch die sichersten Leute beglaubigt sind.

Das berühmteste aller Rennpferde war Eclipse, deren Leistungen ich schon oben gedacht habe. Eclipse stammte von arabischen Eltern ab, welche jedoch beide nicht eben geschätzt waren. Marsk, der Vater, lief halbwild im Walde herum; Spiletta, die Mutter, wurde beim ersten Rennen geschlagen, zum Abstechen verdammt und nur durch die Dazwischenkunft eines Knechtes gerettet. Der Sohn dieses Pferdes wurde niemals geschlagen; aber seine Laufbahn als Rennpferd war dennoch sehr kurz. Sie währte nur siebzehn Monate. Nach dieser Zeit ließ kein Pferdebesitzer mehr seine Rosse mit dem unübertrefflichen Läufer wetteifern. In der kurzen Zeit seines Ruhmes gewann er mehr als 25,000 Pfund Sterling. Sein Eigner hatte ihn von dem Herzog von Cumberland, in dessen Gestüt er geboren war, für 75 Guineen erkauft und verlangte,



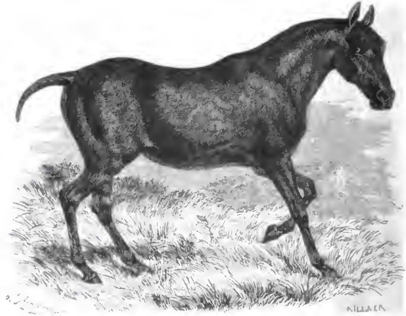
Der englische Renner.

nachdem er durch das Pferd reich geworden war, zehn Jahre nach seinem letzten Rennen für Eclipse und sechs seiner Nachkommen noch die Summe von 25,000 Pfund nebst einem Jahrgehalt von 500 Pfund. Das prächtige Thier starb in einem Alter von 25 Jahren im Jahre 1789. Sein Geripp wurde nach dem Museum in Oxford gebracht, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Nächst dem eigentlichen Renner ist das englische Jagdpferd überaus geschätzt. Es ist stärker und kräftiger, aber höchst fein gebaut, besitzt die Ausdauer und Schnelligkeit des arabischen Pferdes und ist für seinen Zweck geradezu unübertrefflich; dennoch steht es im Preise dem Renner bedeutend nach.

Es ist hier nicht der Ort, auf die übrigen Rassen der Pferde einzugehen; wir können nicht einmal die vorzüglichsten derselben besprechen. Ich will blos erwähnen, daß in einigen Büchern deren bereits über anderthalb Hundert angegeben werden.

Fitzinger glaubt fünf Stammarten der Pferde annehmen zu dürfen, und diese Ansicht hat wohl ebensoviel für sich, als die anderer Gelehrten, welche nur eine Urart für sämmtliche Pferde, für das flämisch-englische Karrenpferd, wie für den Shetlands-Pony gelten lassen wollen. Jene fünf Stammarten sind der Tarpan, das nackte, das leichte, das schwere und das Zwergpferd. Des Letzteren und des Tarpans haben wir bereits gedacht; von den übrigen verdient hauptsächlich das nackte Pferd noch einer kurzen Erwähnung. Dieses auffallende Geschöpf ist erst in der letzten Zeit einige Male als seltene Sehenswürdigkeit gezeigt, aber noch keineswegs bekannt geworden. Ueber sein Vaterland herrschen nur Muthmaßungen, obgleich ein Reisender behauptet hat, ganze



Das nackte Pferd (Equus nudus).

Trupps dieser Pferde im Inneren von Kabul oder Afghanistan in wildem oder halbwildem Zustande gesehen zu haben. Die nach Europa gekommenen nackten Pferde stammten gewöhnlich von Zigeunern her, welche behaupteten, sie in der Krim erhandelt zu haben. Andere wurden in den Kriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Türkei erbeutet.

Das nackte Pferd (Equus nudus) ähnelt hinsichtlich seiner äußeren Form am meisten dem arabischen. Es ist schön gebaut und mittelgroß, aber mit Ausnahme einiger wenigen, kaum bemerkbaren Härchen, welche hier und da höchst vereinzelt stehen, vollkommen nackt. Sogar Mähne und Schweif fehlen; denn die zehn oder zwölf einzelnen, etwa Zoll langen, unbiegsamen und spröden Haare, welche am Ende des Schwanzes stehen, kann man wahrhaftig keinen Roßschweif nennen. Die glatte, sammetweiche und zarte, fettig glänzende Haut ist von dunkelmausgrauer oder bräunlich



Pony's von Shetland.

schwarzer Färbung. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß weder Krankheit, noch eine betrügerische Fälschung Seitens der Besitzer Ursache dieser Nacktheit sind.

Als Hausthier dürfte das merkwürdige Geschöpf nicht zu empfehlen sein. Die Haut ist so empfindlich, daß sie schon durch das bestgewählteste Geschirr wund gedrückt wird.

Das leichte Pferd (Equus velox) ist über einen großen Theil des altweltlichen Nordens verbreitet; es reicht von Norwegen bis an die chinesischen Gebirge. Sein Leibesbau ist etwas plump, aber nicht gerade ungefällig, die Behaarung fein und dicht, die Färbung ein unbestimmtes fahles Grau oder Gelb, meist mit dunklen Mittelstreifen längs des Rückens.

Ueber die ursprüngliche Heimat des schweren Pferdes (Equus robustus) ist gar Nichts zu sagen. Diese Art oder die Rassen, welche Fitzinger unter dem Namen des schweren Pferdes vereinigt, finden sich in Mitteleuropa. Das flämisch-englische Karrenpferd, ein wahrer Elefant unter den Rossen, scheint das schwere Pferd in seiner Vollendung darzustellen.

Heutzutage ist das zahme Pferd fast über den ganzen Erdball verbreitet. Es fehlt nur in den kältesten Gegenden und auf mehreren Inseln, wo der Mensch seiner noch nicht bedarf. Seine Nahrung ist, wie wir schon sahen, sehr verschieden nach der Oertlichkeit, welche es bewohnt. Pflanzen verschiedener Art und die Körner einiger Getreidearten sind das natürliche Futter. In trockenen Gegenden gedeiht es entschieden besser, als in feuchten, sumpfigen, obwohl es schlechtere Gräser verzehrt, als andere Hausthiere. Man züchtet es entweder in wilden oder in halbwilden und endlich in zahmen Gestüten. In jenen werden die Herden das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen. Die dort geborenen Pferde sind sehr dauerhaft, kräftig und genügsam, werden aber niemals so schön, als die unter Aufsicht des Menschen geborenen und erzogenen. Solche wilde Gestüte finden sich in Europa nur in Rußland. Halbwilde Gestüte sind solche, wo sich die Pferdeherden vom Frühjahr bis zum Herbst in Wäldern und auf großen Weideplätzen herumtreiben, im Winter aber in Ställen gehalten und beaufsichtigt werden, wie in Norwegen. Zahme Gestüte endlich sind jene, wo die Pferdezucht unter strengster Aufsicht des Menschen getrieben wird. Die größten Gestüte befinden sich in Rußland, Polen und Ungarn. In Rußland soll ein Graf Orlow in einem einzigen seiner Gestüte an 8000 theils zahme, theils halbwilde Pferde besitzen. Das größte Gestüt des österreichischen Kaiserreichs befindet sich in Niederungarn und zählt an 3000 Pferde.

Zur Veredelung der Pferderassen sind gute Hengste unumgängliche Bedingung. Die Araber werden noch heutigen Tages sehr bevorzugt; sie verbessern alle übrigen Rassen. Die Paarungszeit des Pferdes fällt zwischen das Ende des März und den Anfang des Juni. Dreijährige Stuten sind fortpflanzungsfähig; den Hengst läßt man nicht gern vor dem vierten Jahre zur Paarung. Von seinem siebenten Jahre an genügt er für 50 bis 100 Stuten. Letztere werfen 10½ bis 12 Monate nach der Begattung ein einziges Füllen, welches sehend und behaart geboren wird und nach wenigen Minuten schon stehen und gehen kann. Man läßt es etwa fünf Monate saugen, sich tummeln und spielen; dann entwöhnt man es von der Mutter, nachdem man ihm gelehrt hat, nach und nach allein zu fressen. Im ersten Jahre trägt es einen wolligen Pelz, eine kurze, aufrecht stehende, gekräuselte Mähne und ähnlichen Schweif, im zweiten Jahre werden die Haare glänzender, Mähne und Schweif länger und schlichter. Das spätere Alter erkennt man ziemlich richtig an den Schneidezähnen. Acht bis vierzehn Tage nach der Geburt erscheinen oben und unten die beiden mittelsten, die sogenannten Zangen; zwei oder drei Wochen später bricht zu jeder Seite der Zangen wieder ein Zahn aus, und nun sind die sogenannten Mittelzähne vollständig. Nach fünf bis sechs Monaten erscheinen die äußeren Schneidezähne, und damit sind die Milch- oder Füllenzähne, kurze, glatte, glänzende, milchweiße Gebilde, vollendet. Nach dem Ausfallen der Füllenzähne erhält das Roß die Pferdezähne. Im Alter von 2½ Jahren werden die Zangen ausgestoßen und durch neue Zähne ersetzt; ein Jahr später wechseln die Mittelzähne, im nächsten Jahre die sogenannten Eckzähne oder besser die äußeren Schneidezähne. Mit ihnen brechen die wirklichen Eckzähne oder die Haken durch, zum Zeichen, daß die Ausbildung des Thieres beendet ist. Vom fünften Jahr ab sieht der Beurtheiler des Alters bei Pferden

nach den Gruben, „Kunden" oder „Bohnen" in den Zähnen, linsengroßen, schwarzbraunen Höhlungen auf der Schneide der Pferdezähne. Diese verwischen sich an der unteren Kinnlade im Alter von fünf bis sechs Jahren, an den Mittelzähnen im siebenten, an den Eckzähnen im achten Jahre des Alters; dann kommen in gleicher Zeitfolge die Oberzähne daran, bis im elften bis zwölften Jahre sämmtliche Gruben verschwunden sind. Mit zunehmendem Alter verändert sich auch allmählich die Gestalt der Zähne: sie werden um so schmäler, je älter sie sind. Bei manchen Pferden verwischen sich die Kunden niemals, weil die Schneidezähne der oberen Kinnlade nicht auf die anderen passen.

Das Pferd wechselt nur die kleinen, kurzen Haare und zwar hauptsächlich im Frühjahre. Das längere Winterhaar fällt um diese Zeit so schnell aus, daß es schon in Zeit eines Monats der Hauptsache nach beendigt ist. Nach und nach werden die Haare ersetzt und von Anfang Septembers oder Oktobers an beginnen sie sich wieder merklich zu verlängern. Die Haare in der Mähne und im Schwanze bleiben unverändert.

Leider ist das edle Roß vielen Krankheiten unterworfen, und oft hausen ansteckende Seuchen in furchtbarer Weise unter dem Pferdebestand einer Gegend. Die wichtigsten Krankheiten sind der Spath, eine Geschwulst und spätere Verhärtung des Sprunggelenkes, die Druse, eine Anschwellung der Drüsen unter den Kinnladen, die Räute, ein trockner oder nasser Ausschlag, wobei die Haare ausgehen, der Rotz, eine starke Entzündung in der Nasenscheidewand, welche furchtbar ansteckt, sich selbst auf Menschen überträgt, der rasende Koller, eine Gehirnentzündung, oder der Dummkoller, ein ähnliches Leiden, der graue und der schwarze Star, welche beide unheilbar sind, und andere. In den Gedärmen und in der Nase wohnen die Larven von Biesfliegen, in den Nieren „Palisaden", in den Augen Fadenwürmer, auf der Haut Lausfliegen und Milben.

Das Pferd kann ein Alter von vierzig Jahren erreichen, wird aber meist so schlecht behandelt, daß es oft schon mit zwanzig Jahren greisenhaft ist. Das Pferd, welches der österreichische Feldmarschall Lacy im Türkenkriege ritt, wurde auf Befehl des Kaisers sorgfältig gepflegt und erreichte ein Alter von 46 Jahren. Der Bischof von Metz besaß ein Pferd, welches 50 Jahre alt und noch bis zu den letzten Tagen zu leichter Arbeit verwendet wurde. In England soll ein Pferd sogar 62 Jahre erreicht haben.

Ueber die Eigenschaften, Gewohnheiten, Sitten und Eigenthümlichkeiten der Pferde, kurz, über das geistige Wesen will ich Scheitlin reden lassen. „Das Pferd," sagt er, „hat Unterscheidungskraft für Nahrung, Wohnung, Raum, Zeit, Licht, Farbe, Gestaltung, für seine Familie, für Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungsgabe, innere Vorstellungskraft, Gedächtniß, Erinnerungsvermögen, Einbildungskraft, manchfache Empfindungsfähigkeiten für eine große Anzahl von Zuständen des Leibes und der Seele. Es fühlt sich in allen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, ist der Zufriedenheit mit seinem gegebenen Verhältnisse und des Verlangens nach einem anderen, ja selbst der Leidenschaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist groß und wird leicht in Geschicklichkeit umgewandelt; denn das Pferd ist außerordentlich gelehrsam."

„Viele Thiere sehen und hören besser, als das Pferd. Dieses riecht und schmeckt auch nicht besonders fein, und sein Gefühl ist nur an den Lippen gesteigert. Dafür ist seine Wahrnehmungsgabe für nahe Gegenstände ganz außerordentlich, so daß es alle Gegenstände um sich her genau kennen lernt, womit dann erst noch ein vortreffliches Gedächtniß verbunden ist. Wir kennen die Erzeugnisse seiner Wahrnehmungsgabe, seinen Ort-, Stall-, Steg- und Wegsinn, und seine Sicherheit, einen Pfad, wenn es ihn auch nur einmal gemacht hat, wieder zu erkennen. Es kennt den Weg viel besser, als sein Führer. Seiner Kenntniß gewiß, widersetzt es sich an einem Scheideweg fast starrsinnig dem Unrechtführer. Reiter und Kutscher können ruhig schlafen und im tiefsten Dunkel dem Pferde die Wahl des Weges überlassen. Diese Wahl ist schon vielen betrunkenen Fuhrleuten aufs Beste zu Statten gekommen und hat schon Tausenden Leben und

Habe gerettet. Wie schnell erkennt es den Gasthof wieder, in welchem es einmal eingekehrt ist, aber auch wie hartnäckig glaubt es wieder einkehren zu dürfen! Es ist, als ob es meine, der Führer, der Reiter kenne den Gasthof nicht so gut, als es ihn kenne; es ist, als ob es ihn zurechtweisen müsse. Ist es einmal beim Gasthof vorüber, so läuft es wieder ganz willig. Es scheint nun sich selbst zu berichtigen und zu denken, sein Führer habe nicht Unrecht; denn er wolle nun einmal da nicht einkehren. Doch erkennt es den Gasthof als solchen nicht am Schilde. Willig läuft es bei denen vorbei, in welchen es noch nie gewesen. Seinen ehemaligen Herrn und Knecht erkennt es nach vielen Jahren noch sogleich wieder, läuft auf ihn zu, wiehert ihn an, leckt ihn und bezeigt eine gar innige Freude; es weiß nur nicht recht, wie es seine Freude äußern soll. Es merkt augenblicklich, ob ein anderer Mensch, als der gewöhnliche, auf seinem Rücken sitzt. Bisweilen schaut es rückwärts, sich darüber völlig ins Reine zu setzen. Vollkommen erkennt es den Sinn der Worte des Wärters und vollkommen gehorcht es denselben. Es tritt aus dem Stalle zum Brunnen, zum Wagen, läßt sich das Geschirr an- und auflegen, läuft dem Knechte wie ein Hund nach, geht von selbst wieder in den Stall. Einen neuen Knecht oder ein neues Nebenpferd schaut es sinnvoll an, in ganz anderer Weise, als die Kuh das neue Thor. Alles Neue erregt es stark, ein neuer Wagen, eine neue Kutsche ist ihm wichtig. Wo etwas Neues, Auffallendes durch Größe, Form und Farbe zu sehen ist, trabt es herzu, schaut und schnauft es an."

„Seine Wahrnehmungsgabe, sein Gedächtniß und seine Gutmüthigkeit machen es möglich, ihm alle Künste des Elefanten, Esels und Hundes beizubringen. Es muß Räthsel lösen, Fragen beantworten, durch Bewegen mit dem Kopfe Ja und Nein sagen, durch Schläge mit dem Fuße Zahlengrößen der Uhr u. s. w. bezeichnen. Es sieht auf die Bewegung der Hände und Füße des Lehrers, versteht die Bedeutung der Schwingung der Peitsche und diejenige der Worte, so daß es schon ein kleines Wörterbuch in der Seele hat. Aufs Wort stellt es sich krank, steht es dumm mit ausgebreiteten Beinen und hängt es den Kopf, schwankt es traurig und matt, sinkt langsam, plumpt auf die Erde, liegt wie todt, läßt auf sich sitzen, die Beine auseinander legen, am Schwanze zerren, die Finger in die so sehr empfindlichen Ohren stecken u. s. w., aber aufs hingeworfene Wort, es durch den Henker abholen zu lassen, springt es wieder auf und rüstet sich wieder munter und froh: es hat den Befehl völlig verstanden. Daß ihm der Spaß, den es oft wiederholen muß, gefalle, nimmt man nicht wahr; ihm kann nur Laufen und Springen behagen. Wie lange wird man's lehren müssen, bis es durch zwei große Reife springt, die ziemlich weit von einander entfernt mit weißem Papier scheibenartig sich ihm wie eine weiße Mauer darstellen? Wer sieht nicht gern Bereiterkünste? Es ist dabei nicht der Mensch, sondern das Pferd das Merkwürdigste. Daß der Mensch lernen kann und will, nimmt uns nicht wunder, sondern, daß das Pferd lernen kann. Man muß wirklich nicht fragen: Was kann es lernen? sondern: was kann es nicht lernen?"

„Wer einem Pferde etwas Menschliches lehren will, muß es, anfangs wenigstens, rein menschlich, d. h. nicht durch Prügel, noch Drohungen, noch Hunger lehren wollen, sondern nur das gute Wort brauchen und es geradeso behandeln, wie ein guter, verständiger Mensch einen guten, verständigen Menschen behandelt. Was auf den Menschen wirkt, wirkt auch aufs Pferd. Will es sich z. B. nicht beschlagen, den Fuß nicht aufheben lassen, so streichelt man es, streichelt seinen Fuß, gibt ihm gute Worte, verweist ihm seine Ungeduld, seinen Ungehorsam, hält ihm, um es zu zerstreuen, Hafer vor; frißt es, so probirt man den Fuß aufzuheben, will es solches nicht geschehen lassen, so entzieht man ihm den Hafer, schaut es diesem nach, so hält man ihm diesen wieder vor, probirt es nochmals mit dem Fuße u. s. w. So gewinnt man alle Pferde, die früher nicht mißhandelt, nicht schlechter erzogen worden sind. Der Regel nach sind die Pferde völlig Kinder im Guten und Bösen."

„Das Pferd hat neben seinem Ortsgedächtniß auch Zeitsinn. Es lernt im Takte gehen, trotten, galoppen und tanzen. Es kennt auch Zeitunterschiede im Großen, es weiß, ob es Morgen, Mittag oder Abendzeit. Es ermangelt selbst des Tonsinns nicht. Wie der Krieger, liebt es den Trompeten-

ton. Es scharrt freudig mit dem Vorderfuße, wenn dieser Ton zum Laufen im Wettrennen und zur Schlacht ertönt, es kennt und versteht auch die Trommel und alle Töne, die mit seinem Muth und mit seiner Furcht in Verbindung stehen. Es kennt den Kanonendonner, hört ihn aber, wenn es in Schlachten zerschossene Gefährten gesehen, nicht gerne. Der Wolkendonner ist ihm ebenfalls nicht angenehm. Vielleicht wirkt das Gewitter nachtheilig ein."

„Das Pferd ist der Furcht sehr zugänglich und nähert sich auch darin dem Menschen. Es erschrickt über einen ungewohnten Ton, ein ungewohntes Ding, eine flatternde Fahne, ein Hemd, was zum Fenster herausweht. Sorgsam beschaut es den Boden, welcher Steine hat, sorglich tritt es in den Bach, den Fluß. Ein Pferd, welches in eine Hausgrube gefallen und wieder herausgezogen worden war, war sehr erschrocken; ein anderes, welches in eine Kalkgrube gesprungen war, ließ sich willig binden und herausziehen: es wollte den Rettenden helfen. Auf schmalen Gebirgspfaden zittert es. Es weiß, daß es nur Fuß ist und sich an gar Nichts anhalten kann. Den Blitz fürchtet es heftig. Im Gewitter schwitzt es vor Angst, erschlagen zu werden. Reißt eins aus, so kann das andere, unerschrockene es zurückhalten; gewöhnlich aber ergreift es der Schrecken ebenfalls, und beide rennen in immer steigender Furcht und Angst, rasen über und durch alles Mögliche heim, in die Tenne, an eine Wand, wie toll. Wieviel Unglück veranlaßt und verursacht das sonst so verständige, gehorsame und gutwillige Thier, welches dem Herrn, dem Knecht, der Frau, dem Mädchen, Jedem, der es gut behandelt, gern gehorcht!"

„Das Pferd kann sich verwundern, es kann stutzen, kann über unbedeutende Dinge, wie ein Kind, erschrecken, es kann sich enttäuschen lassen, und sein Kennen kann durch seinen Verstand zum Erkennen werden. Daraus erhellet, daß sein Verstand zerrüttet, daß es verrückt werden kann. Durch rohe Behandlung, durch Fluchen und Prügeln der Roßknechte ist schon manches Pferd schändlich verdorben, um allen seinen geistigen und gemüthlichen Werth gebracht und völlig dumm und toll gemacht worden. Dagegen wird das Pferd durch edle Behandlung veredelt, hoch gehoben, durch sie zum halben Menschen gemacht."

„Die einzige wahre Lust des Pferdes ist zu rennen. Es ist von Natur ein Reisender; bar zur Lust rennen weidende Pferde in den russischen Steppen, reisen mit den Kutschen im Galopp viele Stunden, eine Tagereise weit, sicher, daß sie ihren langen Pfad wieder zurückfinden. Welche Wanderung machen sie in Paraguay! Auf den Weiden tummeln sie sich munter, werfen vorn und hinten auf und treiben allerlei Muthwillen, rennen mit einander, beißen einander. Es gibt solche, die immer andere necken. Junge necken sogar Menschen. Eine beachtenswerthe Erfahrung! Das Thier, das sich am Menschen versucht, muß sich dem Menschen nahe fühlen, muß in ihm beinahe seines Gleichen sehen. Ein junges Pferd rannte in einem langen, schmalen Alpthale einem Trüppchen Reisender nach, d. h. es ließ sie zuerst ungehindert vorbeigehen, dann galoppirte es ihnen nach bis auf einen einzigen Schritt vor sie hin, stand dann plötzlich still und sah sie an, dann rannte es wieder zurück, that, als ob es weiden wolle, kam dann wieder herangesprengt, und so neckte es sie vier oder fünf Male zu deren nicht geringer Furcht. Es trieb offenbar reinen Muthwillen, wie ihn ein Mensch treibt, der sich überlegen fühlt. Als die Reisenden endlich über eine als Hecke dienende Mauer gestiegen waren, rannte es an dieser mehrmals auf und ab, um eine Stelle zum Hinüberspringen zu finden, um sie noch weiter zu necken. Da es keine fand, sprengte es wieder lustig auf seine alte Weidestelle zurück."

„Seine Rennlust in Verbindung mit seinem Adel oder seinem Stolze leisten im römischen Corso beinahe Unglaubliches. Auf ein gegebenes Zeichen sind die Pferde bereit, den Wettkampf zu beginnen: sie wiehern hell auf, sie stampfen vor Ungeduld. Dann stürzen sie sich auf die Bahn, und eins will das andere übereilen. Niemand sitzt auf ihnen, Niemand sagt ihnen, um was es sich handle, Niemand feuert sie an; sie merken es von sich aus. Jedes feuert sich selbst an und wird von jedem angefeuert. Und das, was zuerst am Ziele ist, lobt sich selbst und wird von den Menschen gelobt. Es ist dafür empfindlich; doch wird kein Neid oder Haß gegen den Sieger

in ihm wahrgenommen. Voll Ehrgefühl schadet es sich bisweilen selbst, weil es immer voran will und sich zu Tode liefe, wenn man es nicht zurückhielte. Manche muß man voranlassen; viele laufen nur, wenn andere vor ihnen sind, wollen aber dann doch nicht hinter diesen zurückbleiben; manche laufen nur mit Bekannten, mit Kameraden. Welch Ehrgefühl entwickelt sich in dem englischen Wettrenner! Wie schmeichelt sich das Pferd des Generals! Es merkt seine Vortrefflichkeit, und daß es ein Königsroß sei, dem Ehre gebühre, und daß man es verehre."

„Der ganze Hengst ist ein furchtbares Thier. Seine Stärke ist ungeheuer, sein Muth über alle Begriffe, sein Auge sprüht Feuer. Die Stute ist viel sanfter, gutmüthiger, willfähriger, gehorsamer, lenksamer; darum ist sie auch den Hengsten oft vorgezogen. Der Trieb zur Begattung ist bei den Pferden heftiger, als bei anderen Thieren; aus solcher Kraft entspringen eben große, stolze Kräfte. Der Wallach hat zwar durch Verschneidung viel verloren, ist aber durch sie nicht, wie der Stier, zum matten Ochsen, sondern nur ein milderes, gehorsameres Wesen geworden, hat blos aufgehört, eine lodernde, verzehrende Flamme zu sein."

„Das Pferd ist aller Erregung fähig. Es liebt und haßt, ist neidisch und rachsüchtig, launisch u. s. w. Mit manchen Pferden verträgt es sich sehr gut, mit anderen schwer oder gar nicht, und diese oder jene nimmt es nie zu Gunsten an. Es kennt den Blick des Menschen wohl und hält ihn aus; man nimmt jedoch wahr, daß der Blick des Menschen, wenn er scharf ist, einwirkt. Man erzählt vom Pferde Wunderdinge des Verstandes, Gemüthes und seiner tiefen, inneren Natur. Bedenklich stellten sich Pferde über den Leichnam ihres Herrn, neigten sich über ihn hin, beschauten sein Angesicht lange, schnopperten es an, wollten nicht von ihm weg, wollten ihm im Tode noch treu bleiben. Andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie gegen einander kämpfen müßten. Ein Pferd ergriff seinen betrunkenen Reiter, um ihm wieder hinaufzuhelfen; ein anderes wandte und drehte sich, um es dem im Steigbügel Hängengebliebenen zu ermöglichen, daß er seinen Fuß herausziehen könne. Durch den Umgang mit guten Menschen wird das Pferd immer menschlicher, durch den mit bösen immer thierischer, viehischer."

„Kein Pferd ist dem anderen gleich. Bissig und böse, falsch und tückisch ist das eine, zutraulich und sanft das andere. Entweder hat die Natur oder die Erziehung oder beide sie so verschieden gemacht. Ein Pferd, das beschlagen werden sollte, stieß mit dem Kopfe den Schmied plötzlich um, und stampfte mit seinen Füßen so auf ihm herum, daß er bluttriefend hervorgezogen werden mußte."

„Wunden fürchtet das Pferd nicht; Operationen unterwirft es sich mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält es in der Schlacht aus, und hat sogar Lust im Streite: es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist eigenthümlich genug: es lacht der Gefahr. Wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig; es merkt den Tod."

„Wie verschieden ist das Schicksal der Pferde! Das Loos der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer genährt, alt ein Karrengaul und mit Riedgras und mit Prügeln gefüttert und verachtet zu werden. Vielen Rossen ist schon eine Thräne nachgeweint und mit Recht ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Manneszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie träger, matter werden; sie blühen, reifen und verwelken!" —

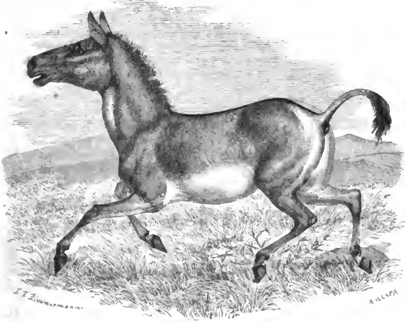
Kaum minder wichtig für den menschlichen Haushalt, als das Pferd, ist der **Esel**. Einige Forscher der Neuzeit wollen in ihm und seinen Verwandten eine besondere Sippe sehen; doch sind die Unterschiede zwischen den eigentlichen Pferden und den Eseln sehr geringfügige. Während bei den Pferden an den vorderen und hinteren Beinen eine Hornwarze vorhanden, der Nacken mit einer langen Mähne besetzt und der Schwanz von seiner Wurzel an behaart ist, zeigt der Esel blos an den

Vorderbeinen die Hornwarze, trägt nur eine kurze, aufrechtstehende Mähne und besitzt einen erst am Ende lang behaarten Schwanz. Auch sind seine Ohren viel länger, der Widerrist ist niederer und die Sohle des Hufes eiförmiger gestaltet, als beim Pferde. Hiermit sind aber auch alle Unterscheidungsmerkmale angegeben, und im übrigen stehen sich alle Pferde und alle Esel sehr nahe.

Bisher hat man ziemlich allgemein den asiatischen Wildesel oder Kulan als den alleinigen Stammvater des zahmen Esels angenommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Thier schon im Alterthum häufig gezähmt worden ist, namentlich zur Zeit, als die Römer die Weltherrschaft besaßen; allein seit man weiß, daß nahverwandte Arten sich unter einander fruchtbar vermischen und Nachkommen erzeugen, welche unter sich wieder fortpflanzungsfähig sind, sieht man den Kulan wenigstens nicht mehr als den einzigen Stammvater des Esels an. Sehr wahrscheinlich ist es, daß auch andere Wildesel an der Erziehung oder an der Erzeugung ihres jetzt im Dienste des Menschen geknechteten Verwandten theilhaben. So habe ich die feste Ueberzeugung, daß die zahmen Esel, welche man im ganzen Norden Afrikas findet, nicht vom Onager, sondern von dem Wildesel abstammen, welcher die Steppen nördlich von Habesch in großer Anzahl bewohnt. Auch wird wohl der „Dschiggetai“ oder Halbesel, welcher lange für unzähmbar galt, sein Theil an der Entstehung des Esels gehabt haben, und wenn es wahr ist, daß der Kiang, welcher die Hochebenen von Tibet bewohnt und von den Reisenden gewöhnlich „Wildpferd“ anstatt Wildesel genannt wird, sich von dem Halbesel als Art unterscheide, so dürfte auch dieser zur Stammvaterschaft des Hausesels herbeigezogen werden können.

Der Halbesel oder Dschiggetai der Mongolen, Langohr zu deutsch (Asinus hemionus), ist uns durch den ausgezeichneten Forscher Pallas vor fast hundert Jahren so gut beschrieben worden, daß bis zu G. Radde's neuesten Berichten kein anderer Beobachter Wesentliches hinzuzufügen wußte. In Größe und Ansehen vergleicht sich der Dschiggetai mit einem wohlgebauten, mittelmäßigen Maulthiere; doch übertrifft er dasselbe an Schönheit, zumal hinsichtlich seines schlanken Baues. Er mißt vom Scheitel bis zum After etwas über 5 Fuß; der Kopf ist 1 Fuß 8 Zoll, der Schwanz ohne Haarquaste 1 Fuß 4 Zoll lang, so daß also die Gesammtlänge 8 bis 8½ Fuß beträgt, bei einer Höhe von fast 4 Fuß über den Schultern und 4¼ Fuß über den Hüften. Der Kopf ist größer, als bei den Pferden, seitlich mehr zusammengedrückt, der Hals ist schlanker und rundlicher, als selbst bei hirschhalsigen Pferden. Der Körper ist ziemlich gestreckt, der Rücken eher gebogen, als gesenkt; die Glieder sind hoch, fein, stark von Sehnen, die Schultern, Hüften, Schenkel etwas hager, wie bei leicht gebauten Maulthieren. Der Schwanz ähnelt dem Kuhschwanz, die mäßig lange, dünne Rübe ist vollrund, von der Wurzel an bis auf die Mitte ganz kahl, sonst über die Hälfte mit dunklen Borsten behaart, welche am Ende eine 9 Zoll lange Quaste bilden. Die Ohren sind viel länger, als Pferdeohren, doch ungleich zierlicher, als beim Esel; die Augen sind mittelgroß, die Nüstern wie beim Pferde geöffnet. Eine weichhaarige und aufrechtstehende, dunkle, halbspitzige Mähne von etwa 4½ Zoll Höhe, welche der junger Füllen gleicht, verläuft vom Scheitel des Kopfes an bis über die Schultern. Die übrige Behaarung ändert nach den Jahreszeiten. Im Winter ist das Haar bis zwei Zoll lang, ziemlich zottig, am Rücken gewellt, weich wie Kamelwolle, außen isabellgrau, an der Wurzel aber blaßeisengrau, im Sommer dagegen kaum vierthalb Linien lang. Mehrere Haarwirbel und Scheidungen geben ihm einen verschiedenen Strich. Die Färbung der Schnauze ist weißlich, der übrige Kopf spielt immer mehr ins Gelbe; der Hals ist fahlgelb, der Rumpf vom Rücken bis an die Seiten fast ockergelb; die Seiten sind fahler, die Glieder noch bleicher. Der hintere Rand der Keulen, die Innenseite der Hinterbeine und die hintere Seite der Vorderbeine sind weißlich. Wo die Mähne aufhört, beginnt ein brauner, schwarzer Riemen, welcher längs dem Rücken hinunter bis an den buschigen Theil des Schwanzes fortläuft.

Offene, trockene, aber mit guten Sträuchern bewachsene Ebenen und Berglehnen des östlichen Mittelasiens, zumal der Mongolei, sind die Heimat des Halbesels. In den mit vielen Salzpfützen bestreuten Ebenen um den Tareisee schwärmt er jetzt am häufigsten. Früher sah man ihn in der argunischen Steppe herdenweise; jetzt finden sich dort nur zerstreute Trupps. Alte Hengste führen mehr als zwanzig Stuten und Füllen; gewöhnlich sind aber die Trupps geringer, und mancher Hengst hat nicht mehr, als zehn oder fünf Stuten. Diejenigen Hengste, welche aus den Herden der alten vertrieben wurden, folgen diesen gewöhnlich solange von ferne, bis es ihnen gelingt, eine oder mehrere Stuten vom Harem des älteren Hengstes abzulocken oder andere, verlaufene zu sammeln, und sich so einen eigenen Anhang zu schaffen. Die alten Hengste sollen zur Sprungzeit junge Stuten, welche noch nicht rossig sind, aus ihrer Herde entfernen, und dadurch den jüngeren Mitbewerbern Gelegenheit zur Erwerbung eines eigenen Trupps verschaffen.



Der Halbesel oder Dschiggetai (Asinus hemionus).

Diesen Angaben fügt Radde etwa Folgendes hinzu:

„Die bedeutendsten Wanderungen des Dschiggetai finden im Herbste statt, weil die unstete Lebensweise erst dann beginnen kann, wenn die Füllen vom letzten Sommer kräftig genug sind, die anhaltenden, schnellen Märsche mitzumachen. Ende Septembers trennen sich die jungen Hengste von den Herden, denen sie bis ins dritte oder vierte Jahr angehörten, und ziehen einzeln in die bergigen Steppen, um sich selbst eine Herde zu gründen. Dann ist der Dschiggetai am unbändigsten. Stundenlang steht der junge Hengst auf der höchsten Spitze eines steilen Gebirgsrückens, gegen den Wind gerichtet, und blickt weit hin über die niedrige Landschaft. Seine Nüstern sind weit geöffnet; sein Auge durchirrt die Oede. Kampfgierig wartet er eines Gegners; sobald er einen solchen gewahrt, sprengt er ihm in gestrecktem Galopp entgegen. Nun entbrennt ein blutiger Kampf um die Stuten.

Der Angreifende jagt gehobenen Schweifes an dem Führer der Herde vorbei und schlägt im Laufe mit den Hinterfüßen nach ihm. Mehr und mehr erhebt sich die struppige Mähne; dann, nach wenigen Sätzen, hält er plötzlich an, wirft sich seitwärts und umkreist trabend in weitem Bogen die Herde, deren Führer er ins Auge gefaßt. Aber der alte, wachsame Hengst wartet geduldig, bis sein frecher Gegner ihm nahe genug kommt. Im geeigneten Augenblicke wirft er sich rasch auf ihn, beißt und schlägt, und nicht selten büßen die Kämpfer ein Stück Fell oder die Hälfte des glatten Schweifes ein." — Alle von Radde erlegten Hengste bewiesen durch ihre zahlreichen, verharrschten Narben, wie kampflustig diese schnellen Pferde sind.

Es hat große Schwierigkeiten, das Leben des Halbesels zu beobachten. Er ist ein wundervoll flüchtiges Thier, welches im Laufe auch mit dem schnellsten Pferde nicht eingeholt werden kann. Dabei ist er scheu, und seine scharfen Sinne verrathen ihm jeden annähernden Menschen schon in weiter Ferne: er soll einige Werste weit wittern können. Bei ruhigem Gange hält er seinen Hirschhals beständig stolz empor; wenn er flüchtig wird, wirft er den Kopf ganz in die Höhe, um hinter sich zu schauen, und hebt den Schwanz auf. Der Hengst ist außerordentlich wachsam und hält seine Stuten vorsichtig zusammen. Wenn ein Mitglied der Herde Etwas von ferne erblickt, springt der Hengst vor und sucht sich dem Gegenstande durch Umschweifen solange zu nähern, bis er die Gefahr inne wird. Zuweilen streift er den auf der Erde lauernden Jägern zwei oder drei Mal entgegen, und manchmal wird er bei solchen Gelegenheiten auch niedergeschossen; merkt er aber die Gefahr, so treibt er seine zurückgelassene Herde mit unglaublicher Schnelligkeit in die Flucht. Die Mongolen halten den Dschiggetai für das schnellste aller wilden Thiere, und die Tibetaner geben ihn ihrem Gott des Feuers und des Krieges zum Reitpferde.

Ein starker Hengst scheint zum Bestehen der Herde unumgänglich nothwendig zu sein. Wird der Führer niedergeschossen, so zerstreuen sich die Stuten, und es gibt dann gute Jagd, weil sie bei weitem nicht so wachsam sind, als die Hengste. Aber auch die Zeit der Kämpfe zwischen den Führern der Herden wird von den Tungusen zur Jagd benutzt.

„Der Jäger," fährt Radde fort, „zieht, um das sehr scheue Thier zu erlegen, am frühen Morgen, auf einem hellgelben Pferde reitend, in das Gebirge. Ueber Berg und Thal reitet er langsam durch die Einöde, in welcher die Murmelthiere auf ihren Hügeln sich sonnen und die Adler hoch in den Lüften kreisen. Sobald er die Höhe eines Gebirges erreicht hat, blickt er in die Ferne, um zu sehen, ob nicht ein dunkler Flecken das ersehnte Wild ihm verrathe. Wenn er es erspäht, reitet er rasch vorwärts. Der Weg ist lang; denn es darf nur in den Thälern und gegen den Wind geritten werden. Zu derjenigen Höhe, welcher der Dschiggetai am nächsten steht, kriecht der erfahrene Jäger mit der größten Vorsicht. Das Thier steht, wie festgebannt; es blickt fest nach Norden hin. Bald ist das diesseitige scheidende Thal überschritten, und nun erst beginnt die eigentliche Jagd."

„Dem raschen Klepper werden die losen Schweifhaare oben zusammengebunden, damit sie nicht im Winde hin- und herfliegen; dann bringt man das Reitthier auf die Höhe des Berges, wo es zu grasen beginnt. Der Jäger legt sich, etwa hundert Schritt von ihm entfernt, glatt auf den Boden; seine, in eine kurze Gabel gelegte Büchse ist zum Abfeuern bereit. So wartet er. Der Dschiggetai bemerkt das Pferd, hält es für eine Stute seines Geschlechts und stürmt im Galopp auf das Thier zu. Aber er wird stutzig, sobald er in die Nähe kommt; er hält an, er bleibt stehen. Jetzt ist der Augenblick zum Schusse gekommen. Der Jäger zielt am liebsten auf die Brust und erlegt nicht selten das Wild auf dem Platze; zuweilen aber bekommt der Dschiggetai fünf Kugeln, bevor er fällt. — Oefters gelingt es auch, das Thier trotz seiner feinen Witterung zu beschleichen, wenn es an stürmischen Tagen an der Mündung eines Thales grast und langsam geht."

Der Gewinn der Jagd ist nicht unbedeutend. Dem Tungusen ist das Fleisch des Dschiggetai ein Leckerbissen; das Fell wird von den Mongolen sehr gut bezahlt, und in der Haut des Schweifes mit der langen Quaste liegt, nach dem Volksglauben, eine wunderbare Heilkraft. Wenn man ein

Stück davon auf Kohlen verbrennt und einem kranken Thiere den Dampf einathmen läßt, wird es gesund.

Nach Angabe der Mongolen wirft die Stute im Frühling ein Fohlen, welches schon nach drei Jahren ausgewachsen ist.

Der Dschiggetai ist im vorigen Jahrhundert niemals vollständig gezähmt worden, obgleich die Mongolen, geborene Reiter und Hirten, es oft versucht haben sollen, gefangene junge Füllen zu erziehen. „Gelänge die Zähmung," sagt Pallas, „so würde man an den Dschiggetais nicht nur die schnellsten und flüchtigsten Jagdklepper bekommen, sondern auch die Eselzucht wesentlich verbessern. Bisher ist er, wie das Zebra, noch nicht gezähmt worden; doch glaube ich, daß man die Hoffnung, ihn zum Hausthier zu machen, nicht aufgeben darf." Diese Voraussagung des berühmten Forschers ist ihrer Erfüllung wenigstens sehr nahe gekommen. Man hat das schöne Thier in den letzten zwanzig Jahren nicht nur wiederholt in Thiergärten gehalten, sondern auch öfters — nach Dr. Weinland in Paris allein sechszehn Mal — zur Fortpflanzung gebracht; man hat es mit Erfolg nicht blos mit der Eselin, sondern auch mit dem Quagga und Zebra gekreuzt. Im Garten für Thiereinbürgerung im Gehölz von Boulogne scheint es auch recht hübsch zahm geworden zu sein; wenigstens schreibt Dies A. Geoffroy St. Hilaire an Dr. Weinland: „Unsere Dschiggetais sind noch nicht zum Fahren eingewöhnt; aber ich glaube, wenn wir Zeit und den geeigneten Mann hätten, müßte es mit den Hengsten wohl gelingen. Man hat schon zwei erfolgreiche Versuche gemacht."

„Die Blendlinge von Dschiggetais und Eseln sind bei uns, wie überall, gute Arbeiter."

So scheint es also, daß wir dieses stolze Geschöpf doch unserem Willen unterthan machen werden.

Einige Forscher nehmen an, daß der Kiang (Asinus Kiang oder Asinus polyodon) nichts Anderes, als unser Dschiggetai ist, während Andere ihn für eine besondere Art halten. Die Lebensweise beider Thiere ist allerdings ganz verschieden, und dieser Umstand durchaus nicht zu übersehen. Pallas sagt ausdrücklich, daß der Dschiggetai die Berge nicht liebe, daß an den Grenzen von Taurien felsiges und hohes Schneegebirge anliege, durch welches die Halbesel nicht zu ziehen pflegten, während der Kiang gerade auf den höchsten Höhen des Himalaya herumstreift und noch in Pässen sich findet, welche nur äußerst selten von Reisenden besucht werden, in Höhen, wo außer ihm blos noch das Moschusthier und der Yack sich erhalten können. Bisjetzt ist das Thier noch so wenig bekannt, daß wir nicht entscheiden können, ob es zur vorigen Art gehöre, oder nicht. Doch dürfen wir von den Gebrüdern Schlagintweit, welche ihn mehrmals sahen, wohl eine genügende Beschreibung erwarten. Die früheren Berichterstatter schildern den Kiang als ein schönes antilopenähnliches Thier von kräftigem, aber doch schlanken, angenehmen Bau und lebendigen, glänzenden Augen, außerordentlich rasch in seinen Bewegungen, kühn, scheu, ausdauernd und genügsam. Moorcroft bemühte sich vergeblich, eins dieser Pferde zu erlegen.

Der zweite, vom Dschiggetai sicher verschiedene Wildesel Asiens ist der bereits erwähnte Kulan oder Gurkur, der Onager der Alten (Asinus Onager), welcher auch in der Bibel wiederholt erwähnt wird. Nach den Angaben der Alten war der Onager durch ganz Kleinasien, Syrien, Persien und Arabien verbreitet. Xenophon traf ihn in der Nähe des Euphrats in Menge an, Strabo, Pharo und Plinius versetzen ihn nach Kleinasien, Marcellin in das Land der Kurden. Seitdem aber die Römer ihre Weltherrschaft verloren, hörte man fast gar Nichts mehr von ihm, bis Pallas wieder die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Der Kulan ist etwas kleiner, als der Dschiggetai, aber doch viel höher und feiner von Gliedern, als der gemeine Esel. Der Kopf ist noch höher und größer, als beim Dschiggetai; die dicken Lippen sind bis an den Rand mit steifen, borstigen Haaren dicht bekleidet; die Ohren sind ziemlich lang, jedoch kürzer, als bei dem Esel. Ein schönes Weiß mit silberhaftem Glanz ist die vorherrschende Fär-

bung; nur die Oberflächen des Kopfes, die Seitenflächen des Halses und des Rumpfes, sowie die Hüften sind etwas dunkler, und zwar blaß isabell. Im Seitenbug zieht sich ein weißer Streifen von Handbreite herab; ein zweiter Streifen läuft längs des ganzen Rückens und an der Hinterseite der Keulen herab; in seiner Mitte liegt der kaffeebraun gefärbte Riemen. Die Behaarung ist noch seidenartiger und sanfter, als beim Pferde. Das Winterhaar kann man mit Kamelwolle vergleichen, das Sommerhaar ist äußerst glatt und zart. Die Mähne besteht aus weichen, wollartigen, drei bis vier Zoll hohen Haaren und ist steif aufgerichtet, wie bei neugeborenen Füllen; der Quast am Schwanze wird etwa eine gute Spanne lang.



Der Onager (Asinus Onager).

In der Lebensweise erinnert der Onager ebensosehr an den Dschiggetai, als an das Wildpferd. Ein Haupthengst führt die Herden, welche aus Stuten und Füllen beiderlei Geschlechts bestehen; doch scheint es, daß die Hengste weniger eifersüchtig sind, als bei den verwandten Arten, wenigstens zur Wanderungszeit sollen sich oft mehrere vereinigen. Zu Beißereien zwischen den Hengsten kommt es dann freilich immer noch. Hinsichtlich der Schnelligkeit steht der Kulan durchaus nicht hinter dem Dschiggetai zurück. Schon Xenophon berichtet, daß der Wildesel im Lauf die besten Pferde weit hinter sich lasse, und auch die älteren Schriftsteller lassen dieser Schnelligkeit Gerechtigkeit widerfahren. Der Reisende Porter spricht mit Bewunderung von unserem Thiere. In der Provinz Fars nahm sein vorzüglicher Wildhund mit einem Male die Verfolgung eines

Thieres auf, welches seine Begleiter als **Antilope** erkennen wollten. Man verfolgte das Wild augenblicklich im vollen Galopp, und bekam es, Dank der Geschicklichkeit des Hundes, auch wirklich wieder zu Gesicht. Da sah man zu nicht geringer Verwunderung, daß die vermeintliche Antilope ein Wildesel war. „Ich beschloß," sagt der Reisende, „diesem prachtvollen Thiere mit meinem außerordentlich geschwinden Araber nachzureiten; allein alle Bemühungen des edlen Rosses waren vergeblich, bis das Wild plötzlich still stand und mir Gelegenheit gab, es in der Nähe zu betrachten. Mit einem Male aber floh es wieder mit Gedankenschnelle dahin, Luftsprünge machend, ausschlagend und auf der Flucht scherzend, als ob es nicht im geringsten ermüdet und die Hatze ihm nur eine Lust wäre."

Die Sinne des Kulan, zumal Gehör, Gesicht und Geruch, sind so fein, daß ihm in freier Steppe gar nicht beizukommen ist. Dabei ist er außerordentlich genügsam und kommt höchstens einen Tag um den anderen zur Tränke, weshalb der Anstand auf ihn meist vergeblich ist. Salzhaltige Pflanzen sind ihm die angenehmste Nahrung, nebst diesen die bittermilchigen, wie Löwenzahn, die Saudistel u. dgl.; aber auch Kleearten, Luzern und allerlei Schotenpflanzen werden nicht verschmäht. Zuwider sind ihm dagegen alle wohlriechenden, balsamischen Pflanzen, Sumpfkräuter, Ranunkeln und alle stachlichten Gewächse, auch die Distel, welche der zahme Esel doch gern frißt. Salziges Wasser liebt er mehr, als frisches, jedoch muß es rein sein; denn trübes trinkt er nie.

Ueber die Zeit der Paarung und des Wurfes ist Nichts bekannt geworden.

Der Kulan ist für die Steppenbewohner ein wichtiges Thier. Bei den Kirgisen gilt sein Fleisch als das leckerste von allen, und auch die Perser, welche ihn „**Ischacki**" oder Bergesel nennen, scheinen gleicher Ansicht zu sein. Sogar die Araber, welche sonst sehr heiklich sind, was die Nahrung anlangt, und einen zahmen Esel niemals essen würden, betrachten den Kulan als ein sehr edles Wild. Wahrscheinlich war es bei den Hebräern nicht anders. Und daß die Römer nach jungen Onagern lüstern waren, wissen wir gewiß. **Plinius** erzählt uns, daß die besten Onager in Phrygien und Lykaonien gefunden würden. „Die Füllen dieser Thiere," sagt der alte Naturforscher, „sind als Leckerbissen unter dem Namen Lalisiones bekannt. **Mäcen** war der erste, welcher bei seinen Gastereien Maulthierfüllen statt jenes ausländischen Wildprets einführte." Die Perser benutzen außer dem Fleisch die Galle des Wildesels als Augenmittel, die Bucharen seine Haut zur Anfertigung von Chagrain oder von Stiefeln, welche sehr theuer bezahlt werden. Alle Mittelasiaten jagen deshalb dem edlen Thiere eifrig und zwar auf die verschiedenste Weise nach. Die Kirgisen suchen es nur aus dem Verborgenen zu schießen, die Perser hingegen tiefen Gruben ab, bedecken sie leicht mit Zweigen und Gras und füllen sie unten bis zu einer gewissen Höhe mit Heu an, damit die hereinfallenden sich nicht verletzen. Dann treibt man die Kulans nach den Thälern hin, in welchen man die Gruben angelegt hat, und verkauft die gefangenen jungen Füllen zur Zucht an die Stutereien der Vornehmen des Landes zu theueren Preisen. Aus diesen Gefangenen zieht man die schönsten und flinksten Reitesel, deren man sich in Persien und Arabien bedient, und zahlt gern 75 bis 100 Dukaten für das Stück. Sie haben noch alle guten Eigenschaften ihrer wilden Stammeltern: die schöne Bildung, den munteren Anstand und die Schnelligkeit im Lauf, ihre Genügsamkeit und die Ausdauer. **Niebuhr** schätzt den Weg, welchen ein Reitesel im gleichförmigen Schritt alle halbe Stunden zurücklegt, auf 1750 doppelte Menschenschritte, während die großen Lastkamele nur 975, und die kleinen oder Dromedare höchstens 1500 ablegen können. Er gibt an, daß man unter den arabischen Reiteseln viele finde, welche in der Färbung genau mit dem Kulan übereinkommen. Ich dagegen habe auf allen meinen Reisen in Nordostafrika keinen Esel gesehen, welcher jene Angabe bestätigt hätte.

Pallas berichtet von einer Wildeselin, welche nach Petersburg gebracht wurde, vorher aber sehr schlecht abgewartet worden war. Gleichwohl hatte dieses Thier im Sommer den Weg von Astrachan bis Moskau, über zweihundert deutsche Meilen, in beständigem Laufe hinter dem Postwagen ausgehalten, ohne mehr als ein paar Nächte zu rasten, hatte dabei noch durch Fallen und

Stoßen gelitten, war sogar hinter dem Wagen hergeschleift worden, und lief nach einem kurzen Aufenthalte in Moskau doch noch mit ebensowenig Ruhe, als vorher, über hundert Meilen, bis Petersburg. Hier kam sie freilich höchst mager und so elend an, daß sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnte; aber sie kam bald wieder zu Kräften, und als sie gegen den Herbst starb, war nicht jene Erschöpfung die Ursache, sondern die Kälte, die Nässe des Klimas, des Bodens und der Weide, und endlich auch die Mittel, welche man anwandte, um eine auf ihrer Haut ausgebrochene böse Räute zu vertreiben. Auch dieser Krankheit ungeachtet erholte sie sich genugsam, um einen Theil ihrer vorigen Munterkeit und Schnelligkeit, um ihre anderen, vom Lastesel sehr verschiedenen Eigenschaften und Vorzüge zu zeigen. Der feuchtkalte Herbst brachte ihr den Tod. Sie wurde auf der nassen Weide bald hufrissig, und diese Krankheit nahm so überhand, daß die Hufe sich endlich stückweise von den Füßen abschälten. Sie war übrigens sehr zahm und folgte den Leuten, welche sie fütterten und tränkten, wie ein Hund nach. Mit Brod konnte man sie locken, wohin man sie haben wollte. Nur wenn man sie an der Halfter gegen ihren Willen leiten wollte, zeigte sie sich eigensinnig.

Ich sah das stolze Thier lebend im kaiserlichen Thiergarten zu Schönbrunn. Dort befindet sich gegenwärtig ein Paar; aber beide sind sehr wild und unzugänglich. Unsere schöne Abbildung ist nach ihnen gefertigt.

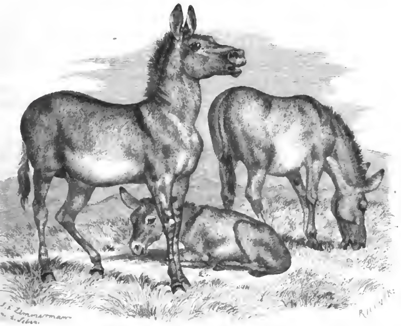
Der Hamar el Wadi oder afrikanische Steppenesel (Asinus africanus) ähnelt in Größe und Ansehen seinem gezähmten Nachkömmling in Egypten, in seinem Anstande und seinem Wesen aber ganz den wildlebenden asiatischen Verwandten. Er ist groß, schlank und hübsch gebaut, bald aschgrau, bald isabellfarben, an der Unterseite heller, mit deutlich ausgesprochenem Schulterkreuz und einigen mehr oder weniger bemerkbaren Querstreifen an der Außenseite des Unterfußes. Die Mähne ist ziemlich schwach und kurz, die Quaste am Schwanze aber stark und lang.

Dieses Thier findet sich wahrscheinlich in allen Steppenländern östlich vom Nil. Um den Atbara, den Hauptzufluß des göttlichen Stromes, ist er häufig, ebenso auch in den Barkaebenen; sein Verbreitungskreis reicht bis an die Küste des rothen Meeres. Hier lebt er unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie der Dschiggetai und Kulan. Jeder Hengst führt eine Herde von 10 bis 15 Stuten, und bewacht und vertheidigt sie. Er ist ausnehmend scheu und vorsichtig, seine Jagd daher überaus schwierig. Von einem Reisenden, welcher den Weg vom rothen Meere nach Charthum gemacht hatte, erfuhr ich, daß die Wildesel, wie die Pferde Paraguays, oft auf das Lagerfeuer zulaufen, etwa 400 Schritt davon sich aufstellen und stutzen, bei der geringsten Bewegung im Lager aber mit hoch emporgehobenem Schweife eilenden Laufes davonjagen. Zahme Eselinnen sollen sie nicht selten wegführen und unter ihre Herden aufnehmen.

Alle im Süden und wahrscheinlich auch die in Habesch benutzten zahmen Esel scheinen von dieser Art abzustammen, denn nach der Versicherung der Araber gleichen ihnen die Wildesel täuschend. Mir wurden Esel gezeigt, von denen man behauptete, sie in der Jugend eingefangen und gezähmt zu haben. Ich weiß nicht, ob diese Behauptung der Wahrheit entsprach: soviel aber kann ich versichern, daß sie sich von den anderen dort gebräuchlichen Eseln nur durch etwas stolzere Haltung und größere Ausdauer unterschieden. Mehrere Male habe ich solche Thiere benutzt und dabei beobachten können, daß sie ebenso lenksam und anspruchslos waren, wie die im Hausstande geborenen. Der hamburger Thiergarten besitzt einen jungen, von einem Paare des Steppenesels abstammenden Hengst, welches, irre ich nicht, durch Heuglin nach Wien gebracht worden war. Dieser Hengst ist ein schönes, munteres, kluges Geschöpf. Er hat sich seine edle Haltung bewahrt und macht deshalb einen sehr guten Eindruck auf den Beschauer. Sein Wesen ist nicht minder angenehm. Er ist gutmüthig, seinem Wärter und seinen Bekannten sehr zugethan, zeigt aber oft einen gewissen Muthwillen, welcher seine Behandlung oder mindestens ein innigeres Verhältniß mit ihm erschwert. Obwohl er Liebkosungen verlangt und, wie es scheint, mit Dank anerkennt, kann er es sich doch

nicht versagen, gelegentlich nach der ihm schmeichelnden Hand zu schnappen oder, falls ihm Dies möglich, dem sich mit ihm abgebenden Menschen einen Hufschlag beizubringen. Demungeachtet ist auch er lenksam, — nicht störrisch, höchstens spiel- oder rauflustig. — Seinen Vater, welcher im Thiergarten zu Wien lebt, hat man mit Erfolg eine Stute des Dauw belegen lassen; das Füllen wird jedoch zur Zeit erst erwartet, und kann deshalb von mir noch nicht beschrieben werden.

Die gebänderten Füße dieses Thieres sind ein beachtenswerthes Merkmal; denn sie lassen unseren



Der afrikanische Steppenesel (Asinus africanus).

Esel als ein Mittelglied zwischen seinen Verwandten und den Tigerpferden erscheinen und beweisen wieder einmal, daß jeder Landstrich seinen Geschöpfen gewisse Eigenthümlichkeiten verleiht.

Mag es auch unentschieden bleiben, welchem Wildesel wir unser nützliches Hausthier verdanken, so steht doch soviel fest, daß der Kulan sowohl, wie der Hamar el Wadi von Alters her gezähmt und zur Veredelung der Eselzucht benutzt wurden. Die alten Römer gaben große Summen für diese Veredelung aus, die Perser und Araber thun es noch heute. Nur bei uns ist der zahme Esel (Asinus vulgaris) durch fortwährende Vernachlässigung zu einem wahren Krüppel herabgesunken.

Wenn man den Esel, welcher bei uns zu Lande zur Mühle trägt oder den Milchkarren zieht, mit seinen südländischen Brüdern vergleicht, könnte man versucht werden, beide als verschiedene Arten anzusehen, so gering ist die Aehnlichkeit zwischen ihnen. Der nordische Esel, welchen unsere Abbildung so hübsch wiedergibt, ist, wie allbekannt, ein träger, eigensinniger, oft störrischer Gesell, welcher allgemein, wenn auch mit Unrecht, als Sinnbild der Einfalt und Dummheit gilt. Der süd-

liche Esel dagegen, zumal der egyptische, ist ein schönes, lebendiges, außerordentlich fleißiges und ausdauerndes Geschöpf, welches in seinen Leistungen gar nicht weit hinter dem Pferde zurücksteht, ja es in mancher Hinsicht noch übertrifft. Ihn behandelt man aber auch mit weit größerer Sorgfalt, als den unsrigen. In vielen Gegenden des Morgenlands hält man die besten Rassen so rein, wie die des edelsten Pferdes, füttert die Thiere sehr gut, plagt sie in der Jugend nicht zuviel und kann deshalb von den erwachsenen große Dienste verlangen, welche unser Esel gar nicht zu leisten im Stande wäre. Man hat vollkommen Recht, viel Sorgfalt auf die Zucht des Esels zu verwenden;



Der zahme Esel (Asinus vulgaris).

denn er ist dort Hausthier im vollsten Sinne des Wortes: er findet sich im Palast des Reichsten, wie in der Hütte des Aermsten; er ist der unentbehrlichste Diener, welchen der Südländer kennt. Schon in Griechenland und Spanien trifft man sehr schöne Esel an, obgleich sie noch immer weit hinter den im Morgenlande und zumal in Persien und Egypten gebräuchlichen zurückstehen. Der griechische und spanische Esel kommen einem Maulthiere an Größe gleich; denn ihre Schulterhöhe übertrifft gewöhnlich 5 Fuß. Ihr Haar ist glatt und weich, die Mähne ziemlich, die Schwanzquaste verhältnißmäßig sehr lang; die Ohren sind lang, aber fein gebaut, die Augen glänzend. Ihre große Ausdauer, ein leichter, förderner Gang und ein sanfter Galopp stempeln diese Esel zu unübertrefflichen Reise-

thieren. Manche Arten gehen einen natürlichen Paß, so z. B. die größten von allen, welche ich je gesehen habe, die sogenannten spanischen Kohlenesel, welche hauptsächlich benutzt werden, Kohlen von den Gebirgen herab nach dem Süden zu bringen. Neben dem großen Esel findet man auch in Griechenland und Spanien kleinere; sie sind aber ebenfalls viel feiner gebaut und weicher, zierlicher behaart, als die unsrigen.

Noch weit schöner, als diese trefflichen Thiere, sind die arabischen Esel, zumal diejenigen, welche in Jemen gezogen werden. Es gibt zwei Rassen, eine große, muthige, rasche, zum Reisen höchst geeignete, und eine kleinere, schwächere, welche gewöhnlich zum Lasttragen benutzt wird. Der große Esel ist wahrscheinlich durch Kreuzung mit dem Kulan und seinen Nachkommen veredelt worden. Ganz ähnliche Rassen finden sich in Persien und Egypten, wo man sehr viel Geld für einen guten Esel ausgibt. Ein allen Anforderungen entsprechender Reitesel steht höher im Preis, als ein mittelmäßiges Pferd, und es ist gar nicht selten, daß man 400 bis 500 Thaler unseres Geldes für ihn ausgibt. Die beste Rasse befindet sich nur in den Händen der Vornehmsten des Landes. Sie ist von der Größe eines gewöhnlichen Maulthieres und diesem bis auf die langen Ohren täuschend ähnlich. Ein feiner Bau und ein glattes, weiches Haar zeichnet sie besonders aus. Der gewöhnliche Esel, welcher sich in Jedermanns Händen befindet, ist von Mittelgröße, aber dennoch von ausgezeichneter Güte. Er ist fleißig, äußerst genügsam und sehr ausdauernd. Während der Nacht bekommt er sein Hauptfutter, harte Bohnen, welche er mit lautem Geräusch zermalmt; bei Tage empfängt er nur dann und wann ein Bündel frischen Klees oder eine Hand voll Bohnen, dabei muß er tüchtig arbeiten.

„Etwas Nutzbareres und Braveres von einer Kreatur, wie dieser Esel," sagt **Bogumil Goltz**, „ist nicht denkbar. Der größte Kerl wirft sich auf ein Exemplar, das oft nicht größer, als ein Kalb von sechs Wochen ist, und setzt es in Galopp. Diese schwach gebauten Thiere gehen einen trefflichen Paß; wo sie aber die Kraft hernehmen, stundenlang einen ausgewachsenen Menschen selbst bei großer Hitze im Trabe und Galopp herumzuschleppen, das scheint mir fast über die Natur hinaus in die Eselmysterien zu gehen, welche auch noch ihren Esel-Sue bekommen müssen, wenn Gerechtigkeit in der Weltgeschichte ist."

Man verschneidet den Reiteseln das Haar sehr sorgsam und kurz am ganzen Körper, während man es an den Schenkeln in seiner vollen Länge stehen läßt; dort werden dann noch allerlei Figuren und Schnörkel eingeschnitten, und die Thiere erhalten dadurch ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Im Innern Afrikas, wo das nützliche Geschöpf ebenso häufig als Hausthier gehalten wird, wie in den nördlichen Ländern Afrikas und den östlichen Theilen Asiens, sieht man wenig edle Esel, und auch diese werden erst aus Jemen oder Egypten eingeführt. Der im Ostsudahn gewöhnliche steht dem egyptischen in jeder Hinsicht nach. Er ist kleiner, schwächlicher, fauler und störrischer, dem Sudanesen aber ein sehr theurer Gegenstand, obgleich er ihn halb verhungern oder sich selbst Futter suchen läßt. Ungeachtet dieser Freiheit verwildert der Esel hier jedoch nicht, wie an anderen Orten.

In früheren Zeiten traf man halb verwilderte Esel auf einigen Inseln des griechischen Archipels und auf der Insel Sardinien an, und heutzutage noch findet man sie im südlichen Amerika. Solche der Zucht des Menschen entronnene Esel nehmen bald alle Sitten ihrer wilden Vorfahren an. Der Hengst bildet sich seine Herden, kämpft mit anderen auf Tod und Leben, ist scheu, wachsam, vorsichtig und läßt sich nicht so leicht dem Willen des Menschen wieder unterwerfen. Auch in Südamerika waren diese Wildlinge früher weit häufiger, als gegenwärtig, wo sie schon fast ganz verschwunden sind.

Durch Vorstehendes ist der Verbreitungskreis des Esels bereits angedeutet worden. Der östliche Theil Vorder- und Mittelasiens, das nördliche und östliche Afrika, Süd- und Mitteleuropa und endlich Südamerika sind die Landstriche, wo er am besten gedeiht. Je trockener das Land, um so wohler befindet er sich. Feuchtigkeit und Kälte verträgt er weniger, als das Pferd. Deshalb findet man in Persien, Syrien, Egypten, in der Berberei und Südeuropa die schönsten, in dem regenreichen Mittelafrika oder in unseren doch schon an die Grenzen seines Verbreitungsgebietes heranreichenden Ländern

aber die schlechtesten Esel. Freilich wird er in Mitteleuropa und im Innern Afrikas auch am schlechtesten behandelt und am meisten vernachlässigt, während man ihn in den Ländern des nördlichen Afrikas und in Asien wenigstens durch Kreuzung zu veredeln sucht. Eine gute Behandlung wird auch im Morgenlande nur den werthvollen Eseln zu Theil; die übrigen führen fast ein ebenso trauriges Leben, als die unsrigen. Der Spanier z. B. putzt seinen Esel wohl mit allerlei Quasten und Rosetten, bunten Halsbändern, hübschen Satteldecken und dergleichen, behauptet auch, daß sein Grauthier sich noch einmal so stolz trage, wenn es im Schmuck ginge, sich also an der Aufmerksamkeit seines Herrn gar sehr ergötze, behandelt seinen armen vierbeinigen Diener aber überaus schlecht, läßt ihn hungern, arbeiten und prügelt ihn dennoch auf das Unbarmherzigste. Auch der gewöhnliche egyptische Esel hat nicht etwa ein beneidenswerthes Loos. Er ist Jedermanns Sklave und Jedermanns Narr. Im ganzen Morgenlande fällt es Niemandem ein, zu Fuß zu gehen; sogar der Bettler hat gewöhnlich seinen Esel: er reitet auf ihm bis zu dem Orte, wo er sich Almosen erbitten will, läßt den Esel, wie er sich ausdrückt, auf „Gottes Grund und Boden" weiden und reitet Abends auf ihm wieder nach Hause.

Nirgends dürfte die Eselreiterei so im Schwunge sein, als in Egypten. Hier sind die willigen Thiere in allen größeren Städten geradezu unentbehrlich zur Bequemlichkeit des Lebens. Man gebraucht sie, wie man unsere Lohnkutschen verwendet, und deshalb gilt es auch durchaus nicht für eine Schande, sich ihrer zu bedienen. Bei der Enge der Straßen jener Städte sind sie allein geeignet, die nothwendigen Wege abzukürzen und zu erleichtern. Daher sieht man sie in Kairo z. B. überall in dem ununterbrochenen Menschenstrome, welcher sich durch die Straßen wälzt. Die Eseltreiber Kairos bilden einen eigenen Stand, eine förmliche Kaste, sie gehören zu der Stadt, wie die Minarets und die Palmen. Sie sind den Einheimischen, wie den Fremden unentbehrlich; sie sind es, denen man jeden Tag zu danken hat, und welche jeden Tag die Galle in Aufregung zu bringen wissen. „Es ist eine wahre Lust und ein wahrer Jammer," sagt der Kleinstädter in Egypten, „mit diesen Eselsjungen umzugehen. Man kann nicht einig mit ihnen werden, soll man sie für gutmüthiger oder bösartiger, störrischer oder dienstwilliger, träger oder lebhafter, verschmitzter oder unverschämter hatten: sie sind ein Quirl von allen möglichen Eigenschaften." Der Reisende begegnet ihnen, sobald er in Alexandrien seinen Fuß an die Küste setzt. Auf jedem belebten Platze stehen sie mit ihren Thieren von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfschiffes ist für sie ein Ereigniß; denn es gilt jetzt, den in ihren Augen Unwissenden, bezüglich Dummen, zu erkämpfen. Der Fremde wird zunächst in drei bis vier Sprachen angeredet, und wehe ihm, wenn er englische Laute hören läßt. Dann entsteht um den Geldmann eine Prügelei, bis der Reisende das Klügste thut, was er thun kann, nämlich auf gut Glück einen der Esel besteigt und sich von dem Jungen nach dem ersten besten Gasthause schaffen läßt. So stellen sie sich zuerst dar; aber erst wenn man der arabischen Sprache kundig ist und statt des Kauderwelsches von drei bis vier durch sie gemißhandelten Sprachen in ihrer Zunge mit ihnen reden kann, lernt man sie kennen. Es ist überaus ergötzlich, ihre Redensarten, vor allem aber die ihren Thieren gespendeten Lobeserhebungen mit anzuhören.

„Sieh, Herr," sagt der Eine, „diesen Dampfwagen von einem Esel, wie ich ihn Dir anbiete, und vergleiche mit ihm die übrigen, welche die anderen Knaben Dir anpreisen! Sie müssen unter Dir zusammenbrechen; denn es sind erbärmliche Geschöpfe, und Du bist ein starker Mann! Aber der meinige! — Ihm ist es eine Kleinigkeit, mit Dir wie eine Gazelle davon zu laufen." „Das ist ein Kahiriner Esel," sagt der Andere; „sein Großvater war ein Gazellenbock und seine Ururmutter ein wildes Pferd. Ei, du Kahiriner, lauf' und bestätige dem Herrn meine Worte! Mache deinen Eltern keine Schande, geb' an im Namen Gottes, meine Gazelle, meine Schwalbe!"

Der Dritte sucht beide womöglich noch zu überbieten, und in diesem Tone geht es fort, bis man endlich eines der Thiere bestiegen hat. Das wird nun durch unnachahmliches Zucken, Schlagen oder durch Stöße, Stiche und Schläge des an dem einen Ende zugespitzten Treibstockes in Galopp gebracht, und hinterher hetzt der Knabe, rufend, schreiend, anspornend, plaudernd, seine Lungen mißhandelnd,

wie den Esel vor ihm. „Sieh' Dich vor, Herr! Dein Rücken, Dein Fuß, Deine rechte Seite ist gefährdet! Nimm Dich in Acht, Deine linke Seite, Deinen Kopf! Passe auf! ein Kamel, ein Maulthier, ein Esel, ein Pferd! Bewahre Dein Gesicht, Deine Hand! Weich' aus, Freund! Laß mich und meinen Herrn vorbei! Schmähe meinen Esel nicht, Du Lump; der ist mehr werth, als Dein Urgroßvater war. Verzeih', Gebieter, daß Du gestoßen wurdest." Diese und hundert andere Redensarten umsurren beständig das Ohr des Reisenden. So jagt man zwischen allen den Gefahr bringenden Thieren und Reitern, zwischen Straßenkarren, lasttragenden Kamelen, Wagen und Fußgängern durch, und der Esel verliert keinen Augenblick seine Lust, seine Willfährigkeit, läßt sich gar nicht erhalten, sondern stürmt dahin in einem höchst angenehmen Galopp, bis das Ziel erreicht ist. Kairo ist die hohe Schule für alle Esel. Hier erst lernt man dieses vortreffliche Thier kennen, schätzen, achten, lieben.

Auf unseren Esel freilich sind Oken's Worte vollkommen anzuwenden: „Der zahme Esel ist durch die lange Mißhandlung so herunter gekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht. Er bleibt nicht blos viel kleiner, sondern hat auch eine mattere aschgraue Farbe und längere, schlaffe Ohren. Der Muth hat sich bei ihm in Widerspenstigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit zur Dummheit, die Liebe zur Freiheit in Geduld, der Muth in Ertragung der Prügel."

Ihn meint auch Scheitlin in seiner trefflichen Thierseelenkunde.

„Der zahme Esel ist eher gescheidt, als dumm; nur ist seine Gescheidtheit nicht so gutmüthig, als die des Pferdes, ist mehr Tücke und Schlauheit und drückt sich am stärksten durch Eigenwillen oder Eigensinn aus. Jung, obschon von einer Sklavin geboren, ist er sehr munter, und liebt possirliche Sprünge, wie alle Kindheit, ahnt, wie auch das Menschenkind, sein vielleicht gräßliches, trauriges Schicksal nicht. Ist er erwachsen, so muß er ziehen und tragen und läßt sich gut dazu abrichten, was auf Verständniß deutet; denn er muß in den Willen eines anderen Wesens, in den eines Menschen treten. Das Kalb ist hierzu niemals verständig genug, und sogar das Pferdefüllen merkt anfänglich nicht, was man eigentlich mit ihm will. Wie geduldig aber auch der Esel seine große Last trägt, er trägt sie doch nicht gern; denn sobald er entlastet worden, trollt er sich gern auf dem Boden herum und schreit sein schreckliches Geschrei heraus. Es muß ihm ein musikalischer Sinn völlig mangeln. Seine Ohren deuten wirklich etwas Besonderes an."

„Sein Schritt ist außerordentlich sicher. Etwa ein Mal will er schlechterdings mit dem Wagen nicht von der Stelle, und etwa ein Mal nimmt er Reißaus. Man muß immer auf seine Ohren sehen; denn er spielt fleißig mit ihnen und drückt seine Gedanken und Vorsätze durch sie, wie das Pferd, aus. Daß er die Prügel verachtet und kaum durch sie angetrieben wird, deutet einerseits auf Eigensinn, andererseits auf seine harte Haut. Seinen Wärter kennt er wohl; davon aber, daß er Anhänglichkeit an ihn, wie die Pferde, gewinne, ist nicht die Rede. Doch läuft er auf ihn zu und bezeigt einige geringe Freude. Auffallend ist an ihm die Empfindlichkeit für die erst von fern herannahende Witterung; er hängt entweder den Kopf, oder er macht muntere Sprünge."

„Wir können die Ehre des Esels noch vollkommen retten, weil wir sagen können, daß er zu sehr Vielem, wozu man sonst nur das Pferd abgerichtet sieht, ebenfalls eingeschult werden kann. Manche Kinder lernen schwer, aber gründlich und auf die Dauer; so der Esel. Man gibt Wettrennen mit ihm; man lehrt ihn durch Reife springen und Kanonen ablösen. Er springt gut und sicher und ist ganz unerschrocken. Er paßt auf seines Herrn Auge und Wort und versteht beide wohl. Darum kann man ihn auch tanzen lehren, sich im Takte bewegen und Thüren öffnen, wobei er sein Maul wie eine Hand gebraucht, Treppen auf- und absteigen und die schönste, älteste, verliebteste Person, die Zeit an einer vorgehaltenen Taschenuhr, die Zahl der Augen auf einer Karte oder einem Würfel durch Schläge mit dem Fuße auf den Boden angeben und auf jede Frage seines Herrn mit Kopfschütteln oder Kopfnicken oder Ja und Nein antworten."

„Sein Gesichtsausdruck ist sehr ausgezeichnet und nur höchst selten durch den Pinsel wiedergegeben worden. Fast immer vergißt man in den Bildern das eigentlich Eselige. Seine Kopfform ist der des Pferdes sehr ähnlich, aber sein Blick von jenem des Rosses bedeutend verschieden."

Alle Sinne des zahmen Esels sind gut entwickelt. Obenan steht das Gehör, hierauf folgt das Gesicht und dann der Geruch; Gefühl scheint er wenig zu haben, und der Geschmack ist wohl auch nicht besonders ausgebildet, sonst würde er sicher begehrender, anspruchsvoller sein, als das Pferd. Seine geistigen Fähigkeiten sind, wie uns schon Scheitlin lehrte, nicht so gering, als man gewöhnlich annimmt. Er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und findet jeden Weg, welchen er einmal gemacht hat, wieder auf; er ist, so dumm er aussieht, manchmal doch recht schlau und listig, auch keineswegs beständig so gutmüthig, als man meint. Manchmal zeigt er sogar recht abscheuliche Tücke. Er bleibt plötzlich auf dem Wege stehen, läßt sich selbst durch Schläge nicht zwingen, wirft sich wohl auch mit der Ladung auf die Erde, beißt und schlägt. Manche Naturforscher meinen, daß sein empfindliches Gehör an allem Diesen Ursache sei, daß ihn jeder Lärm betäube und erschrecke, obgleich er sonst nicht eben furchtsam, sondern nur launisch ist. Aeußerst sonderbar benimmt sich der Esel in Gegenden, wo es Raubthiere gibt, welche ihm gefährlich werden können. Es ist eine wahre Lust oder ein wahrer Jammer, wie man will, auf einem Esel oder Maulthiere durch eines der engen Gebirgsthäler von Habesch zu reiten. Ueberall wittert das Langohr Gefahr. Es dreht und richtet sich nach allen Seiten, neigt sich bedeutsam einem Felsblocke zu, welcher einen guten Hinterhalt abgeben könnte, versucht sogar mit ein paar kühnen Drehungen das ganze oberhalb liegende Gelände abzuhorchen, richtet sich plötzlich steif in die Höhe und lauscht angstvoll nach einer Seite hin, kurz, hat hunderttausend Bedenken. Kommt nun gar noch der Geruch dem Gehör zu Hilfe, dann ist es vollends vorbei mit der Seelenruhe des edlen Reitthieres. Es will nicht von der Stelle. Gerade da, wo es steht, ist vielleicht in voriger Nacht das Schauderhafte geschehen, daß ein Löwe, ein Leopard, eine Hiäne, ein anderes greuliches, zur höchsten Vorsicht mahnendes Raubthier über den Weg gegangen ist! Der Esel schnoppert, äugt, lauscht; die Ohren drehen sich förmlich auf dem Kopfe herum; er geht nicht vom Flecke, bis endlich einer der Leute ihm vorausgeht. Dann folgt er, denn er ist schlau genug, einzusehen, daß dieser wahrscheinlich der Erste sein würde, welcher in den Krallen des grimmigen Raubthieres verbluten muß, und geht also innerlich beruhigt weiter. Auf seinen Reisen kann der Esel keinen seiner Sinne entbehren. Bindet man ihm die Augen zu, so bleibt er augenblicklich stehen, verhüllt oder verstopft man ihm das Ohr, nicht minder, erst wenn er im vollen Gebrauch seiner Sinne ist, geht er weiter. Nur seine Verliebtheit läßt ihn Alles überwinden: wir konnten einen alten, blinden Esel, welcher bestimmt war, oben auf der Höhe eines spanischen Berges den Geiern zur Mahlzeit zu dienen, nur dadurch auf den Berg bringen, daß wir eine Eselin vor ihm herführten! Jetzt leitete ihn der Geruchssinn, und er folgte seiner Freundin mit großem Eifer nach.

Der Esel ist, wie allbekannt, außerordentlich genügsam, er begnügt sich mit der schlechtesten Nahrung, mit dem kärglichsten Futter. Gras und Heu, welches eine wohlerzogene Kuh mit Abscheu verrathendem Schnauben liegen läßt und das Pferd unwillig verschmäht, sind ihm noch Leckerbissen: er nimmt ja mit Disteln, dornigen Sträuchern und Kräutern vorlieb. Blos in der Wahl des Getränkes ist er sorgsam; denn er rührt kein Wasser an, welches trübe ist; salzig, brakig darf es, rein muß es sein. In Wüsten hat man oft sehr große Noth mit dem Esel, weil er, allen Durstes ungeachtet, nicht von dem trüben Schlauchwasser trinken will.

Bei uns fällt die Roßzeit des Esels in die letzten Frühlings- und ersten Sommermonate; im Süden ist er eigentlich das ganze Jahr hindurch brünstig. Der Hengst erklärt der Eselin mit dem ohrzerreißenden, wohlbekannten „J—a, J—a" seine Liebe, und hängt den langgezogenen, fünf bis zehn Mal wiederholten Tönen noch ein ganzes Dutzend schnaubender Seufzer an. Solche Liebesbewerbung ist unwiderstehlich; sie äußert selbst auf alle Nebenbuhler ihre Macht. Man muß nur in einem Lande gelebt haben, wo es viele Esel gibt, um Dies zu erfahren. Sobald da eine Eselin ihre

Stimme hören läßt, — welch ein Aufruhr unter der gesammten Eselei! Der nächststehende Hengst fühlt sich überaus geschmeichelt, Derjenige zu sein, welcher die für ihn so zarten Töne sofort pflichtschuldigst beantworten darf, und brüllt aus Leibeskräften los. Ein zweiter, dritter, vierter, zehnter fällt ein: endlich brüllen alle, alle, alle, und man möchte taub oder halb verrückt werden über ihre Ausdauer. Ob dieses Mitschreien auf zartem Mitgefühl oder nur in der Lust am Schreien selbst beruht, wage ich nicht zu entscheiden; soviel aber ist sicher, daß Ein Esel alle übrigen zum Brüllen anregen kann. Die vorhin beschriebenen Eselbuben Kairos, denen die Stimme ihrer Brodthiere viel Vergnügen zu machen scheint, wecken das gesittete Ohren so fürchterlich rührende J—a einfach dadurch, daß sie die ersten Töne jenes unnachahmlichen, kurzgestoßenen „Ji, Ji, Ji", welches dem Hauptinhalte der Eselrede vorausgeht, nachahmen; dann übernimmt schon einer der Esel die Mühe, die freudige Erregung weiter fortzupflanzen.

Etwa elf Monate nach der Paarung — gewöhnlich nimmt man einen Zeitraum von 290 Tagen an — wirft die Eselin ein (höchst selten auch zwei) vollkommen ausgebildetes, sehendes Junge, leckt es mit großer Zärtlichkeit ab und bietet ihm schon eine halbe Stunde nach seiner Geburt das Euter dar. Nach 5 bis 6 Monaten kann das Fohlen entwöhnt werden; aber es folgt noch lange seiner Mutter auf allen Wegen nach. Es verlangt auch in der zartesten Jugend keine besondere Wartung oder Pflege, sondern begnügt sich, wie es seine Eltern thun, mit jeder Nahrung, welche ihm gereicht wird. Gegen Witterungseinflüsse ist es wenig empfindlich, und daher erkrankt es auch nicht so leicht. Es ist ein überaus munteres, lebhaftes Thier, welches seinen Muthwillen und die innere Fröhlichkeit seines Herzens durch die possirlichsten Sprünge und Bewegungen zu erkennen gibt. Jedem anderen Esel geht es mit großer Freude entgegen; aber auch an den Menschen gewöhnt es sich. Wenn man es von der Mutter trennen will, gibt es auf beiden Seiten große Noth. Mutter wie Kind widersetzen sich und geben, wenn ihnen Dies nicht hilft, ihren Schmerz und ihre Sehnsucht noch tagelang durch Schreien oder wenigstens durch große Unruhe zu erkennen. Bei Gefahr vertheidigt die Alte ihre Kinder mit Muth, und gibt sich selbst lieber preis, achtet sogar Feuer und Wasser nicht, wenn es gilt, ihren Liebling zu schützen. Schon im zweiten Jahre ist der Esel erwachsen; aber erst im dritten Jahre erreicht er seine volle Kraft. Er kann, auch wenn er tüchtig arbeiten muß, ein ziemlich hohes Alter erlangen: man kennt Beispiele, daß Esel 40, 50, ja selbst 56 Jahre alt wurden.

Schon seit alten Zeiten hat man Pferd und Esel mit einander gepaart und durch solche Kreuzung Bastarde erhalten, welche man Maulthiere nennt, wenn der Vater, Maulesel aber, wenn die Mutter ein Pferd war. Beide haben in ihrer Gestalt mehr von der Mutter, als vom Vater, in ihrem Wesen aber mehr von diesem, als von jener ererbt.

Das Maulthier (Asinus vulgaris Mulus) kommt an Größe fast dem Pferde gleich und ist ihm auch ähnlich gebildet, aber durch die Form des Kopfes, die Länge der Ohren, den an der Wurzel kurz behaarten Schwanz, die schmächtigen Schenkel und die schmaleren Hufe, welche an den Esel erinnern, unterschieden. In der Färbung ähnelt es regelmäßig der Mutter. Es röhrt, wie sein Herr Vater.

Der Maulesel (Asinus vulgaris Hinnus) behält die unansehnliche Gestalt und die geringe Größe seiner Mutter, empfängt vom Pferde nur den dünneren und längeren Kopf, die längeren Ohren, die volleren Schenkel, den seiner ganzen Länge nach behaarten Schwanz und die wiehernde Stimme, von seiner Mutter hingegen, außer der Gestalt auch die Trägheit. — Er ist also ein weit weniger nutzbares Geschöpf, als jenes.

Pferde und Esel kreuzen sich niemals freiwillig, und deshalb bedarf die Maulthierzucht immer der menschlichen Beihilfe. Gerade unter den Pferden und Eseln, welche in größerer Freiheit leben,

hat man einen Haß zwischen beiden beobachtet, welcher bis zu erbitterten Kämpfen ausartet. Die Kreuzung bedarf manchfaltiger Vorbereitung und besonderer Kunstgriffe. Der Eselhengst paart sich leicht mit der Stute, nicht so aber diese mit ihm oder der Hengst mit der Eselin. Gewöhnlich verbindet man der Stute, welche durch einen Esel beschlagen werden soll, die Augen, damit sie den ihr aufgedrungenen Liebhaber nicht sehen kann, auch führt man ihr erst ein schönes Pferd vor und vertauscht dieses dann mit dem Esel. Mit dem Pferdehengst muß man Dasselbe thun, was man mit der Stute that. Weit leichter gelingt es, Pferd und Esel zur Paarung zu bringen, wenn man beide von Jugend auf an einander gewöhnt, also zusammen aufgezogen hat. Hierdurch verlieren die Thiere einen guten Theil der natürlichen Abneigung. Bereits die alten Römer sorgten dafür, daß Esel und Pferde, welche zur Maulthierzucht benutzt werden sollten, ununterbrochen beisammen lebten; die Spanier und Südamerikaner wenden dieses Verfahren noch heute an. Man gibt die jungen Eselsfohlen wenige Tage, nachdem sie geboren sind, säugenden Pferdestuten bei, deren Mutterliebe in den meisten Fällen bald alle Abneigung gegen das aufgedrungene Pflegekind besiegt. Zwischen der Alten und dem Säugling bildet sich nach kurzer Zeit eine große Anhänglichkeit aus; ja, es kann soweit gehen, daß der junge Esel gegen seines Gleichen einen größeren Widerwillen zeigt, als gegen Pferde. In Südamerika gibt es Eselhengste, welche durchaus nicht mehr zu einer Paarung mit Eselinnen zu bringen sind.

Eigenthümlich ist das Benehmen dieser von Pferden bemutterten Eselhengste. Die Südamerikaner überlassen die Eselinnen auf den ausgedehnten Weiden einzig und allein der Führung ihrer Hengste, und diese üben auch das ihnen übertragene Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Nicht so thun jene. Sie werden bald faul und laufen anstatt der Herde voran, hinter den Stuten her, gleichsam als wollten sie sich noch jetzt bemuttern lassen. Man ist deshalb gezwungen, die zur Maulthierzucht bestimmten Pferdestuten von unvollkommen verschnittenen Pferdehengsten führen zu lassen.

Eine der nothwendigsten Bedingungen zur Maulthierzucht ist besondere Pflege der trächtigen Pferde- und Eselstuten; denn die Natur rächt sich wegen der gewaltsamen Eingriffe in ihre Gesetze. Gerade bei den durch Esel beschlagenen Pferdestuten oder umgekehrt bei den durch Pferde belegten Eselinnen kommen Fehlgeburten am häufigsten vor. Die Pferdestute trägt das Maulthier etwas länger, als ihr eigenes Fohlen; das neugeborene Maulthier steht aber viel eher auf den Beinen, als das junge Pferd; auch währt die Zeit seines Wachsthums länger, als beim Pferde. Unter vier Jahren darf man kein Maulthier zur Arbeit anhalten; dafür währt seine Kraft jedoch regelmäßig bis in das zwanzigste und dreißigste, nicht selten sogar bis in das vierzigste Jahr. Ein Reisender berichtet von einem Maulthiere, welches 52 Jahr alt wurde, und ein römischer Schriftsteller erzählt, daß eins in Athen sogar ein Alter von 80 Jahren erreichte.

Wegen der größeren Nutzbarkeit züchtet man fast ausschließlich Maulthiere. Nur in Spanien und Abissinien habe ich Maulesel gesehen; hier schien es gar keine Maulthiere zu geben. Das Maulthier vereinigt die Vorzüge seiner beiden Eltern in sich. Seine Genügsamkeit und Ausdauer, sein sanfter, sicherer Tritt sind Erbtheile des Esels, seine Kraft und sein Muth ein Geschenk seiner Mutter. In allen Gebirgsländern hält man die Maulthiere für ganz unentbehrlich; in Südamerika sind sie Dasselbe, was dem Araber die Kamele sind. Ein gutes Maulthier trägt eine Last von 300 Pfund und legt mit ihr täglich 6 bis 7 Meilen zurück. Dabei bemerkt man selbst nach längerer Reise kaum eine Abnahme der Kräfte, auch wenn das Futter nur spärlich und so schlecht ist, daß ein Pferd es gar nicht genießen würde. Dazu kommt, daß sich der Reiter mit vollster Zuversicht dem sicheren Thiere auch auf den schwierigsten Pfaden anvertrauen kann. In Spanien wendet man das Maulthier allgemein zum Ziehen an, und zahlt gern dieselben Summen für ein Paar guter „Mulas“, welche ein paar Pferde kosten. Der Spanier ist stolz auf sein Maulthier und putzt es mit allerlei Flitterwerk, namentlich mit rothen Quasten und Schnüren, bunten Satteldecken u. dgl. bestmöglichst heraus; er behandelt es jedoch nur selten gut. Zwar wird es ordentlich abgewartet,

bekommt gehörig zu fressen und zu trinken; dafür aber muthet man ihm beinahe Unmögliches zu, und bestraft es hart mit Prügeln, Steinwürfen, auch wohl mit Messerstichen, wenn es den Wünschen des Herrn nicht augenblicklich nachkommt. Eine Reise mit dem spanischen Eilwagen ist eine wahre Höllenfahrt. Fünf Paar Maulthiere werden hinter einander gespannt; auf dem vordersten Sattelthier sitzt der Vorreiter, hinten auf dem Bock der Kutscher mit einer fürchterlichen Peitsche, und neben ihm noch ein besonderer Maulthiertreiber, welcher einen tüchtigen Knüttel führt. Jedes Maulthier hat seinen besonderen Namen erhalten, und der Teufel ist ihm bei seiner „Taufe“ so gründlich ausgetrieben worden, daß auch dem eifrigsten Pfaffen Nichts mehr zu wünschen übrig bleiben dürfte. Das zum Postdienst bestimmte Thier wird fest an einen Pfahl gebunden, und außerdem noch durch einen starken Mann gehalten. Ein zweiter Sachverständiger führt eine ungeheure Peitsche in der Hand und prügelt nun plötzlich auf das arme, unschuldige Geschöpf los, ihm dabei aus voller Kehle den bestimmten Namen ins Ohr schreiend. Nach etwa einer Viertelstunde führt man den „Täufling“ ab und gibt ihm gut zu fressen; die nächsten Tage aber beginnt die Lehre von neuem, und gewöhnlich hat erst am achten oder zehnten Tage das Maulthier dem Teufel und all seinem Wesen und Wirken entsagt d. h. sich der Absicht seiner Peiniger gefügt. Wenn es fortan seinen Namen hört, gedenkt es der greulichen Prügel, legt die Ohren zurück und beginnt zu laufen.

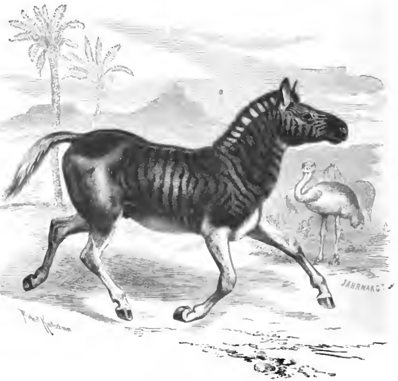
Die Namen, welche man den Maulthieren verleiht, stehen in keinem Kalender und sind je nach den Provinzen verschieden: Francés (Franzose), Ingles (Engländer), Generala (Generalin), Coronela (Oberstin), Valerosa (Muthige), Platera (Silberne), scheinen sehr beliebt zu sein.

Noch in der neuesten Zeit ist wiederholt behauptet worden, daß Maulthier oder Maulesel unfruchtbar seien. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Schon seit den ältesten Zeiten sind Beispiele bekannt, daß die Blendlinge zwischen Esel und Pferd wiederum Junge erzeugten; weil man aber solch eine ungewöhnliche Sache als ein Herenwerk oder ein unheildrohendes Ereigniß betrachtete, sind solche Fälle oft verschwiegen worden. Bekanntlich wird die Maulthierzucht gerade da am eifrigsten betrieben, wo die Herren Pfaffen noch die meiste Macht ausüben, oder was Dasselbe sagen will, wo sie noch mit vollem Eifer der Bildung und Gesittung entgegenwirken können. Aus diesen Ländern erfährt man, wie leicht erklärlich, sehr wenig Naturwissenschaftliches, und deshalb können wir bisjetzt auch nur von einigen Beispielen reden, welche die Fruchtbarkeit solcher Bastarde bestätigen. Der erste bekannte Fall ereignete sich in Rom im Jahre 1527; später erfuhr man von zwei Fällen in St. Domingo. In Valencia in Spanien wurde im Jahr 1762 eine schöne braune Maulthierstute mit einem prächtigen grauen Andalusier gekreuzt und warf nach der üblichen Tragzeit im folgenden Jahre ein sehr schönes, fuchsrothes Fohlen mit schwarzer Mähne, welches alle Eigenschaften der guten, reinen Pferderasse zeigte, außerordentlich lebhaft und bereits im Alter von 2½ Jahren zum Reiten geeignet war. Dieselbe Stute warf je zwei Jahre später ein zweites, drittes, viertes und fünftes Fohlen, welche sämmtlich von demselben Hengst erzeugt wurden und alle von gleicher Schönheit, als das erste waren. Auch in Oettingen warf eine Maulthierstute im Jahre 1759 ein männliches, von einem Pferdehengste erzeugtes Fohlen, welches sich nur durch die etwas langen Ohren auszeichnete, sonst aber einem jungen Pferde vollkommen glich. Ein anderes, von Pferd und Maulthierstute erzeugtes Fohlen wurde in Schottland geworfen, aber von den biederen Landleuten, welche das Thier für ein Ungeheuer erklärten, sofort getödtet. Aus der neueren Zeit liegen ebenfalls mehrere Beobachtungen vor, welche die Fortpflanzungsfähigkeit des Maulthieres außer allen Zweifel stellen.

Ein alter lateinischer Schriftsteller erzählt, daß Caracalla im Jahre 211 unserer Zeitrechnung in Rom neben Tiger, Elefant und Nashorn auch einen Hippotigris auftreten

ließ und eigenhändig tödtete. Daß jener Schriftsteller mit der Bezeichnung „Tigerpferd“ nur eine Art der afrikanischen gestreiften Wildpferde meinen konnte, dürfte schwerlich bezweifelt werden, und der Engländer H. Smith hat somit Recht, wenn er jenen Namen zur Bezeichnung einer Sippe oder richtiger einer Gruppe der Pferdefamilie anwendet.

Die Tigerpferde ähneln, was ihre Gestalt anlangt, ebensosehr den Rossen, wie den Eseln. Ihr Leib ist gedrungen, der Hals stark, der Kopf ein Mittelding zwischen Pferde- und Eselkopf; die Ohren sind ziemlich lang, aber dabei breit; die Haare der aufrechtstehenden Mähne sind nicht so hart und dick, wie beim Pferde, aber doch weniger weich und minder biegsam, als beim Esel; der



Das Quagga (Hippotigris Quagga).

Schwanz ist gegen das Ende hin lang behaart; die Sohlen des Fußes sind vorn eiförmig, hinten fast viereckig. Alle bisjetzt bekannten Arten sind wenigstens theilweise gestreift. Ausgezeichnet scharfe Sinne, großer Muth, ja sogar eine gewisse Wildheit, welche die Zähmung äußerst schwierig macht, Beweglichkeit und Genügsamkeit sind ihnen eigen. Gesellig, wie alle übrigen Pferde, bilden sie große Herden; allein die Bedeutung der Hengste scheint bei ihnen nur eine untergeordnete zu sein. Die südliche Hälfte Afrikas ist ihre Heimat, über den Gleicher herüber geht vielleicht nur eine Art. Sie leben auf den Gebirgen und in den Ebenen; doch scheint jede Art ein besonderes Gebiet zu bevorzugen.



Zebras.

Man unterscheidet mit Sicherheit drei Tigerpferde; es ist aber nicht ausgemacht, ob es nicht noch mehrere gibt. Einige Reisende beschreiben hierher gehörige Pferde, welche sich sehr auffallend von den uns bekannten unterscheiden.

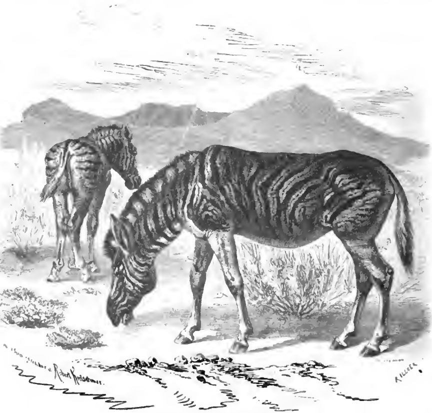
Das Quagga (Hippotigris Quagga) dürfen wir als das erste Mitglied der Gruppe obenanstellen; es ist auch am wenigsten gestreift. In seiner Gestalt nähert es sich mehr dem Pferde, als dem Esel. Der Leib ist sehr wohlgebildet, der Kopf mittelgroß und zierlich; die Ohren sind kurz, die Beine kräftig. Längs des ganzen Halses erhebt sich eine kurze und gerade Mähne, wie sie das leichte Pferd trägt, der Schwanz ist von der Wurzel an behaart, der Schweif länger, als bei allen übrigen Tigerpferden, jedoch bedeutend kürzer, als beim Pferde. In der übrigen Behaarung ähnelt das Quagga dem letzteren ebenfalls: das Haar ist kurz und liegt glatt am Leibe an. Ein am Kopfe dunkleres, auf dem Rücken, dem Kreuz und den Seiten helleres Braun ist die Grundfarbe des Felles; der Bauch, die Innenseiten der Schenkel und die Schwanzhaare sind rein weiß. Ueber Kopf, Hals und Schultern verlaufen graulichweiße, in das Röthliche ziehende Streifen, welche auf der Stirn und den Schläfen der Länge nach gerichtet und gedrängt, auf den Wangen aber der Quere nach und etwas weiter aus einander gestellt sind. Zwischen den Augen und dem Munde bilden sie ein Dreieck. Auf dem Halse zählt man zehn solcher Binden, welche sich auch in der Mähne zeigen, auf den Schultern vier und auf dem Leibe noch einige, welche, je weiter sie nach hinten zu stehen, um so kürzer und bläſſer werden. Längs des ganzen Rückens zieht sich eine schwärzlichbraune, zu beiden Seiten röthlichgrau besäumte Binde bis auf den Schwanz herab. Die Ohren sind innen mit weißen Haaren besetzt, außen gelblichweiß, einmal dunkelbraun gebändert. Beide Geschlechter sind sich sehr ähnlich, nur ist das Weibchen etwas kleiner und sein Schweif kürzer. Das erwachsene Männchen wird 6 Fuß 3 Zoll und mit dem Schwanze 8 Fuß 6 Zoll lang; die Höhe am Widerrist beträgt gegen 4 Fuß.

Burchell's Tigerpferd oder der Dauw (Hippotigris Burchellii) ist als ein Mittelglied zwischen Quagga und Zebra anzusehen, ähnelt diesem letzteren aber mehr, als jenem, und wurde deshalb auch lange Zeit mit ihm verwechselt. Es ist kaum kleiner, als das Quagga, über 8 Fuß lang, am Widerrist fast 4 Fuß und am Kreuze volle 4 Fuß hoch, besitzt einen runden Leib mit sehr gewölbtem Nacken, starke Füße und eine aufrechtstehende, kammartige, fünf Zoll hohe Mähne, einen dem Quagga ähnlichen oder pferdeartigen, fast bis zur Wurzel behaarten, ziemlich langen Schwanz, und schmale, mittellange Ohren. Das weiche, glattanliegende Haar ist isabellfarben, unten weiß. Vierzehn schmale, schwarze Streifen entspringen an den Nasenlöchern; sieben von ihnen wenden sich auswärts und vereinigen sich mit ebensovielen, von oben herabkommenden; die übrigen verlaufen schief längs der Wangen und verbinden sich mit denen des Unterkiefers; einer umringt das Auge. Längs der Mitte des Rückens verläuft ein schwarzer, weiß eingefaßter Streifen, über den Hals hinweg zehn breite, schwarze, manchmal getheilte Binden, zwischen welchen sich schmale braune einschieben; die letzte Binde spaltet sich nach unten und nimmt drei oder vier andere auf. Die Binden umringen den ganzen Leib, nicht aber auch über die Beine; denn diese sind einfarbig weiß.

Das Zebra oder Bergpferd (Hippotigris Zebra) endlich, welches etwa die gleiche Größe hat, ist am ganzen Leibe gestreift und hierdurch leicht von dem Dauw zu unterscheiden. Bei genauerer Untersuchung ergeben sich übrigens noch andere Kennzeichen. Es hat in seinem Leibesbau weniger Aehnlichkeit mit dem Pferde, als vielmehr mit dem Esel, und zwar vorzugsweise mit dem Dschiggetai. Der Leib ist voll und kräftig, der Hals gebogen, der Kopf kurz, die Schnauze wulstig, die Füße sind schlank und gut gebaut, der Schwanz ist mittellang, und seiner größten Länge nach kurz und nur gegen das Ende hin lang behaart, also dem Eselschwanze ähnlich; die Mähne ist dicht, aber sehr kurz. Auf weißer oder hellgelblicher Grundfarbe verlaufen von der Schnauze an bis zu den Hufen Querbänder von glänzendschwarzer oder rothbrauner Farbe; nur die Hinterseite des Bauches

und die Innenseite der Oberbeine sind nicht gebändert. Der dunkelbraunschwarze Längsstreifen über dem Rücken ist ebenfalls vorhanden, ja, längs des Unterleibes verläuft ein zweiter.

Wahrscheinlich war es das Zebra, welches den Europäern am ersten bekannt wurde. Ob der Hippotigris, welchen Caracalla tödtete, gerade diese Art war, läßt sich nicht behaupten, und auch ein späterer Berichterstatter, Philostorgius, welcher um das Jahr 425 schrieb und von großen, wilden, geschäckten Eseln spricht, gibt nur eine ungenügende Beschreibung des betreffenden Thieres. Die ersten genaueren Nachrichten erhalten wir durch die Portugiesen, welche nach



Burchell's Tigerpferd (Hippotigris Burchellii).

ihrer Ansiedelung in Ostafrika die Tigerpferde und zunächst das Zebra kennen lernten. Im Jahre 1666 brachte ein Gesandter aus Aethiopien das erste wahre Zebra als Geschenk für den Sultan nach Kairo. Später berichten Kolbe, Sparrmann, Levaillant, Lichtenstein und Burchell über das Freileben, und in der neueren Zeit von Cuvier an alle sorgfältigeren Beobachter über das Gefangenleben der Tigerpferde. Ich versuche hier, aus den mir bekannten Angaben das Wichtigste zusammenzustellen.

Heimat und Aufenthaltsorte der sich so nahe verwandten Thiere sind verschieden. Das Quagga findet sich nur im Süden Afrikas, und zwar in Ebenen, Burchell's Pferd, welches

ähnliche Gegenden bewohnt, reicht weiter nach Norden herab, wahrscheinlich bis in die Steppen zwischen dem Gleicher und dem zehnten oder zwölften Grade nördlicher Breite; das Zebra endlich lebt ausschließlich in Gebirgsgegenden des südlichen und östlichen Afrika vom Kap bis nach Abissinien hin.

Alle drei Arten halten in ziemlich starken Herden zusammen. Die Reisenden sahen sie zu zehn, zwanzig, dreißig Stücken vereinigt; ältere Beobachter sprechen auch von Herden, welche ihrer 80 bis 100 zählten. Immer sieht man jede einzelne Art für sich allein; nicht einmal das Quagga und der Dauw, welche nicht nur die gleichen Länder, sondern auch die gleichen Gegenden bewohnen, vereinigen sich. Vielleicht fürchtet ein Tigerpferd das andere; denn vor anderen Thieren scheut es sich nicht. So geben alle genaueren Beobachter übereinstimmend an, daß man zwischen den Quaggaherden fast regelmäßig Spring- und Buntböcke, Gnus und Strauße findet; zumal die letzteren sollen die beständigen Begleiter der Pferde sein, jedenfalls deshalb, weil diese aus der Wachsamkeit und Vorsicht jener Riesenvögel den besten Vortheil zu ziehen wissen. Derartige Freundschaften gewisser Thiere mit scheueren, klügeren sind gar nichts Seltenes; unter der Klasse der Vögel kommen sie sehr häufig vor. Die wachsamsten Mitglieder solcher gemischten Gesellschaften geben dann immer den Ton an; solange sie sich ruhig verhalten, bekümmert sich das ganze übrige Heer um nichts Anderes, als um ihre Ernährung oder ihren Zeitvertreib; sobald jene aber stutzig werden, erregen sie die Aufmerksamkeit der Gesammtheit, und wenn sie die Flucht ergreifen, folgt Alles ihnen nach. Bisjetzt hat man nur bei dem Quagga diese Freundschaften beobachtet; doch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß auch die übrigen Arten den Warnungen anderer Thiere folgen, und sie als ihre Hüter und Wächter betrachten. Gewöhnlich laufen die alten und jungen Tigerpferde mit einander; zuweilen aber, wahrscheinlich um die Zeit der Paarung, sind alte und junge getrennt.

Alle Tigerpferde sind ungemein schnelle, flüchtige Thiere. Sie jagen mit Windeseile dahin, über die Ebene sowohl, als über die Berge; denn das Zebra klettert vortrefflich. Ihre Scheu und Wachsamkeit ist sehr groß. Bei annähernder Gefahr ergreifen sie im schnellsten Trabe die Flucht, und gewöhnlich sind sie nach wenigen Minuten aller Verfolgung entrückt. Ein gutes Jagdpferd vermag sie auf günstigem Boden einzuholen, doch immer nur nach längerer Hatze. Man erzählt, daß die jungen Quaggas, wenn es dem Verfolger gelingt, mit dem Pferde in die Herde zu sprengen und die Fohlen von den Müttern zu trennen, sich willig gefangen geben und zugleich dem Pferde nachfolgen, wie früher der eigenen Mutter. Es scheint überhaupt zwischen den Tigerpferden und den einhufigen Hausthieren eine gewisse Freundschaft zu bestehen: das Quagga wenigstens folgt gar nicht selten dem Vieh der Reisenden und weidet ruhig unter ihm. In ihrer Nahrung sind die Tigerpferde nicht besonders wählerisch; doch besitzen sie nicht die Anspruchslosigkeit der Esel. Ihre reiche Heimat bietet ihnen fast das ganze Jahr hindurch genug zu ihrem Unterhalte, und wenn die Nahrung an einem Orte ausgeht, suchen sie andere günstige Stellen auf. So unternimmt das Dauw, wie die übrigen in Herden lebenden Thiere Südafrikas, zeitweilige Wanderungen, wenn die Trockenheit in jenen wüstenartigen Strecken, welche seinen bevorzugten Aufenthalt ausmachten, alles Grün vernichtet hat. Man hat mehrfach beobachtet, daß es dann im Freien mit verschiedenen Antilopen das bebaute Land besucht und, plündernd und raubend, den Ansiedlern lästig wird. Mit der beginnenden Regenzeit verläßt es jedoch freiwillig die bewohnten Gegenden, in denen es so viele Verfolgungen oder wenigstens Störungen erleiden muß, und wendet sich wieder seinen alten Weideplätzen zu. — Die Stimme der Tigerpferde erinnert noch einigermaßen an das Wiehern des Pferdes und auch an das Röhren des Esels, ist aber von beiden doch sehr verschieden. Nach der Cuvier'schen Beschreibung stößt das Quagga wohl zwanzig Mal hinter einander die Silben „Oa, Oa" aus, andere Reisende geben sie durch „Qua, Qua" oder „Quaha" wieder, und erklären uns hierdurch zugleich den hottentottischen Namen. Ueber die Stimme des Dauw finde ich keine Angabe; ich selbst aber habe die Thiere nur kurze Zeit beobachten und eigene Erfahrungen nicht sammeln können.

Alle Sinne der Tigerpferde sind scharf. Dem Ohr entgeht nicht das geringste Geräusch; das Auge läßt sich nur äußerst selten täuschen. In ihrem geistigen Wesen stehen sich sämmtliche Arten ziemlich gleich. Ein unbegrenzter Hang zur Freiheit, eine gewisse Wildheit, ja selbst Tücke, und ein großer Muth ist allen gemein. Tapfer wehren sie sich mit Ausschlagen und Beißen gegen die Angriffe der Raubthiere. Die Hiänen lassen sie wohlweislich in Ruhe. Vielleicht gelingt es nur dem gewaltigen Löwen, sich eines Tigerpferdes zu bemächtigen; der freche Leopard stürzt sich wohl nur auf schwächere, weil erwachsene ihn durch Wälzen auf dem Boden abschütteln und durch Ausschlagen und Beißen vertreiben dürften. Der schlimmste Feind ist auch für die Tigerpferde der Mensch. Die Schwierigkeit der Jagd und das schöne Fell der Thiere, welches vielfach Verwendung findet, spornt die Europäer zur Verfolgung des im ganzen sehr unschädlichen Wildes an. Manche Ansiedler im Vorgebirge der guten Hoffnung jagen Quagga und Dauw mit großer Leidenschaftlichkeit, aber auch die Abissinier scheinen den bei ihnen vorkommenden Tigerpferden (Zebra und Dauw) eifrig nachzustellen, weil die Vornehmen den Hals ihrer Pferde gern mit Fransen schmücken, welche aus der bunten Mähne jener wilden Verwandten des Rosses zusammengesetzt sind. Die Europäer erlegen die Tigerpferde mit der Kugel, die Eingeborenen mit dem Wurfspeer; häufiger aber werden die schmucken Thiere in Fallgruben gefangen und nachher mit leichter Mühe getödtet oder für die Gefangenschaft bestimmt. Man hält in den Ansiedelungen am Kap gern Tigerpferde lebendig, theils um sich an ihrer Schönheit zu erfreuen, theils aber auch ihres Muthes wegen. Jung aufgezogene Quaggas werden bald leidlich zahm und dienen dann als vortreffliche Hüter der zahmen Einhufer: sie übernehmen bereitwillig den Schutz derselben auf der Weide und halten von ihnen wenigstens die doch immer ziemlich schädlichen Hiänen fern.

Soviel man bisjetzt beobachtet hat, läßt sich das Quagga noch am leichtesten zähmen; Burchell's Pferd ist schon wilder, und das Zebra hat lange Zeit für ganz unzähmbar gegolten. Quaggas sind mehrere Male zum Ziehen und Tragen abgerichtet worden. In der Ansiedelung am Kap sieht man gar nicht selten Quaggas unter den Zugpferden, und in England hatte Sherif Parkins ein Paar dieser schönen Thiere soweit gebracht, daß er sie vor einen leichten Wagen spannen und mit ihnen ganz wie mit Pferden umherfahren konnte. Andere Versuche sind freilich nicht so günstig ausgefallen. Cuvier erzählt von einem gefangenen Quagga, welches sich bisweilen nahe kommen und selbst streicheln ließ, aber ehe man sich's versah, wüthend ausschlug und seinen Pfleger auch noch mit Bissen bedrohte. Wenn man es aus einem Pferch in den anderen führen wollte, wurde es wüthend, fiel auf die Knie und zerbiß mit den Zähnen Alles, was es erreichen konnte. Der Dauw kann ebenfalls ohne Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade gezähmt werden, und Nachkommen von ihm, welche in der Gefangenschaft geboren und sorgfältig erzogen wurden, lassen sich, wie A. Geoffroy St. Hilaire neuerdings berichtet, abrichten, mancherlei Dienste zu leisten, und thun diese auch recht willig. Etwas anders verhält sich die Sache mit dem Zebra. Sparrmann erzählt von dem ersten Versuche, welchen ein reicher Ansiedler am Kap anstellte. Der gute Mann hatte einige jung eingefangene Zebras aufziehen lassen und schien mit ihrem Verhalten auch zufrieden zu sein. Eines schönen Tages kam er auf den Gedanken, die hübschen Hausthiere vor seinen Wagen zu spannen. Er selbst nahm die Zügel und fuhr mit den Rennern davon. Die Fahrt mußte sehr rasch gegangen sein; denn nach geraumer Zeit fand sich der glückliche Zebrabesitzer in dem gewohnten Stalle seiner Thiere wieder, und seinen Wagen zerschellt neben ihm. Einen zweiten Versuch hat Fitzinger aufgezeichnet. Ein junges Zebra war in seiner Jugend sorgfältig gewartet, später aber wieder vernachlässigt worden, und so änderte sich denn auch seine frühere Sanftmuth und Gelehrigkeit in große Falschheit um. Dennoch wollte ein kühner Reiter es versuchen, dieses Thier zu bändigen. Kaum hatte er sich auf den Rücken desselben geschwungen, so schlug es mit großem Ungestüm mit den Hinterbeinen aus, stürzte zusammen und blieb mit dem Reiter auf dem Boden liegen. Plötzlich raffte es sich wieder auf, sprang von einem hohen Flußufer ins Wasser und schüttelte in ihm den Reiter ab; doch dieser hielt sich am Zügel fest und wurde von dem Zebra, welches dem Ufer zu-

schwamm, wieder glücklich auf das feste Land gezogen. Hier aber empfing er eine Belehrung von den Ansichten seines Reitthieres, welche er höchst wahrscheinlich nie wieder vergessen hat. Das Zebra wandte sich plötzlich um, fuhr mit dem Kopfe nach dem Gesicht seines Bändigers und biß ihm rasch ein Ohr ab!

Diese und ähnliche andere Versuche haben die Ansiedler am Kap stutzig und sie glauben gemacht, daß die Zähmung der Tigerpferde ganz unmöglich wäre: alle verständigen Beobachter aber zweifeln gar nicht daran, daß wir doch noch die bunten Pferde mit der Zeit zu unserem Dienste verwenden werden. Der Engländer Barrow behauptet, daß der Erfolg sicher sein müsse, wenn man mit mehr Geduld und Umsicht, als die holländischen Bauern am Kap, zu Werke gehen und nicht vergessen wolle, daß ein von Natur stolzes und muthiges Thier eine andere Behandlung verlangt, als ein furchtsames, daß jenes durch Schläge und Mißhandlungen wohl zum hartnäckigsten Widerstande, nicht aber zur demüthigen Unterwerfung gebracht werden könne. Allerdings ist die Zähmung nicht so leicht: sie ist aber möglich. Dem berühmten Pferdebändiger Rarey haben die Zebras ungleich mehr Mühe gemacht, als die wildesten Pferde: allein seine Bemühungen wurden zuletzt doch von Erfolg gekrönt. Auch Cuvier berichtet von einer Zebrastute des pariser Pflanzengartens, welche höchst gelehrig und so sanft war, daß man sie reiten konnte. Die großartigen Anstalten der Neuzeit für Einführung und Einbürgerung nützlicher Thiere geben uns ganz andere Hilfsmittel zur Hand, als unsere Vorfahren sie besaßen. Man wird in den Thiergärten mehr und mehr Tigerpferde züchten, und bei den in der Gefangenschaft geborenen Nachkommen schon Halbgezähmter sicherlich Das erreichen, was man bei den wilden frischgefangenen vergeblich anstrebte.

Soviel man bisjetzt beobachtet hat, ertragen alle Tigerpferde die Gefangenschaft in Europa ohne Beschwerde. Wenn sie ihr gutes Futter erhalten, befinden sie sich wohl, und wenn man sie gut behandelt, pflanzen sie sich wohl ohne besondere Umstände fort. Weinland hat in der früher von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der zoologische Garten“ eine Zusammenstellung der Thiere gegeben, welche in der Gefangenschaft Nachkommen erzeugten. Dieser wichtigen Liste entnehme ich, daß Burchell's Tigerpferd seit 1833 bereits sechs Mal, das Zebra wenigstens zwei Mal bei uns Junge geworfen hat. Zugleich ersehen wir, daß Tigerpferde sich fruchtbar mit anderen Einhufern vermischen. Schon Buffon erklärte solche Kreuzungen für möglich; die von ihm angestellten Versuche blieben aber erfolglos. Lord Clive wiederholte sie und war glücklicher: er hatte die Zebrastute mit einem zebraartig angemalten Eselhengst zusammengebracht. Später erhielt man in Paris ohne alle derartige Vorbereitung von einem spanischen Esel und einer Zebrastute einen wohlgebildeten Blendling, welcher leider dem Vater mehr ähnelte, als der Mutter, und sich zudem höchst ungelehrig erwies. In Italien kreuzten sich Esel und Zebra im Jahre 1801, in Schönbrunn beide Thiere zwei Mal in den vierziger Jahren; leider blieben diese Bastarde nicht lange am Leben. Später dehnte man die Kreuzungen noch weiter aus, und so hat man bisjetzt schon folgende Blendlinge erhalten: Zebra mit Eselin, Eselhengst mit Zebra, Halbesel mit Zebrastute, Halbesel mit Quagga und mit Eselin, Bastard von Zebra und Eselstute und Bastard von Esel und Zebrastute mit einem Pony. Es ist also auch die Möglichkeit bewiesen, daß Bastarde wiederum fruchtbar sich vermischen. Die Blendlinge ähnelten gewöhnlich dem Vater; einzelne zeigten jedoch deutliche Zebrastreifen. Ein Dauw- oder Quaggahengst (die Artbestimmung ist nicht genügend) belegte in England eine kastanienbraune Stute arabischer Abkunft, und diese warf einen weiblichen Bastard, welcher in seiner Gestalt mehr der Mutter ähnelte, als dem Vater, braun von Farbe war und einen buschigen Schweif, ein Mittelding zwischen Pferdeschweif und Quaggaschwanz, besaß, aber nur wenige Querstreifen am Halse, dem Vorderrücken und einem Theile der Vorder- und Hinterbeine zeigte. Dieser angebliche Quaggabastard vermischte sich wieder fruchtbar mit einem arabischen Pferdehengste und erzeugte ein Fohlen, welches wenigstens noch die kurze aufgerichtete Halsmähne und einige Streifen seines Großvaters besaß. Später ließ man die arabische Stute von einem schwarzen Hengst zu drei verschiedenen Malen belegen, und siehe da, alle geworfenen Fohlen waren

mehr oder minder quergestreift. Die erste Paarung mit dem so fremdartigen Thiere zeigte also noch jetzt ihren Einfluß.

Es unterliegt nach diesen Versuchen, welche wir doch noch als sehr anfängliche bezeichnen müssen, gar keinem Zweifel mehr, daß alle Einhufer sich fruchtbar unter einander vermischen können, und daß die erzeugten Blendlinge wiederum der Fortpflanzung fähig sind. Diese Thatsache ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft; denn sie stößt den Lehrsatz von den Einpaarlern, welcher zwischen den Naturforschern und den Bibelgläubigen soviel Streit hervorgerufen, vollständig über den Haufen. Wer nach solchen Beweisen noch an die Unumstößlichkeit des beliebten Lehrsatzes glauben will: „Nur reine Arten können sich fruchtbar unter einander vermischen und Junge erzeugen, welche wiederum fruchtbar sind", mag es thun; der Naturforscher wird sich mit einer durch das Gegentheil widerlegten Ansicht nicht mehr befreunden können.

Zwölfte Ordnung.

Wiederkäuer (Ruminantia).

Bereits in den einleitenden Worten habe ich das wichtigste Merkmal der Wiederkäuer, ihren Magen, beschrieben; hier genügt deshalb eine kurze Schilderung der äußeren Gestalt und des inneren Leibesbaues zur Kennzeichnung dieser Thiere.

Die Wiederkäuer oder Zweihufer sind weit verschiedene und doch auch wieder innig vereinigte Säuger von außerordentlich schwankender Größe; denn sie umfassen Gestalten vom Riesenhaften an bis zu dem Kleinen herab. Sie sind gehörnt oder ungehörnt, schöngestaltig oder plump gebaut, anmuthig oder häßlich: — kurz, eine wechselvolle Reihe von Formen und Gestalten tritt uns in ihnen vor das Auge. Im allgemeinen kann man folgende Merkmale angeben: der Hals ist lang und sehr beweglich, der Kopf an der Stirn ansehnlich verbreitert und oft durch Hörner und Geweihe, durch große, lebhafte, nicht selten ungewöhnlich schöne Augen und durch wohlgestaltete, aufgerichtete Ohren geziert; die Lippen sind beweglich, oft nackt, und fast immer schnurren- oder borstenlos; der Schwanz erreicht nur selten die Ferse, sondern verkürzt sich in den meisten Fällen; die Beine zeichnen sich durch Verlängerung der Mittelhand und des Mittelfußes aus; die Füße sind zweizehig und häufig mit Afterklauen versehen. Ein kurzes, dichtes, enganliegendes und weiches Haarkleid, welches sich an Hals und Kinn und Knien, auf dem Rücken und an der Schwanzspitze zuweilen mähnenartig verlängert, deckt den Körper. Niemals ist es borstig, oft aber überaus fein, wollig und kraus. Die Färbung ist so manchfaltig, als sie überhaupt sein kann. Sehr übereinstimmend ist der Bau der Zähne und des Gerippes. Sechs bis acht Schneidezähne in der unteren Kinnlade, keiner oder nur selten zwei in der oberen, kein oder nur ein Eckzahn in jedem Kiefer und drei bis sechs Backzähne in der oberen, oder vier bis sechs Backzähne in der unteren bilden das Gebiß. Die Schneidezähne sind meist schaufelförmig und scharfschneidig, die der oberen Kinnlade haben immer eine eckzahnartige Gestalt. Die Eckzähne sind kegelförmig und ragen nur bei wenigen aus dem Munde hervor. Die Backzähne bestehen aus zwei Paaren halbmondförmiger Pfeiler, auf deren Oberfläche Schmelzfalten sich erheben. Der Schädel ist gestreckt und nach der Schnauzenspitze hin verschmälert; die Augenhöhlen sind durch eine vom Stirnbein und dem Jochbein gemeinschaftlich gebildete Knochenbrücke von den Schläfengruben geschieden; die innere Schädelhöhle ist von geringem

Umfange. In der Wirbelsäule fallen die ungewöhnlich langen, schmalen, beweglichen Halswirbel auf. Die Zahl der rippentragenden Wirbel schwankt zwischen 12 und 15, die der rippenlosen zwischen 4 und 7, die der Kreuzwirbel zwischen 3 und 6, die der Schwanzwirbel zwischen 6 und 20; doch herrschen fast überall die mittleren Zahlen vor. Die Rippen sind sehr breit; das Schulterblatt ist wenigstens doppelt so hoch, als breit; der Oberarm ist kurz und dick; die Handwurzel ist schmal und hoch. Mittelhände und Mittelfüße bestehen aus je einem stark verlängerten Knochen, welcher sich ursprünglich aus zweien zusammensetzte. Bei allen Wiederkäuern ohne Ausnahme sind nur zwei Zehen, die dritte und vierte, vollkommen entwickelt. Der Mund zeichnet sich durch starke Lippenmuskeln und innen durch zahlreiche Warzen aus; die Speicheldrüsen sind ansehnlich groß; der Magen besteht, wie oben angegeben, aus vier verschiedenen Theilen. In dem verhältnißmäßig kleinen Gehirn fallen die zahlreichen Windungen auf.

Nicht unwichtig zur Gruppirung und Bestimmung der Arten sind die Gehörne und Geweihe, welche die Wiederkäuer tragen. Man unterscheidet zunächst zwei größere Gruppen: die scheidenhörnigen und die geweihtragenden Zweihufer. Unter Scheidenhörnern, oder Hörnern schlechthin, versteht man diejenigen Gebilde aus Hornmasse, welche, auf einer knochigen Unterlage der sich fortsetzenden Stirnbeine ruhend, eigentlich nichts Anderes sind, als eine hornige Schale, und welche niemals erneuert werden, sondern bei dem fortgesetzten Wachsthum nur an Größe zunehmen; Geweihe dagegen heißen Hörner, welche nur auf kurzen Erhöhungen der Stirnbeine sitzen, durchaus aus fester Knochenmasse bestehen und sich mit zunehmendem Alter bis zu einem gewissen Grade mehr und mehr verästeln. Diese Geweihe werden alljährlich abgeworfen und nach Verlauf von einigen Monaten durch neue ersetzt. In der Regel tragen sie blos die männlichen Thiere, während die Gehörne beiden Geschlechtern gemeinsam zu sein pflegen. Die Hufe ändern in ihrer Gestalt und Größe vielfach ab. Manche sind lang und schmal, andere breiter, diese scharfrandig, jene nach unten hin abgerundet u. s. w.

Die Wiederkäuer bewohnen mit Ausnahme Neuhollands alle Erdtheile. Eine sehr regelmäßige Verbreitung der Hauptgruppen ist nicht zu verkennen. Am verbreitetsten sind die Stiere und Hirsche, am beschränktesten die Girafen. Diese, das Kamel und die Antilopen, sind vorzugsweise afrikanisch, die Hirsche dagegen gehören anderen Erdtheilen an, die Böcke, Schafe und Stiere fehlen in Südamerika, die Moschusthiere sind nur in Afrika und auf den südasiatischen Inseln heimisch.

Fast alle Wiederkäuer sind scheue, flüchtige, friedliche Thiere; sie sind leiblich sehr wohl ausgerüstet, geistig beschränkt. Viele leben in Herden, alle in Gesellschaften. Die einen bewohnen das Gebirge, die anderen die Ebenen; keine einzige Art lebt eigentlich im Wasser, wohl aber ziehen einige Sumpfniederungen den trockenen Ebenen vor. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Pflanzen. Diese lieben Gras, Blätter, Kräuter, junge Triebe und Wurzeln, jene mehr Körner und Flechten. Das Weibchen wirft gewöhnlich nur ein Junges, seltener deren zwei, und blos ausnahmsweise drei. Die meisten Wiederkäuer nützen ebensowohl gezähmt, als im wilden Zustande mehr, als sie schaden, wenn auch einzelne Arten da, wo der Anbau des Bodens eine gewisse Höhe erreicht hat, nicht mehr geduldet werden können. Von den wildlebenden, wie von den zahmen wird Fleisch und Fell, Horn und Haar aufs vielseitigste verwendet: die Wiederkäuer liefern, wie bekannt, den größten Theil unserer Kleidung. Im gezähmten Zustande zeigen sie sich zwar nicht klug, aber sehr folgsam, geduldig und genügsam, und werden deshalb dem Menschen geradezu unentbehrlich. Blos von den drei Familien der Moschusthiere, Girafen und Antilopen ist bisjetzt noch kein Glied als Hausthier verwendet worden; von den übrigen hat sich der Mensch das eine oder das andere Mitglied zu seinem Diener und Sklaven gemacht. Alle wildlebenden bilden einen Hauptgegenstand der Jagd und sind deshalb wahrhaft königlicher Ehren theilhaftig. Die Wiederkäuer erschienen in der Tertiärzeit auf unserer Erde, und zwar so ziemlich in den noch gegenwärtig lebenden Formen, obwohl in beschränkterer Verbreitung.

Fitzinger zerfällt die Ordnung in acht Familien: in die Kamele, die Moschusthiere, die Hirsche, die Girafen, die Antilopen, die Ziegen, die Schafe und die Rinder. Andere Naturforscher nehmen blos drei große Familien an, indem sie die ungehörnten, gehörnten und geweihtragenden Wiederkäuer unterscheiden; noch Andere bilden vier Familien: die Kamele, Girafen, die hirschartigen und die scheidenhörnigen. Mir erscheint aber die Fitzinger'sche Eintheilung ihrer besseren Uebersichtlichkeit wegen die zweckmäßigste, und deshalb behalte ich sie bei.

Die Familie der Schwielensohler oder Kamele (Tylopoda) kennzeichnet sich durch die schwieligen Sohlen, den Mangel der Hörner und Afterklauen, die gespaltenen Oberlippen und den Zahnbau. Hinsichtlich des letzteren weichen die Kamele von allen übrigen Familien ab durch den Besitz von zwei (in der frühesten Jugend sogar vier oder sechs) Schneidezähnen in der Oberkinnlade und Eckzähnen, während sie in der unteren Kinnlade nur sechs Schneidezähne tragen. Die Hufe sind sehr klein und eigentlich blos Zehennägel an den schwieligen Sohlen. Der Magen erscheint gleichsam verkümmert; er ist nur dreitheilig, weil der Blättermagen so klein ist, daß er mit zu dem Laubmagen gezählt werden kann.

Die Kamele sind große Thiere mit langem Hals, gestrecktem Kopf, in den Weichen eingezogenem Rumpf und zottigem, fast wolligen Fell; die Halswirbel sind sehr ansehnlich lang und fast ohne Dornen, die Rippen breit, die Knochen der Beine sehr kräftig.

Die Heimat der Thiere ist auf Nordafrika, Mittelasien und Südwestamerika beschränkt. Die wenigen Arten sind in der alten Welt gänzlich, in der neuen theilweise zu Hausthieren geworden. Diese bewohnen das Hochgebirge bis zu zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel, jene befinden sich nur in den heißen, trockenen Ebenen wohl. Gräser und Kräuter, Baumblätter, Zweige, Disteln- und Dornengebüsche bilden ihre Nahrung. Sie sind genügsam in hohem Grade und können lange hungern und dürsten. Ihr Gang ist ein Paß, d. h. sie schreiten mit beiden Füßen einer Seite fast zugleich aus; deshalb ist ihr Lauf nicht schön, sondern schwankend und scheinbar unbeholfen: er fördert aber vortrefflich. Alle leben in Herden oder lieben wenigstens die Gesellschaft. Ihr geistiges Wesen steht auf ziemlich tiefer Stufe. Mit Unrecht gelten sie als sanfte, gutmüthige und geduldige Thiere: sie sind im Gegentheil dumm und im hohen Grade boshaft, obwohl sie sich mit einer gewissen Entsagung leicht unter das Joch des Menschen beugen lassen und seine Herrschaft anerkennen. Das Weibchen wirft nur ein einziges Junge und pflegt dieses mit vieler Liebe. Die Familie enthält blos zwei Sippen: die eigentlichen Kamele und die Lamas.

Erstere (Camelus) zeichnen sich durch ihre bedeutende Größe und einen oder zwei Rückenhöcker aus, besitzen auch einen Backzahn mehr in jeder Reihe, als die letzteren. Ihre Gestalt ist unschön und namentlich der Kopf auffallend häßlich. Das Haarkleid ist sehr ungleich, an einigen Stellen verlängert, im ganzen aber wollig; an der Brust, am Ellenbogen, an den Knien und Knöcheln finden sich schwielige Stellen. Man kennt zwei Arten, von denen die eine vorzugsweise Afrika, die andere Asien bewohnt. Diese sind das Dromedar und das Trampelthier.

Mein langjähriges Wanderleben hat mich mit dem Dromedar so genau bekannt gemacht, daß ich auch aus eigener Anschauung über dasselbe sprechen kann. Ich weiß im voraus, daß meine Schilderung den meisten meiner Leser wenig behagen wird; denn ich habe die Beschreibung des liebenswürdigen Wüstenschiffes schon einmal gegeben und bin von Vielen hart angegangen worden, weil ich die Ansichten zerstörte, welche Einer oder der Andere sich von diesem Thier gebildet hatte. Aber trotz dieser Einsprache, die mir zu Gunsten des Kamels geworden, muß ich bei meiner früher ausgesprochenen Ansicht verharren. Das Kamel ist unzweifelhaft das nützlichste aller Hausthiere in Afrika: — aber es ist das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste und ungemüthlichste Geschöpf,



Dromedare.

welches man sich denken kann. Seinen ganzen Ruhm dankt es seiner leiblichen Befähigung; die geistigen Eigenschaften hat noch nicht einmal ein Araber gerühmt, obgleich Hunderte seines Volkes ohne dieses Thier nicht leben könnten. Doch ich will meine eben ausgesprochene Ansicht durch eine möglichst genaue Beschreibung zu bestätigen suchen.

Das einhöckerige Kamel oder das Dromedar (Camelus Dromedarius), der Djemmel der Araber, ist ein gewaltiger Wiederkäuer, welcher im Durchschnitt fünf bis sieben Fuß Höhe und von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende sieben bis neun Fuß Länge erreicht und dabei bis sechs oder acht Centner schwer wird. Obgleich nicht so reich an Rassen, als das Pferd, zeigt doch auch das Kamel sehr erhebliche Abänderungen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Kamele der Wüste und Steppen schlanke, hochgewachsene, langbeinige Geschöpfe, die der fruchtbaren Länder dagegen, namentlich die in Nordafrika einheimischen, plumpe, schwere Thiere sind. Zwischen einem „Bischarin", oder einer Rasse, die von einem Bischarin-Nomaden gezüchtet wird, und dem egyptischen Lastkamel macht sich ein ebensogroßer Unterschied bemerklich, wie zwischen einem arabischen Roß und einem Karrengaule. Das erstgenannte Kamel ist das vorzüglichste Reitthier, das letztere der kräftigste Lastträger unter allen.

Der Araber unterscheidet wohl zwanzig verschiedenartige Rassen der Wüstenschiffe; denn es gibt ebensogut eine Wissenschaft der Kamele, wie eine solche der Pferde: — man spricht auch beim Dromedar von edlen und unedlen Thieren. Unsere Abbildung zeigt uns eines der gewöhnlichen Lastkamele, welches man seinem Adel nach ungefähr mit einem Bauernpferde gleichstellen kann. Der Leib des Kamels ist bauchig, in den Weichen sehr eingezogen und in der Mitte des Rückens mit einem Fetthöcker verunziert. Die Beine sind lang, aber plump gebaut und namentlich durch die verhältnißmäßig schwachen Schenkel und durch die breiten schwieligen Hufe ausgezeichnet; der Hals ist sehr lang, wird aber fast nie aufrecht, sondern in einem flachen Bogen wagrecht getragen; an ihm sitzt der kleine häßliche Kopf. Da nun auch der Schwanz ein ganz sonderbares Anhängsel ist, welches am meisten an den Schwanz einer Kuh erinnert, erscheint das ganze Thier eigentlich als eine sonderbare Mißgestalt.

Wir müssen die einzelnen Theile wohl etwas genauer betrachten. Der ungehörnte Kopf ist ziemlich kurz, die Schnauze aber gestreckt und aufgetrieben, der stark erhabene Scheitel gerundet und gewölbt; die Augen sind groß und von erschrecklich blödem Ausdruck; die länglichrunde Stirn steht wagrecht. Die Ohren sind sehr klein, aber beweglich; sie stehen weit hinten am Schädel. Die Oberlippe überhängt die Unterlippe, welche ihrerseits aber auch nach unten fällt, gleichsam, als ob die Masse den Muskeln zu schwer wäre und von ihnen nicht bewältigt werden könnte. Wenn man ein Kamel von vorn ansieht, zeigt sich der Mund fast immer geöffnet und die Nasenlöcher seitlich zusammengezogen. Bei schneller Bewegung des Thieres schwingen die häßlichen Lippen beständig auf und nieder, als ob sie sich nicht in ihrer Lage erhalten könnten. Am Hinterhaupt befinden sich eigenthümliche Absonderungsdrüsen von ungefähr zwei Zoll Länge und drei Zoll Breite, welche mittelst zweier Ausführungsgänge unmittelbar auf der Hautoberfläche münden und beständig, zur Zeit der Brunst aber ganz besonders eine widerwärtig riechende, schwarze Flüssigkeit ausströmen lassen. Der Hals ist lang, seitlich zusammengedrückt, in der Mitte am dicksten. Der Leib ist bauchig und eigentlich nach allen Seiten hin zugerundet. Die Rückenlinie steigt von dem Halse an in Bogen nach oben, bis gegen den Widerrist hin und erhebt sich dort sehr steil zu der Spitze des Höckers, von wo aus sie nach hinten wieder jäh abfällt. Der Höcker steht aufrecht, wechselt aber im Lauf des Jahres bedeutend in seiner Größe. Je reichlichere Nahrung das Kamel hat, um so größer wird sein Höcker; je dürftiger ihm die Kost zugemessen wird, umsomehr fällt er zusammen. Bei vollen, gut genährten Thieren hat der Höcker die Gestalt einer Piramide und nimmt mindestens den vierten Theil des Rückens ein, bei recht magern verschwindet er fast gänzlich. Zur Regenzeit, welche saftige Weide bringt, wächst der während der dürren Hungermonate kaum sichtbare Höcker erstaunlich rasch an, und sein Gewicht kann dann bis auf 30 Pfund steigen, während es im Gegentheil auch auf

5 bis 6 Pfund herabsinken kann. Die Beine sind schlecht gestellt, und namentlich die Hinterschenkel treten fast ganz aus dem Leibe heraus und vermehren dadurch das wüste Aussehen des Thieres. Die ziemlich langen und breiten Zehen werden von der Körperhaut bis gegen die Spitze hin umhüllt und scheinen gleichsam an ihr angeheftet zu sein; ihre Trennung ist auf der oberen Seite des breiten, schwieligen Fußes durch eine tiefe Furche angedeutet; unten ist der Fuß wie ein Kissen gerundet und nur vorn und hinten etwas eingefurcht. Die Fährte, welche das Thier hinterläßt, ist daher leicht kenntlich; sie ist ein länglichrunder Abdruck mit zwei Einschnürungen und zwei von den Zehen herrührenden, spitzen Ausbuchtungen nach vorn. Der dünn bequastete Schwanz reicht bis zum Fersengelenk hinab. Das Haar ist weich, wollig und auf dem Scheitel, im Nacken, unter der Kehle, an den Schultern und auf dem Höcker gegen das übrige auffallend verlängert, am Schwanzende aber verdickt. Ganz eigenthümlich sind noch die Schwielen, welche sich auf der Brust, dem Ellenbogen und dem Handgelenk, an Knieen und Fersengelenk finden und mit dem Alter an Größe und Härte zunehmen. Die Brustschwiele tritt als eigenthümlicher Höcker weit über die andere Haut hervor und bildet eine förmliche Unterlage, auf welcher der Körper ruht, wenn das Thier sich niederlegt.

Auch die inneren Theile sind merkwürdig. Das Gebiß besteht ursprünglich aus vier Vorderzähnen im Oberkiefer und sechs im Unterkiefer. Die beiden mittleren Oberkieferzähne fallen aber schon sehr frühzeitig aus und werden nicht wieder ersetzt; deshalb findet man bei älteren Thieren nur zwei Vorderzähne im Oberkiefer, welche nach dem Zahnwechsel durch große, eckzahnartige, kegelförmig zugespitzte, gekrümmte ersetzt werden, während im Unterkiefer neue Schneidezähne zum Vorschein kommen, welche denen des Pferdes auffallend ähneln. Nun sind noch in jedem Kiefer Eckzähne vorhanden und zwar im Oberkiefer solche, welche wegen ihrer Größe und Gestalt eher an die Reißzähne eines starken Raubthieres denken lassen, als an Gebißtheile eines Wiederkäuers. Auch die Backzähne haben viel Eigenthümliches.

Die Färbung des Kamels ist eine sehr unbeständige. Am häufigsten findet man allerdings lichtsandfarbene, aber es gibt auch graue, braune und ganz schwarze Kamele, oder solche mit blassen oder lichteren Füßen, niemals aber eigentlich gescheckte. Die Araber halten alle schwarzen Kamele für schlechtere, werthlosere Thiere, als die lichteren, und pflegen sie deshalb schon in früher Jugend zu schlachten. Hierin ist der Grund zu suchen, daß man so wenig dunkelfarbige Kamele findet. Jüngere Thiere unterscheiden sich von den älteren durch das weiche Wollhaar, welche jene am ganzen Körper deckt; sowie auch die anmuthige rundere Gestalt, denn das kantig Häßliche, Eckige der letztern tritt erst mit dem zunehmenden Alter deutlich hervor.

Gegenwärtig findet man das Dromedar blos in der Gefangenschaft und zwar in allen nördlich des 12. Grades der Breite gelegenen Ländern Afrikas und des äußersten Westen von Asien. Sein Verbreitungskreis fällt fast mit dem Wohnkreise des arabischen Volksstammes zusammen. Von Arabien oder Nord-Ost-Afrika aus verbreitete es sich nach Westen hin über Syrien und Kleinasien und über Persien bis nach der Bucharei, von wo aus das zweihöckerige Kamel auftritt; von Ost-Afrika aus reicht es durch die ganze Sahara hindurch, bis an das atlantische Meer und von dem Mittelmeere an, bis zu dem erwähnten Grade der Breite. Seine ursprüngliche Heimat scheint Arabien gewesen zu sein; denn im nördlichen Afrika ist es wahrscheinlich erst im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt worden, obwohl es in Egypten bereits zu Moses Zeiten gut bekannt war. Doch ist es sonderbar, daß man auf den egyptischen Denkmälern, mit alleiniger Ausnahme der Memnonssäulen, keine Abbildung dieses auffallenden Thieres findet, und ebensowenig erwähnen die römischen und griechischen Schriftsteller, welche Altegypten bereisten, des Kamels als einheimisches Thier. Nach Egypten ist es also wohl erst mit den Arabern gekommen, und jedenfalls hat es sich auch durch sie über Nord-Afrika verbreitet. In der Bibel wird es unter dem Namen **Gamal** sehr häufig erwähnt. **Hiob** hatte dreitausend, später sechstausend Kamele; die Midianiter und Amalekiter besaßen soviel, als „Sand im Meere.“ Man benutzte sie ganz wie zu unserer Zeit. Ihre Zähmung fällt in das vorgeschichtliche Alterthum; man weiß auch nicht, woher das Thier

eigentlich stammt. Ganz wilde oder verwilderte Kamele finden sich nirgends mehr, weder in Afrika, noch in Asien.

Das Kamel ist ein eigentliches Wüstenthier und befindet sich blos in den trockensten und heißesten Landstrichen wohl; im angebauten und feuchten Lande verliert es sein eigentliches Wesen. In Egypten hat man wahrscheinlich durch das reichlichere Futter nach und nach sehr große und schwere Kamele gezogen; aber diese haben eine der schätzbarsten Eigenschaften, die Leichtigkeit ihres Ganges, ihre Ausdauer und ihre Enthaltsamkeit verloren und werden deshalb von den Arabern der Wüste sehr verachtet. In den eigentlichen Tropenländern Afrikas aber, da, wo die Pflanzenwelt ganz das Gepräge der südamerikanischen und südasiatischen Wendekreisländer annimmt, gedeiht das Kamel nicht mehr. Vielfache Versuche, die man gemacht hat, um mit ihm nach dem eigentlichen Herzen von Afrika vorzudringen, sind gescheitert. Bis zum 12. Grade befindet sich das Thier wohl und gedeiht vortrefflich; weiter südlich gegen den Gleicher hin, wird es schwächlich, und wenn man es noch ein paar Grade südlicher führt, erliegt es bei dem reichlichsten Futter, ohne eigentlich erklärliche Ursache. Zwar behaupten die Araber, daß eine Fliege, die sie außerordentlich fürchten, die Schuld an dem zu Grunde gehen ihrer Kamele trage; doch beruht diese Meinung entschieden auf einem Irrthum: das Kamel kann die wasserreichen Landstriche nicht ertragen. Auch Gebirgsgegenden sagen dem Thier nicht zu, obwohl es hier noch recht gut benutzt werden kann.

Bisjetzt hat man noch wenig Versuche gemacht, das nützliche Thier außerhalb nördlich des großen Wüstenzuges anzusiedeln; doch darf man schwerlich bezweifeln, daß es noch etwa bis zum 40. Grade nördl. Breite hin gedeihen werde. Im Jahre 1622 ließ Ferdinand der Zweite von Medicis in Toskana Trampelthiere einführen, und bis zur Stunde hat sich die Zucht dieser Thiere dort erhalten. Im Gebiet von San Rossore bei Pisa befinden sich die Kamele auf einer großen sandigen Ebene sehr wohl und leben ganz wie in ihrer Heimat. Im Jahre 1810 zählte man 170 und 1840 171 Stück. Vonhieraus hat man bis zur Stunde alle Thiergärten und Thierschaubuden versehen. In Südspanien hat man in der Neuzeit auch daran gedacht, Kamele zu züchten und über alle Erwartung günstige Ergebnisse erhalten. Die Kamele gedeihen dort ganz vortrefflich, und die Bedingungen sind auch entschieden sehr günstige. Gegenwärtig geht man mit dem Plane um, das Wüstenschiff nach der neuen Welt und zwar nach Mejiko zu versetzen. In Tejas wandern seit 1858 hundert Kamele vom Mississippi durch pfadlose Wildnisse nach dem stillen Weltmeere; die Regierung von Bolivia hat Kamele in die Cordilleren kommen lassen; auf Cuba gab es schon im Jahre 1841 siebzig Stück.

Im ganzen Norden und Osten Afrikas wird das Kamel gegenwärtig in ungeheurer Anzahl gezüchtet. Manche Araberstämme besitzen Tausende und Hunderttausende. In Sudahn lernte ich Häuptlinge kennen, welche allein 500 bis 2000 Stück Kamele zu eigen hatten; in den Steppen Kordofahns sah ich Herden von mindestens anderthalbtausend Stück auf der Weide. Die einzige Wüstenstraße zwischen Korosko und Abu Hammed in Nubien setzt mehrere Tausend von Kamelen in Bewegung. Ehe die Eisenbahn von Kairo nach Sues fertig war, vermittelten ungefähr sechshundert Kamele, welche täglich unterwegs waren, den Verkehr. Bei Ankunft der ostindischen Post sah man Züge von je zwei- bis dreihundert Stück mehrere Stunden nach einander aus den Thoren der einen oder der anderen Stadt ziehen. Geradezu unschätzbar ist die Anzahl der Kamele, welche auf den großen Wüstenstraßen zwischen den Nigerländern und dem Norden Afrikas in Bewegung sind. Der Stamm der Tibbo allein mag ein paarmal hunderttausend Kamele besitzen; die Berbern haben sicherlich mehr als eine Million. Auch im glücklichen und steinigen Arabien werden viele Kamele gezogen, und namentlich das Land Nedjed gilt als das reichste an diesen Thieren. Es versorgt Syrien, den Hedjas und Jemen mit ihnen, und liefert jährlich viele Tausend allein nach Anatolien. Die Zahl der Kamele, welche jährlich an den Wüstenstraßen zu Grunde gehen, ist nicht zu berechnen; wie groß sie aber ist, kann man am besten ersehen, wenn man selbst durch die Wüste reist. In der nubischen Wüste sowohl, wie in der Bahiuda, fand ich am Ein- und Ausgange der vorhin genannten Straßen auf viele Meilen hin ein Kamelgerippe so dicht an dem anderen, daß die Straße durch die weiß-

gebleichten Knochen vollkommen bezeichnet wurde. Die Wüste ist nicht blos die Heimat und der Geburtsort, sondern auch die Sterbestätte und das Grab des Kamels; die wenigen, welche geschlachtet werden, kommen gegen die, welche auf ihren Berufswegen zu Grunde gehen, gar nicht in Betracht.

Das Kamel nimmt seine Nahrung einzig und allein aus dem Pflanzenreiche und ist dabei durchaus nicht wählerisch. Man darf wohl behaupten, daß gerade seine Genügsamkeit seine größte Tugend ist; es ist mit dem schlechtesten Futter zufrieden. Wenn es die dürrsten und trockensten Wüstenpflanzen, scharfschneidiges Riedgras und halbverdorrte Aeste hat, kann es wochenlang aushalten. Unter Umständen ist ihm ein alter Korb oder eine Matte, aus den zerschlissenen Blattriesen der Datteln geflochten, ein willkommenes Gericht. In Ostsudahn muß man die Hütten der Eingeborenen, welche aus einem Gerippe von schwachen Stangen bestehen und dann mit Steppengras bedeckt werden, vor den Kamelen durch eine dichte Umzäunung von Dornen schützen: die Thiere würden sonst das ganze Haus bis auf seine Grundfesten auffressen. Wahrhaft wunderbar ist es, daß selbst die ärgsten Dornen und Stacheln das harte Maul des Kamels nicht verwunden. Mehr als hundert Mal habe ich gesehen, daß Kamele Mimosenzweige, an denen Dornen an Dornen saßen, ohne weiteres hinterwürgten. Nun muß man wissen, daß diese Mimosennadeln außerordentlich scharf sind und selbst das Sohlenleder durchdringen: dann versteht man erst, was Dies sagen will. Mehrere Male haben wir uns bei der Jagd empfindlich verletzt, wenn wir auf solche Dornen traten; ich selbst habe mir einen von ihnen durch die Sohle des Schuhes, die große Zehe und auch noch durch das Oberleder des Schuhes gestochen: — und solche Dornen zermalmt das Thier mit der größten Seelenruhe! Wenn die Karavane abends rastet und die Kamele frei gelassen werden, damit sie sich ihre Nahrung suchen, laufen sie von Baum zu Baum und fressen hier alle Aeste ab, welche sie erreichen können. Sie besitzen ein merkwürdiges Geschick, mit ihren Lippen die Zweige abzubrechen, dann aber würgen sie dieselben hinter, ganz unbekümmert, in welcher Richtung die Dornen vom Zweige abstehen. Können sie einmal recht saftige Nahrung haben, so ist Das ihnen schon recht: in den Durrah-, Dohsenfeldern hausen sie oft in abscheulicher Weise und verwüsten dort ganze Stellen; auch kleine Bohnen, Erbsen, Wicken verzehren sie sehr gern, und Körner aller Art erscheinen ihnen als wahre Leckerbissen. Auf den Wüstenreisen, wo es nothwendig ist, daß die Last soviel als möglich verringert wird, nimmt jeder Araber blos etwas Durrah oder auch Gerste für sein Kamel mit sich und füttert dem Thiere davon allabendlich ein paar Hände voll, gewöhnlich gleich aus seinem Umschlagetuch, bezüglich aus seinem Schose. In den Städten gibt man ihnen Puffbohnen; in den Dörfern erhalten sie oft nichts Anderes, als verdorrtes Riedgras oder Durrahstroh. Es scheint aber, als ob das Laub verschiedener Bäume und anderer Gesträuche ihre liebste Nahrung wäre; wenigstens bemerkt man, daß die Kamele, wie die Girafen, immer nach den Bäumen hin ihre Schritte lenken.

Bei saftiger Pflanzennahrung kann das Kamel wochenlang das Wasser entbehren, falls es nicht beladen und besonders angestrengt wird und sich nach Belieben seine Pflanzen aussuchen kann. Die Nomaden der Bahiuda bekümmern sich zuweilen einen ganzen Monat nicht um ihre Kamele, sondern lassen sie nach eigenem Gutdünken sich ihre Weide wählen, und oft kommt es vor, daß diese Thiere während der ganzen Zeit nur mit den thaufrischen Blättern und dem Pflanzensaft ihren Durst löschen müssen. Anders verhält sich die Sache während der Zeit der Dürre. Man hat zwar vielfach behauptet, daß Kamele auch dann noch 14 bis 20 Tage Wasser entbehren könnten; allein solche Erzählungen sind Fabeln, welche jeder Eingeweihte belächeln muß. Als ich im Dezember 1847 und Januar 1848 die Bahiudawüste durchzog, bekamen unsere Kamele während der achttägigen Reise nur ein einziges Mal Wasser; aber um diese Zeit gab es noch viel Grünes, und die Thiere hielten vortrefflich aus. Als ich aber zwei Jahre später im Juni beinahe denselben Weg wanderte, waren die Kamele, welche neben dem Durst auch noch Hunger zu ertragen hatten, bereits am sechsten und siebenten Tage der Reise, obwohl wir sie am vierten getränkt hatten, so matt, daß sie unter uns zusammenbrachen und nur mit größter Mühe bis an den Nil gebracht werden konnten, — nur erst, nachdem wir andere entlastet und auf ihnen unsern Ritt fortgesetzt hatten. In der Gluthitze des afrikanischen Sommers

muß ein Kamel auf Reisen, bei ordentlichem Futter, hinreichendes Wasser und mindestens alle vier Tage volle dreißig bis vierzig Stunden Ruhe haben, wenn es aushalten soll. Aber nur in seltenen Fällen lassen es die Araber solange dürsten, gewöhnlich nur dann, wenn einer der Brunnen am Wege, auf dessen Wasser man hoffte, inzwischen versiegt ist. In früheren Zeiten glaubte man sich diese Genügsamkeit des Kamels, was das Trinken anbelangt, aus seiner eigenthümlichen Bildung des Magens erklären zu können. Man meinte, daß die großen Zellen in den beiden ersten Magenabtheilungen als Wasserbehälter angesehen werden dürften und fabelte von dieser Annahme aus ganz lustig weiter. In manchen älteren Reisebeschreibungen, noch mehr in den traurigen Werken der Stubenhocker und Büchermacher, findet man die Angabe, daß die Reisenden in der Wüste im allerletzten Nothfall in dem Magen ihres Kamels noch Wasservorräthe finden könnten. Ich habe, obgleich ich von Haus aus an solchen Geschichten zweifelte, mit aller Absicht alte, in der Wüste ergraute Kamelführer befragt: — kein Einziger wußte von dieser Geschichte Etwas, kein Einziger hatte jemals solch eine ungeheure Lüge auch nur erzählen hören. Und später habe ich mich beim Schlachten der Kamele, welche noch am Tage vorher getränkt worden waren, selbst überzeugt, daß es ganz unmöglich ist, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungsstoffen und dem Magensaft vermengt war. Das ganze Kamel hat einen widerwärtigen Geruch; solcher Magenbrei aber muß selbst einem Halbverdursteten unüberwindlichen Ekel erregen. Der Gestank eines frisch aufgebrochenen Kamelmagens ist geradezu unerträglich.

Wahrhaft lustig sieht es aus, wenn ermüdete, hungrige und ermattete Kamele in die Nähe eines Brunnens oder Flusses gelangen. So dumm die häßlichen Geschöpfe auch sind, — solche Orte, wo sie früher schon getränkt wurden, vergessen sie so leicht nicht. Sie heben die Köpfe hoch empor, schnüffeln mit halb zugekniffenen Augen in die Luft, legen die Ohren zurück und beginnen nun plötzlich zu laufen, daß man sich fest im Sattel halten muß, um nicht herausgeschleudert zu werden. Kommen sie dann zum Brunnen, so drängen sie sich wie rasend heran an das Wasser, und eines sucht durch abscheuliches Gebrüll das andere zu vertreiben. Am Ausgange der Bahiudawüste kamen drei unserer Kamele an einen Bewässerungsgraben, welcher von einem Schöpfrad gespeist wurde und immerhin ein ganz hübsches Bächlein Wasser nach dem Felde sandte; dort stellten sie sich neben einander auf und tranken drei Minuten lang ohne Unterbrechung und buchstäblich alles Wasser auf, welches in dem Graben dahinfloß. Ihr Leib schwoll augenscheinlich an und beim Weiterreiten verursachte das im Magen aufgehäufte Wasser ein Geräusch, wie man es vernimmt, wenn man eine halbgefüllte Tonne ausschwenkt. Während der Regenzeit, wo viel Wasser vorhanden, lösen die Araber des Ostsudahns salzhaltige Erde oder reines Kochsalz in kleinen Tränkteichen auf und treiben dahin ihre Kamele. Das Salz vermehrt die Freßlust der edlen Wüstenschiffe außerordentlich, und diese mästen sich nun bald einen recht hübschen Höcker an.

Es verdient bemerkt zu werden, daß den Kamelen größere oder geringere Genügsamkeit anerzogen wird. So anspruchslos die Thiere im allgemeinen sind, so leicht lassen sie sich verwöhnen, und damit werden sie in gewisser Hinsicht geradezu unbrauchbar. Die Kamele des Ostsudahns und der Wüste, welche von Jugend auf gewöhnt wurden, alle vier oder bezüglich sechs Tage getränkt zu werden und sich mit den dürftigen Gräsern ihrer Heimat ernähren müssen, sind für Wüstenreisen weit mehr geeignet, als die, welche im Norden leben und namentlich die des bebauten Landes, denen es niemals, weder an Nahrung, noch an Trank, gebricht. Jene, die Wüsten- und Steppenkamele, bleiben allerdings viel kleiner und magerer; sie sind nach und nach zu ganz anderen Thieren geworden, als die Egyptens und Syriens: — aber die letzteren können sich mit ihnen auch gar nicht messen; sie sind eben nur noch Lastkamele, für Reisen aber gänzlich ungeeignet.

Wenn man ein ruhig stehendes Kamel ansieht, wird man sich schwerlich denken, daß dieses Thier fast an Schnelligkeit mit einem Pferde wetteifern kann. Und doch ist Dies der Fall. Die in der Wüste und Steppe geborenen Kamele sind vortreffliche Läufer und im Stande, ohne Unterbrechung Entfernungen zurückzulegen, wie kein anderes Hausthier. Alle Kamele gehen einen scheinbar sehr schwer-

fälligen Paß, sie mögen nun im Schritte oder im Trabe laufen: allein dieser Paßgang erscheint bei abgerichteten Reitkamelen wahrhaft leicht und zierlich. Der gewöhnliche Gang ist ein sonderbares Dahinstelzen, und das Kamel bewegt dazu bei jedem Schritte noch in so auffallender Weise den Kopf vor- und rückwärts, daß man sich kaum einen häßlicheren Anblick denken kann, als solche Mißgestalt in ihrer langsamen Bewegung. Bringt man aber einen Läufer wirklich in Trab, und gehört er zu den guten Rassen, welche ohne Unterbrechung in der angefangenen Schrittweise dahinziehen, so erscheint das schwere Geschöpf leicht und schön. Schon schwer beladene Lastkamele legen bei gewöhnlichem Schritt in fünf Stunden Zeit sechs Wegstunden oder drei deutsche Meilen zurück und gehen in dieser Weise von früh Morgens fünf Uhr an bis Abends sieben Uhr ohne Unterbrechung fort; gute Reitkamele aber können bequem den dreifachen Raum durchlaufen. Die reiche Phantasie der Beduinen hat die Schnelligkeit eines guten Kamels bei weitem übertrieben; sehr bedeutend ist dieselbe jedoch immerhin. Man bezeichnet in Afrika die leichten und abgerichteten Reitkamele mit dem Namen „Hedjihn" oder Pilgerkamele und nennt den auf ihnen Reitenden Hedjahn, versteht aber zunächst blos die eigentlichen Botenreiter unter diesem Worte. Solche Botenreiter nun legen in kurzer Zeit fast unglaublich große Entfernungen zurück. Berühmt sind die Kamele, welche in der Nähe von Esneh in Oberegypten gezüchtet werden, und noch berühmter die wirklich unübertrefflichen der Bischarin im Ost-Sudahn. Auf einem solchen Hedjihn ritt Mahammed Aali flüchtend in einem Zuge von Kairo nach Alexandrien und brauchte hierzu nur zwölf Stunden. Da nun die Entfernung zwischen beiden Städten mindestens fünfundzwanzig deutsche Meilen beträgt, kann man auf die Schnelligkeit und Ausdauer dieser Thiere einen Schluß ziehen. In Egypten und Nubien nennt man Kamele, welche zehn Mahadas oder Haltestellen auf dem Karavanenwege in einem Tage durchlaufen, geradezu „Zehner" (Aaschari) und schätzt sie mit Recht sehr hoch; denn eine Mahada liegt in der Regel zwischen anderthalb und zwei, auch dritthalb deutsche Meilen von der anderen. Ein solcher Aaschari lief von Esneh in Oberegypten nach Geneh und fast wieder dahin zurück, war aber so angestrengt worden, daß er drei deutsche Meilen vor seinem Zielpunkt zusammenbrach. Er hatte in neun Stunden fünfundzwanzig deutsche Meilen durchwandert und dabei zwei Mal über den Nil gesetzt, also mindestens noch eine Stunde an Zeit verloren. Einen solchen Ritt hält kein Pferd aus, es mag so gut sein, als es will. Im Anfang übertrifft die Schnelligkeit eines trabenden Pferdes die des Kamels, wenn es im gleichen Schritte geht; sehr bald aber bleibt das letztere weit zurück und das Kamel trabt nach wie vor seinen Gang weiter. Läßt man ein Reitkamel in der Mittagszeit ruhen, reitet man sonst aber vom frühen Morgen an bis zur späten Nacht, so kann man das Thier sechszehn Stunden lang Trab laufen lassen und dann sehr bequem eine Entfernung von zwanzig deutschen Meilen durchreiten. Ein gutes Kamel, welches ordentlich gefüttert und getränkt wird, hält solche Anstrengung, ohne Rasttag dazwischen, drei und selbst vier Tage aus. Man ist demnach im Stande, mit einem einzigen Reitthiere in der kurzen Zeit von vier Tagen achtzig deutsche Meilen zu durchreisen.

Nur sehr widerspenstige, schlecht gezogene Kamele fallen zuweilen in Galopp und Dies auch blos dann, wenn sie gezüchtigt werden. Dreierlei verlangt der Araber von einem guten Kamel. Es muß erstens einen weichen Rücken haben, darf zweitens die Peitsche nicht verlangen und darf drittens nicht schreien beim Auf- und Niederlegen. Blos Derjenige, welcher viel mit Kamelen umgegangen ist, weiß, was Dies zu bedeuten hat.

Ein gewöhnliches Lastkamel ist das fürchterlichste Reitthier, welches man sich denken kann. Bei der Paßbewegung wird der Reiter in einem ganz eigenthümlichen Bogen auf und nieder und hin und her bewegt. Am deutlichsten kann man sich sein Neigen des Hauptes und Körpers versinnlichen, wenn man an die chinesischen Pagodenfiguren denkt; denn fast in dieser Weise wird das arme Menschenkind oben im Sattel hin und her geschleudert. Sowie das Kamel in Trab fällt, ist es anders, falls der Reiter wirklich das Thier zu zügeln versteht. Bei der behenden Wechselbewegung wird das seitliche Hin- und Herschaukeln aufgehoben und wenn sich dann der Reiter geschickt im Sattel zurücklegt, spürt er die immer noch heftigen Stöße eben auch nicht mehr, als wenn er zu Pferde sitzt. Noch

unerträglicher aber, als der Schritt, ist der Galopp eines Kamels für den Reiter. Bei großer Wuth kommt es vor, daß ein Kamel in Galopp verfällt. Es ist nicht im Stande, diese Gangart lange auszuhalten, aber es braucht Das auch nicht; denn gewöhnlich liegt der nicht ganz sattelfeste Reiter schon in den ersten drei Minuten unten auf der Erde, und das Kamel trabt lustig davon und verfällt dann auch gleich wieder in seinen gewöhnlichen Schritt. Aus diesen Gründen hat der Araber seine Reitkamele gewöhnt, blos Trab zu gehen. Sie verstehen diese Gangart auch wirklich meisterhaft — doch davon später.

In Gebirgsgegenden ist das Kamel nur in sehr beschränktem Maße zu gebrauchen, weil ihm das Klettern sehr beschwerlich fällt. Namentlich bergab kann es, weil es ziemlich stark überbaut ist, nur mit äußerster Vorsicht gehen. Doch sieht man auf der Weide die Kamele immerhin einigermaßen klettern, freilich so tölpelhaft, als möglich. Noch ungeschickter benimmt sich das Thier im Wasser. Schon wenn es in dasselbe getrieben wird, um zu trinken, wie es in Ost-Sudahn oft geschieht, geberdet es sich wie unsinnig; viel schlimmer aber wird die Sache, wenn es einen großen Strom übersetzen soll. Die Nilanwohner sind oft genöthigt, ihre Kamele von einem Ufer auf das andere zu schaffen und thun Dies in einer, nach unsern Begriffen wirklich haarsträubenden Weise. Das Kamel kann nicht schwimmen, sondern geht unter wie Blei, aber gleichwohl muß es schwimmend über den Strom setzen, weil die Ueberfahrtsbarken nicht nach Art unserer Fähren eingerichtet, sondern gewöhnliche Boote sind, in welche das ungeschickte Geschöpf nicht wohl gebracht werden kann. Deshalb verfährt man, um ein Kamel über das Wasser zu schaffen, folgendermaßen: Ein Araber bindet eine Schlinge um den Kopf und Schwanz, doch so, daß dieselbe nicht würgt, und zieht an dieser das Thier in den Strom hinab. Zwei oder drei Andere helfen mit der Peitsche gelind nach. Das liebe Thier möchte brüllen nach Herzenslust, aber die Schlinge läßt es dazu nicht kommen; es möchte entfliehen, allein der Strick hält aus, und wenn es nicht gutwillig folgt, schnürt die Schlinge die Schnauze doch recht fest zusammen: es muß also wohl oder übel in das Wasser hinein. So wie es den Grund verliert, zeigt es deutlich, wie ängstlich ihm die ganze Fahrt vorkommt. Die häßlichen Nüstern öffnen sich, die Augen treten aus den Höhlen hervor, die Ohren werden krampfhaft auf und nieder bewegt: — endlich verliert es den Grund. Nun packt Einer, welcher weiter hinten im Bote sitzt, unser Thier am Schwanze, ein Anderer hebt mit der Schlinge den Kopf über das Wasser, so daß es kaum Athem schöpfen kann: — und dahin geht die Fahrt unter Strampeln und Stampfen des im höchsten Grade unangenehm berührten Thieres. Wenn es am anderen Ufer ankommt, rennt es gewöhnlich wie rasend davon und erst, nachdem es sich sicher überzeugt, daß es wieder festen Grund unter den Füßen besitzt, erhält es nach und nach seine Ruhe wieder.

Die Stimme des Kamels ist ein wahrhaft schauderhaftes Brüllen, welches schwerlich beschrieben werden kann. Gurgeln und Stöhnen, Knurren, Brummen und Brüllen wechseln in der sonderbarsten Weise mit einander ab. Unter den Sinnen dürfte das Gehör am besten ausgebildet sein, obgleich die kleinen Ohren nicht eben geeignete Werkzeuge zu sein scheinen; die blöden Augen stehen jenem Sinne aber entschieden nach, und der Geruch ist sicher schlecht. Das Gefühl dagegen scheint fein zu sein, und der Geschmack zeigt sich wenigstens manchmal als vorhanden. Im Ganzen aber muß man das Kamel als ein sehr stumpfsinniges Geschöpf betrachten. Nicht viel günstiger fällt eine Beurtheilung der geistigen Eigenschaften aus. Ich will mir erlauben, Einiges zu wiederholen, was ich bereits in der Gartenlaube veröffentlicht habe und deshalb einem guten Theil meiner Leser als bekannt voraussetzen muß. Um ein Kamel würdigen zu können, muß man es unter Umständen betrachten, wo es die geistigen Eigenschaften auch zu offenbaren vermag, muß man also etwa ein Kamel sich auswählen, welches eben das Schwerste, was ihm widerfahren kann, ertragen, d. h. mit anderen Worten, arbeiten soll. Versetzen wir uns einmal im Geiste in das Einbruchsdorf einer Wüstenstraße!

Die zur Fortschaffung des Gepäckes bestimmten Kamele sind seit gestern angekommen und fressen mit der unschuldigsten Miene die Wandung einer Strohhütte auf, deren Besitzer eben abwesend ist

und es versäumte, sein Haus durch Dornen zu schützen. Die Treiber sind mit dem Umschnüren und Abwiegen des Gepäckes beschäftigt und brüllen dabei nach Leibeskräften, scheinbar mit solcher Wuth, daß man glauben muß, im nächsten Augenblick einen Mord begehen zu sehen. Einige Kamele unterstützen in Erwartung des Kommenden das Gebrüll mit ihrem eigenen; bei den übrigen, welche noch nicht mitbrüllen, bedeutet Dies blos soviel, als: „Unsere Zeit ist noch nicht gekommen, aber sie kommt!" Ja sie kommt! Denn die Sonne zeigt die Zeit des Nachmittaggebets, die Zeit jedes Beginnes nach arabischen Begriffen an. Nach allen Seiten hin stürmen die braunen Männer, um ihre häuserfressenden oder sonstwie Unheil anrichtenden Kamele einzufangen; bald darauf sieht man sie mit ihnen zurückkehren. Jedes einzelne Kamel wird zwischen die bereits gerichteten Stücke seiner Ladung geführt und mit einem unbeschreiblichen Gurgellaute gebeten oder durch einige die sanfte Bitte sanft unterstützende Peitschenhiebe aufgefordert, sich niederzulegen. Mit äußerstem Widerstreben gehorcht das ahnungsvolle Geschöpf, dem eine Reihe schwerer Tage in grellen Farben vor der Seele steht. Es brüllt zuerst mit Aufbietung seiner ganzen Lunge in markerschütternder Weise und weigert sich verständlich und entschieden, seinen Nacken der Bürde zu bieten. Selbst der mildeste Beurtheiler würde sich vergeblich bemühen, jetzt auch nur einen Schimmer von Sanftmuth in seinem wuthblitzenden Auge zu lesen. Es fügt sich ins Unvermeidliche, nicht aber mit Ergebung und Entsagung, nicht mit der einem Dulder so wohl anstehenden Seelenruhe und Geistesgröße, sondern mit allen Zeichen der im höchsten Grade gestörten Gemüthlichkeit, mit Augenverdrehungen, welche unsern Muckern zum Vorbilde dienen könnten, mit Zähnefletschen, mit Stoßen, Schlagen, Beißen, kurz mit beispiellosem Ingrimm. Alle nur denkbaren oder besser undenkbaren Untöne orgelt es fugenartig ab, ohne auf Takt und Tonfall die geringste Rücksicht zu nehmen. Dur und Moll wird grauenvoll zusammengeworfen und mißachtet; jeder nur einigermaßen an Wohllaut anklingende Ton wird der grenzenlosen Wuth geopfert, jeder Naturlaut verstümmelt und zerquetscht. Mein lieber geist- und wortreicher Freund Goltz allein würde im Stande sein, eine annähernd richtige Beschreibung solchen „Tonunwesens" zu geben; ich fühle mich zu schwach dazu. Endlich scheint die Lunge erschöpft zu sein. Aber nein: es werden blos andere Stimmen gezogen und in gräulicher Folge etwas kläglichere Weisen angestimmt. Die unaussprechliche Wuth, welche bisher die Seele des herrlichen Thieres erfüllte, scheint durch eine Selbstbetrachtung über die Sklaverei und ihre entsetzlichen Folgen auf Augenblicke verdrängt worden zu sein. Das Brüllen hat sich in ein klägliches Stöhnen verwandelt. Da ich leider keiner der thränenreichen Minnedichter unserer Zeit bin, kann ich blos in schlichter Weise meine Meinung aussprechen, welche dahin geht, daß das Kamel in seinem unendlichen Schmerz wahrscheinlich der goldenen Urzeit gedenkt, in welcher der Erdenteufel, Mensch genannt, dem damals stolz emporgetragenen Fetthöcker der Vorfahren unseres Thieres noch nicht die schwere Bürde auflegte, in welcher es frei und lustig die grünen, leider noch immer nicht wieder aufgefundenen Fluren in nächster Nähe des Paradieses durchstampfte. Die unsäglich traurige, erschütternde Klage des Dulders könnte einen Stein erbarmen. Aber das Herz der Kameltreiber ist härter als ein Stein; das Ohr der Peiniger ist taub für die wehmüthigen Kundgebungen der zartbesaiteten Seele des tief und innig fühlenden Thieres. Nicht einmal eine seinen Unmuth ausdrückende Bewegung wird ihm gestattet. Einer der Treiber stellt sich auf die zusammengelegten Beine des sanften Lammes und faßt mit starker Hand die Nase, um an dieser empfindlichen Stelle gelegentlich einen nach Erforderniß stärkeren oder gelinderen Druck ausüben zu können. Allerdings behauptet der Mann, daß er seine Glieder vor den Bissen des Thieres schützen müsse; allerdings versichert er, daß ein wüthendes Kamel das scheußlichste aller Scheusale sei: allein meine Gerechtigkeitsliebe verlangt, daß ich auch jetzt den Standpunkt des Kameles würdige.

Welche Schändlichkeit! Das edle Thier kann sich kaum rühren und soll belastet werden mit der schwersten Bürde, welche außer dem Elefanten überhaupt ein sterbliches Wesen tragen kann, es soll tagelang die seiner unwürdige Last schleppen! Ueber solche Erniedrigung bricht es in Erbarmen beanspruchende Klagen aus, und der Unmensch schließt beide Nasenlöcher und entzieht ihm den zu solchen

Klagen doch unentbehrlichen Athem! Selbst ein Engel würde bei solch einer schnöden Behandlung zum Teufel werden; aber ein Kamel ist weit entfernt, hat nie daran gedacht, irgend welche Ansprüche auf die unerläßlichen Eigenschaften eines Engels gemacht zu haben. Wen soll und kann es Wunder nehmen, daß es seine namenlose Entrüstung durch anhaltendes kräftiges Schütteln des Kopfes kund gibt? wer wird es ihm verargen, daß es zu beißen, mit den Beinen zu stoßen, aufzuspringen, die Last abzuwerfen, durchzugehen versucht und dann von neuem zu brüllen beginnt, daß man das Trommelfell vor dem Zerspringen besonders schützen möchte? Und gleichwohl schimpfen und fluchen die Araber noch über solche Ausbrüche gerechten Zornes! Sie, welche sonst alle Thiere mahammedanisch — christlich kann ich, seitdem ich in Spanien war und viele deutsche Spanier sah, hier leider nicht sagen — behandeln, rufen ihm jetzt Verwünschungen zu, wie „Allah jenarhlak abutik, djinsak, ja maläuhn, ja kelb, ja chansihr!“ — Gott verfluche deinen Vater und deine Art, du alles Guten Barer, du Hund, du Schwein! — sie stoßen es mit den Füßen, prügeln es mit der Peitsche! Den inständigsten Bitten, den herzerschütterndsten Klagen, der unsäglichsten Wuth setzen sie kalte Mißachtung und höchst empfindliche Schmähungen entgegen! Während der Eine das Kamel an der Nase packt, legt ihm der Andere bereits den Sattel auf den Rücken; ehe es noch halb ausgeklagt hat, liegt auf dem Sattel die schwere Last. Jetzt läßt der Vorderste die Nase los, der Hinterste handhabt die Peitsche wieder: das niedergebeugte Thier soll sich erheben. Noch ein Mal sucht es seinen ganzen ungeheuren Zorn, seine tiefste Verachtung gegen den Menschen in einen einzigen Schrei zusammenzufassen, noch ein Mal brüllt es beim Aufspringen wuthschnaubend auf, dann schweigt es den ganzen übrigen Tag, wahrscheinlich im Gefühl seiner eigenen Größe und Erhabenheit. Es erachtet es für zu kleinlich, für zu erbärmlich, den tiefen Schmerz seiner Seele über die ihm angethane Entwürdigung noch durch äußere Zeichen dem niederträchtigen Menschen kundzugeben und geht von nun an bis zum Abend „in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer seine Stelzenschritte fort.“ Aber beim Niederlegen, beim Entladen der Last scheint seine Brust noch einmal frei aufzuathmen; denn dann läßt es nochmals seinen ganzen Ingrimm los.

So geberdet sich das Kamel beim Auf- und Abladen; und ich mache mir heute noch Vorwürfe, daß ich die wahre Seelengröße des edlen Wesens jemals verkannt, daß ich Ausbrüche des nur allzutief begründeten Unmuths und ganz erklärlicher Rachsucht gegen den abscheulichen Menschen so rücksichtslos bestraft habe.

Ich glaube im Vorstehenden den Standpunkt des Kamels vollkommen gewahrt und somit meine Gerechtigkeitsliebe bewiesen zu haben. Dieselbe Tugend verlangt aber, daß ich mich nun auch ein Mal auf den Standpunkt des Menschen stelle. Vonhieraus sieht sich die Sache etwas anders an. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Kamel wahrhaft überraschende Fähigkeiten besitzt, einen Menschen ohne Unterlaß und in unglaublicher Weise zu ärgern. Ich kenne kein Thier, welches ihm hierin gleich käme. Ihm gegenüber ist ein Ochse ein höchst achtungswerthes Geschöpf, ein Maulthier, welches sämmtliche Untugenden aller Bastarde in sich vereinigt, ein überaus gesittetes, ein Schaf ein sehr kluges, ein Esel ein entschieden liebenswürdiges Thier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen auch noch Feigheit, Störrigkeit, ewig schlechte Laune, Starr- und Murrköpfigkeit, entschiedener Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen den Pfleger und Wohlthäter und noch hundert andere Untugenden kommen, welche ein Wesen sämmtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht: kann der Mensch, welcher mit solchem Vieh zu thun hat, schließlich rasend werden. Der Araber behandelt seine Hausthiere wie seine Kinder: aber das Kamel bringt ihn zuweilen in namenlosen Zorn. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem Einen das Thier tage- und wochenlang stündlich mit bewunderungswerther Beharrlichkeit und Ausdauer geärgert, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel, sowie Bekehrungsversuche aller Art vergeblich verbraucht, alle die elektrische Spannung der Seele abkühlenden Flüche nutzlos ausgestoßen hat. Daß das Kamel in einer Weise ausdünstet, welche den Bocksgestank als

Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert, wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den gezwungenen Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse, gehört nicht hierher; daß es aber mit Bewußtsein dem Willen seines Herrn jederzeit entgegenhandelt, Das ist es, was es in meinen Augen so tief stellt. Ich habe auf allen meinen Reisen in Afrika unter den Tausenden von Kamelen, die ich beobachten konnte, nur ein einziges gesehen, welches eine gewisse Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigte; alle übrigen arbeiteten gezwungen zum Vortheile des Menschen.

Die einzige Eigenschaft, in welcher das Kamel groß ist, dürfte seine Freßgier sein; in ihr gehen alle geistigen Eigenschaften unter. Sein Verstand ist ungemein gering. Es zeigt, ungereizt, keine Liebe und keinen Haß, sondern blos Gleichgiltigkeit gegen Alles, mit Ausnahme des Futters und seines Jungen. Gereizt wird es, sobald es sich anstrengen, sobald es arbeiten soll; hilft ihm seine Wuth Nichts, dann fügt es sich mit derselben Gleichgiltigkeit in die Arbeit, wie in alles Uebrige. Im Augenblicke seiner Wuth ist es aber äußerst boshaft und wirklich gefährlich. Wahrhaft abscheulich ist seine grenzenlose Feigheit. Das Gebrüll eines Löwen zersprengt augenblicklich die Karavane; jedes Kamel wirft sofort seine Last ab und stürzt davon. Das Heulen einer Hiäne beunruhigt das muthlose Vieh außerordentlich; ein Affe, ein Hund, eine Eidechse sind ihm entsetzliche Geschöpfe. Ich kenne kein anderes Thier, mit welchem es in Freundschaft lebt. Der Esel scheint sich ziemlich gut mit ihm zu vertragen: von besonderer Freundschaft zum Kamel kann aber auch bei ihm keine Rede sein; das Roß scheint in ihm das widerwärtigste aller Thiere zu erblicken. Seinerseits scheint das Kamel die übrigen Thiere mit demselben Mißmuthe anzusehen, mit dem es den Menschen betrachtet.

Doch die häßlichste Untugend des Kamels ist unzweifelhaft seine Störrigkeit. Man muß ein Kamel tagelang geritten haben, um diese Untugend in ihrer ganzen, entsetzlichen Ausdehnung kennen gelernt zu haben. Der Anfänger im Kamelreiten hat mit dem Aufsteigen und dem Sicherhalten im Sattel genug zu thun; sowie das Thier störrisch wird, ist es zu Ende mit allem Reiten. Dann gehört ein Ausgelernter in den Sattel. Das Aufsteigen hat seine Schwierigkeiten. Der Reiter muß mit kühnem Sprunge in den Sattel springen und hat anfangs bedacht zu sein, um sich festzusetzen. Diesen Augenblick benutzt das Thier, um allerlei Unthaten auszuführen. Der Reiter will sich nach Süden hinwenden — er darf überzeugt sein, daß das Kamel nach Norden sich richtet; er will traben — das Kamel geht Schritt; er will es im Schritt gehen lassen — es geht mit ihm durch! Und wehe ihm, wenn er nicht ordentlich reiten, wehe ihm, wenn er das Vieh nicht zügeln kann! Er ziehe den Zaum an, soviel er will, er reiße den Kopf zurück, daß die Schnauze senkrecht nach oben steht, das Kamel wird um so toller davon stampfen. Und nun mag er sich festsetzen und sich wahren, damit ihn sein Reitthier nicht nach vorn hin aus dem Sattel wirft, und er dabei auf den Hals desselben zu sitzen kommt! Das liebenswürdige und tugendreiche Wesen ist viel zu ernst, als daß es ein solches Zuwiderhandeln aller Regeln höherer Reitkunst als Scherz oder Versehen hinnehmen sollte! Die nichtswürdige Behandlung, welche es seit seiner Zähmung von dem Menschen erdulden mußte, hat seinen ursprünglich unzweifelhaft edlen und großen Charakter mürrisch und unduldsam gemacht. Es sieht das Ungeschick des Reiters von der ungünstigsten Seite an, als Unbilliges, welches „kein edles Herz erträgt", und sucht sich nach Kräften dagegen zu wehren. Ein Schrei der Wuth entringt sich seinen nicht gerade anmuthigen Lippen, dann rast es zornig davon. Die auf dem Sattel liegenden und an ihm hängenden Teppiche, Trinkschläuche, Waffen ꝛc. werden herabgeschleudert, und der Reiter folgt seinen Geräthschaften zuletzt sicher nach. Jetzt macht es schleunigst einen Versuch, der Zwingherrschaft zu entrinnen und stürmt auf gut Glück in die Wüste hinaus. Leider sind die Kameltreiber auf alle diese Fälle vorbereitet. Augenblicklich eilen sie dem Flüchtling nach; laufend, schleichend, eine unbefangene Miene heuchelnd, suchen sie sich ihm zu nähern; sie bitten, locken, schmeicheln, bis sie den nebenherschleppenden Zügel erfaßt haben: dann aber zeigt sich ihre schwarze Seele in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Mit einem Satze sind sie, die

Kunstgeübten, im Sattel, kräftig zügeln sie das widerspenstige Thier, eilen auf seiner Spur zurück, suchen die abgeschüttelten Gegenstände zusammen, lassen das Kamel sich niederlegen, prügeln es tüchtig ab und beladen es, als wäre Nichts geschehen, mit unendlicher Ruhe von neuem. Und sollte es ihnen wirklich nicht gelingen, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, so sind dafür hundert Andere, ganz Unbetheiligte, immer bereit, ein herrenloses Kamel einzufangen und es, seiner Spur folgend, zum Ausgangspunkte seiner Lustwandlung zurückzureiten; denn kein Araber läßt ein flüchtig gewordenes Kamel entrinnen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, es wieder unter die rechtmäßige Botmäßigkeit zurückzuführen. Daß bei solcher Behandlung das vortreffliche Geschöpf seinen Seelenschmerz in herzerschütternden Seufzern zum Himmel schreit, ist sehr erklärlich.

Mit einem Worte, das Kamel steht an Adel hinter sämmtlichen, übrigen Hausthieren zurück; es besitzt keine einzige, wirklich großartige Eigenschaft des Geistes, es versteht die Kunst, den Menschen rasend zu machen: und deshalb hat auch die Bezeichnung Kamel, welche unsere Hochschüler anwenden, einen so tiefen Sinn; denn wenn man mit diesem Titel einen Menschen bezeichnen will, welcher die hervorragendsten geistigen Eigenschaften eines Ochsen, Esels, Schafs und Maulthieres in glücklichster Weise in sich vereinigt, kann man gar kein besseres Sinnbild wählen, als das Kamel.

Dieser Schilderung ist von mehreren Seiten entschieden widersprochen worden; gleichwohl bleibe ich bei ihr stehen und vertrete die Wahrheit des Gesagten auch heute noch. Daß die inzwischen verlaufene Zeit meiner Erinnerung eine heitere Färbung gegeben hat, will ich gern zugestehen; im ganzen aber ist die Beschreibung des geistigen Wesens sicherlich richtig und nur von Einem, welcher mindestens ebenso lange Kamele behandelt hat, und von ihnen mißhandelt worden ist, als ich, lasse ich mir widersprechen. Ich habe mich auf meiner letzten Reise nach Habesch wieder überzeugt, daß ich dem edlen Wüstenschiffe nicht zuviel gethan.

Noch abschreckender, als gewöhnlich, ist ein Kamel zur Brunstzeit. Diese ist nach den verschiedenen Oertlichkeiten eine wechselnde. Im Norden fällt sie in die Monate Januar bis März; denn sie währt volle acht bis zehn Wochen. Um diese Zeit ist das männliche Kamel, oder der Kamelhengst, ein wirklich abscheuliches Geschöpf. Er ist sehr unruhig, lärmt, brüllt, beißt, stößt und schlägt nach seinen Gefährten und seinem Herrn. Er wird oft so wüthend, daß man ihm nicht blos den Nasenzaum, sondern auch noch einen besonderen Maulkorb anlegen muß, um Unglücksfälle zu verhüten. Daß solche wirklich stattfinden, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Einer meiner Kameltreiber war von einem Kamel verstümmelt worden. Das wüthende Thier hatte ihn, während er, ohne etwas zu fürchten, das Aufladen besorgte, beim Ellenbogengelenk des rechten Armes gepackt und ihm das ganze Gelenk mit einem einzigen Bisse zersplittert. Der Mann blieb für sein Leben lang ein Krüppel. Es sind Beispiele bekannt, daß solche Kamele Leute durch Bisse getödtet haben.

Die Unruhe des brünstigen Thieres steigert sich immer mehr und mehr; es verliert die Freßlust, knirscht oft wüthend mit den Zähnen und treibt, sobald es ein anderes männliches Kamel, oder nochmehr, sobald es ein weibliches sieht, eine große ekelhafte Hautblase, den Brüllsack, aus dem Hals heraus. Dabei kollert, gurgelt, knurrt, brüllt und stöhnt es in der widerwärtigsten Weise. Der Brüllsack ist nur ein dem erwachsenen Kamele eigenthümliches Organ und wird als zweites vorderes Gaumensegel angesehen. Bei dem jungen Hengst ist die Blase noch nicht soweit entwickelt, daß sie aus dem Munde hervortritt; bei alten Hengsten erreicht sie eine Länge von 14 bis 15 Zoll und kann, wenn sie aufgeblasen wird, die Größe eines Menschenkopfes erreichen. Oft bemerkt man auf beiden Seiten des Mundes Blasen; gewöhnlich aber tritt blos eine und auf einer Seite hervor. Beim Austreiben wirft das Thier den Kopf vorwärts, kollert, gurgelt, geifert und bläst nun mehr und mehr Luft in die eigenthümliche Hülle, auf welcher die manchfach verzweigten Gefäße, welche sie durchflechten, dann grell hervortreten. Beim Einathmen entleert sich die Blase sofort wieder und erscheint dann als ein rundlicher Hautsack, welcher sogleich in das Maul zurückgeschlürft, bald darauf

aber von neuem wieder hervorgestoßen wird. Den eigenen Harn fängt das Thier oft mit seiner Schwanzquaste auf und bespritzt sich oder andere damit. Die Drüsen am Halse sondern jetzt heftig ab und verbreiten einen wahrhaft peinlichen Gestank. Bei der geringsten Gelegenheit entflieht das Thier und stürzt wie toll in die Wüste hinaus. Kommt es nun endlich mit einem weiblichen Kamel zurück, so ist es doch nicht im Stande, ohne Hilfe der Araber die Begattung auszuüben; es müht sich lange Zeit vergeblich, springt wie verrückt auf das weibliche Kamel und wird um so wüthender, je weniger es ausrichten kann. Die Araber vermitteln endlich die Sache, indem sie das weibliche Kamel niederlegen und dem männlichen noch anderweitig behilflich sind.

Ein Männchen genügt für sechs bis acht Weibchen. Nach elf bis dreizehn Monaten wirft die Kamelstute oder Nädje, wie die Araber sie nennen, ein einziges Junge. Das ist ein verhältnißmäßig sehr hübsches Geschöpf. Es ist allerdings von dem ersten Tag seines Lebens an eine kleine Mißgestalt, aber hat, wie alle jungen Thiere, etwas Drolliges und Lustiges. Es wird mit offenen Augen geboren und ist mit ziemlich langem, dichten, weichen, wolligen Haar bedeckt. Sobald es trocken geworden ist, folgt es seiner Mutter, welche mit großer Liebe sich seiner annimmt. Der Höcker ist sehr klein und die Schwielen sind kaum noch angedeutet. An Größe übertrifft es ein frisch geworfenes Füllen bedeutend; es ist etwa dritthalb Fuß hoch, nach Verlauf einer Woche aber schon über drei Fuß. Bei weiterem Wachsthum nimmt die Wolle sehr an Dichtigkeit und Länge zu, und das junge Kamel hat dann eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit dem Alpaka, seinem amerikanischen Verwandten. Wenn zwei Stuten mit ihren Füllen zusammenkommen, spielen die jungen Geschöpfe in recht liebenswürdiger Weise, und die Alten bemühen sich nach Kräften, diese Spiele zu unterstützen, d. h. sie brummen den kleinen übermüthigen Kindern ihren Beifall zu und laufen ihnen lustig nach, wohin sie sich auch wenden wollen. Ueber ein Jahr lang säugt das Kamel sein Junges, und während dieser Zeit zeigt es einen mehr als gewöhnlichen Muth, indem es unter Umständen seinen Sprößling nach Kräften vertheidigt; dabei verdient aber bemerkt zu werden, daß nur die eigene Mutter sich um ihr Kind bekümmert, niemals ein anderes Kamel; denn dazu sind diese stumpfen Geschöpfe viel zu gleichgiltig.

Mit Beginn des zweiten Jahres entwöhnen die Araber die Kamelfüllen, indem sie dieselben von ihrer Mutter entfernen oder auch auf andere Weise am Saugen verhindern. Hier und da erreicht man den erwünschten Zweck, indem man dem jungen Kamel einen an beiden Seiten zugespitzten Pflock durch die Nasenscheidewand sticht. Der Pflock kitzelt oder verletzt die Kamelstute am Euter, und sie schlägt dann selbst ihr Junges ab. Schon wenige Tage, nachdem eine Stute geworfen hat, wird sie wieder zum Arbeiten benutzt; das Junge trabt ledig hinter der Mutter her. Auch die entwöhnten jungen Kamele werden mit auf die Reise genommen, damit sie frühzeitig weite Wege ertragen lernen.

Je nach der größeren oder geringeren Schönheit des Thieres, richtet man vom dritten Jahr an das Kamel zum Reiten oder zum Lasttragen ab. Da, wo es viele gibt, beladet man unser Thier erst mit Beginn des fünften Lebensjahres, während man es in kamelärmeren Gegenden bereits mit Ablauf des dritten Jahres zur Arbeit zwingt. Die Reitkamele werden von den Knaben der Kamelbesitzer abgerichtet, weil dieses Geschäft den Buben ein ganz besonderes Vergnügen macht. Die Abrichtung selbst ist sehr einfach. Das junge Kamel bekommt einen leichten Sattel aufgelegt und eine Schlinge um die Schnauze geschnürt. Der junge Reiter setzt sich in den Sattel und treibt es zum Trabe an; sobald es in Galopp verfällt, bändigt er es, legt es nieder und prügelt es; sobald es Schritt gehen will, ermuntert er es durch Zurufen und durch Fuchteln mit der Peitsche, bis es sich gewöhnt, wenn es den Reiter auf sich hat, im Trabe zu laufen. Mit Ende des vierten Jahres wird es dann, so zu sagen, dem Verkehre übergeben und zu größeren Reisen benutzt. Ein gutes Reitkamel muß seine Beine beim Traben weit aus einander setzen und sowenig als möglich stoßen. Erfüllt es die letztere Anforderung, so pflegt der Araber wohl preisend zu sagen, daß man eine Tür-

kische Tasse Kaffee auf seinem Rücken trinken könne, ohne Etwas davon zu verschütten; dabei darf es nicht störrisch sein, kurz, es muß die drei angeführten Eigenschaften in vollem Maße besitzen.

Die Sattelung oder Zäumung des Kamels ist ganz eigenthümlich. Der Serdj oder Reitsattel ruht auf einem festen, sauber gearbeiteten Gestell und besteht aus einem muldenförmigen Sitz, welcher gerade auf den Rückenhöcker des Thieres gesetzt wird und sich ungefähr einen Fuß über denselben erhebt. Das Untergestell ist mit vier Kissenpolstern belegt, welche zu beiden Seiten des Höckers aufliegen, denn dieser selbst wird sowenig, als möglich bedrückt. Drei feste und breite Gurte, von denen zwei um den Bauch und ein dritter um den Vorderhals laufen (um das Nachhintenrutschen des Sattels zu verhüten), schnallen ihn fest. Vorn und hinten steigen zwei Knöpfe auf; an ihnen werden die nöthigen Reisegeräthschaften aufgehängt. Der Zaum besteht aus einem fein geflochtenen Lederstrick, welcher halfterartig um Kopf und Schnauze des Thieres geschlungen ist und beim Anziehen das Maul zusammenschnürt; alle Reitkamele aber führen noch einen Beizügel, d. h. eine dünne Lederschnur, welche in dem einen durchbohrten Nasenloch befestigt wird. Ein Gebiß hat der Hedjin nicht; die beiden Zügel genügen auch vollkommen. Der Reiter trägt am besten weiche, langgeschäftete Stiefeln ohne Sporen, enge Beinkleider, eine kurze Jacke mit weiten Aermeln, die Leibbinde, die rothe Mütze und das dichte Baumwollentuch der Beduinen, mit welchem er sich bei großer Hitze kapuzenartig den Kopf verhüllt. Einzelne werfen auch den weißen Burnus über. Um das Gelenk der rechten Hand hängt die unerläßliche Reitpeitsche, in Nord-Ost-Afrika ein zugerundetes, an der Spitze geöltes Stück aus der Haut des Nilpferdes. So ausgerüstet tritt der Hedjahn zu seinem Kamel, bringt das Thier mit unnachahmlichen Kehltönen und ruckweisem Anziehen des Zügels zum Niederlegen; ermahnt es durch denselben Kehlton, welcher dem Laut eines mit aller Kraft ausgestoßenen „ch“ ungefähr ähnlich klingt, zum Stillliegen, faßt den Zügel so kurz als möglich mit der linken, den vorderen Sattelknopf mit der rechten Hand, erhebt den Vorderfuß vorsichtig in den Sattel und schwingt sich mit möglichster Schnelligkeit nach oben, mit beiden Händen am vorderen Sattelknopf sich festhaltend. Es gehört eine sehr große Gewandtheit dazu, das Kamel in dieser, einem Hedjahn zukommenden Weise, zu besteigen. Der Hedjahn wartet es nämlich nicht ab, bis sich der Reiter in dem Sattel festgesetzt hat, sondern richtet sich, sobald er den geringsten Druck verspürt, in drei, ruckweise, aber mit sehr großer Geschwindigkeit auf einander folgenden Absätzen empor. Ehe der Hedjahn noch zum Sitzen kommt, erhebt sich das Kamel auf die Handgelenke der Vorderbeine, streckt sodann die langen Hinterbeine mit einem Male aus und springt schließlich vollends auf die Vorderfüße. Diese Bewegungen erfolgen so schnell auf einander und kommen dem Anfänger so unverhofft, daß er beim zweiten Ruck regelmäßig nach vorn aus dem Sattel und entweder auf den Hals des Kamels oder zur Erde stürzt. Immer geberdet sich das liebe Thier dabei, wie ich oben beschrieb, und erst nach ziemlicher Uebung kommt man dahin, allen seinen Unarten zu begegnen, allen Wirkungen der Stöße beim Aufspringen durch Vor- und Zurückbeugen auszuweichen und seinen Platz im Sattel zu behaupten. Reisende Engländer pflegen sich zum Besteigen des Hedjahn kleiner Leitern zu bedienen oder hängen zu beiden Seiten des Sattels Körbe auf, in denen zwei Personen Platz nehmen; dann gewähren sie das ergötzlichste Schauspiel von der Welt: denn sie erinnern auf das lebhafteste an die gute, alte Zeit, in welcher die Kamelführer mit ihrer Affengesellschaft von Dorf zu Dorf zogen. Reisende Frauen werden in Sänften befördert, welche entweder von zwei Kamelen getragen oder zu beiden Seiten des Kamels befestigt werden. Letztere nennt man Tachterwahn. Es sind große nach oben laubenartig überdeckte enge vergitterte Körbe. Ein im Lande Eingewöhnter aber reitet den Hedjahn in der angegebenen Weise und genießt dadurch alle Annehmlichkeiten einer Kamelreise, ohne deren Unannehmlichkeiten empfinden zu müssen. Man gewöhnt sich gar bald an das Reiten auf einem dieser schnellfüßigen Thiere, obgleich man im Sattel hoch über dem Kamel, wie in einem Stuhle, sitzt, sich durch besondere Kunstgriffe im Gleichgewicht erhalten muß und nur mit den gekreuzten, über Nacken und Hals gelegten Füßen festhalten kann. Am Sattel hängen die Taschen mit Schießbedarf, die Waffen, Pistolenhalfter, ein Sack mit Datteln und die Simsemie,

ein Schlauch aus steifem Sohlenleder mit verkorkbarer Oeffnung. Der Sitz wird mit einem langzottigen, gewöhnlich brennend roth oder blau gefärbten Schaffell bedeckt, der Teppich und das Kopfkissen eingeschnürt neben den Sattel gehängt. So hat man alle Bedürfnisse der Reise bei sich und kann nun nach eigenem Gutdünken so schnell reiten, als man will. Wenn die Karavane langsamen Schrittes ihren einförmigen Weg verfolgt, ruht man da, wo man einen Anfall feindlicher Beduinenstämme nicht zu befürchten hat, noch behaglich im Lager, oder eilt mit seinem Hedjahn den Lastkamelen voraus, um während der Hitze des Mittags unter lustigem Zelte verweilen zu können. Der Reisezug kommt gegen Mittag bei den Lagernden an, zieht langsam an ihnen vorüber und verschwindet dem Auge wieder. Der Reiter hat noch gute Zeit, er läßt ihn meilenweit vorangehen und steigt erst nach langer Rast wieder in den Sattel, weil er sicher ist, auch mit einem nur mittelmäßigen Läufer, zugleich mit der Karavane im Nachtlager einzutreffen. So legt man ohne große Ermüdung bedeutende Reisestrecken zurück, während man, wenn man mit den, das Gepäck tragenden Kamelen dahinzieht, immer wie an allen Gliedern zerschlagen im Nachtlager ankommt.

Zum Beladen der Lastkamele dient ein höchst einfaches, gepolstertes Holzgestell, die „Rauïe“, über welche die beiden Laststücke einer Ladung gehangen werden. Dieser Sattel wird nun durch den Druck und das Gleichgewicht der beiden Frachtstücke in seiner Lage auf dem Rückenhöcker des Thieres erhalten, und daher kommt es, daß das Lastkamel so leicht seine Bürde abwerfen kann. Blos in einigen Gegenden hat man den Sattel verbessert, indem man ihm Gurte zum Anschnüren beigibt und ihn seitlich mit starken, aus Baststricken geflochtenen Netzen behängt, in welche die Frachtstücke eingewickelt werden. Bei dem gewöhnlichen Holzsattel muß jedes Laststück besonders vorgerichtet werden. Man umschnürt es und bildet aus den Stricken zwei Schlingen, welche dann in einander gesteckt und vermittelst eines durchgeschobenen Pflockes festgehalten werden. Soviel als möglich wählt man sich gleich schwere Laststücke aus, legt sie in einer gewissen Entfernung auf den Boden hin, führt das Kamel zur Stelle, läßt es sich zwischen beiden Laststücken niederlegen, hält es während des Beladens am Boden fest, hebt die Stücken empor, vereinigt ihre Haltschlingen und läßt das Kamel aufstehen.

Gänzlich unwahr ist die Behauptung, welche man noch heute wiederholt, daß Kamele, denen man mehr aufbürdet, als sie zu tragen vermochten, liegen bleiben, auch wenn man ihnen ihre Last wieder abgenommen hat und über die Gemeinheit des Menschen entrüstet, den Tod erwarten. Ein übermäßig geladenes Kamel springt nicht auf, weil es nicht kann; erleichtert man aber seine Last, so erhebt es sich ohne weiteres oder wenigstens, wenn man es durch einige Hiebe anspornt, wieder auf seine Füße. Anders ist es, wenn ein Kamel bei längerer Wüstenreise unter seiner Last zusammenbricht; dann ist es aber nicht Störrigkeit, sondern vollkommene Entkräftung, an der es für immer liegen bleibt. Das Kamel hat einen sehr sichern und ruhigen Gang und stürzt auf ebenen, trockenen Wegen niemals, so lange es bei Kräften ist; unterliegt es aber den Beschwerden einer Reise und stürzt es zusammen, dann ist es so angegriffen, daß es keinen Schritt mehr thun kann. Und weil man nun in der Wüste ihm Nichts zu bieten vermag, was ihm wieder neue Kräfte verleihen könnte, weil dort die Nahrung und das Getränk fehlen, bleibt es für immer liegen.

Bei Wüstenreisen wird ein Lastkamel mit höchstens drei Centnern beladen, auf kürzere Strecken hin wohl auch mit vier. Mehr bekommt es nicht aufgebürdet. Dem egyptischen Kamel dagegen wurden zuweilen so außerordentliche Lasten aufgelegt, daß es die Regierung für nöthig befand, ein Gesetz zu erlassen, welches die Belastung auf höchstens sieben arabische Centner oder fünfhundertsiebzig wiener Pfund festsetzte. Während meiner Anwesenheit in Egypten erläuterte mein Freund und Gönner, Latief-Pascha, den Ernst dieses Gesetzes einem Fellah oder egyptischen Bauern in echt erzväterlicher und überzeugender Weise. Er war damals Statthalter der Provinz Siut in Oberegypten und hatte als solcher auch Jedermann Recht zu sprechen. Man traf ihn jeden Tag in dem schönen Regierungsgebäude, durch dessen Hof der Weg vom Strome zur Stadt führt,

und die hohen Pforten seines Diwahns oder Geschäftszimmers waren Jedermann ohne Unterschied geöffnet.

Eines Tages sitzt Latief auch zu Gericht. Da kommt ein riesiges, mit einer gewaltigen Last befrachtetes Kamel in den Gerichtssaal geschwankt.

„Was will das Thier?" fragt der Bëi; „seht, es ist unverantwortlich beladen! Wiegt seine Last!"

Man thut es und findet, daß das Kamel zehn Centner oder tausend arabische Pfund getragen. Nach kurzer Zeit erscheint der Eigenthümer des Thieres und sieht zu seinem höchsten Erstaunen, mit was die Amtsfrohne beschäftigt sind.

„Weißt du nicht," donnert der Bëi ihn an, „daß du deinem Kamele nur siebenhundert und nicht tausend Pfund aufbürden darfst? Gewiß, die Hälfte dieser Summe, dir in Hieben zugemessen, würde dich drücken; wie vielmehr drückt das Doppelte dein Thier! Aber beim Bart des Propheten und bei Allah, dem Erhabenen, der Menschen und Thiere geschaffen hat zu Brüdern: ich will dir beweisen, was es heißt, ein Thier zu quälen. Ergreift ihn und zählt ihm fünfhundert Streiche auf!"

Dem Befehl wird gehorcht. Der Fellah erhält die ihm bestimmte Strafe.

„Jetzt gehe," sagte der Richter, „und wenn dein Kamel dich noch einmal verklagt, dann erwarte Schlimmeres!"

„„Der Herr erhalte dich, Herrlichkeit, und segne deine Gerechtigkeit,"" sagt der Fellah, und geht. —

Um den Gang des Kamels zu beschleunigen, schnalzt der Kamelreiter in eigenthümlicher Weise mit der Zunge oder fuchtelt, wenn Dies nicht hilft, mit der schlanken Reitpeitsche durch die Luft. Ein gutes Kamel darf niemals geschlagen werden; ihm genügt auch diese Aufmunterung vollständig. Bei manchen Karavanen tragen die Thiere Schellen oder Glöckchen und scheinen sich besonders an deren Klange zu erfreuen. Auch Gesang ermuntert sie, wie wir oft bei unseren Wüstenreisen bemerken konnten. Wenn der Abend herankam und die ermüdeten und verbrannten Söhne Nubiens zu neuem Leben erweckte, flossen von Aller Lippen bunte Lieder; die Kamele erhoben die Köpfe, spitzten die Ohren und schienen etwas mehr Ausdruck in ihre Stelzenschritte bringen zu wollen, als bisher. Auch bei den Hochzeitszügen, wo das Kamel gebraucht wird, um in großen Sänften, in förmlich künstlerisch gebauten Lauben aus Palmenwedeln, vier bis sechs Frauen zu tragen, stelzt es mit einer gewissen Freude hinter den arabischen Tonkünstlern her, welche mit ihren Werkzeugen aus der Kinderzeit der Tonkunst einen wahren Höllenlärm hervorrufen. So scheint es wirklich, daß das stumpfe Vieh wenigstens noch für Etwas Sinn hat, was nicht gefressen werden kann.

Der Preis für ein gutes Kamel schwankt nach den verschiedenen Gegenden. Ein ausgezeichneter Bischarin wird, wenn man ihn aus erster Hand nimmt, mit 80 bis 120 Thlr. unseres Geldes bezahlt, ein gewöhnliches Lastkamel kostet selten mehr als 30 Thlr. Nach unseren Begriffen ist dieser Preis freilich ein sehr geringer: im Sudahn aber, wo das Geld großen Werth hat, drückt er eine außerordentlich hohe Summe aus. Junge und schlechte Kamele kann man schon mit 10 Thlr. kaufen. Fast in allen Gegenden ist der Preis eines Kamels dem eines Esels ungefähr gleich; im Sudahn aber kostet ein guter Esel immer bedeutend mehr, als das beste Kamel.

Das Kamel ist mancherlei Krankheiten unterworfen; aber nur unter den erwähnten niederen Breiten treten diese Krankheiten seuchenartig auf und raffen viele Thiere dahin. Im Norden sind Leibschneiden und Durchfall die gefährlichsten Krankheiten. Einzelne Kamele werden auch von einer gewissen Art von Starrkrampf befallen und erliegen diesem in sehr kurzer Zeit. Im Sudahn soll, wie ich schon andeutete, eine Fliege schreckliche Verheerungen anrichten; wahrscheinlich ist es das Klima, welches die Thiere umbringt. Weit mehr Kamele aber, als durch alle Krankheiten zu

Grunde gehen, sterben auf ihren Berufswegen, und nur die wenigsten werden geschlachtet. Der Tod des Thieres hat immer etwas Dichterisches, er mag nun auf dem fahlen Sandbette der Wüste oder vor der Schlachtbank erfolgen. In den Wüsten ist der Samuhm der schlimmste Feind unserer Thiere. Sie wittern diesen gifthauchenden Wind schon Stunden vor seinem Ausbruch. Die furchtbare Schwüle, welche dem Sandsturm vorausgeht, wissen auch sie zu deuten; sie werden ängstlich, scheu, wild und störrisch und traben, trotz der sichtlichen Ermüdung, so schnell als möglich vorwärts. Sobald der Sturm wirklich losbricht, sind sie durch kein Zureden zu bewegen, weiter zu gehen, sondern lagern sich, das Hintertheil gegen den Sturm gekehrt, den Kopf lang vorgestreckt und auf den Boden niedergelegt, in einer gewissen Ordnung nieder. Unzweifelhaft leiden sie verhältnißmäßig ebensoviel, wie der Mensch, welcher nach jedem Samuhm sich an allen Gliedern wie zerschlagen fühlt und eine Mattigkeit verspürt, wie sie sonst wohl nur anhaltende Krankheiten hervorrufen. Wenn nun, nachdem der Glutwind vorüber ist, die armen Thiere wieder belastet werden, und von neuem ihren beschwerlichen Weg antreten, beweisen sie deutlich genug, daß ihnen jeder Schritt zur Qual wird. Ihr Durst hat sich sicherlich ungemein vermehrt, und ihre Mattigkeit nimmt mehr und mehr überhand. Da geschieht es dann oft, daß eines plötzlich niederstürzt und durch kein Zureden, auch nicht einmal durch die Peitsche zu vermögen ist, sich wieder zu erheben. Trauernden Herzens nimmt ihm der Araber die Last ab und überläßt, vielleicht mit einer Thräne im Auge, das arme Geschöpf seinem Schicksale; denn auch ihn hetzt das Gespenst des Durstes rastlos vorwärts: er darf ja nicht verweilen bei seinem Thiere! Ein kräftiger Trunk Wasser, ein wenig Nahrung könnte dieses retten: doch in der Wüste und zumal nach dem Samuhm, welcher einen guten Theil des in den Schläuchen aufbewahrten Wassers austrocknete, fehlt Speise und Trank. Am nächsten Morgen ist das Kamel eine Leiche, und ehe noch der Mittag herankommt, ziehen bereits hoch über ihm seine Bestatter, die Geier, ihre Kreise, und einer nach dem anderen senkt sich hernieder; ein scheußliches, gieriges Schlachten beginnt auf dem Leichnam, und am Abend findet der hungrig umherschleichende Schakal oder die gierige Hiäne kaum noch soviel vor, um sich zu sättigen.

Wahrhaft ergreifend ist es, wenn der Metzger dem Kamel befiehlt, niederzuknien, um den Todesstreich zu empfangen. Nichts ahnend gehorcht es dem Zuruf seines Herrn, kauert sich auf den Boden nieder und empfängt plötzlich mit einem haarscharfen Messer den tödtlichen Stoß in die Kehle, selbstverständlich unter dem dabei üblichen, drei Mal wiederholten Ausruf: „Allahu Akbar!“ — Gott ist der Größte! Gewöhnlich ist der Schnitt so gut gerichtet und so tief, daß auch gleich die Halswirbel mit durchschnitten werden; dann stirbt das Thier augenblicklich. Wie wenn der Samuhm über die Wüste hereinbricht, legt es seinen Kopf vor sich nieder auf die Erde, zuckt noch ein paar Mal auf und ist eine Leiche. Dann wird es umgewälzt, längs des Bauches aufgeschnitten, ausgeworfen und abgehäutet und das Fell gleich als Fleischmulde benutzt. Das Fleisch ist hart und zähe und kostet deshalb nur wenig, im Sudahn kaum einen halben Silbergroschen unseres Geldes das Pfund. Das Blut wird nicht benutzt. Aus dem Fell macht man allerlei Geräthschaften, obwohl das Leder des Thieres nicht besonders haltbar ist.

Die Milch des lebenden Thieres findet wenig Verwendung. Sie ist so dick und so fettig, daß ihr Genuß dem Ungewohnten widersteht. Dagegen wird die Losung vielfach gebraucht. Bei Wüstenreisen, wo das Brennholz mangelt, sammelt man am Morgen die kleinen, rundlichen, wallnußgroßen Brocken der harten, festen und trockenen Losung, welche für den nächsten Abend als Brennstoff dienen soll, und auch in dem holzarmen Egypten wird der Dünger des Kamels, wie der der Rinder, Pferde und Esel, sorgfältig aufgelesen, zu einem Teige geknetet, in rundliche Kugeln geformt, in der Sonne getrocknet und dann als Brennstoff aufgespeichert.

So nützt also das Kamel in vielfacher Hinsicht, und gerade dieser Nutzen, diese Unentbehrlichkeit ist es, welche dem sonst so häßlichen und geistig so tiefstehenden Thiere wenn auch nicht die Liebe, so doch die Anerkennung des Menschen erwirbt.

Fast dieselbe Rolle, welche das Dromedar in den oben angegebenen Gegenden spielt, ist im Osten und in der Mitte Asiens dem **Trampelthier** oder **baktrischen Kamel** (Camelus bactrianus) beschieden. Dieses Thier ist unzweifelhaft noch viel häßlicher, als das Dromedar; ja, man darf es wohl als den häßlichsten, mißgestaltetsten aller Wiederkäuer bezeichnen. Vom Dromedar unterscheidet es sich durch den Besitz zweier Rückenhöcker, von denen der eine aus dem Widerrist, der andere vor der Kreuzgegend sich erhebt. Sein Name ist bezeichnend; denn seine Gestalt ist so schwerfällig, so plump, daß neben ihm das Dromedar geradezu als ein zierliches Geschöpf erscheinen muß. Die Behaarung ist weit reichlicher, als bei dem letzteren, die Färbung regelmäßig



Das Trampelthier (Camelus bactrianus).

dunkler, gewöhnlich tiefbraun, im Sommer röthlich. Die Körpermasse des Trampelthieres ist größer, als die des Dromedars, die Beine aber sind viel niederer, und gerade dadurch erscheint die Mißgestaltung dieses Geschöpfes um so größer.

Auch das Trampelthier dient seit den ältesten Zeiten den Tartaren, Mongolen und Chinesen als Hausthier und wird ganz in derselben Weise verwendet, wie das Dromedar; nur kann man es nicht in solcher Ausdehnung als Reitthier benutzen, weil es, wie bemerkt, seinem Namen alle Ehre macht, und einen so schwerfälligen Gang gebt, daß ein schnelleres Reisen mit ihm geradezu unmöglich ist.

Das Trampelthier besorgt den großartigen Waarenhandel, welcher im Innern Asiens getrieben wird, und vermittelt fast allen Verkehr, welcher zwischen China und Rußland besteht. Von Peking aus gehen große Karavanen bis weit durch ganz China hindurch und bis weit nach dem asiatischen Rußland hinein. Sein dichter Pelz macht es dem Thiere möglich, auch in kalter Gegend sich wohl zu befinden: es kann selbst im Winter seinen Dienst verrichten. Namentlich die Bucharen besitzen große Herden von Trampelthieren; sie sind es auch, welche den großen Austausch der indischen Waaren gegen russische und sibirische vermitteln. Die Kalmücken sehen das Trampelthier als ihr nützlichstes Hausthier an; es ermöglicht ihnen ihr Nomadenleben. Es trägt die ganze Familie mit Sack und Pack durch die unabsehbaren Steppen, schleppt ihr Holz und Schilfrohr herbei, gibt ihr seine Milch, seine Wolle, sein Fleisch und sein Fell. In den kälteren Gegenden Sibiriens schützt man es im Winter noch besonders durch eine Kleidung von Decken, welche aus seinen eigenen Haaren bereitet wurde. Die Kirgisen hüllen die Thiere förmlich in solche Decken ein. In jenen Ländern hat das Trampelthier fast ganz dasselbe Schicksal, wie das Dromedar in Afrika oder Westasien: was diesem der Samuhm ist, ist jenem der Schneesturm; die Leiden, welche dem Dromedar die Hitze bringt, erleidet das Trampelthier während des Winters. Die Perser gebrauchen es noch in ganz besonderer Weise, gleichsam als lebende Festungen. Sie legen ihm einen schweren Sattel auf, welcher als Lafette für ein leichtes Geschütz dient, und hängen ihm hinten in Säcken den Schießbedarf an. Besonders eingeschulte Geschützkundige reiten solche Kamele und bilden eine unter Umständen sehr nützliche Truppe des Heeres.

In seinem Wesen scheint das Trampelthier viel Aehnliches mit dem Dromedar zu haben; doch fehlen hierüber noch ausführlichere Berichte. Die Brunstzeit tritt im Februar ein und währt bis April; die Hengste kämpfen ganz in derselben Weise, wie die Dromedare, und begatten sich ebenfalls nur mit Hilfe ihrer Herren. Beide Arten sollen sich fruchtbar vermischen und mit einander Junge erzeugen, welche bald einen, bald zwei Buckel haben, aber immer wieder fruchtbar sind.

Auch die Kamele beweisen uns, daß die amerikanischen Thiere, welche als Vertreter altweltlicher Arten oder Sippen auftreten, gegen diese betrachtet, nur Zwerge sind. Die **Lamas** (*Auchenia*) sind Kamele; aber sie stehen hinter den altweltlichen Arten in ihrer Größe ebensoweit zurück, wie der **Puma** hinter dem **Löwen**, oder wie der größte Dickhäuter Amerikas hinter dem Riesen der alten Welt. Freilich kommt hierzu, daß die amerikanischen Kamele Bewohner der Gebirge sind und schon deshalb nicht dieselbe Größe erreichen können, wie ihre altweltlichen Verwandten, welche der Ebene angehören. Die Lamas unterscheiden sich von den eigentlichen Kamelen aber nicht blos durch ihre geringere Größe, sondern auch durch den verhältnißmäßig großen, stark zurückgedrückten Kopf mit spitzer Schnauze, verhältnißmäßig großen Ohren und Augen, durch den dünnen, schmächtigen Hals, die hohen und schlanken Beine mit mehrgespalteten Zehen und nur geringen Schwielen, und durch das lange, wollige Haarkleid. Dem Rumpf fehlt der Höcker; die Weichen sind noch mehr eingeschnürt, als bei den echten Kamelen. Die beiden oberen Schneidezähne sind nach vorn breit und abgerundet, nach hinten schmal, die unteren zwei, welche sehr breit und hinten gekantet sind, stehen wagerecht im Kiefer; die Backzähne sind einfach gebaut und ändern nach dem Alterszustande, indem der vorderste, eckzahnartige schon bei dem Saugen verloren geht. Lange Halswirbel, zehn Brustwirbel, der Zwerchfell-, sieben Lenden-, fünf Kreuz- und zwölf Schwanzwirbel kennzeichnen das Gerippe. Die lange, schmale Zunge ist mit harten, hornigen Wärzchen bedeckt, der Pansen wird in zwei Hälften getheilt, der Psalter fehlt, der Darmschlauch erreicht die sechszehnfache Länge des Leibes.

Die Lamas zerfallen in vier verschiedene Arten oder wenigstens Formen, welche schon seit alten Zeiten die Namen **Guanaco**, **Lama**, **Paco** oder **Alpaca** und **Vicuña** führen. Schon seit

ziemlich langer Zeit nämlich sind die Forscher darüber uneinig, ob sie die vier verschiedenen, zu unserer Sippe gehörigen Thiere sämmtlich als besondere Arten ansehen sollen, oder nicht. Die Einen erblicken in dem Guanaco die Stammart des Lama und des Paco und glauben vornehmlich darin eine Unterstützung ihrer Meinung zu finden, daß Lama und Guanaco sich fruchtbar mit einander vermischen und fruchtbare Blendlinge erzeugen. Die Anderen halten sich mehr an das eigenthümliche Wesen der Thiere, und erachten die Verschiedenheiten, welche sich darin spiegeln, noch für wichtiger, als die geringen Unterschiede in der Gestalt, jedenfalls für wichtig genug, um sie, wie die Eingeborenen es immer gethan haben, als besondere Arten anzusehen. Da nun in der Neuzeit einer der tüchtigsten Forscher, von Tschudi, die Ansicht der Eingeborenen theilt, brauchen wir wohl ebenfalls keinen Anstand zu nehmen, die vier verschiedenen Thiere auch als vier verschiedene Arten zu betrachten. Uebrigens wäre es auch vollkommen gleichgiltig, ob wir Dies thäten, oder nicht; denn soviel ist sicher, daß jedes einzelne der betreffenden Thiere wichtig genug ist, um eine ausführlichere Beschreibung zu rechtfertigen.

Der Guanaco und die Vicuña leben noch heutigen Tages wild; die anderen Arten unserer Sippe sind schon seit undenklichen Zeiten zu Hausthieren geworden. Bereits die ersten Entdecker Amerikas fanden das Lama und das Alpaca im gezähmten Zustande vor; die wunderbare und märchenhafte Geschichte der Peruaner verlegt die Zähmung der Thiere in das früheste Zeitalter menschlichen Daseins und bringt sie mit der irdischen Erscheinung ihrer Halbgötter in Verbindung. Abergläubische Anschauungen der verschiedensten Art herrschten unter jenen Völkerschaften hinsichtlich der Verwendung des Lama beim Opferdienst; namentlich die Farbe der zum Weihopfer der Götter bestimmten Thiere war, je nach den verschiedenen Festen, genau vorgeschrieben. Die zuerst landenden Spanier fanden überall bedeutende Lamaherden im Besitz der Gebirgsbewohner, und beschrieben die Thiere, wenn auch etwas unklar, doch so ausführlich, daß man selbst die einzelnen Formen ohne Mühe erkennen kann. Schon Xerez, welcher die Eroberung Perus durch Pizarro beschrieb, erwähnt des Lamas als eines Lastthieres.

„Sechs Leguas von Caramalca,“ sagt er, „wohnten an einem mit Bäumen umwachsenen See indianische Hirten mit Schafen von verschiedenen Arten, mit kleinen, wie die unsrigen, und mit so großen, daß sie dieselben als Lastthiere zum Tragen ihrer Bedürfnisse brauchten.“

Pedro de Cieza unterscheidet die vier Arten schon im Jahre 1541 sehr genau.

„Es gibt keinen Theil der Welt, wo man so sonderbare Schafe findet, wie in Peru, Chile und einigen Provinzen des La Plata. Sie gehören zu den vortrefflichsten und nützlichsten Thieren, welche Gott erschaffen hat, gleichsam aus besonderer Sorge für die daselbst wohnenden Leute, welche ohne dieses Vieh nicht im Stande wären, ihr Leben zu fristen. In den Thälern der Ebene säen die Eingeborenen Baumwolle und machen sich daraus ihre Kleider; im Hochgebirge und in vielen anderen Gegenden wächst weder ein Baum, noch Baumwolle, so daß die Einwohner Nichts hätten, um sich zu kleiden. Daher gab ihnen Gott eine solche Menge von diesem Vieh; aber die wüthenden Kriege der Spanier haben es bereits sehr vermindert. Die Eingeborenen nennen die Schafe Lama, die Widder Urcos. Sie gleichen in der Größe einem kleinen Esel mit breiten Hüften und dickem Bauch; am Hals und der Gestalt ähneln sie dem Kamel, im Aussehen den Schafen. Die Thiere leben von den Kräutern der Felder. Sie sind sehr zahm und gar nicht widerspenstig; nur wenn sie Schmerzen haben, werfen sie sich nieder und ächzen, wie die Kamele. Die Widder nehmen sehr leicht zwei bis drei Arrobas auf den Rücken, und das Fleisch, welches sehr gut ist, verliert Nichts von seiner Güte durch das Lasttragen.“

„Es gibt einen anderen Verwandten von diesen Thieren, welchen sie Guanaco nennen, von derselben Gestalt, aber größer. Davon laufen starke Herden wild in den Feldern herum und springen mit solcher Leichtigkeit, daß der Hund sie kaum einholt. Außerdem findet man noch eine andere Sorte dieser Schafe, welche Vicuña heißen. Sie sind noch hurtiger, als die Guanaco, und gehen in den Wüsten herum, um die Kräuter zu fressen, welche ihnen Gott hat wachsen lassen. Ihre

Wolle ist vortrefflich und so gut, ja noch feiner, als die der Merinoschafe. Ich weiß nicht, ob man Tuch aus ihr weben könnte; aber dasjenige Zeuch, welches für die Vornehmen dieses Landes gewebt wird, ist zum Verwundern schön. Das Fleisch der Vicuñas und Guanacos ist sehr gut; es gleicht im Geschmack dem Schaffleisch. In der Stadt de la Paz habe ich geräuchertes Salzfleisch von einem fetten Guanaco gegessen, welches mir so gut schmeckte, wie keines in meinem Leben. Endlich gibt es noch eine andere Art von zahmem Vieh, welches Paco heißt, aber sehr garstig und langwollig ist; es hat auch die Gestalt der Lamas oder Schafe, ist aber kleiner. Die Lämmer gleichen sehr den spanischen."

„Ohne diese Widder und Schafe wäre man nicht im Stande, die vielen Waaren von Potosi, welcher einer der größten Handelsplätze ist, hin und her zu schaffen."

Aus diesen Angaben geht unzweifelhaft hervor, daß sich binnen dreier Jahrhunderte die vier verschiedenen Formen der Lamas nicht verändert haben: und Das spricht doch sicherlich für ihre Artverschiedenheit. Nach unseren neueren Erfahrungen dürfen wir nicht mehr großes Gewicht darauf legen, daß Thiere verschiedener Art sich fruchtbar mit einander vermischen, und somit ginge ein wesentlicher Haltepunkt für Diejenigen verloren, welche in unseren Thieren nur zwei Arten und bezüglich zwei durch die Zähmung hervorgerufene Rassen sehen wollen.

Alle Lamas sind Bewohner der Hochebenen des gewaltigen Gebirges der Cordilleren. Sie befinden sich nur in den kalten Gegenden wohl und steigen deshalb blos im äußersten Süden der Andeskette bis in die Pampas oder großen Ebenen Patagoniens herab. In der Nähe des Gleichers liegt ihr Aufenthaltsort in einer Höhe zwischen 13,000 bis 16,000 Fuß über dem Meere, und tiefer, als 8000 Fuß über dem Meere gedeihen sie hier nicht, während ihnen dagegen das kalte Patagonien auch in geringeren Meereshöhen zusagende Aufenthaltsorte bietet. Die wildlebenden ziehen sich während der nassen Jahreszeit auf die höchsten Kämme und Rücken der Gebirge zurück und steigen während der trockenen Zeit in die fruchtbaren Thäler herab. Sie leben in größeren oder kleineren Gesellschaften, nicht selten in Rudeln von mehreren hundert Stück, und bilden Gegenstände der eifrigsten Jagd.

Aus Rücksicht auf die Forscher, welche nur zwei Lamaarten annehmen, stelle ich den **Guanaco** oder **Huanaco** (Auchenia Huanaco) oben an. Er ist mit dem Lama das größte der südamerikanischen Landsäugethiere und, obgleich nur im freien Zustande vorkommend, eines der wichtigsten von allen. In der Größe gleicht er etwa unserem Edelhirsch; in der Gestalt ist er ein sonderbares Mittelding zwischen Kamel und Schaf. Bei vollkommen erwachsenen Thieren beträgt die Gesammtlänge des Leibes 7¼ Fuß, die Länge des Schwanzes 9 Zoll, die Höhe am Widerrist 3¼ Fuß, die Höhe vom Boden bis zum Scheitel 5 Fuß. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber vollkommen gleich gestaltet und gleich gefärbt. Der Leib des Guanaco ist, wie der aller übrigen Lamas, verhältnißmäßig kurz und gedrungen, in der Brust- und Schultergegend hoch und breit, hinten aber schmal, und in den Weichen sehr stark eingezogen. Der Hals ist lang, dünn, schlank und nach vorn gekrümmt; er wird aber aufrecht getragen. Der Kopf ist lang und seitlich zusammengedrückt; die Schnauze ist stumpf zugespitzt, die Oberlippe vorspringend, tief gespalten, schwach behaart und sehr beweglich; die länglichen, schmalen Nasenlöcher sind verschließbar; die Nasenkuppe ist behaart; die Ohren haben ungefähr die halbe Kopflänge, sind von länglicher, eiförmiger Gestalt, schmal, beiderseitig behaart und sehr beweglich; die Augen sind groß und lebhaft; ihr Stern ist quer gestellt; an den Lidern, zumal an den unteren, sitzen lange Wimpern. Die Beine sind schlank und hoch, die Füße länglich, die Zehen bis zur Mitte gespalten und an ihren Spitzen von unvollkommenen, kleinen, schmalen und zugespitzten, etwas nach abwärts gekrümmten Hufen umschlossen; die Sohlen sind groß und schwielig; in den Beuggelenken der Vorderfüße fehlen die Schwielen, welche die anderen Arten, wie die Kamele, besitzen. Der Schwanz ist sehr kurz, auf der oberen Seite stark behaart und auf der unteren Seite fast gänzlich kahl; er wird aufgerichtet getragen. Das

Euter des Weibchens hat vier Zitzen. Ein ziemlich langer, reichlicher, aber lockerer Pelz bedeckt den Körper. Er besteht aus kürzerem, feinerem Wollenhaar und dünnerem, längeren Grannenhaar; im Gesicht und auf der Stirn ist der Pelz kurz, auf der Stirn schon etwas länger, vom Hinterkopfe an aber verlängert er sich auf den Körpertheilen, mit Ausnahme der Beine, zu einem wollenartigen Vließ, welches jedoch niemals die Weichheit des Lamavließes erreicht. Am Bauche und an der Innenseite der Schenkel ist das Haar sehr kurz, an den Beinen kurz und straff. Die allgemeine Färbung ist ein schmuziges Rothbraun; die Mitte der Brust, der Unterleib und der After, sowie die Innenseite der Gliedmaßen sind weißlich; die Stirn, der Rücken und die Augen schwärzlich, die Backen- und die Ohrengegend dunkelgrau, die Innenseite der Ohren schwarzbraun und die Außenseite derselben schwarzgrau. An den Hinterbeinen zeigt sich ein länglich runder Fleck von schwarzer Farbe. Die Iris ist dunkelbraun, die Wimpern sind schwarz, die Hufe gräulichschwarz.

Der Guanaco verbreitet sich über die Cordilleren, von der Magalhaensstraße bis nach dem nördlichen Peru. Namentlich im südlichen Theil der Andeskette ist das Thier häufig; in den bewohnteren Gegenden haben es die vielfachen Nachstellungen sehr vermindert; doch traf Göring noch einzelne ganz nahe bei der Stadt Mendoza an. Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthalt verschieden. Wenn es oben in der Höhe Pflanzen gibt, steigt der Huanaco bis an die Schneegrenze empor; bei Beginn der Trockenheit in jenen Höhen zieht er sich in die fruchtbaren Thäler der Tiefe zurück. Die Schneefelder selbst meidet er sorgfältig, wahrscheinlich, weil seine Sohlen durchaus nicht geeignet sind, festen Fuß auf dem schlüpfrigen Boden zu fassen. In der Tiefe sucht er die saftigsten Weideplätze auf.

Unser Thier lebt gesellig in kleinen Rudeln. Meyen sah solche von sieben bis zehn, selbst von hundert Stück an kleinen Bächen weiden. Das Rudel besteht aus vielen Weibchen und nur einem alten Männchen; denn blos die jungen, fortpflanzungsunfähigen Thiere werden von den Leithengsten geduldet. Sobald die Jungen ein gewisses Alter erreichen, entstehen Kämpfe; die Schwachen werden selbstverständlich gezwungen, den Stärkeren zu weichen, und schlagen sich dann mit anderen ihres Gleichen und jungen Weibchen zusammen. Während des Tages ziehen die Thiere von einem Thal zum anderen, fast beständig sich äßend; in der Nacht fressen sie niemals. Zur Tränke gehen sie am Morgen und Abend. Saftige Gräser und im Nothfalle Mos bilden die Nahrung.

Alle Bewegungen des Huanaco sind rasch und lebhaft, wenn auch nicht so schnell, als man vermuthen sollte. In der Ebene holt ein gutes Pferd das flüchtende Rudel bald ein; gewöhnliche Hunde aber haben Mühe, ihm nachzukommen. Der Lauf besteht aus einem kurzen, schleppenden Galopp und ist, wie bei den echten Kamelen, ein Paßgang. Der lange Hals wird bei beeiligter Flucht wagerecht ausgestreckt und auf und nieder bewegt. Das Klettern versteht der Huanaco ausgezeichnet; er läuft gemsenartig an den steilsten Gehängen und Abstürzen dahin, selbst da, wo der geübteste Bergsteiger nicht Fuß fassen kann, und schaut mit Gleichgiltigkeit in die größten Tiefen hinab. In der Ruhe liegt das Thier, wie das Kamel, auf der Brust und den Beinen, und wie dieses läßt es sich nieder und steht es auf. Während der Ruhe käut es träumerisch wieder. Bei der Flucht gehen, wie Meyen berichtet, die Weibchen und Jungen voraus und werden von den folgenden Männchen oft mit dem Kopfe vorwärts gestoßen. Der leitende Hengst steht fast immer einige Schritte von dem Rudel entfernt, und hält mit größter Vorsicht Wache, während seine Herde unbekümmert weidet. Bei der geringsten Gefahr stößt er ein lautes, schafartiges Blöcken aus; alle Thiere des Rudels erheben im Augenblick ihre Köpfe, äugen scharf nach allen Seiten hin und wenden sich dann rasch zur Flucht, welche anfangs zögernd, später aber mit immer mehr sich steigernder Eile ausgeführt wird. Nur selten kommt es vor, daß ein weiblicher Huanacorudel den Menschen sich nähern läßt. Meyen begegnete zuweilen unseren Thieren, ohne daß sie Miene gemacht hätten, zu flüchten; sie gingen dicht vor den Pferden vorbei, standen still und sahen sie an; dann erst trabten sie weiter. Göring bemerkte, daß die Huanacos sehr neugierig sind. Wenn er so ruhig

durch die Thäler der Cordilleren ritt, hörte er über sich ein eigenthümliches Wiehern und sah dann gewöhnlich den Leitbock hoch oben auf einer steilen Klippe stehen und starr und regungslos auf ihn herabschauen. Um diesen Bock versammelte sich nach und nach das ganze Rudel, und alle standen und schauten zur Tiefe hernieder. Kam man ihnen nahe, so ergriffen sie die Flucht und jagten mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschicklichkeit an den steilsten Felswänden dahin. Sobald sie jedoch einigen Vorsprung erlangt hatten, blieben sie wieder stehen und schauten von neuem, ganz in derselben Weise, wie früher, nach der Tiefe herab. Sie ließen übrigens unseren Gewährsmann niemals sehr nahe an sich herankommen; wenigstens hätte es einer vorzüglichen Büchse bedurft, um eines der Thiere zu erlegen.

Eigenthümlich ist die Gewohnheit der Thiere, ihre Losung immer auf einem bestimmten Haufen abzusetzen und nur wenn dieser eine größere Ausdehnung erreicht hat, einen neuen dicht daneben zu bilden.

Die Brunstzeit fällt in die Monate August und September. Häufige Kämpfe zwischen einem um die Herrschaft streitenden Männchen gehen ihr voraus. Mit unglaublicher Erbitterung und heftigem Geschrei stürzen die Nebenbuhler auf einander los, beißen, schlagen sich, jagen sich gegenseitig umher und versuchen einander niederzuwerfen oder in die Tiefe zu stürzen. Nach zehn bis elf Monaten Tragzeit wirft das Weibchen ein vollkommen ausgebildetes, behaartes und sehendes Junge, säugt es vier Monate lang, bewacht es sorgsam, behandelt es mit großer Zärtlichkeit und behält es bei sich, bis es vollkommen erwachsen ist, und nun seinerseits das Kämpfen und Ringen in Sachen der Liebe beginnt.

Zuweilen sieht man einzelne Huanaco sich einem Rudel von Lamas oder Vicuñas anschließen, aber ohne sich eigentlich unter das Rudel selbst zu mischen. Dagegen weiden Huanacos und Pacos bunt durch einander auf den Hochebenen.

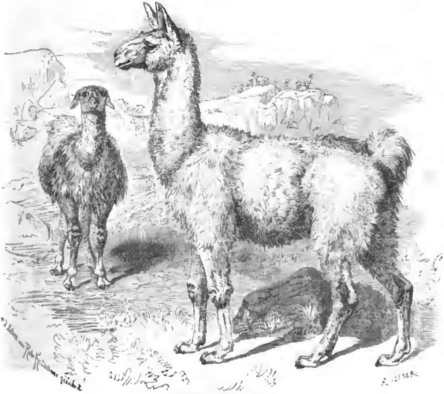
Der Huanaco vertheidigt sich gegen seines Gleichen mit Schlagen und Beißen, gegen andere Feinde aber durch ein allen diesen Thieren gemeinsames Mittel. Die Lamas lassen nämlich den Gegner dicht an sich herankommen, legen die Ohren zurück, nehmen einen sehr ärgerlichen Ausdruck an und spucken ihm plötzlich mit Heftigkeit ihren Speichel und die gerade im Munde befindlichen oder ausdrücklich zu diesem Behufe heraufgewürgten Kräuter ins Gesicht, gewöhnlich mit sehr großer Sicherheit. Im allergrößten Nothfall bedienen sie sich auch ihres Gebisses und ihrer Hufe, obwohl sie mit diesen nicht eben viel ausrichten.

Der Mensch ist und bleibt der furchtbarste Feind unserer Thiere; gegen andere Angreifer schützt sie ihre Schnelligkeit. Ob der Kondor ihnen wirklich soviel Schaden thut, als man angibt, steht noch sehr dahin; wahrscheinlich nimmt er nur Junge und ganz Wehrlose weg. Die Südamerikaner betreiben die Jagd der Huanacos mit Leidenschaft, weil dieselbe, des schätzbaren Fleisches und Felles wegen, einen hübschen Gewinn abwirft. Man versucht die weidenden Thiere mit Hilfe guter Hunde in eine Schlucht zu treiben, jagt ihnen dort nach und wirft ihnen den Lasso mit Bolas oder Wurfkugeln um den Hals. An den Berggehängen entgehen alle Lamas leicht ihrem Verfolger; hier ist es schwer, sich ihnen auch nur auf Schußweite zu nähern. In jenen Hochebenen, wo es keine andere Speise gibt, wird die Jagd der Huanacos und Vicuñas oft zu einer Nothwendigkeit, um dem Mangel zu begegnen.

In Gebirgsgegenden fängt man, ihrer Niedlichkeit wegen, gern junge Huanacos ein und zähmt sie. Solange sie jung sind, benehmen sie sich allerliebst. Sie zeigen sich zutraulich und anhänglich, folgen ihrem Herrn wie ein Hund auf dem Fuße nach und lassen sich wie Lämmchen behandeln; je älter sie aber werden, um so geringer wird ihre Liebe und Anhänglichkeit an den Menschen. Nur selten kommt es vor, daß man die Zahmen dahin bringen kann, frei aus- und einzugehen und, nach Art der Lamas, sich ihre Aeßung selbst zu suchen. Die älteren geben sich bald alle Mühe, der Zwingherrschaft des Menschen zu entrinnen und beweisen ihm auch durch ihr Anspucken, welche Ge-

sinnung sie gegen ihn hegen. Die Gefangenen sind leicht mit Heu, Gras, Brod und Getreide zu erhalten, auch bei uns in Europa; bei geeigneter Pflege pflanzen sie sich hier fort.

Das Lama (Auchenia Lama) wird vorzugsweise in Peru gefunden, und gedeiht dort am besten auf den Hochebenen in der bezeichneten Höhe. Es wird etwas größer, als der Huanaco, und zeichnet sich durch die Schwielen an der Brust und an der Vorderseite des Handwurzelgelenkes aus. Der Kopf ist schmal und kurz, die Lippen sind behaart, die Ohren kurz und die Sohlen groß. Die Färbung ändert vielfach ab: es gibt weiße, schwarze, gescheckte, rothbraune und weiß gefleckte,



Das Lama (Auchenia Lama).

dunkelbraune, ockerfarbene, fuchsrothe und andere. Das ausgewachsene Thier erreicht von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von $4\frac{2}{3}$ Fuß; am Widerrist wird es drei Fuß hoch.

„Das Lama," sagt Faber, „ist den Einheimischen ebenso nützlich, als den Fremden; jene erhalten damit fast allein ihr Leben, diese aber kehren durch seine Dienste bereichert nach Spanien zurück: denn das Thier liefert nicht blos Fleisch, sondern trägt auch alle Waaren von einem Ort zum anderen. Man legt ihm gewöhnlich 150 Pfund auf, dem stärksten wohl auch noch hundert Pfund mehr. Es kann fünf Tage nach einander zehn Leguas zurücklegen, muß aber am vierten und fünften ausruhen. Es geht so fest und sicher, daß man die Waaren nur ein wenig anzubinden braucht.

Am meisten dient es zum Tragen der Silberbarren von Potosi zu den Pochwerken, und dazu sind beständig 300,000 Stück auf dem Wege. Rückwärts tragen sie den Bergleuten ihre Speise und andere Bedürfnisse zu."

„Vom dritten bis zum zwölften Jahre kann es tragen; dann ist es aber schon alt und steht um. Es ist sehr zahm und für die Indianer ganz gemacht. Wenn man auf der Reise ruhen will, läßt es sich vorsichtig auf die Knie, damit die Ladung nicht abfalle. Sobald der Führer pfeift, steht es auf und setzt die Reise ruhig fort; es frißt da und dort, wo es kann, aber nicht bei Nacht, denn diese Zeit benutzt es zum Wiederkäuen."

„Unterliegt es der Last, so ist es durch keine Schläge weiter zu bringen und wirft bisweilen den Kopf rechts und links solange auf den Boden, bis ihm die Augen und selbst das Hirn herausfallen."

Acosta kennt solche Fabeln nicht. Er erzählt uns, daß die Indianer ganze Herden „dieser Schafe" wie Saumthiere beladen über das Gebirge führen, oft Banden von drei- bis fünfhundert, ja manchmal von tausend Stück.

„Ich habe mich oft gewundert," sagt er, „diese Schafherden mit zwei- bis dreitausend Silberbarren, welche über 300,000 Dukaten werth sind, beladen zu sehen, ohne eine andere Begleitung, als einige Indianer, welche die Schafe leiten, beladen und abladen, und dabei höchstens noch einige Spanier. Sie schlafen alle Nächte mitten im Felde, und dennoch hat man auf diesem langen Wege noch nie Etwas verloren; so groß ist die Sicherheit in Peru. An Ruheplätzen, wo es Quellen und Weiden gibt, laden sie die Führer ab, schlagen Zelte auf, kochen und fühlen sich wohl, ungeachtet der langen Reise. Beträgt die Reise nur einen Tag, so tragen diese Schafe acht Arrobas (zwei Centner), und gehen damit acht bis zehn Leguas; das müssen jedoch blos diejenigen thun, welche den armen, durch Peru wandernden Soldaten gehören. Alle diese Thiere lieben die kalte Luft und befinden sich wohl im Gebirge, sterben aber in Ebenen wegen der Hitze. Bisweilen sind sie ganz mit Frost und Eis bedeckt und bleiben doch gesund."

„Die Kurzhaarigen geben oft zu lachen. Manchmal halten sie plötzlich auf dem Wege an, richten den Hals in die Höhe, sehen die Leute sehr aufmerksam an und bleiben unbeweglich lange Zeit, ohne Furcht und Unzufriedenheit zu zeigen. Ein ander Mal werden sie plötzlich scheu und rennen mit ihrer Ladung auf die höchsten Felsen, so daß man sie herunterschießen muß, um die Silberbarren nicht zu verlieren."

Meyen schlägt die Wichtigkeit des Lamas für die Peruaner ebensohoch an, wie die des Ren für die Lappländer. Man hält die Thiere in ungeheuren Herden auf den Hochebenen. Nachts sperrt man sie in eine Einfriedung von Steinen, morgens läßt man sie heraus; dann eilen sie im Trabe zur Weide, und zwar ohne Hirten, abends kehren sie wieder zurück. Oft begleiten sie dabei Huanacos oder Vicuñas. Reitet Jemand vorbei, so spitzen sie schon von fern die Ohren; die ganze Herde läuft im Galopp auf ihn zu, bleibt dreißig bis funfzig Schritt vor ihm stehen, sieht ihn neugierig an und kehrt dann wieder auf die Weide zurück. Die Menge der Lamas, welche auf der Hochebene von der Tacorra am See Titicaca und am Passe von Puno nach Arequipa gehen, schätzt Meyen auf drei Millionen; Tschudi aber meint, daß der Reiz der Neuheit die Phantasie des gedachten Schriftstellers wohl etwas aufgeregt und er deshalb die Menge dieser Thiere, wie so manches Andere, in falschem Lichte betrachtet habe.

Nur die Männchen werden zum Lasttragen benutzt, die Weibchen dienen ausschließlich zur Zucht.

„Nichts sieht schöner aus," sagt Stevenson, „als ein Zug dieser Thiere, wenn sie mit ihrer etwa einen Centner schweren Ladung auf dem Rücken, eines hinter dem anderen in der größten Ordnung einherschreiten, angeführt von dem Leitthier, welches mit einem geschmackvoll verzierten Halfter, einem Glöckchen und einer Fahne auf dem Kopfe geschmückt ist. So ziehen sie die schneebedeckten Gipfel der Cordilleren oder den Seiten der Gebirge entlang, auf Wegen, wo selbst

Pferde oder Maulthiere wohl schwerlich fortkommen möchten; dabei sind sie so folgsam, daß ihre Treiber weder Stachel noch Peitsche bedürfen, um sie zu lenken und vorwärts zu treiben. Ruhig und ohne anzuhalten, schreiten sie ihrem Ziele zu."

Tschudi fügt Diesem hinzu, daß sie beständig neugierig nach allen Seiten umherblicken. „Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger Gegenstand nähert, der ihnen Furcht einflößt, zerstreuen sie sich im Nu nach allen Seiten, und die armen Führer haben die größte Mühe, sie wieder zusammenzutragen. Die Indianer haben eine große Liebe für diese Thiere, sie schmücken sie und liebkosen sie immer, ehe sie ihnen die Bürde auflegen. Aller Pflege und Vorsicht ungeachtet gehen aber auf jeder Reise nach der Küste eine Menge Lamas zu Grunde, weil sie das heiße Klima nicht ertragen können. Zum Ziehen und Reiten werden sie nicht gebraucht; zuweilen nur setzt sich ein Indianer auf eins seiner Thiere, wenn er einen Fluß zu überschreiten hat und sich nicht gern naß machen will; er verläßt es aber, sowie er an das entgegengesetzte Ufer kommt."

Die von Meyen und anderen Forschern ausgesprochene Meinung, daß das Lama nur ein veredelter Huanaco sei, widerlegt Tschudi in überzeugender Weise. „Wodurch," so fragt er, „wird ein Thier veredelt? Gewiß nur dadurch, daß ihm reichliche Nahrung, hinlänglicher Schutz gegen die Witterung gegeben und angestrengte Sorgfalt gewidmet wird. Im freien Zustande hat der Huanaco die beste Nahrung in Fülle auf den unermeßlichen Hochebenen; er findet fortwährend ein ihm angemessenes Klima, während der heißen Jahreszeit am Fuße der himmelanstrebenden Cordillerasgipfel, in der kalten Jahreszeit in den wärmeren, vom Winde abgeschlossenen Punathälern. Welcher Pflege bedarf es unter solchen Umständen mehr?"

„Wie entgegengesetzt verhält es sich mit dem Lama! Unter das Joch gebeugt, ist es gezwungen, den Tag über Lasten zu tragen, welche seine Kräfte beinahe übersteigen; wenige Augenblicke werden ihm gegönnt, seine spärliche Nahrung sich zu suchen; des Nachts wird es in den nassen Pferch getrieben und muß auf Steinen oder im Morast liegen; aus den reinen, erfrischenden Höhen der Anden, für die es geschaffen ist, wird es, schwer beladen, nach den dumpfig heißen Urwäldern oder nach den brennenden Sandwüsten der Küste getrieben, wo ihm auch die spärlichste Nahrung abgeht und der Erschöpfungstod Tausende wegrafft? Wird auf diese Weise der stolze Huanaco zum Lama veredelt?! Oder soll dieses sich vielleicht zum Paco herunter verkümmern, zu einem Thiere, welches zwar gepflegt wird, ihm aber an Körperkraft weit nachsteht, an Zartheit der Form und an Feinheit der Wolle es übertrifft? Es leuchtet gewiß Jedem ein, daß wir diese Verschiedenheiten als Artunterschiede und nicht als Veränderungen, durch den Zustand als Hausthier bedingt, betrachten müssen."

An einer anderen Stelle seines Werkes erwähnt Tschudi, daß Lama und Paco sich nie, Lama und Huanaco sich stets erfolglos begatten; er bezweifelt deshalb alle Berichte, welche das Gegentheil behauptet haben. Zweiundzwanzig Versuche, welche von ihm und Anderen angestellt wurden, zeugen für ihn. Meyens widersprechende Ansicht scheint seiner Meinung nach auf einem Irrthum zu beruhen: der gedachte Reisende habe die Altersstufen der Lamas als Uebergangsformen angesehen. „Es scheint Meyen unbekannt geblieben zu sein, daß die Indianer die Lamas nach dem Alter in gesonderten Truppen halten. Sechs bis acht Monate nach der Geburt bleiben die Jungen bei den Müttern; vor Ablauf ihres ersten Lebensjahres werden sie in eine Herde zusammengetrieben und von den ein oder zwei Jahre älteren getrennt gehalten, so daß also immer Lamas von ein, zwei, drei Jahren gesondert gepflegt werden. Zu Ende des dritten Jahres sind sie ausgewachsen und werden dann den großen Herden eingereiht, welche wieder nach dem Geschlechte getrennt sind."

Ueber die Fortpflanzung der Lamas berichtet Tschudi etwa Folgendes: „Die Begattung geht erst nach dem Ausbruche der rasendsten Brunst vor sich, indem sich die Thiere schlagen, stoßen, beißen, niederwerfen und bis zur größten Ermattung umherjagen. Alle Lamaarten werfen nur ein Junges, welches etwa vier Monate saugt, bei den eigentlichen Lamas gewöhnlich etwas länger;— sehr häufig saugen bei dieser Art sogar die Jungen vom zweiten Jahre mit denen vom ersten zugleich."

„Unter der spanischen Herrschaft erschien ein Gesetz, welches jungen, unverheiratheten Indianern bei Todesstrafe verbot, eine Herde weiblicher Lamas zu hüten. Gegenwärtig ist dieses höchst nothwendige Verbot leider außer Wirksamkeit getreten."

Von demselben Naturforscher erfahren wir, daß die Bedeutung und bezüglich der Preis der Lamas seit Einführung der Einhufer bedeutend gesunken ist, und ferner, daß die Lamaherden durch Krankheiten oft in entsetzlicher Weise heimgesucht werden. Ein Nachkomme der peruanischen Könige, Inca Garcilaso de la Vega, erzählt in seinem werthvollen Werke, daß diese Krankheit in den Jahren 1544 und 1545 zum ersten Male auftrat. Es war ein Uebel, der Krätze zu vergleichen, aber weit verderblicher. Von der Innenseite der Schenkel ausgehend, verbreitete es sich über den ganzen Leib, bildete hohe Krusten und tiefe Spalten, aus denen Blut und Eiter sich ergoß, und rieb die Thiere in wenigen Tagen auf. Die Pest war ansteckend und raffte zum größten Erstaunen und Schrecken der Indianer und Spanier zwei Dritttheile der Lamas und Huanacos weg. Später wurden Pacos und Vicuñas angesteckt, ja selbst die Füchse nicht verschont. Anfangs vergrub man die verpesteten Thiere bei lebendigem Leibe, sodann behandelte man sie mit Feuer und Schwefel, endlich fand man, daß Schweineschmalz das beste Mittel sei. Allmählich nahm das Uebel ab und endlich verschwand es fast ganz. Aber es ist, wie Tschudi hinzufügt, niemals gänzlich ausgerottet worden und wiederholt seuchenartig aufgetreten. Jetzt wendet man das Fett des Kondors als Gegenmittel an.

In den Angaben der genannten Reisenden ist so ziemlich Alles enthalten, was wir von dem Leben unseres Thieres in seiner Heimat wissen. Gegenwärtig sieht man das Lama fast in allen Thiergärten. Es gedeiht in Europa vortrefflich und hat sich hier schon mehrmals fortgepflanzt. Wenn es mit anderen seiner Art zusammengehalten wird, scheint es viel freundlicher zu sein, als wenn es allein ist und sich langweilt. Es verträgt sich mit seinen Artgenossen und Artverwandten vortrefflich, und namentlich die Paare hängen mit großer Zärtlichkeit an einander. Sie lernen ihre Wärter kennen und behandeln sie ganz erträglich; gegen fremde Menschen aber zeigen sie sich als echte Kamele, d. h. beständig mehr oder weniger übel gelaunt und außerordentlich reizbar. Im berliner Thiergarten lebte vor mehreren Jahren ein Lama, welches sich durch besondere Ungemüthlichkeit auszeichnete; an seinem Gitter hing eine Tafel mit der Bitte, das Lama ja nicht zu ärgern, was selbstverständlich den Erfolg hatte, daß Jedermann erst recht das Thier zu reizen versuchte. Da sah man es denn in beständiger Aufregung. Sobald sich Jemand nahte, endigte es sein gemüthliches Wiederkäuen, legte die Ohren zurück, sah den Fremdling starr an, ging plötzlich gerade auf ihn los und spuckte ihn an. In ähnlicher Weise benahmen sich auch die übrigen Lamas, welche ich sah oder selbst pflegte und ich kann wohl sagen, daß ich nie eins kennen lernte, welches sanft oder gutmüthig gewesen wäre.

Der Paco (Auchenia Paco) ist in der Neuzeit zum wichtigsten Mitgliede der ganzen Gruppe geworden. Man hat erfahren, daß die Wolle des Thieres so vortreffliche Eigenschaften besitzt, wie kaum eine andere, und deshalb ist man darauf gekommen, den Paco auch bei uns und in Australien einzuführen. Die Versuche, welche man in England, Frankreich, Holland und in Lütschena bei Leipzig anstellte, haben bisjetzt noch wenig Erfolg gehabt; die nach Australien eingeführten Thiere aber sollen sich dort ganz vortrefflich befinden. Auch in Großbritannien, und zwar in Knowsley, hat ein gewisser Thompson für den Grafen von Derby eine nicht unbeträchtliche Herde gezüchtet, und englische Forscher glauben, daß bei fortdauernder Bemühung im schottischen Hochgebirge zweifellos Pacos wohl gedeihen und heimisch gemacht werden könnten.

Der Paco ist nach Tschudi kleiner, als das Lama, und gleicht im Körperbau dem Schafe, hat aber einen längeren Hals und einen zierlicheren Kopf; sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich, an einigen Stellen, z. B. an den Seiten des Rumpfes, erreicht er eine Länge von vier bis fünf Zoll. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder schwarz; es gibt aber ebenfalls buntscheckige.

„Die Pacos werden in großen Herden gehalten, welche das ganze Jahr auf den Hochebenen weiden. Nur zur Schur treibt man sie nach den Hütten. Es gibt vielleicht kein widerspenstigeres Thier, als dieses Lama. Wenn eins von der Herde getrennt wird, wirft es sich auf die Erde und ist weder durch Schmeicheln, noch durch Schläge zu bewegen, wieder aufzustehen. Es erleidet lieber die heftigsten Züchtigungen und selbst den qualvollsten Tod, als daß es folge. Einzelne können blos fortgeschafft werden, indem man sie den Herden von Lamas und Schafen beigesellt. Die Indianer verfertigen aus der Wolle des Paco und Lama schon seit uralten Zeiten wollene Decken und Mäntel."



Der Paco (Auchenia Paco).

Wie Acosta angibt, nennen die Indianer die gröbere Wolle Hanaska, die feinere Cumbi. Aus dieser machen sie Tischdecken und andere schätzbare Dinge mit großer Kunst, welche sich durch ihre lange Dauer und ihren schönen Glanz besonders auszeichnen. Die Inkas von Peru hatten große Meister im Weben. Die geschicktesten wohnten am Titicaeasee. Sie färbten die grobe und feine Wolle in sehr frischen und zarten Farben mit vielerlei Kräutern. Gegenwärtig verstehen sie blos noch warme Decken und Mäntel zu weben; aber die Wolle wird jetzt vielfach nach Europa übergeführt, und seit Titus Salt in Bradford eine eigene Art der Spinnerei und Weberei dieser Wolle erfunden hat, betreibt man beides ins Großartige, und bemüht sich nach Kräften, den Paco oder Alpaca bei uns einzuführen.

Die Vermehrung des Paco ist eine sehr starke. Von den in Europa eingeführten erfuhr man, daß das Weibchen elf Monate trächtig geht und, wenn es bei guter Gesundheit ist, in sehr rascher Folge Junge wirft.

„Zierlicher als das Lama," sagt Tschudi, „ist die Vicuña (Auchenia Vicunna). An Größe steht sie zwischen dem Lama und Paco, unterscheidet sich aber von beiden durch die viel kürzere und gekräuseltere Wolle, welche von ausnehmender Feinheit ist. Der Scheitel, die obere Seite des Halses, der Rumpf und die Schenkel sind von eigenthümlicher, röthlichgelber Färbung (Vicuñafarbe); die



Die Vicuña (Auchenia Vicunna).

untere Seite des Halses und die innere der Gliedmaßen ist hellockerfarben; die fünf Zoll langen Brusthaare und der Unterleib weiß."

„Während der nassen Jahreszeit halten sich die Vicuñas auf den Kämmen der Cordilleren auf, wo die Pflanzenwelt nur höchst spärlich sich zeigt. Sie bleiben, weil ihre Hufe weich und empfindlich sind, immer auf den Rasenplätzen und ziehen sich, auch verfolgt, niemals auf die steinigten, nackten Gipfel und noch viel weniger, wie unsere Gemsen, auf Gletscher und Schneefelder. In der heißen Jahreszeit steigen sie in die Thäler herab. Der scheinbare Widerspruch, daß die Thiere im Winter die kalten, im Sommer die heißen Gegenden aufsuchen, erklärt sich dadurch, daß während der trockenen Jahreszeit die Cordillerenrücken ganz ausgedörrt sind und die überhaupt spärliche Pflanzenwelt ihnen nur in den Thälern, wo Quellen und Sümpfe sind, hinreichende Nahrung dar-

bietet. Sie grasen fast den ganzen Tag, und es ist eine Seltenheit, einmal einen liegenden Rudel dieser Thiere zu überraschen. Während der Brunstzeit kämpfen die Männchen mit der größten Erbitterung um die Stelle des Anführers der Rudel von Weibchen; denn jeder duldet nur ein Männchen. Die einzelnen Scharen bestehen aus sechs bis funfzehn Weibchen. Das Männchen hält sich immer zwei bis drei Schritte von seiner Weiberschar zurück und bewacht sie sorgfältigst, während sie sorglos weidet. Bei Annäherung der geringsten Gefahr gibt es ein Zeichen durch helles Pfeifen und schnelles Vortreten; sogleich vereinigt sich das Rudel, steckt die Köpfe neugierig nach der gefahrdrohenden Stelle hin, nähert sich ein paar Schritte, und dreht sich dann plötzlich zur Flucht. Das Männchen deckt den Rückzug, bleibt öfters stehen und beobachtet den Feind. Die Bewegungen bei schnellem Laufen bestehen in einem schleppenden, wiegenden Galopp, der nicht so rasch ist, als daß in einer Pampa diese Thiere von einem wohlberittenen Reiter nicht eingeholt werden könnten. Unmöglich aber ist Solches auch auf dem schnellsten Pferde, wenn sich die Vicuñas an die Bergabhänge halten und besonders, wenn sie bergauf laufen; denn dann sind sie den Pferden gegenüber im größten Vortheil. Mit seltener Treue und Anhänglichkeit lohnen die Weibchen die Wachsamkeit ihres Anführers; denn wenn dieser verwundet oder getödtet wird, so laufen sie laut pfeifend im Kreise um ihn herum und lassen sich alle todtschießen, ohne die Flucht zu ergreifen. Trifft aber das tödtende Blei zuerst ein Weibchen, so flieht die ganze Schar. Die Huanacoweibchen dagegen fliehen, wenn das sie führende Männchen getödtet wird."

„Im Monat Februar wirft jedes Weibchen ein Junges, welches gleich nach der Geburt eine außergewöhnliche Ausdauer und Schnelligkeit entwickelt, wie folgendes Beispiel beweist. Im Februar 1842 gelang es uns auf der Höhe von Chacapalpa, eine einzelne Vicuña, welche ihr Junges säugte, zu überraschen. Sie ergriff sogleich die Flucht, indem sie das Kleine vor sich hertrieb. Wir verfolgten diese beiden Thiere in Gesellschaft eines durch seine Ortskenntniß ausgezeichneten Freundes auf Punapferden, welche an diese Art Jagd sehr gewöhnt waren, drei volle Stunden lang, fast immer im gestreckten Galopp hinter ihnen herjagend, ehe es uns gelang, die Mutter von ihrem Jungen zu trennen. Sobald Dies erreicht war, konnten wir letztere ohne Schwierigkeit mit den Händen greifen. Wir fanden, daß dieses Thierchen vielleicht wenige Stunden vor unserer Ankunft geboren worden war; denn die Nabelschnur war noch vollkommen frisch und strotzend, sodaß wir vermutheten, die Geburt habe in der Nacht stattgehabt. Die kleine Vicuña ließen wir durch einen Indianer nach Chacapalpa bringen und daselbst mit Milch und Wasser auffüttern. Sie wuchs munter heran, wurde aber leider von einem Hunde todt gebissen."

„Die jungen männlichen Vicuñas bleiben solange mit ihrer Mutter zusammen, bis sie ausgewachsen sind; dann aber vereinigt sich das ganze Rudel Weibchen und treibt die nun schon zeugungsfähigen Männchen durch Beißen und Schläge fort. Diese vereinigen sich nun zu eigenen Rudeln, welche sich anderen anschließen, die von den besiegten Männchen gebildet werden und so zu Scharen von 25 bis 30 Stück anwachsen können. Hier geht es freilich nicht immer sehr friedlich her. Da kein Anführer die Truppe leitet, sind alle sehr mißtrauisch und wachsam, sodaß der Jäger nur mit vieler Vorsicht und Schwierigkeit sich einem solchen Rudel nähern und selten mehr als ein Stück erlegen kann. Zur Brunstzeit ist die Unordnung unter solchen Haufen grenzenlos, weil im bunten Wirrwarr sich Alle schlagen und stoßen und dabei ein helles, abgebrochenes, sehr widrig tönendes Geschrei, ähnlich dem Angstgeschrei der Pferde, ausstoßen."

„Man trifft zuweilen auch einzelne Vicuñas an, denen man sich mit Leichtigkeit nähern, und welche man, wenn sie die Flucht ergreifen, nach einem kurzen Galopp einholen und mit der Wurfschlinge oder Wurfkugel einfangen kann. Die Indianer behaupten, diese Thiere seien deshalb so zahm, weil sie an Würmern litten. Wir haben uns von der Richtigkeit dieser Thatsache vollkommen überzeugt, weil wir bei der Untersuchung eines derartigen Thieres fanden, daß die Bauchspeicheldrüse und die Leber eigentlich nur ein Gewimmel von Eingeweidewürmern waren. Wir sind geneigt, wie die Indianer, die Ursache dieser Krankheit den feuchten Weiden, welche die Vicuñas besuchen, zuzu-

schreiben; denn die Beobachtung weist nach, daß die wurmkranken Thiere fast ausschließlich während der nassen Jahreszeit gefunden werden."

„Das Geschrei dieser Thiere läßt sich schwer beschreiben, ist aber doch so bezeichnend, daß man es, einmal gehört, nicht wieder vergißt. Es ist bei jeder Art verschieden, ein geübtes Ohr erkennt an den kurzen, abgebrochenen Tönen augenblicklich, von welcher der vier Arten sie kommen. Die reine dünne Luft trägt diese durchdringenden Töne bis in weite Ferne, von wo aus auch ein sehr scharfes Auge die Thiere noch nicht entdecken kann."

Acosta theilt uns mit, daß die Vicuñas sehr flüchtig und furchtsam sind und augenblicklich vor den Jägern und selbst vor anderen Thieren davonlaufen, wobei sie ihre Jungen vor sich hertreiben. Sie vermehren sich nicht stark, und deshalb haben die Inkas die Jagd verboten, selbstverständlich nur ihren Unterthanen; denn sie stellen der Jagd halber große Feste an. Seit die Spanier in das Land gekommen sind, haben sich die schönen Thiere wesentlich vermindert, weil die Christen ihnen weniger Schonung zu Theil werden ließen, als die Indianer, welche zwar ebenfalls viele von ihnen fingen und tödteten, die Weibchen aber laufen ließen und somit der Vermehrung keinen Eintrag thaten. In der Neuzeit scheint Dies anders geworden zu sein, wie aus den Berichten Tschudi's hervorgehen dürfte.

„Die Indianer," sagt er, „bedienen sich nur selten der Feuergewehre, um die Vicuñas zu erlegen. Sie stellen Jagden an, zu welchen jede Familie der Hochebene wenigstens einen Mann stellen muß; die Wittwen gehen als Köchinnen mit. Es werden Stöcke und ungeheure Knäuel von Bindfaden mitgenommen. In einer passenden Ebene werden die Stöcke, je 12 bis 15 Schritte von einander, in die Erde gesteckt und durch Bindfaden in der Höhe von 2½ Fuß mit einander verbunden. Auf diese Weise wird ein kreisförmiger Raum von einer halben Stunde Umfang abgesteckt, indem auf einer Seite ein Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen gelassen wird. Die Weiber hängen an die Schnur des Umkreises bunte Lappen, welche vom Winde hin und her geweht werden. Sobald Alles fertig ist, zerstreuen sich die Männer, von denen ein Theil beritten ist, und treiben von vielen Meilen in der Runde alle Rudel von Vicuñas durch den Eingang in den Kreis. Wenn eine gehörige Anzahl versammelt ist, wird dieser geschlossen. Die scheuen Thiere wagen nicht, über den Faden mit den flatternden Fetzen zu springen, und werden leicht mit dem Bolas erlegt. Die Bolas bestehen aus drei Kugeln, zwei schweren und einer leichteren, von Blei oder Steinen, die an langen Schnüren, aus den Sehnen von Vicuñas gedreht, befestigt sind. Diese Schnüre werden an ihren freien Enden zusammengeknüpft. Beim Gebrauche wird die leichtere Kugel in die Hand genommen und die beiden übrigen in weiten Kreisen über den Kopf geschwungen. In der gehörigen Entfernung vom Ziele, nämlich 15 bis 20 Schritte, wird die Handkugel auch losgelassen, und nun schwirren alle drei im Kreise auf den bestimmten Punkt los und schlingen sich um den Gegenstand, den sie treffen. Den Thieren wird gewöhnlich nach den Hinterfüßen gezielt. Die Bolas binden diese so fest zusammen, daß jede Bewegung gehemmt ist und das Thier stürzt. Es braucht große Gewandtheit und lange Uebung, um sich der Bolas geschickt zu bedienen, besonders zu Pferde; denn nicht selten verwundet der Neuling sich oder sein Thier lebensgefährlich. Die mit Bolas gefangenen Vicuñas werden abgeschlachtet und das Fleisch den Anwesenden gleichmäßig vertheilt. Die Felle hingegen gehören der Kirche."

„Im Jahre 1827 erließ Bolivar ein Gesetz, demzufolge die gefangenen Vicuñas nicht getödtet, sondern nur geschoren werden sollten. Das Gesetz blieb aber nicht in Kraft; denn das Scheren dieser Thiere wurde durch ihre Wildheit fast unmöglich gemacht. Zur Zeit der Inkas wurden die Jagden in viel großartigerem Maßstabe ausgeführt: sie versammelten jährlich 25 bis 30,000 Indianer, welche aus einem Umkreise von 20 bis 25 Meilen alles Wild in einen ungeheuren, auf vorbenannte Weise umzäunten Platz treiben mußten. Bei dem sich immer enger schließenden Kreise wurden die Reihen der Indianer zuletzt verdoppelt und vervielfacht, so daß kein Thier entfliehen konnte. Die schädlichen, wie die Bären, Kuguare und Füchse, wurden getödtet, von den

Hirschen, Rehen, Vicuñas und Huanacos nur eine bestimmte Anzahl. Es sollen oft bis auf 40,000 Thiere zusammengetrieben worden sein. Wenn Huanacos in die jetzigen Umzäunungen kommen, so durchbrechen sie die Schnur oder setzen darüber weg, dann folgen ihnen auch die Vicuñas. Es wird daher beim Treiben wohl acht darauf gegeben, keine der ersteren mitzujagen. Sobald alle Vicuñas in der Umzäunung getödtet sind, wird der Faden aufgerollt und einige Meilen weiter wieder aufgestellt. Die ganze Jagd dauert eine Woche. Die Zahl der in dieser Zeit getödteten Thiere beträgt oft nur funfzig, oft aber auch mehrere Hunderte. Ich nahm während fünf Tagen an einer solchen Jagd Theil; es wurden 122 Vicuñas gefangen, und aus dem Erlöse der Felle ein neuer Altar in der Kirche gebaut."

„Jungeingefangene Vicuñas lassen sich leicht zähmen und werden sehr zutraulich; sie schmiegen sich an ihre Pfleger mit viel Liebe an, und laufen ihnen, wie wohlgezogene Hausthiere, auf Schritt und Tritt nach; mit zunehmendem Alter aber werden sie, wie alle ihre Verwandten, tückisch und durch das ewige Spucken unerträglich."

„Ein Pfarrer hat ein Pärchen Vicuñas mit vieler Mühe groß gezogen und sie vier Jahre lang bei einander gehalten, ohne daß sie sich begattet hätten. Das Weibchen entfloh im fünften Jahre seiner Gefangenschaft mit einem Halsband und einem Stück Leine, an das es gebunden war. Es suchte sich an ein Rudel wilder Vicuñas anzuschließen, wurde aber immer von denselben durch Beißen und Stoßen weggetrieben und mußte so allein auf den Hochebenen herumirren. Wir haben es monatelang nachher öfter auf unseren Streifzügen getroffen, es entfloh aber stets bei unserer Annäherung. Das Männchen war das größte Thier seiner Art, welches wir je gesehen haben; seine Stärke entsprach seiner Größe. Wenn sich ihm Jemand zu sehr näherte, richtete es sich auf den Hinterbeinen senkrecht auf und schlug mit einem Schlag der Vorderbeine den stärksten Mann zur Erde nieder. Es zeigte durchaus keine Anhänglichkeit gegen seinen Wärter, obgleich dieser es während mehr als fünf Jahren gepflegt hatte."

Schon zu Acosta's Zeiten schoren die Indianer auch die Vicuñas und verfertigten aus der Wolle Decken von sehr hohem Werthe, welche das Aussehen weißseidenen Stoffes hatten und, weil sie nicht gefärbt zu werden brauchten, sehr lange ausdauerten. Die Kleider von diesen Zeugen waren besonders für heiße Witterung geeignet. Noch gegenwärtig webt man die feinsten und dauerhaftesten Stoffe aus dieser Wolle und filzt haltbare, weiche Hüte aus ihr.

Bisjetzt hat es noch nicht gelingen wollen, die schönen Thiere in anderen Ländern einzuführen und einzugewöhnen; höchst wahrscheinlich aber wird man mit der Zeit doch noch Gegenden ausfindig machen, in denen sie sich wohl befinden, und damit unserer Gewerbthätigkeit ein neues, gewinnbringendes Feld eröffnen.

Von allen Lamaarten werden Bezoarkugeln gewonnen, welche in früherer Zeit große Bedeutung hatten; gegenwärtig aber nur in ihrem wahren Werthe geachtet sind, als eigenthümliche Magenausscheidungen, deren Hauptbestandtheile kohlensaurer und phosphorsaurer Kalk nebst Gallenfett und zerfetzten Pflanzenstoffen sind.

* * *

Viele Naturforscher vereinigten mehrere kleine, höchst zierlich gebaute Wiederkäuer, unter denen sich auch der Zwerg der ganzen Ordnung befindet, die Moschusthiere nämlich mit den Hirschen. Wir sehen in ihnen eine besondere Familie.

Die Moschusthiere (Moschi) haben kein Geweih, keine Thränengruben, keine Haarbürste an den Hinterfüßen und einen ganz verstümmelten Schwanz. Die Männchen zeichnen sich vor allen übrigen Wiederkäuern durch lange hervorragende Eckzähne im Oberkiefer aus, welche bald weit aus dem Maule hervortreten und dann nach Außen sich wenden, bald viel kürzer und einwärts

gewendet sind. 14 bis 15 Wirbel tragen Rippen, 5 bis 6 sind rippenlos, 4 bis 6 bilden das Kreuzbein und 13 den Schwanz. Die Weichtheile ähneln denen der Antilopen und Hirsche.

Mittel- und Südasien mit seinen Inseln und der westliche Theil von Mittelafrika sind die Heimat der Moschusthiere. Dort leben die größeren Arten in den felsigsten Gegenden der Hochgebirge, selten in der Nähe der Wälder, welche sie nur bisweilen besuchen, und noch seltener in den Thälern, in welche sie eigentlich blos dann herabstreichen, wenn sie der strenge Winter von ihren Höhen vertreibt und der Nahrungsmangel sie zwingt, sich nach günstigeren Gegenden zu wenden. Die kleinen Arten wohnen jedoch auch in dichteren Waldungen auf dem Gebirge und in felsigen, buschreichen Gegenden, selbst in der Nähe bewohnter Orte. Bei weitem die meisten leben einzeln, oder blos zur Fortpflanzungszeit paarweise; nur eine Art schlägt sich in größere Rudel zusammen.

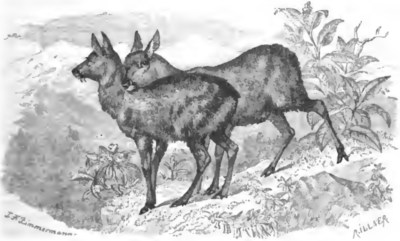
Wie bei den meisten Wiederkäuern beginnt das Leben auch der Moschusthiere erst nach Sonnenuntergang; den Tag über liegen sie an verborgenen Orten versteckt und schlafen. Sie sind lebhaft und behend, leicht und schnell in ihren Bewegungen, springen und klettern vortrefflich und laufen gemsengleich über die Schneefelder hinweg. Die Arten, welche in der Tiefe leben, sind zwar auch gewandt und rasch, jedoch nicht so ausdauernd, als jene, welche das Gebirge bewohnen. Alle sind sehr scheu und furchtsam und versuchen bei der geringsten Gefahr zu entfliehen. Dabei gebrauchen Einige ein eigenes Verstellungsmittel, wie das Opossum: sie stellen sich todt und springen dann plötzlich auf und davon. Ueberhaupt kann man die Thiere listig und berechnend nennen. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich sehr bald; sie lassen sich ohne Umstände zähmen und schließen mit den Menschen ziemlich innige Freundschaft, ohne jedoch die ihnen angeborene Scheu gänzlich zu verlieren.

Die Vermehrung unserer Thiere ist gering. Sie setzen blos ein oder höchstens zwei Junge, und zwar in ziemlich langen Zwischenräumen. Man jagt die Moschusthiere ihres Fleisches und ihres Felles wegen; die eine Art aber auch ganz besonders des Moschus halber, welcher, wie bekannt, noch heutigen Tages als ein höchst wichtiges Arzneimittel angesehen wird.

Gegenwärtig kennt man mit Sicherheit blos sechs Arten dieser Thiere, von denen wir zwei Arten, die Vertreter eigener Sippen, näher betrachten wollen.

Die erste Sippe (Moschus) zeichnet sich durch sehr lange Eckzähne und ganz behaarte Hinterfüße, sowie den Beutel mit Moschus vor den übrigen aus. Sie enthält nur eine oder höchstens zwei Arten, je nachdem man das indische oder sibirische Moschusthier vereinigt oder trennt. Die meisten Naturforscher nehmen nur die eine Art (Moschus moschiferus) an. Das Moschusthier ist ein zierlicher Wiederkäuer von Rehgröße, also von $2^1/_2$ Fuß Leibeslänge und 2 Fuß Höhe, gedrungen gebaut, am Hintertheil höher gestellt, als vorn, schlankläufig, kurzhalsig mit länglichem, an der Schnauze stumpf zugerundetem Kopfe, welcher mittelgroße, langgewimperte Augen mit sehr beweglichem Stern und eigestaltete Ohren von halber Kopfeslänge trägt. Ziemlich kleine, lange, schmale und spitze Hufe umschließen den Fuß; sie können aber vermöge einer zwischen ihnen befindlichen Hautfalte sehr breit gestellt werden, und ermöglichen in Verbindung mit den bis auf den Boden herabreichenden Afterklauen ein sicheres und unbeschwerliches Dahinschreiten auf Schneefeldern oder Gletschern. Der Schwanz ist kurz und dick, fast dreieckig gestaltet, bei dem Bock mit Ausnahme der Spitze nackt, hier aber mit einem Haarbüschel besetzt. Ein dicht anliegendes Haarkleid von rothbrauner Gesammtfärbung, welches sich zu beiden Seiten der Brust, zwischen den Hinterschenkeln und am Halse verlängert, bedeckt den Leib. Die Einzelhaare sind starr, ziemlich lang, dick und kraus gedreht. Sie zeigen den vollkommensten Zellenbau unter allen Haargebilden. Die Eckzähne ragen bei dem Männchen zwei bis drei Zoll aus dem Maule hervor und sind sanft nach auswärts, dann sichelförmig nach hinten zu gebogen. Ihre Außenseite ist flach gewölbt, der Hinterrand zusammengedrückt und schneidend, die Spitze sehr scharf. Das Weibchen hat ebenfalls Eckzähne; sie treten aber nicht über die Lippen heraus.

Außer diesen Zähnen ist der Moschusbeutel unstreitig das Merkwürdigste an unserem Thiere. Diese eigenthümliche Drüse liegt am Hinterbauche zwischen Nabel und Geschlechtstheilen und erscheint als ein sackförmiger, etwas hervorragender, rundlicher Beutel von 2 bis $2\frac{1}{3}$ Zoll Länge, $1\frac{1}{4}$ Zoll Breite und $1\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll Höhe. Straff anliegende, gegen einander geneigte Haare besetzen ihn von beiden Seiten, lassen aber auf der Mitte eine kreisförmige Stelle kahl. Hier liegen zwei kleine Oeffnungen hinter einander, welche durch kurze Röhren mit dem Beutel selbst in Verbindung stehen. Die vordere, halbmondförmige ist außen mit gröberem, innen mit feinem, langen und verworrenen Haar besetzt; die hintere, welche mit den Geschlechtstheilen in Verbindung steht, wird von einem Büschel langer Grannen umgeben. Feine Drüsen im Inneren des Beutels sondern den Moschus ab, und durch die erste Röhre wird der Beutel entleert, wenn er zu voll ist. Erst bei dem erwachsenen Moschusthiere hat der Beutel seine volle Größe und seinen vollen Gehalt an Moschus erlangt. Man darf als Durchschnittsmenge zwei Loth des kostbaren Stoffes annehmen; doch hat man in einzelnen Beuteln auch schon mehr als vier Loth gefunden. Junge Böcke liefern etwa



Das Moschusthier (Moschus moschiferus).

$\frac{1}{4}$ Loth. Bei Lebzeiten des Thieres ist der Moschus selbst salbenartig; getrocknet wird er zu einer körnigen oder pulverigen Masse, welche anfänglich eine rothbraune Färbung zeigt, mit der Zeit aber kohlschwarz wird. Der Geruch nimmt in demselben Maße ab, als der Moschus dunkler wird. Er verliert sich gänzlich, wenn man den sonderbaren Stoff mit Schwefel, Goldschwefel oder Kampfer vermischt. In kaltem Wasser löst er sich etwa zu $\frac{3}{4}$, in kochendem zu $\frac{4}{5}$, in Weingeist ungefähr zur Hälfte auf. Beim Erhitzen verbrennt er unter Entwickelung eines peinlichen Gestankes.

Weder die Griechen, noch die Römer wußten Etwas von dem Moschusthier, obgleich sie, wie Oken treffend bemerkt, in wohlriechende Salben ganz vernarrt waren und diese meist aus Indien und Arabien erhielten. Die Chinesen dagegen verwandten den Moschus bereits seit Jahrtausenden. Wir haben die erste Kunde durch die Araber erhalten. Schon Abu Senna sagt, daß der beste Moschus aus Tibet käme und in dem Nabel eines antilopenartigen Thieres gefunden werde, aus dessen Maule zwei Eckzähne wie Hörner vorstehen; Mosadius fügt Dem hinzu, daß der tibetanische Moschus aus dem Grunde besser als der chinesische sei, weil das Thier in Tibet die Narde und andere wohlriechende Kräuter fresse, welche in China fehlen. Um das Jahr 1300 gab Marco

Polo ausführlichere Nachrichten. Er beschreibt das Moschusthier und sagt dann: „Beim Vollmonde wächst diesem Geschöpf am Nabel eine Blutblase, und die Jäger gehen sodann hinaus, um es zu fangen, schneiden das Blutgeschwür aus, trocknen es an der Sonne und gewinnen den feinsten Balsam, welchen man kennt.“ Eine ganze Reihe von Reisenden fabelten nun ins Blaue hinein, bis endlich Pallas, der große und hochverdiente Naturforscher Asiens, uns mit einer so sorgfältigen Naturbeschreibung des Thieres vertraut gemacht hat, daß alle Neueren bisjetzt nur als „Kärrner“ erschienen sind, welche „zu thun haben, wenn die Könige bauen“. G. Radde macht eine rühmliche Ausnahme.

Gegenwärtig wissen wir etwa Folgendes: Das Moschusthier heißt bei den Chinesen Xe oder Sche, Xiany oder Schiag, aber auch Hiang-Tscheny-The. Dabei unterscheidet man das Männchen als Sche-Hiang und das Weibchen als Me-Hiang. In Tibet heißt ersteres Alath, Glao oder Gloa und La; die Russen nennen es Kabarga, die Bewohner der Lena Saiga, die Tungusen Dsanga oder Dschiga, die Umwohner des Baikalsees Honde; das Männchen aber Miktschan; die Ostjacken bezeichnen es mit dem Namen Bjös, die Tartaren mit Taberga, Torgo, Gisar und Jufarte-Kjik, die Kalmücken und Mongolen mit Kudari und die Kamatschinzen endlich mit Südö.

Aus diesem Namenreichthum geht die Verbreitung unseres Thieres schon zur Genüge hervor. Sein Vaterland sind die höchsten Alpen des hinterasiatischen Gebirgsvierecks. Es reicht vom Amur an bis zum Hindukusch, und vom 60. Grade nördlicher Breite bis nach Indien und China. Am häufigsten findet es sich auf den tibetanischen Abhängen des Himalaya, in der Umgebung des Baikalsees und in den Gebirgen der Mongolei. Hier soll es so zahlreich sein, daß Jäger in einem und demselben Winter mehrere hundert Stück erlegen könnten.

Die schroffen Gehänge und die Waldungen jener Gebirge bilden die eigentlichen Wohnsitze des berühmten Thieres. Radde nennt es den Bewohner öder, vielfach zertrümmerter Gebirgswände und sagt, daß es sich vornehmlich die stumpfen Kegelspitzen der Höhen zu seinem Aufenthalte auswähle. Es steigt ebensowenig nach oben hin über die Baumgrenze hinaus, als es in die reicheren Gegenden der Tiefe herabkommt. Höhen zwischen 3000 und 7000 Fuß über dem Meere bilden seinen bevorzugten Aufenthalt, ausnahmsweise nur kommt es in Thalmündungen herab, welche blos 7 bis 800 Fuß über dem Meere gelegen sind. Am liebsten wohnt es in dem Alpengürtel an der oberen Baumgrenze. Es hält fest an dem einmal gewählten Stande. Bis zur Brunstzeit lebt es einzeln, bei Tage verborgen im Gebüsch, bei Nacht seiner Aeßung nachgehend. Seine Bewegungen sind ebenso rasch, als sicher. Es läuft mit der Schnelligkeit der Antilope, springt mit der Sicherheit des Steinbocks und klettert mit der Kühnheit einer Gemse. Auf Schneeflächen, wo jeder Hund einsinkt und ein Mensch sich kaum fortbewegen kann, trollt das Moschusthier noch gemächlich dahin, fast ohne eine sichtbare Spur zurückzulassen. Verfolgte springen, wie die Gemsen, aus bedeutenden Höhen ohne Schaden herab oder laufen an Wänden hin, an welchen sich ihnen kaum die Möglichkeit zum Fußen bietet. Im Fall der Noth schwimmt unser Thier ohne Besinnen über breite Ströme.

Die Sinne sind vortrefflich, die Geistesfähigkeiten aber gering. Das Moschusthier ist scheu, jedoch nicht klug und berechnend. Wenn es von einem Mißgeschick überrascht wird, weiß es sich oft gar nicht zu benehmen und rennt wie verrückt umher. So benimmt sich auch das frischgefangene.

Im Spätherbst, gewöhnlich im November und Dezember, schlagen sich die Rudel der Brunst halber zusammen. Die Männchen bestehen heftige Kämpfe um den Minnesold, und gebrauchen ihre scharfen Zähne in gefährlicher Weise. Sie gehen auf einander los, suchen sich mit den Hälsen zu umschlingen, um die Zähne einzusetzen, und reißen dann tiefe Wunden in Fell und Fleisch. Man findet, daß fast alle erwachsenen Männchen die Narben solcher Kämpfe an sich tragen. Während der Brunstzeit verbreitet das Männchen einen wahrhaft unausstehlichen Moschusgeruch: die

Jäger sagen, daß man ihn auf eine Viertelmeile wahrnehmen könne. Früher wurde behauptet, daß die Männchen während der Brunstzeit ihren Moschusbeutel an Baumstämmen und anderen harten Gegenständen entleerten; doch scheint diese Angabe auf falscher Beobachtung zu beruhen. Sechs Monate nach der Begattung, im Mai oder Juni etwa, setzt das Weibchen ein einziges oder zwei Junge, welche es mit treuer Liebe bis zur nächsten Brunstzeit bei sich behält, dann aber abschlägt. Die Jungen sind vollständig ausgebildet; ihr Schwanz ist noch behaart; doch schon in der ersten Jugend unterscheiden sich die Männchen durch eine stumpfe Schnauze und durch ein bedeutenderes Gewicht von den Weibchen. Mit Ende des dritten Jahres sind die Jungen erwachsen.

Je nach dem Aufenthaltsorte ist die Nahrung unseres Thieres eine verschiedene. Im Winter sind es hauptsächlich Baumflechten, im Sommer die würzigen Alpenkräuter der höher gelegenen Matten des Gebirges. Wie man sagt, sind die Moschusthiere sehr wählerisch in ihrer Speise, und suchen sich nur die besten und würzigsten Pflanzen aus. Die größere oder geringere Güte des Moschus scheint wesentlich auf der Nahrung zu beruhen, obwohl man noch nicht weiß, welche Pflanzen es sind, die dem sibirischen Moschusthier fehlen. Dieses äßt sich nach Pallas von Wurzeln, Sumpfkräutern, von den Blättern der Beerentraube, Alpenrosen, Preißelbeeren und haarförmigen Flechten; die Wurzeln gräbt es, wie das Renthier, mit den Hufen unter dem Mose oder Schnee hervor.

Die Jagd des so wichtigen und gewinnbringenden Geschöpfes hat ihre großen Schwierigkeiten. Seine außerordentliche Scheu ist Ursache, daß der Jäger nur sehr selten zum Schusse kommt. Gewöhnlich wendet man Schlingen an, um der gesuchten Beute habhaft zu werden. Man legt sie auf die Wechsel, die das Moschusthier sehr streng einhält, und bekommt sie so bald lebendig, bald erwürgt. In Sibirien fängt man sie nach Pallas im Winter mit Flechten. Am Jennesei und Beikal sperrt man die Thäler durch zaunartig neben einander eingeschlagene Pfähle ab, bis auf einen engen Durchgang, und legt in diesen die Schlingen. Die Tungusen erschießen die Thiere mit Pfeilen und blatten sie, d. h. locken sie durch Nachahmung des Blöckens der Kälber mit zusammengeschlagener Birkenrinde an sich heran. Dabei kommt es nicht selten vor, daß, anstatt der erwünschten Moschusthiere, Bären, Wölfe und Füchse erscheinen, welche sich durch das Blöcken ebenfalls täuschen ließen und eine Beute erhofften.

„Die geübten Jäger,“ sagt Radde, „benutzen die Ständigkeit des Moschusthieres, um es mit der Kugel zu erlegen. Das aufgescheuchte Wild springt in flüchtigen Sätzen von Fels zu Fels und entzieht sich so bald dem Blicke des Jägers. Dieser aber legt sich nun in den Hinterhalt; denn er ist gewiß, daß das Thier, nachdem es die Bergkuppe, auf welcher es seinen Stand wählte, umkreist hat, wieder zu derselben Stelle zurückkehrt, von welcher es gescheucht wurde. Auch der Fang beruht wesentlich auf dieser Neigung des Moschusthieres.“ — Im übrigen bemerkt Radde, daß der Fang durch den Vielfraß, das sibirische Wiesel und die Raben wesentlich gestört werde. Die behaarten Raubthiere gehen den Spuren nach und fressen die Gefangenen aus den Schlingen, welche, weil sie an entlegenen, schwer zugänglichen Stellen gelegt werden, nicht immer zeitig genug von den Jägern nachgesehen werden können.

Das Fleisch der Moschusthiere ist für Europäer ungenießbar; der Moschusbeutel aber wirft einen bedeutenden Gewinn ab und lohnt die Jagd reichlich. In Sibirien werden nach obrigkeitlichen Berichten jährlich an 50,000 Moschusthiere erlegt, worunter etwa 9000 Männchen sind. Aber das sibirische Moschusthier gilt weit weniger, als das tibetanische oder chinesische. Das bengalische ist schon geringer, und das kabartanische, welches seine Benennung von dem tartarischen Namen Kabarka erhielt, die geringste Sorte. Vom chinesischen Moschus kostet die Unze im Beutel 10 bis 12 Thaler, vom bengalischen 8 bis 10 Thaler, vom kabartanischen 3 Thaler. Der meiste Moschus wird aus China nach England eingeführt; allein nur selten bekommt man ihn rein; denn die schlauen Langzöpfe haben schon seit alten Zeiten die Verfälschung des köstlichen Stoffes eifrig betrieben. Bereits Tavernier, welcher in Batana in Indien einmal 1773 Moschusbeutel

kaufte, klagt über diese Verfälschung. Die Beutel wogen 2757 Unzen, enthielten aber blos 452 Unzen reinen Moschus. Gewöhnlich vermischt man denselben mit dem Blute des Thieres oder mit einer dunklen, leicht zerreiblichen Erde; auch werden kleine Stückchen Blei in den Beutel geworfen; es werden sogar die Beutel aus irgend einem Stück von dem Fell des Moschusthieres künstlich angefertigt und mit irgend einem Stoff gefüllt, den man mit etwas Moschus vermischt, oder man entleert einen wirklichen Beutel und füllt ihn mit etwas Anderem an; Blut wird eingetrocknet und gepulvert, zu einer Masse geknetet, in Körnchen zertheilt und hierdurch wirklichem Moschus sehr ähnlich gemacht u. s. w. Dem Dr. Kiehnast wurde, wie Radde mittheilt, von einem lamaitischen, mit der tibetanischen Heilkunde bekannten Priester aus Tunka erzählt, daß die Chinesen die Moschusbeutel Sibiriens vor weiterem Gebrauch zubereiten, wodurch diese erst den durchdringenden Geruch bekommen. Sie sollen die Beutel einer Art Gährung unterwerfen, da, wo die Schafe gewintert haben, etwa einen Fuß tief in die Erde graben, sie dort eine gewisse Zeit liegen lassen und erst, nachdem sie so die gewünschten Eigenschaften erhalten haben, herausnehmen, trocknen und für den Handel bereiten. Die älteren Reisenden berichten sonderbare Dinge von der Heftigkeit des Moschusgeruchs. Tavernier und der Reisende Chardin erzählen, daß die Jäger genöthigt wären, vor dem Abschneiden des Beutels sich Mund und Nase zu verstopfen, weil unvorsichtiges Einathmen der Ausdünstung tödtlich werdende Blutflüsse veranlasse. Chardin versichert, daß er nie im Stande gewesen sei, sich den Moschusverkäufern zu nähern, und von seinen Handelsfreunden die Einkäufe habe besorgen lassen müssen. Der Geruch, sagt er, ist unerträglich, und für die ungewohnten Europäer geradezu gefährlich. Das Fell wird zu Kappen und Winterkleidern benutzt oder zu sämischgarem Leder verarbeitet, welches feiner ist, als das des Rehes. Radde sagt aber, daß die Felle in den von ihm durchreisten Gegenden sogut wie keine Verwendung finden. Nur das Fell der Läufe benutzen die heidnischen Jagdvölker zu oft sehr geschmackvoll genähten Decken; die Häute werden gar nicht verwerthet. Weibliche Moschusthiere, welche unglücklicherweise in eine der gestellten Fallen geriethen, werden von den russischen Jägern ohne weiteres weggeworfen, meistens nicht einmal enthäutet.

Ueber das Leben des Thieres in der Gefangenschaft fehlen noch alle ausführlichen Berichte. Im Jahre 1772 kam ein Moschusthier, nachdem es drei Jahre auf der Reise zugebracht hatte, lebend nach Paris, und hielt dort drei Jahre aus. Es starb an einer Haarkugel, welche sich aus den von ihm selbst abgeleckten Haaren gebildet und vor den Pförtner des Magens gestemmt hatte. Bis dahin war es immer sehr wohl und munter gewesen, und deshalb glaubten die französischen Naturforscher auch, daß man das wichtige Thier auf unseren Hochgebirgen ansiedeln und heimisch machen könne. Man ernährte es mit eingeweichtem Reis, Brosamen, Flechten und Zweigen von Eichen; es war lebhaft, munter und sehr beweglich, gewissermaßen ein Mittelding zwischen Reh und Gazelle. Immer blieb es furchtsam und scheu, und immer war es ganz harmlos. Der Moschusgeruch, den es verbreitete, war so stark, daß man nur der Nase zu folgen brauchte, um das Thier aufzufinden. — Vor ein paar Jahren las ich in einer englischen Zeitschrift, daß ein anderes Moschusthier im Thiergarten zu London eingetroffen sei; ich habe aber seitdem über diesen Gefangenen Nichts weiter vernommen.

Die Sippe der Zwergmoschusthiere (Tragulus) unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch den Mangel des Moschusbeutels, durch den nur dreifach getheilten Magen und den nackten, schwieligen Rand des Mittelfußes. Der Schwanz ist noch sehr kurz, aber ziemlich lang behaart.

Alle hierher gehörigen Thiere, über deren Artselbständigkeit und bezüglich Artverschiedenheit noch großer Zwiespalt unter den Naturforschern herrscht, sind überaus niedliche Geschöpfe. Die von uns näher zu betrachtende Art ist der kleinste aller Wiederkäuer. Man denke sich ein rehartiges, zier-

liches Thierchen mit ziemlich dickem Rumpf, schlankem, wohlgeformten Kopfe, schönen, hellen Augen und Beinchen, welche kaum mehr als Bleistiftsdicke haben, mit äußerst niedlichen Hufen, einem kleinen, netten Stumpfschwänzchen und weichem, anliegenden Haarkleid mit ansprechender Färbung: so hat man ein Zwergmoschusthier.

Der Kantschill (Tragulus Kanchil oder Tragulus pygmeus) wird kaum anderthalb Fuß lang, wovon nur anderthalb Zoll auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist beträgt acht Zoll, die am Kreuz nur einen Zoll mehr. Das ziemlich feine Haar ist am Kopfe röthlichfahl, an den Seiten heller, auf dem Scheitel dunkel und fast schwarz, auf der Oberseite des Körpers röthlichgelbbraun, längs des Rückens stark mit Schwarz gemengt, gegen die Seiten zu lichter, an der oberen Seite des Halses weiß gesprenkelt und auf der Unterseite weiß. Vom Unterkiefer aus verläuft jederseits ein weißer Streifen längs der Halsseiten bis zur Schulter hin, hierauf folgt jederseits ein dunkler Streifen, welcher in der Mitte, also unten am Halse, einen dritten weißen Streifen in sich



Der Kantschill (Tragulus Kanchil).

schließt. Bisweilen verläuft auch ein gelblicher Streifen längs des Bauches. Die Glieder sind fahlgelb, die Oberarme und Unterschenkel lebhaft rostroth, die Füße blaßgelblichfahl. Die Verschiedenheit der Färbung wird durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare hervorgebracht. Auf dem Rücken sind diese in der unteren Hälfte weiß, dann werden sie dunkler, hierauf scharf abgeschnitten hochgelb oder pomeranzenfarbig und die Spitze endlich ist schwarz. Je nachdem nun diese schwarze Spitze wegfällt oder sich zeigt, je nachdem der lichte Ring vor derselben mehr oder weniger hervortritt, ändert sich die Zeichnung des Felles; an den weißen Stellen aber sind die Haare reinweiß. Die älteren Männchen tragen recht hübsche Eckzähne im Munde, welche zolllang aus dem Zahnfleisch hervorstehen. Sie sind immer stark gekrümmt, von innen nach außen und von vorn nach abwärts gekehrt, seitlich zusammengedrückt, auf der Seite ausgehöhlt und an dem Hinterrande schneidend. Die kleinen, feinen Hufe sind lichtbräunlich, hornfarben. Junge Thiere unterscheiden sich nicht von den alten.

Java, Singapore, Pinang und andere umliegende Inseln, sowie die malayische Halbinsel sind die Heimat dieses reizenden Geschöpfes; in Sumatra, Borneo und Ceylon wird es durch

verwandte Arten ersetzt. Es lebt in den dichten tropischen Wäldern, mehr im Gebirge, als in der Ebene, meist einzeln, nur während der Brunstzeit paarweise. Während des Tages liegt es zurückgezogen, im dichtesten Gebüsch ruhend und wiederkäuend; mit Einbruch der Dämmerung geht es auf Aeßung aus und sucht allerlei Blätter, Kräuter und Beeren zur Nahrung; Wasser ist ihm unentbehrlich.

Alle Bewegungen des Thierchens sind äußerst zierlich und leicht, dabei aber sehr lebhaft. Es versteht verhältnißmäßig große Sätze auszuführen und mit viel Geschick allerlei Schwierigkeiten im Wege zu überwinden. Aber die zarten Glieder versagen ihm bald den Dienst, und es würde leicht in die Gewalt seiner Feinde fallen, wenn es nicht noch ein Vertheidigungsmittel besäße, welches in einer eigenthümlichen List besteht. Gewöhnlich sucht es sich bei Verfolgungen im Gebüsch zu verstecken; sobald es aber sieht, daß es nicht weiter kann, legt es sich ruhig auf die Erde und stellt sich, wie das Opossum unter ähnlichen Umständen, ganz todt. Der böse Feind kommt heran und denkt mit einem Griff seine Beute aufzunehmen: aber siehe da, ehe er noch diese erreicht hat, macht unser Thierchen einen oder zwei Sprünge und eilt mit Blitzesschnelle davon. Die Eingeborenen behaupten nun fest, daß das männliche Thier auch noch in anderer Weise sich vor dem Angriff der Säugethiere zu schützen wisse. Es soll nämlich in die Höhe springen und sich mit seinen hervorragenden Eckzähnen an einen Ast anhängen. Leider erinnert diese Geschichte gar zu sehr an die alten Märchen, welche man früher über die Gemsen erzählte, als daß man ihr Glauben schenken dürfte. Raffles sagt übrigens, daß die Malayen einen recht durchtriebenen Betrüger nicht besser bezeichnen zu können glauben, als wenn sie ihn so „listig wie ein Kantschill“ nennen.

Ueber die Fortpflanzung der Zwergmoschusthiere ist noch sehr wenig bekannt, und man kann eben blos annehmen, daß sie, wie die meisten anderen Wiederkäuer und die bekannteren Moschusthiere, nur ein Junges werfen.

In der Neuzeit hat man dieses und andere Zwergmoschusthiere häufig nach Europa gebracht und hier längere Zeit in Gefangenschaft gehalten. Thierschaubudenbesitzer haben das eine oder das andere auch schon überall herumgeführt und zur Schau gestellt. Ich sah es vor fünf Jahren (1859) in Leipzig. Es hauste in einem unten dick mit Heu ausgepolsterten Käfig und schien sich sehr wohl zu befinden. Sein Aussehen ist höchst schmuck und nett; es hält sich außerordentlich reinlich und putzt und leckt sich beständig. Die großen, schönen Augen lassen ein geistig sehr hochbegabtes Thier in ihm vermuthen. Dies ist es jedoch nicht; denn es verräth anderweitig niemals die Spuren eines großen Verstandes. Es ist ruhig, still und langweilig. Der Tag theilt sich bei ihm in Fressen, Wiederkäuen und Schlafen. Nur ein einziges Mal vernahm ich seine zarte, leise Stimme, einen Ton, vergleichbar einem schwachen Blaselaute.

Der Zartheit und Zierlichkeit seiner Gestalt halber dürfte dieses reizende Geschöpf als Hausthier zu empfehlen sein; jedenfalls würde es eine große Zierde parkartiger Gärten bilden und dem Besitzer viel Freude machen.

Bisjetzt scheint man es noch an wenigen Orten seiner Lebensweise entsprechend behandelt zu haben, und deshalb hat man es meines Wissens auch nur ein einziges Mal zur Fortpflanzung gebracht. Mein Freund und Berufsgenosse Dr. Bodinus in Köln, hat die Güte gehabt, mir dieses Vorkommniß mitzutheilen, und gibt zugleich so beachtenswerthe Winke über die Behandlung der Thiere überhaupt, daß ich mit besonderem Vergnügen die betreffende Stelle seines Briefes hier mittheile.

„Um Thiere zur Fortpflanzung zu bringen, ist nicht allein ein angemessener Aufenthaltsort nöthig, sondern auch entsprechende Nahrungsmittel sind erforderlich. Dies macht sich selbst bei Thieren geltend, die, vollständig der Freiheit entwöhnt, in unmittelbarer Nähe des Menschen und mit ihm leben, wie z. B. beim gewöhnlichen Haushuhn. Dasselbe legt seine Eier unter allen Verhältnissen in kleinere und größere Räume, nachdem der Hahn sich mit ihm begattet, und dennoch beobachten wir, daß ein großer Theil der im beengten Raume gelegten Eier trotz guter Fütterung unbefruchtet ist,

während die Eier von frei umherlaufenden Hühnern fast ohne Ausnahme kleine Hühnchen liefern. Es ist nach meinen Beobachtungen nicht der Mangel an Bewegung schuld an der theilweisen Unfruchtbarkeit, sondern die Entbehrung der geeigneten Nahrungsmittel, namentlich der Würmer, und es ist daher nöthig, wo diese fehlen, ein Ersatzmittel zu reichen, wie rohes Fleisch und Larven der Schweißfliegen. Wie bei den Hühnern, so ist es mit fast allen Thieren. Nirgends fast sah ich die Schellente; wo ich sie sah, kümmerten diese Thiere; in unserem Garten sind dieselben nicht allein frisch und munter, wie in der Freiheit, sondern sie haben sich sogar begattet." —

„Durch die Güte eines Mitgliedes des Verwaltungsrathes erhielten wir ein Paar Zwergmoschusthiere. Trotz sorgfältiger Pflege, trotz frischen Grases, Klee, Brod, Milch und Hafer zeigten sich diese ohnehin sehr schwermüthigen Thiere keineswegs in einem befriedigenden, von Wohlbehagen zeugenden Zustande. Sie saßen still da, und die Haare zeigten sich etwas rauh und gesträubt, so daß ich beschloß, denselben, welche in der Heimat sich wesentlich von Beeren nähren, Ebereschen zu reichen. Mit wahrer Begierde fielen die kleinen zierlichen Thiere darüber her; sie vertilgten täglich eine große Menge davon, und bald blieben die guten Folgen reger Eßlust und zusagender Speise nicht aus. Das große Auge wurde feuriger, das Haar glatter und glänzender, die Seiten runder, und ich hatte die Ueberzeugung, daß sich dies kleine zärtliche Thier bei Ueberreichung von Ebereschen, Milch mit Weißbrod und etwas Grünem recht gut halten würde."

„Zeugt der Fortpflanzungstrieb der Thiere von guter und zweckmäßiger Behandlung, so war jeglicher Zweifel an letzterer beseitigt, als nach geraumer Zeit das Weibchen sich sehr umfangreich zeigte und bald ein Junges gebar, leider aber ein todtes. Meine Hoffnung, später lebende Junge zu erhalten, wurde jedoch auf eine traurige Weise zerstört. Eines Tages lag das Weibchen todt in seinem kleinen Zwinger; unaufgeklärt ist es geblieben, ob mehrere ihm beigebrachte Brustwunden von den spitzen Zähnen des Männchens oder von böswilligen Besuchern des Gartens, wie sie leider zur Schande für die Menschheit vorkommen, herrührten."

Die Javanesen, welche das Thierchen Poetjaug nennen, sollen ihm eifrig nachstellen und sein weiches, aber süßliches Fleisch gern essen. Auch faßt man die zarten Füßchen hier und da in Gold und Silber ein, und benutzt sie dann zum Stopfen der Tabakspfeifen.

* * *

Keine einzige Gruppe der ganzen Ordnung läßt sich leichter kennzeichnen, als die Familie der Hirsche (Cervi). Sie sind geweihtragende Wiederkäuer. Mit diesen Worten sind sie eigentlich beschrieben; denn alles Uebrige erscheint dieser Eigenthümlichkeit gegenüber als nebensächlich. Von den Moschusthieren unterscheiden sich die Hirsche durch bedeutendere Größe, durch den Besitz von Thränengruben, durch die nur sehr kurzen Eckzähne bei den Männchen mancher Arten und durch eine Haarbürste an den Hinterfüßen. Ihr Leibesbau ist schlank und zierlich; der Leib ist wohlgeformt und gestreckt; die Beine sind hoch und fein gebaut; die Füße haben sehr entwickelte Afterklauen und schmale, spitze Hufen; der Hals ist stark und kräftig; der Kopf nach der Schnauzenspitze zu stark verschmälert. Große, lebhafte Augen, aufrechtstehende, schmale, mittellange und bewegliche Ohren und vor Allem die Geweihe zieren ihn.

Die Geweihe kommen meist nur den Männchen zu. Sie sind, wie angegeben, paarige, knöcherne, verästelte Fortsetzungen der Stirnbeine und werden alljährlich abgeworfen und aufs neue erzeugt. Ihre Bildung und die Absterbung steht im innigen Zusammenhang mit der Geschlechtsthätigkeit. Verschnittene Hirsche bleiben sich hinsichtlich des Geweihes immer gleich, d. h. sie behalten es, wenn die Verschneidung während der Zeit erfolgte, wo sie das Geweih trugen, oder sie bekommen es niemals wieder, wenn sie verschnitten wurden, als sie das Geweih eben abgeworfen hatten; ja, einseitig Verschnittene setzen blos an der unversehrten Seite noch auf.

Schon vor der Geburt des Hirsches ist die Stelle, welche das Geweih tragen soll, durch eine starke Verknöcherung des Schädels angedeutet. Mit dem sechsten oder achten Monate des Alters bildet sich durch Erhebung der äußeren Decke am Stirnbein ein Knochenzapfen, welcher während des ganzen Lebens hindurch stehen bleibt. Dies ist der sogenannte Rosenstock, auf dem sich die Geweihe aufsetzen. Anfänglich sind die Stangen nur einfach spitz, später verästeln sie sich mehr und mehr, indem von der Hauptstange Sprossen auslaufen, deren Zahl bis zwölf an jeder Stange ansteigen kann. „Mit dem Alter der Hirsche," sagt Blasius, „geht eine gewaltige Umänderung der Geweihe vor sich. Die erste und allgemein auffallende Veränderung ist die der Rosenstöcke, welche mit der zunehmenden Größe der Stirnzapfen sich mit jedem Jahr mehr erweitern und nach der Mitte der Stirn einander nahe rücken; ebenso verringert sich auch mit dem Aufrücken der Stirnkante die Rose und der Schädel in jedem Jahr. Noch auffallender aber sind die Veränderungen in der Gestalt der Geweihe und in der Anzahl der Enden."

„Die jungen Geweihe, in deren ersten Bildungsanfängen der Grund zum Abwerfen der alten liegt, sind anfangs von einer gefäßreichen, behaarten Haut umgeben, kolbig, weich und biegsam. Erst lösen sich die tieferen, dann die höher stehenden Enden von der Hauptstange los und nachdem alle in bleibende Verhältnisse ausgebildet und die Enden vereckt sind, stockt der Blutumlauf, und der Hirsch hat das Bedürfniß, die Haut oder den Bast abzuschlagen, der nun auch anfängt, sich von selbst abzulösen." Die Veränderung des Geweihes, gewissermaßen seine Weiterausbildung, geht nun folgendermaßen vor sich: Schon ehe der Hirsch das erste Lebensjahr erreicht, bilden sich als unmittelbare Fortsetzungen der Rosenstöcke Stangen, welche bei manchen Arten der Familie wohl abgeworfen, aber immer in gleicher Weise wieder ersetzt werden, während bei den meisten Hirschen die auf die erste Stange, die sogenannten Spieße, folgenden Geweihe, also der Kopfschmuck des zweiten Jahres einen, bisweilen wohl auch zwei Zacken, Sprossen oder Zinken erhalten. Im Frühjahr des dritten Jahres wiederholt sich derselbe Vorgang; aber die neu aufgesetzte Stange enthält einen Sprossen mehr, als im vorigen Jahre, und so geht es fort, bis die größtmöglichste Ausbildung des Thieres erreicht worden ist. Krankheiten oder schlechte Nahrung bringen zuweilen einen Rückgang hervor, indem dann die neu aufgesetzten Stangen je einen oder zwei Sprossen weniger zählen, als vorher.

Dem Abfallen des Geweihes geht eine erhöhte Thätigkeit der Gefäßzweige voraus, welche um den Rosenstock verlaufen. Die Geweihstange wird durch Vordringen der Gefäße von dem Rosenstock abgelöst und von den Hirschen entweder abgestoßen, oder einfach durch ihre eigene Schwere zum Fallen gebracht. Dabei werden aber die Blutgefäße verletzt; es entsteht eine kurze Blutung, und auf der beschädigten Stelle wölbt sich ein Schorf, unter dem nun die neue Bildungsthätigkeit beginnt. Das Wachsthum der Geweihe währt zehn bis dreißig Wochen. Die Masse, aus der die Stangen gebildet werden, ist anfangs gallertartig, wird aber durch Zufuhr von Phosphorsäure und kohlensaurem Kalk allmählich in Knochen verwandelt. Die Haut über dem Geweih, der sogenannte Bast, ist weich, dünn mit Haar besetzt und abstehend, gewöhnlich licht von Farbe; die Haut selbst ist außerordentlich gefäßreich und blutet bei der geringsten Verletzung; eine solche pflegt Mißbildung des Geweihes hervorzubringen.

Im allgemeinen ist die Gestalt des Geweihes eine sehr regelmäßige, obgleich die Oertlichkeit und die Nahrung wohl Veränderungen zur Folge haben mögen. Für die Artbestimmung bleibt das Geweih immer noch eins der Hauptmerkmale; aber viele Naturforscher sprechen solcher Bestimmung nur einen sehr zweifelhaften Werth zu. Gewöhnlich zeigen die verschiedenen Hirscharten aber auch noch außerdem durchgreifende Unterschiede, und somit unterliegt ihre Bestimmung bei weitem nicht den Schwierigkeiten, welche die Familie der scheidenhörnigen Wiederkäuer einer genaueren Artbestimmung entgegensetzen.

Die inneren Leibestheile der Hirsche stimmen im allgemeinen mit denen anderer Wiederkäuer überein und bedürfen hier keiner besonderen Beschreibung.

Schon in der Vorzeit waren die Hirsche über einen großen Theil der Erdoberfläche verbreitet. Gegenwärtig bewohnen sie mit Ausnahme des größten Theiles von Afrika und von Australien alle Erdtheile und so ziemlich auch alle Klimate, die Ebenen, wie die Gebirge, die Blößen, wie die Wälder. Manche leben gemsenartig, andere so versteckt als möglich, in den dichten Waldungen; die einen in trockenen Steppen, die anderen in Sümpfen und Morästen. Nach der Jahreszeit wechseln manche ihren Aufenthalt. Sie ziehen der Nahrung nach, von der Höhe zur Tiefe herab und wieder zurück; einige wandern auch in südlicher und nördlicher Richtung. Alle sind gesellige Thiere; manche rudeln sich oft in bedeutenden Herden zusammen. Die alten Männchen trennen sich gewöhnlich während des Sommers von den Rudeln und leben einsam für sich oder vereinigen sich mit anderen Geschlechtsgenossen; zur Brunstzeit aber gesellen sie sich zu den Rudeln der Weibchen, rufen andere Gesinnungstüchtige zum Zweikampf heraus, streiten wacker mit einander und zeigen sich überhaupt dann außerordentlich erregt und in ihrem ganzen Wesen wie umgestaltet. Die meisten sind Nachtthiere, obwohl viele, namentlich die, welche die hohen Gebirge und die unbewohnten Orte bevölkern, auch während des Tages auf Aeßung ausziehen. Alle Hirsche sind lebhafte, furchtsame und flüchtige Geschöpfe, rasch und behend in ihren Bewegungen, feinsinnig und geistig ziemlich hoch begabt. Die Stimme besteht in kurz ausgestoßenen, dumpfen Lauten bei den Männchen, und in blöckenden Tönen bei den Weibchen.

Nur Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Hirsche; wenigstens ist es noch keineswegs erwiesen, ob die Renthiere, wie man behauptet hat, Lemminge fressen oder nicht. Gräser, Kräuter, Blüthen, Blätter und Nadeln, Knospen, junge Triebe und Zweige, Getreide, Obst, Beeren, Rinde, Mose, Flechten und Pilze bilden die hauptsächlichsten Bestandtheile ihrer Aeßung. Das Salz erscheint ihnen als Leckerei, und Wasser ist ihnen Bedürfniß.

Die Hirschkuh wirft ein oder zwei, in seltenen Fällen auch drei Junge, welche vollständig ausgebildet zur Welt kommen und schon nach wenigen Tagen der Mutter überall hinfolgen. Bei einigen Arten nimmt sich auch der Vater seiner Nachkommenschaft freundlich an, und die Kälber lassen sich Liebkosungen seitens ihrer Eltern mit großem Vergnügen gefallen; die Mütter pflegen ihre Jungen aufs sorgfältigste und schützen sie bei Gefahr.

In Gegenden, wo Ackerbau und Forstwirthschaft den Anforderungen der Neuzeit gemäß betrieben werden, sind alle Arten der Hirsche nicht mehr zu dulden. Der Schaden, welchen die Thiere anrichten, übertrifft den geringen Nutzen, den sie bringen, bei weitem. Sie vertragen sich nicht mit der Land- und Forstwirthschaft; und, wäre die Jagd nicht, welche mit Recht als eines der edelsten und schönsten Vergnügungen gilt, man würde sämmtliche Hirsche bei uns längst vollständig ausgerottet haben. Noch ist es nicht bis dahin gekommen; aber alle Mitglieder dieser so vielfach ausgezeichneten Familie, welche bei uns wohnen, gehen ihrem sichern Untergang entgegen und werden wahrscheinlich schon in kurzer Zeit blos noch in einem Zustande der Halbwildheit, in Thierparks und Thiergärten nämlich, zu sehen sein.

Die Zähmung der Hirsche ist nicht so leicht, als man gewöhnlich annimmt. In der Jugend betragen sich freilich alle, welche frühzeitig in die Gewalt des Menschen kamen und an diesen gewöhnt wurden, sehr liebenswürdig, zutraulich und anhänglich; mit dem Alter schwinden aber diese Eigenschaften mehr und mehr, und fast alle alten Hirsche werden zornige und boshafte Geschöpfe. Hiervon macht auch die eine, schon seit längerer Zeit in Gefangenschaft lebende Art, das Renthier, keine Ausnahme. Seine Zähmung ist keineswegs eine vollständige, wie wir sie bei anderen Wiederkäuern bemerken, sondern nur eine halbgelungene.

Wir stellen die Riesen der Familie oben an, obgleich sie nicht die vollendetsten, sondern eher die mindest entwickelten Hirsche sind. Die Elenthiere (Alces), welche gegenwärtig noch einen einzigen

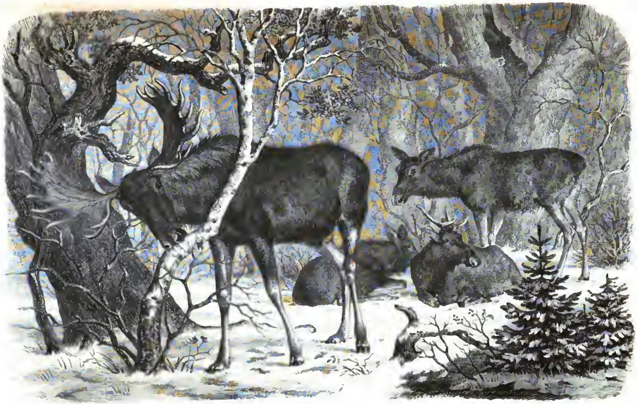
oder, wenn man das amerikanische Mosthier als besondere Art erklärt, zwei Vertreter haben, sind gewaltige, plump gebaute, hochbeinige Geschöpfe, mit breiten, schaufelartig ausgebreiteten, fingerförmig eingeschnittenen, vielfach gezackten Geweihen, an denen die Augen- und die Mittelsprossen fehlen; sie besitzen kleine Thränengruben, Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel und Klauendrüsen, aber keine Eckzähne. Der Kopf ist häßlich, die obere Lippe hängt über, die Augen sind klein, die Ohren lang und breit; der Schwanz ist sehr kurz.

Schon seit alten Zeiten ist der Elch oder das Elen (Alces jubata) ein hoch berühmtes, deutsches Thier. Ueber den Ursprung des Namens ist man noch nicht im Klaren: Einige behaupten, daß er aus dem alten Worte „elend" oder „elent" gebildet sei und so viel als stark bedeute; Andere nehmen an, daß er von dem slavischen Worte „Jelen" — Hirsch — herstammen soll. So viel ist sicher, daß der lateinische Name Alce von dem deutschen entstanden ist.

Bereits die alten römischen Schriftsteller kennen den Elch als deutsches Thier. „Es gibt im Hercynischen Walde", sagt Julius Cäsar, „Alces, den Ziegen in Gestalt und Verschiedenheit der Färbung ähnliche Thiere, aber größer und ohne Hörner, die Füße ohne Gelenke. Sie legen sich auch nicht, um zu ruhen und können nicht aufstehen, wenn sie gefallen sind. Um zu schlafen, lehnen sie sich an Bäume; daher graben diese die Jäger aus und hauen sie so ab, daß sie leicht umfallen, sammt dem Thiere, wenn es sich daran lehnt." Plinius weiß noch mehr zu sagen, er gibt noch an, daß das Thier eine große Oberlippe hat und deshalb rückwärts weiden müsse. Pausanias weiß, daß blos das Männchen Hörner trägt, nicht auch das Weibchen. Unter Gordon III. zwischen den Jahren 238 bis 244 nach Christus wurden 10 Stück Elenthiere nach Rom gebracht; Aurelian ließ sich mehrere bei seinem Triumphzug voranführen. Im Mittelalter wird das Thier oft erwähnt, namentlich auch im Nibelungenliede, wo es unter dem Namen des „Elk" und „grimmen Schelch" vorkommt. Wenn die Sage recht berichtet, wäre zu dieser Zeit das Elenthier durch ganz Deutschland bis zum äußersten Westen hin vorgekommen; denn gerade bei Beschreibung der Jagd Siegfrieds im Wasgau heißt es:

„Darnach schlug er wieder ein Wiesent und einen Elk,
Starker Auer viere und einen grimmen Schelk."

In den Urkunden des Kaisers Otto des Großen vom Jahre 943 wird geboten, daß Niemand ohne Erlaubniß des Bischofs Balderich in den Forsten von Drenthe am Niederrhein Hirsche, Bären, Rehe, Eber und diejenigen wilden Thiere jagen dürfe, welche in der deutschen Sprache Elo oder Schelo heißen. Dasselbe Verbot findet sich noch in einer Urkunde Heinrichs II. vom Jahre 1006 und in einer anderen von Konrad II. vom Jahre 1025. In den norddeutschen Torfmooren, bei Braunschweig, in Hannover, Pommern, in alten Hünengräbern 2c., findet man jetzt noch Elengeweihe, gewöhnlich in versteinertem Zustande. — Der oftgenannte Bischof von Upsala, Olaus Magnus, ist der Erste, welcher den Schelch näher kennzeichnete. „Wie die Hirsche," sagt er, „schwärmen diese Thiere herdenweise in den großen Wildnissen umher und werden häufig von den Jägern in ausgespannten Netzen oder in Klüften gefangen, wohinein sie durch große Hunde getrieben und mit Spießen und Pfeilen erlegt werden; auch das Hermelin springt ihnen manchmal, wenn sie auf dem Boden weiden oder auch aufrecht stehen, an die Kehle und beißt sie dermaßen, daß sie verbluten. Die Elenthiere kämpfen mit den Wölfen und schlagen sie oft mit den Hufen todt, besonders auf dem Eise, wo sie fester stehen, als die Wölfe." — Nach einem Schreiben des Bischofs von Pomesanien an den Hochmeister stand im Jahre 1488 noch viel Elenwild in diesem Bisthum. — „In Pommern", sagt Kantzow in seiner „Pomerania" (1530), „hat's auch große Heiden, daselbst flegt man elende. Das thier hat von seiner vnmacht den namen bekhomen, den es hat nichts, damit es sich vereu khan; es hat wol breite hörner, aber es weiß sich nicht mit zu behelffen, sondern es verbirgt sich in die vnwegsamsten sümpfe und walde, das es sicher sey."



Elen.

„Es khan aber einen minschen oder hundt weit erwittern, dasselbige ist ihme offt zu heyl, sobald aber die hunde zu jme khomen, ist's gefangen."

„Es ist von leibe wie ein großer ochse, aber die beine seint ihme viel höher und hat nur kurtze weißlichte gelbe haare und gut fleisch zu essen."

„Die klawen helt man für die fallende sucht gut, darumb macht man ringe daraus und traget sie über den Fingern. Etzliche haben gemeint, es habe keine kne oder gelenke, aber das ist falsch u. s. w."

Nach dem siebenjährigen Krieg wurde in Ostpreußen der sehr verminderte Elchstand durch königliches Verbot geschont.

In Preußen ist nach neueren und sicheren Nachrichten der Hauptwildstand des Elch in dem königlichen Forstreviere Ibenhorst bei Memel. Im Jahre der Jagdfreiheit 1848 waren die edlen Thiere bis auf 16 Stück vermindert worden; jetzt zählt der Bestand wieder mehr als 100 Stück. Nur die Jagdgesetze sind es dort, welche dem armen, gehetzten Thiere eine Freistätte gewähren. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es in den Forsten Schorell, Tzulkinn und Skallisen viel Elenwild.

Gegenwärtig findet man den Elch noch in den höheren Breiten aller waldreichen Länder Europas und Asiens. In unserem Erdtheile ist er auf die baltischen Niederungen, nämlich auf Ostpreußen, Lithauen, Kur- und Liefland, Schweden und Norwegen und einige Stellen Großrußlands beschränkt. Im Jahre 1746 wurde das letzte Stück in Sachsen und 1760 das letzte in Galizien geschossen. In Norwegen bewohnt er die östlichen Provinzen des Südens, in Schweden die daran stoßenden westlichen oder mit andern Worten, die ungeheuren Waldungen, welche das sogenannte Kjölengebirge bedecken, namentlich also Dalekarlien, Herjedalen, Oesterdalen und Hedemarken.

Weit häufiger als in Europa findet sich der Elch in Asien; hier breitet er sich über den ganzen Norden bis an den Amur aus und lebt überall da, wo es große ausgedehnte Wälder gibt, nach Norden hin so weit der Baumwuchs reicht. Im Strombett der Lena, am Beikalsee, am Amur, in der Mongolei und Tungusien hält er sich noch immer in ziemlicher Anzahl; nur auf den öden baumlosen Tundras fehlt er gänzlich.

Das Elen ist ein gewaltiges Thier. Die Leibeslänge eines erwachsenen Elchhirsches beträgt 8 bis 8½ Fuß, die Länge des Schwanzes ungefähr 4 Zoll, die Höhe am Widerrist fast 6 Fuß, am Kreuz einige Zoll weniger. Sehr alte Thiere können ein Gewicht von tausend Pfund erreichen; als Durchschnittsgewicht müssen jedoch vier- bis sechshundert Pfund betrachtet werden. Der Leib des Elch ist verhältnißmäßig kurz und dick, breit an der Brust, hoch, fast höckerig am Widerrist, gerade am Rücken, niedrig am Kreuz. Er ruht auf sehr hohen und starken Beinen von gleicher Länge, welche in schmale, gerade, tiefgespaltene und durch eine ausdehnbare Bindehaut vereinigte Hufe endigen; die Afterklauen berühren leicht den Boden; der ganze Fußbau gestattet dem Elch beim Gehen auf feuchtem Boden, seinen Schuh sehr zu vergrößern, wie es das Renthier auch vermag. Auf dem kurzen, starken und kräftigen Halse ruht der große langgestreckte Kopf, welcher vor den Augen verschmälert ist und in eine lange, dicke, aufgetriebene, sehr breit nach vorn abgestutzte Schnauze endet. Diese ist durch die knorpelige Nase und die den Unterkiefer weit überragende dicke, sehr stark verlängerte, höchst bewegliche, gefurchte Oberlippe fast verunstaltet. Die Augen sind klein und matt; sie liegen auch tief in den stark vortretenden Augenhöhlen und sind nicht geeignet, den so häßlichen Kopf zu verschönern. Die Thränengruben sind klein. Große, lange, breite, aber zugespitzte Ohren stehen nach seitwärts gerichtet am Hinterkopfe, neigen sich aber oft schlotternd gegen einander. Das Geweih des erwachsenen Männchens besteht aus einer großen, einfachen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen, platten, schaufelförmigen, gefurchten Krone, welche an ihrem äußeren Rande mit zahlreichen Zacken besetzt ist; es wird von kurzen, dicken, gerundeten, mit wenigen Perlen besetzten Stangen getragen, welche auf kurzen Rosenstöcken sitzen und sich gleich seitlich biegen. Im ersten Herbst erhält das Männchen die Rosenstöcke, im zweiten einen etwa Fuß langen Spieß, welcher erst

im folgenden Winter abgeworfen wird. Allmählich zertheilt sich das Geweih manchfaltiger. Im fünften Jahre entsteht eine flache Schaufel und diese verbreitert sich nun mehr und mehr und theilt sich an den Rändern in immer mehr Zacken, deren Zahl bis in die zwanzig steigen kann. Das Geweih kann ein Gewicht von etwa vierzig Pfund erreichen.

Die Behaarung des Elen ist lang, dicht und straff. Sie besteht aus gekerbten, dünnen und brüchigen Grannen, unter denen kurze, feine Wollenhaare sitzen; über die Firste des Nackens zieht eine starke, sehr dichte, der Länge nach getheilte Mähne, welche sich gewissermaßen am Halse und der Vorderbrust fortsetzt und bis sieben Zoll lang wird. Beim Weibchen ist diese Kehlmähne weit kürzer. Sonderbarer Weise sind die Bauchhaare von rückwärts nach vorn gerichtet. Die Färbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Röthlichbraun, welches an der Mähne und den Kopfseiten in glänzendes Dunkelschwarzbraun und an der Stirne ins Röthlichbraune und am Schnauzenende ins Graue zieht; die Beine sind weißlich-aschgrau, die Augenringe grau. Vom Oktober bis zum März ist die Färbung etwas heller, mehr mit Grau gemischt. — Das Weibchen ist kleiner, trägt kein Geweih und hat längere und schmalere Hufe, kürzere und wenig nach auswärts gerichtete Afterklauen. Sein Kopf erinnert vielfach an den eines Esels oder Maulthiers.

Wilde, einsame, an Brüchen und unzugänglichen Mooren reiche Wälder, namentlich solche, in denen Weiden, Birken, Espen und andere Laubbäume stehen, bilden den Stand des Elchwildes. Sümpfe sind ihm zu seiner Erhaltung geradezu nothwendig. Das plumpe Geschöpf durchmißt Moräste, welche weder Mensch noch Thier gefahrlos betreten könnte, mit Leichtigkeit. Vom April bis zum Oktober hält es sich in den tiefer gelegenen, nassen Gegenden auf, später sucht es sich erhöhte, welche den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt, und den Winter nicht mit Eis bedeckt sind. Bei stillem, heiteren Wetter bevorzugt es Laubhölzer, bei Regen, Schnee und Nebel Nadelholzdickungen. Mangel an Ruhe oder hinlänglicher Aeßung verändern leicht seinen Standort.

In seiner Lebensweise weicht das Elenthier vielfach von der des Hirsches ab. Wie dieser schlägt es sich zu kleinen Rudeln von 15 bis 20 Stück zusammen, und nur gegen die Satzzeit hin sondern sich von diesen Rudeln die alten Hirsche ab, gewöhnlich eigene Gesellschaften für sich bildend, während die Weibchen mit den jüngeren Männchen das frühere Rudel erhalten. Wo sich der Elch ganz ungestört weiß, treibt er sich bei Tag und Nacht umher; sonst wählt er die Nachtzeit, um nach Aeßung auszuziehen. Nach Wangenheim besteht diese in Blättern und Schößlingen der Moorweiden, Birken, Eschen, Espen, Ebereschen, Spitzahorne, Linden, Eichen, Kiefern, Fichten, in Haiden, Moorrosmarin, jungem Röhricht und Schilf, in schossendem Getreide und Lein. Schößlinge und Rinden bilden den Hauptbestandtheil seiner Nahrung, und gerade deshalb wird er sehr schädlich. Beim Abrinden setzt der Elch seine Schneidezähne wie einen Meisel ein, schält ein Stückchen Rinde los, packt dies mit den Zähnen und Lippen und reißt dann nach oben zu lange Streifen der Rinde ab. Höhere Stangen biegt er mit dem Kopfe nieder, bricht dann die Kronen ab und äßt sich von dem Gezweige. Nur nothgedrungen zieht er auf entfernte Weideplätze; deshalb schadet er den Feldern wenig, um so mehr aber den Waldungen. Seine Bewegungen sind weit weniger ebenmäßig und leicht, als die des Edelwildes. Er vermag nicht, wie der Hirsch, anhaltend flüchtig zu sein, trollt aber sehr schnell und mit unglaublicher Ausdauer: manche Schriftsteller behaupten, daß er in einem Tage 50 Meilen zurücklegen könne. Eine höchst sonderbare Bewegungsart in den wasserreichen Mooren schildert Wangenheim. Der Elch soll sich da, wo der Boden ihn nicht mehr tragen kann, wenn er läuft, auf die Hessen niederlassen, die Vorderläufe gerade vorwärts ausstrecken, mit den Schalen eingreifen, mit den Hessen nachstemmen und nachschieben und so über die schwammige Fläche gleiten; da, wo diese ganz schlotterig ist, soll er sich sogar auf die Seite legen und durch Schlagen und Schnellen mit den Läufen fortschieben. Im Schwimmen ist der Elch Meister. Er geht, wie allgemein behauptet wird, nicht blos aus Noth in das Wasser, sondern, wie manche Rinderarten, zu eigener Lust und Freude, um sich zu baden und zu kühlen. Auf dem Eise dagegen kann er, trotz der Behauptung des Bischofs von Upsala, nicht fort, und wenn er auf den glatten Spiegel einmal gefallen ist, kommt er nur sehr schwer wieder

auf die Läufe. Beim Trollen vernimmt man ein hörbares Anschlagen der Afterklauen, oder Oberrippen, wie die Jäger sagen, an die Ballen; dieses Geräusch nennt der Weidmann „Schellen". Bei eiligem Laufe legt der Elchhirsch das Geweih fast wagrecht zurück und hebt die Nase hoch in die Höhe; deshalb strauchelt er öfters und fällt auch leicht nieder; dann zuckt er, um sich wieder aufzuhelfen, in eigenthümlicher Weise mit den Läufen und greift namentlich mit den Hinterläufen weit nach vorwärts. Hierauf gründet sich die Fabel, daß das Thier oft an der Fallsucht leide und von diesem Uebel sich befreie, indem es sich an dem Gehör blutig kratze. — Ein Elenthier, welches einmal im Laufe ist, läßt sich durch Nichts beirren, weder durch das Dickicht des Waldes, noch durch Seen oder Flüsse, noch durch Sümpfe, welche vor ihm liegen.

Der Elch vernimmt und äugt ausgezeichnet, wittert oder windet aber weniger gut. Hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten scheint er sein plumpes und dummes Aussehen nicht Lügen zu strafen. Er ist weit weniger scheu als das Edelwild; wenn ihn der Jäger gefehlt hat, trollt er oft nur eine kurze Strecke fort und bleibt dann stehen. Mit seines Gleichen lebt er friedfertig und gesellig; doch nur zur Paarungszeit halten sich auch die alten Hirsche mit den Rudeln zusammen; gewöhnlich besteht die Familie aus einem Altthier, zwei fertigen Thieren, welche im Herbst brunsten werden, zwei Schmalthieren und zwei Kälbern.

In den Ostseeländern tritt die Brunstzeit Ende Augusts, im asiatischen Rußland im September oder Oktober ein. Um diese Zeit sind die Hirsche auf das höchste erregt und kämpfen nicht blos unter sich mit großem Muthe und Ingrimm, sondern werden dann auch leicht dem Menschen gefährlich. Ueberhaupt versteht das Thier sich zu vertheidigen, zumal wenn es sich seiner Haut erwehren muß: verwundete Elche nehmen den Jäger ohne weiteres an. Der Schütz muß immer sehr vorsichtig zu Werke gehen, und namentlich bei der Jagd zu Fuße ist die größte Behutsamkeit, zumal hinsichtlich des Standortes, nöthig: es ist fast unerläßlich, daß sich der Jäger hinter einen Baum anstellt, wo er sich im Nothfall verbergen kann, wenn der „grimme Schelch" auf ihn losgetrabt kommt. Das Geweih ist eine sehr kräftige Waffe; außerdem aber braucht der Elch auch seine Schalen mit gehörigem Nachdruck; sogar die alten Thiere wissen sich damit ihre Hauptfeinde, die Wölfe, vom Leibe zu halten: sie gehen z. B., wenn die frechen Räuber ihre Jungen befehden, dreist auf sie los und schlagen sie windelweich oder todt.

Zur Brunstzeit orgelt der Elchhirsch, wie das Edelwild, aber in kurzen Absätzen, fast plärrend, wie der Damhirsch, nur in viel tieferem Tone; einen Schreckens- oder Klagelaut dagegen hat man bisher noch nicht vernommen. Die Hirsche suchen während der Brunstzeit die alten Thiere auf, verfolgen sie, schwimmen ihnen selbst durch die breitesten Ströme nach. Junge Hirsche werden von den älteren abgeschlagen und finden selten Gelegenheit, ihren Trieb zu befriedigen; dann trollen sie wie unsinnig in gerader Richtung fort, besuchen selbst bebaute Gegenden, die sie sonst ängstlich meiden und kommen endlich ebenso sehr vom Leibe, wie die Alten durch das wirkliche Brunsten. Der Beschlag selbst dauert nur kurze Zeit, wird aber oft wiederholt. Nach dessen Vollendung steigt der Hirsch niemals ab, sondern das Thier rückt unter ihm weg. Sechsunddreißig bis vierzig Wochen geht das Elchthier hoch beschlagen. Zuerst setzt es nur ein Kalb, bei jedem folgenden Satz aber deren zwei, meist ein Pärchen, seltener zwei von gleichem Geschlecht. Drei Kälber bei einer Geburt sind ein seltenes Vorkommniß, und sie gehen auch als Schwächlinge meist zu Grunde. Gleich nach dem Ablecken springen die Kälber auf, taumeln aber noch wie berauscht mit dem Kopfe hin und her und müssen anfangs von der Mutter fortgeschoben werden, wenn sie sich bewegen sollen; doch schon am dritten oder vierten Tage folgen sie dem Elchthier, welches sie fast bis zur nächsten Brunstzeit besaugen, selbst dann noch, wenn sie bereits so groß geworden sind, daß sie sich unter die Mutter hinlegen müssen. Das Schmalthier wird mit dem dritten Jahre fertig und in den folgenden Jahren als Altthier angesprochen. Der Elch heißt im ersten Jahre Kalb, im zweiten und dritten Spießer oder Gabler, im vierten geringer Hirsch, im fünften geringer Schaufler, im sechsten guter Schaufler und in höheren Jahren Haupt- oder Kapitalschaufler.

Sehr groß ist die Anhänglichkeit und Liebe der Mutter zu ihren Kälbern. Sie vertheidigt selbst die getödteten Jungen.

Außer dem Menschen werden dem Elch, trotz seiner Vorsicht, mehrere andere böse Feinde gefährlich: vor Allen der Wolf, der Luchs, der Bär und der Vielfraß. Der Wolf reißt die Elche gewöhnlich im Winter bei hohem Schnee nieder; der Bär pflegt meistens nur einzelne Thiere zu beschleichen und steht vom Angriff eines Rudels ab; der Luchs dagegen und unter Umständen der Vielfraß springen ohne weiteres auf ein unter ihnen weggehendes Elen, krallen sich am Halse fest und beißen ihm die Schlagadern durch. Sie sind als die fürchterlichsten Feinde des wehrhaften Wildes anzusehen; die Wölfe und die Bären dagegen haben sich sehr vorzusehen: denn ein einziger Schlag, welchen der Elch mit den Vorderläufen gibt, genügt, einen Wolf für immer niederzustrecken. Raubthiere, welche ein Elenthier an der Kehle erfaßt haben, soll er im raschen Laufe in die Dickichte schleppen und im Gehölz an den Bäumen abzustreifen versuchen.

Gegenwärtig wird unser Wild überall, wo es vorkommt, nach Kräften geschont. In Norwegen steht eine Strafe von 60 Thlr. unseres Geldes auf der Erlegung eines Elenthiers; in Preußen sorgen die Forstbeamten nach Kräften für seine Sicherheit, und auch in Rußland sucht man es jetzt zu erhalten. Früher war Dies freilich anders. So hatte der Kaiser Paul I. den sonderbaren Gedanken, Elchhaut als besonders passend für seine Reiter zu finden und ließ deshalb einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die Elenthiere führen.

Man erlegt den Elch entweder auf dem Anstande oder auf großen Treibjagden und in Lappen und Netzen. Im hohen Norden versuchen die Jäger im Winter ihr Wild auf Schneeschuhen zu jagen und bemühen sich, es auf das Eis zu treiben, wo sie ihm dann bald den Garaus machen.

Jung eingefangene Elenthiere werden zahm und können selbst zum Aus- und Eingehen gebracht werden; bei uns halten sie jedoch die Gefangenschaft niemals lange aus. In Schweden sollen früher solche Gefangene soweit abgerichtet worden sein, daß man sie zum Ziehen der Schlitten verwenden konnte; ein Gesetz verbot aber derartige Zugthiere, weil die Schnelligkeit und Ausdauer des Elch Verfolgungen von Verbrechern geradezu unmöglich gemacht haben würde. Spätere Versuche, die Elche zu Hausthieren zu machen, sind gescheitert. Die Jungen schienen zwar anfangs zu gedeihen, magerten aber später mehr und mehr und starben regelmäßig bald dahin. Wangenheim erzählt, daß auf den königlichen Gestüten sechs Jahre lang derartige Versuche angestellt wurden. Die jung eingefangenen Kälber ließ man von Kühen, welche sich willfährig zeigten, säugen und bemuttern; sie gingen mit auf die Weide und wuchsen heran. Wenn die Sonne zu heiß schien und wenn die Bremsen flogen, eilten sie immer nach ihren Ställen zurück, um Schutz vor beiden Plagen zu suchen. In den Ställen band man sie mit Halftern fest, wie Kühe; im Sommer ließ man sie ihre Aeßung sich selbst suchen, im Winter fütterte man sie mit Heu und Hafer. Aller Sorgfalt ungeachtet, starben die meisten Kälber bereits im zweiten, die überlebenden sicher im dritten Jahre an „einem zu dünnen Leibe", d. h. allgemeiner Abmagerung und Entkräftung, welche sie im Hochsommer befiel.

Zur Zeit, als ich den vorliegenden Theil unseres Buches ausarbeitete, hatte ich nur zwei Mal lebende Elenthiere gesehen, die einen in Schönbrunn, das andere in Berlin. Beide Male fehlte mir Zeit und Gelegenheit, die Gefangenen zu beobachten. Ich bat deshalb meinen Freund, Herrn Dr. Bolle in Berlin, zu Gunsten unseres Buches dem dortigen Elch seine Aufmerksamkeit zu schenken und mir das Ergebniß seiner Beobachtungen mitzutheilen. Leider kam ich damals zu spät; denn der ostpreußische Waldbewohner hatte bereits das Zeitliche gesegnet, als Bolle sich anschickte, ihn zum Gegenstand einer Schilderung seiner ausgezeichneten Feder zu machen. Demungeachtet erscheint mir sein Bericht zu wichtig, als daß ich ihn hier unterdrücken könnte. „Das Elen", so schreibt er, „welches Sie mir zu beobachten aufgetragen, ist nicht mehr. Es ist bereits zu Anfang des Sommers selig entschlafen. Ich habe es früher öfters gesehen und mir das allgemeine Wesen des Thieres gut eingeprägt, ohne indeß Etwas darüber aufzumerken. Es war dies das zweite Stück, welches der hiesige Thiergarten im Laufe der letzten Jahre besessen hat. Beides waren junge gehörnlose Thiere, an

denen das Unschöne der Kopfbildung auffallend hervortrat, namentlich die übermäßig verlängerte Oberlippe und die langen Ohren noch nicht in der erhabenen Mächtigkeit der Schaufeln ihr Gegengewicht gefunden hatten. Das erste Elen, etwa von der Größe eines Rothhirsches, ging schwindsüchtig zu Grunde. Es war dasselbe Thier, welches der Langsamkeit seiner Bewegungen und namentlich der Länge seiner Ohren wegen von den „gebildeten Beschauern" gewöhnlich als ein „fremder Esel" angesprochen wurde."

„Das letzte Elen erhielt der Garten durch Vermittelung des Herrn Brunslow in Berlin, und dieser hat die Güte gehabt, mir Einsicht in ein auf das Thier bezügliches Schriftstück, einen Brief des königlich preußischen Oberförsters in Ibenhorst in Ostpreußen, zu gestatten. Es enthielt nicht unwichtige, auf Beobachtung gegründete Fingerzeige und Belehrungen über Pflege und Wartung des an den Garten abgegebenen Zöglings, welche leider nicht mehr gefruchtet, als daß der jugendliche Pflegebefohlene bereits vier Monate nach seiner glücklichen Ankunft hierselbst, nämlich im Juni dieses Jahres, selig verblichen: — zu früh für diese Welt und mehr noch für die Kasse des zoologischen Gartens. Das Elen hatte im Mai des Jahres 1860 sein Erdenwallen begonnen. Im zarten Kindesalter von etwa zwei Monaten fand es der Oberförster in den Ibenhorster Waldungen verlassen und trostlos, und er beschloß deshalb, es bei sich aufzuziehen. Er ließ es also in einem großen Gehege oder Garten (dessen Obstbäume es zum Dank für die Pflege später vollständig vernichtet haben soll) frei herumlaufen und ernährte es während des ersten Vierteljahres ausschließlich mit frischer Milch einer eigens dazu bestimmten Kuh, wovon es täglich 15 Stuffen (ein mir unbekanntes Maß) erhielt. Doch blieb es hierbei matt, schwächlich und gleichwohl scheu. Demnächst wurde die Menge der Milch auf sechs Stuffen täglich herabgesetzt. Es wurden dafür gleichzeitig Weidenblätter gefüttert, wieder einige Monate lang. Zuletzt erhielt es jeden Tag Roggenmehl mit drei Stuffen Milch. Außerdem äßte es sich frei im Garten mit allerlei Kräutern, mit Beeren, Runkelrübenblättern rc., verschmähte auch den reifen Roggen auf dem Felde nicht und fraß mit Begierde Knospen, Rinde und junge Zweige von Weiden, Espen, Birken, Faulbäumen, Ebereschen rc., dabei vielen Schaden anrichtend. Im Laufe des Jahres wurde es ziemlich zahm. Bei großer Hitze hielt es sich am liebsten in einem kühl gelegenen, leeren Anbau des Hauses auf. Erst gegen Abend ging es auf Aeßung aus."

„Anfangs Februar 1861 kam es wohlbehalten in Berlin an und wurde in einem Gehege untergebracht, welches ihm Bewegung gestattete. Man hielt es möglichst nach den gegebenen Vorschriften und es befand sich dabei bis gegen den Sommer hin anscheinend wohl. Als die erste Hitze kam, schien ihm Dies unbehaglich, obwohl es nicht förmlich erkrankte. Ueberhaupt ist das Thier, seinem Benehmen nach zu schließen, bis ganz kurz vor seinem Tode nicht krank gewesen. Es erlag der ersten Krankheit, welche es befiel."

Ich vermag jetzt, Vorstehendes einigermaßen zu vervollständigen. Der hamburger Thiergarten besitzt seit seiner Eröffnung ein aus Schweden stammendes Elenthier, welches dermalen noch lebt, obgleich es früher nicht eben zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Der ausgesuchtesten Pflege ungeachtet, kränkelte es fortwährend, und wenn wir wirklich einmal glaubten, es herausgefüttert zu haben, fiel es immer bald wieder ab.

Seine Nahrung war anfangs sehr gemischter Art, weil es nie längere Zeit dasselbe Futter annehmen wollte. Alle übrigen Hirsche, welche wir halten, befinden sich bei gleichmäßigem Futter vortrefflich und verursachen keine besondere Mühe, der Elch hingegen schien der vorsorglichsten Pflege zu spotten. Wir fütterten ihn mit Laub, jungen Zweigen, auch solchen von Nadelholz, eingemaischtem Körnerfutter, Brod u. dgl., und er nahm auch das ihm gebotene Futter anscheinend mit Behagen an, immer aber nur eine Zeit lang; dann verschmähete er plötzlich dieselben Stoffe, welche ihm früher als Leckerei erschienen waren. Daß unser Thier unter solchen Umständen seinem Ende mit Riesenschritten entgegeneilte, konnte kaum zweifelhaft sein. Lange Zeit zersann ich mir den Kopf, wie dem armen Schelch wohl zu helfen: endlich kam mir der Gedanke, daß die Gefangenkost, welche wir bisher gereicht, durch einen Zusatz von Gerbstoff nur verbessert werden könnte. Der Gedanke

wurde ausgeführt und — unser Elch fraß von Stund an ohne Widerstreben, ja, ohne Auswahl das ihm vorgeworfene Futter; er hat sich seitdem in jeder Hinsicht gebessert und befindet sich dermalen so wohl, als sich ein derartiges Thier überhaupt in der Gefangenschaft befinden kann.

Ein großer Uebelstand für das Halten in der Gefangenschaft ist, wie ich mich sattsam überzeugte, die Unfähigkeit des Elch, sich von Pflanzen zu äßen, welche auf dem Boden wachsen. Seine lange, schlotterige Oberlippe verwehrt ihm, Gräser aufzunehmen und weist ihn ausschließlich auf Baumzweige an. Niemals habe ich gesehen, daß er auch nur ein Hälmchen Gras abgebissen hätte; es wird ihm schon schwer, das auf den Boden geworfene, abgeschnittene Futter zu sich zu nehmen, und deshalb muß ihm seine Nahrung in einer ziemlich hoch an der Wand angenagelten Krippe vorgeworfen werden.

Von den anderen Hirschen unterscheidet sich der Elch in seinem Betragen ebensosehr, wie in seinem Aussehen. Man darf es Niemand verdenken, wenn er das Thier als sehr häßlich erklärt; wir wollen nicht einmal den Berlinern zürnen, welche ihn als einen Esel ansahen: denn wirklich hat der über alles Maß verlängerte, plump gebaute, langöhrige Kopf manche Aehnlichkeit mit dem des gedachten Thieres, nur daß er noch häßlicher ist. Der Elch macht ganz den Eindruck eines vorweltlichen Wesens, und dieser Eindruck wird verstärkt durch das Betragen. Im Vergleich zu anderen Hirschen ist er träge und schwerfällig, geistig wie leiblich. Er bekundet wenige von den liebenswürdigen Eigenschaften der Hirsche, dagegen alle Unarten derselben. Mit seinem Wärter befreundet er sich; doch ist ihm niemals ganz zu trauen. Er hört auf einen ihm beigelegten Namen, kommt auf den Ruf herbei, läßt sich streicheln, putzen, mit einem Halfter belegen und in den Stall ziehen, aber nur solange, als er ihm eben behagt. Gegen denselben Mann, welchem er ruhig nachfolgte und aus dessen Hand er Futter nahm, zeigt er sich plötzlich störrisch, legt, wie der stutzige Esel oder das Lama, das Gehör nach hinten, beugt den Kopf hernieder, schielt mit den Lichtern nach oben und schlägt dann plötzlich mit dem einen Vorderlaufe in gefährlicher Weise, weil er sehr hoch reicht und den Kopf eines Menschen noch bequem treffen kann. Der erste Wärter unseres Gefangenen kam mehrmals in augenscheinliche Gefahr, weil er es nicht sogut verstand, wie der zweite, den verschiedenen Launen des Thieres zu begegnen.

Gegen andere Thiere zeigt sich der Elch sehr gleichgiltig. Der unserige beachtet Hunde, welche die übrigen Hirsche in große Aufregung versetzen, nicht im geringsten, bekümmert sich aber auch um die Hirsche, welche in oder neben seinem Raume eingestellt sind, nur wenig. Mit Renthieren verträgt er sich vortrefflich, vielleicht weil ihm deren ruhiges Wesen zusagt. Die flinken und lebendigen Hirscharten scheinen ihm verhaßt zu sein; er versucht, auch sie zu schlagen und duldet sie, ohne feindliche Versuche zu machen, erst dann, wenn er sich von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugt hat.

Die Umhegung, in welcher man einen Elch hält, muß hoch sein; denn ungeachtet der Plumpheit aller seiner Bewegungen setzt er ohne Beschwerde über eine Wand von sechs Fuß hinweg; dazu nimmt er nicht einmal einen Anlauf. Er geht ruhig bis an die betreffende Umzäunung, stellt sich plötzlich auf die Hinterläufe, hebt die vorderen zusammengebogen über das Gitter weg und wirft sich nun gemächlich nach vorn, die langen Hinterläufe nach sich ziehend. Der unserige verließ wiederholt seinen Pferch, um im benachbarten Gebüsch des Gartens zu weiden. Es würde ihm leicht gewesen sein, auch die Umhegung des Gartens selbst zu überspringen; daran gedachte er jedoch nie. Gewöhnlich legte er sich ruhig außerhalb seines Gitters nieder und duldete ohne Widerstreben, daß ihm der Wärter einen Halfter umlegte, um ihn wieder zurückzuführen.

Der Gewinn, welchen der Mensch von dem erlegten Elenthier zieht, ist beträchtlich. Fleisch, Fell und Geweihe werden ebenso wie beim Hirsch verwendet. Das Fleisch ist zäher, als das des Edelwildes, das Fell aber fester und besser. Bei den nördlichen Völkern gelten noch die knorpeligen Stangen, die Ohren und die Zunge für Leckerbissen. Die Lappländer und Sibirier spalten die Sehnen und verwenden sie wie die der Renthiere. Besonders werden die Knochen gerühmt; sie sind

hart und blendend weiß. In früheren Zeiten wußte man noch weit mehr aus dem Elenthier zu machen. Es wurden allerlei Heilmittel von ihm gewonnen, und der Aberglaube fand reichliche Nahrung durch die wunderbaren Kuren, welche man damit bewirkte; galt ja doch das Thier den alten Preußen sogar als eine Art von Gottheit! Aller Nutzen aber, welchen das Elenthier bringen kann, wiegt bei weitem den Schaden nicht auf, welchen es verursacht. Das Thier ist ein wahrer Holzverwüster und wird den Forsten so gefährlich, daß Hegung nirgends, Schonung kaum stattfinden darf, wenn es sich darum handelt, Forstbau den Erfordernissen unserer Zeit gemäß zu betreiben. In jenen Wäldern, welche seine Heimat bilden, fällt der Schaden nicht so ins Gewicht, denn die betreffenden Waldungen sind ohnehin halbe Urwälder.

Das Mosthier oder „Mosdeer“ der Amerikaner und das Orignal der Franzosen (Alces Orignal) unterscheidet sich hauptsächlich durch tief eingeschnittene Geweihschaufeln mit gesonderten Augensprossen, durch die schwach behaarte Kehlwamme und die dunklere Färbung von seinem altweltlichen Verwandten. Noch heutigen Tages ist man über das Thier nicht ganz im Reinen, obgleich einige Forscher nicht blos an den Fellen, sondern sogar an den geräucherten Keulen Unterschiede auffinden wollten. Die Geweihe des Mosthieres sind weit stärker und schwerer, als die unserer Elche; sie erreichen selbst ein Gewicht von 50 bis 60 Pfund. Pennant fand einzelne, welche 75 Pfund wogen und dabei 32 Zoll Länge und 13½ Zoll Breite hatten. Hamilton Smith gibt folgende Beschreibung: „Das Mosthier ist die größte Hirschart; denn es ist im Widerrist höher als ein Pferd. Wollte man den großartigen Eindruck, den dieses Thier auf seine Beschauer macht, leugnen, so müßte man nur ausgestopfte Weibchen oder Junge gesehen haben. Wir hatten Gelegenheit, Mosthierhirsche in der Pracht ihrer Entwickelung mit vollendetem Geweih in ihrer Wildheit zu sehen und müssen gestehen, daß kein Thier einen ergreifenderen Eindruck zu machen vermag. Der Kopf mißt über 2 Fuß, hat aber ein plumpes Ansehen; das Auge ist verhältnißmäßig klein und tiefliegend, die Ohren ähneln dem eines Esels und sind lang und behaart; die Geweihzacken vermehren sich bis zu achtundzwanzig.“

Gegenwärtig findet sich das Mosthier noch in dem Norden Amerikas, namentlich in Canada, Neu-Braunschweig und an der Fundy-Bai. Kapitän Franklin fand es am Ausflusse des Mackenzie und östlich noch am Kupferminenfluß unter 65 Grad Nordbreite. Makenzie traf es auch auf den Höhen des Felsgebirges und an den Quellen des Elkflusses. Das Mosthier wirft das Geweih später ab, als der europäische Elch, gewöhnlich im Januar und Februar, in strengen Wintern aber erst im März. Die Aeßung ist wahrscheinlich dieselbe, wie die des Elch.

Die Wilden stellen dem Mosthier eifrig nach und betreiben seine Jagd auf manchfaltige Weise. Einer ihrer Hauptkniffe ist, das Thier ins Wasser zu treiben, wo sie ihm dann mit ihren Boten auf den Leib rücken und es ohne große Mühe todtschlagen können. Diese Leute behaupten, daß sie nach dem Genusse des Elchfleisches drei Mal so weit reisen könnten, als wenn sie eine Mahlzeit von anderem Fleisch genossen hätten. Aus den Geweihen fertigen sie große Löffel; die Haut benutzen sie zur Dichtung der Bote, auf welchen sie sich nach beendigter Jagd zurückschiffen. Einer ihrer Jagdplätze, die „Hirschhornwiese“ am Missouri, hat große Berühmtheit erlangt. Sie haben dort aus lauter Mosthier- und Wapitigeweihen eine hohe Piramide aufgethürmt, oder wenigstens aufgethürmt gehabt; denn die Yankees werden die Geweihe inzwischen wohl besser benutzt haben. Junge Mosthiere können leicht gezähmt werden; sie lernen in wenigen Tagen ihren Wärter kennen und folgen ihm dann mit viel Vertrauen. Mit zunehmendem Alter werden sie jedoch wild, zornig und gefährlich. Audubon erzählt von einem gefangenen Kalbe freilich auch das Gegentheil: „Um Mitternacht wurden wir durch einen großen Lärm im Schuppen erweckt und fanden, daß sich unser frisch gefangenes Mosthier von seinem Schrecken erholt hatte und daran dachte, nun nach Hause zu gehen, zu seinem großen Zorne aber sich als Gefangener erkannte. Wir waren unfähig, Etwas für das Thier zu thun; denn sobald wir nur eine unserer Hände bewegten oder durch eine Oeffnung in sein Gefängniß steckten, sprang es nach uns, mit der größten Wuth brüllend und dabei seine Mähne

erhebend, in einer Weise, welche uns vollkommen überzeugte, daß es wohl schwer halten würde, es am Leben zu erhalten. Wir warfen ihm ein Hirschfell zu; aber dieses zerriß es in einem Augenblick in Stücke; kurz, es geberdete sich wie rasend. Dieses Thier war ein Jährling von ungefähr sechs Fuß Höhe."

Bei den Renthieren (Tarandus) tragen beide Geschlechter Geweihe, welche von dem kurzen Rosenstocke an bogenförmig von rück- nach vorwärts gekrümmt, an ihren Enden schaufelförmig ausgebreitet, fingerförmig eingeschnitten und schwach gefurcht sind. Sehr breite Hufe und längliche, aber stumpf zugespitzte Afterklauen zeichnen diese Hirsche aus. Ihre Gestalt ist im allgemeinen ziemlich plump und namentlich der Kopf ist unschön; die Beine sind verhältnißmäßig niedrig; der Schwanz ist sehr kurz; nur die alten Männchen haben im Oberkiefer kleine Eckzähne.

Einige Naturforscher nehmen an, daß die in Amerika vorkommenden Renthiere einer besonderen Art angehören, und unterstützen ihre Meinung mit triftigen Gründen; denn auch das europäische Ren kommt auf der Westhälfte vor und unterscheidet sich auffallend genug durch Größe, Farbe und Lebensweise. Der Karibu (Tarandus Caribu) ist größer, als das Ren, hat ein kleineres Geweih und dunklere Farbe, lebt einsamer, vorzugsweise in Wäldern, und wandert nicht. Dies Alles sehen andere Forscher als zur artlichen Trennung ungenügend an, und wollen deshalb nur von einem Renthiere etwas hören. Wir lassen die Sache auf sich beruhen und beschäftigen uns ausschließlich mit dem eigentlichen oder europäischen Ren (Tarandus rangifer).

Man darf unter allen Hirschen das Renthier unbedingt als den wichtigsten bezeichnen. Ganze Völker danken ihm Leben und Bestehen; ganze Völker würden ohne dieses sonderbar genug gewählte Hausthier aufhören, zu sein. Das Renthier ist den Lappen und Finnen weit nothwendiger, als uns das Rind oder das Pferd, als dem Araber das Kamel oder seine Ziegenherden; denn es muß die Dienste von fast allen übrigen Hausthieren verrichten, mit Ausnahme derer, welche dem Räubergeschlecht zugehören. Das zahme Renthier gibt Fleisch und Fell, Knochen und Sehnen her, um seinen Zwingherrn zu kleiden und zu ernähren; es liefert Milch, läßt sich als Lastthier benutzen und schleppt auf dem leichten Schlitten die Familie und ihre Geräthschaften von einem Ort zum anderen; mit einem Worte: das Renthier ermöglicht das Wanderleben der nördlichen Völkerschaften.

Ich kenne kein zweites Thier, in welchem sich die Last der Knechtschaft, der Fluch der Sklaverei so scharf ausspricht, wie in dem Renthier. Es kann kein Zweifel obwalten, daß das heute noch wildvorkommende „Ren" der Skandinavier der Stammvater jenes Hausthieres ist. Zahme, welche ohne Obhut des Menschen leben können, verwildern auch in sehr kurzer Zeit und werden schon nach ein paar Geschlechtern den wilden wieder vollständig gleich. In Gestalt und Wesen gibt es aber schwerlich zwei Geschöpfe, welche, bei so inniger Verwandtschaft, sich so außerordentlich unterscheiden, wie das zahme und das wilde Renthier. Jenes ist ein trauriger Sklave seines armen, traurigen Herrn, dieses ein stolzer Beherrscher des Hochgebirges, ein gemsenartig lebender Hirsch, mit allem Adel, welcher diesem schönen Wilde zukommt. Wer freilebendes Renwild in Rudeln und zahme Renthiere gesehen hat und beide vergleichend betrachtet, kann kaum glauben, daß das eine, wie das andere ein Kind desselben Urahnen ist.

Das wilde Ren ist ein stattliches Geschöpf von Hirschgröße, nicht aber Hirschhöhe. Seine Länge beträgt 5 bis 6 Fuß, die Schwanzlänge gegen 5 Zoll, die Höhe am Widerrist 3¼ Fuß; das Geweih steht zwar an Größe und noch mehr an Schönheit dem des Hirsches nach, ist aber immerhin ein sehr stattlicher Kopfschmuck. Der Leib des Ren unterscheidet sich von dem des Hirsches vielleicht nur durch größere Breite des Hintertheils; Hals und Kopf sind aber viel plumper und weniger schön und die Läufe bedeutend niederer, die Hufe viel häßlicher, als bei dem Edelwild; auch fehlt dem Renthier unter allen Umständen die stolze Haltung des Hirsches. Es trägt sich weit weniger schön, als dieses edle Geschöpf. Der Hals des Renthieres hat etwa Kopflänge, ist stark und

zusammengedrückt und kaum nach aufwärts gebogen; der Kopf ist vorn nur wenig verschmälert, plumpschnäuzig, längs des Nasenrückens gerade; die Ohren sind kürzer, als beim Edelhirsch, jedoch von ähnlicher Bildung; die Augen sind groß und schön, die Thränengruben klein und von Haarbüscheln überdeckt; die Nasenkuppe ist vollständig behaart; die Nasenlöcher stehen schräg gegen einander; die Oberlippe hängt über; der Mund ist tief gespalten. Das Geweih der Renkuh ist regelmäßig kleiner und weniger gezackt, als das des Renhirsches, bei beiden Geschlechtern aber dadurch besonders ausgezeichnet, daß die Stangen sehr dünn und nur im Grunde rundlich, nach oben dage-



Das Renthier (Tarandus rangifer).

gen abgeplattet sind und daß die Augensprossen, welche vorn in eine breite Schaufel enden, so dicht auf der Nasenhaut aufliegen, daß man kaum einen Finger dazwischen durchbringen kann. In der Mitte der Stange tritt außer der Eissprosse, welche sich ebenfalls schaufelt und auszackt, nur eine Sprosse und zwar nach hinten hervor; das Ende des Geweihes ist eine langgefingerte Schaufel mit verschiedenen Zacken. Aeußerst selten findet man ein regelmäßig gebautes Geweih, wie bei dem Hirsch; es kommt oft vor, daß selbst Hauptsprossen, wie z. B. die Augensprossen, gänzlich verkümmern. Die Schenkel sind dick, die Beine immer noch stark und dabei niedrig, die Hufe sehr groß, breit, flach gedrückt und tief gespalten; die Afterklauen reichen bis auf den Boden herab. Bei den

zahmen Renthieren nehmen die Schalen so an Breite zu, daß man wildes und zahmes Renwild unbedingt als Arten trennen müßte, wenn man den Bau der Hufe allein in Betracht ziehen wollte. Ueberhaupt sind die wilden Renthiere bei weitem zierlicher und anmuthiger gebaut, als die zahmen, welche gleichsam verkrüppelt und verhäßlicht erscheinen.

Die Decke oder der Pelz des Renthieres ist so dicht, wie bei keinem anderen Hirsche. Das Haar ist dick, gewunden, gewellt, zellig, spröde und brüchig, nur am Kopf und Vorderhals, sowie an den Beinen, da, wo es sich verlängert, biegsamer und haltbarer. An der Vorderseite des Halses bildet sich eine Mähne — zuweilen reicht sie auch bis zur Brust herab — und auch an den Backen verlängern sich die Haare. Im Winter werden sie überall bis dritthalb Zoll lang, und weil sie sehr dicht über einander liegen, bildet sich dann eine Decke von mindestens anderthalb Zoll Dicke, welche es sehr erklärlich macht, daß das Renthier mit Leichtigkeit eine bedeutende Kälte ertragen kann. Nach dem Vorkommen und noch mehr nach der Jahreszeit ist die allgemeine Färbung verschieden. Die wilden Renthiere ändern mit ziemlicher Regelmäßigkeit zwei Mal im Jahre ihr Haarkleid und dessen Färbung. Mit Beginn des Frühlings fällt das reiche Winterhaar aus, und ein kurzes, einfarbig graues Haar tritt an dessen Stelle; es wachsen nun mehr und mehr andere Haare dazwischen hervor, deren weiße Spitzen das graue Haar immer vollständiger verdrängen, bis endlich das ganze Thier weißgrau, fast fahl erscheint, der Färbung schmelzenden, schmuzigen Schnees täuschend ähnlich. Diese Umfärbung beginnt immer zuerst am Kopfe, zunächst in der Augengegend, und verbreitet sich dann weiter und weiter. Die Innenseite der Ohren ist immer mit weißen Haaren besetzt; dieselbe Farbe hat auch ein Haarbüschel an der Innenseite der Ferse; die Wimpern sind schwarz. Beim zahmen Renthier ist die Färbung im Sommer am Kopfe, Rücken, Bauch und an den Füßen dunkelbraun, am dunkelsten, fast schwärzlich, auf dem Rückgrat, heller an den Seiten des Leibes, über welche aber gewöhnlich zwei lichtere Längsstreifen laufen. Der Hals ist viel lichter, als der Rücken, die Unterseite weiß, die Stirn gewöhnlich schwarzbraun, ein Kreis um die Augen schwarz; die Kopfseiten sind weiß. Im Winter verschwindet die braune Farbe, und das weiße Haar tritt ebenfalls mehr hervor; doch gibt es auch viele Renthiere, welche sich im Winter nur durch verlängerte Haare auszeichnen, in der Färbung aber sich gleichbleiben. Je nach den Gegenden kommen Verschiedenheiten aller Art häufig vor.

Schon die Alten kannten das Ren. **Julius Cäsar** beschrieb es ziemlich richtig. „Im hercynischen Walde", sagt er, „gibt es einen Ochsen von der Gestalt des Hirsches, dem mitten auf der Stirn ein viel größeres Horn steht, als es die übrigen haben; die Krone desselben breitet sich handförmig in viele Zacken aus. Das Weibchen hat eben solche Hörner." **Plinius** mengt die Beschreibung des Renthiers und Elenthiers unter einander. **Aelian** erzählt, daß die wilden Scythen auf gezähmten Hirschen wie auf Pferden reiten. **Olaus Magnus** kennt (im Jahre 1530) unser Thier genauer, gibt ihm aber noch drei Hörner: „Zwei größere Hörner", sagt er, „stehen, wie bei den Hirschen, sind aber ästiger; denn sie haben manchmal 15 Aeste. Ein anderes Horn steht in der Mitte des Kopfes und dient zur Vertheidigung gegen die Wölfe." Dieser Schriftsteller weiß, daß die Nahrung des Renthieres aus Bergmos besteht, welches es unter dem Schnee hervorscharrt, weiß, daß man es in Herden hält und hütet; daß es in einem anderen Klima bald zu Grunde geht; er erzählt, daß der König von Schweden im Jahre 1533 einigen Herren aus Preußen zehn Stück geschenkt hat, welche von diesen frei gelassen wurden; er berichtet, daß die Fuhrleute mit ihren ziehenden Hirschen in den Thälern jeden Tag 50,000 Schritte machen und daß diese zu weiten Reisen benutzt werden; er gibt auch schon den Nutzen und die Verwendung des Thieres an; denn er sagt, daß das Fell zu Kleidern, Betten, Sätteln und Blasebälgen, die Sehnen zu Schnüren und als Zwirn, die Knochen und Hörner zu Bogen und Pfeilen, die Klauen als Krampfmittel benutzt werden &c. Die auf ihn folgenden Naturforscher mischen sehr viel Wahres und Falsches durch einander, bis auf **Scheffer** aus Straßburg, welcher im Jahre 1675 in seinem Werke über Lappland schon vieles Wahre bringt. Doch erst der große **Linné** ist es, welcher das Thier selbst und zwar genau beobachtet hat. Nach ihm

haben eine Menge Anderer Dieses und Jenes berichtet, und somit kann die Naturgeschichte des Renthieres als ziemlich abgeschlossen betrachtet werden. Ich selbst habe die wilden Rudel und die zahmen Herden beobachten können und bin dadurch in den Stand gesetzt worden, aus eigener Anschauung zu sprechen. Sehr Vieles habe ich auch von meinem alten Jäger Erik Swensen und von anderen glaubwürdigen Norwegern erfahren.

Der hohe Norden der alten, und, wenn man das amerikanische Renthier zu unserer Art zählt, auch die nördlichsten Gegenden der neuen Welt, sind die Heimat des Ren. Es findet sich in allen Ländern nördlich des 60. Grades; steigt aber in manchen Gegenden sogar bis zum 52. Grad nördlicher Breite herab. Wild trifft man es noch auf den Alpengebirgen Skandinaviens und Lapplands, in Finnland, im ganzen nördlichen Sibirien, in Grönland und auf den nördlichsten Gebirgen des festländischen Amerika. Auch auf Spitzbergen lebt es, und auf Island ist es, nachdem es vor ungefähr hundert Jahren dort eingeführt wurde, vollständig verwildert und hat sich bereits in namhafter Anzahl über alle Gebirge der Insel verbreitet. In Norwegen fand ich es auf dem Dovre-Fjeld noch in ziemlicher Anzahl vor: nach der Versicherung meines alten Erik sollen mindestens 4000 Stück allein auf diesem Gebirgsstock leben. Aber es kommt auch auf den Hochgebirgen des Bergener Stifts vor und reicht dort sicherlich bis zum 60. Grad nördlicher Breite herab.

Das Renthier ist ein echtes Alpenkind, wie die Gemse, und findet sich nur auf den baumlosen mit Mos und wenigen Alpenpflanzen bestandenen, breiten Rücken der nordischen Gebirge, welche die Eingeborenen so bezeichnend „Fjelds“ nennen. Niemals steigt es bis in den Waldgürtel herab, wie es überhaupt ängstlich die Waldungen meidet. In Norwegen ist ein Gürtel zwischen 2500 bis 6000 Fuß sein gewöhnlicher Aufenthalt. Die kahlen Bergebenen, namentlich Halden, zwischen deren Gestein einzelne Pflanzen wachsen, oder jene weiten Ebenen, welche dünn mit Renthierflechten übersponnen sind, müssen als Standorte dieses Wildes angesehen werden, und nur dann, wenn es von einem Höhenzuge nach dem anderen streift, trollt es über eine der sumpfigen, morastähnlichen, niederen Flächen hinweg; aber auch bei solchen Wanderungen vermeidet es noch ängstlich den Wald. Pallas gibt an, daß es im nördlichen Sibirien zuweilen in Waldungen vorkomme, und auch von Wrangel bestätigt Dies. Von beiden Schriftstellern erfahren wir, daß es in Sibirien große, regelmäßige Wanderungen ausführt. „Gegen Ende des Mai“, sagt Wrangel, „verläßt das wilde Renthier in großen Herden die Wälder, wo es den Winter über einigen Schutz gegen die grimmige Kälte sucht, und zieht nach den nördlichen Flächen, theils, weil es dort bessere Nahrung auf der Mosfläche findet, theils aber auch, um den Fliegen und Mücken zu entgehen, welche mit Eintritt des Frühlings in ungeheuren Schwärmen die ganze Luft verfinstern. Der Frühlingszug ist für die dortigen Völkerschaften nicht vortheilhaft; denn in dieser Jahreszeit sind die Thiere mager und durch die Stiche der Kerbthiere ganz mit Beulen und Wunden bedeckt; im August und September aber, wo die Renthiere wieder aus der Ebene in die Wälder zurückkehren, sind sie gesund und wohl genährt und geben eine schmackhafte, kräftige Speise. In guten Jahren besteht der Renthierzug aus mehreren Tausenden, welche, obgleich sie in Herden von zwei- bis dreihundert Stücken gehen, sich doch immer einander ziemlich nahe bleiben, so daß das Ganze eine ungeheure Masse ausmacht. Ihr Weg ist stets unabänderlich derselbe. Zum Uebergang über den Fluß wählen sie eine Stelle, wo an dem Ufer ein trockener Thalweg hinabführt und an dem gegenüberstehenden eine flache Sandbank ihnen das Hinaufkommen erleichtert. Hier drängt sich jede einzelne Herde dicht zusammen, und die ganze Oberfläche bedeckt sich mit schwimmenden Thieren.“ An dem Baranicha in Sibirien sah Wrangel zwei unabsehbare Herden wandernder Renthiere, welche mit ihren hohen Geweihen wandelnden Wäldern gleichen. Die Züge währten zwei Stunden.

In Norwegen wandern die Thiere nicht, sondern streichen höchstens von einem Gebirgsrücken auf den anderen, wie weit, ist nicht ermittelt. Jene Gebirge sind aber auch so beschaffen, daß sie ihnen alle Vortheile, welche den sibirischen die Wanderungen bieten, gewähren können. Zur Zeit

der Mücken ziehen sich die wilden Renthiere eben einfach nach den Gletschern und Schneefeldern hinauf, welche sie ohnehin so lieben, daß sie mindestens ein paar Stunden des Tages auf ihnen ruhend verweilen; im Herbst, Winter und Frühling kommen sie weiter an den Bergen herab.

Alle wilden Renthiere lieben die Geselligkeit in hohem Grade. Ihre Rudel sind viel stärker, als die von anderem Hirschwild, und erinnern in mancher Hinsicht an die ungeheuren Herden, welche die Antilopen in Südafrika bilden. Ich sah freilich nur Rudel von 4 bis 52 Stück auf dem Dovre; im Winter kommen aber, wie mich mein erfahrener Jäger versicherte, solche von drei- bis vierhundert Stück vor. Einzelne Renthiere trifft man nur höchst selten an; es sind dies blos alte Hirsche, welche von dem übrigen Rudel abgeschlagen worden sind.

Die Renthiere eignen sich ganz vortrefflich, jene nördlichen Länder zu bewohnen, welche im Sommer eigentlich nur ein Morast und im Winter nur ein einziges Schneefeld sind. Ihre breiten Hufe erlauben ihnen ebensowohl über die sumpfigen Stellen und die Schneedecke hinwegzugehen, wie an den Halden umherzuklettern. Der Gang des Renthieres ist ein ziemlich schneller Schritt oder ein rascher Trott. So flüchtig wie unser Edelhirsch wird es selbst dann nicht, wenn eines aus der Herde zusammengeschossen worden ist und alle übrigen in die höchste Angst gerathen. Dabei hört man fast bei jedem Tritt ein eigenthümliches Knistern, täuschend dem Geräusch vergleichbar, welches ein elektrischer Funke hervorbringt. Ich habe mir große Mühe gegeben, die Ursache dieses Geräusches kennen zu lernen und bin zahmen Renthieren stundenlang nachgekrochen und nachgegangen; ich habe auch einige niederwerfen lassen und alle möglichen Beugungen ihrer Fußgelenke durchgemacht, um meiner Sache sicher zu werden, bin aber noch heut so unklar, als ich es früher war. Nachdem ich das Thier so genau als möglich längere Zeit beobachtet hatte, glaubte ich annehmen zu dürfen, daß das fragliche Geräusch von einem Zusammenschlagen des Geäfters herrühre, und wirklich konnte ich durch Aneinanderreiben der Füße einen ganz ähnlichen Laut hervorbringen; allein die Renthiere, welche ich in den Thiergärten beobachtete, belehrten mich, daß meine Ansicht falsch sei: denn sie bringen auch dasselbe Knistern hervor, ohne daß sie einen Fuß von der Erde erheben; sie knistern, sobald sie sich, auf allen vier Füßen feststehend, ein wenig nach vorn oder zur Seite beugen. Daß bei solchen Beugungen das Geäfter nicht an die Hufe schlägt, glaube ich verbürgen zu können. Und so bleibt blos die Annahme übrig, daß der Laut im Innern des Gelenkes entsteht, ähnlich wie wenn wir einen Finger anziehen, bis er knackt. Mit dieser Ansicht erklärt sich auch Dr. **Weinland** einverstanden; diese Ansicht verfochten die Lappen, welche ich von Norwegern befragen ließ, und endlich auch die norwegischen Forscher. Ein Versuch, den man gemacht hat, spricht freilich dagegen. Man wickelte nämlich einem Renthier Leinwand um Hufe und Afterklauen und vernahm dann nicht das geringste Geräusch mehr; allein dieser Versuch würde immerhin noch nicht beweisen, daß, wie der betreffende Naturforscher annahm, das Knacken nur ein Zusammenschlagen des Geäfters mit den Hufen sei; denn solches Zusammenschlagen müßte man wahrnehmen können, und Dies ist nicht der Fall. Junge Renthiere knistern übrigens nicht, und bei alten endet das sonderbare Geräusch, sobald sie im tiefen und weichen Schnee waden.

Bei langsamem Gange über morastige Flächen breitet das Renthier seine Hufe soweit aus, daß eine Fährte entsteht, welche weit mehr an die einer Kuh erinnert, als an die eines Hirsches, und in gleicher Weise schreitet es auch über den Schnee, auf welchem es, sobald derselbe nur einigermaßen sich gesetzt hat, nicht mehr einsinkt.

Das Schwimmen wird dem Ren sehr leicht; es setzt ohne weiteres über ziemlich breite Ströme, und die Lappen treiben ganze Herden in den Fjords von einer Insel zur anderen. Die zahmen Renthiere entschließen sich allerdings nur nach einigem Widerstreben in das Wasser zu gehen; die wilden aber scheuen es gar nicht, und wenn sie flüchtig sind, gehen sie durch Dick und Dünn.

Alle höheren Sinne des Renthieres sind vortrefflich. Es wittert ganz ausgezeichnet, wie ich mich wirklich überzeugt habe, bis auf fünf- bis sechshundert Schritte hin; es vernimmt mindestens ebenso scharf, als der **Hirsch**, und äugt so gut, daß der Jäger alle Ursache hat, auch wenn er gegen

den Wind herankommt, sich aufs sorgfältigste zu verbergen. Dabei ist das Thier lecker; denn es sucht sich nur die besten Alpenpflanzen heraus, und sein Gefühl beweist es sehr deutlich, wenn es die Mücken plagen; ja, das zahme Renthier zuckt bei der leisesten Berührung zusammen. Alle Jäger, welche wilde Renthiere beobachteten, schreiben ihnen eine große Klugheit, ja selbst eine gewisse List zu: scheu und vorsichtig im höchsten Grade sind sie unzweifelhaft. Gegen andere Thiere beweisen die Renthiere nicht die geringste Scheu. Sie kommen vertrauensvoll an die Kühe und Pferde heran, welche in ihren Höhen weiden, und vereinigen sich da, wo es Zahme ihrer Art gibt, sehr gern mit diesen, obgleich sie sehr wohl wissen, daß sie es nicht mit ihres Gleichen zu thun haben. Hieraus geht hervor, daß ihre Scheu und Furcht vor den Menschen ein Ergebniß ihrer Erfahrung ist, und somit muß man ihnen einen ziemlich hohen Grad von Verstand zugestehen.

Das wilde Renthier äßt sich im Sommer mit den saftigen Alpenkräutern, namentlich mit den Blättern und Blüthen der Schneeranunkel, des Renthierampfers, der Saponarien, des Hahnenfußes, Schwingels ꝛc. Während des Winters gräbt es mit seinen Hufen Renthierflechten aus und frißt von den Steinen die Schnee- und Osterflechten ab. In Norwegen meidet es auch im Winter den nahrungsreichen Wald, geht aber dann öfters in den Sumpf, um sich dort von allerlei Kräutern zu äßen. Sehr gern frißt es die Knospen und jungen Schößlinge der Zwergbirken, niemals aber die anderer Birkenarten. Die Auswahl unter der Nahrung ist immer eine höchst sorgfältige, und deshalb ist das Thier auch auf sehr wenige Pflanzen beschränkt. Niemals gräbt es mit dem Geweih, wie oft behauptet worden ist, sondern immer mit seinen Vorderläufen. Am eifrigsten geht es in den Morgen- und Abendstunden der Nahrung nach; während der Mittagszeit ruht es wiederkäuend, am liebsten auf Schneefeldern und Gletschern, oder wenigstens ganz in der Nähe derselben. Ob es auch des Nachts schläft, ist nicht bekannt.

In Norwegen tritt der Hirsch Ende Septembers auf die Brunst. Sein Geweih, welches Ende Novembers oder Dezembers abgeworfen wurde, ist jetzt wieder vollständig geworden, und er weiß es zu gebrauchen. Mit lautem Schrei ruft er Mitbewerber heran, orgelt wiederholt in der ausdrucksvollsten Weise, häufige Kämpfe mit den betreffenden Mitbewerbern bestehend, angesichts der jetzt sehr verstärkten Rudel. Die wackeren Streiter verschlingen sich oft mit ihren Geweihen und bleiben manchmal stundenlang an einander gefesselt; dabei kommt es dann auch vor, wie bei den Hirschen, daß die schwächeren Renthierböcke, welche von den älteren während der Fortpflanzungszeit sehr übermüthig behandelt werden, sich die Gelegenheit zu Nutze machen und die brünstigen Thiere beschlagen. Gegen das Altthier benimmt sich der Hirsch sehr ungestüm. Er treibt das erkorene Stück oft lange umher, bevor es zur Paarung kommt. Dann wird er zärtlicher. Hat er nach längerem Lauf endlich Halt gemacht, so beleckt er die auserkorene Schöne, hebt den Kopf in die Höhe und stößt hierbei rasch und hinter einander dumpfe, grunzende Laute aus, bläht seine Lippen auf, schlägt sie wieder zusammen, beugt den hinteren Theil des Leibes nieder und geberdet sich überhaupt sehr eigenthümlich. Der Beschlag selbst geht außerordentlich rasch vor sich, währt aber immer nur kurze Zeit; dabei pfaucht der Hirsch niesend mit der Nase. Mit Dam- oder Edelwild paart sich das Ren ungezwungen nicht. Mitte Aprils ist die Satzzeit; das alte Thier geht also etwa dreißig Wochen hoch beschlagen. Niemals setzen wilde Renthiere mehr als ein Kalb. Dieses ist ein kleines schmuckes Geschöpf, welches von seiner Mutter zärtlich geliebt und lange gesäugt wird. In Norwegen nennt man das junge Renthier entweder **Bockkalb** oder **Semlekalb**, je nachdem es männlich oder weiblich ist; die erwachsenen Renthiere werden ebenfalls als Bock und Semle unterschieden. Schon gegen das Frühjahr hin trennt sich das hochbeschlagene Thier mit einem Bock von einem Rudel und schweift nur mit diesem bis zur Satzzeit und auch nach ihr noch umher. Solche Familien, welche aus dem Bock, der Semle und dem Kalb bestehen, trifft man häufig; die Schmalthiere und die jungen Böcke bilden ihrerseits stärkere Rudel, bei denen ein geltes Altthier die Leitung übernimmt. Erst wenn die Kälber groß geworden sind, vereinigen sich die Familien wieder mit den Rudeln; dann theilen sich die Altthiere in die Leitung. Die Renthiere sind so besorgt um ihre Sicherheit, daß das Leitthier, auch wenn alle übrigen

Mitglieder des Rudels wiederkäuend ruhen, immer stehend das Amt des Wächters ausübt; will es sich selbst niederlassen, so steht augenblicklich ein anderes Altthier auf und übernimmt die Wache. Niemals wird ein Rudel Renthiere an Halden weiden, wo es gegen den Wind beschlichen werden kann; es sucht sich stets Stellen aus, auf denen es die Ankunft eines Feindes schon aus großer Entfernung wahrnehmen kann, und dann trollt es eilig davon, gewöhnlich mehrere Stunden, ja selbst meilenweit. Es kehrt aber nach guten Plätzen zurück, wenn auch nicht in den nächsten Tagen. Manche Halden des Dovre Fjelds, welche reich an den saftigsten Pflanzen sind, haben als gute Jagdplätze eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Die Jagd des wilden Ren erfordert einen leidenschaftlichen Jäger oder einen echten Naturforscher, dem es auf Beschwerden und Entbehrungen nicht ankommt; für gewöhnliche Sonntagsschützen ist sie durchaus kein Vergnügen. Es gibt in jenen Höhen, wo das vorsichtige Wild sich aufhält, keine Sennhütten oder Sennhäuschen mit allerliebsten Sennerinnen oder zitherschlagenden Sennbuben, sondern nur Beschwerden und Mühsale. Eine Lustwandelung in jenen Höhen verlangt tüchtige Wasserstiefel und abgehärtete Füße für dieselben, einen breiten Rücken, welcher sich Etwas aufpacken läßt, und vor Allem eine gesunde Brust, welche stundenlang beim Auf- und Niedersteigen ohne Beschwerde ihre Dienste thut. Wie bei der Gemsenjagd, muß man sich für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen; wie der Steinbockjäger in Felsklüften oder, wenn es gut geht, in verlassenen Steinhütten, welche man vorher gegen den Luftzugang zu schließen hat, während der Nachtzeit Unterkommen suchen; denn wenn man in einer der Sennhütten, die sich auch nicht überall finden, übernachten will, muß man im günstigen Fall seine tausend bis anderthalbtausend Fuß hinab und am anderen Morgen natürlich wieder hinauf steigen. Auf der Jagd heißt es aufpassen! Alles muß beobachtet werden, der Wind und das Wetter, der Stand der Sonne u. s. w. Man muß die Lieblingsplätze des Renthiers kennen, mit seinen Sitten vertraut sein und zu schleichen verstehen, wie eine Katze. Ganz besonders nothwendig ist es auch, daß man die Fährten wohl zu deuten weiß, um zu erfahren, ob sie von heute oder gestern oder von noch früherer Zeit herrührten. Jedes abgerissene Blatt auf den Halden, jeder weggetragene Stein gibt Fingerzeige. In Norwegen ist bei der Renthierjagd allerdings nicht an Gefahr zu denken; aber Beschwerden gibt es genug. Die Halden bestehen nur aus wirr durch- und über einander geworfenen Schieferplatten, welche, wenn man über sie weggeht, in Bewegung gerathen, oder so scharfkantige Ecken und Spitzen hervorstrecken, daß jeder Schritt durch die Stiefeln hindurch fühlbar wird; die außerordentliche Glätte der Platten, über welche das Wasser herabläuft, vermehrt nur die Schwierigkeit des Weges, und das jede Viertelstunde nothwendig werdende Ueberschreiten der glatt gescheuerten Rinnsale erfordert viele und nicht eben belustigende Springübungen, wenn man es sonst vermeiden will, im kalten Gebirgswasser ein unfreiwilliges Bad zu nehmen und sich dabei Arme und Beine blutig zu schlagen. Und selbst, wenn man alle diese Unannehmlichkeiten nicht achten wollte, würde die Jagd noch immerhin ihre eigenen Schwierigkeiten haben. Die Färbung des Ren stimmt stets so genau mit dem jeweiligen Aufenthaltsort überein, daß es überaus schwer hält, ein Renthier, welches sich gelagert hat, wahrzunehmen; an eine weidende Herde aber kommt man so leicht nicht heran. Die Geröllhalden spiegeln dem Jäger tückisch beständig das Bild des gesuchten Wildes vor; er glaubt sogar alle Sprossen der Geweihe zu erkennen, und selbst das Fernrohr hilft solche Lügen treulich mit bestärken; man geht eine gute volle Stunde, eine halbe Stunde weit, kommt zur Stelle und sieht, daß man sich getäuscht und anstatt der Thiere nur Felsblöcke entdeckt hat. Oder, was noch schlimmer, man hat die Renthiere für Steine angesehen, ist guten Muthes auf sie losgegangen und sieht nun plötzlich, daß sich das Rudel in einer Entfernung von ungefähr zwei- bis dreihundert Schritten erhebt und das Weite sucht. Die größte Vorsicht wird nöthig, wenn man endlich nahe zum Rudel kommt. Jede rasche Bewegung ist jetzt aufs strengste verpönt. Die norwegischen Jäger haben eine eigene Art niederzuknien und aufzustehen: sie sinken Zoll um Zoll mit gleichmäßiger Langsamkeit förmlich in sich zusammen und verschwinden so allgemach, daß ein weidendes Renthier, selbst wenn es die sich

mehr und mehr verkleinernde Gestalt sähe, doch sicherlich in ihr keinen Menschen erkennen würde. Sobald der Jäger auf dem Boden liegt, probt er nochmals durch kleine Stücken Mos, welche er losreißt und in die Höhe wirft, den Wind, und dann beginnt er auf dem Bauche fortzukriechen, um sich soviel als möglich dem Rudel zu nähern. Mein alter Erik verstand diese Art sich zu bewegen so meisterhaft, daß ich, der ich mir einbildete, auch schleichen und kriechen zu können, wie ein beschämter Schulbube vor ihm stand oder vielmehr lag: denn mit Ausnahme der Fersengelenke bewegte sich an dem ganzen Mann kein Glied, und dennoch glitt er, wenn auch höchst langsam, immer und immer vorwärts. Wenn ein Wasser dem Jäger in den Weg kommt, kann er natürlich nicht ausweichen; aber da das Rinnsal etwas vertieft ist, kommt er auch darüber hinweg. Das Gewehr wird über den Nacken gelegt, so daß Schloß und Mündung sicher über das Wasser kommen, das Pulverhorn steckt er zwischen Hemd und Brust; ob das Uebrige naß wird, kümmert den Mann natürlich nicht — und so läuft er auf allen Vieren durch den Wildbach: — wir haben es auch gethan. Kleinere Graben werden ohne weitere Umstände durchkrochen; denn schon die Renthierflechten sind so feucht, daß der kriechende Jäger auf der ganzen Vorderseite eben so naß wird, als ob er sich im Wasser gebadet hätte. Derart nähert man sich mehr und mehr dem Rudel und ist sehr froh, wenn man näher als zweihundert Schritte an dasselbe herankommt. Die meisten norwegischen Jäger schießen nicht aus bedeutender Entfernung und können Dies, der geringen Güte ihrer Waffen halber, auch nicht thun; vermöchten sie aber aus einer Entfernung von dreihundert Schritten mit Sicherheit zu schießen, so würde gewiß jede Jagd ihnen eine Beute bieten; denn bis zu dieser Entfernung lassen die Renthiere einen geschickten Jäger regelmäßig an sich herankriechen. Sind nun Steine in der Nähe, so setzt der Kriechende seinen Weg fort, selbstverständlich so, daß er immer einen größeren Stein zwischen sich und dem Leitthier hat, also gedeckt wird. So kann es kommen, daß er bis auf 120 Schritte an das Rudel heranschleicht und dann seine alte, erprobte Büchse mit Sicherheit zu brauchen vermag. Er legt bedächtig auf einem Steine auf, zielt lange und sorgfältig und feuert dann nach dem besten Bock des Rudels hin, falls dieser sich ihm günstig gestellt hat.

Nach meiner Erfahrung ist das Rudel nach dem ersten Schuß so verblüfft, daß es noch eine geraume Zeit verwundert stehen bleibt; erst nachdem es sich von der Gefahr vollständig überzeugt hat, wird es flüchtig. Diese Beobachtungen haben auch die norwegischen Jäger gemacht, und deshalb gehen sie gern selbander oder zu Dreien und Vieren auf die Jagd, schleichen zugleich nach einem Rudel hin, zielen verabredetermaßen auf bestimmte Thiere und lassen einen zuerst feuern; dann schießen auch sie. Ich bin fest überzeugt, daß Jäger, welche mit guten, sicheren Doppelbüchsen bewaffnet sind, aus ein und demselben Rudel fünf bis sechs Renthiere wegschießen können, wenn sie sonst sich geschickt angeschlichen haben und regungslos hinter den Steinen liegen bleiben. Die geringste Bewegung freilich scheucht das Rudel augenblicklich in die wildeste Flucht.

Von dieser waidmännischen Jagdart ist die, welche die Sibirier und Amerikaner betreiben, allerdings sehr verschieden. „Die Jukahiren und die übrigen Bewohner der Gegend längs dem Aniujflusse in Sibirien," sagt von Wrangel, „hängen ganz von dem Renthier ab, welches hier, wie in Lappland, fast ausschließlich Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk, Wohnung liefert. Die Renthierjagd entscheidet, ob Hungersnoth oder Wohlleben herrschen wird, und die Zeit der Renthierzüge ist hier der wichtigste Abschnitt des Jahres. Wenn die Thiere auf ihren regelmäßigen Wanderungen zu den Flüssen kommen und sich anschicken, über dieselben hinwegzuschwimmen, stürzen die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilschnell hinter Büschen, Gesteinen &c., wo sie sich bis dahin verborgen gehalten, hervor, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während zwei oder drei der gewandtesten unter ihnen mit einem kurzen Spieße bewaffnet in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten oder doch so schwer verwunden, daß sie höchstens das Ufer erreichen, wo sie den dort wartenden Weibern, Mädchen und Kindern in die Hände fallen. Die Jagd ist übrigens mit großer Gefahr verbunden. In dem ungeheuren Gewühl der dicht unter einander schwimmenden Thiere ist der kleine, leichte Kahn ohnehin jeden Augenblick dem Umwerfen

nahe; außerdem aber wehren sich die verfolgten Thiere auf alle mögliche Art; die Männchen mit ihren Geweihen und Zähnen, die Weibchen aber mit den Vorderläufen, mit denen sie auf den Rand des Kahnes zu springen pflegen und ihn auf diese Weise leicht umwerfen. Gelingt dieses, so ist gewöhnlich der Jäger verloren, weil es ihm beinahe unmöglich wird, sich aus dem dichten Haufen herauszuarbeiten."

Ganz ähnlich jagen die Indianer Nordamerikas, namentlich die Chipewyanes, sowie die Kupfer=, Hundsrippen= und Hasenindianer das Renthier, wie King berichtet. Auch diese Leute leben fast einzig vom Renthier. Große Herden von zehn= bis hunderttausend Stück wandern im Frühjahr nordwärts zum Eismeere und im Herbst wieder südwärts. Wenn im Sommer die Flechten vertrocknen, welche den Thieren während der kalten Jahreszeit zur Nahrung gedient haben, suchen sie sich nahe der Seeküste mancherlei saftige Kräuter zur Aeßung; im September treten sie den Rückzug an und erreichen im Oktober das Ziel. Sie haben alsdann eine drei bis sechs Zoll dicke Lage von Feist unter der Haut des Rückens und der Schenkel, und deshalb bilden jetzt unsere Thiere den Hauptgegenstand der Jagd. Große Meuten von Wölfen wandern mit den Renthieren und holen sich aus ihrer Mitte ihre tagtägliche Beute. Schlimmer aber als die Indianer treiben es die Wölfe nicht. Man erlegt das beklagenswerthe Wild mit der Flinte, fängt es in Schlingen, tödtet es beim Durchschwimmen der Flüsse mit Spießen, gräbt tiefe Falllöcher oder bildet von Zweigen und Buschwerk zwei Zäune, läßt in beiden schmale Lücken, legt in jede Lücke eine Schlinge, treibt die Rudel zwischen die Zäune und fängt die Stücke, welche heraus wollen, oder sticht sie beim Herauskommen todt. Die Hundsrippenindianer gehen, wie Trenzel erzählt, paarweise auf die Jagd. Der Vorderste hält in der einen Hand ein Renthiergeweih, der Andere ein Büschel Zweige, gegen welche er das Geweih reibt, um die Stirn trägt er eine Binde von weißem Pelz; der zweite Jäger geht dicht hinter dem ersten her. Bemerken die Renthiere diese merkwürdige Erscheinung, so stehen sie still und äugen ganz verwundert. Nun feuern beide Jäger zugleich, eilen der Herde nach, laden im Laufen wieder und schießen noch ein oder mehrere Male. An anderen Orten treiben die Indianer, wenn sie erst können, die Renthiere auch ins Wasser und stechen sie dann nieder.

Die Indianer wissen das wilde Ren in ähnlicher Weise zu benutzen, wie die Lappen ihr zahmes Herdenthier. Aus den Geweihen und den Knochen verfertigen sie sich ihre Fischspere und Angeln; mit den gespaltenen Schienbeinknochen arbeiten sie von den Häuten das Fleisch, das Fett und das Haar ab; mit Renthiergehirn schmieren sie das Fell ein, um es geschmeidig zu machen. — Das durch Räuchern mit faulem Holz gegerbte Leder hängen sie dann um ihre Zeltstangen; die ungegerbten Häute geben ihnen Bogensehnen und Netze; die Sehnen des Rückens werden zu feinem Zwirn gespalten; die weichen, pelzartigen Felle der Kälber müssen ihnen, wie auch den Lappen, die Kleidung liefern, denn das Haar der alten Thiere ist zu lang und spröde. Vom Kopf bis zu den Zehen hüllen sie sich in Renthierfelle, werfen ein anderes, weichgegerbtes Fell auf den Schnee, decken sich mit dem dritten zu und sind so im Stande, der grimmigsten Kälte Trotz zu bieten. Kein Theil des Renthiers bleibt unbenutzt, nicht einmal der Speisebrei im Magen. Wenn dieser einige Zeit gelegen und eine gewisse Gährung gelitten hat, gilt er als höchst schmackhaftes Gericht. Das Blut wird gekocht und zur Suppe bereitet, die Knochen werden gestoßen und gekocht; das daraus gewonnene Mark mischt man mit Fett und getrocknetem Fleisch oder benutzt es zum Salben des Haares und des Gesichts. In ganz ähnlicher Weise wissen auch die Sibirier und ihre Stamm= und Gesinnungsgenossen, die nördlichen Europäer, die erlegten wilden Renthiere zu verwerthen.

Das wilde Renthier hat außer dem Menschen noch viel andere Feinde. Der gefährlichste von ihnen ist der Wolf. Er umlagert die Rudel stets, am schlimmsten aber doch im Winter. Wenn der Schnee so fest geworden ist, daß er die Renthiere trägt, gelingt es dem bösen Räuber bei der Wachsamkeit seiner Beute nur äußerst selten, an eine Herde heranzukommen, und im ungünstigsten Falle sind dann auch die Renthierböcke noch so kräftig, daß sie ihm mit den Vorderläufen gehörig

zusetzen können; die Sache ändert sich aber bei frischem Schneefall. Dann sinkt das Renthier tief in die flaumige Decke ein, ermüdet leicht und wird von dem irgendwo hinter einem Felsblock oder dichten Busche lauschenden Räuber viel leichter gefangen, als sonst. Auf den Hochgebirgen rotten sich starke Meuten von Wölfen gerade um die Zeit zusammen, in welcher sich die Renthiere in starke Rudel schlagen, und nun beginnt ein ewiger Kampf um das Leben. Durch Hunderte von Meilen ziehen die Wölfe den wandernden Renthierherden nach, und es kommt dahin, daß selbst die Menschen, eben der Wölfe wegen, solche Renthierzusammenrottungen verwünschen. In Norwegen mußten die Renthierzuchten, die man auf den südlichen Gebirgen anlegen wollte, der Wölfe wegen aufgegeben werden. Man hatte sich aus Finnmarken oder dem norwegischen Lappland dreißig Renthiere nebst lappländischen Hirten kommen lassen, und die Zucht gedieh auf den Hochgebirgen des Bergener Stifts ganz vortrefflich. Schon nach fünf Jahren hatten die dreißig Renthiere Hunderte von Nachkommen erzeugt, und die Besitzer der Herden begannen schon, sich Reichthum zu erträumen: da brachen die Wölfe, welche von allem Anfang an sich als die schlimmsten Feinde der neuen Herde gezeigt hatten, mit Macht herein. Es schien, als ob sich die Wölfe ganz Norwegens auf einen Punkt zusammengezogen hätten, so häufig waren sie geworden. Weil man nun die Wachsamkeit verdoppelte, blieb es nicht bei der Renthierjagd allein, sondern die Wölfe kamen nun auch in Unmassen in das Thal herab, raubten gierig in der Nähe der Gehöfte Rinder und Schafe, bedrohten Menschen und wurden schließlich so lästig, daß man die Herden theils abschlachten, theils niederschießen, theils verwildern lassen, mit einem Worte, die Zucht aufgeben mußte. Daß der Wolf auch den zahmen Renthierherden großen Schaden zufügt, habe ich schon oben gesagt. Und dieser häßliche Räuber ist noch nicht der einzige Feind. Der Vielfraß stellt den Renthieren, wie ich selbst gesehen, eifrig nach; der Luchs wird ihnen sehr gefährlich, und der Bär raubt, wenn auch nicht gerade in derselben Weise wie der Wolf, immer noch viele der bedrohten Thiere. Nächst diesen großen Räubern sind es kleine, scheinbar erbärmliche Kerbthiere, welche mit zu den schlimmsten Feinden der Renthiere gezählt werden müssen. Namentlich drei Arten dieser Klasse bestimmen deren ganzes Leben. Es sind Dies eine Stechmücke — welche Art der blutdürstigen Teufel, kann uns gleichgiltig sein — und zwei Dasselfliegen oder Bremsen. Die Mücken sind es, welche die Wanderungen der Renthiere veranlassen und bestimmen; vor ihnen flüchten sie zum Meer hinab und in die Gebirge hinauf; von ihnen werden sie Tag und Nacht oder vielmehr während des monatlangen Sommertages unablässig in der fürchterlichsten Weise gequält. Nur wer selbst von jenen kleinen Ungeheuern tage- und wochenlang stündlich gestochen und geschröpft worden ist, kann die Qual begreifen, welche die armen Geschöpfe zu leiden haben. Und sie ist noch nicht die schlimmste: die Dasselfliegen bereiten den Renthieren vielleicht noch ärgere Pein. Eine Art legt ihre Eier in die Rückenhaut, eine zweite in die Nasenlöcher des Renthieres; die Larven entwickeln sich und die der ersten Art bohren sich durch die Haut in die Zellgewebe ein, leben hier von dem Eiter, welchen sie erregen, verursachen im höchsten Grade schmerzhafte Beulen, wühlen sich weiter und weiter und bohren sich endlich, wenn sie der Reife nahe kommen, wieder da heraus. Die Larven der zweiten Art gehen durch die Nasenhöhle weiter, bohren sich tief bis in das Hirn hinein und verursachen dann die unheilbare Drehkrankheit, oder sie schlüpfen in den Gaumen und verhindern das Ren wegen des Schmerzes, welcher beim Kauen entsteht, am Aeßen, bis endlich das gequälte Thier sie durch heftiges Niesen oft klumpenweise heraus treibt, aber erst, nachdem sie sich dick und voll gemästet haben. Im Juli oder zu Anfang Augusts werden die Eier gelegt, im April oder Mai sind die Larven ausgebildet. Gleich im Anfang geben sich die Leiden des bedauernswerthen Geschöpfes durch schweres Athmen zu erkennen, und oft genug ist der Tod, namentlich bei jüngeren Thieren, das wohlthätige Ende aller Qual. Solchen von den Dasselfliegen gepeinigten Renthieren erscheinen die Nebelkrähe und die Schafstelze als wohlthätige Freunde. Sie vertreten die Stelle der Kuhvögel, Madenhacker und Kuhreiher, welche wir im zweiten Theile dieses Werkes kennen lernen werden, fliegen auf den Rücken der armen Thiere und bohren aus den Geschwüren die

bösen Maden hervor, und die Renthiere verstehen ganz genau, wie viel Gutes die Vögel ihnen anthun, denn sie lassen sie ruhig gewähren.

Jungeingefangene Renthiere werden ziemlich bald zahm; man würde sich aber einen falschen Begriff machen, wenn man die Renthiere, was die Zähmung anlangt, den in den Hausstand übergegangenen Thieren gleichstellen wollte. Nicht einmal die Nachkommen Derjenigen, welche schon seit undenklichen Zeiten in der Gefangenschaft leben, sind so zahm, wie unsere Hausthiere, sondern befinden sich immer noch in einem Zustande von Halbwildheit. Nur Lappen und deren Hunde sind im Stande, solche Herden zu leiten und zu beherrschen.

Uebrigens geben sich nicht blos die Lappen mit der Renthierzucht ab, sondern auch die Finnen und die Sibirier: Wogulen, Ostjaken, Samojeden, Tungusen, Koräken und Tschuktschen, welche, wie **Pallas** sagt, die größten Renherden halten. Nach den Erfahrungen dieses Naturforschers pflegt kein Volk die Renthiere besser, als die Koräken. Sie besitzen Herden von vierzig- bis funfzigtausend Stück und kennen unter dieser Unmasse die ihnen gehörigen genau. Gegen solche Herden verschwinden die im Westen Europas gehaltenen fast vollständig. Die norwegischen Lappen besitzen nach amtlichen Angaben, welche mir von dem Vogd oder Richter zu Tana gemacht wurden, im ganzen nur noch 79,000 Stück Renthiere, und zwar kommen auf den Kreis **Tana** und **Polemak** 31,000, auf den Kreis **Karasjok** 23,000 und auf den Kreis **Kautokeino** 25,000 Stück, ungefähr 1200 Besitzern zugehörig.

Das zahme Renthier ist die Stütze und der Stolz, die Lust und der Reichthum, die Qual und die Last des Lappen; nach seinen Begriffen steht Derjenige, welcher seine Renthiere nach Hunderten zählt, auf dem Gipfel menschlicher Glückseligkeit. Einzelne Lappen besitzen zwei- bis dreitausend Stück, die meisten aber höchstens deren fünfhundert; niemals jedoch erfährt ein Normann die eigentliche Zahl der Herde eines dieser Biedermänner: denn alle Lappen glauben, daß Wolf und Unwetter sofort einige Renthiere vernichten würden, wenn sie, die Herren, unnöthiger Weise über ihre Renthiere, zumal über deren Zahl sprechen sollten. Mit Stolz schaut der Fjeldlappe, der eigentliche Renthierzüchter, auf alle Anderen seines Volkes herab, welche das Nomadenleben aufgegeben und sich entweder als Fischer an Flüssen, Seen und Meeresarmen niedergelassen, oder gar als Diener an Skandinavier verdingt haben; er fühlt sich als einen echten, freien Mann; er kennt nichts Höheres, als sein „Meer", wie er eine größere Renthierherde zu nennen pflegt. Sein Leben dünkt ihm köstlich; er meint, daß ihm das beste Los auf Erden gefallen wäre.

Und was für ein Leben führen diese Leute! Nicht sie bestimmen es, sondern ihre Herde: — die Renthiere gehen wohin sie wollen, und die Lappen müssen ihnen folgen. Der Fjeldlappe führt ein wahres Hundeleben. Monatelang verbringt er den größten Theil des Tages im Freien, im Sommer gequält und gepeinigt von den Mücken, im Winter von der Kälte, gegen die er sich nicht wehren kann. Oft kann er sich nicht einmal Feuer schüren, weil er in den Höhen, welche gerade seine Herde abweidet, kein Holz findet; oft muß er hungern, weil er sich weiter entfernt, als er will; er muß die Freuden der Familie auf lange hin entbehren. Dürftig geschützt durch die Kleidung, ist er allen Unbilden der Witterung preisgegeben; seine Lebensweise macht ihn zu einem halben Thiere. Er wäscht sich nicht; er nährt sich von geradezu abscheulichen Stoffen, die ihm der Hunger eintreibt; er hat oft keinen anderen Gefährten, als seinen treuen Hund, und theilt mit diesem redlich und treulich die geringe Nahrung, welche ihm wird. Und Alles dies erträgt er mit Lust und Liebe, seiner Herde wegen.

Das Leben der zahmen Renthiere unterscheidet sich fast in jeder Hinsicht von dem geschilderten des wilden Ren. Jene sind, wie ich oben angab, kleiner und häßlicher gestaltet; sie werfen später ihr Geweih ab, als die wilden; sie pflanzen sich auch zu einer anderen Zeit im Jahre fort, als diese; und sie sind endlich auf einer beständigen Wanderung begriffen. Manchmal unmittelbar unter der Herrschaft des Menschen lebend, genießen sie zu gewissen Zeiten ihre Freiheit im vollsten Maße: denn ihr Zwingherr weiß sie schon wieder einzufangen. Bald wächst ihnen die Nahrung so reichlich

zu, daß sie kräftig und feist werden; bald müssen sie Hunger und Kummer erdulden, wie ihr Herr. Im Sommer leiden sie entsetzlich von den Mücken und Renthierbremsen, im Winter von dem Schnee, welcher ihnen die Weide verdeckt und oft durch seine harte Kruste ihnen die Füße verwundet.

In Norwegen und Lappland wandern die Lappen gewöhnlich längs der Flüsse nach dem Gebirge und Meere zu, getrieben durch die Mücken, und von den Gebirgen wieder zur Tiefe herab oder von dem Meere nach dem inneren Lande, wenn der Winter herannaht. In den Monaten Juli und August leben die Renthiere auf den Gebirgen und am Meeresstrand; vom September an findet die Rückwanderung statt, und um diese Zeit läßt der Lappe, wenn er bei seinen Herbststellen — kleinen Blockhäusern, in denen er die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse verwahrt, — angelangt ist, seine Renthiere ihre Freiheit genießen, falls „Friede im Lande" ist, d. h. falls keine Wölfe in der Nähe umherstreifen. In diese Zeit fällt die Brunst, und da kommt es nun oft genug vor, daß die zahmen sich mit den wilden vermischen, zur großen Freude der Herdenbesitzer, welche hierdurch eine bessere Zucht erzielen. Mit dem ersten Schneefall werden die Renthiere wieder eingefangen und gehütet, denn um diese Zeit gilt es, sie mehr als je vor den Wölfen zu bewahren. Nun kommt der Frühling heran und mit ihm eine neue Zeit der Freiheit; dann werden die Thiere nochmals zur Herde gesammelt: denn jetzt setzen die Kühe ihre Kälber und liefern die köstliche Milch, welche nicht verloren gehen darf; sie werden also wieder nach den Orten getrieben, wo es wenig Mücken gibt. So geht es fort, von einem Jahr zum anderen.

Die Renthierzucht und Renthierhut hat ihr sehr Eigenthümliches. Ohne die munteren, wachsamen Hunde würde es dem Lappen geradezu unmöglich sein, seine Herde zu weiden; jener Hilfe dankt er Alles. Aeußerst wachsam, behend, klug und durchaus verläßlich sind diese Hunde; ihre ganze Gestalt gibt Zeugniß von der Freiheit, in welcher sie leben: sie ähneln wilden Verwandten ihrer Familie. Die Lauscher stehen aufrecht und verleihen dem Kopf einen Ausdruck großer Selbständigkeit und natürlicher Schlauheit. Das Fell am Körper, mit Ausnahme des Kopfes, ist sehr dicht, pudelähnlich behaart, die Beine sind haarig, die Gestalt ist schlank: aber die Thiere sind klein und schmächtig, kaum so groß wie unsere Spitze. Dunkle Haarfärbung ist vorherrschend. Die Lappen halten sie außerordentlich hoch und mit Recht, denn sie gehorchen aufs Wort und wissen jeden Wink des Hirten zu deuten, ja, sie hüten ohne sein Zuthun tagelang auf eigene Faust. Durch sie treibt der Lappe die ganze Herde zusammen; mit ihrer Hilfe vereinigt er sein Vieh an einer in das Meer vorspringenden Felsenkante und jagt es dann in das Wasser, um es zum Schwimmen über funfzig bis hundert Schritt breite Meeresarme zu nöthigen; sie sind es, welche im Frühjahr die Schwächlinge einfangen müssen, weil diese während des Schwimmens ertrinken würden; sie sind es, welche im Herbst, wo die Weide alle Thiere gekräftigt hat, die Herde wieder über den Meeresarm hinwegjagen.

Eine Renthierherde gewährt ein ganz eigenes Schauspiel. Sie gleicht allerdings einem wandelnden Wald, wohlverstanden, wenn man annimmt, daß der Wald gerade blätterlos ist. Die Herde geht geschlossen, wie die Schafe, aber mit behenden, federnden Schritten und so rasch, wie keines unserer Hausthiere. Auf der einen Seite wandelt der Hirt mit seinen Hunden, welch letztere ihrerseits eifrig bemüht sind, die Herde zusammenzuhalten. — Ohne Aufhören umkreisen sie die Thiere, jedes, welches heraustritt, wird augenblicklich wieder zur Herde getrieben: und so bringen sie es dahin, daß der Trupp immer geschlossen bleibt. Hierdurch wird es auch dem Lappen sehr leicht, jedes beliebige Renthier mit seiner Wurfschlinge, die er geschickt zu handhaben versteht, aus dem Haufen herauszufangen.

Wenn es gute Weide in der Nähe gibt, bauen sich die Lappen zur Erleichterung des Melkens eine Hürde, in welche sie allabendlich ihre Thiere treiben. Diese Hürden bestehen aus dicht an einander gelehnten Birkenstämmen, von fünf bis sechs Fuß Höhe, welche oben durch Querhölzer zusammengehalten werden, die ihrerseits wieder auf stärkeren Pfählen und Pfeilern befestigt sind. Zwei

breite Thore, welche dann durch ein Gatter geschlossen werden, führen in das Innere. Die Hunde treiben die Herde da hinein, und das Melken beginnt. Auf die jungen Renthiere gibt man weniger Acht; sie läßt man unbekümmert außerhalb der Hürde weiden und sich ihres Lebens und der goldenen Freiheit freuen, soweit dies die Aufmerksamkeit der Hunde erlaubt, welche schon die gehörigen Schranken zu ziehen wissen. Innerhalb der Hürde ist das Getümmel groß. Die Renthiere erinnern durch ihr Hin- und Herlaufen und durch ihr ewiges Blöcken an die Schafe, obgleich das Blöcken mehr ein schweinähnliches Grunzen genannt werden muß, als ein Blöcken. Bei weitem die meisten, welche in Herden gehalten werden, sind sehr klein; man sieht unter Hunderten nur höchst wenig starke Thiere. Dabei fällt die Unregelmäßigkeit der Geweihe unangenehm auf. Wenn man sich der Hürde nähert, vernimmt man zuerst das beständige Blöcken und dann, bei der ununterbrochenen Bewegung, ein Knistern, als ob Hunderte von elektrischen Batterien in Thätigkeit gesetzt würden. In der Mitte der Hürde liegen mehrere große Baumstämme, an welche die Renthiere beim Melken angefesselt werden. Ohne Wurfschlinge läßt sich kein Renthier seiner Milch berauben; deshalb trägt jeder Lappe und jede Lappin die Wurfschlinge beständig bei sich. Sie besteht entweder aus einem langen Riemen oder einem Strick, wird leicht in Ringe zusammengelegt, an beiden Enden festgehalten und so geworfen, daß sie um den Hals oder das Geweih der Thiere zu fallen kommt; dann faßt man sie kürzer und kürzer, bis man das Renthier ganz nahe an sich heran gezogen hat, bildet eine Schifferschlinge und legt sie um das Maul des Renthieres, hierdurch es fest und sicher zäumend und zum Gehorsam nöthigend. Hierauf bindet man es an dem Klotz fest und beginnt das Melkgeschäft. Während desselben versucht das Renthier alles Mögliche, um durchzugehen, allein die Lappen verstehen dem Allen zu begegnen und ziehen besonders widerspenstigen Thieren die Schlinge so fest über der Nase zusammen, daß sie wohl ruhig bleiben müssen. Dann naht sich der Melkende dem Renthier von hinten, schlägt mehrere Mal flach auf das Euter und entleert es. Man milkt sehr ungeschickt und vergeudet viele Milch, welche namentlich die Schenkel des Renthieres bespritzt, daher wischt man auch wohl nach dem Melken Schenkel und Beine des Renthieres sauber ab. Das Melkgefäß besteht aus Holz und hat die Gestalt eines oben verlängerten Napfes mit geradeaus gehendem Stiel; Alles ist aber aus einem Stück geschnitzt. Beim Melken kommen soviel Haare in die Milch, daß man sie durchseihen muß, allein das grobe Tuch, welches man dabei verwendet, läßt noch immer genug von den kürzeren Haaren durchschlüpfen, und so sieht die Milch nicht eben einladend aus. Ich habe sie trotzdem und trotz der überaus schmuzigen Finger, zwischen denen sie hervorgegangen war, versucht: sie schmeckt angenehm süßlich und ist so fett, wie Rahm. Sofort nach dem Melken öffnet man die Hürden und zieht wieder auf die Weide hinaus, gleichviel, ob man am frühen Morgen oder am späten Abend die Thiere versammelt, denn man weidet Tag und Nacht.

Unter den zahmen Renthierkühen scheint Gemeinschaftlichkeit der Güter zu herrschen. So störrisch sich diese Thiere beim Melken bezeigen, so liebenswürdig benehmen sie sich gegen die Kälber. Sie erlauben ebensowohl fremden als ihren eigenen Kindern, sie zu besaugen.

Während der Sommermonate bereiten die Lappen kleine, sehr wohlschmeckende, wenn auch etwas scharfe Käse aus der wenigen Milch, welche ihre Herdenthiere ihnen geben. Diese Käse dienen ihnen später als eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel. Sie wissen daraus alles Mögliche zu bereiten, unter anderen auch eine Art von Suppe, welche sie als höchst schmackhaft schildern. Im September aber ist die eigentliche Schmaus- und Schlachtzeit der Lappen; denn das Renthierfleisch und namentlich das von Böcken herrührende nimmt einen schlechten Geschmack an, wenn die Hirsche gebrunstet haben. Das Renthier wird, um es zu Boden zu werfen, genickfangt; dann stößt der Schlächter sein Messer in das Herz des Opfers, sorgfältig darauf achtend, daß sich alles Blut in der Brusthöhle sammle. Während des Abhäutens wird die Stichwunde durch ein eingeschobenes Holzstückchen verschlossen. Nachdem die Haut abgezogen worden ist, nimmt man die Eingeweide heraus und schöpft das übrige Blut in den etwas geleerten und gereinigten Wanst, welchen der Lappe nunmehr eine „Renthierbrust“ nennt. Aus dem Blute wird Suppe bereitet, und erst wenn diese fertig

ist, geht es an ein Zertheilen des Schlachtviehs. Der Kopf, der Hals, der Rücken, die Seiten, die Brust werden von einander abgetrennt und dann an ein Gerüst gehängt, außer dem Bereiche der Hunde. Etwa noch ausfließendes Blut sammelt man in Gefäßen. Bei fernerem Zertheilen schneidet man die Sehnen sorgfältig heraus, weil sie später Zwirn und Rockschnüre geben sollen. Das Mark dient als besonderer Leckerbissen. Der Hausvater besorgt ebensowohl das Schlachten, wie die Zubereitung der Speise, kostet dabei von Zeit zu Zeit ganz gehörig, so daß er bereits vor dem Mahle gesättigt sein könnte; ißt hierauf noch soviel, als sein Magen aufnehmen kann, und nun erst kommen die Kinder und schließlich die Hunde daran. Zu solchen Renthierschmäusen werden auch die umwohnenden Lappen eingeladen; und während des Septembers gibt es daher eine Völlerei nach der anderen.

Mancherlei Seuchen richten oft große Verheerungen unter den Renthieren an, und außerdem trägt das rauhe Klima das Seinige dazu bei, daß sich die Herden nicht so vergrößern, als es, der Fruchtbarkeit des Ren angemessen, sein könnte. Junge und zarte Kälber erliegen der Kälte oder leiden von den heftigen Schneestürmen, so daß sie, vollkommen ermattet, der Herde nicht mehr folgen können; ältere Thiere können bei besonders tiefem Schnee nicht mehr hinlänglich Nahrung finden, und wenn der Lappe unter solchen Umständen sich auch weidlich bemüht, ihnen in den Wäldern einige Aeßung zu verschaffen, wenn er auch die mit Flechten reich behangenen Bäume niederschlägt: er kann der Herde doch nicht das hinlängliche Futter bieten! Sehr schlimm ist es, wenn zwischen dem Schneefall einmal Regen eintritt und der Schnee dadurch eine harte Kruste erhält. Eine solche verwehrt den Renthieren, durch Wegschlagen der Schneedecke zu ihrer Aeßung zu gelangen. Dann entsteht oft große Noth unter den Lappen, und Leute, welche nach dortigen Volksbegriffen als reich gelten, werden unter solchen Umständen manchmal in einem einzigen Winter arm. Sie legen sich nun auf Rehthierdiebstahl und kommen dadurch in Fehde mit anderen Renthierbesitzern, von denen sie, bei der That ertappt, ohne Umstände todtgeschlagen werden.

Der Renthierdiebstahl ist unter den Lappen sehr verbreitet. Man kann diesen rohen Gebirgskindern Schätze von Gold zur Aufbewahrung übergeben und darf sicher sein, daß auch nicht das Geringste davon verschwindet; man braucht nirgends Thür und Thor zu schließen vor den in der Nähe der Gehöfte weidenden Lappen; denn Golddiebe gibt es unter ihnen ebensowenig, als unter dem größten Theile der Norweger: aber den Renthierdiebstahl können sie nicht lassen. Der Vogd von Tana, welchem ich sehr viele werthvolle Nachrichten über das merkwürdige Volk und sein Treiben verdanke, hatte oft Gelegenheit, Lappen immer wegen Diebstahls, und zwar wiederholt zu bestrafen. Wenn er den Leuten vorstellte, wie unrecht es wäre, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen und wie thöricht sie an sich selbst handelten, indem sie sich der goldenen Freiheit beraubten, hörte er stets nur die eine Antwort: „Ja, Herr, das wissen wir wohl, daß es unrecht ist, Renthiere zu stehlen: — — aber sie schmecken gar zu gut! Wir können das Stehlen nicht lassen; es ist uns unmöglich, ein fremdes Renthier zu sehen, ohne es uns anzueignen." Dieses Sichaneignen geschieht übrigens auch zuweilen in der besten Absicht. Wenn die Lappen ihre Renthiere sammeln, kommt es ihnen zunächst gar nicht darauf an, ob sie Thiere zusammentreiben, welche zu ihrer Herde gehören, oder ob sie fremde zur Herde vereinigen. Die nächstwohnenden Renthierbesitzer kommen verabredetermaßen an einer gewissen Oertlichkeit zusammen; jeder tauscht sich dann die ihm gehörigen und von ihm gezeichneten Thiere aus und gelangt so wieder zu seinem Eigenthum.

Der gesammte Nutzen, welchen die zahmen Renthiere ihrem Besitzer bringen, würde, auf unsere Verhältnisse übertragen, gar nicht zu berechnen sein. Alles, Alles, was das Thier erzeugt, wird verwendet; nicht blos das Fleisch und die Milch, sondern auch jeder einzelne Theil des Leibes. Die noch knorpeligen Hörner werden ebensogern gegessen, wie die des Elenthieres in gleichem Zustande; aus den weichen Fellen der Renthierkälber fertigt man sich die Kleider; das Wollhaar wird gesponnen und verwebt; aus den Knochen macht man sich allerlei Werkzeuge; die Sehnen benutzt man zu Zwirn u. dgl. Außerdem muß daß Thier auch noch, namentlich während des Winters,

die ganze Familie und ihr Hab und Gut von einem Ort zum anderen schaffen. In Lappland benutzt man das Ren hauptsächlich zum Fahren und weniger zum Lasttragen, weil letzteres den Thieren, ihres schwachen Kreuzes wegen, sehr beschwerlich fällt. Die Tungusen und Koräken aber reiten auch auf den stärkeren Renhirschen, indem sie dem Thiere den Sattel gerade über die Schulterblätter legen und sich mit abstehenden Beinen auf das sonderbare Reitthier setzen, durch alle Künste sich Gleichgewicht haltend. In Lappland reitet Niemand auf Renthieren, und blos die stärksten Böcke oder „Renochsen", wie die Norweger sagen, werden zum Fahren benutzt. Man bezahlt tüchtige Zugthiere gern mit 8 bis 12 Species oder 12 bis 18 Thalern unseres Geldes, während die gewöhnlichen Renthiere höchstens 4 bis 6 Thaler kosten. Kein Ren wird vorher zum Zuge abgerichtet; man nimmt ohne viel Umstände ein beliebiges, starkes Thier aus der Herde und spannt es vor den höchst passenden, der Natur des Landes und dem Renthiere durchaus entsprechenden Schlitten. Dieser ist von dem bei uns gebräuchlichen freilich ganz verschieden und ähnelt vielmehr einem Bote. Er besteht aus sehr dünnen Birkenbrettern, welche von einem breiten Kiel an botartig gekrümmt an einander genagelt werden und so eine botartige Mulde bilden, deren Vordertheil bedeckt ist. Ein senkrecht stehendes Brett am Hintertheile dient zur Rückenlehne, ein starkes Oes am Vordertheile als Deichsel. Selbstverständlich kann blos ein einziger Mann in einem solchen Botschlitten sitzen, und nothwendigerweise muß er die Beine gerade vor sich hin ausstrecken: da nun aber der Schlitten mit Renthierfellen ausgefüttert ist, ruht man sehr bequem und warm in dieser sonderbaren Stellung. Für das Gepäck oder für zu befördernde Waare hat man Schlitten, welche oben mit Schiebedeckeln verschlossen werden können, den anderen aber sonst ganz ähnlich sind. Gewöhnlich fährt ein Lappe mit dem Leitrenthier dem Reisenden voraus, um den Weg zu prüfen, denn selbstverständlich geht es in gerader Richtung über die weiße Decke hinweg, ohne genau zu wissen, welchen Grund sie verhüllt. Auf Felsen und Seen werden Birkenreiser längs beider Seiten der Bahn gesteckt, um Alle aufzufordern, denselben Weg zu benutzen und ihn glatt und fest zu fahren. Drei bis vier Schlitten hinterdrein enthalten Gepäck und Lebensmittel für den Reisenden, unter Umständen auch Renthierflechten für die Thiere: und so besteht der volle Reisezug gewöhnlich aus sechs Schlitten.

Das Geschirr ist sehr einfach. Es ist eigentlich nur ein breites Stück Fell, welches zusammengenäht ist, damit es auf allen Seiten weich wird. Dieses rundliche Band endigt in zwei dicke Knöpfe, welche beim Anschirren durch eine Schlinge, das Ende des Zugseiles, gesteckt wird. Letzteres läuft zwischen den Vorderbeinen hindurch und sollte auch längs des Bauches fortlaufen, wird aber von dem Renthier gewöhnlich übersprungen und kommt dann hinten bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Thieres zu liegen. Am Schlitten wird eine Schleife durch das Oes am Vorderende gesteckt und an ihr das Zugseil befestigt. Der Zügel ist sehr einfach; er endigt in eine Schlinge, welche dem Renthiere um das Maul gelegt und durch ein zweites Band, das hinter dem Geweih verläuft, befestigt wird. Man lenkt ein Zugthier, indem man den Zügel mit einiger Kraft bald auf die linke, bald auf die rechte Seite seines Rückens wirft. Ein gutes Renthier legt mit dem Schlitten in einer Stunde eine norwegische Meile oder 18,000 Ellen zurück; es zieht bis 9 Wog oder 288 Pfund, wird aber gewöhnlich nur mit 4 bis 5 Wog belastet. Im Sommer verwendet man es in Norwegen nicht zum Zuge.

Zu diesen eigenen Erfahrungen will ich noch die Bemerkungen anderer Reisenden hinzufügen, um das Bild zu vervollständigen. Die Koräken spannen anstatt eines Ren deren zwei an und fahren zuweilen in einem Zuge 10 bis 12 Meilen weit: dann ermüden ihre Zugthiere aber derart, daß sie oft genug liegen bleiben würden, wenn man nicht die Vorsicht gebrauchte, sie noch vor dem Ende schnell abzuschlachten. Sind die Thiere sehr ermüdet, so werfen sie sich auf den Boden nieder und bleiben eine Zeitlang erschöpft und regungslos auf der Erde liegen; dann pflegen die Samojeden unterhalb des Schwanzes eine Ader zu öffnen. — Wenn man starke, gut ausgefütterte Renthiere schont, d. h. sie nur morgens und abends einige Stunden ziehen, mittags und nachts aber

weiden läßt, kann man erstaunlich große Strecken mit ihnen durchreisen, ohne sie zu Grunde zu richten oder auch nur zu ermüden.

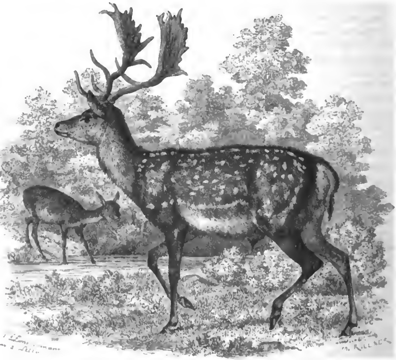
Alle Versuche, welche man bisher gemacht hat, das Ren auch nach südlicheren Gegenden zu verpflanzen, sind immer gescheitert; dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß auf den Hochgebirgen Renthiere gedeihen würden. In unseren Thiergärten freilich befinden sich die nordischen Fremdlinge sehr unwohl. Man sucht ihnen wohl die kühlsten Orte anzuweisen, kann ihnen aber eine ihrer nothwendigsten Lebensbedingungen, einen großen Raum, natürlich nicht gewähren. Im Herbst von Lappland eingeschiffte und rasch nach Deutschland gebrachte Renthiere würden sich im Winter jedenfalls sehr wohl befinden und auf den Gebirgen bald heimisch machen. Schon in den Thiergärten halten die Renthiere jahrelang aus und pflanzen sich auch fort, um wie viel besser würden sie z. B. auf den Alpen oder auf unserem Riesengebirge gedeihen. Der eine Versuch zur Einbürgerung, welchen man in Deutschland bisjetzt gemacht hat, ist nicht maßgebend. Sechs von den im Jahre 1804 für den kaiserlichen Thiergarten zu Schönbrunn angekauften Renthieren gingen schon auf der weiten und langweiligen Reise zu Grunde, und nur zwei langten im Dezember ganz entkräftet dort an. Sie hatten sich aber sehr bald wieder erholt, vielleicht, weil man ihnen nur die Renthierflechte und einige Arten Baumflechten zur Nahrung reichte. „Als jedoch die Wärme," sagt Fitzinger, dem ich diese Nachrichten entlehne, „gegen Ende April des Jahres 1805 zugenommen hatte, gewahrte man, daß sie allmählich ihre frühere Munterkeit verloren und auch bedeutend schwächer wurden. Um sie am Leben zu erhalten, beschloß man, den Versuch zu machen, sie in die steiermärkischen Alpen zu senden, damit sie sich dort während des Sommers erholen könnten. Zu dieser Reise waren sie noch stark genug, und jedes einzelne erforderte, obgleich beide Thiere sehr zahm waren, zwei starke Männer, welche alle Mühe hatten, die widerspenstigen Thiere zu bändigen und aus ihrem bereits gewohnt gewordenen Aufenthaltsorte zu entfernen. Ihre Anhänglichkeit an die Leute, welche sie pflegten, war so groß, daß sie sich sträubten, sie zu verlassen, und solange sie dieselben erblickten, immer wieder zu ihnen zurückkehrten und bei ihnen Schutz suchten, so daß die Wärter endlich gezwungen waren, sich zu verstecken, damit die Thiere sich der Gewalt fügten und willig fortführen ließen. An ihrem Bestimmungsort der Alpen, zu Neuberg angelangt, schienen sie zwar anfangs wieder gesund und wieder munterer zu werden, doch hielt dieser Zustand der Besserung nicht lange an; denn das kleine und schwache Weibchen starb bereits zu Ende des Augusts. Das stärkere Männchen hatte sich den Winter über wieder erholt, begann aber im Sommer des folgenden Jahres abermals zu kränkeln. Man wollte deshalb versuchen, es in die höheren Alpen, in die Gegend von Mariazell zu bringen; dieser Versuch kam aber nicht zur Ausführung, da das Thier schon im September desselben Jahres dem Tode erlag."

An das Ren reiht sich naturgemäß der Damhirsch (Dama Platyceros) an. Die Kennzeichen seiner Sippe liegen in den unten runden, zweisprossigen Geweihstangen, welche sich oben zu einer verlängerten Schaufel mit Randsprossen erweitern.

Viele Naturforscher nahmen an, daß das Damwild ursprünglich blos dem Süden und namentlich den Mittelmeerländern angehörte, nach und nach aber mehr nach Norden hin verbreitet wurde. Dieser Ansicht steht entgegen, daß man, wie Wagner angibt, in den altdeutschen Gräbern zwischen Schlieben und Wittenberg, viele Reste des Damwildes gefunden hat. Jedenfalls also müßte die Einführung in unserer Gegend in frühester, vorgeschichtlicher Zeit geschehen sein. Ekkhard, ein Mönch zu St. Gallen, führt in einem um das Jahr 1000 geschriebenen Werke den Damhirsch als jagdbares Wild auf; andere Schriftsteller des Mittelalters gedenken schon weißer Damhirsche als Jagdthiere, „welche in Thüringen und Hessen nicht selten sind." Allerdings liebt das Damwild mehr gemäßigte, als kalte Gegenden, und ist aus diesem Grunde in den Mittelmeerländern am häufigsten. Schon die alten Schriftsteller erwähnen es als einen ständigen Bewohner

ihrer Heimat, Aristoteles unter dem Namen Prox, Plinius unter dem Namen Platyceros. Gegenwärtig ist dieses nette Wild in unseren Thiergärten vielleicht noch häufiger, als in Spanien, Frankreich und Italien; am gemeinsten aber dürfte es in England sein, wo es in den Parks der großen Herren in Masse gezogen wird. Hügeliges Land, in welchem sanfte Thäler mit niederen Anhöhen abwechseln, Haine, Feldhölzchen und Laubwaldungen, wo der Boden mit kurzem Gras bewachsen ist, sagen dem Damwild besonders zu; es ist für die Parks wie geschaffen, und man kann sich auch nicht leicht eine höhere Zierde solcher großen Anlagen denken, als eben den Damhirsch, welcher, wie Manche sagen, seinen Namen davon tragen soll, daß er das Wildpret der Damen ist.

Der Damhirsch steht seinem edlen Verwandten an Größe bedeutend nach. Seine Länge beträgt



Der Damhirsch (Dama Platyceros).

von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel oder zum Wedel 4 Fuß 10 Zoll, die Höhe fast 3 Fuß. Hauptbirsche sind 5 Fuß und darüber lang und gegen 3 Fuß hoch, hinten noch 2 bis 3 Zoll mehr. Von dem Edelwild unterscheidet sich das Damwild durch die kürzeren und minder starken Läufe, den verhältnißmäßig stärkeren Körper, den kürzeren Hals, das kürzere Gehör und durch den längeren Wedel, sowie auch durch die Färbung. Keine unserer heimischen Wildarten zeigt soviele Abänderungen in der Färbung, wie der Damhirsch, ebensowohl nach der Jahreszeit, als nach dem Alter. Im Sommer sind die Oberseite, die Schenkel und die Schwanzspitze braunröthlich, die Unterseite und Innenseite der Beine dagegen weiß; schwärzliche Ringe umranden Mund und Augen; die Rückenhaare sind weißlich am Grunde, in der Mitte rothbraun und schwarz an der Spitze. Im Winter

wird die Oberseite an Kopf, Hals und Ohren braungrau, auf dem Rücken und an den Seiten schwärzlich, die Unterseite aschgrau, manchmal ins Röthliche ziehend. Eben nicht selten sind ganz weiße, welche ihre Farbe zu keiner Jahreszeit wechseln und sich im Winter nur durch das längere Haar auszeichnen. Manche Hirsche tragen in der Jugend auch ein gelbliches Kleid; sehr selten kommen aber ganz schwarz gefärbte vor.

Hinsichtlich seiner Bewegung und Lebensweise ähnelt das Damwild dem Edelhirsch außerordentlich. Die Sinne beider Thiere stehen auf gleicher Stufe, und an Schnelligkeit, Sprungkraft und Gewandtheit gibt das Damwild dem Edelhirsch kaum Etwas nach. In der Bewegung aber unterscheiden sich beide; denn das Damwild hebt im Trollen die Läufe höher und springt in nicht ganz voller Flucht nach Art der Ziegen satzweise mit allen vier Läufen zugleich, den Wedel trägt es dabei erhoben, während es ihn, wenn es krank ist, nach unterwärts krümmt. Sein Gang hat etwas sehr Anmuthiges; es trollt mit großer Leichtigkeit und springt über eine sechs Fuß hohe Wand. Unter Umständen schwimmt es auch gut. Immer thut es sich auf seine vier Läufe nieder, niemals auf die Seite. Beim Niederknien fällt es zuerst auf die Vorderläufe, beim Aufstehen hebt es sich zuerst mit den Hinterläufen. Die Aeßung beider Hirscharten ist ganz dieselbe; doch schält das Damwild mehr, als das Rothwild, und gerade hierdurch wird es schädlich. Sehr auffallend ist es, daß unser Wild sich zuweilen mit giftigen Pflanzen äßt, deren Genuß ihm den Tod bringt. So gingen in einem Thiergarten in Preußen einmal ganze Trupps von Damwild ein, wie sich herausstellte, nur in Folge der Aeßung von giftigen Schwämmen.

An seinem Stand hält das Damwild sehr fest. Es bildet größere oder kleinere Trupps, welche sich vor der Brunstzeit verstärken, dann aber wieder vertheilen; denn im Sommer leben die starken Hirsche einzeln, die Schaufler aber mit den Schmalthieren und Kälbern vereinigt. Um die Mitte des Oktobers suchen die Damhirsche ihre Rudel auf und treiben die Spießer und geringen Hirsche vom Rudel ab, sie hierdurch zwingend, wenig zählende Trupps unter sich zu bilden; sobald aber die stärkeren Hirsche gebrunstet haben, erscheinen die schwächeren augenblicklich wieder beim Rudel. Die Damhirsche sind um die Brunstzeit sehr erregt. Sie rufen des Nachts laut, und Gleichstarke kämpfen heftig mit einander um die Thiere. In Thiergärten duldet man blos drei- oder vierjährige Schaufler, weil die älteren so kampflustig sind, daß dadurch die Fruchtbarkeit wesentlich beeinträchtigt wird. Ein Hirsch genügt ungefähr acht Thieren; aber auch schon Spießer sind im Stande, fruchtbar zu beschlagen. Nach ungefähr vierzehn Tagen ist die Brunst vorüber.

Das Schmalthier geht acht Monate hochbeschlagen, dann setzt es, gewöhnlich im Juni, ein Kalb, seltener deren zwei. Das Kalb ist in den ersten Tagen seines Lebens sehr unbehilflich und muß deshalb von den Alten sorgfältig beschützt und gehütet werden. Kleinere Raubthiere, welche ein Gelüst nach dem bunten Kälbchen zeigen, treibt die Mutter durch Schlagen mit den Vorderläufen ab; vor größeren Raubthieren geht sie langsam dahin, um sie von dem Platze abzulocken, wo ihr Kind verborgen ruht, entflieht dann eiligst und geht unter unzähligen Haken und Widergängen nach dem alten Platze zurück. Wenn das Damhirschkalb sechs Monate ist, zeigen sich bei dem männlichen Erhebungen auf dem Rosenstock, aus welchen zu Ende des nächsten Februars Hörner hervortreten, die sich bis zum Fegen im August zu fünf Zoll langen Spießen ausgebildet haben. Nun heißt das Kalb ein S p i e ß e r; im zweiten Jahr wird ein G a b l e r daraus; im dritten Jahr aber treten kurze Augensprossen und auch wohl bei recht guter Aeßung an jeder Stange ein oder zwei kurz abgestumpfte Enden hervor, welche im folgenden Jahr sich noch mehr zu vermehren pflegen. Erst im fünften Jahre beginnt die Bildung der Schaufeln, welche mit der Zeit ebensowohl an Größe zunehmen, als auch mehr und mehr Randsprossen erhalten. Geweihe recht alter Damhirsche sind oft sehr schön und 14 bis 18 Pfund schwer. Solche alte Hirsche heißen S c h a u f l e r, g u t e und H a u p t s c h a u f l e r, je nach der Größe ihres Geweihes, jüngere nennt man H i r s c h e v o m z w e i t e n und d r i t t e n K o p f. Aus dem Kalb weiblichen Geschlechts wird, wenn es ein Jahr alt ist, ein S c h m a l t h i e r, und wenn es zum ersten Male gebrunstet hat, ein A l t t h i e r. Die

alten Hirsche werfen im Mai ab, die Spießer erst im Juni; gewöhnlich nicht beide Stangen zu gleicher Zeit, wohl aber im Verlauf von zwei bis drei Tagen. Schon nach weiteren acht Tagen erheben sich die Kolben wieder; aber die Haut auf ihnen, ein gelber, spärlich mit Haaren bedeckter Bast, ist so empfindlich, daß sich der Hirsch ängstlich verbirgt. Bis zum August sind die Stangen ausgebildet.

Der Tritt des Damwildes ist vorn mehr zugespitzt und verhältnißmäßig länger, als der des Rothwildes; er ähnelt am meisten der Fährte einer Ziege, ist aber selbstverständlich um vieles stärker.

Man jagt das Damwild entweder in großen Treiben oder auf Pirschgängen; auch ist, weil es sehr genau Wechsel hält, der Anstand lohnend. Beim Pirschgang muß man vorsichtiger, als bei der Jagd einer anderen Wildart sein, weil das Damwild äußerst aufmerksam ist. Am leichtesten ist ihm anzukommen, wenn man in Gesellschaft eines Gefährten seinen Weg trällernd oder pfeifend dahin wandelt, sich aber dabei auf einer oder der anderen Seite unmerklich heranzieht. In gehöriger Büchsenschußweite bleibt dann der Schütze, welcher sich durch einen Baumstrauch oder auf andere Weise gedeckt hat, stehen, während der Begleiter immer trällernd oder pfeifend seinen Weg fortsetzt, bis der Erste geschossen hat.

„Mir ist es manchmal gelungen," sagt Dietrich aus dem Winckell, „einige starke Damwildstücke, welche auf einem großen, freien Platz standen, auf folgende Art zu täuschen. An einem Ort, wo das Wild mich nicht gewahr werden konnte, zog ich Rock und Weste aus und ließ das Untertheil des Hemdes so über die Beinkleider herabhängen, daß es einer Fuhrmannskutte glich. Die Büchse in der Hand ging ich meinen Weg fort. Das Wild faßte mich sogleich ins Auge und bewies durch mancherlei Bewegungen, daß es nicht ganz ruhig sei. Ich machte einen neuen Versuch, mich ihm, während ich fortsang, tanzend und springend zu nähern; auch das Wild machte allerhand muntere Bewegungen, ohne aber flüchtig zu werden, bis mein Schuß aus Spaß Ernst machte und nach demselben ein Stück zusammenbrach."

An ein einzeln äßendes Stück kann man sich ziemlich leicht heranschleichen, falls man den Wind gut wahrnimmt. Vor Pferden und Fuhrwerken hält es eben fast immer aus; wenn es aber einmal scheu geworden ist, flüchtet es bei der geringsten Gefahr auf große Entfernungen.

Die Haut des Damwildes wird, ihrer Dehnbarkeit und Weiche halber, mehr geschätzt, als die des Edelwildes. Das Wildpret ist sehr lecker, am besten vom Juli bis zur Mitte des Septembers, wo der Hirsch viel Feist auflegt. Gelttthiere sind sehr gut, und das Wildpret der Spießer, Schmalthiere und Kälber ist höchst schmackhaft. Nur wenn die Brunstzeit herannaht, nimmt das Wildpret des Hirsches einen Bockgeruch an; deshalb darf auch in dieser Zeit kein Damwild erlegt werden.

Für Thiergärten eignet sich ein Stand dieses Wildes vortrefflich. Auf funfzig Morgen Land kann man sechzig Stück halten und davon jährlich acht Stück abschießen. Tücke und Bosheit sind dem Damwild fremd. Es ist immer munter und zum Scherzen aufgelegt und nur bei stürmischer Witterung unstät und unruhig. Dieselben Eigenschaften behält es in der engeren Gefangenschaft, an welche es sich leicht gewöhnt. Jung eingefangene, mit Kuh- oder Ziegenmilch aufgezogene Kälber werden ungemein zahm und können dahin gebracht werden, daß sie ihren Herrn wie ein Hund auf dem Fuße nachlaufen. Für Musik scheint das Damwild eine ganz besondere Liebhaberei an den Tag zu legen, selbst das freilebende kommt, wenn es die Töne des Hornes vernimmt, näher und näher, um zuzuhören. Männliche Damhirsche werden in der Gefangenschaft, wenn die Brunstzeit herannaht, manchmal böse; sie sind aber zu schwach, als daß sie dem Menschen erheblichen Schaden zufügen könnten.

Bei den eigentlichen Hirschen (Cervus) tragen blos die männlichen Glieder Geweihe, deren Aeste rund sind. Von den mehr oder weniger zahlreichen Sprossen sind mindestens drei nach vorwärts gerichtet; Augen- und Mittelsprossen sind immer vorhanden, weniger häufig die Eissprossen. An der Außenseite des Mittelfußes befinden sich Haarbüschel. Die Thränengruben sind deutlich. Bei alten Männchen (seltener auch bei sehr alten Weibchen) treten die Eckzähne im Oberkiefer über die anderen weit hervor.

Eine der stattlichsten und edelsten Gestalten dieser Gruppe, für uns die wichtigste aller Arten, ist der Edelhirsch (Cervus Elaphus). Ohngeachtet seiner großen Schlankheit ist er doch kräftig und



Der Edelhirsch (Cervus Elaphus).

schön gebaut, und dabei ist seine Haltung eine so edle und stolze, daß er seinen Namen mit vollstem Rechte führt. Seine Leibeslänge beträgt etwas über 7 Fuß, die des Schwanzes fast einen halben Fuß, die Höhe am Widerrist 4½ Fuß und die am Kreuz ein Paar Zoll weniger. Das Thier ist bedeutend kleiner und gewöhnlich auch anders gefärbt. Hinsichtlich der Größe bleibt unser Edelhirsch nur hinter dem Wapiti und dem persischen Hirsche zurück; die übrigen bekannten Arten übertrifft er. Er hat einen gestreckten, in den Weichen eingezogenen Leib mit breiter Brust und stark hervortretenden Schultern, einen geraden und flachen Rücken, welcher am Widerrist etwas erhaben und am Kreuz vor-

stehend gerundet ist, einen langen, schlanken, seitlich zusammengedrückten Hals, und einen langen, am Hinterhaupt hohen und breiten, nach vorn zu stark verschmälerten Kopf; die Stirne ist flach, zwischen den Augen ausgehöhlt, der Nasenrücken gerade; die Lippen sind nicht überhangend, die Augen mittelgroß und lebhaft, ihre Sterne länglichrund. Die Thränengruben stehen schräg abwärts gegen den Mundwinkel zu, sind ziemlich groß und bilden eine schmale, längliche Einbuchtung, an deren inneren Wänden eine fettige, breiartige Masse abgesondert wird, welche das Thier später durch Reiben an den Bäumen auspreßt. Das Geweih des Hirsches sitzt auf einem kurzen Rosenstocke auf und ist einfach verästelt, vielsprossig und aufrechtstehend. Von der Wurzel an beugt sich die Stange in einem ziemlich starken Bogen der Stirn gleichgerichtet nach rückwärts und auswärts; oben krümmt sie sich wieder in sanften Bogen nach einwärts und kehrt dann ihre Spitzen etwas gegen einander. Unmittelbar über der Nase entspringt auf der Vorderseite der Stange die Augensprosse, welche sich nach vor- und aufwärts richtet; dicht über derselben tritt die kaum minder lange und dicke Eissprosse hervor; in der Mitte der Stange wächst die Mittelsprosse heraus und am äußeren Ende bildet sich die Krone, welche ihre Zacken ebenfalls nach vorn ausdehnt, aber je nach dem Alter oder der Eigenthümlichkeit des Hirsches manchfaltigem Wechsel unterworfen ist. Die Stange ist überall rund und mit zahlreichen theils geraden, theils geschlängelten Längsfurchen durchzogen, zwischen denen sich in der Nähe der Wurzel längliche oder rundliche, unregelmäßige Knoten oder Perlen bilden. Die Spitzen der Enden sind glatt. Mittelhohe, schlanke, aber doch kräftige Beine tragen den Rumpf und gerade, spitze, schmale und schlanke Hufe umschließen die Zehen; die Afterklauen sind länglichrund, an der Spitze flach abgestutzt und gerade herabhängend; sie berühren aber den Boden nicht. Der Schwanz ist kegelförmig gebildet und nach der Spitze zu verschmälert. Ein feines Woll- und ein grobes Grannenhaar deckt den Leib und liegt ziemlich glatt und dicht an. Im Sommer wird es dünner und kürzer, im Winter stärker und länger; am Vorderhals verlängert es sich oft bedeutend. Die Oberlippe trägt drei Reihen dünner, langer Borsten; ähnliche Haargebilde stehen auch über den Augen. Nach Jahreszeit, Geschlecht und Alter ändert die Färbung des Rothwilds. Im Winter sind die Grannen mehr graubraun, im Sommer mehr röthlichbraun; das Wollhaar ist aschgrau mit bräunlicher Spitze. Am Maul fällt das Haar ins Schwärzliche, um den After herum ins Gelbliche. Nur die Kälber zeigen in den ersten Monaten weiße Flecken auf der rothbraunen Grundfarbe. Mancherlei Farbenänderungen kommen vor, indem die Grundfarben manchmal ins Schwarzbraune, manchmal ins Fahlgelbe übergehen. Hirsche, welche weiß auf farbigem Grunde gefleckt, oder vollkommen weiß sind, gelten als eine sehr seltene Erscheinung.

Da der Edelhirsch des Jägers liebstes Wild ist, wird es Niemand wunder nehmen, daß die Waidmannssprache nicht nur für ihn, sondern auch für alle seine Leibestheile und für jede seiner Bewegungen, ja für alle Verhältnisse zwischen ihm und dem Menschen eigene Worte erfunden hat. In früheren Zeiten wurde deren Nichtkenntniß oder Mißachtung mit einer sehr eigenthümlichen Strafe belegt, und heute noch zieht solche Nichtachtung jedem Unkundigen ein Lächeln des echten Jägers zu. Der männliche Hirsch heißt Hirsch, Edelhirsch oder Rothhirsch, der weibliche Thier, Roththier und Stück Wild, das Junge Kalb; mit Rücksicht des Geschlechtes aber Hirsch- oder Wildkalb. Das Hirschkalb wird, nachdem es das erste Jahr vollendet hat, Spießer genannt, mit dem zweiten Jahr erhält es den Titel Gabelhirsch oder Gabler, im dritten Jahr Sechsender u. s. f., je nach der Zahl der Enden oder Sprossen des Geweihes. Wenn dieses ganz regelmäßig gebildet erscheint, ist der Hirsch ein gerader Ender, wenn eine Stange nicht genau wie die andere ist, ein ungerader. Erst wenn der Hirsch 12 Enden hat und 300 Pfund wiegt, wird er ein jagdbarer oder guter Hirsch genannt; mit zehn Enden ist er noch ein schlecht jagdbarer. Ein sehr alter und starker, guter Hirsch heißt Kapitalhirsch; er trägt ein gutes, braves, prächtiges Gewicht oder Geweih. Ein starker und großer Hirsch sieht gut aus, ein magerer, schlecht aus am Leibe: — schöne, dicke, große oder kleine, magere, schmächtige Hirsche gibt es nicht für den Jäger. Einen irgendwie unvollkommenen Hirsch nennt man einen Kümmerer.

Der Hirsch hat auch kein Fleisch, sondern Wildpret, kein Blut, sondern Schweiß, kein Fett, sondern Feist; seine Beine heißen Läufe, die Schultern Blätter, die Schenkel Keulen, der Unterrücken Ziemer, die Dünnungen Flanken, die Luftröhre Drossel, der Kehlkopf Drosselknopf, der Schwanz Blume, die Augen Lichter, die Ohren Gehör, die Hörner Geweih, das Fell Haut, die Gedärme Gescheide, die inneren Theile Lunge, Geräusch oder Gelünge, der After Weideloch, die Hufe Schalen, die Afterklauen Oberrücken oder Geäfter, das Euter Gesäuge. Eine Gesellschaft Edelwild heißt ein Trupp oder ein Rudel, und auch hierbei unterscheidet man einen Trupp Hirsche von einem Trupp Wild.

Das Edelwild steht in einem Reviere, steckt in einem Theile desselben, wechselt auf einem bestimmten Weg hin und her, zieht auf die Aeßung oder zu Holz, tritt aus dem Holz auf die Felder oder Gehaue; es geht vertraut, wenn es im Schritt läuft, trollt oder trabt, ist flüchtig, wenn es rennt, es fällt über Jagdzeuge oder ins Garn, es thut sich nieder, wenn es ruht, es löset sich, wenn es ein natürliches Bedürfniß befriedigt. Der Hirsch orgelt oder schreit, das Thier mahnt (beide klagen, wenn sie bei Verwundungen aufschreien), es verendet, wenn der Tod in Folge von Verwundung entsteht, oder fällt und geht ein, wenn es einer Krankheit unterliegt; es brunstet oder brunftet; das Thier geht hochbeschlagen und setzt ein Kalb. Bei guter Aeßung wird das Hochwild feist, bei magerer schlecht; der Hirsch setzt sein Geweih auf und vereckt es oder bildet es vollkommen aus; den Bast, welcher an ihm sitzt, fegt er ab; die abfallenden Stücke sind das Gefege. Das Urtheil eines Waidmanns über den Hirsch heißt der Anspruch ꝛc.

Noch gegenwärtig bewohnt das Edelwild fast ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und einen großen Theil Asiens. In Europa reicht seine Nordgrenze etwa bis zum 65., in Asien bis zum 55. Grad nördlicher Breite; nach Süden hin bilden der Kaukasus und die Gebirge der Mandschurei die Grenzen. In allen bevölkerten Ländern hat es sehr abgenommen oder ist gänzlich ausgerottet worden, so in der Schweiz und einem großen Theile von Deutschland, wo es sich blos noch in den mittelhohen und waldreichen Gebirgen vorfindet. Am häufigsten ist es noch in Polen, Galizien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Kärnthen, Steiermark und Tyrol; viel häufiger aber, als an allen diesen Orten, findet es sich in Asien, namentlich im Kaukasus. Es liebt mehr gebirgige, als ebene Gegenden und vor allem große, zusammenhängende Waldstrecken, am liebsten Laubhölzer. Hier schlägt es sich zu größeren oder kleineren Trupps zusammen, welche nach dem Alter und Geschlecht gesondert sind: die alten Thiere, die Kälber, Spießer, Gabler und Schmalthiere bleiben gewöhnlich vereinigt; die älteren Hirsche bilden kleine Trupps für sich, und die starken oder Kapitalhirsche leben einzeln, bis zur Brunstzeit, wo sie sich mit den übrigen Trupps vereinigen. Im Winter ziehen sich die Trupps von den Bergen zur Tiefe zurück, im Sommer steigen sie bis zu den höchsten Spitzen der Mittelgebirge empor; im allgemeinen aber hält das Edelwild an seinem Stand treulich fest, so lang es ungestört leben kann, und nur in der Brunstzeit oder beim Aufsetzen der neuen Geweihe und endlich bei Mangel an Aeßung verändert es seinen alten Wohnort. Der Schnee treibt es im Winter aus den höheren Gebirgen in die Vorberge herab und das weiche Geweih nöthigt es in sehr niederem Gebüsch oder im Holze, wo es an den Zweigen nicht anstreicht, sich aufzuhalten. Wird der Wald sehr unruhig, so zieht es sich zuweilen in die Getreidefelder zurück.

Den Tag über liegt das Rothwild in seinem Bett verborgen; gegen Abend zieht es auf Aeßung aus, im Sommer früher, als im Winter. Nur in Gegenden, wo es sich völlig sicher weiß, äßt es sich zuweilen auch bei Tage. Beim Ausgehen nach Aeßung pflegt es in raschem Trabe sich zu bewegen oder zu trollen; der Rückzug am Morgen dagegen erfolgt langsam; deshalb nennen ihn die Jäger: den Kirchgang. Auch wenn die Sonne bereits aufgegangen ist, verweilt es noch in den Vorhölzern; denn der Morgenthau, welcher auf den Blättern liegt, ist ihm unangenehm; ihn will es erst abtrocknen lassen.

Alle Bewegungen des Edelwilds sind leicht, zierlich und anstandsvoll; namentlich der Hirsch zeichnet sich durch seine edle Haltung aus. Der gewöhnliche Gang fördert hinlänglich; im Trollen bewegt sich das Wild sehr schnell und im Lauf mit fast unglaublicher Geschwindigkeit. Beim Trollen streckt es den Hals weit nach vorn, im Galopp legt es ihn mehr nach rückwärts. Ungeheure Sätze werden mit spielender Leichtigkeit ausgeführt, Hindernisse aller Art ohne Bedenken überwunden, im Nothfall breite Ströme, ja selbst — in Norwegen oft genug — Meeresarme ohne Besinnen überschwommen. Den Jäger fesselt jede Bewegung des Thieres, jedes Zeichen, welches es bei der Spur zurückläßt, oder welches überhaupt von seinem Vorhandensein Kunde gibt. Schon seit alten Zeiten sind alle Merkmale, welche den Hirsch bekunden, genau beobachtet worden. Der geübte Jäger lernt nach kurzer Prüfung mit unfehlbarer Sicherheit aus der bloßen Fährte, ob sie von einem Hirsch oder von einem Thier herrührt; er schätzt nach ihr ziemlich richtig das Alter des Hirsches. Die Anzeichen werden gerechte genannt, wenn sie untrüglich sind, und der Jäger spricht nach ihnen den Hirsch an. Die Alten kannten 72 solcher Zeichen; Dietrich aus dem Winckell glaubt, daß man diese auf 27 herabsetzen kann. Ich will nur einige von diesen anführen. Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist, die Tritte des rechten und linken Laufes nicht gerade hinter, sondern neben einander kommen; an der Weite des Schrittes erkennt man die Schwere des Hirsches. Der Schritt kennzeichnet den Hirsch, weil die Eindrücke der Füße weiter von einander stehen, als bei dem Thier; schreitet er weiter, als 2¼ Fuß aus, so kann er schon ein Geweih von zehn Enden tragen. Der Burgstall oder das Grimmen ist eine kleine, gewölbte Erhebung in der Mitte des Trittes, der Beitritt, der Eindruck des Hinterlaufes neben dem Tritt des Vorderlaufes; er gehört dem feisten Hirsch an. Der Kreuztritt entsteht, wenn der Hirsch soweit ausschreitet, daß der Tritt des Hinterlaufes in den zu stehen kommt, welchen der Vorderlauf zurückließ: das Thier geht niemals in dieser Weise. Das Ballenzeichen bildet sich, wenn die Ballen an allen vier Tritten ausgedrückt sind, das Blenden, wenn der Hirsch mit der Hinterschale fast genau in die Vorderfährte tritt. Die Stümpfe deuten auf die stumpfere Form der Schale des Hirsches, während die eines alten Thieres spitzer sind. Das Fädlein ist ein kleiner, schmaler, erhabener Längsstrich zwischen den beiden Schalen, das Insigel, ein von der Schale abgeworfener Ballen Erde, welchen der Hirsch bei feuchtem Wetter aufgenommen hat, der Abtritt, ein Eindruck auf Rasen, welcher die Halme abgeschnitten hat (das Thier zerquetscht sie blos), der Einschlag, die Pflanzenblätter und Halme, welche der Hirsch zwischen den Schalen aufnahm und auf harten Boden fallen ließ, der Schloßtritt, der erste Eindruck, welchen der Hirsch macht, wenn er sich aus dem Bett erhebt ꝛc. Zu diesen gerechten Zeichen kommen nun noch die Himmelsspur, d. h. die Merkmale, welche der Hirsch beim Fegen an Bäumen zurückgelassen hat u. a. m. Man sieht aus diesen Angaben, wie genau die Jäger das Edelwild beobachten; denn man muß nur bedenken, welche lange Erfahrung dazu gehört, um mit Sicherheit sagen zu können, daß diese Zeichen nur vom Hirsch, nicht aber vom Thiere herrühren können. Für den Ungeübten dürfte es schwer sein, selbst wenn er die Schritte des Hirsches und des alten Thieres neben einander gesehen hat, sie ein paar Schritte davon wieder zu unterscheiden.

Unter den Sinnen des Edelwilds sind Gehör, Geruch und Gesicht vorzüglich ausgebildet, wie jeder Jäger oft genug zu seinem Aerger erfahren muß. Es wird allgemein behauptet, daß das Wild auch in Entfernungen von vier- bis sechshundert Schritt einen Menschen wittern kann, und nach Dem, was ich an dem Renthier beobachten konnte, wage ich nicht mehr, an jener Behauptung zu zweifeln. Auch das Gehör ist außerordentlich scharf; ihm entgeht nicht das geringste Geräusch, welches im Walde laut wird. Manche Töne scheinen einen höchst angenehmen Eindruck auf das Rothwild zu machen: so hat man beobachtet, daß es sich durch die Klänge des Waldhorns, der Schalmei und der Flöte oft herbeilocken oder wenigstens zum Stillstand bringen läßt.

Wahrscheinlich ist das Edelwild deshalb so furchtsam, weil es erfahrungsmäßig den Menschen als seinen schlimmsten Feind kennt und dessen Furchtbarkeit würdigen gelernt hat. An Orten, wo es

sich des Schutzes vollkommen bewußt ist, wird es sehr zutraulich. Im Prater bei Wien stehen beständig starke Trupps der herrlichen Geschöpfe; sie haben sich an das Heer der Lustwandelnden vollkommen gewöhnt und lassen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ohne Scheu einen Mann bis auf dreißig Schritte an sie herankommen. Einer dieser Hirsche war nach und nach so kühn geworden, daß er dreist zu den Wirthschaften kam, zwischen den Tischen umherging und die schönen Hände der Damen beleckte, sie hierdurch bittend, ihm, wie es gewöhnlich geworden war, Zucker oder Kuchen zu verabreichen. Dieses prächtige Thier, welches Niemand etwas zu Leide that, der es gut mit ihm meinte, dagegen aber jedem Necklustigen oder Böswilligen sofort das Geweih zeigte, verendete auf eine klägliche Weise. Bei einer ungeschickten Bewegung verwickelte es sich mit den Sprossen seines Geweihes in eine durchlöcherte Stuhllehne, warf beim Aufrichten den darauf Sitzenden unsanft zu Boden, erschrak hierüber, bohrte die Sprossen noch fester in den Stuhl ein, wurde durch diese unfreiwillige Bürde aufs äußerste entsetzt, und raste nun mit höchster Wuth in den Parkanlagen umher, machte alle übrigen Hirsche scheu und stürzte wie unsinnig auf die Vorübergehenden los, so daß man endlich traurigen Herzens es erschießen mußte. Bei den Futterplätzen wird das Edelwild oft überraschend zahm. „In Dessau," sagt Dietrich aus dem Winckell, „stehen an jeder der beiden Fütterungen 70, 80 und mehrere Hirsche. Haben sie sich, um besondere Aeßung zu suchen, davon entfernt, so kann sie der Jäger mit dem Pferde gemächlich näher treiben. Hat er dann Heu auf die Raufen gesteckt und Hafer oder Eicheln in kleinen Häufchen auf dem Erdboden herumgestreut, so kommen sie, dem wiederholten Rufe: Komm Hirsch! zufolge, heran und sind so ruhig bei der Aeßung, daß der ihnen bekannte Jäger unter denselben herumreiten, auch zuweilen einige mit den Händen berühren kann. Dies Schauspiel, an welchem mehrere Zuschauer ganz in der Nähe Theil nehmen dürfen, gewährt gewiß jedem Jagdliebhaber ein hohes Vergnügen."

Anders verhält es sich, wenn der Hirsch in einen engen Raum gesperrt wird, oder wenn die Brunstzeit eingetreten ist, welche sein ganzes Wesen verändert. Dann wird er oft durch die geringste Kleinigkeit gereizt und nimmt auch den Menschen an. Die Neigung hierzu bemerkt man an einem gewissen Zusammenrümpfen des Obermaules und an der Sternrichtung der funkelnden Lichter; plötzlich biegt er den Kopf herab, richtet die Spitzen der Augensprossen gerade auf seinen Feind und fährt mit soviel Schnelligkeit auf denselben los, daß man nur schwer entkommen kann. Allerdings geschieht es verhältnißmäßig selten, daß ein Hirsch seinen Gegner angreift, indeß sind doch eine ziemliche Anzahl derartiger Fälle aufgemerkt worden. Aeltere Jagdbücher wissen von gar vielen Hirschen zu erzählen, welche Menschen, oft ohne Veranlassung, angriffen und verwundeten oder umbrachten. „Anno 1637," erzählt von Flemming in seinem „Teutschen Jäger", „wurden auf dem Schloß Hartenstein täglich ein junger Hirsch und eine arme Magd aus der Hof Küche gespeiset. Im Herbst trifft der Hirsch das arme Mensch im Walde an und stößt es todt. Er wurde aber, ehe sie begraben worden, erschossen und vor die Hunde geworfen." — In Thiergärten, wo die Hirsche ihre angeborne Scheu vor dem Menschen nach und nach verlieren, werden sie viel gefährlicher, als im freien Walde. Lenz sah einen Hirsch auf dem Kallenberg bei Koburg, welcher schon zwei Kinder getödtet hatte und selbst auf den Fütterer lebensgefährlich losstieß, wenn dieser ihm kein Futter mehr geben wollte. „Da der vierbeinige Wütherich," so erzählt unser Gewährsmann, „gerade kein Geweih, und statt dessen nur weiche Kolben hatte, also an sich schon weniger gefährlich war, so bat ich den Wärter, Futter zu holen, dies in kleinen Gaben meiner linken Hand zu überliefern, die rechte aber mit einem guten Knüppel zu bewaffnen. Ich fütterte nun den Hirsch. So oft eine Gabe alle war, trat er zurück, um Anlauf zu nehmen, zuckte boshaft mit der Nase, sah mich schief und wüthend an, wich aber jedes Mal, wenn ich die Waffe drohend schwang, und kam dann ganz getrost wieder, wenn die neue Futtergabe sich zeigte." — In Gotha stieß ein zahmer Hirsch seinen sonst sehr von ihm geliebten Wärter in einem Anfall von Bosheit durchs Auge ins Gehirn, daß der Arme augenblicklich todt zur Erde sank; in Potsdam mordete ein ganz zahmer weißer Hirsch seinen Versorger, mit welchem er im besten Einverständniß lebte, auf gräßliche Weise. Aehnliche Fälle ließen sich noch viele aufführen —

Das Thier kennt derartige Bosheiten gar nicht, sein offener und sanfter Blick ist der treue Spiegel seines Inneren. An Klugheit steht es aber durchaus nicht hinter dem Hirsch zurück, wie schon daraus hervorgeht, daß immer ein Thier das Rudel leitet. Von dem Benehmen dieses Thieres hängen alle Bewegungen der Gesammtheit ab, selbst in der Brunstzeit noch, solange das Rudel nicht vom Hirsch geleitet wird: — gerade die stärksten Hirsche erscheinen im Trupp immer zuletzt.

Ueber die Fortpflanzung des Edelwilds hat Dietrich aus dem Winckell so hübsch berichtet, daß ich es vorziehe, anstatt meiner eigenen Worte, die jenes alten, berühmten Jägers zu gebrauchen.

„Die Brunstzeit des Edelwilds," sagt er, „fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis zur Mitte Oktobers."

„Schon gegen Ende des Augusts, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunst. Sie äußern Dies durch ihr Schreien — ein Laut, der dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohr aber nichts weniger als schmeichelnd ist — welches macht, daß ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Denselben Ort, wo der Hirsch einmal gebrunstet hat, wählt er, solange das Holz nicht abgetrieben wird, da, wo er Ruhe hat, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunstplätze. In der Nachbarschaft derselben zieht sich dann auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zusammen, verbirgt sich aber, vielleicht aus Gefallsucht, vor dem Brunsthirsche. Dieser trollt unaufhörlich mit zu Boden gesenkter Nase umher, um zu wittern, wo es gezogen ist und steht. Findet er noch schwache Hirsche oder Spießer dabei, so vertreibt er sie und bringt sich in den Besitz der Alleinherrschaft, welche er von nun an mit der größten Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf sich nur auf 30 Schritte weit entfernen; er treibt sie sämmtlich auf den gewählten Brunstplatz."

„Hier, von soviel Reizen umgeben, vermehrt sich der Begattungstrieb stündlich; aber noch immer weigern sich wenigstens die jüngeren Spröden, die Schmalthiere, welche er unausgesetzt herumjagt, so daß der Platz ganz kahl getreten wird."

„Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunsthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nöthigen Geäßes und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Thiere sie begleiten müssen, gestatten. Andere, weniger glückliche, Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei. Mit dem Vorsatz, Alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen."

„Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wüthend gehen sie mit gesenktem Gehörn auf einander los, und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselsweise anzugreifen oder zu vertheidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Theile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man hat Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest in einander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge dieses Zufalls war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück; der Sieger aber findet seinen Lohn im unersättlichen, immer wechselnden Genuß von Gunstbezeugungen der Thiere, welche — wer kann es bestimmen, ob nicht mit getheilter Theilnahme — dem Kampfe zusahen. Während desselben gelingt es zuweilen ganz jungen Hirschen, sich auf kurze Zeit in den Besitz der Rechte zu stellen, um welche jene sich mit so großer Hartnäckigkeit streiten, indem sie sich an das Wild heranschleichen und Das genießen, was ihnen sonst erst drei Wochen später, wenn die Starken, ganz entkräftet, die Brunstplätze verlassen, zu Theil wird. Zum Beschlag selbst bedient der Hirsch sich nur eines sehr kurzen Zeitraums."

„Das Thier gehört nicht zu den Geschöpfen, welche nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn der Gatte sich steten Wechsel erlaubt! Es sucht sich so oft als möglich für den Zwang schadlos zu hal-

ten, welchen ihm die eifersüchtigen Grillen desselben auslegen. Sonst schrieb man ihm soviel Enthaltsamkeit zu, daß man behauptete, es trenne sich unvermerkt vom Hirsche, sobald es sich hochbeschlagen fühle; neuere Beobachtungen haben das Gegentheil bewiesen."

„Vierzig bis einundvierzig Wochen geht das Thier tragend. Es setzt, je nachdem es, während der Brunst, zeitig oder spät hochbeschlagen wurde, zu Ende des Mais oder im Monat Juni ein Kalb, selten zwei."

„Wenn die Setzzeit herannaht, sucht es Einsamkeit und Ruhe im dichtesten Holze. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen. Man kann sie sogar mit der Hand aufnehmen."

„Nur selten und auf kurze Zeit verläßt sie in dieser Zeit die Mutter, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur soweit, als nötbig ist, um durch vorgegebene Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden. Und diesen Zweck sucht sie, vorzüglich wenn ein Hund oder Raubthier sich naht, mit vieler Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer sonstigen Furchtsamkeit, flieht sie nicht eher und nicht schneller, als sie muß, um zu entkommen, weil sie weiß, daß Dies das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit des Feindes vom Kalbe ab und auf sich zu ziehen, und ihn, indem er ihr mit Eifer folgt, irre zu führen. Kaum ist er gänzlich entfernt, so eilt sie an den Ort zurück, wo sie ihren Liebling verließ."

„Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich sein, es ohne Netze fangen zu wollen. Ueberall folgt es nun der Mutter und drückt sich sogleich im hohen Grase, wenn diese sich meldet, d. h. einen Laut des Schreckens von sich gibt; oder mit dem Vorderlaufe schnell und stark auf den Boden stampft. Es besaugt das Thier bis zur nächsten Brunstzeit, und wird von diesem über die Wahl der ihm dienlichen Aeßung von Jugend auf belehrt."

Von nun an beginnt das wechselreiche Leben des Edelwilds. Das Wildkalb ist bereits im dritten Jahr erwachsen, das Hirschkalb braucht eine Reihe von Jahren, ehe es sich alle Rechte der Alleinherrschaft erobert hat. Im siebenten Monat seines Alters setzt es zum ersten Male auf, und von nun an wechselt es seinen Hauptschmuck in jedem Jahr. Ich halte es für sehr belehrend, einen kurzen Ueberblick der Veränderungen, welche das Hirschkalb durchmacht, hier zu geben, und will mich dabei an **Blasius** halten, welcher diesen Gegenstand im naturwissenschaftlichen Sinne behandelt hat. Es reicht beim Hirsch noch weniger aus, als beim Rehbock, die Zahl der Enden **jagdmäßig** zu bestimmen, um die Reihe der allmählichen Entwickelung zu bezeichnen. Wenn auch in der Zahl der Enden oft eine Unregelmäßigkeit des Fortschritts bemerkt wird und sogar die Hirsche nicht selten wieder zurücksetzen, findet doch eine strenge Gesetzmäßigkeit in der Reihenfolge der Entwickelung statt, und die Bestimmung einer solchen Entwickelungsreihe bringt die Zahl der Enden nicht so oft in Widerspruch mit der Stärke des Geweihes der Hirsche, als die jagdmäßige Zählung. Für eine naturgeschichtliche Betrachtung erscheint die Gestalt der Geweihe von viel größerer Wichtigkeit, als die Zahl der Enden. Bei der Zählung der Enden kommt ihre Stellung wieder vielmehr in Betracht, als die Zahl selber. Nur diejenigen Enden sind von Bedeutung, welche mit der Hauptstange in Berührung kommen, alle Verzweigungen, entfernt von der Hauptstange, können nur als zufällige, keine wesentlichen Veränderungen des Bildungsgesetzes bedingende Abweichungen angesehen werden ...... Die Hauptstange hat anfangs nur eine einzige, gleichmäßige und schwache Krümmung; dann erhält sie eine plötzliche, knieförmige Biegung an der Stelle, wo die Mittelsprosse entsteht, nach rückwärts, während die Spitze immer nach innen gerichtet bleibt. Eine zweite knieförmige Biegung erhält sie in der Krone des Zwölfenders: sie biegt sich wieder rückwärts und macht am Fuße der Krone einen Winkel, eine dritte tritt beim Vierzehnender, eine vierte beim Zwanzigender immer höher hinauf in der Krone ein, während die Spitze oder Außenseite sich nach innen kehrt. Jede dieser Biegungen bleibt für alle folgenden Entwickelungsstufen als Grundlage. Ebenso auffallend ist die Veränderung der Augensprosse im Verlauf der Entwickelung. Zuerst steht sie ziemlich hoch, später tritt sie der Rose immer näher. Anfangs macht sie mit der Hauptstange einen spitzen Winkel, später vergrößert

sich dieser immermehr. Aehnliche Veränderungen gehen die Mittelsprosse, die Eissprosse und die Krone ein. Der Spießhirsch trägt schlanke und zertheilte Hauptstangen mit gleichmäßiger Krümmung nach außen, ohne alle knieförmige Biegung; die Spitzen sind wieder nach innen gerichtet. Der Gabelhirsch hat an einer entsprechenden Hauptstange schwache, aufwärts strebende, von der Rose sehr entfernte Augensprossen. Beim Sechsender hat die im Ganzen noch ähnlich gebogene Hauptstange, gegen die Mitte eine plötzliche, knieförmige Biegung; ihre beiden Hälften verlaufen in untergeordneten, nach hinten gekrümmten Bogen; an dem nach vorn gekehrten Knie steht die aufstrebende, schwache Mittelsprosse; die Augensprosse hat sich mehr gesenkt. Sowie an einer Stange, kann auch an beiden die Mittelsprosse fehlen, dann hätte man der Form nach einen Sechsender, der jagdmäßig als Gabelhirsch zählen würde; fehlt auch die Augensprosse, so hätte man einen Spießer, den man der Form nach als Sechsender ansprechen müßte. Beim Achtender tritt eine Endgabel zur Augen- und Mittelsprosse, welche stärker und mehr senkrecht gestellt sind. Auch hier sind die Nebensprossen oft nur durch die Winkelbildung der Hauptstange angedeutet: man kann der Form nach Achtender haben, welche nur jagdmäßig als Sechsender angesprochen werden dürften. Beim Zehnender tritt zum ersten Male die Eissprosse oder zweite Augensprosse auf; sie kann aber auch durch eine blose scharfe Kante an der Hauptstange angedeutet sein: dann hat man Achtender, die als Zehnender angesprochen werden müssen. Nun kann auch die äußere Gabelsprosse verkümmern: dann hat man Sechsender, anstatt der Zehnender; ja es kann vorkommen, daß auch die Mittelsprosse verkümmert und man hat Gabelhirsche, welche thierkundlich als Zehnender angesprochen werden müssen. Beim Zwölfender zeigt sich zum ersten Male die Krone. Die Hauptstange tritt rückwärts knieförmig heraus, mit der Spitze nach innen gekehrt. Hier liegen zuerst nicht mehr alle Enden in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche; das Ende der Hauptstange macht durch die zweite knieförmige Biegung eine Ausnahme. Es tritt mit den beiden Enden der Gabel des Horns von der unzertheilten Oberhälfte der Hauptstange in einem und demselben Punkt hervor, und Dies bedingt das Gepräge der Krone. Hier treten oft Verkümmerungen auf. Am häufigsten fehlen die Eissprossen: dadurch entstehen die sogenannten **Kronzehnender**, welche mit vollem Rechte thierkundlich als Zwölfender angesprochen werden; es fehlt auch die äußere Nebensprosse der Gabel, der Gipfel des Geweihes ist dann wieder eine Gabel: allein die Enden liegen noch in einer und derselben gleichmäßig gekrümmten Fläche: auch solche Zehnender müssen als Zwölfender gelten. Die Verkümmerung kann so weit gehen, daß Hirsche jagdmäßig als Sechsender angesprochen werden, welche, thierkundlich betrachtet, Zwölfender sind; solche Geweihe sind aber selten. Am Vierzehnender bildet die nach hinten gerichtete Spitze des Zwölfenders wieder eine regelmäßige Gabel, d. h. es tritt nach außen eine Nebensprosse an ihr hervor; hierdurch bildet sich eine zweite Gabel hinter der ersten, deren Theilung etwas höher, als die der vorderen Gabel stattfindet. Diese Doppelgabel kennzeichnet die Krone des Vierzehnenders; fehlt solchem Geweih die Eissprosse, so wird der Hirsch jagdmäßig als Zwölfender angesprochen u. s. f. In der Krone des Sechszehnenders biegt sich die Hauptstange hinter der Doppelgabel des Vierzehnenders aufs neue zurück, wendet aber die Spitze wieder nach innen; die fünffache Krone des Achtzehnenders entwickelt die Spitze der Hauptstange des Sechszehnenders und wieder eine Nebensprosse nach außen: hierdurch entsteht eine dreifache Gabel über und hinter einander, von vorn nach hinten allmählich höher ansteigend; sie, mit der doppelten Biegung der Hauptstange kennzeichnet den Achtzehnender. Beim Zwanzigender biegt sich hinter der dreifachen Kronengabel des Achtzehnenders die Hauptstange aufs neue knieförmig nach rückwärts, die Krone zählt also sieben Enden und drei knieförmige Biegungen. Die Krone des Zweiundzwanzigenders würde vier Kronengabeln hinter einander und eine dreifache knieförmige Biegung in der Hauptstange einer Krone haben &c. In diesen Zügen liegt die regelrechte Entwickelungsreihe angedeutet, und der Zusammenhang der Gestalt und Zahl ist unverkennbar; die Form der Geweihe erscheint als Hauptsache, als das Bedingende, die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche, Bedingte an. Alle Abweichungen sind für den Thierkundigen nebensächlich; auch solche, wo die Nebensprossen sich ungewöhnlich zertheilen;

denn solche Zertheilung kann jede Verzweigung der Hauptstange treffen und ins Unbegrenzte fortgehen. Sie zeigen sich nicht selten in den Enden der Kronen von sehr alten Hirschen und kommen auch häufig an der Mittelsprosse vor. So kommt es, daß in den Augen des Naturforschers die hohe Endenzahl vieler berühmten Geweihe, z. B. des Sechsundsechszigenders auf der Moritzburg, der vom Kurfürsten Friedrich III. 1696 bei Fürstenwalde geschossen wurde, sehr gewaltig zusammenbricht. Mehr als 20 regelrechte Enden sind wohl sehr selten vorgekommen; Achtzehnender sieht man schon in jeder mäßig großen Sammlung, und unter den lebenden Hirschen kommen Sechszehnender noch immer nicht selten vor. Bei reichlicher Aeßung geschieht es, daß die Hirsche bei neuen Auffätzen Geweihe von sechs und zehn Enden überspringen; noch häufiger aber kommt das Wiederholen der Endenzahl und ebenso oft das Zurücksetzen auf eine geringere Endenzahl vor. In dieser Beziehung bildet der Zehnender eine auffallende Grenze. Ein Hirsch, der einmal eine Krone getragen hat, setzt nie weiter, als auf einen regelmäßigen Zehnender zurück. —

In gewisser Hinsicht ist es auffallend, daß jeder gesunde Hirsch sein Geweih in eben der Form und Stellung wieder aufsetzt, wie er es im vorigen Jahre hatte. Wenn es weit oder eng, vorwärts oder rückwärts stand, bekommt es auch in der Folge wieder eben dieselbe Gestalt, und wenn die Augensprosse oder Eissprosse, oder andere Enden eine besondere Biegung machen, erscheint diese in gleicher Weise beim nächsten Aufsetzen. Einige Jäger, welche Gelegenheit zu vielen Beobachtungen hatten, behaupten sogar, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Geweihe sich der Nachkommenschaft durch viele Geschlechter hindurch vererben. Sie versichern, daß sie gewisse Familien sofort am Geweih zu erkennen vermöchten. — Daß auch die Oertlichkeit auf Bildung des Geweihes Einfluß hat, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Die Hirsche der Donauinseln z. B. tragen, so schwach von Wildpret sie auch sind auffallend vielendige Geweihe: — Vierundzwanzigender unter ihnen gehören nicht zu besonderen Seltenheiten, obschon die Geweihe nicht so schwer als bei Berghirschen sind.

Das Gewicht, welches das Geweih erreichen kann, ist sehr verschieden; bei schwachen Hirschen wiegt es 14 bis 18, bei sehr starken 32 bis 36 Pfund.

Die Feinde des Edelwilds sind der Wolf, der Luchs und der Vielfraß, seltener der Bär. Wolf und Luchs dürften wohl die schlimmsten genannt werden. Der erstere verfolgt bei tiefem Schnee das Wild in Meuten und hetzt und mattet es ab; der letztere springt ihm von oben herab auf den Hals, wenn es, Nichts ahnend, vorüberzieht. Der schlimmste Feind aber ist und bleibt unter allen Umständen der Mensch, obgleich er das Edelwild gegenwärtig nicht mehr in der greulichen Weise verfolgt und tödtet, als früher. Ich glaube hier von der Jagd absehen zu dürfen, weil eine genaue Beschreibung derselben uns zu weit führen dürfte und man darüber, wenn man sonst will, in anderen Büchern nachschlagen kann. Gegenwärtig ist dieses edle Vergnügen schon außerordentlich geschmälert worden, und die meisten der jetzt lebenden Jäger von Beruf haben keinen Hirsch geschossen: solches Wild bleibt für vornehmere Herren aufgespart. Es gilt jetzt schon in vielen Gegenden als große Seltenheit, wenn einmal ein Hirsch erlegt wird; sogar die Zeitungen erwähnen einen derartigen Vorfall! Es mag wohl eine recht lustige Zeit gewesen sein, in welcher die Grünröcke noch die liebe deutsche Büchse fast ausschließlich handhabten und in den glatten Schrotgewehren nur ein nothwendiges Uebel erblickten! Mit großartigem Schaugepränge zog man zu den Jagden hinaus, und gar fröhlich und lustig ging es zu, zumal dann, wenn Einer oder der Andere von den Sonntagsschützen oder noch nicht ganz waidgerechten Jägern, sich irgend ein Versehen zu Schulden hatte kommen lassen und nun dafür die üblichen drei Pfunde aufgebürdet erhielt; wenn der eines Anstoßes Ueberführte seinen Hirschfänger abgeben und sich selbst quer über den geschossenen Hirsch legen mußte und von einem der Waidmannen höheren Ranges mit dem Blatte des Hirschfängers die berühmten drei Streiche unter folgenden Worten erhielt:

„Das ist für meinen Fürsten und Herrn,
Das für Ritter, Reiter und Knecht,
Und das ist das edle Jägerrecht.“ —

wenn die umstehenden Jäger lustig auf den Waldhörnern bliesen und unter allgemeinem Jubelgeschrei der Betreffende dann auch noch sich bedanken mußte! Die Zeit ist vorüber, für immer. Es hat nur ein Mal eine deutsche Jägerei gegeben. Und wenn auch in den außerdeutschen Ländern, wo es gegenwärtig noch Hirsche gibt, die reichen Grundbesitzer sich vielfach bemüht haben, solch ein frischfröhliches, männliches Treiben bei sich einzuführen: sie haben nicht auch gleich die deutsche Heiterkeit und Gemüthlichkeit, den deutschen derben Witz ihren Gehilfen anlernen können, und so ist all ihr Thun nur Stückwerk geblieben. Daß die großartigen „Parforcejagden" und andere ähnliche Anstalten zur Erlegung des Edelwilds ursprünglich fremde Einrichtungen waren, erkennt Jeder leicht an ihrem, dem deutschen Wesen so widersprechenden Gepräge. Unsere Vorfahren gebrauchten nur die Büchse zur Erlegung des Hirsches. —

Auch das Edelwild wird von einigen Bremsenarten arg geplagt. Diese widerlichen Kerfe legen ihre Zuchten ganz in der Weise, wie bei dem Renthier, auf dem Wilde an, und die Schmeißbrut durchlöchert den armen Geschöpfen fast das ganze Fell. Auch eine Laus, welche sich in den Haaren einnistet, die Fliegen und die Mücken quälen das Wild in hohem Grade. Um diesen, ihm äußerst verhaßten Geschöpfen zu entgehen, suhlt es sich oft stundenlang im Wasser. Außerdem ist das Wild manchen Krankheiten unterworfen. Der Milzbrand tritt oft seuchenartig auf, die Leberfäule, die Ruhr, der Zahnkrebs und die Auszehrung richten zuweilen große Verheerungen an, und in schlechten Jahren gehen auch viele Hirsche aus noch unerklärten Ursachen ein.

Jung eingefangenes Hochwild läßt sich sehr leicht zähmen. Die Thiere beweisen sich immer außerordentlich liebenswürdig und folgsam; die Hirsche aber werden, wie bereits mitgetheilt, mit zunehmendem Alter wild und bösartig, manche in so hohem Grade, daß alle Menschen gefährdet sind, welche sich ihnen zu nähern versuchen. Man hat mehrmals Versuche gemacht, die zahmen Hirsche auch zu benutzen. August II. von Polen fuhr noch im Jahre 1739 mit einem Gespann von acht zahmen Hirschen umher; die Herzöge von Zweibrücken und Meiningen hatten Gespanne, welche aus reinen, weißen Hirschen bestanden. Zum Reiten hat man den Hirsch seines schwachen Kreuzes halber niemals benutzt; wohl aber ist er oft zu allerlei Kunststücken abgerichtet und dann von Seiltänzern und Bereitern zur Schau gestellt worden.

Leider ist der Schaden, welchen das Rothwild anrichtet, viel größer, als der Nutzen, den es bringt. Nur aus diesem Grunde ist es in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes ausgerottet worden. Wenn auch Wildpret, Decke und Geweih hoch bezahlt werden, und wenn man auch die Jagdfreude sehr hoch anschlagen darf: der vom Wild verursachte Schaden wird hierdurch nicht aufgehoben. Ein Hochwildstand verträgt sich mit unseren staatswirthschaftlichen Grundsätzen nicht mehr.

In früheren Zeiten beschäftigte sich der Aberglaube lebhaft mit allen Theilen des Hirsches. Die sogenannten Haarbeine, die Thränendrüsen, die Eingeweide, das Blut, die Geschlechtstheile, die im Magen nicht selten vorkommenden Bezoare, ja selbst die Losung wurde als viel versprechendes, aber nichtsnutziges Heilmittel in großen Ehren gehalten. Aus den Hirschklauen verfertigte man sich Ringe als Schutzmittel gegen den Krampf; die Hirschzähne wurden in Gold und Silber gefaßt und von den Jägern als Amulete getragen. Von dem Leben des Thieres erzählt man sich eine Menge Fabeln, und selbst die Jäger hielten lange daran fest, bis erst die genauere Beobachtung den Hirsch uns kennen lehrte.

Das Edelwild hat wenige, ihm wirklich nahstehende Verwandte. In Nordwestafrika lebt eine Hirschart, welche man unter dem Namen Cervus barbarus getrennt, aber keineswegs allseitig als besondere Art anerkannt hat, sondern eher als Abart betrachten will; sie scheint dem Edelwild in jeder Hinsicht am ähnlichsten zu sein. Sodann kennt man einen stattlichen Hirsch aus Persien, welcher mit dem unserigen viel Uebereinstimmendes zeigt, durch bedeutendere Größe und viel stärkere Nackenmähne aber sich hinlänglich unterscheidet (Cervus Wallichii), und endlich ist der größte aller

eigentlichen Hirsche, der **Wapiti** Nordamerikas (Cervus canadensis), hierher zu rechnen. Alle übrigen Hirsche stimmen wenig mit dem unserigen überein, welcher auch ihnen gegenüber immerhin den Namen Edelhirsch verdient. Doch gibt es einzelne Arten, welche sich durch Schönheit des Baues wesentlich auszeichnen.

Unter ihnen steht meiner Ansicht nach der **Barasinga** (Rucervus Duvaucelii) oben an. Er wird gegenwärtig mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet; denn er zeigt in der That sehr viel Eigenthümliches. Er ist schlank gebaut und hoch gestellt; der Kopf ist verhältnißmäßig kurz, nach der Muffel zu piramidenförmig zugespitzt. Das Gehör ist groß, namentlich auffallend breit, das Auge sehr groß und schön; die Läufe sind hoch, aber kräftig; der Wedel ist kurz, beträchtlich länger, als bei unserem Edelwild, aber nur etwa halb solang, als bei dem Damwild. Höchst eigenthümlich ist das Geweih. Es zeichnet sich durch Breite und wiederholte Verästelungen aus. Im ganzen betrachtet, hat es mit dem Schaufelgeweih des Elch einige Aehnlichkeit, obwohl selbstverständlich von Schaufeln nicht gesprochen werden kann. Die einzelnen Stangen biegen sich gleich von der Rose an zur Seite und oben, aber nur wenig nach hinten. Hart über der Rose senden sie den sehr langen, kräftigen, nach vorn, oben und außen gerichteten Augensproß ab. Im letzten Dritttheil ihrer Länge zertheilen sie sich in zwei fast gleichwerthige Aeste, welche sich wiederum zersprossen. Der hintere dieser Aeste, welcher als das Ende der Stange betrachtet werden darf, wird zur Krone; er zerfällt in den starken Endzacken, welcher fast gerade nach oben und hinten gerichtet ist, und in zwei unverhältnißmäßig kurze Nebensprossen, welche nach rückwärts gekehrt sind. Der vordere Ast wendet sich nach außen, oben und vorn und zertheilt sich ebenfalls in ein einfach und doppelt getheiltes, d. h. wiederum sprossiges Ende, welches sich nach vorn, unten und innen kehrt. Der im vierten Jahre stehende Hirsch, nach welchem ich vorstehende Beschreibung entworfen, ist, waidmännisch bezeichnet, ein Vierzehnender. Die Behaarung ist reich und dicht, das einzelne Haar lang und ziemlich fein; die Decke erscheint aber struppig, weil die Haare nicht gleich lang sind. Das Gehör ist außen kurz und gleichmäßig, innen sehr lang und ungleichmäßig, fast zottig behaart. An der Wurzel ist das einzelne Leibeshaar dunkelgraubraun, hierauf goldigbraun, an der Spitze endlich eine Linie lang wieder dunkler. Die Gesammtfärbung erscheint im Sommer goldigrothbraun, geht aber nach unten hin durch Grau in Lichtgelb über, weil die Spitzen der Haare hier grau und bezüglich lichtgelb gefärbt sind. Ueber den Rücken verläuft ein breiter Streifen von dunkelbrauner Färbung, welcher auch den größten Theil des lichtgelb gespitzten Wedels einnimmt und jederseits durch eine Reihe von kleinen goldgelben Flecken besonders gehoben wird. Der Kopf ist auf Stirn und Schnauzenrücken rothbraun, goldig gesprenkelt; Kopf und Schnauzenseiten sind grau, die Unterseite der Schnauze, Kehle und Kinn grauweiß. Hinter der nackten Muffel verläuft ein ziemlich breites, dunkelbraunes Band, welches auf der fast weißen Unterlippe noch angedeutet ist. Ein zweites, wenig bemerkbares Band, gewissermaßen die Fortsetzung der dunklen Brau, verläuft, nach der Muffel zu ausgeschweift, von einem Auge zum anderen. Eigenthümlich sind lange borstenartige Haare, welche, einzeln stehend, die Muffel und das Auge umgeben. Das Gehör ist bräunlich, auf der Außenseite dunkel gerandet, an der Wurzel hingegen gelblichweiß; dieselbe Färbung zeigen die Haare der Innenmuschel. Bauch und Innenschenkel sind gelblich, die Schienbeine der Vorderläufe braungrau, die Fußwurzeln lichtfahlgrau; an den Hinterläufen sind die Fesseln dunkler, als die Schenkel. Die Schalen an den Hufen sind groß und können sehr breit gestellt werden.

Soviel bisjetzt bekannt, bewohnt dieses zierliche Thier ganz Hinterindien. Ob es vorzugsweise im Gebirge oder aber in der Ebene gefunden wird, ist mir nicht bekannt. **Cuvier**, der Entdecker, bestimmte es nach den Geweihstangen, welche ihm eingesandt wurden; viel später bekam man den Hirsch selbst im Balge und erst in der Neuzeit lebend zu Gesicht. Der Earl von Derby, welcher einen der am reichsten besetzten Thiergärten hielt, scheint zuerst lebende Barasingas besessen zu haben; später kamen solche Hirsche nach London, und gegenwärtig sieht man sie in mehreren Thiergärten, obgleich überall noch selten. Der Barasinga des hamburger Thiergartens stammt aus

Siam, von wo aus er uns unmittelbar zugeführt wurde. Er kam als Schmalspießer an, trug aber bereits ein Geweih, welches dem eines Edelgablers entsprach, da die Spieße schon einen Ansatz zur Theilung zeigten. Anfangs Februar warf er ab und setzte hierauf ein Geweih von 14 Enden, jede Stange mit Augensprosse und zwei ziemlich gleichmäßig entwickelten Gabeln an der Spitze. Das nächstfolgende Geweih unterschied sich nur durch größere Stärke, nicht durch die Endenzahl.

Ueber die Zeit der Brunst und die Geburt des Jungen ist mir bisjetzt noch Nichts bekannt geworden, doch läßt sich nach dem Aufsetzen des Geweihes schließen, daß gerade dieser Hirsch mit unserem Edelwild so ziemlich die gleiche Zeit halten mag. Nach meinen Beobachtungen an unserem Gefangenen glaube ich, daß der Barasinga sich vortrefflich zur Einbürgerung bei uns eignen würde. Er scheint unser Klima vortrefflich zu vertragen und ist ein so anmuthiges Geschöpf, daß er jedem Park oder Wald zur größten Zierde gereichen würde. Seine Haltung ist stolz und etwas herausfordernd, sein Gang zierlich, jedoch gemessen, sein Betragen anscheinend lebendiger, ich möchte sagen muthwilliger, als das anderer Hirsche. Unser Gefangener ist ein übermüthiger Gesell, welcher sich mit allem Möglichen versucht. Er steht mit seinem Wärter auf dem besten Fuße, hört auf seinen Namen und kommt gern herbei, wenn er gerufen wird, nimmt aber jede Gelegenheit wahr, dem Manne, mehr aus Spiellust, als im Ernste, einen Stoß beizubringen. Den neben ihm stehenden Hirschen tritt er oft herausfordernd entgegen und beginnt dann durch das Gitter hindurch einen Zweikampf, selbst mit den stärksten. Ein weißer Edelhirsch, ihm gegenüber ein Riese, wurde ohne Unterlaß von ihm geneckt, gefoppt und zum Kampfe herausgefordert, so daß wir ihn schließlich versetzen mußten, um den Barasinga nicht zu gefährden. Die Stimme des letzteren ist ein ziemlich hoher, kurzer, blöckender Ton, welcher dem Schrei einer geängstigten jungen Ziege sehr ähnelt, jedoch viel kürzer hervorgestoßen wird. Abweichend von anderen Hirschen schreit der Barasinga zu jeder Jahreszeit, gewissermaßen zu seiner Unterhaltung; er pflegt auch einen Anruf mit Regelmäßigkeit zu beantworten.

Unter den anderen indischen Hirschen verdient zunächst der Aris unsere Beachtung. Man hat auch ihn in der Neuzeit zum Vertreter einer besonderen Sippe (Axis) erhoben, wohl wegen seines unter den Hirschen allerdings vereinzelt dastehenden Fleckenkleides; doch zeigt auch er im allgemeinen das Gepräge der anderen Hirsche, welche das gleiche Vaterland mit ihm bewohnen. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß sein Geweih mehr dem unseres sechsendigen Edelhirsches ähnelt, als dem der übrigen indischen Hirsche, mit denen wir uns bald beschäftigen werden.

Der Aris (Axis maculata) ist, soweit die Färbung in Betracht kommt, einer der schönsten, wo nicht der schönste aller Hirsche. Die Gestalt ist gestreckt, aber niedrig gestellt; sie erscheint deshalb gedrungener, als sie in Wirklichkeit ist. Der Hals ist verhältnißmäßig dick, der Kopf kurz, regelmäßig gebaut, nach der schmalen und kurzen Schnauze hin gleichmäßig sich verschmächtigend. Das Gehör ist mittellang, lanzettförmig, schmal, innen kaum, außen leicht behaart, der Wedel ziemlich lang, gerundet, kaum breiter als dick. Das Geweih ist schön leierförmig. Es biegt sich von der Wurzel ab nach hinten, außen und oben. Der Augensproß entspringt unmittelbar an der Rose und wendet sich von hier aus nach vorn, außen und oben, der Gabelsproß zweigt sich etwa in der Mitte der Stange ab und wendet sich nach oben und ein wenig nach hinten. Ein angenehmes Grauröthlichbraun ist die Grundfarbe; der Rückenstreifen ist sehr dunkel, auf dem Widerrist fast schwarz; Kehle, Gurgel, Bauch und Innenseite der Läufe sind gelblichweiß, die Außenseite der Läufe gelblichbraun. Sieben Reihen weißer Flecken auf jeder Seite, welche ziemlich unregelmäßig gestellt sind, bilden die Zeichnung. In der untersten Reihe stehen die Flecken so dicht zusammen, daß sie sich längs der Weichen und auf den Hinterschenkeln zu einem fast ununterbrochenen Bande vereinigen. Der Kopf und die Seiten des Unterhalses sind ungefleckt. Ueber den Stirntheil der Schnauze verläuft, hufförmig nach vorn sich biegend, eine dunkle Binde von einem Auge zum anderen; auch die Mitte des sonst lichten Scheitels

pflegt dunkler zu sein. Die braune Binde hinter der Muffel ist schmal und wird von dieser durch einen dreieckigen Flecken von gelblicher Farbe getrennt. Der Wedel ist auf der Außenseite lichtbraun, auf der unteren weiß, welche Färbung zum Vorschein kommt, sobald er erhoben wird. Die Innenseite der Keule ist ziemlich reinweiß. Das Gehör ist außen graubraun, an der Wurzel unbedeutend lichter, als in der Mitte.

Auf allen Ebenen Ostindiens und den benachbarten Inseln lebt der Axis in großer Anzahl, bei Tage wohl versteckt in den Rohrwaldungen und im Grase der steppenartigen Gegenden, nachts in starken Rudeln umherschweifend und sich äßend. Er bildet einen Gegenstand der eifrigsten Jagd der



Der Axis (Axis maculata).

Eingeborenen, und seinetwegen hauptsächlich werden von den indischen Fürsten oft Tausende aufgeboten. Außerdem wird er bei den Tigerjagden in großer Menge erlegt. Diese vielfachen Nachstellungen mögen die Ursache sein, daß das Thier mindestens ebenso scheu ist, als unser Hochwild da, wo es sich verfolgt weiß. Demungeachtet wird der gefangene Axis bald und vollständig zahm. Man hat ihn schon vor Jahren nach England eingeführt und dort bald bemerkt, daß er sich in dem milden Klima vortrefflich hält; von England aus sind dann die Axishirsche weiter versandt worden und unter Anderen auch nach Deutschland gekommen. Im Park bei Ludwigsburg sollen sie bereits seit 50 Jahren leben und eingebürgert sein. Nach den bisherigen Erfahrungen steht ihrer Weiter-

verbreitung auch nur ein Hinderniß im Wege: die Unregelmäßigkeit in der Zeit ihrer Fortpflanzung. Die meisten Hirsche dieser Art haben sich, wenn man so sagen darf, allerdings an unser Klima gewöhnt; sie werfen ihr Geweih rechtzeitig ab und treten zur günstigsten Jahreszeit auf die Brunst, die hochbeschlagenen Thiere setzen dann auch im Frühjahr und ihre Kälber gedeihen dann vortrefflich: aber einzelne Arishirsche setzen noch immer ihr Kalb mitten im Winter und machen ein erwünschtes Gedeihen des eingebürgerten Stammes sehr fraglich, wo nicht unmöglich; denn selbstverständlich geben die meisten von den im Winter geborenen Kälbern in Folge der Witterungseinflüsse sowohl, als auch wegen Mangel an geeigneter Nahrung für die Mutter, erbärmlich zu Grunde. Wäre Dies nicht der Fall, so würden wir wahrscheinlich jetzt schon alle größeren Parks mit diesem schmucken Wild bevölkert sehen; denn im übrigen gibt es nur wenige Hirsche, welche so geeignet sind wie der Aris, ein umschlossenes Geheg zu beleben. Die Bewegungen des Thieres sind allerdings weder so zierlich noch so schnell und ausdauernd, wie die anderer Hirsche von der gleichen Größe; sie sind aber immerhin anmuthig genug, um ein Jägerauge zu erfreuen, und andere Menschen fesselt das schön gefärbte Wild ohnehin. Ueber das Betragen des Aris wüßte ich Nichts zu sagen, was als ihm eigenthümlich bezeichnet werden könnte; nach meinem Dafürhalten kommt er hierin am meisten mit dem Damwild überein.

Die meisten übrigen Hirsche Indiens werden gegenwärtig einer besonderen Sippe zugezählt, welcher man den malayischen Namen Rusa gegeben hat: — einfach deshalb, weil dieses Wort Hirsch bedeutet. Wenn man die betreffenden Thiere genauer kennen lernt und andere indische Hirsche dazu, wird man wahrscheinlich noch neue Sippen zu gründen haben; doch läßt sich nicht verkennen, daß alle indischen Hirschen ein gewisses, ihnen eigenthümliches Gepräge bekunden, welches sie sehr von ihren in Europa oder in Amerika lebenden Verwandten unterscheidet, sich jedoch besser herausfühlen als beschreiben läßt. Nur im allgemeinen kann man sagen, daß die betreffenden Thiere mehr oder weniger untersetzt gebaut, starkgliederig, kurzhälsig und kurzköpfig, aber verhältnißmäßig langschwänzig und mit groben, brüchigen, dünnstehenden Haaren bekleidet sind, und daß die Geweihe, welche nur die männlichen Hirsche zieren, immer blos sechs Enden zeigen. Der Kopf ist gewöhnlich hinten viel breiter, als vorn, gleichwohl am Geäße abgestutzt und immer noch breit; die Lichter sind groß, die Thränengruben oft außerordentlich entwickelt; das Gehör ist verhältnißmäßig klein; die Geweihstangen biegen sich wenig nach außen und hinten und senden außer der Augensprosse nur noch ein Gabelende ab. Bei manchen Arten kommen Mähnen am Halse vor, welche jedoch mit den Haarwucherungen unserer Hirsche an der gedachten Leibesstelle nicht verglichen werden können. Bezeichnend ist der Schwanz oder Wedel, weil er immer lang und stets reichlich mit grobem Haar bekleidet ist. Die verschiedenen Arten der Gruppe würden unsere Theilnahme jedenfalls gleichmäßig beanspruchen, wäre das Leben und Treiben der Thiere uns genauer bekannt.

Nach meinem Dafürhalten ist der Sambur (Rusa Aristoteles) als der am edelsten gestaltete Hirsch dieser Gruppe zu bezeichnen. Er wurde von dem großen Naturforscher der Vorzeit, dessen Namen ihm die heutige Wissenschaft verlieh, bereits sehr kenntlich beschrieben; noch heutigen Tages aber sind wir über seine Lebensweise im Unklaren. Das Gleiche gilt für den niederen, stämmig gebauten Roßhirsch (Rusa equina), ein ziemlich großes Thier von dunkelbrauner Färbung, — Dasselbe für die meisten übrigen Arten. Wir sind noch nicht im Stande, die Naturgeschichte einer einzelnen Art mit dem Bewußtsein abzufassen, auch wirklich von dem betreffenden Thiere zu reden, und erst die Neuzeit verhilft uns wenigstens zur Kunde eines Theiles dieser Geschichte, weil sie uns Gelegenheit bietet, auch die indischen Hirsche in der Gefangenschaft und zwar vom Tage ihrer Geburt an, beobachten zu können. Ungeachtet meiner kurzen Wirksamkeit am hamburger Thiergarten habe ich doch schon eingesehen, daß gerade über diese Thiere noch viele Beobachtungen gemacht werden müssen,

ehe wir uns rühmen können, etwas auch nur annähernd Genügendes zu bieten. Ich glaube entschuldigt zu sein, wenn ich unter diesen Umständen den am häufigsten in der Gefangenschaft vorkommenden Hirsch meiner Beschreibung zu Grunde lege, gestehe aber offen ein, daß ich für die Schilderung des Freilebens nur insoweit eine Bürgschaft übernehmen mag, als ich Das zusammenstelle, was mir von den indischen Hirschen, mit Ausnahme der einzeln beschriebenen Arten, überhaupt bekannt geworden ist.

Der Mähnenhirsch (Rusa Hippelaphus) ist eine der stattlichsten und ausgezeichnetsten Arten der Gruppe. Er steht dem Edelhirsch kaum an Größe nach und wird in seiner Heimat wohl nur von dem Samburhirsch oder von dem in den indischen Gebirgen vorkommenden Wallichshirsch übertroffen. Die Leibeslänge des erwachsenen Hirsches beträgt reichlich 6 Fuß, wovon ein Fuß auf den Schwanz zu rechnen ist, die Höhe am Widerrist 3½ Fuß, die Länge der Geweihstangen 2 bis 3 Fuß. Das Thier ist beträchtlich kleiner. Im allgemeinen besitzt der Mähnenhirsch die angegebenen Kennzeichen der Gruppe. Sein Leib ist gedrungen, kräftig; die Läufe sind niederer, als bei dem Edelhirsch, und erscheinen deshalb stämmiger; der Hals ist kurz und der Kopf verhältnißmäßig sehr kurz, aber breit. Das Gehör ist klein, außen dicht, innen nur spärlich mit Haaren bekleidet, das Auge groß, die Thränengrube unter ihm auffallend entwickelt. Das Geweih zeichnet sich durch seine sehr starken und deshalb kurz erscheinenden Stangen aus; es sitzt dicht auf dem niederen Rosenstocke, biegt sich von der Wurzel an in einem sanften Bogen nach rückwärts und auswärts, steigt von der Mitte an gerade in die Höhe und wendet sich dann wieder etwas nach einwärts. Die Augensprosse, welche unmittelbar über dem Rosenstocke entspringt, ist stark und lang, vor, auf und mit der Spitze nach einwärts gekrümmt, die Gabelsprosse zweigt sich ungefähr einen Fuß über der Wurzel des Geweihes ab und richtet sich etwas nach vor-, auf- und auswärts. Stangen und Enden sind auf der Oberfläche gefurcht und geperlt. Die Behaarung ist verschieden, je nach der Jahreszeit. Bei ausgebildetem Geweih trägt der Hirsch ein Kleid aus groben, brüchigen und ziemlich dünn stehenden Haaren von einer schwer zu beschreibenden graulichbraunfahlen Färbung. Ueber den Rücken verläuft ein dunklerer, d. h. bräunlicherer Streifen, welcher bald deutlich, bald undeutlich begrenzt ist. Die Läufe sind an ihrer Vorderseite ungefähr von der Farbe des Rückens, seitlich und innen jedoch nicht unbedeutend lichter. Bezeichnend scheint mir nach meinen Beobachtungen ein schmales lichtgraues oder weißes Band zu sein, welches sich hart an der Muffel zu beiden Seiten des Obergeäßes herabzieht. Beide Geschlechter sind vollkommen gleich gefärbt und auch das Junge, welches geboren wird, während seine Eltern das beschriebene Kleid tragen, unterscheidet sich nicht durch die Färbung. Dies glaube ich umsomehr hervorheben zu müssen, als alle übrigen, d. h. nicht zu der in Rede stehenden Gruppe gehörigen Hirsche im Jugendkleide gefleckt sind, während die gedachten Indier in einem Kleide zur Welt kommen, welches dem ihrer Eltern genau entspricht. Sehr bezeichnend für den Hirsch ist die ziemlich starke Mähne, welche am Unterhalse und Kinn sich entwickelt; sie ist auch deshalb merkwürdig, weil die Haare, welche sie bilden, sich durch ihre Beschaffenheit kaum von den übrigen unterscheiden.

Bald nach Abwerfen des Geweihes färbt sich der Hirsch und zu gleicher Zeit das Thier. Beide erscheinen dann dunkelgrau mit einem mehr oder weniger hervortretenden Anflug ins Fahlbräunliche.

Soviel bisjetzt bekannt, findet sich der Mähnenhirsch vorzugsweise auf Java, Sumatra, Borneo und dem indischen Festlande. Diese Angabe soll jedoch keineswegs etwaige Irrthümer der Reisenden ausschließen, da es durchaus nicht unmöglich ist, daß der auf dem Festlande lebende Mähnenhirsch sich von dem die Inseln bewohnenden unterscheidet. Einige Forscher haben den Mähnenhirsch der Inseln, welcher kleiner, als der vom Festlande sein soll, unter dem Namen Rusa moluccensis getrennt. Die Beschreibungen sind so ungenügend, daß ich mit Bestimmtheit nicht zu sagen vermag, ob ich soeben die eine oder die andere Art beschrieb. Es wird gesagt, daß Borneo durch Vermittelung des Menschen mit dem Mähnenhirsch bevölkert worden sein soll: ein Sultan Soërianse habe ein Paar in der Steppe bei Bulu Lampej freigelassen, und diese seien als Stammeltern aller jetzt vorkom-

menden anzusehen. Die Reisenden erwähnen, daß sich das Wild in sehr starken Trupps zusammenschlägt, welche mehr als Waldungen die offenen steppenartigen Ebenen bevorzugen. In allen günstigen Gegenden soll es sehr häufig auftreten.

Ueber Lebensweise und Betragen sind die Nachrichten überaus dürftig; sie enthalten nur ungefähr Folgendes: Die alten Hirsche trennen sich nach der Brunst von den Trupps der Thiere und schweifen bis zur nächsten Brunstzeit einsiedlerisch umher, halten jedoch gewisse Beziehungen zu den Trupps fest, wandern mit diesen bei Beginn der trockenen Jahreszeit den stehenden Gewässern zu und ziehen, wenn die Regenzeit oder der Frühling eintritt, mit ihnen wieder in höher gelegene Gegenden. Während der größten Hitze des Tages liegen die Thiere zwischen Schilf oder im Dickicht der Gebüsche verborgen, vor Sonnenuntergang ziehen sie zur Suhle, und mit Einbruch des Abends auf Aeßung aus. Das Wasser lieben sie ganz ungemein: — Dies kann man auch an den Gefangenen beobachten, welche nach einem Schlammbad wahrhaft begierig sind. Ueber die Aeßung fehlen bestimmte Angaben, wir dürfen aber von den Gefangenen schließen, daß die Nahrung im wesentlichen der Aeßung unseres Edelwildes entspricht.

Die Bewegungen des Mähnenhirsches verdienen eine kurze Besprechung. Ueber den flüchtigen Hirsch vermag ich leider nicht zu urtheilen, und muß also den Reisenden glauben, welche sagen, daß der Lauf sehr schnell und ausdauernd sei und daß der gestreckte Galopp, welchen der flüchtige Hirsch annimmt, häufig durch kurze Sätze unterbrochen werde; dagegen kann ich über den ruhigen Schritt des Mähnenhirsches aus eigener Erfahrung sprechen. Die Gefangenen des hamburger Thiergartens zeichnen sich durch ihre Bewegungen vor den sämmtlichen übrigen Hirschen aus. Kein mir bekannter Hirsch schreitet so würdevoll, so stolz dahin, wie der Mähnenhirsch. Sein Gang gleicht durchaus dem angelernten Schritt, dem sogenannten spanischen Tritt eines wohlunterrichteten Schulpferdes. Jede Bewegung des Hirsches ist dieselbe, welche ein Pferd unter gedachten Umständen ausführt. Man meint, als wäre der Hirsch durchdrungen von dem Gefühl des Stolzes, welches er an den Tag zu legen scheint. Er hebt den Lauf bedächtig und zierlich auf, streckt ihn ganz in der Weise des Schulpferdes vor und setzt ihn zierlich wieder auf den Boden; dabei begleitet er jeden Schritt mit einer entsprechenden Kopfbewegung. Demungeachtet bleibt man im Zweifel, ob dieses Gebahren Stolz oder Zorn ausdrücken soll; denn der würdevolle Gang wird regelmäßig mit einem verdächtigen Aufwerfen der Oberlippe begleitet, welches bei anderen Hirschen immer ein Zeichen ihrer Wuth oder mindestens großer Erregtheit ist. Bemerken will ich noch, daß man namentlich bei dieser Art des Gehens auch von unseren Hirschen ein starkes Knistern vernimmt, wie von dem Renthier. Der Hirsch bewegt sich viel in der beschriebenen Weise und trabt nur selten schneller in seinem Gehege umher, das Thier hingegen führt oft scherzende Sprünge aus und zeigt sich dabei äußerst behend und gewandt. Ihm eigenthümlich ist, daß es bei dem Ansatz zu schnellerem Lauf den Kopf tief nach unten biegt und den Hals lang vorstreckt, auch wohl sonderbar schlängelnde Bewegungen mit dem Kopfe ausführt, bevor es flüchtig wird.

Im übrigen stimmen meine Beobachtungen an den gefangenen Thieren mit den Angaben der Reisenden überein. Die Sinne des Mähnenhirsches sind sehr ausgebildet, namentlich Gehör und Witterung vorzüglich scharf und das Geäuge ebenfalls wohl entwickelt. Zudem ist dieses Wild klug, wachsam, vorsichtig; es lernt auch seinen Pfleger bald kennen, ohne sich jedoch eigentlich mit ihm zu befreunden. Möglich ist, daß Mähnenhirsche, welche sehr früh in die Gefangenschaft geriethen, ebenso zahm werden, als andere Hirsche; von den unsrigen kann ich Dies aber nicht sagen, obgleich wir uns viele Mühe mit ihrer Zähmung gegeben haben.

Wenn wir von den gefangenen auf die freilebenden Mähnenhirsche schließen dürfen, haben wir unsere Wintermonate als die Brunstzeit zu bezeichnen. Der Mähnenhirsch im hamburger Thiergarten warf im Mai sein Geweih ab und fegte im September. Am 20. November ließ er zum ersten Male seine Stimme vernehmen: ein sehr kurzes, dumpfes und leises Blöcken. Von dieser Zeit an zeigte er sich sehr erregt, kampf- und zerstörungslustig, wie die übrigen brünstigen Hirsche, namentlich aber

erzürnt gegen den Wärter, mit dem er sonst auf bestem Fuße stand. Während der ganzen Zeit verbreitete er einen unausstehlichen bockartigen Geruch, welcher zuweilen so heftig wurde, daß er den Stall förmlich verpestete. Ausgang Dezembers bekundete auch das Thier durch ein leises Mahnen Sehnsucht nach dem Hirsche, und am 7. Januar erfolgte der Beschlag. Dasselbe Thier hatte am 18. Oktober ein Kalb geboren, und somit darf die Zeit, welche es hoch beschlagen geht, zu 8⅓ Monaten angenommen werden. Die milde Herbstwitterung des Jahres 1863 kam dem, in so ungünstiger Zeit zur Welt gekommenen Kalb vortrefflich zustatten. Es war vom ersten Tage an sehr munter und gedieh zu meiner besonderen Freude zusehends. Seine Mutter bewachte und beschützte es mit ebensoviel Sorgfalt, als Muth: sie bedrohte selbst den ihr wohlbekannten Wärter, dem sie sonst scheu aus dem Wege ging. Den Kopf gesenkt, den Wedel erhoben und mit weit aus einander klaffenden Thränengruben, ging sie jedem Eindringlinge kühn zu Leibe und versuchte, ihn durch kräftige Schläge mit den Vorderbeinen abzutreiben, wobei sie sich bemühte, das Kalb durch ihren eigenen Leib zu decken. Dieses hatte nach etwa vier Monaten ungefähr die Hälfte der Größe seiner Mutter erreicht, besäugte sie aber bis in den sechsten Monat seines Lebens. An das Futter, welches dem Thiere gereicht wurde, ging es bereits in der dritten Woche.

Mit dieser Satzzeit stimmt die Geburt eines Kalbes vom Samburhirsch, welchen wir ebenfalls im hamburger Thiergarten pflegen, ziemlich überein. Dasselbe wurde in der strengsten Winterkälte am 7. Januar gesetzt und gedieh, ungeachtet der höchst ungünstigen Witterung, deren Unbill es trotz des Stalles mehr oder weniger ausgesetzt war, ganz vortrefflich.

Außer den Menschen stellen in Indien die großen Katzenarten dem Mähnenhirsche eifrig nach: namentlich der Tiger nährt sich zeitweilig ausschließlich von ihm und seinen Verwandten. Die indischen Fürsten halten auch seinetwegen zuweilen große Treibjagden ab. Das Wildpret wird gerühmt und gilt selbst auf der Tafel der Europäer als eine vorzügliche Speise. Decke und Haut werden nicht benutzt.

Der Schweinshirsch (Hyelaphus porcinus), eine der gemeinsten indischen Arten, reiht sich der vorigen Gruppe an. Er gehört zu den plumpesten Gestalten der ganzen Familie, ist fast schwerfällig gebaut, dickleibig, kurzläufig, kurzhälsig und kurzköpfig und zeichnet sich namentlich auch noch durch sein Geweih aus. Die Stangen sind dünn, höchstens fußlang und dreiendig, stehen aber auf ziemlich hohen Rosenstöcken, welche weit von einander entfernt sind. Hierdurch erscheint das Geweih größer, als es in Wahrheit ist. Die Verzweigung desselben ist so einfach, wie bei dem vorhergehenden, nur daß alle Theile weit zierlicher und kleiner sind, als bei ihm. Der Augensproß wendet sich anfangs nach vorn und außen, mit der Spitze aber wieder nach innen, das obere kurze Ende bildet einen nach innen und hinten gekrümmten Haken. Das Haar ist noch immer grob, rauh und brüchig, jedoch weit feiner, auch weniger gewellt, als bei dem Mähnenhirsch und seinen nächsten Verwandten. Die Färbung scheint mancherlei Schwankungen unterworfen zu sein, und darauf gründet sich der Mangel an Uebereinstimmung, welcher sich in den verschiedenen Beschreibungen des Schweinshirsches kundgibt. Gewöhnlich ist die allgemeine Färbung ein schönes Kaffeebraun, welches beim Hirsch bis zum Schwarzbraun dunkeln, beim Thier bis zum Lederbraun sich lichten kann. Das einzelne Haar erscheint an der Wurzel aschgrau, in der Mitte schwarzbraun, vor der dunkeln Spitze aber hellzimmtbraun geringelt. Die lichten Ringe kommen jedoch in der allgemeinen Färbung verhältnißmäßig wenig zur Geltung, wie es scheint bei dem Thiere mehr, als bei dem Hirsch. Dunkler gefärbt, fast schwarz, sind ein Rückenstreif, eine Binde hinter der Muffel, welche sich ringsum zieht, eine zweite, nach der Muffel zu hufeisenförmig eingebogene Binde zwischen den Augen und ein Längsstreifen auf der Stirnmitte, graulicher, dunkelaschfarben etwa, die Unterseite des Leibes und die Läufe, lichter, nämlich hellfahlgrau, der Kopf und die Halsseiten, die Kehle, das Gehör und unregelmäßig gestellte Flecken auf beiden Seiten des Leibes, weiß endlich die Spitze des

Unterkiefers, der Wedel auf seiner Unterseite und an der Spitze, sowie der schmale, vom Wedel bedeckte Spiegel. Die lichteren Flecken habe ich bei allen Schweinshirschen bemerkt, welche ich bisjetzt lebend sah; allerdings aber treten sie bei den lichter gefärbten Thieren immer mehr hervor, als bei den dunkelfarbigen, bei welchen sie zuweilen fast zu verschwinden scheinen; sie zeigen sich dann nur, wenn der Hirsch das Haar sträubt. Das Jugendkleid unterscheidet sich blos dadurch von dem des alten Thieres, daß die Flecken anscheinend größer und heller sind.

Wie weit das Vaterland des Schweinshirsches sich erstreckt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; soviel aber wissen wir, daß er weit verbreitet und wo er vorkommt, häufig ist. Sehr gemein scheint er in Bengalen zu sein; vonhieraus erhalten wir die meisten, welche unsere Thiergärten bevölkern. Man sagt, daß er in Indien als halbes Hausthier gehalten werde. Unser Klima erträgt er ohne große Beschwerden, verlangt aber bei strenger Witterung einen geschützten Ort zum Rückzug.

In seinem Betragen hat er manches Eigenthümliche. Er gehört nicht zu den Begabten unter seinen Verwandten, sondern ist eher als geistesarmes Geschöpf zu betrachten. Das Thier ist furchtsam, scheu und unklug, der Hirsch muthig, auch gegen den Menschen, rauflustig, herrschsüchtig und zu Gewaltthätigkeiten geneigt. So vortrefflich er sich zeitweilig mit seinen Thieren verträgt, so sehr quält er sie zu anderen Zeiten. Ohne alle Veranlassung stürmt er auf sie los und mißhandelt sie oft in gefährlicher Weise. Nach der Brunstzeit muß man ihn stets von jenen entfernen. Vor der Brunst übt er seine Kraft an allem Möglichen: er rennt gegen die Bäume und Gitter, wühlt mit dem kurzen Geweih den Rasen auf und wirft die losgerissenen Stücke hin und her, bedroht Jeden, der sich nähert, indem er den Kopf zur Seite biegt und mit boshafter Miene in schiefer Richtung heranschreitet, geht auch ohne Bedenken auf den Mann und macht dann von seiner Kraft in empfindlicher Weise Gebrauch. Der Geweihwechsel beginnt mit den ersten Monaten des Jahres. Ein Schweinshirsch des hamburger Thiergartens warf am 20. Januar ab und fegte am 2. April.

Im Monat Juli trat er auf die Brunst, der Beschlag der Thiere erfolgte am 16. August, der Satz des Kalbes am 1. April; somit ergibt sich eine Trächtigkeitszeit von 228 Tagen. Die Kälber sind sehr niedliche, auf lichtbraunem Grunde gelblich gefleckte Thiere, welche vom ersten Tage ihres Lebens an die untersetzte Gestalt ihrer Eltern zeigen.

Soweit bekannt, hat das Thier in seiner Heimat dieselben Feinde, wie seine Verwandten. In Bengalen wird es oft zu Pferde gejagt und vom Sattel aus mit einem Schwertstreiche erlegt. Einzelne Jäger sind Meister in der Kunst, dem flüchtigen Wilde auf allen Wegen zu folgen und in kurzer Frist mit ihrer so ungeeignet scheinenden Waffe beizukommen. Das Wildpret gilt als wohlschmeckend.

In Nordamerika wohnen die Mazamahirsche (Reduncina oder Mazama), zierlich gebaute, anmuthige Thiere, welche sich ebenso durch ihren Bau, sowie durch die Geweihe der Hirsche auszeichnen. Ihre Gestalt ist sehr schlank, Hals und Kopf sind lang, die Läufe mittelhoch, aber schwach, der Wedel ist ziemlich lang. Dichte, weiche Haare von lebhafter Färbung bilden die Decke; sie verlängern sich mähnenartig bei dem Hirsch und außerdem zu einer Quaste am Wedel beider Geschlechter. Die Geweihe krümmen sich bogenförmig von rückwärts nach außen und vorwärts und sind in drei bis sieben Sprossen verästelt, welche sämmtlich nach einwärts gehen; die Augensprosse ist vorhanden, Eis- und Mittelsprosse fehlen. Die Lichter sind groß und ausdrucksvoll, das Gehör ist ziemlich groß, lanzettförmig gestaltet, auf der Außenseite mit sehr kurzen Haaren bekleidet, so daß es fast nackt erscheint, innen dagegen, namentlich an den Seiten, reichlicher bedeckt.

Man kennt gegenwärtig ungefähr sechs Arten von hierher zu zählenden Hirschen, hat dieselben jedoch noch keineswegs mit hinreichender Schärfe unterschieden. Ihre Aehnlichkeit ist sehr groß, und deshalb wollen viele Naturforscher nicht an die Artverschiedenheiten glauben, während Alle, welche die Thiere lebend vor sich sahen, hieran nicht zu zweifeln wagen. In der Neuzeit sind mehrere

Arten wiederholt nach Europa gekommen, und hier gedeihen sie bei geeigneter Pflege auch vortrefflich, obwohl sie größere Schonung verlangen, als unser einheimisches Wild.

Es genügt, wenn wir die bekannteste Art der Gruppe, den virginischen Hirsch (Reduncina virginiana) einer Beschreibung zu Grunde legen.



Der virginische Hirsch (Reduncina virginiana).

In mancher Hinsicht hat das Thier einige Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, welchem er auch in der Größe ungefähr gleich kommt; er unterscheidet sich aber sofort durch den zierlichen Bau und namentlich durch den langgestreckten, feinen Kopf, welcher vielleicht der schönste aller Hirsche genannt werden darf. Nach der Versicherung des

Prinzen von Wied wird der virginische Hirsch oft bedeutend größer, als unser Damhirsch und gibt dem Edelhirsch nicht viel nach; so große Thiere dieser Art sind mir in den europäischen Thiergärten freilich noch nicht zu Gesicht gekommen. Die Färbung ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommerkleid ist ein schönes, gleichmäßiges Gelbroth die vorherrschende Farbe; es dunkelt auf dem Rücken und geht nach den Seiten hin in Gelbroth über. Der Bauch und die Innenseite der Glieder sind blässer, der Wedel ist oben dunkelbraun, unten und auf den Seiten blendend weiß. Bezeichnend ist die Färbung des Kopfes, welcher immer dunkler, als der übrige Körper, und zwar bräunlichgrau gefärbt ist. Der Nasenrücken pflegt gewöhnlich sehr dunkel zu sein; zu beiden Seiten der Unterlippe aber und an der Spitze des Oberkiefers ziehen sich weiße Flecken herab, welche sich fast zu einem Ringe vereinigen; ein ähnlich gefärbter Ring umgibt auch das Auge. Im Winter ist die Oberseite graubraun, etwa der Winterfärbung unseres Rehes entsprechend, die Unterseite röthlich, die der Läufe gelbröthlichbraun, das Gehör an der Außenseite dunkelgraubraun, an Rand und Spitze schwärzlich, inwendig weiß. Ein Fleck außen am unteren Ohrwinkel, die Unterseite des Kopfes, die Hinterseite des Vorderschenkels, der Bauch, die innere und die Vorderseite des Hinterschenkels, die untere Fläche des dünnen, sehr lang und dicht behaarten Schwanzes sind ebenfalls reinweiß; die Zeichnung am Geäße bleibt in beiden Kleidern dieselbe. Nach den vom Prinzen von Wied gegebenen Maßen beträgt die Länge eines Hirsches von mittlerer Stärke $5\frac{2}{3}$ Fuß, die Länge des Wedels 1 Fuß, die Länge des Kopfes $12\frac{1}{2}$ Zoll, die Höhe des Ohres 6 Zoll, die Höhe des Geweihes 1 Fuß und die Länge jeder Stange, der Krümmung nach gemessen, etwas über $1\frac{1}{3}$ Fuß. Am Widerrist war dieser Hirsch $3\frac{1}{4}$ Fuß hoch. Das Thier ist beträchtlich kleiner, nur $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und nicht über $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Das Kalb ist auf dunkelbraunem Grunde sehr zierlich weiß oder gelblichweiß gefleckt, im übrigen seinen Alten ähnlich.

Nach den Angaben Audubon's und des Prinzen von Wied verbreitet sich dieser schöne Hirsch über alle Waldungen von Nordamerika, mit Ausnahme der nördlichst gelegenen. In den Pelzgegenden soll er sich nicht finden; wohl aber kommt er in Kanada vor. Von der Ostküste Nordamerikas reicht er bis zu den Felsgebirgen und südlich bis nach Mejiko. Früher soll er aller Orten in zahlreicher Menge gefunden worden sein; gegenwärtig ist er aus den stark bevölkerten Theilen schon fast ganz verdrängt oder hat sich wenigstens in die größeren Gebirgswaldungen zurückziehen müssen. Am Missouri soll er heutigen Tages noch sehr häufig vorkommen.

Dank den genannten Forschern kennen wir gegenwärtig Lebensweise und Betragen des virginischen Hirsches sehr genau, ganz abgesehen von den Beobachtungen, welche außerdem an den nach Europa übergeführten Hirschen gemacht wurden. Im allgemeinen ähnelt das Leben dem unseres Edelwildes. Der virginische Hirsch bildet, wie dieses, Trupps und Rudel, zu denen sich die starken Hirsche während der Brunstzeit einfinden, tritt ungefähr zu derselben Zeit wie unser Hirsch auf die Brunst und setzt auch das Kalb oder die beiden Kälber ungefähr in den gleichen Monaten, in welchen unser Edelwild geboren wird. Der Hirsch wirft im März ab und fegt zu Ende Juli oder im August, verfärbt sich dann im Oktober und tritt um diese Zeit auf die Brunst.

Diesen übersichtlichen Worten, welche dem Prinzen von Wied nachgesprochen sind, wollen wir Einiges aus der vortrefflichen Schilderung unseres verehrten Audubon hinzufügen. „Das Wild," sagt er, „hängt fest an dem einmal gewählten Platze, und kehrt nach Verfolgung immer wieder zu ihm zurück. Allerdings thut es sich während der verschiedenen Tage gewöhnlich nicht in demselben Bette nieder, wird aber doch in derselben Gegend gefunden, oft keine funfzig Ellen von dem Platze, von dem es früher aufgestört worden war. Seine Lieblingsplätze sind alte Felder, welche theilweise von Buschwald wieder in Besitz genommen worden sind und deswegen ihm Schutz gewähren. In den südlichen Staaten sucht es sich, und zwar namentlich im Sommer, wenn es weniger verfolgt wird, oft die äußeren Hage der Pflanzungen auf, steht hier während des Tages in einem düsteren Dickicht zwischen Rohr, wildem Wein und Dornengestrüpp, jedenfalls in möglichster Nähe seines Weidegrundes. Doch ist diese Vorliebe für derartige Oertlichkeiten nicht allgemein: oft findet man

auch zahlreiche Spuren des Wildes in Feldern, welche nur von fern her besucht werden. In den Gebirgsgegenden bemerkt man zuweilen ein Stück auf einem hervorragenden Felspunkte niedergethan, dem Steinbock oder der Alpengemse vergleichbar; gewöhnlich aber verbirgt sich das Wild zwischen Mirten- und Lorbergebüsch, neben umgefallenen Bäumen und an ähnlichen Orten. In der kalten Jahreszeit bevorzugt es die geschützten und trockenen Plätze, steht dann gern unter dem Winde und läßt sich von den Sonnenstrahlen wärmen; im Sommer zieht es sich während des Tages in die schattigen Theile des Waldes zurück und hält sich in der Nähe kleiner Flüsse oder kühler Ströme auf. Um der Verfolgung der Mücken und Stechfliegen zu entgehen, flüchtet es sich oft in einen Fluß oder Teich und liegt hier bis zur Nase im Wasser."

„Die Aeßung des Wildes ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Winter geht es die Zweige und Blätter des Gebüsches an, im Frühling und Sommer wählt es sich, und zwar mit größter Leckerhaftigkeit, das zarteste Gras aus, und kommt oft, dem jungen Mais und anderen Getreide nachgehend, in die Felder herein. Beeren verschiedener Art, Nüsse und ähnliche Früchte, namentlich auch Bücheln liebt es ganz ungemein. Bei so reichlicher Auswahl an Aeßung sollte man meinen, daß das Wild beständig gut von Wildpret sei: Dies ist jedoch nicht der Fall; denn mit Ausnahme gewisser Jahreszeiten ist dieser Hirsch sehr schlecht vom Leibe. Die Hirsche sind vom August bis zum November feist. Wir selbst haben solche erlegt, welche 175 Pfund wogen, und sind berichtet worden, daß Einzelne ein Gewicht von mehr als 200 Pfund erreichen. Die Brunst beginnt, in Karolina wenigstens, im November, manchmal auch etwas eher. Der Hirsch ist jetzt fortwährend auf den Beinen, fast beständig im Rennen, um seine Gegner aufzusuchen. Wenn er mit anderen Hirschen zusammentrifft, beginnt ein heftiger Zweikampf, in welchem nicht selten Einer getödtet wird, obgleich der Schwächere gewöhnlich die Flucht ergreift und dem Stärkeren höchstens achtungsvoll in einiger Entfernung folgt, immer bereit, dem siegreichen Nebenbuhler das Feld zu räumen. Nicht selten verfangen sich zwei gleich starke Hirsche so vollständig mit den Geweihen, daß sie nicht wieder von einander loskommen können und in kläglicher Weise zu Grunde gehen. Wir haben uns bemüht, derartig verschlungene Geweihe zu trennen, aber gefunden, daß weder unsere Geschicklichkeit, noch unsere Kraft Dies auszuführen vermochte. Verschiedene Mal haben wir zwei und ein Mal drei Paare von Geweihen so verfangen gesehen. Die Brunstzeit währt ungefähr zwei Monate und beginnt bei den älteren Hirschen eher, als bei den jüngeren. Gegen den Monat Januar werfen die Hirsche ab, und von dieser Zeit an leben sie friedlich mit einander vereinigt."

„Die Thiere sind am feistesten vom November bis zum Januar, fallen hierauf ab, umsomehr, je näher die Satzzeit heranrückt, und nehmen wieder zu, während ihre Kälber sie besäugen. Diese werden in Karolina im April geboren; Schmalthiere hingegen setzen gewöhnlich erst im Mai oder Juni. In den nördlichen Staaten tritt die Satzzeit etwas später ein, als in Florida und Texas. Auffallend, aber vollkommen begründet ist, daß in Alabama und Florida die Mehrzahl der Kälber im November geboren werden. Das Thier verbirgt sein frisch gesetztes Kalb unter einem dichten Busch oder im dicken Gras und besucht es mehrmals des Tages, namentlich morgens, abends und während der Nacht. Erst später nimmt es das Junge mit sich fort. Wenn die Kälber erst einige Tage alt sind, liegen sie manchmal so tief im Schlafe, daß sie gefangen werden können, ehe sie die Ankunft eines Menschen wahrnehmen. Sie lassen sich sehr schnell zähmen und schließen sich ihren Fängern schon nach wenigen Stunden innig an. Ein Freund von uns besaß ein Thierkalb, welches nach seiner Gefangennahme zu einer Ziege gebracht und von dieser angenommen wurde, und wir haben andere gesehen, welche von Kühen groß gesäugt worden waren. Sie halten sich gut in der Gefangenschaft, aber wir haben gefunden, daß sie lästige Schoßthierchen sind. Ein Paar, welches wir verschiedene Jahre hielten, hatte sich gewöhnt, unser Studirzimmer durch das offene Fenster zu besuchen, und führte Dies auch aus, wenn die Fenster geschlossen waren, unbekümmert um das Glas in denselben. Sie schienen überhaupt einen zerstörungslustigen Sinn zu besitzen: sie leckten und nagten an unseren Buchdeckeln und verursachten uns oft große Verwirrung unter unseren Pa-

pieren. Kein Busch in dem Garten, so werthvoll er uns auch sein mochte, war ihnen heilig; sie benagten unser Kutschengeschirr und machten sich schließlich über unsere jungen Enten und Hühner her, bissen ihnen den Kopf und die Füße ab und ließen dann den verstümmelten Leib liegen."

„Das Thier setzt erst, wenn es wenigstens zwei Jahre alt ist, und dann regelmäßig ein Kalb, während es später deren zwei zur Welt bringt. Ein starkes und gesundes Thier gebiert oft drei Kälber, und in dem Leibe eines von uns erlegten Thieres fanden wir sogar vier wohlausgebildete Junge. Die regelmäßige Zahl der Kälber ist zwei. Das Thier liebt sein Kalb ungemein und kommt auf seinen Ruf augenblicklich herbei. Die Indianer brauchen die List, auf einem Rohrstücke das Mahnen des Kalbes nachzuahmen, um die Mutter herbeizulocken, welche dann regelmäßig ihrem Pfeil zum Opfer fällt. Wir selbst haben zwei Mal Thiere durch Nachahmen der Stimme seines Kalbes herbeigerufen. Dem Menschen gegenüber wagt die Mutter ihr Kind nicht zu vertheidigen, sondern denkt nur an Flucht."

„Das Wild ist sehr gesellig und wird in den westlichen Prairien oft in ungemein zahlreichen Rudeln von vielen hundert Stück zusammen gesehen. Nach der Brunst schlagen sich, wie wir schon erwähnt haben, auch die Hirsche in Rudel zusammen oder vereinigen sich mit den Thieren, welche den größten Theil des Jahres hindurch zusammenleben."

„Unser Wild ist eins der schweigsamsten aller Geschöpfe. Es läßt selten einen Laut vernehmen. Das Kalb stößt ein leises Blöcken aus, welches von dem feinen Gehör seiner Mutter vielleicht auf eine Entfernung von hundert Ellen wahrgenommen wird; diese ruft ihr Kalb durch ein leises Murmeln herbei. Ein lautes Schreien haben wir nur gehört, wenn das Wild verwundet wurde. Der Bock stößt, wenn er aufgestöbert wird, ein kurzes Schnauben aus, wir haben aber auch nachts ein schrillendes Pfeifen, ähnlich dem der Gemse, von ihm gehört, und zwar bis auf eine Entfernung von ungefähr einer halben Meile. Die Witterung ist so ausgezeichnet, daß ein Stück dem anderen durch Spüren zu folgen im Stande ist. An einem Herbstmorgen sahen wir ein Thier an uns vorüberlaufen; zehn Minuten später beobachteten wir einen Hirsch, welcher es mit der Nase auf dem Boden verfolgte, und zwar auf allen Widergängen seines Laufes; eine halbe Stunde später erschien ein zweiter Hirsch und geraume Zeit nachher ein Spießer, als dritter, und Alle folgten derselben Fährte. Das Gesicht scheint wenig entwickelt zu sein; wenigstens haben wir beobachtet, daß das Wild, wenn wir still standen, oft wenige Ellen vor uns vorbeiging, ohne uns zu bemerken, während es augenblicklich flüchtig wurde, wenn wir uns bewegten oder wenn wir ihm in den Wind kamen. Das Gehör ist ebensofein, als der Geruch."

„Unser Wild kann ohne Wasser nicht bestehen und ist gezwungen, die Flüsse oder Quellen allnächtlich aufzusuchen. Im Jahre 1850 herrschte eine allgemeine Dürre in unseren südlichen Ländern, und die Folge davon war, daß das Wild massenweise seine Stände verließ und sich wasserreicheren Gegenden zuzog. Sehr begierig sind die Hirsche auf Salz, und Jäger, welche Dies wissen und Salzlecken kennen, machen in der Nähe derselben regelmäßig gute Jagd."

„Wenn man das Wild ein nächtliches Thier nennt, muß man hinzufügen, daß es in Prairien oder in Oertlichkeiten, wo es selten gestört wird, auch in den Morgen- und Nachmittagsstunden seiner Aeßung nachgeht. Unter solchen Umständen ruht es gewöhnlich nur in den Mittagsstunden. In den atlantischen Staaten freilich, wo es von den Jägern fortwährend belästigt wird, erhebt es sich selten vor Sonnenuntergang von seinem Bette. Uebrigens sieht man es während des Frühlings und Sommers öfter, als im Winter bei Tage sich äßen."

„In Gegenden, wo das Wild fortwährend beunruhigt wird, läßt es den Jäger weit näher an sein Bett herankommen, als in Gauen, wo es selten gestört wird. Es bleibt ruhig liegen, aber keineswegs weil es schläft oder nicht wachsam ist, sondern weil es fürchtet, sich laufend dem Blicke auszusetzen und hofft, im Liegen übersehen zu werden. Wir haben es liegen sehen, die Hinterläufe sprungfertig, das Gehör platt auf die Seiten des Nackens gepreßt, die Lichter scharf jede Bewegung des Störenfrieds bewachend. Unter solchen Umständen darf der Jäger nur dann auf Erfolg

hoffen, wenn er langsam rund um das Thier reitet und thut, als ob er es nicht bemerkt habe, dann aber plötzlich feuert, bevor es sich von seinem Bette erhebt. Ehe das Wild Nachstellungen erfahren hat, versucht es, sich bei Ankunft des Jägers in gedrückter Stellung davon zu schleichen."

„Der Gang des Wildes ist verschieden. Im Laufe trägt es sein Haupt niedrig und verfolgt seinen Lauf vorsichtig und still, gelegentlich das Gehör und den Wedel bewegend. Das größte Thier ist regelmäßig der Führer des Trupps, welcher in der sogenannten indischen Reihe fortzieht; selten gehen ihrer zwei neben einander dahin. Ein ruhiger Schritt ist die Bewegung des nicht in Furcht gesetzten Wildes. Wenn es aufgestört wird, ohne jedoch erschreckt zu sein, springt es zwei oder drei Mal in die Höhe und fällt mit scheinbarem Ungeschick auf drei Läufe nieder, kehrt sich einen Augenblick später der entgegengesetzten Seite zu, erhebt seinen weißen Wedel und dreht ihn von einer Seite zur anderen. Darauf folgen dann einige hohe Sprünge, worauf das Haupt nach jeder Richtung hin gedreht wird, um wo möglich die Ursache der Störung zu erspähen. Die Sprünge und Sätze sind so anmuthig, daß man sie nur mit Erstaunen und Bewunderung betrachten kann. Sieht dagegen das Wild den Gegenstand seines Schreckens, bevor es sich von seinem Bette erhebt, dann schießt es rasch niedrig auf dem Boden dahin, das Haupt und den Wedel in einer Linie mit dem Körper gehalten, und so läuft es mehrere hundert Schritte fort, als wolle es mit einem edlen Roß wetteifern. Diese Art der Bewegung kann es jedoch nicht lange fortsetzen; wir haben mehrmals gesehen, daß es durch einen gewandten Reiter überholt und zurückgetrieben wurde, und wissen, daß eine Meute guter Hunde Wild ungefähr nach stündiger Jagd einholt, falls es diesem nicht gelingt, einen Sumpf oder einen Strom zu erreichen, in welchen es sich unter solchen Umständen augenblicklich wirft. Es geht übrigens auch ungedrängt ins Wasser und schwimmt mit großer Schnelligkeit, den Leib tief eingesenkt und nur das Haupt über der Oberfläche erhoben. Nach unseren Erfahrungen kreuzt es zuweilen sehr breite Ströme und durchschwimmt Entfernungen von zwei (englischen) Meilen, und zwar so rasch, daß ein Bot es kaum überholen kann. An den südlichen Küsten wirft sich das von Hunden verfolgte und ermüdete Wild in die Brandung, schwimmt auf eine oder zwei Meilen in das Meer hinaus und kehrt gewöhnlich zu demselben Platze zurück, von welchem es ausging."

„Wenn wir nachts durch den Wald ritten und an Wild vorüberkamen, hörten wir oft, daß es mit dem Fuße aufstampfte oder vernahmen von den Hirschen ein lautes Schnaufen. Hierauf stürmte das Rudel eine kurze Strecke dahin und stampfte und schnaufte wieder. Dieses Betragen scheint übrigens nur bei Nacht stattzufinden."

„Das Wildpret ist das wohlschmeckendste von dem aller Thierarten, deren Fleisch wir versucht haben. Es ist feiner, als das Wildpret des Wapiti oder der europäischen Hirscharten; den höchsten Wohlgeschmack hat es jedoch nur während der Feistzeit in den Monaten August bis Dezember."

„Der Fang unseres Wildes forderte alle List und Geduld unserer Indianer heraus, bevor das Weißgesicht mit seiner Büchse, seinem Roß und seinen Hunden in die Jagdgründe eintrat. Der Wilde stritt mit dem Wolfe und dem Puma um solche Beute, und die verschiedensten Jagdarten wurden in Anwendung gebracht. Am häufigsten erlegte man das Wild, indem man das Mahnen des Kalbes oder das Schreien des Bockes nachahmte. Zuweilen auch kleidete sich der Wilde in die Decke des erlegten Hirsches, dessen Geweih er am Kopfe festgebunden hatte, und ahmte getreulich den Gang und alle übrigen Bewegungen des Hirsches nach, wodurch es ihm gelang, sich bis mitten in das Rudel zu schleichen und dann oft mehrere nach einander mit dem Bogen zu erlegen, ehe das Rudel flüchtig wurde. Nach unserem Dafürhalten haben die nordamerikanischen Indianer zur Erlegung ihrer Jagdbeute niemals vergiftete Pfeile gebraucht, wie die Indianer Südamerikas. Seit der Einführung der Feuerwaffen haben jedoch die meisten Stämme Bogen und Pfeil bei Seite gelegt und das Gewehr angenommen. Aber auch mit dieser Waffe schleichen sie sich gewöhnlich möglichst nahe an das sich äßende Rudel an und schießen selten auf weiter, als auf 25 bis 30 Schritte, — dann freilich mit dem größten Erfolg."

„Der weiße Mann jagt je nach des Landes Beschaffenheit. In Gebirgsgegenden bevorzugt er die Pirsche, in dicht bewachsenen Wäldern nimmt er die Hunde zu Hilfe und gebraucht dann anstatt der Büchse ein mit starken Posten geladenes Doppelgewehr. Bei tiefem Schneefall benutzt man in einigen Gegenden auch Schneeschuhe und verfolgt mit ihrer Hilfe das Wild, welches sich unter solchen Umständen nur langsam fortbewegen kann. Weniger waidmännisch jagt man in Virginien, indem man entweder starke Stahlfallen in die Nähe des Wassers stellt oder längs der Innenseite der Feldgehege spitze Pfähle einrammt, auf denen sich das überspringende Wild spießt. Hier und da betreibt man die Jagd vom Bote aus: man kennt die Stellen, an denen das Wild über die Ströme oder Seebusen zu setzen pflegt, jagt es mit Hunden auf, verfolgt es mit dem Bot und schießt es im Wasser zusammen. Ganz eigenthümlich ist die Feuerjagd. Zu ihr sind zwei Jäger erforderlich. Der Eine trägt eine Eisenpfanne, auf welcher er mit harzigem Holz ein kleines Feuer unterhält; der Andere, welcher dicht neben ihm geht, führt das Gewehr. Durch den Anblick des ungewohnten Lichtes mitten im Wald wird das Wild so überrascht, daß es ruhig stehen bleibt; seine Augen spielen dann den Schein der Flamme wieder und geben dem Jäger Gelegenheit zum Zielen. Oft kommt es vor, daß nach dem Schusse einige Glieder des Trupps sich von neuem nach der Flamme kehren. Das einzige Unangenehme bei dieser Jagd ist, daß der Jäger, welcher die beiden feurigen Augen wahrnimmt, nicht unterscheiden kann, ob er Wild oder ein Thier seiner Herde vor sich hat. Es kommt gar nicht selten vor, daß gelegentlich solcher Jagden die im Walde weidenden Hausthiere erlegt werden. Ein Herr erzählte uns, daß er nur einmal in seinem Leben die Feuerjagd betrieben habe. Auch er glaubte die Augen eines Hirsches zu sehen, feuerte und verwundete sein Wild tödtlich, erlegte sogar wenige Minuten darauf ein zweites Thier in derselben Weise. Als er am nächsten Morgen ausging, um nach seiner Beute zu suchen, fand er freilich, daß er anstatt der Hirsche zwei seiner besten Füllen erschossen hatte! Nach einer anderen Erzählung feuerte ein Jäger auf zwei glänzende Punkte und erlegte dabei einen Hund, verwundete zugleich aber auch einen Neger, zwischen dessen Beinen der Hund gestanden hatte."

„Wir sind versichert worden, daß unser Wild von einem guten Windhunde regelmäßig gefangen wird. Ein Paar dieser trefflichen Thiere, welche in Karolina eingeführt wurden, fing gewöhnlich den Hirsch nach einem Laufe von wenigen hundert Ellen. Stöberhunde wurden benutzt, um die Hirsche aufzusuchen und aufzutreiben, dann übernahmen die Windhunde die Verfolgung."

„Zu unserem Bedauern müssen wir die Befürchtung der Jäger bestätigen, daß unser Wild im schnellen Abnehmen begriffen ist und möglicherweise bald ausgerottet sein wird. Schon gegenwärtig gibt es in Karolina kaum den funfzigsten Theil des Wildes mehr, welches vor zwanzig Jahren dort lebte. In den nördlichen und mittleren Staaten ist es bereits ausgerottet, und nur in den südlichen Ländern, wo die ausgedehnten Wälder, Brüche und Sümpfe den Anbau des Bodens verwehren, treibt es sich noch in großer Anzahl umher, obgleich auch hier schon viele Pflanzer ihre Hunde verschenkt haben, weil für sie sich keine Arbeit mehr findet." —

Ich habe dieser Schilderung Audubon's, welche ich übrigens nicht streng übersetzt und nur im Auszug gegeben habe, nur das Eine noch hinzuzufügen, daß, nach meinen Erfahrungen, die gefangenen virginischen Hirsche, wenn sie entsprechend gehalten werden, zu den anmuthigsten Geschöpfen gehören, welche der Mensch an sich fesseln kann. In dem Einen mag Audubon Recht haben: für das Zimmer eignen sie sich wie alle Hirsche nicht, — einem Park oder überhaupt einem Raum aber, welcher ihretwegen umhegt worden ist, gereichen sie zur größten Zierde. Sie gewöhnen sich in kurzer Zeit an ihren Pfleger und beweisen ihm eine besondere Zärtlichkeit. Die Mazamahirsche des hamburger Thiergartens nähern sich augenblicklich ihren Bekannten und nehmen die ihnen dargereichten Leckerbissen nicht nur freundlich entgegen, sondern lecken dem Geber auch dankbar die Hand. Leider tritt ein Uebelstand der Hegung dieses Wildes in Parks und noch mehr in engeren Räumen hindernd entgegen: sie brechen sich nämlich oft ihre zarten Läufe, und gewöhnlich so unglücklich, daß die Heilung schwer oder unmöglich ist. Ein ungeschickter Sprung im Stalle kann solche Verluste bewirken,

und noch häufiger als im Stalle selbst verunglücken sie in der angegebenen Weise, wenn sie scherzend in der Nähe der Gitter sich vergnügen oder während der Brunst sich gegenseitig treiben, ohne auf jeden Schritt zu achten. So sieht sich also der Pfleger dieser liebenswürdigen Thiere nur zu oft genöthigt, einen derartigen verunglückten Mazamahirsch gewaltsam zu tödten, und Dies kommt dem wahren Thierfreunde, wie ich aus eigener Erfahrung versichern darf, so hart an, daß er bald schließlich lieber ganz auf solche Gefangene verzichtet.

Mit dem virginischen hat der weißschwänzige Hirsch (Reduncina leucura) täuschende Aehnlichkeit. Gestalt und Größe unterscheiden ihn kaum oder nicht von jenem. Auch die Art der Zeichnung, d. h. die Farbenvertheilung, ist fast genau dieselbe. Demungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, daß beide Hirsche als verschiedene Arten betrachtet werden müssen. Besonders auffallend ist der Unterschied in der Färbung, obgleich die einzelnen Haare sehr ähnlich gezeichnet sind. Bei beiden Arten hat jedes einzelne Haar einen lichteren Ring vor der dunkleren Spitze; derselbe ist aber bei dem virginischen Hirsch über doppelt so breit, als beim weißschwänzigen, und rostroth gefärbt, während er bei letzterem fahlgelb erscheint. Dieser geringe Unterschied bedingt die Abweichung der Gesammtfärbung; denn im übrigen sind beider Haare gleichgefärbt: lichtgrau an der Wurzel, zunehmend dunkler gegen den Ring hin, schwarz an der Spitze. Weil aber die Ringe bei Bestimmung der Gesammtfärbung hauptsächlich zur Geltung kommen, erscheint der virginische Hirsch immer rostfarbener, als der weißschwänzige, welcher fast genau die Färbung unseres Rehes hat. Doch muß man beide Arten neben einander haben, wenn man in der Bestimmung sicher sein will. Die amerikanischen Forscher glauben auf die größere Länge des Wedels im Vergleich zu jener des virginischen Hirsches besonderes Gewicht legen zu müssen: ich kann versichern, daß man bei dem lebenden Thiere den bezüglichen Unterschied nicht wahrnimmt.

Nach Audubon und Bachmann lebt der weißschwänzige Hirsch östlich von den Felsgebirgen, hauptsächlich im Flußgebiete des Kolumbia, hier vorzugsweise in den fruchtbaren Steppen, welche die kleineren Flüsse umgeben; er scheint also den virginischen Hirsch im Nordwesten zu vertreten. Die französischen Kanadier und die schottischen Hochländer, welche im Dienste der Hudsonsbaigesellschaft stehen, nennen ihn einfach Reh, und erzählen, daß er im ganzen diesem Thiere durchaus ähnlich lebe. Seine Lieblingsplätze sind die dichten Gebüsche der Steppen. Hier verbirgt er sich während des Tages; gegen Abend geht er auf Aeßung aus. Sein Gang ist schleichend, wird aber oft durch hohe, zierliche Sprünge unterbrochen. Der flüchtige Hirsch hebt seinen Wedel hoch in die Höhe und bewegt ihn von einer Seite zur anderen. Vom November bis zum April und Mai sieht man dieses Wild in zahlreichen Trupps; dann zertheilen sich diese, weil die Thiere ihre Kälber setzen. Letztere sind bis in den ersten Winter mit weißlichen Tupfen gefleckt und erhalten dann das Kleid ihrer Eltern. Gegen den November hin tritt der Hirsch auf die Brunst und ruft mit dumpfem Schreien das Thier oder andere Nebenbuhler herbei. Die Indianer ahmen mit einem kurzen Rohrstücke dieses Schreien vortrefflich nach, um den Hirsch herbeizulocken. Das Thier ruft sein Kalb mit einem kurz ausgestoßenen „Mäh mäh“. In allem übrigen scheint der weißschwänzige Hirsch nicht von dem virginischen abzuweichen; doch muß ich hervorheben, daß die Berichte über jenen sehr dürftig lauten, wahrscheinlich weil auch die meisten Reisenden beide Hirsche für gleichartig ansahen.

An unserem Gefangenen ist mir vom ersten Tage an das sonderbare Schleichen aufgefallen. Der Thiergarten zu Hamburg besitzt allerdings nur ein einziges Thier dieses Hirsches; dasselbe steht aber mit einem virginischen in ein und demselben Gehege und gibt somit Gelegenheit, beide zu vergleichen. Bei allen virginischen Hirschen, welche ich sah, habe ich niemals jenes Schleichen beobachtet, welches der weißschwänzige Hirsch annimmt, sobald er getrieben wird oder sich irgendwie verfolgt glaubt. Er kriecht dann förmlich auf dem Boden dahin, den Rücken tief nach unten eingebogen, Hals und Kopf gerade vorgestreckt und jeden Schritt überlegend. Wahrscheinlich ähnelt er im Freien ganz gewissen Antilopen, welche unter dem Namen Ducker bekannt sind.

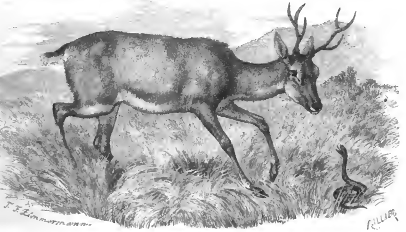
Rühmenswerth ist die Gutmüthigkeit des erwähnten Thieres, sowie auch seine hingebende Zärtlichkeit dem ihm wohlwollenden Menschen gegenüber. Ich habe wenige Hirsche unter meiner Pflege gehabt, welche hierin den Mazamahirschen ähnelten, und keinen, welcher gedachtem Thiere gleichgekommen wäre. Dieses hat sich nicht blos meine Liebe erworben, sondern auch und in hohem Maße die Zuneigung aller regelmäßigen Besucher des Gartens.

Bei den Sprossen- oder Pampashirschen (Blastoceros), deren Heimat Südamerika ist, sind die aufrechtstehenden Geweihe in drei bis fünf Sprossen verästelt, von denen eine nach vorwärts sich richtet; die Eis- und Mittelsprossen fehlen. Die bekannteste Art, der Pampashirsch (Blastoceros campestris), ist ein für unsere Familie mittelgroßes Thier von 3⅓ Fuß Leibeslänge und 4 Zoll Schwanzlänge, am Widerrist 2⅙ Fuß, am Kreuz 2⅓ Fuß hoch. In seltenen Fällen werden recht alte Hirsche auch 4 Fuß lang. Das Weibchen ist, wie zu erwarten, kleiner. Der Pampashirsch oder „Gua-zu-y“ der Guaraner hat echte Hirschgestalt und Färbung. Sein Geweih erinnert an das unseres Rehes, ist aber schlanker, feiner und durch die längeren Sprossen unterschieden. Es krümmt sich nur wenig nach rückwärts, in der unteren Hälfte etwas nach außen, in der oberen wieder nach innen. Die Augensprosse entspringt gegen zwei Zoll über der Rose und ist etwa 4 Zoll lang; oben bildet sich aus der Stange eine zweizackige Gabel, deren Sprosse gerade nach aufwärts gerichtet ist, während sich das Ende der Gabel nach rückwärts kehrt. Zuweilen finden sich Geweihe, auf deren Stange an der Vorderseite noch eine zweite nach vorwärts gekehrte Sprosse entspringt. Die Länge des Geweihes beträgt selten mehr als 10 Zoll; Stangen von einem Fuß Länge gehören zu den Ausnahmen. Das Haar ist dick, glänzend, rauh und brüchig, auf der Ober- und Außenseite lichtröthlichbraun oder fahlgelbbraun; an den Seiten, am Vorderhals und auf der Innenseite der Gliedmaßen am lichtesten. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel dunkelbraun geringelt. Die Unterseite, also Kinn, Kehle, die Brust und die Längsstreifen an der Innenseite der Schenkel sind schmuzig-, der Bauch, die Hinterseite der Schenkel, die Unterseite des Schwanzes und die Schwanzspitze reinweiß, die Ohren außen lichtröthlichbraun, innen weißfleckig. Ein weißer Ring umgibt das Auge und weiße Flecken stehen an der Spitze der Oberlippe.

Der größte Theil Südamerikas ist die Heimat dieses Hirsches. Er ist überall häufig. Nach Rengger kommt er hauptsächlich auf offenen und trockenen Feldern in den wenig bevölkerten Gegenden vor, während er die Nähe von Sümpfen und die Wälder meidet, selbst wenn er heftig verfolgt wird. Er lebt paarweise und in kleinen Rudeln; alte Böcke einsiedeln. Bei Tage ruht er im hohen Grase und hält sich so still in seinem Bett, daß man dicht neben ihm vorbeireiten kann, ohne daß er sich bewegt. Dies thut er, weil er sich dadurch zu verbergen sucht; denn seine Sinne sind schärfer und seine Bewegungen schneller und gewandter, als bei anderen Hirschen. Nur sehr gute Pferde können ihn einholen; wenn er aber einigen Vorsprung hat, vermag ihn auch der beste Renner nicht zu erreichen. Nach Sonnenuntergang zieht er auf Aeßung aus und streift dann die ganze Nacht umher. Das Thier setzt nur ein Kalb, entweder im Frühling oder im Herbst. Nach wenigen Tagen führt es dasselbe dem Hirsch zu, und beide Eltern zeigen große Sorgfalt und Liebe für das Kleine. Sobald Gefahr droht, verstecken sie es im hohen Grase, zeigen sich selbst dem Jäger, führen ihn von der Spur des Kalbes ab und kehren dann auf Umwegen wieder zu diesem zurück. Wird das Junge gefangen, so entfernen sie sich, weil sie nicht von den Hunden verfolgt werden, niemals weit von dem Jäger, sondern gehen unruhig in großen Kreisen um ihn herum und nähern sich, wenn sie die meckernde Stimme des Kalbes vernehmen, sogar auf Schußweite. Ein Paar dieser Hirsche verfolgte Rengger, welcher ein Junges mit sich wegführte, einmal eine halbe Stunde lang.

Jung eingefangen wird der Pampashirsch außerordentlich zahm. Er lernt alle Mitglieder des Hauses kennen, folgt ihnen überall hin, gehorcht ihrem Rufe, spielt mit ihnen und beleckt ihnen Hände und Gesicht; mit Haushunden und Pferden lebt er nicht nur friedlich, sondern neckt sie zuweilen mit Stößen; fremde Personen und fremde Hunde meidet er. Rohe und gekochte Pflanzen der verschiedensten Art ernähren ihn; auf Salz ist er, wie seine Verwandten, besonders erpicht. Bei schöner Witterung vergnügt er sich im Freien; in den Mittagstunden käut er wieder; bei Regenwetter begibt er sich unter Dach.

Der erwachsene Hirsch gibt einen sehr unangenehmen, den Ausdünstungen des Negers ähnelnden Geruch von sich, namentlich in der Brunstzeit. Dann ist er so stark, daß man ihn sogar an Stellen wahrnimmt, wo eine Viertelstunde vorher ein Männchen vorbeigekommen ist. „Ich warf einst mit Kugeln," sagt Rengger, „in die Geweihe des Gua=zu=y, und ließ dieselben nur solange daran, bis ich das Thier getödtet hatte: dennoch hatten sie schon einen so stinkenden Geruch angenommen, daß ich mich ihrer während vierzehn Tagen nicht mehr bedienen konnte. Auch besitze ich ein paar



Der Pampashirsch (Blastoceros campestris).

Geweihe, an denen die noch vorhandene Hautbedeckung des Rosenstockes, jetzt nach Verlauf von acht Jahren, noch jenen Negergeruch wahrnehmen lassen. Der Geruch stellt sich nicht vor dem ersten Altersjahre ein und soll, wie mir ein Jäger versichert, ganz wegbleiben, wenn man das Thier in der Jugend verschneidet."

Um den Gua=zu=y zu erlegen, muß man Treibjagden anstellen. Einige Jäger zu Pferde bilden auf dem Felde einen Halbkreis und erwarten das Wild, welches ihnen andere Jäger mit den Hunden zutreiben. So wie sich Einer dem Hirsch genugsam genähert hat, sprengt er plötzlich auf ihn zu und wirft ihm die Kugeln in die Geweihe oder zwischen die Läufe. Eine Hauptregel ist, daß sich der Jäger nicht zu früh gegen das nahende Thier in Bewegung setzt, sonst wird er schon aus der Ferne von diesem bemerkt und ist dann nicht mehr im Stande, das flüchtige Geschöpf einzuholen. Wird der Hirsch lange gejagt, so macht er, wie unser Reh, häufig Seitensprünge, um die Hunde von der Spur abzubringen, und versetzt sich endlich an einer Stelle, wo er hohes Gras findet. Im Fall der Noth zeigt er auch Muth und vertheidigt sich gegen Hunde und Menschen entweder mit dem Geweih oder durch Schlagen mit den Vorderläufen. Zuweilen gelingt es auch, wenn man mit Vor=

sicht die Felder durchreitet, vom Pferde herab einen Gua=zu=y im Aufspringen zu schießen. — Außer dem Menschen hat dieses Wild blos den Cuguar zu fürchten.

Das Wildpret der jungen Thiere ist angenehm, das der alten Ricken etwas zäh, das der Hirsche, wegen der Ausdünstung, ganz ungenießbar. Die Haut benutzt man gegerbt zu Reitdecken und Bettunterlagen.

Unser anmuthiges und liebliches Reh (Capreolus vulgaris) ist der Vertreter einer Sippe von Hirschen mit kurzem Gabelgeweih und kaum bemerkbaren Thränengruben. Nur eine noch keineswegs hinlänglich bekannte asiatische Hirschart, vielleicht nur eine Abart des Rehes, wird mit zu dieser Gruppe gerechnet; andere hierher gehörige Thiere sind noch nicht bekannt worden.

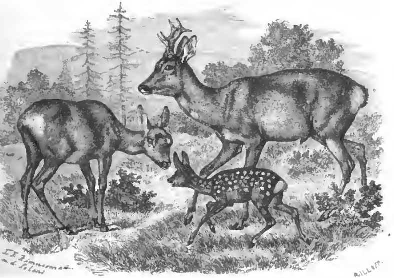
Das Reh wird etwa 3½ Fuß lang und am Kreuz 2¼ Fuß hoch; das Stumpfschwänzchen oder „die Blume“, um mit den Jägern zu sprechen, ist höchstens acht Linien lang und wird nur beim Zerlegen des Thieres sichtbar. Besonders starke Böcke haben eine Länge von 4 und eine Höhe von 2½ Fuß erreicht; sie sind aber als eine sehr seltene Ausnahme zu betrachten. Das Reh ist ein sehr zierlich gebautes Geschöpf und könnte unsere Dichter zu ähnlichen Vergleichen begeistern, wie die Gazelle die morgenländischen Sänger. Von dem Edelhirsch unterscheidet es sich durch seine gedrungenere Gestalt, zumal durch den kurzen abgestumpften Kopf. Der Leib ist verhältnißmäßig wenig schlank, vorn etwas stärker als hinten, auf dem Rücken fast gerade, am Widerrist niederer, als am Kreuz; die Beine sind hoch und schlank, die Hufe klein, schmal und spitzig; der Hals ist mäßig lang. Das Gehör steht weit auseinander und ist mittellang, die Lichter sind groß und lebhaft, am oberen Lide lang gewimpert. Ihre Thränengruben sind sehr klein, eigentlich nur schwach angedeutet; denn sie bilden blos etwa drei Linien lange, seichte, kahle Vertiefungen von abgerundeter, dreieckiger Gestalt. Das Gehörn zeichnet sich durch breite Rosen und durch verhältnißmäßig starke mit weit hervortretenden Perlen besetzte Stangen aus. Gewöhnlich setzt die Hauptstange nur zwei Sprossen an; allein die Entwickelung, welche das Rehgehörn erreichen kann, ist damit noch nicht beendet.

„Die jagdmäßige Zählung der Rehbocksenden,“ sagt Blasius, „beabsichtigt nicht einen Ausdruck für das Naturgesetz der Gehörnbildung zu geben. Will man das thierkundliche Bildungsgesetz aussprechen, so kommt es weniger auf die Zahl der Enden, als auf die Gesammtform des Gehörns an, mit deren Verbindung die Endenzahl eine Bedeutung gewinnt. Im ersten Winter erhält der Schmalbock unzertheilte, schlanke Spieße mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange; beim Gabelbock ist die Stange ungefähr in der Mitte getheilt. Die Hauptstange richtet sich von der Theilung an in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn. Diese knieförmige Biegung der Hauptstange ist weit wichtiger, als die vordere Nebensprosse, und man kann den Bock dem Alter nach für einen Gabler ansprechen, wenn die Biegung vorhanden ist und die Nebensprosse fehlt. Beim Sechsender theilt sich die nach hinten gebogene Hauptstange zum zweiten Male und biegt sich nach der Theilung wieder nach vorn vor, während sich die zweite hohe Nebensprosse nach hinten wendet. Die zweite knieförmige Biegung kennzeichnet den Sechsender, und man kann den Bock dem Alter und Gehörn nach als Sechser ansprechen, wenn er beide knieförmige Biegungen der Hauptstange zeigt, auch wenn die Nebensprossen beliebig fehlen.“

„Mit dem Sechsender schließt gewöhnlich die Gesammtentwickelung ab, indem der Rehbock bei ferneren Aufsätzen in der Regel dieselbe Zahl von Enden wieder erhält. Die regelrechte Entwickelung kann jedoch weiter fortschreiten. Beim Achter theilt sich die über der zweiten Gabel oder Kniebiegung und die nach oben oder nach hinten gerichtete Spitze aufs neue und setzt eine Nebensprosse ab. Der Zehnender ist die höchste regelmäßige Entwickelung des Rehgehörns, welche ich kenne. Er entsteht, wenn die beiden oberen Spitzen des Sechsenders sich gabelig zertheilen; das Gehörn besteht dann aus einer vorderen Mittelsprosse, einer oberen Endgabel und einer hinteren Nebengabel. Gehörne dieser Form kenne ich nur aus Syrmien und Kroatien.“

„Häufig zeigen die Rehgehörne eine Neigung inwendig an der Hauptstange, unterhalb der nach vorn gerichteten Mittelsprosse und gleichmäßig an jeder Seite eine auffallende, lange Perle zu entwickeln. Diese Perle wird zuweilen bis zu einem Zoll lang und kann dann jagdmäßig als Ende gezählt werden."

Mißbildungen aller Art sind bei dem Rehgehörn außerordentlich häufig. In Sammlungen sieht man Stangen von der sonderbarsten Gestaltung: manche mit einer ganzen Reihe von jagdgerechten Enden, andere schaufelartig verbreitert und mit Randsprossen besetzt. Es kommen Rehböcke mit drei Stangen und drei Rosenstöcken, oder solche mit einer einzigen Rose und einem einfachen Stocke vor ꝛc. Auch sehr alte Ricken erhalten einen kurzen Stirnzapfen und setzen schwache Gehörne auf. Radde erhielt im Sajan ein solches Gehörn, welches die Ricke mitten auf der Stirn trug. Es zeigt vier längere, aus einem Grunde entspringende Sprossen, welche in abweichender Richtung zu einander ausgewachsen sind, deren eine 63 Millimeter lang ist. — Von einem anderen



Unser Reh (Capreolus vulgaris).

derartigen Gehörn theilt mir der Förster Herr Block mit, daß es aus zwei gegen zwei Zoll langen Stangen bestand, und selbst einen alten Waidmann täuschen konnte, welcher die Ricke als Bock ansprach und erlegte.

Die Behaarung des Rehes liegt glatt und dicht an; ändert sich aber nach den Jahreszeiten. Im Sommer ist das Haar kurz, straff, glatt, im Winter lang, namentlich auf der Unterseite. Zwischen den Vorder- und Hinterläufen und den Augen stehen 8 bis 10 lange Borstenhaare. Die Ober- und Außenseite des Körpers ist im Sommer dunkelrostroth, im Winter braungrau; die Unterseite und Innenseite der Gliedmaßen ist immer heller gefärbt. Auf der Stirn und dem Nasenrücken mischt sich Schwarzbraun, an den Seiten des Kopfes und rückwärts über den Augen Rothgelb ein; das Kinn, Unterkiefer und ein kleiner Fleck jederseits der Oberlippe sind weiß; hinter der Mitte der Unterlippe tritt ein kleiner brauner Fleck hervor. Das Gehör ist auf der Außenseite etwas dunkler, als der übrige Leib, innen mit gelblichweißen Haaren besetzt. Der Spiegel, d. h. Steiß und der Hintertheil der Keulen

sind scharf abgegrenzt lichtfarbig; im Sommer gelblich, im Winter weiß. Bei den Kälbern treten auf der röthlichen Grundfarbe kleine, rundliche, weiße oder gelbliche Flecken in Reihen hervor. Verschiedenartige Spielarten sind bekannt worden; manche von ihnen erhalten sich sogar durch mehrere Geschlechter hindurch. Dietrich aus dem Winckell führt eine ganze Reihe solcher Abweichungen an. In der Grafschaft Denneberg soll es tuschfarbenschwarze, in der Grafschaft Schaumburg rabenschwarze Rehe geben, welche gleichgefärbte Kälber erzielen; in dem Erbachschen hat man bleifarbige Böcke erlegt. Häufiger sind ganz weiße, seltener gefleckte, alte Rehe, höchst selten silberfarbene.

Mit Ausnahme der nördlichen Länder findet sich unser Reh in ganz Europa und in einem großen Theile Asiens. Der 58. Grad der Breite scheint bei uns die nördliche Grenze seines Verbreitungskreises zu bilden. Hier und da ist es bereits ausgerottet; im allgemeinen aber kann man sagen, daß es sich noch in allen größeren Waldungen findet, gleichviel, ob solche in Gebirgen oder ebenen Gegenden liegen, ob sie aus Schwarz- oder Laubholz bestehen. Gerade das letztere scheint dem Reh besonders zu behagen; während es andererseits wieder trockene Gegenden vorzieht. Waldungen mit viel Unterholz, junge Baumschläge, Vor- und Feldhölzer, welche viel Dunkel und Schatten bieten, sagen ihm zu. Im Winter zieht es sich von den Höhen zur Tiefe herab, im Sommer steigt es mehr empor, und in ebenen Gegenden tritt es dann oft auf die Felder heraus und thut sich im hohen Getreide nieder. Je nachdem der Standort dieses Wildes ruhig oder unruhig ist, hält es sich in lichteren, dünn bestandenen, oder in dunkelen, dichteren Wäldern auf, selbstverständlich hauptsächlich während des Tages, wo es sich durch Wegschlagen der Laubdecken und eines Theils des verrasten Bodens ein Bett bereitet.

In seiner Lebensweise erinnert das Reh vielfach an den Hirsch; sein Wesen ist aber doch sehr von dem des Edelwilds verschieden. Die Bewegungen sind sehr behend und anmuthig. Das Reh kann erstaunlich weite, bogenförmige Sätze ausführen und über breite Gräben, hohe Hecken und Sträuche ohne irgend welche bemerkbare Anstrengungen fallen; es schwimmt sehr gut und klettert recht leidlich. Dazu kommen seine höheren Fähigkeiten. Es vernimmt, wittert und äugt vortrefflich; es ist klug, listig, vorsichtig und sehr scheu. „Freundlichkeit, Zuthunlichkeit," sagt Dietrich aus dem Winckell, „spricht aus jedem seiner Blicke, und doch läßt es nur, von der zartesten Jugend von dem Menschen künstlich erzogen, sich zähmen; im entgegengesetzten Falle behält es selbst bei der besten Pflege die im wilden Zustande eigene Schüchternheit und Furcht vor Menschen und Thieren bei. Diese geht soweit, daß es, wenn es überrascht wird, nicht nur zuweilen einen kurzen Laut des Schreckens von sich gibt, sondern auch den Versuch, sich durch die Flucht zu retten, oft aufgeben muß, indem es leicht völlig aus dem Sprunge kommt und dann auf einem engen Raume sich ängstlich gleichsam herumtummelt, nicht selten ein Opfer gemeiner, gar nicht rascher Bauernhunde, vorzüglich aber der Raubthiere werdend. Nur in Gehegen, wo die Rehe sehr wenig beschossen werden und immer Ruhe haben, legen sie ihre Scheu vor dem Menschen insoweit ab, daß sie, wenn er in einer Entfernung von 25 bis 30 Schritt an ihnen vorübergeht, sich im Aeßen nicht stören lassen. Im Bette wird keine andere Wildart häufiger überrascht, als das Reh; wahrscheinlich muß es schlafen oder wenn es sich wachend niedergethan hat, um das Geschäft des Wiederkäuens zu verrichten, unter einem dicken Strauche oder in hohem Grase vor den spähenden Blicken seiner Verfolger sich hinlänglich gesichert glauben."

Die Stimme des Rehs ist verschieden. Der Bock wird mit einem kurzen, abgestoßenen, tiefen Bö, Bö, Bö laut, zumal während der Brunstzeit, er „schmält", wie der Jäger sagt. Die Ricke läßt etwas höhere, mehr schreiende Töne vernehmen; das Kalb piept in eigenthümlicher, nicht wohl zu beschreibender Weise. In der Angst klagt das Reh ähnlich wie sein Junges; bei Gefahr blöckt es rauh und kreischend auf.

Niemals bildet das Reh so starke Trupps wie das Edelwild. Während des größten Theiles des Jahres lebt es familienweise zusammen, ein Bock mit einem, seltener mit zwei bis drei Ricken und deren Jungen, nur da, wo es an Böcken fehlt, gewahrt man Trupps von 12 bis 15 Stücken. Der

Bock ist Leitthier, Beschützer und Vertheidiger der Familie. Er trennt sich auch nur höchst selten von ihr, wahrscheinlich blos dann, wenn jüngere, kräftigere seine Stelle vertreten und er es für gut befindet, sich grollend in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dies geschieht hauptsächlich im Frühsommer, währt aber nie länger, als bis zur Blattzeit; dann trollt er sich unruhig herum, um Schmalrehe aufzusuchen. Nach der Blattzeit bleibt er meistens beim Schmalreh; wenn die nunmehrige Ricke aber hochbeschlagen ist, sucht er sich eine andere, und diese bleibt bis zum nächsten Frühling seine bevorzugte Gefährtin, obgleich er, wie wir weiter unten sehen werden, gegen die erstere, wenn sie gesetzt hat, sich keineswegs unzart und unhöflich beträgt. Im Winter vereinigen sich zuweilen mehr Familien und leben dann in Frieden längere Zeit mit einander. Das Reh ist ein höchst verträgliches Geschöpf, wie es sich überhaupt durch eine Menge guter Eigenschaften auszeichnet.

Die Aeßung ist fast dieselbe, welche das Edelwild genießt; nur ist das Reh leckerer und sucht sich mehr die zarteren Pflanzen aus. Blätter der verschiedensten Laubbäume, Nadelholzknospen, grünes Getreide, Kraut u. dgl. bilden wohl die Hauptbestandtheile der Aeßung. Salz leckt es sehr gern und reines Wasser ist ihm Bedürfniß; es begnügt sich aber bei Regen oder starkem Thaufall mit den Tropfen, welche auf den Blättern liegen. Nur wenn es sehr häufig ist und die Güter nahe am Walde liegen, wird es schädlich; dann kommt es zuweilen auch wohl in die Gärten herein, deren leckere Gemüse ihm behagen, und dabei setzt es kühn und geschickt über ziemlich hohe Zäune weg. Vom Hirsch unterscheidet es sich dadurch, daß es die Kartoffeln nicht ausscharrt und in den Feldern nicht soviel Getreide durch Niederthun umlegt; dagegen verbeißt es in Forsten und Gärten die jungen Bäume oft in recht schlimmer Weise.

Merkwürdiger Weise ist erst in der allerneuesten Zeit die Fortpflanzungsgeschichte des Rehes festgestellt worden. Lange Jahre hat man sich hin und her gestritten, wann eigentlich die Brunstzeit des Rehes eintrete. Man wollte eine wahre und eine falsche Brunst unterscheiden, erstere als in den August, letztere als in den November fallend. Dietrich aus dem Winckell hat den Beschlag der Rehe im August beobachtet und ist gleichwohl geneigt zu glauben, daß er sich im November wiederhole, ist geneigt, Dies anzunehmen, trotzdem er weiß, daß um diese Zeit die Rehböcke längst abgeworfen haben. „Alles Mögliche,“ sagt Blasius, „ist gegen die Novemberbrunst geltend gemacht worden: die wirklich bekannte Begattung im August, die Feistzeit vor dem regelmäßigen Zustande der Böcke, das Abwerfen der Geweihe im Oktober und die Neubildung derselben während der angeblichen Novemberbrunst, das Beschlagen im August und das später sich Vereinzeln der Ricke, wobei sie im Mai gesetzt: — aber Alles vergebens! Ein harmloses Necken und Jagen in diesen Wintermonaten sollte alle Gegengründe aufwiegen! Man muß wenig Sinn für die Deutung von Thatsachen verrathen, wenn man nach der Haltung der Rehe in der sogenannten Blattzeit noch an der wirklichen Brunst zweifeln will. Die Böcke führen zuweilen in dieser Zeit Kämpfe mit einander auf Tod und Leben und verflechten durch heftiges Schlagen hin und wieder ihre Gehörne unentwirrbar mit einander. In heftigem Kampfe stellen sie sich auf die Hinterbeine und rennen mit den Köpfen gegen einander, wie die Ziegen, oder nehmen Anlauf, um einander zu durchbohren, während sie zu jeder anderen Zeit sich friedlich unter einander vertragen.“ Kurz, die Rehe beweisen in jeder Hinsicht, daß die Brunstzeit in den August fällt. Die guten Beobachter haben wohl auch schwerlich daran gezweifelt und es ist wirklich unbegreiflich, daß Jäger so fest an einer märchenhaften Deutung dieses Lebenshergangs hängen konnten.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Von der Brunstzeit an bis zum November geht die Entwickelung des befruchteten Eichens außerordentlich langsam vorwärts und erst vom November an in einer, wenn man so sagen darf, regelmäßigeren, rascheren Weise. Die Jäger nun, welche die Sache ernst meinten, untersuchten hochbeschlagene Ricken zwischen den Monaten August und November und fanden keine Anzeichen von der Trächtigkeit, weil sie das kleine, noch in einem gebundenen Leben verharrende Ei übersahen. Nun haben aber der große Jägermeister von Veltheim, Dr. Pockels, Dr. Ziegler und der für die Entwickelungslehre unermüdlich thätige Bischoff die

Sache genau untersucht und das eben mitgetheilte Ergebniß gewonnen, hierdurch das ganze große Wunder auf die allerdings etwas ungewöhnliche Erscheinung zurückführend, daß ein verhältnißmäßig kleines Thier 40 Wochen lang hochbeschlagen geht. Wenn man einfach von Dem gefolgert hätte, was man beim Hirsch beobachtete, würde man nie in Verlegenheit gekommen sein, zu jenen kühnen Annahmen seine Zuflucht zu nehmen.

Etwa vier bis fünf Tage vor dem Setzen entfernt sich die hochbeschlagene Ricke vom Bock, ohne daß dieser es bemerkt, in den ersten Tagen nur auf wenige Stunden, später immer länger und länger, bis sie endlich nicht mehr wiederkehrt. Dann sucht sie in einer einsamen, möglichst verborgenen Gegend einen stillen Platz aus und bringt dort ihre Kinder zur Welt. Jüngere Ricken setzen gewöhnlich nur ein einziges Kalb, ältere deren zwei oder drei. Die Mutter verbirgt ihre Sprößlinge vor jedem sich nahenden Feind mit Sorgfalt und gibt ihnen bei der leisesten Ahnung einer Gefahr warnende Zeichen durch Ausstampfen mit dem einen Laufe oder durch einen kurzen zirpenden Laut. In der zartesten Jugend drücken sich die Kälber, sobald sie Dies vernehmen, auf der Stelle nieder; späterhin entfliehen sie mit der Mutter. Während der ersten Tage des Lebens, wo die Kälber noch zu unbehilflich sind, nimmt die Ricke zur Verstellungskunst ihre Zuflucht und lenkt den Feind von sich ab, wie die übrigen Hirsche. Wird ihr ein Junges geraubt, ohne daß sie es hindern kann, so folgt sie dem Räuber, auch dem Menschen, lange nach und gibt ihre Sorgen durch beständiges, ängstliches Hin- und Herlaufen und durch Rufen zu erkennen. „Mich hat diese Mutterzärtlichkeit," sagt Dietrich aus dem Winckell, „mehr als ein Mal dahin vermocht, das Kalb, welches ich schon mitgenommen hatte, wieder in Freiheit zu setzen, und die Mutter belohnte mich reichlich dafür durch die sorgsamen Untersuchungen, ob dem Kinde ein Unfall zugestoßen sei oder nicht. Freudig sprang sie um das unbeschädigt gesundene Kleine herum und schien es mit Liebkosungen zu überhäufen, indem sie ihm zugleich das Gesäuge zur Nahrung darbot." Etwa acht Tage nach der Geburt nimmt die Ricke ihre Kälber mit auf die Weide und nach zehn bis zwölf Tagen sind sie vollkommen stark genug, ihr nachzueilen. Nun kehrt sie mit ihnen auf den alten Stand zurück, gleichsam in der Absicht, dem Vater seine Sprößlinge jetzt vorzuführen. Mit schmeichelhaftem Rufen lockt sie den Bock herbei; die Kälber blöcken ihn liebreich an, während die Mutter die Freude des Wiedersehens durch zärtliche Liebkosungen dem strengen Eheherrn zu erkennen gibt. Von nun an übernimmt der Bock wieder die Leitung der Familie, und nur bei der Flucht trollt die Ricke voran. Die Kälber besaugen ihre Mutter bis zum August, auch wohl bis zum September; nehmen aber schon im zweiten Monat ihres Lebens feineres, grünes Geäße mit an; die Mutter lehrt sie die Auswahl treffen. Nach etwa zehn Monaten, nämlich dann, wenn sich die Ricke wieder hochbeschlagen fühlt, trennen sich die Kälber von ihren Eltern; mit dem Alter von 14 Monaten sind sie fortpflanzungsfähig geworden und bilden nunmehr eine Familie für sich.

Schon zu Ende des vierten Monats wölbt sich das Stirnbein des jungen Bockes, in den folgenden vier Wochen bilden sich kleine, immer höher werdende Kolben, und in den Wintermonaten brechen dann die ersten, drei bis vier Zoll langen Spieße hervor. Im März fegt der junge Bock „mit Wollust und wahrem Uebermuth," im nächsten Dezember wirft er die Spieße ab. Binnen drei Monaten hat sich das zweite Gehörn gebildet. Es wird seiner Zeit etwas früher als im vorigen Herbst abgeworfen und durch das dritte ersetzt. Alte Böcke werfen schon im November ab. Bei allen hirschartigen Thieren steht die geschlechtliche Erregung mit der Thätigkeit der Haut in einer Wechselfolge. Nach der Befruchtung geht der Wechsel des Haares und des Gehörns vor sich, das Winterkleid bildet sich aus, das Gehörn wird abgeworfen. Während der Wintermonate bildet sich das neue und wenn das Sommerhaar austritt, hat es seine Ausbildung erreicht. Die Ricke hat ihr Sommerkleid angezogen, wenn sie setzt.

Auch das Reh ist dem Jäger ein sehr befreundetes Thier und wird deshalb durchaus waidmännisch betrachtet und waidmännisch benannt. Das erwachsene Männchen heißt Bock, das erwachsene Weibchen Ricke, Hille oder Geis; die Jungen sind Kälber, im zweiten Jahre Spießböcke

oder Schmalrehe, im dritten Jahre Gabelböcke und fertige Rehe. Eine Gesellschaft der Thiere wird Sprung genannt. Im übrigen gelten fast alle Ausdrücke, welche der Jäger vom Edelwild gebraucht, auch vom Reh.

Man jagt dieses fast in derselben Weise, als anderes Hochwild, obwohl man gegenwärtig mehr das glattläufige Schrotgewehr, als die Kugelbüchse zu seiner Erlegung anwendet. Zuweilen umstellt man ausgedehnte Waldstriche mit Tüchern und treibt dann das Wild dem Jäger zu. Auch werden Treibjagden angestellt ꝛc. Der einzelne Waidmann geht pirschen. Von geübten Jägern wird der Bock in der Brunstzeit durch Nachahmung des zirpenden Liebeslautes seines Weibchens herbeigelockt und dann erlegt. Nur in höchst seltenen Fällen vertheidigt sich das furchtsame Thier mit seinem Geweih, und niemals kommt es vor, daß es einen Menschen angreift. Dieser muß entschieden als der Hauptfeind des schmucken Geschöpfes betrachtet werden. Außerdem stellen Luchs und Wolf, Wildkatze und Fuchs den Rehen nach, erstere großen und kleinen ohne Unterschied, letztere namentlich den Rehkälbern, welche zuweilen auch dem zwerghaften blutgierigen Wiesel zum Opfer fallen sollen.

Der Nutzen, welchen das Reh durch Wildpret, Decke und Gehörn dem Menschen gewährt, ist beziehentlich derselbe, als der des übrigen Hochwilds; der Schaden, welchen es anrichtet, ist aber verhältnißmäßig viel geringer, und deshalb wird das Reh im ganzen überall gern gesehen. Thierfreunde, denen es nicht darauf ankommt, wenn einige Bäume des Waldes zu Grunde gehen, sind ihm leidenschaftlich zugethan; weil es da, wo es sich der Schonung gewiß fühlt, schon bei guter Zeit auf Waldwiesen und Felder heraustritt und so der Landschaft eine außerordentliche Zierde gewährt. In großen Parks und Thiergärten hält man dieses Wild eigentlich blos zu diesem Zwecke.

Jung eingefangene Kälber werden bald sehr zahm, gleichsam zu wirklichen Hausthieren, obwohl sie in der Gefangenschaft niemals die Größe erreichen, als im freien Walde. Nicht einmal größere Gehege sagen ihnen zu; es scheint, als ob sie keine Beschränkung vertragen könnten. Wie weit die Zähmung des Thieres gehen kann, mag folgende Angabe Winckells lehren.

„Einer meiner Brüder besaß eine gezähmte Ricke, welche sich in der menschlichen Gesellschaft fast am besten zu gefallen schien. Oft lag sie zu unsern Füßen, und gern machte sie sich die Erlaubniß, welche sie nur zuweilen erhielt, zu Nutze, auf dem Sofa an der Seite meiner Schwägerin zu ruhen. Hund und Katze waren ihre Gespielen. Fand sie sich von ihnen beleidigt, so wurden sie durch tüchtige Schläge mit den Läufen hart gestraft. Die liebe Ricke ging mit uns, oder auch für sich allein im Freien spazieren. Hier gesellte sich zuweilen ein Bock zu ihr, welchen sie dann oft bis an den Eingang des Ortes mitbrachte. Zur Brunstzeit blieb sie gewöhnlich, kurze Besuche abgerechnet, welche sie ihrem Wohlthäter abzustatten nicht vergaß, einige Tage und Nächte hindurch im Walde, kam dann, wenn sie sich hochbeschlagen fühlte, nach Hause und setzte zur gehörigen Zeit. Die Kälber aber, mit der Muttermilch dieses zahmen Rehes genährt, blieben wild und wurden deshalb im folgenden Oktober ausgesetzt. Sogar während der Brunstzeit verließ unsere Ricke, wenn sie von ihrem Herrn beim Namen gerufen war, den Bock und folgte dem Herrn bis ans Ende des Waldes; hier aber trennte sie sich von ihm und gab dem Gatten den gewöhnlichen Ruf, ein Zeichen zur Annäherung."

„Wird es der Leser wohl glauben, wenn ich ihm sage, daß dieses herrliche, durch ein helltönendes Schellenhalsband ausgezeichnete Geschöpf von einem, uns leider unbekannt gebliebenen, boshaften Menschen todtgeschossen worden ist? Wir fanden die Ricke von Schroten durchbohrt im Getreide, zu einer Zeit, wo, auf unserem Gebiet wenigstens, von Denen, welche dazu berechtigt waren, gewiß kein Schuß auf weibliche Rehe geschah."

Ein so trauriges Ende haben leider die meisten Rehe, welche, durch die Gefangenschaft an den Menschen gewöhnt, einem Sonntagsschützen oder boshaften, rohen Leuten in den Weg laufen. Ich könnte mehrere derartige Beispiele anführen, welche den Menschen so recht von seiner abscheuungswürdigen Seite zeigen. Einige mir bekannte Forstleute zähmen gar keine Rehe mehr, aus Furcht, später den Schmerz erleben zu müssen, das befreundete Thier meuchlings gemordet irgendwo aufzufinden.

Zur Zähmung muß man nur Ricken wählen, weil die Böcke, wenn sie älter werden, sich oft recht trotzig und unverschämt zeigen. Die ihnen angeborene Furchtsamkeit ist durch die Gewohnheit abgestumpft worden; sie kennen den Menschen und wissen, daß weder er, noch die Hunde ihnen Etwas thun dürfen, und da zeigen sie sich dann nicht blos anmaßend, sondern werden auch sogar Kindern gefährlich. Ein junger Rehbock, welchen der meinem Vater befreundete Oberförster Heerwart hielt, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Hundehütte für ihn ein ganz bequemes Lager wäre und ging, so oft es ihm einfiel, da hinein. Wenn nun der bereits erwähnte Hund Vasko gerade in der Hütte lag, schlug er mit seinen Vorderläufen kühn auf den gewaltigen Feind seines Geschlechtes los, bis dieser mit eingeklemmtem Schwanz die Hütte verließ und dem übermüthigen Gesellen Platz machte. Der vortreffliche Hund wußte recht wohl, daß er dem Liebling seines Herrn Nichts abschlagen durfte und ließ sich von ihm in wirklich lächerlicher Weise beherrschen. Aeltere Böcke gehen oft auf Kinder und noch mehr auf Frauenzimmer los und stoßen manchmal in gefährlicher Weise mit ihrem Gehörn; sie sind dann nicht mehr zu dulden.

In Südamerika leben, soviel bisjetzt bekannt, zwei kleine Hirsche, welche sich durch ihr Gehörn vor allen anderen auszeichnen. Das ganze stolze Geweih ist bei ihnen bis auf zwei einfache Stangen verkümmert. Dies sind die Spießhirsche (Subulo), zu deren fernerer Kennzeichnung die kleinen Thränengruben und die Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel dienen mögen. Klauendrüsen und Eckzähne fehlen. Die beiden Arten sind der braune und der rothe Spießhirsch, beide Bewohner derselben Gegend, von den Guaranern Guazu-vira und Guazu-pyta genannt. Ersterer (Subulo simplicicornis) ist einer der kleinsten Hirsche überhaupt. Seine Leibeslänge beträgt blos 3 Fuß, die Schwanzlänge nur 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 23 Zoll, die am Kreuz 25 Zoll. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz und schlank, der Kopf kurz, vorn sehr schmal; die Läufe sind hoch, schlank und äußerst zierlich gebaut, die Ohren ziemlich groß, aber nicht besonders lang, die Augen klein und lebhaft, die Thränengruben kaum bemerkbar. Nur das Männchen trägt das eigenthümliche Geweih, zwei kurze, einfache, pfriemenförmig gerundete Spieße, welche an der Wurzel ziemlich dick sind, allmählich sich verschmälern und in eine scharfe Spitze auslaufen; sie stehen schief nach oben und rückwärts, fast gleichlaufend neben einander; ihre Oberfläche ist mit runzelartigen Furchen durchzogen. Das Weibchen trägt an der Geweihstelle zwei kleine Erhabenheiten. Die glatt und dicht anliegende Behaarung erinnert hinsichtlich ihrer Beschaffenheit an die unseres Rehes. An dem Kopfe und an den Läufen ist sie sehr kurz, sonst ziemlich reichlich; längs der Mitte des Vorderkopfes erhebt sie sich mähnenartig. Ihre Gesammtfärbung ist ein aus Bräunlichgrau und Gelbroth zusammengesetztes Braungelb, welches auf der Unterseite und der Innenseite der Läufe in ein ziemlich reines Weißgelb übergeht. Die einzelnen sind am Grunde weiß, dann schwarz, hierauf falb geringelt und schließlich schwarz gespitzt. Junge Thiere sind oben bräunlichgrau, an den Halsseiten aschgrau, und längs der Mittellinie des Rückens dunkelbraun gefärbt und an den Rumpfseiten mit drei Reihen lichter Flecken gezeichnet.

Beide Spießhirsche bewohnen in ziemlicher Anzahl Guiana, Brasilien, Peru und Paraguay. Sie leben in Ebenen, wie im Gebirge; unsere Art steigt sogar bis zu 16,000 Fuß über den Meeresspiegel empor. Möglicher Weise findet sich dieser Hirsch auch in Mejiko. Wälder aller Art und niedere Gebüsche bilden seinen Aufenthalt. In niederen Gegenden bevorzugt er die schattigen, dichten Urwaldungen, in den Hochländern die einzeln stehenden Gebüsche; das Feld meidet er. Bei Tag liegt er ruhend im dichten Gebüsch; mit Sonnenuntergang begibt er sich an den Saum der Wälder, um dort sich zu äßen; Pflanzungen in der Nähe werden besucht und gebrandschatzt; sonst begnügt er sich mit der Aeßung, welche im Walde wächst. Auf den angebauten Stellen geht er hauptsächlich die jungen Schößlinge der Melonen, den aufkeimenden Mais, den jun-

gen Kohl und vor allem die Bohnen an. So zieht er hin und her bis zur Morgendämmerung; dann kehrt er wieder in seinen Wald zurück.

Man trifft ihn immer einzeln und paarweise, nie aber in Rudeln an. Beide Geschlechter halten treu zusammen und leiten und führen dann auch die Jungen gemeinschaftlich. Die Ricke wirft gewöhnlich nur ein Junges, meistens im Dezember oder Januar. Das Kalb folgt der Mutter schon in den ersten drei bis fünf Tagen seines Lebens auf allen ihren Wegen nach, anfangs neben ihr hertrollend, später aber ihr vorausgehend. Droht Gefahr, so versteckt es sich im Gebüsche, und die Mutter entflieht.

Beide Spießhirscharten sollen furchtsam sein. Wenn sie zur Aeßung ziehen, treten sie zuerst immer nur mit halbem Leibe aus dem Walde hervor, sehen sich nach allen Seiten um, thun einige Schritte vorwärts und bleiben wieder stehen, um die Gegend auszukundschaften. Sehen sie einen Feind in der Nähe, so fliehen sie in den Wald; ist der Gegenstand ihrer Furcht entfernter, so betrach-



Der braune Spießhirsch (Subulo simplicicornis).

ten sie ihn erst neugierig eine Zeit lang, ehe sie die Flucht ergreifen. Ihre Bewegungen sind schnell, aber nicht ausdauernd; man kann sie daher leicht mit guten Pferden müde machen, einholen und vermittelst der Wurfkugeln in seine Gewalt bekommen. Gute Hunde holen auch den kräftigsten Hirsch in nicht zu dichtem Walde binnen einer halben Stunde sicher ein.

Die Landleute fangen nicht selten die Kälber, um sie zu zähmen. Man muß sie aber angebunden oder im Hofe eingeschlossen halten, weil sie selbst häufig Schaden in den Pflanzungen anrichten. Solange sie jung sind, betragen sie sich zutraulich und zahm, jedoch nicht so gutartig, wie unser Reh; denn nicht blos die Hirsche gehen auf den Mann, sondern auch die Thiere, welche das ihnen fehlende Geweih durch die Schalen der Vorderläufe zu ersetzen wissen: sie vermögen sehr empfindliche Schläge beizubringen. Jung eingefangene Spießhirsche halten sich anfänglich gern an ihr Haus; späterhin entfernen sie sich aber immer mehr von der Wohnung, und schließlich bleiben sie ganz weg, wenn sie auch ihren alten Aufenthaltsort nicht völlig vergessen. Rengger sah einen, welcher zehn Monate

früher entflohen war, in seiner heimatlichen Wohnung Schutz suchen, als er von einigen Hunden verfolgt wurde.

Im hamburger Thiergarten haben wir eine Zeit lang ein Thier des Spießhirsches verpflegt. Es war ein überaus anmuthiges, liebenswürdiges Geschöpf! Wahrscheinlich hatte es von Jugend auf in Gesellschaft des Menschen gelebt; es bewies diesem wenigstens sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit. Wir durften es berühren, streicheln, vom Boden aufheben, wegtragen, ohne daß es auch nur einen Versuch zur Flucht, zum Widerstande machte. Ihm gespendete Liebkosungen erwiderte es durch Belecken der ihm schmeichelnden Hand oder des Gesichtes seiner Freunde. Mit anderen Hirschen vertrug es sich ausgezeichnet; wir haben es überhaupt nur als ein friedfertiges, sanftes, ja zärtliches Wesen kennen gelernt. Das rauhe Klima Norddeutschlands behagte ihm wenig; doch zeigte es sich minder frostig, als ich erwartet hatte. Regen fürchtete es nicht; es ließ sich vielmehr öfters tüchtig einnässen. Dagegen suhlte es sich nie: schmuzige Feuchtigkeit schien ihm verhaßt zu sein. Scharfe Winde mied es ängstlich, und vor ihnen suchte es stets im Inneren seines Stalles Schutz. Von den in seinem Gehege wachsenden Gräsern nahm es nur selten ein Hälmchen an; es bevorzugte trockene Aeßung und, wohl in Folge der Angewöhnung, vor Allem Brod und Zwieback.

Leider konnte ich das prächtige Thier nur kurze Zeit pflegen und beobachten. Es war bestimmt, den Kindern des Kronprinzen von Preußen zum Spielzeuge zu dienen und konnte deshalb zu meinem aufrichtigen Bedauern von uns nicht erworben werden.

Die Jagd beider Spießhirsche ist sehr einfach. Man hetzt sie mit Hunden oder schießt sie auf dem Anstand, welcher dem Jäger den meisten Erfolg verspricht. Außer dem Menschen stellen die großen Katzenarten den erwachsenen und kleinen, sowie die wilden Hunde den jungen Spießhirschen eifrig nach. Das Fell wird höchstens zu Satteldecken benutzt, das Wildpret gern gegessen.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Gruppe der Muntjakhirsche (Prox), welche sich durch ihre geringe Größe, das sehr kurze, unvollkommene Geweih, die auffallend großen Eckzähne, die tieferen und breiten Thränengruben und den Mangel der Haarbürste an den Hinterfüßen kennzeichnen. Die hierher gehörigen Arten bewohnen Indien und die Sundainseln.

Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac) ist wohl die bekannteste Art dieser Gruppe. Er erreicht etwa die Größe unseres Rehbocks; seine Länge beträgt vier Fuß, seine Höhe am Widerrist 26 und die am Kreuz 29 Zoll. Die Geweihstangen des Männchens sitzen auf sehr langen Rosenstöcken auf und sind schräg nach rückwärts gerichtet. Sie biegen sich anfangs etwas nach außen und vorwärts und krümmen sich dann plötzlich gegen die Spitze hackenförmig nach rück- und einwärts. Zuerst sind sie nur einfach, später erhalten sie eine kurze, starke, spitze, nach vor- und aufwärts gerichtete Augensprosse. Sehr eigenthümlich sind die Rosenstöcke, welche ziemlich nahe an einanderstehen, sich aber bald von einander entfernen, etwa drei Zoll hoch aufsteigen, bis zur Rose von einer dicht behaarten Haut, welche längs der Rosenkante einen büschelförmigen Haarwuchs trägt, überdeckt werden und mit einer sehr niederen, einfachen Reihe großer Perlen gebildeten Rose endigen. Mit zunehmendem Alter wird der Rosenstock stärker, wie sich auch die Zahl der Perlen an der Rose vermehrt. An den Stangen selbst sieht man wohl tiefe Längsfurchen, aber keine Perlen.

Im übrigen ist der Kidang ein ziemlich schlank gebauter, kräftiger Hirsch von gedrungenem Leib, mit mittellangem Hals, kurzem Kopf, hohen und schlanken Läufen und einem kurzen, flockig behaarten Wedel. Die Behaarung ist kurz, glatt und dicht; das Haar dünn, glänzend und spröde, die Färbung auf der Oberseite gesättigt gelbbraun, nach der Mitte des Rückens dunkler, bis ins Kastanienbraun, am Hinterhalse mehr zimmtbraun, an der Schnauze gelbbraun, längs der Vorderseite der Rosenstöcke dunkelbraun gestreift, auf der Außenseite der Ohren dunkelgelbbraun, auf der Innenseite

derselben, wie am Kinn, der Kehle, am Hinterbauch und den Innenseiten der Beine, den Hinterbacken und dem unteren Theil des Schwanzes weiß; Vorderbauch und Brust sind gelblicher, zu beiden Seiten weiß gefleckt, die Vorderbeine dunkelbraun, am Rande der Schienbeine weiß, hinten schwarz gestreift; über den schwarzen Hufen liegt ein kleiner weißer Fleck. Das Geweih ist weißlich, etwas ins Gelbliche ziehend. Häufige Abänderungen kommen vor.

Sumatra, Java, Borneo und Banka, sowie die malayische Halbinsel bilden die Heimat des Kidang. Wir verdanken die beste Beschreibung seines Lebens und Treibens dem Reisenden Horsfield; ihr will ich das Nachstehende entnehmen.

Der Kidang erwählt zu seinem Aufenthalt gewisse Gegenden, an welche er dann so große Anhänglichkeit zeigt, daß er sie freiwillig niemals verläßt. Mancher Ort ist als bevorzugter Stand unseres Hirsches seit Menschengedenken bekannt. Nicht allzuhoch gelegene Gegenden, in denen Hügel und



Der Muntjak oder Kidang (Prox Muntjac).

Thäler abwechseln und noch mehr solche, die sich an den Fuß der höheren Gebirge anlehnen oder größeren Wäldern nähern, scheinen alle Bedingungen in sich zu vereinigen, welche diesem Wilde zusagen. Auf Java sind so beschaffene Standorte sehr gewöhnlich; dort deckt sie ein langes Gras und Sträucher und Bäume von mittlerer Höhe, welche in Gruppen zusammentreten oder kleine Dickichte bilden und nur durch schmale Streifen angebauten Bodens unterbrochen werden oder in die tieferen Wälder übergehen. Hier trifft man den Kidang zu zweien, außer der Brunstzeit aber auch in kleinen Familien an. Das lange Gras, welches allen Javareisenden unter dem Namen „Allang-Allang“ wohl bekannt ist und eine Phyllantusart, welche die Haine und Dickichte zusammensetzt, können als seine hauptsächlichsten Nährpflanzen betrachtet werden. Außerdem gibt es an jenen Stellen noch viele malvenartige Gewächse, mit welchen der Hirsch auch gern sich äßt. Ungefähr um die Mitte der trockenen Zeit oder des javanesischen Winters, kurz bevor, ehe die Bäume von neuem ihren Blätterschmuck anlegen, wird das Gras und dürre Laub vermittelst des Feuers ver-

nichtet und dadurch das Wachsthum der Pflanzen im neuen Frühjahr außerordentlich begünstigt, so daß dann mit dem ersten Regen wie durch Zauberschlag ein frischer, saftig grüner Teppich sich über die Erde legt. An solchen Stellen, welche außerdem reich an Wasser, aber arm an Menschen sind, findet der Kidang alles ihm Nöthige im Ueberflusse vor und lebt hier in höchst angenehmer Weise, fast unbehelligt von seinem Erzfeinde.

Obwohl das Thier von den Eingeborenen leidenschaftlich gern gejagt wird, ist doch noch wenig über seine Lebensweise bekannt. Man weiß blos, daß seine Brunstzeit in die Monate März und April fällt, und daß dann die während des übrigen Jahres einzeln umherstreifenden Böcke die Ricken in den Dickichten aufsuchen, beschlagen, eine Zeit mit ihnen vereinigt leben und sie dann wieder verlassen. Ueber die Dauer der Tragzeit und die Zeit des Satzes ist noch Nichts bekannt; man kennt auch noch nicht die Zeit, in welcher der junge Bock zum ersten Male aufsetzt. Mehr haben wir über die Jagd erfahren, Dank den genauen Berichten des genannten gelehrten Reisenden.

Die Eingeborenen, welche die in jener Gegend zerstreuten Weiler und Dörfchen bewohnen, geben sich nicht viel mit der Jagd des Kidang ab, umsomehr aber finden die Vornehmen des Landes ein Vergnügen an derselben. Der Kidang hinterläßt eine sehr spürbare Fährte und wird deshalb von den Hunden leicht und sicher aufgenommen. Wenn er sich verfolgt sieht, geht er nicht, wie der Hirsch, in das Weite, sondern läuft anfangs so schnell als möglich, bald aber langsamer und vorsichtiger in einem großen Bogen fort, sobald als möglich wieder nach seinem ursprünglichen Standorte hin sich wendend. Die Eingeborenen, welche alle Sitten des Thieres gut kennen, behaupten, daß der Kidang ein kraftloses und sehr faules Geschöpf ist. Wenn man ihn einige Male im Kreis umhergetrieben hat und die Verfolgung fortführt, soll er seinen Kopf in einem dicken Busch verbergen und in dieser Stellung fest und bewegungslos verweilen, ohne der Annäherung des Jägers Beachtung zu schenken, gleichsam als fühle er sich hier in vollständiger Sicherheit. Gelingt es dem Jäger nicht, ihn am ersten Tage zu erbeuten, so braucht er nur am nächstfolgenden dahin zurückzukehren, wo er ihn zuerst auftrieb; er findet ihn dann sicher an derselben Stelle.

Die Jagd des Kidang mit Hilfe der Hunde ist eine wahre Leidenschaft aller vornehmen Javanesen. Viele der reichen Gewalthaber halten blos zum Zweck dieser Jagd starke Meuten von Hunden, welche regelrecht abgerichtet werden. Diese Hunde, gemeiniglich unter dem Namen Pariahs bekannt, stammen von der eingeborenen Art her, welche die Insel bewohnt, und leben eigentlich in einem Zustande unvollkommener Zähmung. Sie ähneln dem Hunde von Sumatra, welchen Hardwicke bekannt machte. Ihr Leib ist mager und ihre Ohren sind aufgerichtet; sie sind wild und heftig und selten ihrem Herrn besonders zugethan, werden auch von den Eingeborenen, wie von den übrigen Mahammedanern wenig geachtet und selten gut behandelt; sie sind meistens schlecht gezogen und ekeln die Europäer an: aber sie sind sehr feurig, muthig und zum Zweck der Jagd unübertrefflich. Sobald sie die Spur des Wildes gefunden haben, nehmen sie die Verfolgung mit großer Hitze auf, und der Jäger kann ihnen dann langsam folgen; denn gewöhnlich kommt er noch rechtzeitig zur Stelle, wo Hunde und Hirsch mit einander im Kampfe liegen. Der Muntjak ist ein sehr muthiger Gesell und versteht sein kleines Geweih mit großer Kraft und Geschicklichkeit zu gebrauchen. Viele Hunde werden verwundet, wenn sie ihn angreifen, und manche tragen auf Nacken und Brust oder am Unterleib Verletzungen davon, welche ihnen das Leben kosten, während andere wenigstens als Erinnerung der Kämpfe tüchtige Streifhiebe erhalten. Aber der Hirsch besitzt kein zähes Leben und unterliegt zuletzt den vereinigten Angriffen der Hunde und wenn nicht, doch sicher einem Schuß von deren Führern.

An anderen Orten, namentlich im Westen Javas, stellt man große Treibjagden auf den Kidang an und erlegt oft 40 bis 50 Stück an einem einzigen Tage. Viele der Jäger sind beritten und ihre Pferde zur Jagd eigens abgerichtet; sie nehmen sofort die Verfolgung eines einzelnen Kidang auf und bringen den Jäger so nahe an ihn heran, daß er sein Wild mit einem Schwertstreiche tödten kann. Immer reiten die eingeborenen Jäger auf dem nackten Rücken des Pferdes, und dabei geben sie



Giraffen.

sich mit solchem Ungestüm der Jagd hin, daß sie fast jede Minute ein Mal ihr Leben oder wenigstens ihre Glieder aufs Spiel setzen.

In Banka hängt man zwischen zwei nahe stehende Bäume eine Menge von Schlingen und zäunt von den Bäumen aus in schiefer Richtung zwei Wände, welche mehr und mehr sich verbreitern. Da hinein treibt man den Kidang vermittelst der Hunde. Das arme Wild stürzt, blind vor Furcht, willenlos in diese tückisch gelegten Schlingen zwischen den Bäumen, welche ihm einen Ausweg und Rettung vor seinen Verfolgern verheißen. Außer dem Menschen stellen Tiger und Panther dem Kidang eifrig nach. Doch das milde Klima mit seinem Reichthum an Nahrung sagt diesem Thiere so außerordentlich zu, daß alle Verluste, welche Mensch und Raubthier dem Wildstande bringen, schnell gedeckt werden.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Kidang seines ungeduldigen Wesens halber nicht besonders, obwohl er sie in seinem Vaterlande sehr gut und auch in Europa recht leidlich aushält. Man findet ihn oft im Besitze der Europäer und Eingeborenen; doch verlangt er, wenn er sich wohl befinden soll, einen großen Raum und ein ausgewähltes Futter. Bei guter Behandlung wird er bald sanft, zahm und zutraulich.

Das Wildpret des Kidang wird gern von den Europäern gegessen; die Eingeborenen aber genießen es nur dann, wenn es vom Bock herrührt, weil einige Eigenheiten in den Sitten der Weibchen ihnen Abscheu vor diesen beigebracht haben; auch glauben sie wohl, daß der Genuß ihnen Krankheiten erzeuge u. dgl. m. Das Fell findet keine Verwendung.

In der Neuzeit hat man noch vier andere, hierher gehörige Arten von Muntjakhirschen unterschieden; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt.

* * *

Auch unter den Wiederkäuern gibt es Gestalten, welche mit der jetzt lebenden Schöpfung gleichsam nicht mehr in Einklang zu bringen sind und an die märchenhaften Gebilde längst vergangener Erdentage erinnern: das auffallendste Thier von allen aber ist die Girafe. Der alte Horaz hat so unrecht nicht, wenn er dieses sonderbare Geschöpf „ein Gemisch von Panther und Kamel“ nennt, und die viel später Lebenden waren sicherlich in ihrem Rechte, wenn sie die von den egyptischen Denkmälern herrührenden Abbildungen eines ihnen wieder entfremdeten Thieres als Traumgebilde einer übermüthigen Künstlerfantasie bezeichneten. Die Römer staunten gewiß auch nicht mehr über die Girafen, welche ihnen zu den Spielen des Julius Cäsar und später noch einige Male vorgeführt wurden, als wir gebildeten Europäer heute noch staunen, wenn wir das uns durch eine Menge von Abbildungen bekannte märchengestaltige Wesen zum ersten Male vor uns sehen.

Die Girafe ist der Vertreter einer eigenen Familie, welcher man den altlateinischen, durch die mitgetheilten Horazischen Worte erklärten Namen Camelopardalis gelassen hat. In dem Sivatherium, dessen versteinten Schädel man in Indien ausgrub, glaubt man ein zu derselben Familie zu rechnendes Geschöpf entdeckt zu haben; in der gegenwärtigen Schöpfung aber ist die afrikanische Girafe (Camelopardalis Girafa) der alleinige Vertreter der merkwürdigen Familie, welche durch den, alles gewohnte Maß überschreitenden, langen Hals, die hohen Beine, den dicken Rumpf mit abschüssigem Rücken, den zierlich gebauten, feinen Kopf, mit großen, schönen, klaren Augen und durch zwei sonderbare, mit Haut überkleidete Knochenzapfen gekennzeichnet ist. Die hohen Läufe und der lange Hals machen die Girafe zu dem höchsten und verhältnißmäßig kürzesten aller Säugethiere. Ihre Leibeslänge beträgt nämlich blos 7 Fuß, die Schulterhöhe dagegen bereits 10 Fuß und die Höhe des Kopfes 15 bis 19 Fuß. Der Schwanz wird mit der Haarquaste über 4 Fuß, ohne dieselbe nur 2¼ Fuß lang. Das Kreuz ist fast 2 Fuß niedriger, als der Widerrist. Die Entfernung von der

Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel beträgt 13 Fuß, das Gewicht 10 Centner. Aus diesen Maßen allein schon geht hervor, daß die Girafe hinsichtlich ihrer Gestaltung von allen übrigen Säugethieren abweicht; der Leibesbau ist aber so merkwürdig, daß wir ihn noch besonders beschreiben müssen. Die Girafe ist nicht blos ein sonderbares Zwittergeschöpf von Panther und Kamel, wie der alte Horaz sagt, sondern gleichsam aus den Bestandtheilen verschiedener Thierleiber zusammengesetzt. Der Kopf und der Leib scheinen vom Pferd, der Hals und die Schultern vom Kamel, die Ohren vom Rind, der Schwanz vom Esel, die Beine von einer Antilope entlehnt zu sein, die Färbung und Zeichnung des glatten Felles endlich sind es, welche an den Panther erinnern. Eine solche Zusammensetzung kann nur Mißgestaltung des ganzen Thieres zur Folge haben, und wirklich wird Niemand die Girafe schön oder ebenmäßig nennen mögen. Der kurze Leib steht mit den hohen Beinen und dem langen Hals in keinem Verhältniß; der auffallend abschüssige Rücken muß nach allen kunstgerechten Begriffen häßlich genannt werden, und die ungeheure Höhe des Thieres trägt durchaus nicht zu seiner Zierde bei. Schön ist nur der Kopf, wundervoll das Auge, angenehm die Zeichnung: alles Uebrige ist auffallend und sonderbar.

Der Kopf der Girafe ist langgestreckt und erscheint, der ziemlich dünnen Schnauze wegen, noch länger. Er trägt sehr große, lebhaft glänzende und doch ungemein sanfte, wirklich geistige Augen, große, zierlich gebaute, äußerst bewegliche Ohren von beinahe einem halben Fuß Länge und die zwei beschriebenen, sonderbaren Stirnzapfen, welche entfernt an Hörner erinnern und etwas kürzer sind, als die Ohren. Zwischen beiden erhebt sich eine rundliche Knochenanschwellung, gleichsam als drittes Horn. Der Hals ist etwa ebensolang, als die Vorderbeine, dünn, seitlich zusammengedrückt und hinten mit einem hübschen Haarkamm geziert. Der Leib ist breit an der Brust, am Widerrist viel höher, als am Kreuz, und längs der Mittellinie etwas eingesunken, vorn durch die fast rechtwinkelig vorspringenden Schulterblätter sehr ausgezeichnet, hinten auffallend verschmälert, so daß man den Hinterleib, wenn man das Thier gerade von vorn ansieht, gar nicht bemerkt. Die Beine sind verhältnißmäßig zart und fast gleich lang; ihre Hufe sind zierlich gebaut. An den Beugegelenken der Läufe zeigt sich eine nackte Schwiele, wie das Kamel sie besitzt. Die Haut ist sehr dick und, mit Ausnahme des erwähnten Hornkegels, des Halskammes und der Schwanzquaste, überall gleichmäßig behaart. Ein fahles Sandgelb, welches auf dem Rücken etwas dunkler wird und auf der Unterseite ins Weißliche übergeht, bildet die Grundfarbe; auf ihr stehen ziemlich große, unregelmäßig gestaltete, meist eckige Flecken von dunklerer oder lichterer rostbrauner Färbung, und zwar so dicht, daß der helle Grund nur netzartig hervortritt. Am Hals und an den Beinen sind diese Flecken kleiner, als auf dem übrigen Leibe. Die Mähne ist fahl und braun gebändert; die Ohren sind vorn und an der Wurzel weiß, hinten bräunlich. Der Bauch und die Innenseite der Beine sind ungefleckt; die Haarquaste ist dunkelschwarz. Ungeborene, noch nicht völlig ausgetragene Girafen haben ein sehr weiches, mausgrau gefärbtes Fell ohne Flecken; bei der Geburt sind diese aber schon vorhanden.

Gegenwärtig bewohnt die Girafe das mittlere und südliche Afrika oder denjenigen Theil des Landes, welcher etwa zwischen dem 17. Grad nördlicher Breite und dem 24. Grad südlicher Breite liegt. Im Norden beginnt ihre Heimat an der südlichen Grenze der Sahara, im Süden verschwindet sie in der Nähe des Orangenflusses. Wie weit sie von Osten hin in das Innere und nach Westen geht, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Am Kongo und in Senegambien fehlt sie gänzlich, wahrscheinlich weil das Land dort gebirgig ist; denn sie hält sich nur in ebenen Steppengegenden, niemals in den Gebirgen oder in den dichteren Urwaldungen auf.

In den schönen südafrikanischen Wäldern nimmt sich die Girafe freilich ganz anders aus, als in dem engumzäunten Raum eines Thiergartens. Die merkwürdige Uebereinstimmung der Gestalt und allgemeinen Erscheinung eines Thieres mit der Oertlichkeit, in welcher es lebt, macht sich auch hier bemerklich. „Wenn man eine Herde Girafen,“ sagt Gordon Cumming, „in einem Hain der malerischen und sonnenschirmförmigen Mimosen zerstreut sieht, welche ihre heimischen Ebenen schmücken und an deren letzten Zweigen sie in Folge ihrer gewaltigen Höhe nagen können,

müßte man wirklich nicht viel Sinn für Naturschönheiten haben, wollte man den Anblick nicht überaus anziehend finden." Man begegnet der Girafe hauptsächlich da, wo unzählige, verwitterte Stämme vorkommen, welche, Dank den Flechten, die auf ihnen sich ausbreiten, oft dem langen Hals einer Girafe täuschend ähneln. „Oft bin ich," fährt der genannte Jäger fort, „über die Anwesenheit eines ganzen Trupps von Girafen in Zweifel gewesen, bis ich zu meinem Fernglase Zuflucht nahm; sogar meine halbwilden Begleiter mußten bekennen, daß ihre scharfen, geübten Augen zuweilen getäuscht wurden; denn sie sahen bald jene verwitterten Stämme für Girafen an und verwechselten wiederum wirkliche Girafen mit den hochbejahrten Bäumen."

Gewöhnlich trifft man die Girafe in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stück; da, wo sich das edle Thier aber sicher weiß, kommt es häufig vor. Cumming spricht von Herden, welche aus 30 bis 40 Stück bestanden haben, meint aber, daß 16 als durchschnittliche Zahl betrachtet werden muß; ich habe das stolze Wild nur ein Mal, und zwar zu Dreien, gesehen, und in Kordofahn auch immer blos von schwachen Trupps reden hören.

Alle Bewegungen der Girafe haben etwas Sonderbares. Der Gang ist ein langsamer und gemessener Paßschritt, der Lauf wegen des auffallenden Mißverhältnisses der vorderen zur hinteren Höhe und der Höhe zur Länge ein merkwürdig schwerfälliger, lahmer und plumper Galopp, welcher aber, Dank der Weite jedes einzelnen Sprunges, außerordentlich fördert. Wegen der Größe und Schwere des Vordertheils ist das Thier nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben; dazu muß eine Zurückbeugung des langen Halses behilflich sein: erst wenn es den Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt hat, wird es ihm möglich, zur Sprungbewegung von der Erde loszukommen. Die Girafe springt, ohne die Vorderbeine zu biegen, und setzt sie mit einer gleichzeitigen Bewegung des Halses nach vorn steif auf; mit einer neuen Bewegung des Halses erfolgt dann der Nachsprung der Hinterfüße. So bewegt sich, wie Lichtenstein sagt, der Hals der springenden Girafe „im steten Hin- und Herschwung, wie der Mast eines auf den hohen Wellen tanzenden Schiffes". Während der Flucht schlägt sie sich mit dem langen Schwanze wie mit einer Reitgerte klatschend über den Rücken; auch dreht sie den Kopf mit den klugen, schönen Augen oft rückwärts, um nach ihren Verfolgern hinzusehen. Es gehört ein sehr gutes Pferd dazu, einer eilig laufenden Girafe nachzukommen, und besonders schwer ist es, sie auf die Dauer zu verfolgen, weil alle übrigen Thiere fast regelmäßig eher ermüden, als sie. Bei ruhigem Gange nimmt sich die Girafe entschieden am vortheilhaftesten aus: sie hat dann etwas sehr Würdiges und Anmuthiges.

Höchst eigenthümlich ist eine Stellung, welche das Thier annimmt, wenn es Etwas von dem Boden aufnehmen, oder wenn es trinken will. In vielen Beschreibungen wird behauptet, daß die Girafe zu diesem Ende auf die vorderen Fußwurzelgelenke (Knie) niederfalle. Dies ist aber falsch. Sie bewirkt die Erniedrigung ihres Vordertheils, indem sie beide Vorderläufe soweit aus einander stellt, daß sie bequem mit dem langen Halse auf den Boden herabreichen kann. Wer diese Stellung nicht selbst gesehen hat, hält sie geradezu für unmöglich, und ich habe deshalb unseren Zeichner, Herrn Kretschmer, gebeten, die Girafe des amsterdamer Thiergartens in der betreffenden Stellung aufzunehmen.

Gewöhnlich ruht die Girafe nur während der Nachtzeit. Zu diesem Ende senkt sie sich zuerst auf die Beuggelenke der Vorderbeine, knickt hierauf die Hinterbeine zusammen und legt sich endlich auf die Brust, wie das Kamel. Während des Schlafes liegt sie zum Theil auf der Seite und schlägt dabei beide oder nur eins ihrer Vorderbeine ein, den Hals wendet sie rückwärts, den Kopf läßt sie gern auf den Hinterschenkeln ruhen. Ihr Schlaf ist sehr leise und währt nur kurze Zeit. Sie kann auch viele Tage lang den Schlaf entbehren und scheint sich dann stehend auszuruhen.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Nahrung der Girafe im Einklange steht mit ihrer Gestalt und ihrem Wesen. Das Thier ist nicht geeignet, Gras vom Boden abzuweiden, umsomehr aber befähigt, das Laub von den Bäumen zu pflücken. Hierbei unterstützt es seine ungemein bewegliche Zunge ganz wesentlich. Wie bekannt, gebrauchen die meisten Wiederkäuer die Zunge zum Ab-

pflücken ihrer Nahrung; kein Einziger aber bedarf dieses Werkzeug so ausschließlich, wie die Girafe. Was dem Elefanten der Rüssel ist, ist ihr die Zunge. Sie ist im Stande, die kleinsten Gegenstände damit aufzunehmen; sie ist fähig, das zarteste Blatt zu pflücken und in den Mund zu ziehen. „In unserem Thiergarten," sagt Owen, „ist mehr als eine Dame beim Beschauen der Girafen von diesen der künstlichen Blumen beraubt worden, welche ihre Hüte schmücken. Es scheint, daß die Girafe weniger durch den Geruch, als durch das Auge in der Auswahl ihres Futters geleitet würde, und so kommt es oft vor, daß das Thier sich betrügt, wie in den erwähnten Fällen, wo es mit der gewandten Zunge die künstlichen Blumen ergriff und von den Hüten abriß." In der Freiheit sind es hauptsächlich die Zweige, Knospen und Blätter der Mimosen, welche dem Thiere zur Nahrung dienen. Die Kameldorn- und „Warteinbischenmimose" bilden im Süden Afrikas den Hauptbestandtheil ihres Futters; im Norden Afrikas frißt sie die gewöhnlichen oder die Karratmimosenblätter und entlaubt besonders gern die Schlingpflanzen, welche in so reicher Fülle die Bäume der



Die Girafe. (Zu Seite 491.)

Wälder in jenen Gegenden umhüllen. Bei frischer Nahrung kann sie, wie das Kamel, lange Zeit des Wassers entbehren; in der trockenen Jahreszeit aber, wo die Bäume größtentheils ihres Blätterschmucks beraubt sind und die hohen, verdorrten Gräser ihr dürftige Kost bieten, geht sie oft meilenweit nach den pfuhligen Wasserbecken oder zu den übrig gebliebenen Tümpeln der während der Regenzeit fließenden Ströme herab, um sich zu tränken. Solche Orte sind es, an denen Freiligraths schönes Gedicht zur Wahrheit werden kann. Das Wiederkäuen besorgt die Girafe stehend, hauptsächlich aber des Nachts. Es scheint ihr übrigens nicht soviel Zeit zu kosten, wie Anderen ihrer Ordnung.

Das geistige Wesen stellt die Girafe sehr hoch. Sie ist im Verhältniß zu ihrer Größe ein höchst gutmüthiges, friedliches und sanftes Thier, welches nicht blos verträglich mit seines Gleichen, sondern auch mit anderen Thieren lebt, solange diese ihr nicht beschwerlich oder gefährlich werden. Im Nothfall weiß sie sich recht gut zu vertheidigen, — nicht mit ihren Hörnern, welche überhaupt blos zum Staate zu dienen scheinen, sondern mit kräftigen Schlägen ihrer langen, sehnigen Füße. In

dieser Weise kämpfen die verliebten Männchen unter sich um die Weibchen. Durch Ausschlagen beschützt die Girafenmutter ihr Junges vor der tückisch herbeischleichenden Katze, und die Kraft des Schlages ist so gewaltig, daß er selbst einen Löwen fällen kann. Wärter in den Thiergärten müssen sich manchmal sehr in Acht nehmen vor den Girafen, obgleich sie sonst recht gut mit ihren Schutzbefohlenen auskommen.

Ueber die Fortpflanzung der Girafe hat erst die Neuzeit uns belehrt. Die seltenen Thiere haben in den Thiergärten von London und Wien Junge geworfen. Aus den bisherigen Beobachtungen geht hervor, daß die Paarung im März oder Anfangs April, der Wurf im Mai oder Juni stattfindet, die Dauer der Tragzeit also 431 bis 444 Tage, oder 14¼ bis 14½ Monate beträgt. Während der Paarungszeit vernahm man von beiden Geschlechtern ein sanftes Blöcken. Die Männchen sprangen ohne besondere Heftigkeit auf einander los und rieben sich gegenseitig mit ihren Stirnzapfen den Rücken und die Seiten. Zu ernstlichen Kämpfen kam es nicht. Die Geburt ging schnell und leicht von statten. Das junge Thier kam zuerst mit den Vorderfüßen und Kopf zur Welt. Nach seiner Geburt lag es etwa eine Minute bewegungslos, dann begann die Athmung; nach einer halben Stunde versuchte es aufzustehen, zwanzig Minuten später wankte es nach der Mutter hin. Diese blickte nur ziemlich gleichgiltig auf ihren Sprößling herab, und man mußte am anderen Tage eine Kuh herbeibringen, an welcher die junge Girafe dann etwa einen Monat lang saugte. Zehn Stunden nach der Geburt lief das Junge herum; am dritten Lebenstage übte es sich bereits in Sätzen. Leider starb es aber nach Monatsfrist. Bei seiner Geburt war es 6 Fuß 10 Zoll lang, die Vorderglieder hatten eine Höhe von 5 Fuß, der Schwanz war bereits 1½ Fuß lang. — Etwa neun Monate nach der Geburt dieses Jungen nahm die Mutter das Männchen wieder an und warf nach 431 Tagen wiederum ein Junges, welches zwölf Stunden nach seiner Geburt kräftig an dem Euter der Alten saugte. Nach drei Wochen genoß es Pflanzen und mit dem Alter von vier Monaten begann es wiederzukäuen. In der ersten Woche seines Lebens war es 6, nach 9 Monaten bereits 9½ Fuß hoch. — Im kaiserlichen Thiergarten lebt gegenwärtig eine dort am 20. Juli 1858 geworfene Girafe im besten Wohlsein. Fitzinger, welcher über den Fall berichtete, bestätigt, daß von Anhänglichkeit der Mutter für ihr Junges nichts Besonderes zu bemerken war. Nachdem sie das Kalb einige Male am Kopfe beleckt, wandte sie sich von ihm hinweg, ohne sich ferner um ihr Kind zu bekümmern. Man war gezwungen, die Alte zu melken und das Junge mit Hilfe eines Saugglases zu erziehen. Das Melken ließ sich die Alte gefallen; allein ihr Euter war so milcharm, daß man schon nach wenigen Tagen eine Kuh als Amme verwenden mußte.

Jagd und Fang alter Girafen haben ihre großen Schwierigkeiten. Der Franzose Thibaut, ein mir wohlbekannter Bewohner Kordofahns, brachte im Jahre 1834 seit vielen Jahrhunderten wieder die ersten lebenden Girafen nach Europa. Er hatte die Thiere in den Steppen Kordofahns gejagt und gefangen. Die Jungen bekam er erst in seine Gewalt, nachdem er die Mütter getödtet hatte. Nach seinen Berichten verursacht der Fang unglaubliche Mühen und Beschwerden. Man muß wochenlang in den Steppen verweilen, vortreffliche Pferde, Kamele und Kühe mit sich nehmen und sich das Geleit eingeborener Araber zu verschaffen suchen, weil man sonst doch vergeblich ausziehen würde. Die jung gefangenen ergeben sich ohne Umstände in ihr Schicksal, verlangen aber anfänglich die sorgfältigste Behandlung, und deshalb eben nimmt man melkende Kühe mit auf die Jagd, um den jung gefangenen Girafen sogleich geeignete Nahrung bieten zu können. Vom inneren Afrika aus führt man dann die bald zahm gewordenen Girafen in kleinen Tagereisen nebst ihren Ammen, den Kühen, der Küste zu, wo eigene Kasten für die Ueberfahrt hergerichtet werden müssen. Die Jagd schildert Gordon Cumming in sehr lebendiger Weise. „Keine Feder und keine Worte," sagt er, „können dem Jagdfreund beschreiben, was es heißt, in der Mitte eines Trupps riesenhafter Girafen zu reiten; man muß Das selbst erfahren, um es zu verstehen. Gewöhnlich eilen die verfolgten Girafen durch die dornigen Gebüsche aller Art, und die Arme und Beine des verfolgenden Jägers sind lange bevor er den Girafen nachkommt, mit Blut bedeckt. Bei meiner ersten

Jagd eilten zehn gewaltige Girafen vor mir her. Sie galoppirten ganz gemächlich dahin, während mein Pferd genöthigt war, seine äußerste Schnelligkeit aufzubieten, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Meine Empfindungen bei dieser Jagd waren verschieden von Allem, was ich während einer langen Jägerlaufbahn bisjetzt erfahren; ich war durch den wunderschönen Anblick vor mir so in Anspruch genommen, daß ich gleichsam wie bezaubert entlang ritt und fast nicht glauben konnte, daß ich wirklich lebende, dieser Welt angehörende Geschöpfe vor mir herjagte. Der Boden war fest und zum Reiten günstig. Mit jedem Satz meines Pferdes kam ich der Herde näher, schoß endlich mitten unter sie hinein und sonderte das schönste Weibchen von ihr ab. Als die eine Girafe sich von ihren Genossen getrennt und hitzig verfolgt sah, lief sie noch schneller und galoppirte in furchtbar weiten Sprüngen, während ihr Hals und ihre Brust mit den dürren, alten Zweigen der Bäume in Berührung kamen, sie abrissen und fortwährend meinen Weg damit bestreuten. Bald war ich etwa noch acht Schritt hinter ihr, feuerte im Galopp ihr eine Kugel in den Rücken, ritt dann noch schneller, so daß ich ihr zur Seite kam, hielt die Mündung meiner Büchse nur wenige Fuß von ihr entfernt und schoß ihr meine zweite Kugel hinter das Blatt, ohne daß diese jedoch große Wirkung zu äußern schien. Da stellte ich mich gerade vor sie, während sie begann im Schritt zu gehen, stieg ab und lud schnell beide Läufe meiner Büchse wieder. Im trockenen Bett eines Baches brachte ich sie nochmals zum Stehen und feuerte auf die Stelle, wo ich das Herz vermuthete. Sie lief sogleich weiter; ich lud nochmals, folgte und brachte sie wiederum zum Stehen. Jetzt stieg ich ab und schaute verwundert sie an. Ihre außerordentliche Schönheit bezauberte mich, ihr sanftes, dunkles Auge mit seinen seidenen Wimpern schienen bittend auf mich herabzuschauen. Ich fühlte in diesem Augenblick wirklich Reue über das Blut, welches ich vergoß. Aber der Jagdtrieb behielt die Oberhand. Nochmals richtete ich meine Büchse empor und schoß der Girafe eine Kugel in den Hals. Sie bäumte hoch auf den Hinterbeinen in die Höhe und stürzte dann wieder nach vorn zu Boden, daß die Erde erzitterte. Ein dicker Strom schwarzes Blut sprudelte aus der Wunde hervor, die riesigen Glieder zuckten — noch ein Augenblick und das Thier hatte verendet."

Vielfach ist die Verwendung der erlegten Girafe. Man benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk, die Schwanzquaste zu Fliegenwedeln, die Hufe zu Hornarbeiten und genießt das vortreffliche Fleisch. Noch lieber aber sieht man es, wenn man eine Girafe lebend bekommen kann. Ueberall hat man das auffallende Thier gern, überall freut man sich, es um sich zu haben. In den innerafrikanischen Städten sieht man oft ein paar Girafenhäupter über die hohen Umfangsmauern eines Gartens hervorragen, und nicht selten begegnet man in der Nähe von Ortschaften gezähmten Thieren, welche nach Belieben umhergehen. Bei unserer Ankunft in Karkodj, einer Ortschaft am blauen Flusse, kam zuerst eine Girafe an unsere Barke, gleichsam in der Absicht, uns zu begrüßen. Sie ging vertraulich auf uns zu, trat dicht an unser Bot heran, fraß uns Brod und Durrahkörner aus der Hand und behandelte uns so freundlich, als wären wir ihre alten Bekannten. Gar bald merkte sie, wie große Freude wir an ihr hatten; denn sie kam nun alle Tage, solange wir uns in der Nähe dieser Ortschaft aufhielten, mehrmals zu uns, um sich liebkosen zu lassen. Der arabische Name „Serahfe" — die Liebliche — welchen unser Wort Girafe verstümmelt wiedergibt, wurde mir verständlich. Ich freute mich unaussprechlich, einmal ein so sonderbares Thier in allen seinen Bewegungen beobachten zu können; denn im freien Zustande hatte ich es nur ein Mal ganz von fern gesehen, obgleich ich mich wochenlang in Gegenden herumtrieb, welche reich an Girafen genannt werden müssen.

Es ist ewig schade, daß die Girafe nicht ebenso brauchbar ist, wie ein Rind oder Schaf: sie wäre ein Hausthier, so liebenswürdig, wie kaum ein anderes!

Leider ertragen die nach Europa gebrachten Girafen die Gefangenschaft nur bei bester Pflege längere Zeit. Die meisten gehen an einem eigenthümlichen Knochenleiden zu Grunde, welches man „Girafenkrankheit" genannt hat. Ursachen dieser Krankheit dürften Mangel an Bewegung und ungeeignete Nahrung sein. Nach den Erfahrungen, welche ich am Elch gemacht habe, glaube ich, daß

namentlich Gerbsäure dem Girafenfutter zugesetzt werden muß, um ihr Wohlbefinden zu fördern; denn gerade die Mimosenblätter sind besonders reich an diesem Stoff. Ein großer Raum vor und ein warmer Fußboden in dem Stalle der Girafe sind außerdem unerläßliche Bedingungen für ein Gefangenleben des theilnahmswerthen Geschöpfes.

* * *

Wenn alle die Thiere, welche wir hier zur fünften Familie rechnen, so anmuthige Geschöpfe wären, wie die Gazellen es sind, müßte man dieser Abtheilung unbedingt den ersten Rang von der ganzen Ordnung anweisen oder ihr wenigstens den Preis der Schönheit zuerkennen. Allein gerade unter den Antilopen gibt es einzelne Gestalten, welche von den Laien nimmermehr als nahe Verwandten jenes lieblichen Wüstenthieres angesehen werden würden. Der Name Antilope ist ganz geeignet, nur an äußerst schöne Gestalten, zarte und feine Thiere denken zu lassen, und der Laie ist deshalb geneigt, die plumpen und schweren Mitglieder unserer Familie lieber zu den Rindern, als zu den Antilopen zu rechnen.

Im allgemeinen kann man die Antilopen als schlankgebaute, hirschähnliche Thiere mit kurzem, fast immer eng anliegenden Haarkleid und mehr oder minder gewundenem Gehörn bezeichnen, welches zumeist beiden Geschlechtern zukommt. Die verschiedenen Arten ähneln sich im ganzen außerordentlich, und nur die Bildung der Hörner, der Hufe und des Schwanzes, sowie einzelne Abänderungen im Haarkleid geben sichere Unterscheidungskennzeichen. Aber die Anzahl der Antilopen ist so groß, daß die Grenzglieder der Reihe kaum noch Aehnlichkeit mit einander zu haben scheinen; denn mit der großen Artenzahl geht natürlich die Verschiedenheit der Gestaltung Hand in Hand, und deshalb übertrifft die Familie an Mannichfaltigkeit alle übrigen der Ordnung. Die verschiedensten Gestalten stehen hier neben einander. Es finden sich Anklänge an die plumpen Rinder, wie an die zierlichen Rehe; an die kleinen zarten Moschusthiere, wie an die Pferde. Der gewöhnlich kurze Schwanz verlängert sich, wie bei den Rindern oder ähnelt bei anderen dem mancher Hirsche. Am Hals bildet sich eine kleine Mähne, um den Mund herum verlängern sich eigenthümlich die Haare, so daß sie fast einen Bart bilden, wie bei den Ziegen. Die Hörner biegen sich gleichmäßig oder winden und drehen sich in dreifachen Bogen; ihre Spitze krümmt sich nach hinten oder nach vorn, nach innen und nach außen; das ganze Gehörn erscheint leierartig oder die einzelne Stange wie eine gewundene Schraube, oder auch wieder ganz gerade, wenigstens nur unbedeutend gekrümmt. Bald ist es rund, bald gekantet, bald gekielt, bald zusammengepreßt. Die Querrunzeln, welche das Wachsthum bezeichnen, sind im allgemeinen deutlich, aber auch wiederum nur angedeutet u. s. w. Bei einer Sippe besteht das Gehörn sogar aus vier Stangen, während solches Vorkommen sonst doch, wie bekannt, ganz unnatürlich erscheint. Ebenso auffallend ist es, daß bei einer anderen Sippe das Gehörn sich gabelt, wie bei den geweihtragenden Thieren.

Ueber den inneren Leibesbau der Antilopen sind noch wenig ausführliche Beobachtungen gemacht worden. Im allgemeinen kann man sagen, daß er so ziemlich dem der Wiederkäuer und namentlich der Hirsche entspricht. Die Weibchen haben regelmäßig zwei oder vier Zitzen am Euter, ausnahmsweise auch deren fünf. Sie werfen gewöhnlich nur ein Junges, selten zwei, und tragen dasselbe in durchschnittlich sechs Monaten aus. Das Kalb ist nach vierzehn bis achtzehn Monaten erwachsen, wenn auch nicht immer zeugungsfähig.

Ganz Afrika, Mittel- und Südasien, Mittel- und Südeuropa und Nordamerika sind die Heimat der zierlichen Thiere. Es ist bekannt, daß die meisten Arten die großen Steppen warmer Länder bewohnen; aber wir wissen auch, daß die Gemse, das gewandte Kind unseres Hochgebirges, zu den Antilopen gehört. Jede Art scheint ein bestimmtes Lieblingsfutter zu haben, und dieses bedingt dann ihren Aufenthalt, solange der Mensch nicht eingreift und die scheuen und flüchtigen

Thiere in andere Gegenden treibt. Die meisten lieben die Ebene, einige aber ziehen das Hochgebirge entschieden der Tiefe vor und steigen bis zur Grenze des ewigen Schnees empor; diese geben offenen, spärlich mit Pflanzen bewachsenen Wäldern entschieden den Vorzug vor dichteren, jene finden sich aber auch hier oder in dünn bewachsenen Buschwäldern; einige bewohnen sogar die Sumpfgegenden und halten sich ganz in Nähe der Gewässer auf. Die größeren Arten schlagen sich in Rudel, oft in solche von außerordentlicher Stärke zusammen; die kleineren leben mehr paarweise oder wenigstens in minder zahlreicheren Gesellschaften. Sie sind Tag- und Nachtthiere, unterscheiden sich also auch hierdurch von den Hirschen, welche sich, wie bekannt, zur Nachtzeit äßen und herumtummeln, bei Tage aber sich lagern und schlafen. Ihre Bewegungen sind lebhaft und behend, aber umgemein zierlich. Ein Rudel Antilopen erfreut immer das Auge. Die Schnelligkeit der Bewegungen mancher Arten wird von keinem anderen Säugethiere erreicht, und in der Anmuth derselben übertreffen sie unsere Hirsche bei weitem. Luft und Licht und ungemessene Freiheit lieben sie über Alles; deshalb bevölkern gerade sie die arme Wüste; deshalb beleben sie die todte Einöde. Nur wenige Arten bewegen sich plump und schwerfällig und ermüden schon nach kurzer Verfolgung; die übrigen vergeistigen sich gleichsam während ihrer Bewegungen. Sie besitzen sehr scharfe Sinne; namentlich äugen, vernehmen und wittern sie vortrefflich. Ihr Verstand ist nicht besonders groß, aber doch weit größer, als bei anderen Familien der Ordnung. Sie sind neugierig, wie die Ziegen, aber doch wachsamer, als diese, und überlassen sich niemals einer sorglosen Ruhe. Erfahrungen benutzen sie stets; wenn sie Verfolgungen erlitten haben, stellen sie Wachen auf und werden dann im hohen Grade scheu. Doch sind sie munter, heiter und neckisch, aber nicht launenhaft. Viele zeichnen sich durch große Friedfertigkeit aus, andere können recht bösartig sein. Ihre Stimme ist blöckend, stöhnend oder pfeifend; man hört sie aber selten, gewöhnlich blos zur Brunstzeit, wenn die Böcke und Ziegen sich mit einander streiten.

Die Nahrung besteht nur in Pflanzenstoffen, hauptsächlich in Gräsern und Kräutern, in Blättern, Knospen und jungen Trieben. Einige sind so genügsam, daß ihnen die dürftigste Nahrung hinreichend erscheint; selbst Baumflechten werden von manchen Arten gefressen. Bei frischer grüner Nahrung können die meisten lange dürsten, die in der dürren Wüste lebenden wenigstens mehrere Tage.

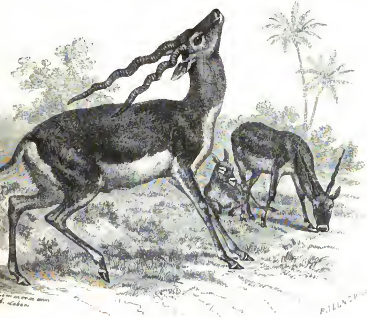
Man darf die Antilopen nützliche Thiere nennen und braucht keine Ausnahme zu machen. An den Orten, wo sie leben, bringen sie selten erheblichen Schaden; wohl aber nützen sie durch ihr Fleisch, durch ihr Gehörn und durch ihr vortreffliches Fell. Sie sind deshalb ein Gegenstand der eifrigsten Jagd bei allen Völkern, die mit ihnen die gleiche Heimat theilen. Noch größer aber dürfte der Nutzen sein, den ich einen geistigen oder sittlichen nennen möchte, derjenige nämlich, den sie dem Menschen gewähren durch die Freude an ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit und durch das außerordentliche Vergnügen, welches ihre Jagd bereitet. Manche Antilopen sind seit uralter Zeit hochberühmt, sie sind von Dichtern und Reisenden laut gepriesen worden, und nicht blos ihrer Schönheit halber; und wegen einer anderen setzt ja heute noch der Alpenjäger hundert Mal sein Leben ein: er betreibt die Jagd mit einer Leidenschaft, welche schwerlich ihres Gleichen finden würde. In derselben Weise fühlt sich der Mensch zu allen anderen Antilopen hingezogen. Dazu kommt noch, daß die meisten, wenigstens in ihrem Vaterlande, die Gefangenschaft leicht und dauernd aushalten, sich in derselben fortpflanzen und ihren Herrn durch ihre Zahmheit und Zutraulichkeit sehr erfreuen. Manche werden zu förmlichen Hausthieren; eine Art kann man sogar zum Ziehen verwenden.

Es ist sehr schwer, die große Zahl der Glieder unserer Familie in natürliche Gruppen zu ordnen. Gewöhnlich gründet man die Eintheilung auf ihre Aehnlichkeit mit Hirschen, Ziegen, Stieren &c.; doch genügt Das nicht, und so hat man bisjetzt immer noch das Gehörn als Maßstab zur Eintheilung und Einordnung beibehalten.

Wir heben blos die wichtigsten Gestalten hervor.

Eine Sippe, welche uns näher angeht, als die meisten anderen, ist die der **Hirschziegen-antilopen** (Cervicapra). Man versteht darunter schlank gebaute Thiere mit runden, nach auf- und rückwärts gerichteten, schraubenförmig gedrehten und geringelten, fast geraden Hörnern, welche aber blos dem Männchen zukommen. Der Schwanz ist kurz und buschig behaart. Das Weibchen trägt zwei Zitzen. Große, bewegliche Thränengruben und Drüsensäcke zwischen den Zehen und in den Weichen, sowie Klauendrüsen dienen zur weiteren Kennzeichnung.

Die **eigentliche Hirschziegenantilope** (Cervicapra bezoartica) spielt in der indischen Götterlehre eine wichtige Rolle. Sie nimmt in dem Thierkreise der Hindus die Stelle des Steinbocks ein und ist nebst vielen anderen Arten der Göttin Tschandra oder dem Monde geheiligt. Im Sanskrit heißt sie Ena, die Gefleckte; gegenwärtig trägt sie den Namen Sasin oder Sasi. Unzählige



Die eigentliche Hirschziegenantilope (Cervicapra bezoartica).

Gedichte preisen und rühmen ihre Schönheit. Sie hat viel Aehnlichkeit mit unserem Damhirsch, ist aber etwas kleiner, schlanker und weit zierlicher, als dieser. Ihre Leibeslänge beträgt fast 4 Fuß; die Länge des Schwanzes 6 Zoll und mit dem Haarbüschel am Ende 9 Zoll, die Höhe am Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß. Der Leib ist schwach, gestreckt und untersetzt; der Rücken ziemlich gerade und hinten etwas höher, als am Widerrist. Der Hals ist schmächtig und seitlich zusammengedrückt, der Kopf ziemlich rund, hinten hoch, nach vorn zu verschmälert, an der Stirn breit, längs der Nase gerade und an der Schnauze gerundet. Die Beine sind hoch, schlank und dünn, die hinteren etwas länger, als die vorderen. Die Augen sind verhältnißmäßig groß und außerordentlich lebhaft. Ihre Thränengruben bilden eine Art von Tasche, welche willkürlich geöffnet und geschlossen werden kann. Die Ohren sind groß und lang, unten geschlossen, in der Mitte ausgebreitet, gegen das Ende verschmälert und zugespitzt. Das Gehörn wird bis sechzehn Zoll lang, ist nach vorn und rückwärts gerichtet,

fast gerade, jedoch drei Mal schwach ausgebeugt und schraubenförmig gedreht. An der Wurzel stehen beide Stangen nahe zusammen, an der Spitze ungefähr elf Zoll von einander entfernt. Je nach dem verschiedenen Alter sind die Hörner stärker oder schwächer und nahe der Wurzel mit mehr oder weniger ringförmigen Erhabenheiten versehen. Bei alten Thieren zählt man mehr als dreißig solcher Wachsthumsringe, bei dreijährigen ungefähr zehn, bei fünfjährigen bereits gegen fünfundzwanzig. Ihre Zahl steht aber nicht in einem geraden Verhältniß zu dem Wachsthum. Nach Alter und Geschlecht ist die Färbung verschieden. Alte Männchen sind fast schwarz, die Weibchen mehr grau; junge Thiere sind braun und rostroth. Im allgemeinen ist die Oberseite schwärzlichbraun, die untere und die Nase weiß. Ein breiter weißer Ring umgibt jedes Auge. Die Behaarung ist kurz, dicht und glatt, das einzelne Haar ziemlich steif und, wie bei den meisten hirschähnlichen Thieren, etwas gedreht. Auf der Brust, an der Schulter und zwischen den Schenkeln bildet es deutliche Nähte, in der Horn- und Nabelgegend Wirbel, auf der Innenseite der Ohren vertheilt es sich in drei Längsreihen. Am Handgelenk verlängert es sich zu kleinen Haarbüschen; auf der Unterseite des Schwanzes fehlt es gänzlich. Die zierlichen, mittelgroßen, zusammengedrückten und spitzen Hufe und die abgeplatteten und abgestumpften, mittelgroßen Afterklauen sind schwarz; die Iris ist bräunlichgelb, der quergestellte Stern dunkelschwarz.

Der Sassi bewohnt Vorderindien, namentlich Bengalen, und lebt in Herden von fünfzig bis sechzig Stück, welche von einem alten dunkelfarbigen Bocke angeführt werden. Unter allen Umständen ziehen die Thiere offene Gegenden den bedeckten vor; denn sie sind stets im hohen Grade für ihre Sicherheit besorgt. Kapitän Williamson erzählt, daß immer einige junge Männchen und auch alte Weibchen zum Vorpostendienst beordert werden, wenn sich die Herde an einem Lieblingsplatze zum Weiden anschickt. Namentlich Büsche, hinter denen sich Jäger heranschleichen und verstecken können, werden von diesen Wachen aufs sorgfältigste beobachtet. Es würde Narrheit sein, versichert dieser Beobachter, Windhunde nach ihnen zu hetzen, denn nur, wenn man sie überrascht, ist einiger Erfolg zu erwarten; sonst ergreifen sie augenblicklich die Flucht und jagen in wahrhaft wundervollem Laufe dahin. „Die Höhe und Weite ihrer Sprünge versetzt Jedermann in Erstaunen; denn sie erheben sich mehr als 12(?) Fuß über den Boden und springen 20 bis 30(?) Fuß weit, gleichsam als ob sie den nachsetzenden Hund verspotten wollten.“ Deshalb denken die indischen Fürsten auch nicht daran, sie mit Hunden zu jagen; sie beizen sie mit Falken oder lassen sie vom schlauen Tschitta oder Jagdleoparden fangen, wie Dies in Persien gewöhnlich ist.

Die Nahrung der zierlichen Thiere besteht nur in Pflanzen, namentlich in Gräsern und saftigen Kräutern. Wasser können sie auf lange Zeit entbehren.

Ueber die Fortpflanzung fehlen noch sichere Nachrichten. Es scheint, daß die Paarung nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern je nach den Gegenden während des ganzes Jahres stattfindet. Neun Monate nach der Begattung wirft das Weibchen ein einziges, vollkommen ausgebildetes Junge, verbirgt es einige Tage lang im Gebüsch, säugt es mit Sorgfalt und bringt es dann zur Herde, bei welcher es verweilt, bis es die Eifersucht des Leitbockes vertreibt. Dann muß es in der Ferne sein Heil suchen und sehen, ob es sich anderen Rudeln anschließen kann. Die Weibchen sind bereits im zweiten Jahre, die Männchen wenigstens im dritten fortpflanzungsfähig. Es scheint, daß mit der Begattung ein eigenthümliches Erregtsein des Thränensackes in Verbindung steht. An Gefangenen hat man beobachtet, daß der ganze Hautbeutel unter dem Auge, die Thränengrube, welche sonst nur als ein schmaler Schlitz erscheint, wenn das Thier gereizt wird, weit hervortritt und sich förmlich nach außen umstülpt. Die glatten Innenwände des Sackes sondern einen starkriechenden Stoff ab, welcher dann durch Reiben an Bäumen oder Steinen entleert wird und wahrscheinlich dazu dient, das andere Geschlecht auf die Spur zu leiten. Während der Brunstzeit vernimmt man auch die Stimme des Männchens, welches sonst schweigt, eine Art von Meckern; das Weibchen gibt, so oft es erzürnt wird, tönende Laute von sich.

In Indien sind Tiger und Panther schlimme Feinde der Hirschziegenantilope, trotz ihrer Wachsamkeit; sie wissen sich durch listiges Schleichen einer oder der anderen zu bemächtigen. Die Inder stellen ihr ebenfalls eifrig nach und fangen sie auf sonderbare Weise lebendig. Hierzu bedient man sich eines zahmen Männchens, welches man, nachdem man ihm einen mit mehreren Schlingen versehenen Strick um die Hörner gebunden hat, unter die wilde Herde laufen läßt. Sobald der fremde Bock dort anlangt, entspinnt sich zwischen ihm und dem Leitbock des Rudels ein Kampf, an dem bald auch Ricken Theil nehmen, und hierbei verwickeln sich gewöhnlich mehrere Stücke in den Schlingen des Strickes, reißen und zerren nach allen Richtungen hin, stürzen zu Boden und werden nun vollständig wehrlos.

Jung eingefangene Sassis werden außerordentlich zahm. Sie halten die Gefangenschaft jahrelang aus, selbst in Europa, vertragen sich vortrefflich mit ihres Gleichen und anderen hirschähnlichen Thieren und erfreuen durch ihre Zuthunlichkeit und Anhänglichkeit. Doch muß man sich hüten, sie zu necken oder zu foppen. Sind sie z. B. gewöhnt, Brod aus der Hand zu fressen, so richten sie sich, wenn man ihnen diese Lieblingsspeise hoch hält, wie die zahmen Hirsche auf die Hinterbeine auf, um dieselbe zu erlangen; täuscht man sie auch dann noch, so werden sie böse, beginnen zu zittern und suchen ihren Unmuth durch Stoßen mit den Hörnern an den Tag zu legen. Am besten halten sie sich, wenn man ihnen freien Spielraum gibt. In größeren Parks gewähren sie wegen ihrer außerordentlichen Anmuth und Zierlichkeit ein prächtiges Schauspiel. Sie werden dort auch viel zahmer, als in den Käfigen, wo namentlich die Männchen manchmal ihren Wärter anfallen und nach ihm stoßen. In Indien wird der Sassi als ein heiliges Thier oft zahm gehalten. Frauen werden mit der Pflege des Halbgottes betraut. Sie tränken ihn mit Milch; Musiker spielen ihm Tonstücke vor. Nur die Braminen dürfen sein Fleisch genießen. Aus seinen Hörnern bereiten sich die Geistlichen und Heiligen der Hindus eigenthümliche Waffen. Sie befestigen dieselben unten durch eiserne oder silberne Querzapfen, so daß die Spitzen nach beiden Seiten von einander abstehen. Diese Waffe trägt man wie einen Stock und gebraucht sie wie einen Wurfspieß.

Bezoarkugeln, welche man im Magen dieser Antilope und in dem vieler anderen Wiederkäuer findet, gelten als besonders heilkräftige Arzneimittel und finden vielfache Anwendung.

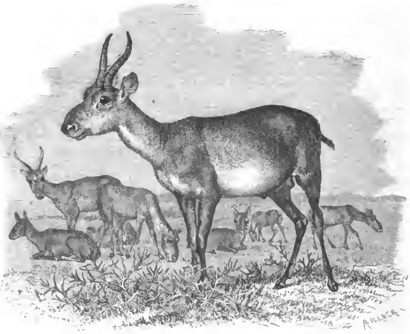
Zu derselben Gruppe rechnet man die Steppenantilope (Cervicapra Saiga), eine der wenigen Arten, welche Europa bewohnen. Sie ist ein Thier von der Größe des Damhirsches mit weit über den Unterkiefer hinausragender und sehr beweglicher Nase, kurzen und breiten Ohren und kurzer Schnauze. Das dichte, gerade, weiche, an dem Nacken, Rücken und der Kehle etwas verlängerte Haar ist am Kopf und Hals aschgrau, auf Schulter, Rücken, Seite und Hüfte schmuzigweiß oder gelbgrau, am Bauche und an der Innenseite der Beine glänzendweiß, auf der Rückenmitte aber dunkelbraun.

Die Saiga findet sich in den Steppen Osteuropas von der polnischen Grenze an bis zum Altai, lebt gesellig, sammelt sich gegen den Herbst in Herden von mehreren tausend Stück, wandert nach wärmeren Steppen und kehrt von dort aus im Frühjahr rudelweise zurück. Im Oktober treten die Böcke auf die Brunst und kämpfen unter lautem Geschrei eifersüchtig um die Ricken. Im Mai setzt das alte Thier ein einziges Kalb, welches der Mutter nicht gleich folgen kann und deshalb oft von den Nomaden weggenommen wird. Schon im ersten Monate treiben bei den Böcken die Hörner hervor, im vierten haben sie, wie die Schmalthiere, bereits ihre halbe Größe.

Die Steppenantilopen sind, wie die meisten Wiederkäuer, außerordentlich begierig auf Salz und gehen demselben stundenweit nach. Beim Weiden pflegen sie rückwärts zu gehen, und beim Saufen ziehen sie, wie schon Strabo wußte, das Wasser nicht blos durch das Maul, sondern auch durch die Nase ein. An der Wolga, in der irtischen und tartarischen Steppe sind sie so häufig, daß man ihnen alle Tage begegnet. Manchmal kommen sie bis an die Wagen der Reisenden heran. Während sie sich äßen oder wenn sie ruhen, hält immer ein Leitthier sorgfältig Wacht, und wenn

dieses sich legt, erhebt sich ein anderes. Sie vernehmen und wittern vortrefflich, äugen aber schlecht, und sehen sich deshalb auch auf der Flucht beständig um. Sobald sie eine Gefahr wittern, laufen sie zusammen, sehen sich zagend um und fliehen dann lautlos in einer langen Reihe. Nur die Jungen blöcken wie Schafe, Alte sind immer still. Auf der Flucht geht der Bock voran, wie er überhaupt Derjenige ist, welcher für die Sicherheit zu sorgen hat.

Die Nomaden jagen die Saigas mit Leidenschaft. Man verfolgt sie zu Pferde und mit Hunden und holt sie in der Regel ein, wenn sie weit flüchten müssen, da sie bald ermüden und außer Athem kommen. Wie den meisten übrigen Antilopen werden ihnen auch ganz unbedeutende Wunden sehr gefährlich; sie sollen sogar an dem Biß eines Hundes sterben. Die Kirgisen hauen Pfade in das Steppengras und Schilf und schneiden dort die Halme fußhoch ab; dann treiben sie



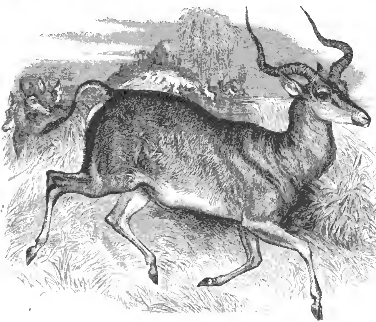
Die Steppenantilope (Cervicapra Saiga)

zu Pferde Herden von Saigaantilopen da hinein, diese verletzen sich an den scharfen Spitzen des Rohres und erliegen den Verwundungen. Häufiger aber erlegt man sie mit dem Feuergewehr, und hier und da fängt man sie mit Baizvögeln. Zu diesen nimmt man auffallenderweise nicht Edelfalken, sondern Steinadler, welche vom Hause aus zu den erbittertsten Feinden der Antilopen gehören und willig und gern der ihnen angeborenen Jagdlust folgen. Auch Wölfe richten große Verwüstungen unter den schönen Thieren an. Sie reißen oft ganze Rudel nieder und fressen die Getödteten bis auf Schädel und Gehörn auf. Letzteres sammeln dann die Kirgisen oder die Kosacken und verkaufen es wohlfeil nach China. Und noch ist die Zahl der Feinde nicht erschöpft. Eine Dassel- oder Bisfliegenart legt ihnen die Eier in die Haut, oft in solcher Menge, daß die auskriechenden Maden den Brand des Felles verursachen und das Thier umbringen.

Jung aufgezogene Steppenantilopen werden sehr zahm und folgen ihrem Herrn wie Hunde, selbst schwimmend durch die Flüsse. Sie fliehen vor den wilden ihrer Art und kehren abends selbst in ihren Stall zurück.

Diese Angaben verdanken wir hauptsächlich Pallas und Gmelin. Die neueren Reisenden erzählen wenig oder gar nichts Neues, und in den Thiergärten kommen gerade europäische Antilopen weit seltener vor, als die afrikanischen oder indischen, welche gegenwärtig recht häufig zu uns gebracht werden.

Das südafrikanische Mitglied der Hirschziegenantilopen ist der Pallah (Cervicapra melampus), ein schönes, leicht gebautes, aber großes Thier von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe mit langem, schwarzen Gehörn, ziemlich langem Gehör und über fußlangem Wedel, von rostrother oder tieffalber



Der Pallah (Cervicapra melampus).

Hauptfärbung, welche auf Bauch, Brust und Innenseite der Schenkel und Ohren in Weiß übergeht. Dieselbe Färbung haben die Lippen, Brauen, ein Streif über dem Auge und die Unterseite des Schwanzes. Ein Fleck an der Stelle der Afterhufe ist schwarz, ein anderer zwischen den Hörnern dunkelbraun. Ueber den Rücken verläuft ein brauner Streifen, welcher sich an der Schwanzwurzel theilt und auf beiden Schenkeln herabzieht.

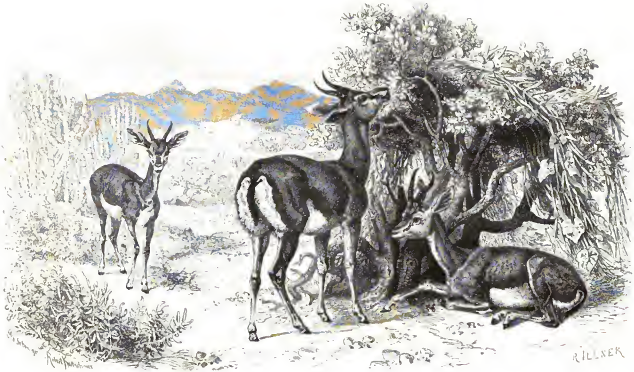
Auch der Pallah lebt in ziemlich starken Rudeln, zuweilen unter den Herden der Springböcke, gewöhnlich aber allein. Die Stärke der Rudel ist sehr verschieden; einzelne Jäger sprechen von Hunderten, welche sie zusammen gesehen haben wollen. Ueber das Leben der Thiere fehlen eingehende Berichte. Als auffallend wird hervorgehoben, daß die flüchtigen Trupps gewöhnlich eine lange, sogenannte indische Reihe einnehmen. Weiteres ist mir nicht bekannt.

Die **Gazellen** (Gazella) sind schlanke, höchst anmuthige Antilopen mit geringelten leierförmigen Hörnern, Thränengruben, Leistenbälgen, langen, spitzen Ohren, kleinen Afterklauen und zwei Zitzen. Ihr Schwanz ist kurz und an der Spitze bequastet; anderweitige Haarbüschel stehen nur an der Handwurzel. Beide Geschlechter sind gehörnt. Unglaubliche Anmuth, große Heiterkeit, eine wahrhaft wunderbare Beweglichkeit sind Vorzüge dieser Thiere anderen Antilopen gegenüber; denn nur noch wenige Gruppen der Familie besitzen dieselben Gaben in derselben glücklichen Vereinigung.

Eine Gazelle in der Wüste ist ein herrliches, dichterisches Bild. Deshalb ist es kein Wunder, daß schon seit alten Zeiten die morgenländischen Dichter mit aller Glut ihrer Seele das liebliche Wesen besungen haben. Selbst der Fremdling aus den Ländern des Abends, welcher die Gazelle in ihrer Freiheit sieht, muß es verstehen, warum sie gerade den Morgenländern als ein so hoch befreundetes Wesen erscheint; denn auch über ihn kommt ein Hauch jener Glut, welche zu den feurigsten Liebesliedern dieses Thieres die Worte läuterte und die Reime flüssig werden ließ. Das Auge, dessen Tiefe das Herz des Wüstensohns erglühen und erblühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den schlanken weißen Hals, um den sich seine Arme ketten in trauter Liebesstunde, weiß er nicht schmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn dem Halse jenes Thieres gleichstellt: und selbst der Fromme findet nur in der zierlichen Tochter der Wüste ein sinnlich wahrnehmbares Bild, um des Herzens Sehnsucht nach dem Erhabenen verständlich zu machen. Die Gazelle bleibt auch dann noch im Herzen, wenn sie dem Auge entschwindet. Sie übt einen Zauber aus auf Jedermann und beweist so recht verständlich, wie groß die Gewalt der Schönheit ist. Dieser Schönheit und Anmuth halber weihten sie die alten Egypter ihrer erhabenen Gottheit Isis und opferten die Kälber der Götterkönigin. Ihre Schönheit ist es, welche dem Dichter des hohen Liedes zum Bilde dienen muß; denn sie ist „das Reh“ und „der junge Hirsch“, mit denen der Freund verglichen wird; sie ist das Reh oder die Hindin des Feldes, bei denen die Töchter Jerusalems beschworen werden. Für die schönsten Reize des Weibes nach morgenländischen Begriffen hat jener Dichter nur den einen Vergleich: sie sind ihm „wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden.“ Die arabischen Dichter aller Zeiten und die heutigen auch noch finden gar nicht Worte, die Gazelle gehörig zu schildern. Die ältesten Werke dieses Volkes preisen sie und die Minnesänger auf den Straßen rühmen noch heutigen Tages ihre Schönheit.

Die **Gazelle** (Gazella Dorcas) erreicht nicht ganz die Größe unseres Rehes, ist aber viel zarter und schlanker gebaut, als dieses und auch schöner gezeichnet. Alte Böcke messen $3\frac{1}{2}$ Fuß, mit dem Schwanze vier Fuß in der Länge und sind am Widerrist über zwei Fuß hoch. Der Körper ist gedrungen, erscheint aber der hohen Läufe wegen schmächtig; der Rücken ist schwach gewölbt, am Kreuz höher gestellt als am Widerrist; der Schwanz ist kurz, an der Spitze stark behaart. Die Beine sind außerordentlich zart, schlank und höchst zierlich behuft. Auf dem gestreckten Halse sitzt der mittellange Kopf, welcher hinten breit und hoch, nach vorn verschmälert, und an der Schnauze schwach gerundet ist; die Ohren haben etwa dreiviertel der Kopfeslänge; die Augen sind groß, feurig und lebhaft, und haben einen fast runden Stern; die Thränengruben sind von mittler Größe. Das Gehörn ist nach dem Geschlecht ziemlich verschieden. Der Bock trägt immer stärkere Hörner als die Ricke, und die Wachsthumsringe sind dort stets mehr ausgeprägt als hier. Bei beiden sind die Hörner auf- und rückwärts gerichtet, wenden sich aber mit den Spitzen wieder nach vorn und etwas gegen einander, so daß sie von vorn betrachtet, an die Leier der Alten erinnern. Mit zunehmendem Alter rücken die sogenannten Wachsthumsringe immer weiter nach der Spitze zu; bei recht alten Böcken erreichen sie dieselbe, wahrscheinlich, weil sie durch Abnutzung kürzer wird, bis auf einen halben Zoll. Uebrigens stehen die Wachsthumsringe nur bedingt in einem geraden Verhältnisse mit dem Alter des Thieres: ein im Haus erzogener, fünfvierteljähriger Bock, welchen ich untersuchte, zeigte bereits fünf Ringe auf seinen noch sehr kurzen Hörnchen.

Aeußerst schmuck ist das Kleid der Gazelle. Die vorherrschende Färbung ist ein sandfarbiges, prächtiges Gelb, welches aber gegen den Rücken hin und auf den Läufen in ein mehr oder weniger



Gazellen.

dunkles Rothbraun übergeht. Ein noch dunklerer Streifen verläuft längs der beiden Leibesseiten und trennt die blendend weißgefärbte untere Seite von der dunkleren oberen. Der Kopf ist lichter als der Rücken; der Nasenrücken, die Kehle, die Lippen, ein Ring um die Augen und ein Streifen zu beiden Seiten des Nasenrückens sind gelblichweiß; dagegen zieht sich ein brauner Streifen von den Augenwinkeln an bis zur Oberlippe herab. Die Ohren sind gelblichgrau, schwarz gesäumt und mit drei Längsreihen ziemlich dicht aneinanderstehender Haare besetzt. Der Schwanz ist an seiner Wurzel dunkelbraun, wie der Rücken, in seiner letzten Hälfte aber schwarz. Bei manchen Abarten zieht die Färbung mehr ins Graue und ähnelt dann sehr dem Kleide der persischen Gazelle, welche von einigen Forschern auch als besondere Art betrachtet wird.

Nordostafrika ist die Heimat der Gazelle. Sie reicht von der Berberei an bis nach dem steinigten Arabien und von der Küste des Mittelmeeres bis an die Berge Abissiniens und in die Steppen des inneren Afrika. Der ganze Wüstenzug und das ihn begrenzende Steppengebiet kann als ihre Heimat betrachtet werden. Je pflanzenreicher die Einöde ist, um so häufiger findet man das Thier; jedoch ist bei dieser Angabe festzuhalten, daß eine pflanzenreiche Gegend nach afrikanischen Begriffen von einer gleichbezeichneten in unserem Klima sehr verschieden ist. Man würde sich sehr irren, wenn man die Gazelle in wirklich fruchtbaren Thalniederungen als ständigen Bewohner vermuthen wollte; solche Strecken berührt sie nur flüchtig, ungezwungen, wohl kaum. Sie zieht die Niederungen den durchglühten Hochebenen vor, aber nur die Niederungen der Wüste: in Flußthälern findet man sie ebenso selten, als auf dem Hochgebirge. Mimosenhaine und noch mehr jene sandigen Gegenden, in denen Hügelreihen mit Thälern abwechseln und die Mimosen überall sich finden, ohne eigentlich einen Hain oder Buschwald zu bilden, sind ihre Lieblingsplätze, weil die Mimose als ihre eigentliche Nährpflanze angesehen werden muß. In den Steppen kommt sie ebenfalls und zwar an manchen Orten sehr häufig vor; allein auch hier bevorzugt sie dünnbestandene Buschgegenden vor dem wogenden Halmenwalde. In den Steppen Kordosahns sieht man Rudel von vierzig bis funfzig Stücken, welche, und vielleicht nicht das ganze Jahr hindurch, ziemlich weit umherstreifen. An ihren Lieblingsplätzen gewahrt man sie nur in kleinen Trupps, von zwei, drei bis acht Stücken, sehr oft auch einzeln. Nahe der Mittelmeerküste ist sie selten. Je weiter man nach Nubien hin vordringt, um so häufiger wird sie, und am gemeinsten dürfte sie in den zwischen dem rothen Meer und dem Nil gelegenen Wüsten und Steppen zu finden sein. Die schwachen Rudel sind gewöhnlich Familien, bestehend aus einem Bock mit seinem Thier und dem jungen Nachkommen, welcher bis zur nächsten Brunstzeit bei den Eltern verweilen darf. Ebenso häufig aber findet man auch Trupps, welche nur aus Böcken und zwar wahrscheinlich aus solchen bestehen, welche von den stärkeren abgetrieben wurden. Diese Junggesellen halten bis gegen die Brunstzeit hin sehr treu zusammen.

Jeder Reisende, welcher auch nur auf einige Stunden hin die Wüste durchzieht, kann eine Gazelle zu sehen bekommen: und wer erst ihre Lebensweise kennt, findet sie mit Sicherheit in allen Theilen ihres Heimatskreises auf. Sie ist ein echtes Tagthier und zeigt sich also gerade zur günstigsten Zeit dem Auge. Nur während der größten Hitze des Tages, in den Mittagstunden bis etwa vier Uhr Abends, ruht sie gern wiederkäuend im Schatten einer Mimose; sonst ist sie fast immer in Bewegung. Aber sie ist nicht so leicht zu sehen, als man wohl glauben möchte: die Gleichförmigkeit ihres Kleides mit der herrschenden Bodenfärbung erschwert ihr Auffinden. Schon auf eine Viertelstunde hin entschwindet sie unserem schwächlichen Gesichte, während die Falkenaugen der Afrikaner sie oft in mehr als meilenweiter Entfernung noch wahrnehmen. Gewöhnlich steht der Trupp unmittelbar neben oder unter den niederen Mimosenbüschen, deren Kronen sich von unten aus schirmförmig nach oben ausbreiten und somit den Thieren unter ihnen ein schützendes Dach gewähren. Die wachhabende Gazelle äßt sich, die anderen liegen wiederkäuend oder sonst sich ausruhend unweit von ihr. Nur die stehende fällt ins Auge; die liegende gleicht einem Stein der Wüste so außerordentlich, daß selbst der Jäger sich oft täuschen kann. Solange nicht etwas Ungewöhnliches geschieht, bleibt das Rudel auf der einmal gewählten Stelle und wechselt höchstens von einem Ort zu dem anderen hin

und her; sowie es aber Verfolgungen erfährt, vertauscht es augenblicklich seinen Stand. Auch der Wind schon ist hinreichend, um die Gazelle zu solchem Wechsel zu bewegen. Sie steht stets unter dem Wind, am liebsten so, daß sie von dem Berghang aus die vor ihr liegende Ebene überschauen und durch den Wind von einer Gefahr im Rücken Kunde erhalten kann. Bei Gefahr flüchtet sie zunächst auf die Höhe des Hügels oder Berges, stellt sich auf dem Kamm auf und prüft nun sorgfältig die Gegend, um den geeignetsten Ort zu erspähen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Gazelle ein in jeder Hinsicht hochbegabtes Thier ist. Sie ist so bewegungsfähig, wie irgend eine andere Antilope, dabei lebhaft, behend und überaus anmuthig. Ihr Lauf ist außerordentlich leicht; sie scheint kaum den Boden zu berühren. Ein flüchtiges Rudel gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick: selbst wenn die Gefahr ihm nahe kommt, scheint es noch mit ihrer herrlichen Befähigung zu spielen. Oft springt mit zierlichen Sätzen von vier bis sechs Fuß Höhe eine Gazelle, gleichsam aus reinem Uebermuth, über die andere hinweg, und ebenso oft sieht man sie über Steine und Büsche setzen, welche ihr gerade im Wege liegen, aber sehr leicht umgangen werden könnten. Alle Sinne sind vortrefflich ausgebildet. Die Gazelle wittert ausgezeichnet; sie äugt scharf und vernimmt weit. Dabei ist sie klug, schlau und selbst listig; sie besitzt ein vortreffliches Gedächtniß und wird, wenn sie Erfahrung gemacht hat, immer verständiger. Ihr Betragen hat sehr viel Liebenswürdiges. Sie ist ein harmloses und etwas furchtsames Geschöpf, keineswegs aber so muthlos, als man gewöhnlich glaubt. Unter dem Rudel gibt es Streit und Kampf genug, wenn auch blos unter den gleichgeschlechtigen Gliedern desselben, zumal unter Böcken, welche gerne zu Ehren der Schönheit einen Kampf ausfechten; während sie dagegen die Ricken immer mit großer Liebenswürdigkeit, ja mit Zärtlichkeit behandeln und Gleiches von diesen empfangen. Mit allen übrigen Thieren lebt die Gazelle in Frieden; deshalb sieht man sie auch gar nicht selten in Gesellschaft mit anderen ihr nahestehenden Antilopen.

Man kann nicht eben sagen, daß die Gazelle scheu wäre; aber sie ist vorsichtig und meidet jeden ihr auffallenden Gegenstand oder jedes ihr gefährlich scheinende Thier mit großer Sorgfalt. In Kordofahn ritt ich einmal durch eine von der gewöhnlichen Straße abgelegene Gegend, welche nur wenig bevölkert ist und ausgedehnte Graswälder besitzt. Hier sah ich während des einen Tages wohl zwanzig verschiedene und zwar ausnahmslos sehr starke Rudel der Gazelle. Wahrscheinlich hatten diese Thiere das Feuergewehr noch nicht kennen gelernt. Sie ließen mich etwa bis auf vierzig Schritt herankommen, ungefähr soweit, als ein Sudahnese seine Lanze zu schleudern vermag. Dann zogen sie vertraut weiter, ohne mich groß zu beachten. Im Anfange fesselten mich die schönen Thiere so, daß ich nicht daran dachte, auf sie zu feuern. Aber der Jäger in mir beseitigte bald jedes Bedenken. Ich feuerte auf den ersten besten Bock, welcher sich mir zur Zielscheibe bot, und schoß ihn zusammen. Die anderen flüchteten, blieben aber schon nach hundert Schritten Entfernung stehen und trollten gemächlich weiter. Ich konnte mich von neuem bis auf achtzig Schritte nähern und erlegte den zweiten Bock, und schließlich schoß ich noch einen dritten aus demselben Rudel, bevor es eigentlich flüchtig wurde.

Die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse Nordostafrikas bedingt auch eine sehr verschiedene Brunstzeit der Gazellen. Im Norden fällt sie etwa in die Monate August bis Oktober; in den Gleicherländern beginnt sie erst Ende Oktobers und währt dann bis Ende Dezembers. Die Böcke fordern einander mit lautem blöckenden Schrei zum Kampfe auf und streiten sich so heftig, daß sie sich gegenseitig die Hörner abstoßen: — ich habe viele Böcke geschossen, bei denen die eine Stange an der Wurzel abgebrochen worden war. Von dem Thiere vernimmt man nur ein sanftes, helles Mahnen. Der stärkste Bock wird natürlich von ihm bevorzugt; er duldet schon keinen Nebenbuhler. Traulich zieht das Thier mit ihm hin und her, und gern nimmt es verschiedene Liebkosungen von Seiten des Herrn Gemahls entgegen. Der Bock folgt seiner Schönen auf Schritt und Tritt nach, beriecht sie von allen Seiten, reibt den Kopf zart an ihrem Halse, beleckt ihr das Gesicht und sucht ihr überhaupt seine Liebe auf alle Weise zu erkennen zu geben. Beim Beschlage hebt er sich plötzlich auf die

Hinterläufe und geht auf diesen dem Thiere nach, welches vorwärts rückt und, spröde thuend, mit einer raschen Bewegung sich seitwärts wendet. Der so Geprellte läßt sich aber nicht sogleich abweisen, sondern folgt der Erkorenen immer wieder, treibt sie hin und her und kommt endlich doch zum Ziele. Im Norden setzt die Ricke Ende Februars oder Anfangs März, im Süden zwischen den Monaten März und Mai, also nach etwa fünf- oder sechsmonatlicher Tragzeit, ein einziges Kalb. Ende März und im Anfang des Aprils waren die meisten weiblichen Gazellen, welche ich erlegte, hochbeschlagen und manche trugen bereits ein sehr ausgebildetes Junge. Das zur Welt gekommene Kalb ist in den ersten Tagen seines Lebens ein höchst unbehilfliches Geschöpf, und daher kommt es auch, daß sehr viele junge Gazellen von den flinken Arabern und Abissiniern mit den Händen gefangen werden. Je unbehilflicher das Thierchen ist, umsomehr wird es von der Mutter geliebt. Nicht gar zu mächtigen Feinden geht die besorgte Alte muthig entgegen. So weiß sie einen etwa heranschleichenden Fuchs, welcher schlimme Absichten verrathen sollte, mit den scharfen Hufen abzutreiben, und der Bock hilft ihr dabei getreulich. Doch hat das junge Thier viel Gefahren auszustehen, ehe es so flüchtig wird, daß es mit den Eltern gleichen Schritt halten kann. Man dürfte schwerlich übertreiben, wenn man sagt, daß die Hälfte der Nachkommenschaft unserer Gazellen und anderer Schwächlinge ihrer Verwandtschaft den zahllosen Räubern, welche sie beständig umlauern, zum Opfer fällt. Freilich würden sich die Gazellen ohne diese, das Gleichgewicht herstellenden Glieder der Thierwelt, auch so vermehren, daß sie, wie im Süden Afrikas, die Springböcke und andere in Herden lebende Antilopen, die niedere Pflanzenwelt so gut als vernichten könnten.

Jung ins Haus gebrachte Gazellen werden nach wenig Tagen sehr zahm und ertragen leicht die Gefangenschaft, zumal in ihrer Heimat. In den europäischen Häusern der größeren Städte Nord- und Ostafrikas sieht man regelmäßig gezähmte Gazellen, und unter ihnen findet man viele, welche sich so an den Menschen gewöhnt haben, daß sie als echte Hausthiere angesehen werden können. Sie folgen ihrem Herrn wie Hunde nach, kommen in die Zimmer herein, betteln bei Tisch um Nahrung, machen Ausflüge in die benachbarten Felder oder in die Wüste und kehren gern und freudig wieder nach Hause zurück, wenn der Abend kommt, oder wenn sie die geliebte Stimme ihres Pflegers vernehmen. Auch bei uns zu Lande kann man die Gazelle Jahre lang am Leben erhalten, falls man ihr die nöthige Pflege angedeihen läßt. Wie zu erwarten ist, müssen die höchst empfindlichen Kinder des Südens vor allen Einflüssen der rauhen Witterung, besonders während des Winters, sorgfältig behütet werden. Ein warmer Stall für den Winter und eine größere Parkanlage für den Sommer sind deshalb zu ihrem Wohlbefinden unentbehrlich. Ein Rudel Gazellen verleiht jedem größeren Garten oder Park eine Zierde, welche schwerlich von einer anderen übertroffen werden kann. Das schmucke Reh erscheint der Gazelle gegenüber plump und schwerfällig; steht ihr ja doch fast jeder andere Wiederkäuer an Anmuth und Lieblichkeit nach! Zahme Gazellen zeigen sich auch gegen fremde Leute sanft und zutraulich; nur die Böcke gebrauchen bisweilen ihr Gehörn, doch immer mehr, um zu spielen, als in der Absicht, zu verletzen. Heu, Brod und Gerste, im Sommer Klee und anderes Grünzeug genügen zur Ernährung der Gefangenen vollkommen. Sehr gut bekommt ihnen auch ein Kleientrank, wie ihn die Ziegen erhalten. Wasser bedürfen sie nur sehr wenig: täglich ein mittelgroßes Glas voll befriedigt ihren Durst vollständig. Dagegen verlangen sie Salz, welches sie begierig auflecken.

Ueberall, wo man solche gefangene Gazellen gut hält, kann man sie zur Fortpflanzung bringen, im Süden natürlich leichter, als in unserem rauhen Norden. In Kairo hat eine Gazelle fünf Jahre nach einander je ein wohlgebildetes Junge zur Welt gebracht und auch glücklich aufgezogen; in unseren Thiergärten gehören derartige Vorkommnisse aber auch nicht zu den Seltenheiten.

Die Gazelle bildet in ihrer Heimat einen Gegenstand der eifrigsten, ja, der leidenschaftlichsten Jagd. Alle Völkerschaften, welche mit ihr denselben Wohnkreis theilen, wetteifern mit einander in Ausführung dieses herrlichen Vergnügens. Der edle Perser und der vornehme Türke jagen die Gazelle mit derselben Lust, wie der Beduinenhäuptling und der Sudahnese. Im Norden bildet das Feuer-

gewehr die Hauptwaffe; aber in Persien oder im Herzen der Wüste baizt man sie, die Flüchtige, mit dem noch schnelleren Falken, oder hetzt sie mit den Windhunden, welche der Gazelle an Zierlichkeit des Baues und an Schnelligkeit ebenbürtig genannt werden müssen, zu Tode. Ich habe in Egypten oft genug die hohen Herren, mit den Falken auf der Faust, zur Gazellenjagd hinausreiten sehen, aber zufällig niemals Gelegenheit gehabt, einer dieser Jagden beizuwohnen. Hasselquist beschreibt sie. Er ritt in Palästina mit einigen Arabern zur Baizjagd hinaus. Der eine Jäger, mit dem Falken auf der Hand, sprengte auf die Gazelle hin und ließ den königlichen Räuber steigen, so oft er ein Stück Wild bemerkte. Der Falk stieg erst in die Höhe und flog, nachdem er die Gazelle gesehen, wie ein Pfeil auf sein Opfer zu, zog einige Kreise um dessen Kopf, schoß dann plötzlich hernieder und schlug die Fänge der einen Hand in die Backen, die der anderen in die Kehle ein. Mehr als zwei Mann hoch sprang die Gazelle auf, und glücklich schüttelte sie ihren Feind ab. Dieser aber folgte ihr, verwundete sie noch einmal und schlug endlich seine Klauen so glücklich in ihren Hals, daß er sie festhalten, verwirren und betäuben konnte, hierdurch dem Jäger Zeit gebend, herbeizukommen, um dem gehetzten Wild die Gurgel abzuschneiden. Als Beuterecht wurde dem Falken das geronnene Blut zuerkannt. Gerade dieser Jagd wegen stehen die Falken bei den Beduinen in demselben hohen Ansehen, wie die Windhunde: ein gutgeschulter Stößer wird von den Großen der Wüste mit zwei oder drei Kamelen bezahlt.

Noch spannender vielleicht ist die Jagdweise der Araber Westafrikas; doch will ich mir deren Beschreibung bis zur Schilderung der Mendes aufbewahren. In einigen Gegenden Nordafrikas verfolgen die gut berittenen Jäger die Gazelle und suchen sie von ihren ausdauernden Pferden herab zu erlegen. Dies ist kein leichtes Stück; denn so schnellfüßig auch die Rosse der Wüste, so schwer wird es ihnen, welche doch einen Reiter tragen müssen, dem flüchtigen Wilde nachzukommen. Nach langer Hatze, welche abwechselnd von Mehreren geführt wird, nähern sich aber doch die Reiter und, wenn sie einmal bis zu einer gewissen Entfernung an das abgemattete Thier herangekommen sind, ist dieses verloren. Sie schleudern ihm mit der größten Sicherheit starke Knüppel zwischen die Läufe und brechen diesen fast regelmäßig einen der Knochen entzwei. Dann ist es kein Kunststück weiter, das arme, verwundete Geschöpf mit den Händen zu greifen.

Ich habe die Gazellenjagd nur mit der Büchse betrieben und mehr als ein Mal an einem Tage sechs Stück erlegt, auch wenn ich es mit schon Gewitzigten zu thun hatte. Der Pirschgang führt unbedingt am sichersten zum Ziele. Dies habe ich wieder deutlich genug auf meinem letzten Jagdausfluge in Nordabissinien gesehen. Auf meiner Besichtigungsreise des Landes, welche ich vor Ankunft des Herzogs von Koburg mit meinem lieben Freund und Jagdgenossen Baron van Arkel d'Ablaing unternahm, hatte ich Gelegenheit genug, Gazellen zu jagen, obgleich ich eigentlich niemals vom Wege abging. Wenn wir einen Trupp stehen sahen, ritten wir, höchstens mit einer geringen Abweichung, ruhig unseres Weges weiter und so nahe, als es uns passend erschien, an die Gazellen heran. Dann sprang Einer von uns hinter einem Busche vom Maulthier, übergab dieses dem begleitenden Diener und schlich nun, oft kriechend, mit sorgfältigster Beobachtung des Windes an das Wild heran. Der Andere zog immer seines Weges fort, weil wir sehr bald erfahren hatten, daß die Gazelle auf Reiter weit weniger achtet, als auf Fußgänger, und ebenso auch, daß sie augenblicklich davon geht, wenn ein Reiterzug plötzlich Halt macht. Gewöhnlich schaute das Leitthier des betreffenden Rudels neugierig den Dahinziehenden nach und vergaß dabei auch, die übrige Umgebung prüfend zu beobachten, freilich oft zu ihrem Verderben. Der Jagende benutzte natürlich seine Zeit so gut als möglich und konnte auch in den meisten Fällen von einem der dichteren Büsche aus einen glücklichen Schuß thun, in der Regel nicht weiter, als auf neunzig bis hundertfunfzig Schritte. Die Ueberlebenden eilten nach dem Schusse so schnell als möglich davon, am liebsten dem nächsten Hügel zu, an welchem sie auch bis zu dem Gipfel eilfertig hinaufkletterten. Dort aber blieben sie stehen, gerade als wollten sie sich genau von dem Vorgegangenen überzeugen, und mehr als ein Mal ist es uns gelungen, uns selbst bis an diese, dort wie Schildwachen aufgestellten, mit Erfolg heranzuschleichen.

Doch kam es auch vor, daß das Thier rührende Beweise seiner Anhänglichkeit an den Gefährten gab. Zwei Mal in den wenigen Jagdtagen habe ich zwei Gazellen von einem Busche aus erlegt. Auf den ersten Schuß blieb der Gefährte, gleichsam starr vor Schrecken, neben dem Verendenden stehen, ließ von Zeit zu Zeit ein ängstliches Blöcken vernehmen und ging höchstens im Kreise um den Gefallenen herum, ihn mit sichtlicher Angst betrachtend. Da wurde rasch die Büchse wieder geladen und noch eine zweite tödtliche Kugel entsandt. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur das eine Mal ein Paar auf diese Weise erlegte. Die zweiten, welche ich nach einander zusammenschoß, waren Böcke; aber sie zeigten nicht geringere Anhänglichkeit an einander, als jene, bei denen doch die Gattenliebe ins Spiel kam. An einigen Orten belebten sich nach und nach die höheren Hügel mit Gazellen, welche, durch unsere Schüsse erschreckt, von allen Seiten herbeikamen, um von ihrer Warte aus die Gegend zu überschauen. Ich darf wohl behaupten, daß die meist unbewachsenen Berge hierdurch einen wunderbaren Schmuck erhielten. Die schönen Gestalten zeichneten sich so klar gegen den tiefblauen Himmel ab, daß man auch auf große Entfernung hin jedes Glied deutlich wahrnehmen konnte. Oft kam es auch vor, daß die erschreckten Gazellen über einen der unzähligen niederen Hügel, an denen die Samhara so reich ist, weggingen und gleich hinter denselben, d. h. sobald sie den Jäger aus dem Auge verloren hatten, stehen blieben. Im Anfange foppten sie mich einige Male durch dieses sonderbare Betragen. Ich kletterte höchst behutsam an dem Hügel empor und suchte mein Wild in der Entfernung, während es doch dicht unter mir stand. Das Herabrollen eines Steines oder ein anderes Geräusch, welches ich verursachte, schreckte dann die Gazellen auf, und sie eilten jetzt in solch rasender Flucht dahin, daß die Fehlschüsse, welche ich mir zu Schulden kommen ließ, wohl verzeihlich erscheinen dürften. Niemals aber sah ich von Menschen verfolgte Gazellen in ihrer wahren Schnelligkeit, denn diese nehmen sie blos an, wenn ihnen ein Hund auf den Fersen ist. Ich vermag es nicht, das Schauspiel zu beschreiben, welches die beiden Thiere gewährten; mir mangeln die Worte hierzu. Höchstens könnte ich sagen, daß eine so dahineilende Gazelle nicht mehr zu laufen, sondern zu fliegen scheint: — aber damit hätte ich ihre Flüchtigkeit noch immer nicht geschildert!

In Kordofahn und anderen innerafrikanischen Ländern, wo das Feuergewehr nicht in Jedermanns Händen ist, sondern noch heutigen Tages als bevorzugte Waffe des Weißen betrachtet und mit einer gewissen Scheu angestaunt wird, legt man sich mehr auf den Fang, als auf die Jagd der Gazelle. Man stellt nämlich in geringen Abständen auf dem oft begangenen Wechsel sogenannte Teller auf und umgibt jeden einzelnen mit einer Schlinge, welche an einem starken Knüppel befestigt ist. Die Teller bestehen aus einem vielfach durchbohrten Reifen, durch welchen dicht neben einander Stäbchen gesteckt werden. Letztere laufen nach dem Mittelpunkte des Reifes zu, sind etwas nach unten gerichtet und da, wo sie inmitten des Reifes zusammenstoßen, scharf zugespitzt. Jeder Teller wird über eine kleine Grube gelegt, welche man im Sande ausgescharrt und durch ein reifenartig zusammengebogenes breites Rindenstück ausgekleidet hat, damit sich die Grube nicht wieder mit Sand ausfüllt. Die Gazelle, welche ruhig ihres Weges wandelt, tritt auf den Teller, der glatte Huf rutscht auf den biegsamen Stäbchen nach der tieferen Mitte herab, dringt dort durch, sinkt tief in die Grube hinein und hat nun einen höchst unangenehmen Kranz am Laufe, dessen Spitzen ein unerträgliches Jucken verursachen. Hierüber entrüstet, sucht sie durch Schnellen mit den Läufen von dem Anhängsel sich zu befreien und zieht gerade hierdurch die Schlinge zu, aus welcher sie sonst den Fuß ungefährdet entfernt haben würde. Geängstigt, wie sie ist, beginnt sie rascher zu laufen, aber der Knüppel, welcher hinten nachfolgt, flößt ihr bald das höchste Entsetzen ein; sie eilt so schnell als möglich davon, der Knüppel kommt in raschere Bewegung und schlägt ihr schließlich einen der Läufe entzwei. Die nun Fluchtunfähige gelangt leicht in die Gewalt des Menschen. Der Jäger, welcher seine Fallen untersucht, bemerkt sehr bald, daß eine ihren Zweck erfüllt hat und setzt jetzt seine leichten, schnellen Windhunde auf die Spur oder folgt dieser selbst, weil ja der nachschleifende Knüppel sie deutlich genug bezeichnet. So fängt man sehr viele Gazellen, jedoch nicht die meisten, welche erbeutet werden;

denn ergiebiger, als irgend eine andere Jagd, ist die mit den Windspielen der Steppe oder der Wüste. Sie fangen oft an einem einzigen Tag dreißig bis vierzig Stück des leckeren Wildes.

Auf die übrigen Fangarten, welche man hier oder da anwendet, einzugehen, würde ein vergebliches Unterfangen sein, weil jedes Volk seine eigenen Jagdweisen hat.

Außer dem Menschen stellen der erwachsenen Gazelle nur wenige Feinde nach: Jagdleopard, Steppen- und Wildhunde dürften die schlimmsten von ihnen sein.

Mit den Gazellen haben die Springböcke (Antidorcas) große Aehnlichkeit. Der Unterschied zwischen beiden besteht hauptsächlich darin, daß letzteren die Kniebüschel der ersteren fehlen. Das bekannteste Thier dieser Gruppe ist der eigentliche Springbock, Prunk- oder Zugbock, Pronkbock, Treckbock (Antidorcas Euchore), welcher den Süden Afrikas in ungeheuren Herden bevölkert. Er erreicht etwa 2½ Fuß Höhe, gegen 4½ Fuß Länge und trägt leierförmig gekrümmte, schwarze, 20 bis 40 Mal geringelte Hörner. Die Ohren sind lang und spitzig, die Augen groß und dunkelbraun, lang, schwarz, bewimpert; das Haarkleid ist fein, oben von lebhaft zimmtbrauner Färbung, am Kopfe weiß mit dunkelbraunen Streifen von den Hörnern bis zum Mundwinkel, an der Unterseite und dem Spiegel dagegen weiß; der sehr dünne Schwanz ist unten grau, oben weiß, an der Spitze schwarzgrau. Ein weißer Streifen verläuft über den Rücken. Er ist in sofern merkwürdig, als er bei schneller Bewegung des Thieres in eigenthümlicher Weise hervortritt. Die Haut scheint dort eine Falte zu bilden, welche bei schneller Bewegung geöffnet und geschlossen wird. So kommt bald der Streifen in größerer, bald in geringerer Breite hervor und ändert so die allgemeine Erscheinung des Thieres wesentlich.

Alle Reisenden, welche den Süden Afrikas besuchten, sind einstimmig in der Bewunderung der ungeheuren Zahl, in welcher die Springböcke zuweilen auftreten.

Im Norden des Kaplandes liegen, wie uns Steckensträfe berichtet, ausgedehnte, quellenlose Ebenen, in welchen der Mensch nur während der Regenzeit wohnen kann. Am Ende derselben bleiben noch Tümpel schlechten Wassers übrig, welche dem Wilde genügen. Auf diesen unabsehbaren Flächen sammeln sich die Springböcke, bis Alles im buchstäblichen Sinne davon wimmelt. Wenn nun, wie es etwa alle vier oder fünf Jahre geschieht, anhaltende Dürre eintritt und die Tümpel austrocknen, treibt der Mangel die Millionen von Thieren südwärts nach dem Kaplande, und dort brechen sie ein, Alles verheerend und vernichtend, was grün ist. Erst wenn es wieder regnet und das verbrannte Land sich von neuem mit Pflanzen bedeckt, ziehen sie in ihre friedlichen Ebenen zurück. Tausende und andere Tausende vereinigen sich zu diesen sonderbaren Pilgerschaften oder „Treckbocken", wie die holländischen Boers sie nennen, und die Schwärme wachsen an, wie die der Heuschrecken.

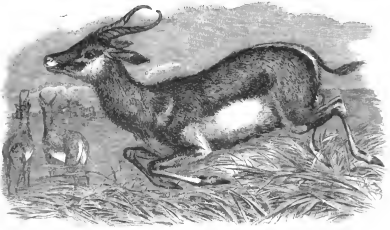
„Jeder Reisende," sagt Kapitän Gordon Cumming, „welcher die ungeheuren Massen, in denen der Springbock bei seinen Wanderungen erscheint, gesehen hat, wie ich, und von Dem, was er gesehen, eine wahrhaft getreue Beschreibung gibt, muß fürchten, Unglauben zu ernten: so wunderbar ist der Anblick der wandernden Herde. Treffend und richtig hat man sie mit den verheerenden Heuschreckenschwärmen verglichen, welche dem Wanderer in diesem Lande der Wunder so gut bekannt sind; ebenso wie diese verzehren sie alles Grün auf ihrem Wege in wenigen Stunden und vernichten in einer einzigen Nacht die Frucht des langjährigen Fleißes eines Landwirths."

„Am 28. Dezember hatte ich die Freude, zum ersten Male einen Treckbocken zu sehen. Es war dieses, glaube ich, in Bezug auf Jagdthiere, das großartigste, gewaltigste Schauspiel, welches ich jemals gehabt habe. Seit ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch hatte ich wach in meinem Wagen gelegen, und auf das Grunzen der Böcke gehört, welches ich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten wahrnahm. Ich glaubte, daß irgend eine große Herde von Springböcken neben meinem Lager grase; als es aber hell geworden und ich aufwachte, sah ich die ganze Ebene buchstäb-

lich mit einer ungeheuern Herde dieser Thiere bedeckt. Sie zogen langsam hin und her. Von einer Oeffnung in der langen Hügelreihe gegen Westen, durch welche sie wie das Wasser eines großen Flusses zu strömen schienen, erstreckten sie sich bis an eine Anhöhe, ungefähr eine Meile nordöstlich, hinter welcher sie verschwanden."

„Ich stand beinahe zwei Stunden auf dem Vorderkasten meines Wagens, verloren in Erstaunen über den wundervollen Anblick, und es kostete nur einige Mühe, mich zu überzeugen, daß es Wirklichkeit war, was ich hier sah und nicht etwa das abenteuerliche Traumbild eines Jägers."

„Während dieser Zeit strömten die unzählbaren Massen ohne Ende durch jene Hügelöffnung hindurch. Endlich sattelte ich mein Pferd, nahm meine Büchse, ritt mit den Nachreitern mitten unter die Thiere hinein und feuerte, bis 14 Stück gefallen waren. Dann rief ich: Halt! Genug! Wir kehrten nun um, um das Wildpret vor den stets vorhandenen gefräßigen Geiern zu sichern, und nachdem wir die geschossenen Springböcke in das Gebüsch getragen und mit Reisern zugedeckt hatten, wandten wir uns nach unserem Lager zurück."



Der eigentliche Springbock (Antidorcas Euchore).

„Wem daran gelegen hätte, viele Böcke zu erlegen, der würde an diesem Morgen Gelegenheit gehabt haben, 30 bis 40 zu erbeuten. Niemals während meines späteren Jägerlebens stieß ich auf eine so dichte Herde wie an diesem Tage; auch gestatteten sie mir nie wieder, so weit in sie hineinzureiten."

„Nachdem wir angespannt hatten, fuhren wir mit dem Wagen hinaus, um das geschossene Wild zu holen. So ungeheuer und überraschend die Herde von Springböcken war, die ich an diesem Morgen sah, so war sie doch noch bei weitem von Dem übertroffen, was ich abends erblicken sollte. Denn als wir über die niedere Hügelkette hinwegkamen, durch deren Paß die Springböcke geströmt waren, sah ich die Ebene und sogar die Hügelabhänge, welche sich ringsum hinzogen, dicht, nicht mit Herden, sondern mit einer einzigen Masse von Springböcken bedeckt. So weit das Auge reichte, wimmelte die Landschaft von ihnen, bis sie endlich in ein undeutliches rothes Wirrsal lebendiger Geschöpfe verschwammen."

„Es wäre eine vergebliche Mühe, sich einen richtigen Begriff von der Zahl der Antilopen zu machen, die ich an diesem Tage sah; doch nehme ich nichtsdestoweniger keinen Anstand zu behaupten, daß einige Hunderttausend sich innerhalb meines Gesichtskreises befanden."

Wir würden unzweifelhaft versucht sein, diese lebendige Schilderung des berühmten afrikanischen Jägers für eine echte Jagdgeschichte zu halten, wenn nicht alle Reisenden die Wahrheit jener Angaben bestätigten. Auch Le Vaillant spricht von Herden von 10 bis 50,000 Stück, welche von Löwen, Leoparden, Luchsen und Hiänen verfolgt werden, und Eduard Kretschmar erzählt von Massen, die er nach Millionen schätzt. Da mir das Werk dieses Reisenden nicht zur Hand ist, entnehme ich der gemeinnützigen Naturgeschichte von Lenz einen kurzen Auszug. Kretschmar ritt während einer Dürrung, welche schon über Jahresfrist angehalten hatte und zahlreiches Vieh tödtete, mit den holländischen Bewohnern vor Tagesanbruch nach einem Paß, durch welchen muthmaßlich Scharen von Springböcken ins Land hereinbrechen wollten. Bald kamen die Vorposten der Böcke, zu zwei und drei, zu zehn und zwanzig, dann zweihundert und vierhundert; endlich drängte sich der ganze Paß dicht voll, und über ihnen wirbelten Staubwolken und schwärmten Geier. Die Hunde wurden losgelassen und verschwanden unter der Masse; die Schüsse krachten. In kurzer Zeit waren mehr als zweihundert Böcke geschossen. Schnell wurden Anstalten gemacht, sie wegzuschaffen. Da drängte sich eine neue Herde von etwa 25,000 heran. Einer von den Leuten wurde über den Haufen gerissen, und so zusammengetreten, daß er nachher bewußtlos und ganz mit Erde bedeckt gefunden wurde; er erholte sich jedoch allmählich, da er glücklicherweise mit dem Gesicht auf der Erde gelegen hatte. Bei diesem zweiten Durchzug wurden wiederum hundert Stück geschossen. Man schnitt allen den Kopf ab; das übrige wurde auf Wagen und Pferden nach Hause geschafft. Während dem waren auch durch andere Pässe Massen von Springböcken durchgedrungen, und man sah auf der an sechs deutschen Meilen sich hinstreckenden Fläche Millionen von diesen Thieren weiden. Man brachte auch Nachricht, daß beim Uebergang über den Karre, in geringer Entfernung vom Krahl, mehrere Hundert vom Felsen gestürzt und leicht zu holen wären. So wurde denn auch dorthin ein neuer Zug veranstaltet und eine Anzahl von etwa zweihundert Stück auf Wagen geladen. Zu Hause war dann Alles damit beschäftigt, das Fleisch in dünne Streifen zu schneiden und überall im Hause und um das Haus herum auf dünne Stöcke, auf Bettpfosten, auf jeden brauchbaren Gegenstand zu legen, wo es bald von Millionen Fliegen umschwärmt wurde. Die Keulen wurden eingesalzen, die Felle auf dem Erdboden ausgebreitet und mit Pflöcken befestigt. Getrocknet dienen sie vorzüglich, um den Fußboden der Zimmer zu belegen. Das Fleisch, welches vortrefflich schmeckt, wird im getrockneten Zustande vielfach benutzt.

Die Richtung, welche die wandernden Antilopen einschlagen, ist nicht immer dieselbe. Gewöhnlich kehren sie auch auf einem anderen Wege zurück, als auf dem, wo sie gekommen waren. Ihre Weglinie bildet deshalb gewöhnlich eine ungeheure, langgezogene Ellipse oder ein großes Viereck, dessen Durchmesser vielleicht einige hundert Meilen beträgt. Diese Bahn wird von den Thieren in einer Zeit von sechs Monaten bis zu einem Jahre durchzogen. Wunderbar ist der Zusammenhalt einer so sich bewegenden Herde. Wood erzählt, daß eine Schafherde, welche einmal zufällig unter die wandernden Springböcke gekommen war, gezwungen wurde, mit diesen zu laufen, wohin sie gingen, ohne daß es dem Hirten möglich war, seine Schutzbefohlenen wieder zu befreien. Selbst der Löwe, welcher diesen Antilopen eifrig nachstellt, soll manchmal von den Herden geradezu gefangen werden. So groß auch der Schrecken sein mag, welchen das Raubthier den wehrlosen Wiederkäuern bereitet: Diejenigen, welche diesen Schrecken empfinden, sind nicht im Stande, dem Andrängen der anderen, welche von dem fürchterlichen Räuber Nichts wissen, zu widerstehen, und der Löwe seinerseits muß wohl oder übel mit der Masse fortwandern, weil er durch die lebenden Haufen, die jeden Augenblick wechseln und sich neu ersetzen, sich unmöglich einen Ausgang bahnen kann. Die Sache klingt sehr sonderbar, ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich, zumal wenn man an die vorhin erwähnte Geschichte von Kretschmar denkt. Die Nachzügler des Heeres freilich können den zahllosen hungrigen Feinden, welche diesen Zügen folgen, nicht widerstehen; aber alle die Löwen, Leoparden, die Hunderte von Hiänen und Schakals, welche die Herde umschwärmen, die Tausende von Geiern, welche in den Lüften über ihr kreisen, brauchen sich auch nicht eben anzustrengen; denn von den Hun-

derttausenden der wandernden Antilopen gehen täglich soviel zu Grunde an Nahrungsmangel, daß alle die Räuber genug zu fressen haben.

Noch wird erwähnt, daß beständig der Vor- und Nachtrab wechselt. Die, welche den Haufen anführen, finden selbstverständlich mehr Nahrung als Die, welche da weiden wollen, wo schon Tausende vor ihnen sich gesättigt haben. Jene erwerben sich also ihr tägliches Brod mit leichter Mühe und werden feist und faul. Damit ist aber ihre gute Zeit vorbei; denn jetzt drängen sich die Hungrigeren mit Macht vor, und mehr und mehr bleiben die Gemästeten zurück, bis sie an das Ende des Zuges gelangen. Einige Tage der Reise und des Mangels spornen sie dann wieder an, sich ihre Stelle im Vortrab von neuem zu erobern, und so findet ein ewig Hin- und Herwogen in der Herde statt.

Der Springbock hat von den Ansiedlern seinen Namen mit Recht erhalten. Er kann außerordentliche Sprünge thun, wenn er verfolgt wird, zumal wenn Hunde ihn hetzen. Bei solchen Gelegenheiten flüchtet die ganze Herde und macht eine Reihe seltsamer, senkrechter Sprünge, indem sie sich mit gekrümmten Läufen hoch in die Lüfte erheben und gleichzeitig das schneeweiße und lange Haarkleid längs des Rückens flattern läßt, hierdurch ein wahrhaft feenhaftes Ansehen erlangend, welches sie von jedem anderen Thiere unterscheidet. Sie springen zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch und mit jedem Sprunge über 12 bis 15 Fuß weit, ohne daß es ihnen die geringste Anstrengung zu kosten scheint. Bei Ausführung dieses Sprunges scheinen sie einen Augenblick lang gleichsam in der Luft zu schweben, kommen dann mit allen vier Füßen zugleich herunter, schlagen auf den Boden auf und steigen wieder in die Höhe, als ob sie davonfliegen wollten. Sie bewegen sich jedoch nur einige hundert Schritte weit; dann fallen sie in einen leichten, federnden Trab, und neigen ihren schön geformten Hals und die Nase auf den Boden. Wenn sie einen Feind erblicken, machen sie plötzlich Halt, drehen sich herum und fassen einen Gegenstand des Schreckens ins Auge. Kommen sie an einen Weg oder eine Fahrstraße, die vor Kurzem von Menschen betreten wurde, so setzen sie mit einem einzigen Satze darüber hinweg, und wenn eine Herde von vielleicht vielen Tausenden einen derartigen Weg verfolgt, gewährt sie einen überaus schönen Anblick, weil jeder einzelne Bock den kühnen Sprung thut: so mißtrauisch sind sie gegen den Boden, den ihr Feind, der Mensch, betreten hat. Auf ähnliche Weise springen sie, wenn sie auf der Windseite eines Löwen oder irgend eines anderen Thieres vorbeikommen, vor welchem sie eine angeborene Furcht hegen.

Die Baecalaharikaffern, denen diese wandernden Herden Nahrung in Hülle und Fülle bringen und eine Reihe von Festtagen gewähren, zünden der Springböcke wegen vor der Regenzeit immer große Strecken der Steppe an, damit hier um so leichter ein frischer grüner Teppich von saftigem Grase sich über die verbrannte Erde legen möge, den Böcken ein höchst willkommener Weideplatz. Selten gewahrt man die Thiere in dem hohen, schilfartigen Grase, welches so große Strecken ihrer Heimat überzieht. Sie sind entschiedene Liebhaber der zartesten Pflanzen und kommen zu solchen frischgrünen Orten von weit hergezogen, dem Menschen dann reiche Beute versprechend.

Jung aufgezogene Springböcke werden bald sehr zahm. Buffon erzählt von einem, welcher das Brod aus der Hand nahm. Diejenigen, welche ich sah und bezüglich pflegte, waren scheu und vorsichtig Fremden gegenüber, zeigten sich aber muthwillig und stoßlustig, wenn sie es mit Bekannten zu thun hatten. Mehrere zusammen in einem Raume vertragen sich nicht immer; zumal die Böcke sind zänkische Gesellen, welche selbst die Ricken quälen oder mindestens plagen. Abgesehen von dieser Unfriedfertigkeit, sind die gefangenen Springböcke reizende Erscheinungen. Ihr weiches, farbenprächtiges Kleid, ihre anmuthige Gestalt und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen fesseln auch dann noch Jedermann, wenn die Thiere im engen Raum des Geheges eigentlich gar nicht zur Geltung kommen. Leider gelangen nur wenige lebende Springböcke zu uns. Die lange Seereise raubt mehr als die Hälfte von denen, welche am Kap eingeschifft werden; das Klima und noch mehr die so vielen Antilopen entsetzliche Enge des Aufenthaltsortes, welchen man ihnen

anweisen kann, wird den übrig gebliebenen oft verderblich. Bei weitem die meisten von allen, welche in Thiergärten zu Grunde gehen, verlieren ihr Leben durch eigene Schuld. Ohne erklärliche Ursache stürmen sie manchmal gegen die Gitter an und brechen sich die Läufe oder verletzen sich anderweitig, so daß sie plötzlich todt zusammenbrechen.

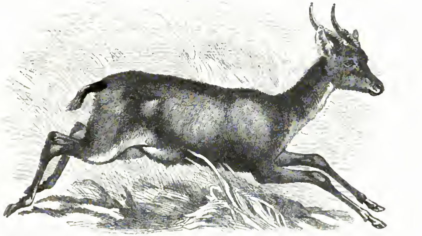
Ueber die Fortpflanzung finde ich sonderbarer Weise noch gar keine sichere Nachricht.

Auch die Riedantilopen (Eleotragus) ähneln noch den echten Gazellen. Es sind mittelgroße Thiere von mehr untersetzter Gestalt, mit geradem Rücken und ziemlich langem Schwanze, bei denen nur das Männchen gehörnt ist. Die Hörner sind rund, am Grunde geringelt und mit der Spitze nach vorwärts gebogen; das Weibchen hat vier Zitzen. Thränengruben und Haarbüschel an Hand- und Fußwurzel fehlen bei den meisten.

Zu dieser Gruppe rechnet man etwa ein Dutzend Antilopen, unter denen der Riedbock (Eleotragus arundinaceus) der bekannteste ist. Dieses schöne Thier wird mit dem Schwanze über 5 Fuß lang und am Widerrist 2¾, am Kreuze gegen 3 Fuß hoch. Die Hörner werden fußlang und sind unten über einen Zoll dick. Im allgemeinen ähnelt der Riedbock unserem Rehe; doch ist er etwas schlanker gebaut. Der Leib ist schwach gestreckt, am Hintertheil ein wenig stärker, als vorn, der Hals ist lang und dünn, seitlich zusammengedrückt und hirschähnlich gebogen, der Kopf verhältnißmäßig groß, nach vorn verschmälert mit breiter Stirn, geradem Nasenrücken und stumpf zugespitzter Schnauze. Die Ohren sind groß, lang, schmal und zugespitzt, an der Wurzel geschlossen, gegen das Ende geöffnet, an der Spitze verengt. Ziemlich dichtes Haar bedeckt sie auf beiden Seiten. Die Augen sind groß und lebhaft. Die Hufe sind mittelgroß, etwas gewölbt, die Afterklauen abgeplattet und quergestellt. Der Schwanz reicht mit dem zottigen Haar fast bis an die Knie und erscheint wegen seiner reichlichen Behaarung viel dicker und breiter, als er wirklich ist. Die Hörner sind verhältnißmäßig stark und kräftig. Sie stehen ziemlich entfernt von einander, steigen von der Wurzel rückwärts in die Höhe, krümmen sich dann in einem sanften Bogen nach vorwärts und weichen dabei ziemlich aus einander, nähern sich aber wieder mit den Spitzen um ein wenig. Ihre untere Hälfte ist von tiefen und regelmäßigen Längsfurchen durchzogen, die obere glatt, die Wurzel 10 bis 12 Mal quer gerunzelt. Die ziemlich kurze und dichte Behaarung liegt nicht so glatt an dem Leibe an, als bei den übrigen bisjetzt genannten Antilopen. Sie verliert sich am Unterleib und den Hinterseiten der Oberarme, sowie am Vorderhalse bis zur Brust. Auf der Mitte des Rückens, am unteren Ende des Vorderhalses und auf dem Scheitel finden sich Haarwirbel. Unterhalb der Ohren, in der Schläfegegend, liegt ein runder, kahler Flecken. Die Ober- und Außenseite des Leibes ist gewöhnlich rothgraubraun, die Unterseite und Innenseite der Vorderbeine weiß. An der Außenseite der Beine zieht die Färbung mehr ins Gelbliche, an Kopf und Hals, sowie der Außenseite der Ohren ist sie fahl. Die Augen werden von einem weißlichen Kreise umgeben. Die Hinterbeine sind blos rothgrau. Auf der Vorderseite der Füße verläuft ein undeutlicher, dunkelbrauner Streifen. Der Schwanz ist oben fahlbraun, unten weiß. Huf und Afterklauen sind schwarz. Zuweilen kommen einige unbedeutende Abweichungen vor, indem das Haar bald mehr ins Gelblichgraue, bald mehr ins Röthliche zieht. Das Weibchen unterscheidet sich durch den Mangel des Gehörns, auch durch geringere Größe vom Männchen.

Sumpfige, mit Schilf und Riedgras bedeckte Gegenden Südafrikas sind die Heimat des Riedbockes, welcher eben seinen Namen von seinem Aufenthaltsorte erhielt. In den Ansiedelungen des Vorgebirges der guten Hoffnung, im Lande der Namaquas und in der Kafferei ist er an manchen Orten sehr häufig, zumal da, wo es Quellen und Bäche gibt. Wasser ist ihm ein Bedürfniß, denn seine Nahrung besteht fast ausschließlich in Sumpfgräsern.

Ueber die Lebensweise berichtet Drayson: „Wie schon der Name andeutet, wird diese schöne und anmuthige Antilope vorzugsweise in den mit Riedgras bedeckten Ebenen gefunden. Wenig Thiere sind für den Jäger so vielversprechend, wie der Riedbock. Denn gewöhnlich liegt er versteckt in dem Riedgrase, bis man fast an ihn herangekommen ist, und wenn er dann aufgeschreckt wird, flieht er nur auf kurze Strecken hin, bleibt dann stehen und schaut nach seinen Verfolgern zurück. Dabei hört man ihn ein eigenthümliches Niesen ausstoßen, welches augenscheinlich der Warnungsruf ist. Das dadurch bewirkte Geräusch wird ihm aber öfters zum Verderben, denn es macht den Jäger erst aufmerksam auf ihn. Er ist ein großer Freund von jungem Getreide und deshalb den Kaffern tief verhaßt. Sie geben sich alle mögliche Mühe, ihn zu vertreiben, und betrachten schon die Vernichtung eines Riedbockes als ein höchst günstiges Ergebniß ihrer Jagden, denn es kommt ihnen hauptsächlich darauf an, die Brandschatzer ihrer Pflanzungen zu zerstören. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich mir die ewige Freundschaft eines ganzen Dorfes dadurch gewonnen, daß ich einige „Umsekes" wegschoß, welche die Leute durch mehrere Wochen geärgert hatten."



Der Riedbock (Eleotragus arundinaceus).

„Wirklich wunderbar ist die Lebenszähigkeit des Riedbockes. Es kommt oft vor, daß er ganz lustig noch dahinläuft, nachdem eine Kugel ihm durch den ganzen Leib gegangen ist, und wenn auch in vielen Fällen seine Flucht ihm Nichts hilft, geht er doch dem Jäger verloren; denn wenn er sich auch in einer abgelegenen Waldesschlucht zu verbergen sucht, um seinen Verfolgern zu entgehen, finden ihn doch andere Feinde auf, und wenn es nur ein Haufen hungriger Hiänen wäre, welche seiner blutigen Fährte durch Meilen hin folgen, nachts in seinen Schlupfwinkel eindringen und ihn dann zerreißen."

Ueber die Fortpflanzung ist noch nicht das Geringste bekannt, und ebensowenig weiß man über das Leben dieser Antilopen in der Gefangenschaft; denn obgleich man sie schon seit ungefähr achtzig Jahren kennt, und ihre Bälge oft nach Europa gebracht hat, ist doch bisjetzt noch kein lebender Riedbock zu uns gelangt.

Der Verfasser eines volksthümlich gehaltenen Buches, wie das unsrige sein soll, muß sich kaum bei einer anderen Familie des ganzen Thierreichs so beschränken, als gerade bei den Antilopen. Jede

Art hat ihr Eigenthümliches, und sowenig wir auch noch von dem Leben dieser herrlichen Geschöpfe wissen, soviel gibt es doch gerade hier zu berichten; selbstverständlich aber möchte der Kenner der Thiere seinen Lesern Alles mittheilen, was er selbst weiß. Allein Dies ist bei den Antilopen unmöglich. Wir müssen viele, viele Arten der reichen Familie übergehen, deren Leben anziehend und merkwürdig ist, weil meine erste Pflicht es sein muß, die hauptsächlichsten Formen hervorzuheben. Somit lasse ich auf die vorhergehenden eine Sippe folgen, welche den Riedantilopen ziemlich entfernt steht. Es sind Dies die Schopf- oder Zwergantilopen (Cephalophus), welche eine scharf abgegrenzte Gruppe bilden. Wie der eine Name andeutet, finden wir unter ihnen die kleinsten und zierlichsten Mitglieder der ganzen Familie, obwohl auch Einige in der Größe einem Reh etwa gleichkommen.

Alle hierher gehörigen Arten kennzeichnen sehr kleine, dünne, aufrechtstehende, nur ein wenig vorgebogene Hörner mit einigen Ringen oder Halbringen an der Wurzel, Klauendrüsen und Weichengruben, der rundliche Kopf und der kurze Schwanz. Neuerdings hat man sie wieder in Schopf- und Zwergantilopen getrennt: der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht darin, daß jene zwischen den Hörnern einen nach hinten gerichteten Haarkamm tragen, welcher, jedoch nur theilweise, diesen fehlt.

Der Süden oder der Osten Afrikas, zumal das Kapland und Habesch, sind die Heimat der kleinen, schmucken Geschöpfe. Man findet sie nur im Walde, niemals in der offenen Ebene, und die verhältnißmäßige Kürze ihrer Läufe scheint hiermit im Einklang zu stehen. Freilich braucht der Wald nicht groß zu sein, um sie zu beherbergen. Einige dichte Büsche genügen ihrem beschaulichen Leben schon vollständig. Nicht ganz so flüchtig als andere Leichtfüße der Familie, gebrauchen die Schopfantilopen eigene Listen, um sich vor ihren Feinden zu retten, ganz in ähnlicher Weise, wie wir sie beim Zwergmoschusthier kennen lernten.

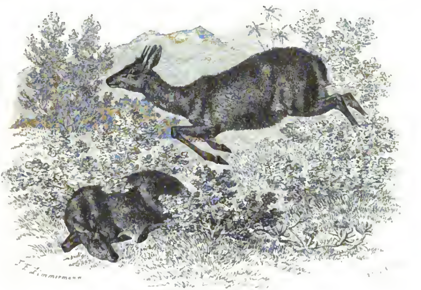
Der Ducker (Cephalophus mergens) ist eine der bekanntesten und größten Arten dieser Gruppe. Seine Leibeslänge beträgt 3½, die Schulterhöhe 2 Fuß, die Schwanzlänge 7½ Zoll. Gerade pfriemenförmige, vier bis sechs Mal flach geringelte Hörner von 3½ Zoll Länge, welche von dem Gehör verdeckt oder wenigstens weit überragt werden, verschwinden fast zwischen den Haaren des Schopfes. An der Stelle der Thränengruben liegt vor den Augen ein gebogener, nackter Streifen. Die Läufe sind sehr schlank, die Hufe und Afterklauen klein, der bequastete Schwanz ist kurz. Die Färbung ändert vielfach ab; sie ist auf der Oberseite meistens grau olivenfarbig, beim Männchen auch wohl dunkelgelbbraun und längs des Rückens und der Keulen schwarz punktirt. An den Knöcheln und der Vorderseite der Läufe geht sie ins Schwarzbraune, an der Unterseite ins Weiße über.

„Unter allen Antilopen," sagt Kapitän Drayson, „welche die Ränder der Buschwaldungen bewohnen, ist der Ducker eine der gemeinsten, obgleich er nur einzeln gefunden wird. Bei der Annäherung eines Menschen oder anderen Feindes bleibt er ruhig in seinem Lager; regungslos, starr wie eine Bildsäule schaut er auf den Ankommenden, bis er glaubt, er werde beobachtet: — dann springt er plötzlich auf und stürzt dahin, schlägt eine Reihe scharfer Haken, setzt über Büsche und schlüpft durch sie hindurch, duckt sich und kriecht, so wie er sicher ist, seinen Verfolgern aus den Augen gekommen zu sein, in dem langen Grase oder zwischen den Büschen so still dahin, daß man glaubt, er wäre förmlich verschwunden oder habe sich niedergelegt. Aber letzteres ist nie der Fall; denn er geht dann immer weiter unter den Blättern fort, bis er einen guten Vorsprung erlangt hat: dann eilt er auf und davon. Selbst der klügste Jäger und der beste Hund werden durch den Ducker oft genug gefoppt; wenn man aber seinen Weg überwachen und den Ort entdecken kann, wo er sich nach seinen Gängen niedergelegt hat, kommt man leicht unter dem Winde an ihn heran. Doch muß man ihm dann einen guten Schuß geben, wenn man sicher sein will, ihn auch zu erhalten; denn so klein er auch ist, eine so starke Ladung von Rehposten nimmt er auf sich. Die Büchse ist kaum zu gebrauchen, weil er bei seinem unregelmäßigen Hin- und Herspringen einen überaus geschickten

Schützen verlangt. Oft kommt es vor, daß er nach dem Schuß mit größter Schnelligkeit davon geht, als ob ihn kein Schrotkorn berührt habe; dann hält er plötzlich an und gibt unverkennbare Zeichen seiner Verwundung. Selbst tödtlich getroffene Böcke sprangen vor mir auf, als ob ihnen kein Leid geschehen wäre."

„Schon ein gewöhnlicher Hund kann den Ducker im Laufe einholen. Ein alter Vorsteher, welcher mir diente, fing mehr als ein Mal ganz gesunde Böcke und hielt sie, bis ich herankam."

„Aus dem Felle des Duckers flechtet man am Kap die langen Wagenpeitschen; das Wildpret gibt eine vortreffliche Suppe. Gewöhnlich ist das Fleisch der südafrikanischen Thiere sehr mittelmäßig, trocken und geschmacklos; allen Feinschmeckern aber kann ich die Leber der kleinen Antilope



Der Ducker (Cephalophus mergens).

als ein ungemein feines Gericht empfehlen. Die holländischen Bauern spicken das Wildpret des Duckers mit Elen- oder Nilpferdspeck und bereiten dann einen höchst schmackhaften Braten."

Als Zwerge der ganzen Familie sind mehrere sehr kleine, überaus niedliche Antilopen anzusehen; vor allen anderen ihrer vier: das Busch- und das Zwergböckchen der holländischen Ansiedler am Kap, der Beni Israel der Arabisch redenden oder der „Atro" der Amharisch sprechenden Bewohner von Habesch und eine in Guinea lebende, ganz ähnliche Art. In ihrem Leibesbau, in der Färbung und ihrem Wesen ähneln sich alle Zwergantilopen so, daß wir ein richtiges Bild von ihnen gewinnen, wenn wir das über sie Bekannte zusammenstellen. Auch hinsichtlich ihres Baues und ihrer Färbung geben sich alle als nahe Verwandte zu erkennen. Der Schopf zwischen den Hörnern ist mehr oder weniger entwickelt; die Färbung wechselt. Als hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmale aber müssen die Hörner angesehen werden, obgleich auch sie ziemlich gleich sind.

Der Beni Israel oder Atro (Cephalophus Hemprichii) ist einer der zierlichsten Wiederkäuer, welche es gibt. Der Bock trägt ein kleines Hörnerpaar mit 10 bis 12 Halbringen an

der unteren Hälfte der Außenseite und mit nach vorn gebogenen Spitzen, welche von dem stark entwickelten Haarschopf fast verdeckt und durch die sehr langen Ohren gänzlich in den Schatten gestellt werden. Der Leib ist ziemlich gedrungen, die Läufe sind mittellang, aber außerordentlich schwach, die Hufe lang, schmal und zugespitzt, die Afterklauen kaum bemerklich; der Schwanz ist ein kurzbehaarter Stummel. Sehr feine und ziemlich lange Haare decken den Leib. Das Kleid erscheint fuchsig und graubläulich, weil die einzelnen Haare vor der dunklen, aber kaum bemerklichen Spitze licht oder röthlich umrandet sind. Am Grunde sehen sie graubräunlich aus. Auf dem Rücken geht die Färbung in das Rothbraune, auf dem Nasenrücken und der Stirn in das Fuchsrothe über; die Vorderschenkel sind oft gefleckt, die unteren Theile und die Innenseite der Läufe weiß. Ein breiter Streifen über und unter den Augen ist weiß, die Ohren sind schwärzlich gesäumt, die Hörner, Hufe und Thränengruben schwarz.

In Abissinien wird man vom Meeresstrande an bis zu 6 und 7000 Fuß unsere Beni Israel (zu Deutsch „Kinder Israel") an geeigneten Orten selten vermissen. Fast alle Zwergantilopen sind Bewohner der Buschwälder, an welchen Afrika so reich ist. Dichichte, welche für andere, größere Antilopen sogar als undurchdringlich sein würden, gewähren diesen Liliputanern noch immer prächtige Wohnsitze. Für sie findet sich auch zwischen den engsten Verschlingungen noch ein Weg und in den ärgsten Dornen noch ein Pförtchen. Der Atro zieht das Thal entschieden der Höhe vor. Am liebsten sind ihm die grünen Waldsäume der Regenstrombetten. Hier gibt es ganz herrliche Versteckplätze. Die Mimosen, der Christusdornen, einige Wolfsmilchgesträuche und andere größere Pflanzen werden von einem wahren Netz von Schlingpflanzen umflochten und durchwebt. Es finden sich da köstliche Lauben und nach außen vollkommen abgeschlossene Gebüsche, deren Inneres recht wohnlich und gänzlich verborgen ist, oder aber schmale Dichichte, welche jedoch auf lange Strecken hin ununterbrochen verbunden sind. Weiter von der belebenden Wasserader weg stellen sich die Büsche einzelner, und ein grünes, saftiges Gras kann sich dort erheben. Hier begegnet man dem Atro mit aller Sicherheit. Er lebt, wie die meisten seiner Verwandten, über welche wir Kunde haben, streng paarweise, niemals in Trupps; es sei denn, daß ein Pärchen einen Sprößling erhalten habe, welcher der Mutterpflege noch bedarf. Dann trollt auch dieser hinter den Eltern her.

Im Anfang wird es dem Jäger schwer, das kleine Thierchen zu entdecken; ist man aber mit seinen Sitten und Gebräuchen vertrauter geworden, dann weiß man es schon aufzufinden, weil man folgerichtig zu Werke geht. Die Färbung des Felles, welche mit der Umgebung übereinstimmt und in dieser förmlich aufgeht, trägt wesentlich dazu bei, unsere Zwerge zu verbergen. „Das allergeübteste Auge," sagt Kapitän Drayson sehr richtig, „ist erforderlich, um ein Busch- oder Blaubödchen zu entdecken, weil ihre Felle der Dämmerung des Unterholzes so genau gleichen, daß man das kleine Ding nicht bemerken würde, wenn sich nicht die im Laufe berührten Zweige bewegten. Gewöhnlich ist das Böckchen lange vorher, ehe der Jäger sich überzeugen konnte, daß er es wirklich gesehen habe, schon auf und davon. Wenn ich so mit den Kaffern ging, deren Falkenaugen das Dickicht durchbohren, ist es mir oft vorgekommen, daß sie mit großer Bestimmtheit sagten: „„Dort geht ein Blauböckchen, sieh, dort ist es, dort, dort!"" Aber für mich waren solche Fingerzeige vergebens. Ich mochte mich auch anstrengen und nach dem bezeichneten Fleck hinsehen, wie ich wollte: — alles Andere sah ich, nur nicht das Böckchen." Genau so ging es mir im Anfang mit dem Beni Israel. Doch das Jägerauge findet sich. Wenn man recht sorgfältig das Gebüsch absucht und seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf dunkle, freie Stellen im Gelaube richtet, sieht man die zierlichen Waldeskinder sicherlich. Gerade auf diese Blößen stellen sie sich, wenn sie aufgescheucht werden. Ihre ungemein feinen Sinne und namentlich das mit den großen Ohren im Einklang stehende scharfe Gehör verrathen ihnen die Ankunft des Menschen lange vorher, ehe dieser eine Ahnung von ihrem Vorhandensein hat. Beim geringsten verdächtigen Geräusch springt der Bock auf und lauscht scharf nach der bezüglichen Seite hin; allein diese Untersuchung genügt ihm nicht: er muß auch sehen, und deshalb geht er langsam nach einem jener offenen Plätze, stellt sich dort starr wie eine Bildsäule auf und

schaut dem herankommenden Feind entgegen. Das Thier folgt in kurzer Entfernung seinem Gatten, überläßt aber diesem so lange als möglich die Sorge um Sicherheit. Aufrecht steht der Bock da, den Kopf hoch erhoben; kein Glied bewegt sich, außer dem Gehör. Nur der Haarkamm auf dem Kopfe wird so gesträubt, daß die zarten und kurzen Hörner vollkommen durch ihn gedeckt werden. So lauscht und äugt er scharf nach dem gefahrdrohenden Gegenstande hin. Eine neue Bewegung des Gefürchteten macht ihn erstarren; der Fuß, welcher erhoben ist, bleibt so, das Gehör rührt sich nicht; die Lichter richten sich auf den einen Punkt; kurz, nicht ein einziges Zeichen verräth das Leben des schlauen Geschöpfes. Sowie es ihm dünkt, daß Gefahr im Verzug sei, duckt er sich nieder und schleicht, jeden Lauf so leise und gleichmäßig hebend, als ginge er in menschlicher Weise auf den Zehen, ganz unhörbar in das Dickicht zurück, verläßt es auf der entgegengesetzten Seite, eilt in den dünner bestandenen Buschwald hinaus und kehrt, einen großen Bogen um den Feind beschreibend, wieder nach seinem grünen Versteck zurück. Am liebsten wendet er sich rückwärts, wenn er einmal Nachstellungen erfahren hat; getrieben aber, geht er in Bogen nach vorn hin, immer wieder den grünen Waldsaum berührend und von neuem in ihm sich verbergend. Das Thier folgt ihm in geringer Entfernung auf Schritt und Tritt getreulich nach. Solange nicht ein Schuß fiel oder ein Hund sich zeigte, trollt auch das aufgescheuchte Pärchen bald wieder gemächlich dahin. Unmittelbar vor dem Flüchtigwerden stößt der Bock einen scharfen Schneuzer aus, welcher sechs, ja acht Mal wiederholt wird, wenn man auf ihn schoß, ohne ihn zu treffen oder sogleich zu tödten. Selten flüchtet das Pärchen weit weg. Bereits nach wenigen Sätzen trollt es wieder; der Bock hält an, sichert, geht weiter, sichert wieder und unterbricht seinen Lauf schließlich alle zehn bis zwanzig Schritt weit. Wurde aber auf den Atro geschossen, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, so flüchtet er während der ersten vier- bis sechshundert Ellen, welche er zurücklegt, überaus eilfertig dahin. Dann erst zeigt sich seine ganze Beweglichkeit. In weiten Bogensätzen jagt er dahin, die Vorderläufe im Sprunge dicht an den Leib gelegt, die hinteren wie den Kopf lang vorgestreckt. Eine so in voller Flucht dahineilende Zwergantilope ist sehr schwer zu erkennen. Die Bewegung erfolgt so rasch, und die gewohnte Gestalt des Thieres hat sich so gänzlich verändert, daß das Auge ein durchaus fremdartiges Geschöpf zu erblicken vermeint. Nicht selten ist man geneigt, den zierlichen Wiederkäuer für einen Hasen zu halten, nach einiger Uebung aber lernt man ihn auch während seines vollsten Laufes richtig erkennen.

An dem einmal gewählten Standorte scheint jedes Paar der Zwergantilope treulich festzuhalten, solange es von dort nicht vertrieben oder ihm in der Nähe ein noch besserer Versteckplatz geboten wird. An einigen Regenstrombetten in der Samhara Abissiniens, welche ich während meines kurzen Aufenthaltes vier Mal berührte, fand ich den Beni Israel immer genau auf denselben Stellen, wo ich ihn früher gesehen oder bezüglich erlegt hatte. Die meinem Gewehr entgangenen Paare waren bis auf ihren Busch hin wieder auf den alten Stand gerückt; der Ueberlebende eines durch mich zersprengten hatte den Stand wahrscheinlich verlassen, und dieser war dann durch ein anderes Pärchen ersetzt worden. An jenen Regenstrombetten kann der Jäger schon von weitem den Busch oder den Theil der Dickung bestimmen, in welchem er Beni Israel finden wird: der dickste verschlungenste Busch und wenn er nicht mehr Raum bedeckt, als ein paar hundert Geviertfuß, ist sicherlich ihr eigentliches Haus. Fern ab von solchen besonders begünstigten Stellen trifft man das Zwergböckchen nur in Gebirgsthälern an, in deren Grunde Dickichte in ähnlicher Weise sich ausbreiten. Wohl nur gezwungen besteigt das Thier die Gehänge und Kämme der Berge. Im Gebirge begegnet man ihm allerdings noch in ziemlich bedeutender Höhe über dem Meere, nie aber auf Bergwänden und Bergrücken

Alle Zwergantilopen äßen sich vorzugsweise von dem Blätterwerk der Gebüsche, in welchen sie hausen. Dem Beni Israel gibt wahrscheinlich die Mimose den größten Theil seines Geäßes. Außer den zart gefiederten Blättern, denen man es gleich anzusehen meint, daß sie solch' kleinen Leckermäulern wohl genügen müssen, werden aber grüne Triebe und Knospen auch nicht verschmäht, und oft sieht man, wie südafrikanische Jäger versichern, die gewandten Geschöpfe sogar an schiefen Stämmen der

Buschwälder emporsteigen, um sich an höheren Aesten zu äßen. Mir hat diese Angabe durchaus nichts Auffallendes, weil ich das Baumklettern der Wiederkäuer wiederholt und zwar von den kleinen Ziegen des Inneren Afrikas gesehen habe.

Auch der Beni Israel schlägt sich, wie die Gazelle, seichte Kessel aus, in denen er seine Losung absetzt. Diese, in Gestalt, Größe und Farbe Hasenschroten gleich, gibt dem Jäger ebenfalls den sichersten Anhaltspunkt zu der nicht unwichtigen Bestimmung, ob das Pärchen, von welchem der Kessel herrührt, noch zu finden sein wird oder bereits getödtet, bezüglich vertrieben wurde. Gewöhnlich findet sich ein solcher Abort der reinlichen Thiere zwischen zwei dichteren Büschen, unweit der Laube, welche den Lieblingsaufenthalt bildet.

Ueber die Fortpflanzung der Zwergantilope sind bisher nur sehr dürftige Angaben gemacht worden. Auch ich erfuhr wenig. Wann das Zwergböckchen Abissiniens auf die Brunst tritt, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ebensowenig auch, wie lange das Thier hochbeschlagen geht. Ein abissinischer Jäger erzählte mir, daß zur Zeit der Brunst, welche zu Ende der großen Regenzeit fallen soll, die Böcke ihre Hörnchen, so klein diese auch sind, mit großer Wuth und viel Nachdruck zu gebrauchen wissen; doch muß ich hierbei wiederholen, daß die Abissinier nicht eben die zuverlässigsten Erzähler sind, weil sie den Leuten gar zu gern nach dem Munde reden, alle Fragen ohne weiteres bejahen und die Antwort auch noch mit hübschen Geschichtchen ausschmücken. Unter den Hunderten der Beni Israel, welche ich sah, habe ich auch nicht einen einzigen überzähligen Bock beobachtet. Ueberall und immer bemerkte ich nur Pärchen: — woher sollen also die Kämpfer kommen? Ehrenberg gibt den Monat Mai als Satzzeit des Beni Israel an; ich habe aber bereits im März und häufiger im April Junge bei den Pärchen gesehen. In der zweiten Hälfte des März waren fast alle Ricken, welche ich, zu meinem größten Bedauern, erlegte, hochbeschlagen; im April sah ich die Pärchen mit ihren Sprößlingen und erhielt selbst ein vor wenig Tagen gesetztes Kälbchen.

Es scheint, daß in Habesch nur die jungen, eben gesetzten und noch unbehilflichen Beni Israel gefangen werden; wenigstens konnte ich, ohngeachtet meiner Bemühungen, erwachsene Thiere nicht erhalten. Die Kaffern dagegen legen ihren Zwergböckchen Schlingen in den Weg, welche durch einen der Läufe der Antilopen zugezogen werden, oder stellen ihnen, wenn es ihnen nur um das Wildpret zu thun ist, solche, welche ein Schnellgalgen zuschnürt. Man biegt zu diesem Ende einen Baum um, bindet an ihn die Schlinge, stellt sie in einen der leicht erkenntlichen Gänge im dichten Gebüsch und richtet einen Pflock so, daß er von dem laufenden Wilde weggestoßen wird. Der Hals desselben steckt dann bereits in der Schlinge; der Baum richtet sich plötzlich auf, der arme Schelm baumelt und ist nach ein Paar Minuten eine Leiche.

Wenn man erst die Sitten des Beni Israel kennen gelernt hat, ist seine Jagd ebenso einfach als ergiebig. Zwei Jäger brauchen sich keine große Mühe zu geben. Der Eine folgt dem satzweise dahinflüchtenden Pärchen, der Andere bleibt dort stehen, von wo es anfing. Oft genug kommt der Verfolgende zum Schuß, sicher Der, welcher sich aufstellt. Ist die Jagdgesellschaft größer, so bildet sie einen einfachen Halbmond und läßt durch Treiber oder durch Hunde den Buschrand an beiden Ufern des Regenstroms absuchen. Nach einigen Schüssen geht der Beni Israel dann regelmäßig rückwärts und muß die Schützenlinie kreuzen. An Orten, wo er noch keine Nachstellungen erfuhr, bleibt er häufig ruhig auf den Blößen in der Dickung stehen, vielleicht, weil er seine Gleichfärbigkeit mit der Umgebung zu hoch schätzt. Im Anfang meiner Jagden gebrauchte ich die Büchse, später das Schrotgewehr, und dieses ist auch die einzige geeignete Waffe zur Jagd unseres Thierchens. Ganz abgesehen, daß der Zwerg, wenn er selbst nur auf 70 oder 80 Schritte draußen steht, mit der Büchse schon auf das Korn genommen sein will, hat der Jäger selten Freude, wenn er seine Lieblingswaffe benutzte; denn die Kugel reißt fast regelmäßig ein so ungeheures Loch in den kleinen Körper, daß er das erlegte Wild nicht gern mehr ansehen mag. Das Schrotgewehr kommt übrigens auch zu seinem Rechte; denn eine in voller Flucht dahinjagende Zwergantilope ist vor jedem Sonntagsschützen sicher: sie verlangt ein sehr gutes Auge und eine geübte Hand. Zudem wimmeln dieselben

Büsche, in denen das Zwergböckchen lebt, von **Frankolinen** und **Perlhühnern**, welche man doch auch nicht gern unbehelligt wegfliegen läßt, aber selbstverständlich mit der Büchse nicht erlegen kann.

Wenn man bei der Jagd des Beni Israel festhält, daß der Bock sich immer höher und stolzer trägt, als das Thier, und daß er auf der Flucht regelmäßig vorauseilt, erspart man sich bald den Kummer, ein Thier, zumal ein hochbeschlagenes, zu erlegen; an anderen Kennzeichen vermochte ich die Geschlechter nicht zu unterscheiden, selbst wenn ich auf 40 bis 50 Schritte zum Schuß kam.

Das Wildpret des Beni Israel ist ziemlich hart und zähe, obwohl noch immer eine recht leidliche Speise. Es eignet sich fast mehr zur Bereitung von Suppe, als zum Braten. Auf **Draysons** Rath habe ich mich hauptsächlich an die Leber der Zwergantilope gehalten und muß jenem Gewährsmann Recht geben, daß sie ein wahrer Leckerbissen ist.

Ueber alt gefangene Zwergantilopen habe ich selbst keine Beobachtungen machen können, und das erwähnte Kälbchen blieb, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege, nur wenige Tage am Leben. Meine Frau, deren ganz besonderer Liebling das wirklich reizende Geschöpf war, hielt ihm eine melkende Ziege und überwachte seine Ernährung mit der größten Sorgfalt. Es besäugte auch seine Pflegemutter ohne besondere Umstände und schien in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft sich ganz wohl zu befinden. Bereits hatte es sich an seine Pflegerin so gewöhnt, daß es nicht die geringste Furcht mehr vor ihr zu erkennen gab und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Da bekam es plötzlich eine Geschwulst an der Kehle, und am anderen Tage war es eingegangen! — Von anderen Beobachtern erfahre ich, daß man Zwergantilopen schon mehrmals in der Gefangenschaft gehalten hat. Außerhalb ihres Vaterlandes erliegen sie freilich bald den Einflüssen des fremden Klimas, und deshalb ist es sehr schwer, sie lebend bis nach Europa zu bringen. Allein am Kap und in anderen Theilen Afrikas hat man sie längere Zeit im Zimmer oder im Gehöft gehalten. Man sagt, daß jung eingefangene bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen, seinem Rufe folgen, sich gern berühren, krauen, auf dem Arme herum tragen lassen und überhaupt dem Menschenwillen sich widerstandslos ergeben. Eine überaus große Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit wird gerühmt. Brod, Möhren, Kartoffeln und Grünzeug genügen zur Ernährung der Gefangenen vollständig; Früchte und Blüthen verschmähen sie auch nicht; Salz lecken sie, wie die meisten anderen Wiederkäuer, mit Vergnügen auf; Wasser ist ihnen ein Bedürfniß. Sie halten sich so rein, daß man sie ohne Sorge zum Genossen der Wohnstube machen könnte; nur ihr Harn riecht unangenehm. Wenn sie sich nach ihrem Pfleger sehnen, stoßen sie ein leises Blöcken aus; die Furcht geben sie durch Schneuzen zu erkennen. Dies kann man namentlich bei Gewittern bemerken: sie schnaufen bei jedem heftigen Donnerschlag. Oft pressen sie eine kleberige, ölige Schmiere aus den Furchen, welche ihre Thränengruben vertreten. Diese Masse riecht wie Moschus, und die Thiere scheinen großen Wohlgefallen an ihrem Geruch zu haben. Im übrigen behalten sie auch in der Gefangenschaft ihre Sitten bei. So legen sie niemals ihre Schreckhaftigkeit ab; sie fliehen eiligst davon, wenn Jemand, zumal ein Fremder, eine rasche Bewegung macht; sie versuchen sich sogar zu ducken und zu verbergen: allein schon nach kurzer Zeit zeigen sie gegen Bekannte dieselbe Zutraulichkeit wieder, wie vorher.

Nach Europa herüber dürften nur sehr wenig lebende Zwergantilopen gekommen sein. Unser rauhes Klima tödtet die zarten Kinder des Sonnenlandes auch so bald, daß sich die auf ihre Einbringung verwandte Mühe kaum verlohnt.

Außer dem Menschen ist der schlimmste Feind der Zwergantilopen wohl überall der Leopard. In Abissinien zieht er gerade die Dickichte, wo sich Atros aufhalten, allen übrigen Jagdplätzen vor. Wenn auch die kleinen Antilopen den ganzen Tag über in Bewegung sind, zeigen sie doch in den Frühstunden und noch mehr gegen Abend eine besondere Regsamkeit. Um diese Zeit begegnet man der gewandten Katze häufig genug auf ihren Schleichwegen, und noch viel öfter mag sie vorhanden sein, ohne daß man eine Ahnung hat. Ein alter italienischer Jäger, der schon genannte Pater **Filippini**, versicherte mir, daß der Leopard nur dann in die Dörfer komme, wenn ihm seine Antilopenjagd mißglückte, und ich habe keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit dieser Angabe zu zweifeln.

Im Süden mag der Serwal und im Sudahn die Falbkatze dem widerstandsunfähigen Zwerg ebenfalls nachstellen, und höchst wahrscheinlich nimmt auch der Raubadler hier und da wenigstens ein Kälbchen weg. Ob die in Afrika so häufigen Schakale und Füchse, sowie die wilden Hundearten ebenfalls zu den Feinden des Beni Israel und seiner Verwandten gezählt werden müssen, wage ich nicht zu behaupten; ich kann blos sagen, daß ich Schakale und Füchse in den von Beni Israel bewohnten Dickichten häufig gesehen habe.

Von den verwandten Antilopen will ich noch dem Bleichbock der Ansiedler (Scopophorus Urebi oder Antilope scoparia) einige Worte widmen. Das Thier ist kaum schwächer, als unser Reh: nämlich 3¼ Fuß lang, auf den Schultern 2 Fuß und am Kreuze noch etwas darüber hoch, und durch seine zierlichen und regelmäßigen Formen besonders ausgezeichnet. Die Färbung ist ein lichtes Fuchsroth oder Gelbbraun auf der Oberseite und ein fast schneeiges Weiß auf der Unterseite, d. h. am Unterleibe, der Innen- und Hinterseite der Beine. Auch ein Fleck über den Augen, die Lippen, das Kinn und die Innenseite der Ohren sind weißlich, während die Ränder der letzteren schwarzbraun erscheinen. Das kleine, fast gerade aufsteigende, erst schwach nach hinten, dann etwas nach vorn geneigte, dünne Gehörn, welches, wie bei den Zwergantilopen, nur der Bock trägt, ist am Grunde etwa neun Mal deutlich geringelt. An den Vorderläufen hängen ziemlich lange Kniebüschel herab. Der Schwanz ist kurz, aber gequastet.

Das Leben des Bleichbocks schildert am besten Kapitän Drayson in seinen „Jagdbildern aus Südafrika“.

„Während die meisten Thiere, und zumal die Antilopen, dem Menschen ausweichen, so gut sie können, während die großen Antilopen am Kap sich gern bis hundert Meilen weit von den Wohnsitzen der Pflanzer aufhalten, gibt es einige, welche thun, als kennten sie gar keine Furcht vor dem Erzfeinde der Thiere, einige, welche ihren Wohnsitzen anhängen, solange sie es im Stande sind, oder solange sie nicht ihre Zutraulichkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Vielleicht sind manche Gegenden diesen Thieren so einladend, daß unmittelbar, nachdem eine gewisse Oertlichkeit frei wurde, andere derselben Art von unbekannten Orten herkommen, um den Platz in Besitz zu nehmen. So ist es mit dem Bleichböckchen oder Urebi. Dieses schmucke, zierliche Geschöpf hält sich in der nächsten Nähe der Ortschaften auf, gerade da, wo es täglich gezwungen wird, vor seinem schlimmsten Feinde zu flüchten.“

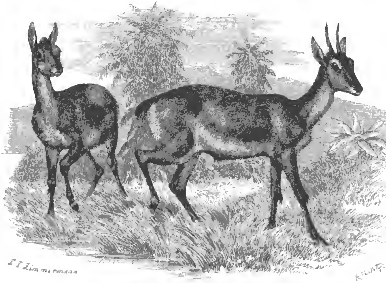
„Wenn ein Jäger Tag für Tag sein Gebiet durchstreift und dabei alle Bleichböckchen, welche ihm vorkommen, niedergestreckt hat, braucht er wahrhaftig keine fünf Tage zu warten, ehe er wiederum ein Wild erbeuten kann; denn wenn er nach dieser Zeit von neuem zur Jagd hinausgeht, findet er sicherlich wiederum mehrere dieser kleinen Antilopen, welche sich rings um die Dörfer angesiedelt haben. Man trifft sie gewöhnlich paarweise in den Ebenen, und auch wenn sie verfolgt werden, suchen sie selten den Busch oder Wald zu erreichen. Ihr gewöhnlicher Stand ist das lange Gras, welches zurückbleibt, nachdem man die Steppe angezündet hat, oder die zerklüfteten Wände der Hügel, wo sie sich zwischen Felsen und Steinen verbergen.“

„Wirklich reizend ist die Art und Weise ihrer Flucht, wenn sie aufgeschreckt oder gestört werden. Sie fliehen mit der größten Schnelligkeit dahin, springen dann plötzlich mehrere Fuß hoch in die Luft, werden von neuem flüchtig und machen nochmals einen Luftsprung, wahrscheinlich in der Absicht, ihre nächste Umgebung besser zu überschauen; denn sie sind zu klein, als daß sie über das Gras wegsäugen könnten. Manchmal, besonders, wenn irgend ein verdächtiger Gegenstand bei dem ersten Sprunge entdeckt wurde, schnellt der Bleichbock mehrere Male nach einander auf, und dann will es auch dem unbefangenen Auge erscheinen, als ob er ein mit Schwingen begabtes Geschöpf wäre und die Kraft habe, sich in der Luft schwebend zu erhalten. Wenn z. B. ein Hund auf seiner Fährte ist und ihm eifrig durch das lange Gras folgt, springt er wiederholt nach einander hoch auf,

beobachtet während des Schwebens genau die Gegend, aus welcher sein Verfolger herbeikommt, schlägt plötzlich einen Haken und kommt dem bösen Feinde oft genug aus dem Gesicht. Beim Herabspringen fällt das Thier immer zuerst mit den Hinterläufen auf den Boden."

„Der überraschte und zur Flucht aufgeschreckte Bleichbock eilt in den ersten Minuten seines Laufes in ähnlicher Weise auf dem Boden dahin, in welcher eine aufstehende Schnepfe durch die Luft fliegt. Im Zickzack wendet er sich von einer Seite zur anderen, durchkriecht oder überspringt er mit Blitzesschnelle die Gräser, und gewöhnlich ist er bereits hundert Ellen weit hinweg, ehe der Jäger nur sein Gewehr zurecht legen kann."

„Gute Schützen erlegen diese Antilopen mit Rehposten oder feuern, noch ehe sie sich von ihrem Lager erheben. In den ersten Tagen verfuhr ich ebenso, zuletzt aber fand ich, daß es besser und jagdgerechter ist, die Kugel anstatt der Schrote zu verwenden. Dort, wo das Gras über sechs Fuß hoch



Der Bleichbock (Scopophorus Ourebi oder Antilope scoparia).

war, mußte ich jedoch, um das Thierchen nur zu sehen, zu Pferde jagen; allein dieser Jagd gerade verdanke ich, daß ich mein Wild genau beobachten konnte."

„Hat man den Bleichbock mit der Kugel verwundet, so darf man seiner Beute sicher sein; denn das zarte Geschöpf verträgt bei weitem keinen so starken Schuß, wie der Ducker oder Riedbock. Freilich setze ich bei dieser Angabe voraus, daß der Jäger dem nach dem Schuß eiligst dahinstürzenden Wild mit Aufmerksamkeit folgt. Der Bleichbock versucht es gewöhnlich, wenn er sich schwer verwundet fühlt, in dem langen Gras so gut als möglich sich zu verstecken. Er kriecht hier leise weiter bis zu einem Busche, einem großen Stein, einem Ameisenhügel, duckt sich dort und sieht dem Verenden entgegen. Beim Nachgehen findet man ihn meistens an solchen Stellen liegen. Uebersieht man aber den noch nicht Verendeten, so springt er auf und flieht mit möglichster Schnelle weiter. Im Anfang entkamen mir viele; als ich aber mit meinem Wilde vertrauter geworden war, faßte ich es scharf ins Auge und ritt nun um das Lager herum, mehr und mehr mich nähernd, bis ich noch einen sicheren Schuß anbringen konnte."

„Das einzige Kalb, welches das Thier setzt, kann durch einen guten Hund leicht gefangen werden und gilt bei den Ansiedlern als eine große Leckerei, welche mit besonderer Kunstfertigkeit zubereitet wird."

Ueber die Gefangenschaft finde ich nirgends eine Angabe; es scheint, als ob man hierüber noch wenig Beobachtungen gemacht hat.

Wenn wir im Kapland wie in Habesch von der Ebene, welche die vorhergehenden Antilopen beherbergte, zum Gebirge hinaufsteigen, finden wir eine andere Art der Familie, welche ebenfalls die Aufmerksamkeit im hohen Maße zu fesseln im Stande ist. Gerade bei den Antilopen zeigt es sich so recht deutlich, wie manche Familie jede Oertlichkeit auszunutzen versteht. Unsere Thiere vereinigen gewissermaßen die Gesammtordnung der Wiederkäuer in sich. Für sie gibt es überall eine passende Herberge, in der Ebene sowohl wie auf dem Berge, am Meeresstrande oder am Flußufer ebensogut wie in der Nähe der Gletscher. Gerade unter den Antilopen haben wir ausgezeichnete Bergsteiger.

Es versteht sich fast von selbst, daß die bergsteigenden Glieder der artenreichen Gesellschaft anders gebaute Geschöpfe sind, als die, welche die Ebenen bewohnen; denn Gestalt und Lebensweise stehen ja immer im innigsten Zusammenhange.

Alle Bergantilopen zeichnen sich vor den übrigen durch ihren gedrungenen, kräftigen Leibesbau aus. Die Schlankheit der Formen und namentlich die Höhe der Läufe, welche einzelne Arten uns so anmuthig erscheinen läßt, ist bei den Gebirgskindern ganz verschwunden. Sie sind im Gegentheil verhältnißmäßig dickleibig und kurzbeinig; ihre Hufe sind so gestellt, daß das ganze Gewicht des Thieres auf den Spitzen ruht. Der Fuß bekommt hierdurch etwas sehr Bezeichnendes. Der Huf verkürzt sich, die Schale läuft nach vorn hin nicht so spitz aus, sondern ist mehr gerundet; auch reichen die Afterklauen weiter herab, als bei denen, welche nur die Ebene beleben. Ein mehr oder weniger dichtes und straffes Haarkleid kennzeichnet die Bewohner der kühleren Höhe nicht minder. Solcher Leibesbau ist allen gemeinsam; hinsichtlich der Behornung aber finden sich Unterschiede, indem bald beide Geschlechter, bald nur die Männchen bewaffnet sind; auch ändern die Hörner vielfach ab.

Jene Antilope, auf welche ich oben hindeutete, und welche wohl verdient, neben der Gemse beschrieben zu werden, ist der Klippspringer der Ansiedler am Kap oder der Sassa der Abissinier (Oreotragus saltatrix). Er hat in seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit der Gemse und noch größere fast mit manchen kleinen Ziegenarten. Seine Leibeslänge beträgt nur etwas über 3 Fuß, seine Höhe kaum 2 Fuß. Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf stumpf und rundlich; die Läufe sind niedrig und etwas plump; der Schwanz ist zu einem kurzen Stummel verkümmert. Sehr lange und breite Ohren, große Augen, welche von einem kahlen Saume umrandet sind und vorn deutliche Thränengruben haben, hohe, an den Spitzen plattgedrückte, unten rund abgeschliffene, klaffende Hufe, sowie ein grobes, brüchiges und sehr dichtes Haar sind andere Kennzeichen des Thieres. Der Bock trägt kurze, gerade und schwarze Hörner, welche senkrecht auf dem Kopfe stehen und am Grunde geringelt sind. In der Gesammtfärbung ähnelt der Sassa unserem Reh. Er ist oben und außen olivengelb und schwarz gesprenkelt, unten blässer, aber immer noch gesprenkelt; nur die Kehle und die Innenseiten der Beine sind einförmig weiß. Die Lippen sind noch lichter, als die Kehle, die Ohren außen auf schwarzem Grunde mit kurzen, innen mit langen weißen, an den Rändern mit dunkelbraunen Haaren besetzt. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel weißgrau, gegen die Spitze hin dunkler, etwa bräunlich oder schwarz und an der Spitze selbst gelblichweiß oder dunkel, etwa bräunlichgelb.

„Oft habe ich," sagt Gordon Cumming, „wenn ich in einen Abgrund hinunterschaute, zwei oder drei dieser anziehenden Geschöpfe neben einander liegen sehen, gewöhnlich auf einer großen,

flachen Felsenplatte, welche durch den freundlichen Schatten des Sandels oder anderer Gebirgsbäume vor der Gewalt der Mittagssonne geschützt war. Scheuchte ich die Flüchtigen auf, so sprangen sie in unglaublicher Weise mit der federnden Kraft eines Gummiballes von Klippe zu Klippe, über Klüfte und Abgründe hinweg, immer mit der größten Behendigkeit und Sicherheit."

Diese Worte des berühmten Jägers fielen mir ein, als ich im Mensathale zum ersten Male hoch oben auf haarscharfem Grate zwei Antilopen stehen sah, gemächlich sich hin und her wiegend, als



Der Klippspringer (*Oreotragus saltatrix*).

gäbe es keine Abgründe zu beiden Seiten. Das mußten Klippspringer sein; ich wußte es, ohne jemals vorher einen von ihnen oder auch nur eine Gemse im Freileben gesehen zu haben. Später fand ich Gelegenheit, die schmucken Geschöpfe noch etwas besser kennen zu lernen; ich bin aber weit entfernt, zu behaupten, daß ich von ihnen ausführlich erzählen könnte.

Rüppell ist meines Wissens der Erste, welcher mit aller Bestimmtheit behauptet, daß der Sassa und der Klippspringer ein und dasselbe sind. Bis zu seiner Beobachtungsreise in Habesch hatte man kaum Kunde von dem Vorkommen dieser Antilope in so nördlich gelegenen Gegenden;

wenigstens weisen alle Forscher vor ihm dem Klippspringer nur das Kapland zur Heimat an, und einige thun Dies heutigen Tages noch.

Der Klippspringer oder der Sassa findet sich auf nicht allzu niederen Gebirgen, in den Bogosländern etwa auf solchen zwischen 2 und 8000 Fuß Höhe. Am Kap soll er den Quadersandstein allen übrigen Felsarten vorziehen; in Habesch belebt er wohl jede Gesteinsart ohne Unterschied. Die Berge sind hier weit reicher und lebendiger, als im Süden des Erdtheils. Eine dichte Pflanzendecke überzieht ihre Gehänge, und namentlich die Euphorbien bilden oft auf große Strecken hin einen bunten Teppich an den Wänden, in welchen die Kronen der Mimosen und anderer höheren Bäume wie eingestickte grüne Punkte erscheinen. Hier haust unser Sassa, aber allerdings mehr in der baumarmen Höhe, als in der Niederung, obwohl er auch ziemlich tief in den Thälern gefunden werden kann.

Er lebt paarweise wie die Schopfantilope; dennoch sieht man von ihm häufig kleine Trupps aus drei und selbst aus vier Stücken bestehend, entweder eine Familie mit einem Jungen oder zwei Pärchen, welche sich zusammengefunden haben und eine Zeitlang mit einander dahinziehen. Bei gutem Wetter sucht jeder Trupp soviel als möglich die Höhe auf, bei anhaltendem Regen steigt er tiefer in das Thal hinab. In den Morgen- und Abendstunden erklettern die Paare große Felsblöcke, am liebsten selbst oben auf der Höhe des Gebirgs, und stellen sich hier mit ziemlich eng zusammengestellten Hufen wie Schildwachen auf, manchmal stundenlang ohne Bewegung verharrend. Solange das Gras thaunaß ist, treiben sie sich stets auf den Blöcken und Steinen umher; in der Mittagsglut aber suchen sie unter den Bäumen oder auch unter großen Felsplatten Schutz, am liebsten gelagert auf einen beschatteten Block, welcher nach unten hin freie Aussicht gewährt. Von Zeit zu Zeit erscheint wenigstens einer der Gatten auf der nächsten Höhe, um von dort aus Umschau zu halten.

Jedes Paar hält an dem einmal gewählten Gebiete mit großer Zähigkeit fest. Pater Filippini in Mensa konnte mir mit vollster Bestimmtheit sagen, auf welchem Berge ein paar Sassas ständen: er wußte die Aufenthaltsorte der Thiere bis auf wenige Minuten hin sicher zu bestimmen.

Das Geäße des Klippspringers besteht aus Mimosen und anderen Baumblättern, Gräsern und saftigen Alpenpflanzen und wird in den Vormittags- und späteren Nachmittagsstunden eingenommen. Um diese Zeit versteckt sich der Sassa förmlich zwischen den Euphorbiensträuchern oder dem hohen Gras um die Felsblöcke herum, und der Jäger bemüht sich vergeblich, eines der ohnehin schwer wahrnehmbaren Thiere zu entdecken, während er in den Früh- oder Abendstunden dieses Wild wegen der Eigenthümlichkeit der Stellung, welche es auf den höchsten Steinen annimmt, und Dank der reinen Luft jener Höhen, über eine halbe Meile weit sehen und unterscheiden kann.

Man darf nicht behaupten, daß der Sassa besonders scheu sei; jedoch ist Dies wahrscheinlich blos deshalb der Fall, weil die Abissinier wenig Jagd auf ihn machen. Mehrmals habe ich ihn von niederen Bergrücken ruhig und unbesorgt auf uns unten im Thale herabäugen sehen, obgleich wir in ganz gerechter Schußnähe dahinzogen. Er stand gewöhnlich starr wie eine Bildsäule, auf einer vorspringenden Felsplatte, die Lichter fest auf uns gerichtet, das große Gehör seitlich vom Kopfe abgehalten, ohne durch eine andere Bewegung, als durch Drehen und Wenden der Ohren, Leben zu verrathen. Augenscheinlich halle er die Tücke des Menschen hier noch nicht in ihrem vollen Umfange erfahren; denn überall, wo er schon Verfolgungen erlitten hat, spottet er der List des Jägers und entflieht schon auf ein Paar hundert Ellen Entfernung vor ihm. Der Knall eines Schusses bringt bei dem Klippspringer eine merkwürdige Wirkung hervor. Wenn der Jäger fehlte, sieht er ihn blos noch eine Viertelminute lang; später ist er verschwunden. Mit Vogelschnelle springt das behende Geschöpf von einem Absatz zum anderen, an den steilsten Felswänden und neben den grausigen Abgründen dahin, mit derselben Leichtigkeit, wenn es aufwärts, als wenn es abwärts klettert. Die geringste Unebenheit ist ihm genug, festen Fuß zu fassen; seine Bewegungen sind unter allen Umständen ebenso sicher, als schnell. Am meisten bewundert man die Kraft der Läufe, wenn der Sassa bergaufwärts flüchtet. Jede seiner Muskeln arbeitet. Der Leib erscheint noch einmal so kräftig als

sonst, die starken Läufe wie aus federndem Stahl geschmiedet. Jeder Sprung schnellt das Thier hoch in die Luft; bald zeigt es sich ganz frei den Blicken, bald ist es wieder zwischen den Steinen oder in den mehr als fußhohen Pflanzen verschwunden, welche die Gehänge bedecken. Mit unglaublicher Eile jagt es dahin; wenige Augenblicke genügen, um es außer Bereich der Büchse zu bringen. Zuweilen kommt es aber doch vor, daß man die Verfolgung noch ein Mal aufnehmen und ein zweites Mal zum Schuß gelangen kann. In Gegenden, wo das Feuergewehr nicht üblich ist, machen sich alle Thiere anfangs aus dem Knall sehr wenig, und die Klippspringer zumal scheinen an das Krachen und Lärmen der herabrollenden Steine im Gebirge so gewöhnt zu sein, daß sie ein Schuß kaum behelligt. Ich selbst habe aus einer Familie von drei Stücken noch den Bock erlegt, nachdem ich ihn das erste Mal gefehlt hatte. Der Trupp war nach dem Knall zwar einigermaßen verwundert, aber doch furchtlos auf nahestehende Felsblöcke gesprungen, um sich von dort aus Sicherheit über den Vorfall zu verschaffen, und weil ich mich ganz ruhig verhielt, zog die Gesellschaft später nur langsam weiter an den Bergwänden hin, so daß ich sie bald wieder einholen und nunmehr die Büchse besser richten konnte. Wenn man sich gleich von Anfang an vorbereitet hat, zwei Mal zu schießen, kann man beide Gatten des Pärchens erlegen; denn der eine Sassa bleibt regelmäßig noch einige Augenblicke neben seinem getödteten Gefährten stehen, betrachtet ihn mit großem Entsetzen und läßt dabei den so vielen Antilopen eigenthümlichen scharfen Schneuzer des Schreck oder der Warnung vernehmen. Fürst Hohenlohe erlegte einmal beide Böcke eines Doppelpärchens mit zwei rasch auf einanderfolgenden Schüssen.

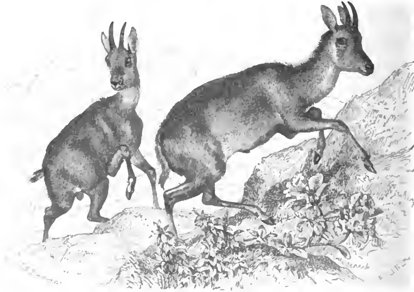
Wie es scheint, fällt in Habesch die Satzzeit des Sassa zu Anfang der großen Regenzeit. Im März traf ich Pärchen, in deren Geleit sich der etwa halbjährige Sprößling noch befand. Genaues wußten mir die Abissinier nicht anzugeben, obwohl ihnen allen der Klippspringer ein sehr bekanntes Thier ist.

Die Betschuanen sind, wie man erzählt, der sonderbaren Ansicht, daß der Klippspringer durch Geschrei den Regen beschwöre. Sie suchen sich deshalb, wenn sie von Trockenheit leiden, sobald als möglich lebende Klippspringer zu verschaffen und plagen die armen, kleinen Geschöpfe durch Schlagen, Kneipen und Zwicken, damit sie laut aufschreien und ihnen Regen bringen. In Habesch hält man den Sassa nirgends in der Gefangenschaft, wohl aber jagt man ihn seines Wildprets halber, vorausgesetzt nämlich, daß man ein Feuergewehr besitzt und dies zu handhaben weiß. Die Decke wird hier nicht benutzt, wie am Kap, wo man sie zu Polstern, Satteln und dergleichen verwendet.

Nach Europa ist bisjetzt, wie es scheint, noch kein Klippspringer lebend gekommen. Daß er sich in der Gefangenschaft halten würde, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; denn die Höhen, welche er zu seinem Aufenthalte sich wählt, haben so ziemlich dasselbe Klima, wie unser heimatlicher Erdtheil. Es erscheint mir gar nicht unmöglich, daß das nette Wild bei uns eingebürgert werden könnte: — sicherlich zur größten Freude der Gemsenjäger, welche dann neben unserer heimischen noch an der afrikanischen Gebirgsantilope ihre Kunst bewähren würden. —

Die außerordentliche Fertigkeit im Bergsteigen, welche dem Klippspringer die Bewunderung des Menschen errungen hat, besitzt auch der indische Goral, ein Thier, welches zur Gruppe der Waldziegenantilopen (Nemorhoedus) gehört. Dieser Name deutet ebensowohl auf Gestalt, wie auf Lebensweise der betreffenden Wiederkäuer hin. Alle hierher gehörigen Antilopen haben große Aehnlichkeit mit den Ziegen. Beide Geschlechter sind ziegenähnlich behornt, nur daß ihre unten geringelten, erst gerade aufsteigenden, dann gegen die Spitze hin ein wenig nach hinten gekrümmten Hörner nicht gekantet sind, wie bei den Ziegen. Thränen- und Weichengruben fehlen. Bisjetzt kennt man blos wenige Arten jener Gruppe, und auch diese noch nicht genau.

Der Goral (Nemorhoedus Goral) hat die Größe einer Ziege. Seine Länge beträgt gegen 4 Fuß, die des Schwanzes 4, mit dem Haarpinsel 8 Zoll, die Höhe am Widerrist aber 2¼ Fuß. Das Gehörn des Bockes ist etwa 4 Zoll lang, kurz, dünn, gerundet; an der Wurzel stehen beide Stangen sehr nahe zusammen, gegen das Ende hin biegen sie sich von einander ab. Die Zahl der Wachsthumsringe schwankt zwischen 20 und 40. Als Artkennzeichen mögen gelten: Ein gedrungener Leib mit geradem, nicht abschüssigen Rücken, mittellange und schmächtige Beine, mittellanger Hals und kurzer, nach vorn zu verschmälerter Kopf mit eiförmigen, großen Augen und langen, schmalen Ohren, sowie ein kurzes, dichtes, etwas abstehendes, zumal an Leib und Hals lockeres Haarkleid von grauer oder röthlichbrauner Farbe, oben an den Seiten und auch unten, mit Ausnahme eines schmalen gelben Längsstreifens am Unterleibe, schwarz und röthlich gesprenkelt, an Kinn und Kehle sowie einem vonhieraus hinter den Wangen nach dem Ohr zu verlaufenden Streifen weiß, auf dem längs des Rückens verlaufenden Haarkamme aber schwarz.



Der Goral (Nemorhoedus Goral).

Nur ein ziemlich kleiner Theil Asiens, namentlich Nepal, scheint den Goral zu beherbergen Hier lebt er auf allen Gebirgen des noch so unbekannten Landes, mehr in der Höhe, als in der Tiefe. Auf wilden Gehängen, welche hier und da steil abfallen, soll er häufig sein. Er schlägt sich in starke Rudel und Herden, äßt sich von den verschiedenartigsten Gräsern und Kräutern des Gebirges und dem Gelaube der Bäume, zieht morgens von den Wäldern aus auf Klüfte und zu den Quellen, und steigt während des Tages mehr und mehr im Gebirge empor, auf demselben Wege abends wieder nach dem Walde zurückkehrend.

Alle Bewegungen des Goral stehen denen des Klippspringers kaum oder nicht nach: die Einwohner von Nepal sehen in ihm das schnellste aller Geschöpfe. Aeußerst furchtsam, scheu und flüchtig, mit vortrefflichen Sinnen begabt, klug und listig, läßt er sich schwer beschleichen und noch weniger verfolgen. Deshalb lebt er auch in größter Sicherheit und Ruhe, ja fast unbehelligt auf jenen Gebirgen.

Ueber die Fortpflanzung wissen wir noch Nichts; wohl aber ist es bekannt, daß jung eingefangene Thiere, welche man durch Ziegen groß ziehen läßt, sehr leicht zahm werden, während ältere Gefangene auch bei der sorgfältigsten Behandlung immer scheu und wild bleiben. Dabei sind sie schwer zu halten, weil sie, wie die Steinböcke, an den Wänden emporklettern und regelmäßig zu entfliehen wissen, wenn man nicht besondere Vorkehrungen trifft.

Ein Goral, welcher sich im Besitz eines englischen Statthalters befand und auf einem viereckigen Platze gehalten wurde, versuchte mehrmals, die etwa zehn Fuß hohe Umzäunung zu überspringen und erreichte auch bei jedem Satze fast die erwünschte Höhe. Nach Europa ist bisjetzt noch kein lebender Goral gekommen, und selbst die Bälge dieser Thiere gehören noch zu großen Seltenheiten in den Museen.

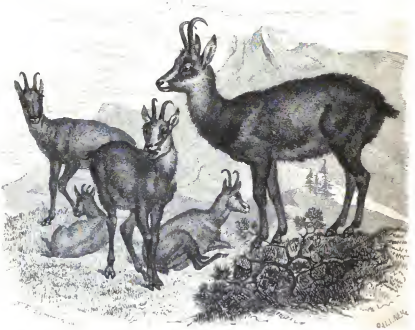
An diese fremden Antilopen können wir unsere deutsche anschließen, das liebliche, vielfach verfolgte Kind unserer Gebirge, die Gemse. Sie gilt als der Vertreter einer eigenen Sippe (Capella), deren Hauptkennzeichen in den gerade nach aufwärts gerichteten, gegen das Ende hakenförmig nach rückwärts gekrümmten Hörnern liegen. Weichengruben und Klauendrüsen fehlen.

Die Gemse (Capella rupicapra) ist der Ziege sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch den kurzen, gedrungenen Körperbau, die längeren und stärkeren Läufe, den gestreckten Hals, die spitzen, nach vorwärts gerichteten Lauscher und durch ihr Gehörn. Die Länge beträgt 3 Fuß 8 bis 10 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll, die Höhe am Widerrist 2 Fuß 4 Zoll und die am Kreuze noch etwas mehr. Die Hörner sind 10 bis 11 Zoll lang. Sehr schwere Böcke wiegen 80 bis 100 Pfund; durchschnittlich aber erreichen sie nur selten ein Gewicht von 60 Pfund. Bei den Böcken stehen die Hörner weiter aus einander und sind auch größer, als bei der Geis; im übrigen sind beide Geschlechter fast gleich. Je nach der Jahreszeit tragen die Gemsen ein verschiedenes Kleid. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein schmuziges Rothbraun oder Rostroth, welches auf der Unterseite ins Hellrothgelbe übergeht. Längs der Mittellinie des Rückens verläuft ein schwarzbrauner Streifen; die Kehle ist fahlgelb, der Nacken weißgelblich. An den Schultern, auf den Schenkeln und der Brust und in den Weichen geht die allgemeine Färbung in das Dunkelbraungrau über; die Hinterseite der Schenkel ist weiß, der Schwanz auf der Oberseite und an der Wurzel rothgrau, auf der Unterseite und der Spitze schwarz. Von den Ohren an über die Augen hin läuft eine nach vorn getheilte, schmale, schwärzliche Längsbinde, welche scharf von der fahlen Färbung absticht. Ueber den vorderen Augenwinkel, zwischen den Nasenlöchern und der Oberlippe stehen rothgelbe Flecken. Während des Winters ist die Gemse oben dunkelbraun oder glänzend braunschwarz, am Bauche weiß; die Beine sind unten heller, als oben, und ziehen mehr ins Rothfarbene; die Füße und der Kopf sind gelblichweiß, auf dem Scheitel und der Schnauze etwas dunkler. Die Längsbinde von der Schnauzenspitze zu den Ohren ist dunkelschwarzbraun. Beide Kleider gehen so allmählich in einander über, daß das reine Sommer- und Winterkleid immer nur sehr kurze Zeit getragen werden. Junge Thiere sind rothbraun und heller um die Augen gefärbt. — Die Jäger unterscheiden hauptsächlich zwei verschiedene Abarten, die große dunkelbraune, welche sie „Waldthier" nennen, und eine kleine rothbraune, die sie mit dem Namen „Gratthier" bezeichnen; ein Forscher kann diese Unterscheidungen jedoch nicht gelten lassen.

Unsere Alpen sind die eigentliche Heimat der Gemse. Von Savoyen aus reicht sie westwärts bis nach dem Süden Frankreichs und nach Süden hin bis in die Abruzzen, nach Südost über die Gebirge Dalmatiens hinweg bis nach Griechenland, wo sie auf den Klippen des Veluzi getroffen wird, nordwärts begrenzen die Karpathen, namentlich die hohen Gipfel der Tatra, ihren Aufenthalt. Ob die Gemse, welche die Pyrenäen und einen Theil der von da aus in das eigentliche Spanien streifenden Gebirgszüge bewohnt, von der der Alpen verschieden ist oder nicht, steht dahin. In ihrer eigentlichen Heimat ist sie häufig, nur in Unterösterreich nicht, wo sie durch die fortwährende

Nachstellung vertrieben wurde. Außerdem kommen im Kaukasus, in Taurien, Georgien und Sibirien Gemsen vor: über sie wissen wir aber noch viel zu wenig, als daß wir sie genauer bezeichnen könnten.

Ueberall, wo die Gemse lebt, bewohnt sie das Hochgebirge, während des Sommers die höchsten Alpen bis zur Schneegrenze, und nur selten die obersten Wälder; während des Winters die etwas tiefer gelegenen Thäler im Waldgürtel. Mit Beginn des Tages wandert sie sich äßend an dem Bergrücken herab; gegen Mittag lagert sie sich am Rande schroffer Felsenwände, unter dem Schatten der Gesteine und des Laubes der niederen Gesträuche, ruht ein wenig und klettert dann weidend wieder zu den Höhen empor, dort nochmals einen Ruheort aufsuchend und wiederkäuend. Während der Nacht verbirgt sie sich zwischen Felsen und Blöcken, unter Grotten und Steinvorsprüngen, im



Die Gemse (Capella rupicapra)

hohen Sommer am liebsten auf den westlichen und nördlichen Bergseiten, in den übrigen Jahreszeiten auf den östlichen und südlichen. Auch in mondhellen Nächten äßt sie sich an Bergwänden; überhaupt ist sie keineswegs ein so vollendetes Tagthier, als man gewöhnlich annimmt.

Wie die meisten übrigen Antilopen lebt die Gemse einzeln, mit alleiniger Ausnahme der Zeit, wo sie auf die Brunst tritt. Dann schlägt sie sich zu größeren oder kleineren Rudeln zusammen. Zur Brunstzeit schließen sich die alten Geisen paarweise den alten Böcken an. Gegenwärtig sind die Trupps überall schwach; selbst da, wo die Thiere geschont werden. Nur in den Karpathen sollen noch sehr starke Rudel vorkommen. Trupps von 10 bis 20 Stück sieht man jetzt nur in den kaiserlichen Jagdgebieten, während alte Leute sich erinnern, in ihrer Kindheit noch 80 bis 100 Stück auf einem Rudel gesehen zu haben.

Hinsichtlich ihrer Bewegungen wetteifert die Gemse mit den uns bereits bekannten Bergsteigern ihrer Familie. Sie ist ein höchst geschickter Kletterer, ein sicherer Springer und ein kühner und rüstiger Bergsteiger, welcher auch auf den gefährlichsten Stellen, wo keine Alpenziege hinaufzuklettern wagt, rasch und sicher sich dahinbewegt, selbst ohne Noth, blos etwa dort wachsende Alpenkräuter aufzusuchen. Wenn sie langsam zieht, hat ihr Gang etwas Schwerfälliges, Plumpes, und die ganze Haltung etwas Unschönes: sowie aber ihre Aufmerksamkeit erregt wird und sie flüchten muß, ändert sich das ganze Thier gleichsam um. Es erscheint frischer, kühner, edler und kräftiger; und nun eilt es mit raschen Sätzen dahin, in jeder Bewegung ebensoviel Kraft als Anmuth verrathend. Ueber die außerordentliche Sprungfähigkeit sind noch wenig Beobachtungen gemacht worden. Von Wolten maß, wie Schinz berichtet, den Sprung einer Gemse und fand ihn 21 pariser Fuß weit. Der genannte Beobachter sah eine zahme Gemse auf eine 14 Fuß hohe Mauer hinauf- und auf der anderen Seite hinab-, einer Magd, welche eben dort graste, auf den Rücken springen. Wo nur immer auf der Mauer ein Steinchen los ist oder ein kleiner Vorsprung sich zeigt, kann die Gemse ansetzen, und sie erreicht in wenigen Sätzen die Höhe wie im Fluge; sie nimmt dabei einen Anlauf und sucht schief aufwärts zu kommen. Ueber die steilsten Klippen läuft sie mit derselben Sicherheit, wie ihre Geistes- und Leibesverwandten, und da, wo man glauben sollte, es sei unmöglich, daß ein Thier von solcher Größe Fuß fassen könnte, eilt sie mit Blitzesschnelle sicher davon. Sie springt leichter bergauf, als bergab, und setzt mit außerordentlicher Behutsamkeit die Vorderfüße, in denen sie eine große Gelenkigkeit besitzt, auf, damit sie keine Steine lostrete. Selbst schwer verwundet eilt sie noch flüchtig auf den furchtbarsten Pfaden dahin, ja auch dann, wenn ihr ein Bein weggeschossen wurde, zeigt sie kaum geringere Behendigkeit, als die, welche gesund ist. Höchst vorsichtig geht sie, wie Tschudi sagt, auf dem Firnschnee oder frischem Gletscherschnee, welcher die Schlünde verrätherisch verhüllt. Hier hat man sie oft an solchen Orten umkehren sehen, wo Menschen behutsam vorwärts gehen. Auch auf Felsengehängen geht sie äußerst besorglich und langsam dahin. Einige Glieder des Trupps richten ihre Aufmerksamkeit auf die Pfade; die übrigen spähen unablässig nach anderer Gefahr. „Wir haben gesehen," so berichtet der berühmte Forscher, „wie ein Gemsenrudel ein gefährliches, sehr steiles, mit Geröll bedecktes Felsenkamin überschreiten wollte, und uns über die Geduld und Klugheit der Thiere gefreut. Eins ging voran und stieg sacht hinauf, die übrigen warteten der Reihe nach, bis es die Höhe ganz erreicht hatte, und erst als kein Stein mehr rollte, folgte das zweite, dann das dritte und so fort. Die oben angekommenen zerstreuten sich keineswegs auf der Weide, sondern blieben am Felsenrande auf der Spähe, bis die letzten sich glücklich zu ihnen gesellt hatten."

Nach Schinz versteigen sich die Gemsen zuweilen so, daß sie weder vor- noch rückwärts mehr kommen können, keinen Fuß fassen und so in den Abgrund stürzen müssen. Tschudi widerspricht Dem und sagt, daß die Gemse unter solchen Umständen versucht, das Unmögliche möglich zu machen, in den Abgrund springt und zerschellt. „Nie verstellt sich eine Gemse, d. h. bleibt unbeholfen und rettungslos stehen, wie oft die Ziegen, welche dann meckernd abwarten, bis der Hirt sie mit eigener Lebensgefahr abholt. Die Gemse wird sich eher zu Tode springen. Doch mag dieses sehr selten geschehen, da ihre Beurtheilungskraft weit höher steht, als die der Ziege. Gelangt sie auf ein schmales Felsenband hinaus, so bleibt sie einen Augenblick am Abgrund stehen und kehrt dann, die Furcht vor den folgenden Menschen oft überwindend, pfeilschnell auf dem Herwege zurück. Hat das Thier, wenn es über eine fast senkrechte Felswand heruntergejagt wird, keine Gelegenheit, einen faustgroßen Vorsprung zu erreichen, um die Schärfe des Falles durch wenigstens augenblickliches Aufstehen zu mildern, so läßt es sich dennoch hinunter, und zwar mit zurückgedrängtem Kopf und Hals, die Last des Körpers auf die Hinterfüße stemmend, die dann scharf am Felsen hinunterschnurren und so die Schnelligkeit des Sturzes möglichst aufhalten. Ja, die Geistesgegenwart des Thieres ist so groß, daß es, wenn es im Sichhinunterlassen noch einen rettenden Vorsprung bemerkt, alsdann im

Fall mit Leib und Füßen noch rudert und arbeitet, um diesen zu erreichen, und so im Sturze eine krumme Linie beschreibt."

Eine ungewöhnliche Ortskenntniß kommt der Gemse bei ihren kühnen Wanderungen sehr zu statten. Sie merkt sich jeden Weg, den sie nur ein Mal gegangen, und kennt in ihrem Gebiet, so zu sagen, jeden Stein; deshalb eben zeigt sie sich so außerordentlich heimisch auf ihren Hochgebirgen, während sie im hohen Grade unbeholfen erscheint, wenn sie dasselbe verläßt. „Im Sommer 1815," erzählt Tschudi, „stellte sich zu nicht geringem Erstaunen der Augenzeugen plötzlich ein wahrscheinlich gehetzter Gemsenbock in die Wiesen bei Arbonn, setzte ohne unmittelbare Verfolgung über alle Hecken und stürzte sich in den See, wo er lange irrend umherschwamm, bis er, dem Verenden nahe, mit einem Kahne aufgefangen wurde. Einige Jahre vorher wurde im Rheinthale eine junge Gemse im Morast steckend lebend ergriffen."

Die Gemse ist das Sinnbild der Wachsamkeit. Ihre ungemein scharfen Sinne befähigen sie hierzu, wie wenig andere Thiere. Geruch, Gesicht und Gehör sind bei ihr gleich entwickelt. Niemals vergißt die Gemse ihre Sicherung; selbst im Schlafe noch thun ihre Sinneswerkzeuge ihre Schuldigkeit. Beim Ruhen streckt sie sich nur selten auf dem Boden aus: ihre gewöhnliche Haltung ist so, daß sie augenblicklich die Flucht ergreifen kann. Gern verbergen sich die ruhenden Gemsen im leichten Gebüsch, am liebsten aber auf einem Felsenvorsprunge, wo der Rücken gedeckt ist, die Seiten frei sind und nach vorn ein ungehinderter Ueberblick möglich ist. Dabei übernimmt jedes Mal das Leitthier, die „Vorgeis", wie die Jäger sagen, das Wächteramt; aber auch einige der älteren Thiere unterstützen sie hierin. Unbekümmert um das fröhliche Treiben der Herde weidet der Leitbock in einiger Entfernung allein, sieht sich alle Augenblicke um, hebt sich hoch auf, wittert und sichert beständig. Ein Jäger, welcher im Winde steht, wird von den Gemsen aus unglaublicher Entfernung wahrgenommen, zumal wenn er still steht. Gewöhnlich wird jeder Feind rechtzeitig erspäht, und ebendeshalb verursacht die Jagd so große Mühe. Sobald die Gemsen einen Jäger wittern, wird sofort alle Sinnesschärfe aufs äußerste gespannt, um den Ort der Gefahr ausfindig zu machen. „Das Ohr und das Auge," sagt Tschudi, „wetteifern mit der schnoppernden Nase. Der endliche Anblick des Jägers beruhigt sie; wittern sie nur, ohne ihn zu sehen, so geberden sie sich wie toll, da sie weder die Nähe des Verderbers, noch die genaue Richtung desselben und also auch die ihrer Flucht bestimmt ermessen können. Unruhig rennen sie umher oder stehen zusammen, recken die Hälse umher und suchen den Jäger ausfindig zu machen. So wie Dies geschehen ist, halten sie an und betrachten ihn einen Augenblick neugierig. Bewegt er sich nicht, so stehen sie auch still; sobald er aber jenes thut, ergreifen sie nach einer gewohnten Richtung und nach einem bekannten, nicht allzu fernen Schutzort die Flucht." Ahnt das Leitthier Gefahr, so pfeift es, wie das Murmelthier, hell auf, stampft mit einem der Vorderläufe auf den Boden und beginnt sofort die Flucht. Die anderen folgen ihm im Galopp nach. Das Pfeifen, oder wahrscheinlich richtiger das Schnenzen, ist ein heiserer, schneidender, etwas gezogener Laut, welcher weithin vernommen wird.

Aus Vorstehendem geht deutlich genug hervor, daß die Geistesfähigkeiten der Gemse zu einer hohen Entwickelung gelangt sind. Es spricht sich in jeder ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen sehr viel berechnender Verstand aus. Die Gemse ist eigentlich nicht scheu, wohl aber im hohen Grade vorsichtig: sie prüft erst sorgfältig, ehe sie handelt; sie überlegt, sie berechnet, sie schätzt. Ihr Gedächtniß ist ganz vortrefflich. Sie merkt auf mehrere Jahre hin, wo sie verfolgt wurde, und weiß es genau, wo man sie schützt und hegt. Auf den sogenannten freien Bergen oder an Orten, wo keine Gemsen geschossen werden dürfen, wird sie fast kühn und zutraulich. Dort scheint sie sich mit dem Menschen und seinem Treiben vertraut machen zu wollen; auf den Jagdplätzen aber meidet sie diesen, ihren gefährlichsten Feind, wie die Pest. Sie weiß es genau, daß er ihr hier sehr schädlich wird, während er ihr dort nichts anhaben kann. Wie Schinz angibt, will man Beobachtungen gemacht haben, daß die Gemsen solche Wälder allen übrigen vorziehen, welche vor Lauinen sicher sind: Dies würde gewiß auf einen hohen Grad von Klugheit deuten.

Im Sommer besteht die Nahrung der Gemse aus den besten Alpenpflanzen, namentlich aus denen, welche nahe der Schneegrenze wachsen: aus jungen Trieben, dem Alpenröschen, selbst jungen Schößlingen von Nadelbäumen, z. B. Tannen und Fichten. Im Winter muß ihr das lange Gras, welches über den Schnee hervorragt, und allerlei Mos und Flechten genügen. Sie ist anspruchslos und kann lange hungern; Wasser aber ist für sie ein Bedürfniß, und Salz eine ganz besondere Leckerei.

Wenn die Weide gut ist, nimmt die Gemse beträchtlich an Umfang und Gewicht zu. Sie wird dann so feist, daß eine dicke Lage von Fett sie umhüllt. Nach der Brunstzeit magert sie wieder ab, und wenn tiefer Schnee den Boden deckt, hat sie große Noth, um ihr Leben zu fristen. Dann soll sie sich nach den Wäldern herabziehen und die langen, bartartigen, von den Zweigen hängenden Flechten abfressen. Unter solchen Umständen nimmt sie im Schutz der sogenannten Wetter- oder Schirmtannen ihren Winteraufenthalt und geht, sobald der Schnee es ihr erlaubt, mühselig von einem Baume zum anderen. In den Heuschobern, welche man in einigen Alpengegenden im Freien aufbewahrt, finden sie zuweilen eine höchst willkommene Nahrung; oft sammeln sich ganze Gesellschaften in der Nähe solcher Speicher und fressen so große Löcher hinein, daß sie sich in dem Heue gleich gegen die Stürme decken können. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß Gemsen im Winter verhungern, obgleich Tschudi von einem Berner Jäger versichert wurde, daß der Mann einmal im Frühjahr unter einer großen Schirmtanne fünf eingeschneite und verhungerte Gemsen gefunden habe. „Sie hätten,“ sagte der Mann aus, „den Schnee unter den Bäumen überall eingetreten, außerhalb der Zweige sei er aber ihren Kräften zu mächtig gewesen.“ Dagegen soll es öfters vorkommen, daß sich eine oder die andere Gemse beim Abäßen der Flechten einer Tanne mit den Hörnern in den Aesten verwickelt, hängen bleibt und verhungert. Tschudi erinnert sich selbst, ein derartig emporgerichtetes Gemsengeripp gesehen zu haben.

Die Brunstzeit der Gemsen fällt in den Spätherbst. Um diese Zeit stellen sich die alten Böcke, welche bisjetzt einsiedlerisch gelebt haben, beim Rudel ein, und nun beginnt ein sehr lustiges und fröhliches Leben. Man sieht oft ganze Rudel stundenlang in muthwilligen Sprüngen sich ergötzen. Auf den schmalsten Felsenkämmen treiben sich die Thiere lustig umher, und die liebesbrünstigen Böcke bestehen jetzt ganz ernsthafte Kämpfe. Dabei geht es oft schlimm ab: bald wird Eine über die Felsen hinausgedrängt, bald von einem stärkeren, welcher beim Anstoßen mit den Hörnern kräftig von oben nach unten haut, tödtlich verwundet. Die Jungen führen blos Scheinkämpfe aus. Sie üben sich gleichsam für den Streit, welchen das Alter ihnen sicher bringt. „Auf den schmalsten Felsenkanten,“ sagt Tschudi, „treiben sie sich umher, suchen sich mit den Hörnchen herunter zu stoßen, spiegeln an einem Ort den Angriff vor, um sich an einem anderen bloßzustellen und necken sich auf die muthwilligste Art. Gewahren sie aber, wenn auch in noch so großer Entfernung, einen Menschen, so ändert sich die ganze Sache. Alle Thiere, vom ältesten Bock bis zum kleinsten Zicklein, sind zur Flucht bereit, rührt sich auch der Beobachter nicht, so kehrt doch die gute Laune nicht wieder. Langsam ziehen sie bergan und lassen keinen Augenblick die mögliche Gefahr aus dem Auge. Gewöhnlich gehen sie dann ganz in die Höhe. Am Rande der oberen Felsenkrone stellt sich das ganze Rudel neben einander auf, schaut unaufhörlich in die Tiefe und bewegt den weißen glänzenden Kopf fortwährend bedenklich in den Lüften umher. Im Sommer sieht man dann die Gemsen schwerlich wieder in demselben Gebiete; im Herbst, wo die Gebirge einsamer sind, jagen sie oft im Galopp die Alpengehänge herunter und beziehen die alten Spielplätze.“ So geht das fröhliche Spielen und Necken fort durch die ganze Brunstzeit, bis endlich die Stärkeren sich ihre Ziegen erstritten haben. Diese folgen willig dem Männchen und leben mit ihm bis zum Eintritt des hohen Winters allein; dann kehren beide zur Herde zurück.

Zwanzig Wochen nach der Paarung, gewöhnlich Ende Aprils bis Ende Mais, werfen die Ziegen ein, seltener zwei Junge unter einem trockenen, verborgenen Felsenvorsprunge. Wenige Stunden nach der Geburt folgt das Junge der Mutter nach, und nach ein paar Tagen ist es bereits

fast ebenso gewandt, wie diese. Die Gemsenziege behält ihren Sprößling sechs Monate lang bei sich. Sie ist äußerst besorgt um ihn und lehrt und unterrichtet ihn in allen Nothwendigkeiten des Lebens. Der Bock hingegen bekümmert sich nicht im geringsten um seine Nachkommenschaft. Schon vor der Geburt hat sich die hochbeschlagene Ziege vom Rudel abgesondert und eine passende Weide ausgesucht. Dort treibt sie sich später mit ihrem Jungen umher, immer auf den steilsten und einsamsten Stellen. Meckernd leitet sie ihr Kind, und mit Meckern gibt sie ihm Unterricht in allen Fertigkeiten, deren die Gemse so nothwendig bedarf, nämlich Klettern und Springen, und macht ihm manche Sprünge ausdrücklich so lange vor, bis das Junge geschickt genug ist, sie ohne weiteres auszuführen. Auch das Junge hängt mit unendlicher Liebe an seiner Mutter; es verläßt sie nicht einmal im Tode. Mehr als ein Mal haben die Jäger beobachtet, daß junge Gemsen zu ihren von ihnen erlegten Müttern kamen und klagend bei ihnen stehen blieben. Ja es sind Beispiele bekannt, daß sich solche Thiere, obgleich sie ihre Scheu vor dem Menschen durch einen dumpfen, blöckenden Ton und das aufgesperrte Maul deutlich zu erkennen gaben, ruhig von der Leiche ihrer Mutter wegnehmen ließen. Uebrigens sollen, wie beim Steinwild, verwaiste Gemsen von anderen Müttern angenommen und treulich gepflegt werden. Die neugeborenen Thiere wachsen außerordentlich rasch. Schon im dritten Monat zeigen sich die Hörnchen, und im dritten Jahre können sowohl die Böcke, als die Ziegen als erwachsen gelten. — Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahr.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht zähmen. Man ernährt sie mit Ziegenmilch, mit saftigem Grase und Kräutern, mit Kohl, Rüben und Brod. Wenn man gutartige Ziegen hat, kann man diesen das Pflegeelterngeschäft anvertrauen. Dabei gedeihen die kleinen, lustigen Gebirgskinder nur um so besser. Die jungen Gemsen haben in ihrem Benehmen viel Ziegenartiges, und die Jungen vielleicht noch mehr, als die Alten. Lustig spielen sie mit dem Zicklein, keck und munter mit dem Hunde; traulich folgen sie dem Pfleger, freundlich kommen sie herbei, um sich Nahrung zu erbitten. Ihr Sinn strebt immer nach dem Höchsten. Steinblöcke in ihrem Hofe, Mauerabsätze und andere Erhöhungen werden ein Lieblingsort für sie. Dort stehen sie oft stundenlang. Sie werden zwar nie so kräftig, als die freilebenden Gemsen, scheinen sich aber ganz wohl in der Gefangenschaft zu befinden. Bei manchen bricht im Alter auch eine gewisse Wildheit durch; dann gebrauchen sie ihre Hörnchen oft recht ausdrücklich. Ihre Genügsamkeit erleichtert ihnen und ihrem Pfleger die Gefangenhaltung. Im Alter sind sie noch weniger wählerisch hinsichtlich ihrer Nahrung, als in der Jugend. Abgehärtet sind sie von Mutterleibe an. Im Winter genügt ihnen ein wenig Streu unter einem offenen Dächlein. Sperrt man sie in einen Stall, so behagt es ihnen nicht einmal. Einen Raum zur Bewegung und frisches Wasser müssen sie haben: diese beiden Dinge sind ihnen umumgänglich nöthig. Alteingefangene bleiben immer furchtsam und scheu.

Bisjetzt ist es nur selten gelungen, die Gemse in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen. Der Fabrikant Lanfer in Chambery bekam im Jahre 1855 von seinem zahmen Gemsenpaare, dessen Weibchen schon 1850 ein todtes geworfen hatte, zwei gesunde und muntere Kälbchen. Dasselbe ereignete sich im Thiergarten zu Dresden. Oft hat man, namentlich Gemsböcke, mit Hausziegen gepaart. Kasthofer war wohl der Erste, dem es gelang, Blendlinge zwischen Gemsen und Zibetziegen zu erziehen. Später hat man mehrere ähnliche Ergebnisse gewonnen. Das Junge hatte von der Mutter blos die Farbe, vom Vater den ausgezeichneten Gliederbau, die hohe Stirn, die große Kletter- und Springlust und die Wildheit und Scheu. Bei freilebenden Gemsen und Ziegen, d. h. bei solchen, welche während des ganzen Sommers auf den Alpen weiden, sind derartige Vermischungen noch nicht beobachtet worden.

Viele Feinde und viele Gefahren bedrohen die Gemsen. Der Mensch und die großen Raubthiere sind nicht ihre einzigen Verderber. Herabrollende Steine und Felsenstücke erschlagen eine und die andere, Schneelauinen begraben oft ganze Gesellschaften. Die Gemsen kennen zwar diese Gefahr und suchen Stellen auf, wo sie am sichersten sind; das Unglück ereilt sie aber doch. Unter

den Säugethieren stellen ihnen Luchs, Wolf und Bär nach. Im Engadin geschah es, daß ein Bär einer Gemse bis in das Dorf nachlief, wo sie sich dann in einen Holzschuppen rettete. Zur Winterszeit lauert in den einsamen Wäldern der heimtückische Luchs ihnen auf, und auch der rüstige Wolf weiß, wenn sie aus ihren Höhen herabgetrieben werden müssen, eine und die andere zu berücken. Viel schlimmere Feinde aber wohnen in den Lüften. Der Adler und Lämmergeier erspähen die ruhig weidenden Gemsen und stürzen wie ein Blitz aus heiterem Himmel hernieder auf die erschreckte Herde. Jene ergreifen, noch ehe die Mutter es abwehren kann, einige Zicklein; diese stürzen selbst alte Gemsen, wenn sie unbesorgt am Abgrunde weiden, in die furchtbare Tiefe. Allein immer noch ist der Mensch der Gemsen schlimmster Feind. Er folgt der flüchtigen Antilope bis in die höchsten Höhen und bis in die verborgensten Schluchten. Er geht ihr auf den gefährlichsten Pfaden nach und findet das größte Vergnügen darin, das tödtliche Blei der Armen durch das Herz zu jagen. Wenn man ältere Berichte liest, ergibt sich aus Allem, daß die Gemsen bei weitem häufiger waren. Die Berggeister hatten damals noch Macht über ihre Herden und konnten mit ihrer Götterhand die verfolgten Thiere schützen. Seit aber das Feuergewehr die Armbrust vertritt, hat ihre Gewalt geendet und die Herden haben sich mehr und mehr verringert.

Von jeher galt die Gemsenjagd als ein Vergnügen, würdig des besten Mannes. Maximilian, der große Kaiser Deutschlands, kletterte mit Lust den gewandten Alpenkindern nach, kletterte ihnen selbst nach in Höhen, wo es, wie die Sage so lieblich berichtet, eines Wunders bedurfte, um ihn wieder herab in die menschenfreundliche Tiefe zu führen. Nach ihm gab es nur wenige deutsche Fürsten, welche die Gemsenjagd mit gleicher Leidenschaft betrieben. Dann übten sie die Erzbischöfe aus und erließen Gesetze zur Hegung und Pflege des bereits seltener werdenden Wildes. Zur Zeit des Bezoaraberglaubens wurde ihm freilich unbarmherzig nachgestellt. Dann trat gewissermaßen ein Stillstand von fast hundert Jahren ein. Unter den Großen der Erde griff erst der Erzherzog Johann von Oesterreich wieder zur Büchse; ihm folgten die Könige Bayerns und einige der deutschen Herzöge. Gegenwärtig ist die Jagd ein fürstliches Vergnügen geworden. Der Kaiser von Oesterreich jagt hauptsächlich im Salzkammergute, einem überaus gemsenreichen Gebiete, in welchem die allerumfassendsten Vorkehrungen getroffen worden sind, um dem Wildfrevel nachdrücklich zu steuern und die Gemsen vertraut zu machen. Nur aus des Kaisers Büchse fällt dort auf den Alpenhöhen ein Schuß; allen übrigen Jägern, auch den zünftigen, ist die Jagd bei des Kaisers Ungnade verboten. Ja, die Hegung erstreckt sich nicht nur auf das Salzkammergut, sondern auch über alle angrenzenden Alpenketten, welche gleichsam als Vorrathsorte für die Jagdplätze betrachtet werden.

Die Gemsenjagd ist kein Sonntagsvergnügen, sondern erfordert zähe, genügsame, wetterfeste Leute, welche ebenso mit dem Gebirge, als mit der Lebensweise der Thiere vertraut sein müssen. „Der Jäger,“ sagt Tschudi, „bedarf eines scharfen Gesichts, eines schwindelfreien Kopfes, eines festen, abgehärteten Körpers, der die Rauhheit des Eisgürtels wohl zu ertragen vermag, eines kühnen und dabei doch äußerst kühlen Muthes, eines umsichtigen, schnell berechnenden Verstandes und zudem einer guten Lunge und ausdauernden Muskelkraft. Er muß nicht nur ein vortrefflicher Schütze, sondern ebensosehr ein vorzüglicher Kletterer sein, besser, als die verwegenste Ziege. Denn es gibt oft gar sonderbare Lagen für den Gemsenjäger, Stellungen, wo er jedes Glied seines Körpers außerordentlich anstrengen, wo er die Ellenbogen, die Zähne, den Rücken, das Knie, die Schultern, jede Muskel des Körpers als Hebel und Klammer benutzen muß, um sich zu schieben, zu wenden, zu halten, zu drängen.“

Die Jäger rüsten sich, wie genannter Forscher weiter berichtet, zumeist mit einer warmen, grauen Kleidung, einem stark beschlagenen Alpenstock mit Hacken, einer Jagdtasche mit Pulver, Blei, Brod, Butter und Käse und einer Flasche Kirschgeist, auch wohl mit etwas geröstetem und gesalzenem Mehl aus. Tüchtige Bergschuhe, welche überall festen Fuß fassen, selbst auf dem spiegelglatten Eise einschneiden, und eine vortreffliche Büchse sind Hauptersordernisse. Manche Jäger

klettern barfuß ins Gebirge und härzen sich von Zeit zu Zeit die Füße, um fester zu stehen; niemals aber verwunden sie sich, wie früher behauptet wurde, den Fuß

„Sich anzuleimen mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Gratthier zu erlegen."

Gewöhnlich bedienen sich die Jäger der sogenannten Thierbüchse mit gezogenem Laufe, leichtem Schafte und dünnem Kolben. In Wallis sieht man auch noch häufig die früher einläufige Flinte mit zwei hinter einander liegenden Schlössern auf derselben Seite, in welcher die erste Kugel der zweiten Ladung als Bodenstück dienen muß. Dieses Gewehr, welches zwei Schlösser besitzt, hat den Vortheil, daß es leichter als eine gezogene Doppelbüchse ist und doch zwei Schüsse zur Verfügung stellt. Unumgänglich nothwendig ist auch ein gutes Fernrohr; denn nur mit dessen Hilfe ist der Jäger im Stande, sein Gebiet zu überschauen. Bei der Gemsjagd handelt es sich nicht um kleine Flächen, sondern um Gebiete von vielen Geviertmeilen; es handelt sich hier um tagelange Wanderungen. Der Jäger spart oft jahrelang, um sich einen guten „Spiegel" zu erwerben.

Abends oder am frühesten Morgen bei Sternenschein bricht der Jäger zur Jagd auf, um vor Sonnenaufgang die Gemsgründe zu gewinnen. Er muß alle Gänge und Züge, die Lieblingsweiden, Zufluchtsorte, Sulzen und Wechsel des Wildes genau kennen, mit dem Winde und seinen Tücken im Gebirge vertraut sein, alle Eigenheiten der Thiere, so zu sagen, auswendig gelernt haben. Die Waldgemsen sollen viel vorsichtiger sein, als die Gratthiere, weil jene eben häufiger in der Nähe der Menschen sind, und zwischen Verdächtigen und Unverdächtigen zu unterscheiden gelernt haben. Gewöhnlich hat der Jäger, noch ehe er zur Jagd ging, das Gebiet durchforscht und bei befreundeten Sennen angefragt; denn andere würden ihm keine Auskunft geben. Er hat vielleicht auch sein Gewehr schon nach oben geschickt, um ja nicht aufzufallen. Schon eine Stunde vorher, ehe er das eigentliche Gebiet betritt, meidet er alles laute Sprechen und Geräusch, und bei seinen Beobachtungszügen hält er sich so still, als möglich. Von einer der oberen Sennhütten aus beginnt die Jagd. Der Jäger bricht schon nach Mitternacht auf, schleicht sich, höchst sorgfältig den Wind beobachtend, bis zu dem von ihm erkundeten Platze der Gemsen heran und ermöglicht es, wenn er geschickt ist, bis auf 40, ja 20 Schritte an die ruhenden Gemsen heranzukriechen. Dort verweilt er hinter einem Stein oder Busch kauernd, bis es hell wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, ebenso die übrige Herde. In diesem Augenblicke wählt der Jäger sich seine Beute, womöglich einen großen, starken Bock, der sich dem geübten Auge durch etwas dickere, oben weiter aus einander stehende Hörner kenntlich macht. Fällt das Thier, so stutzt einen Augenblick die ganze Herde, sieht sich mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht blitzschnell nach der entgegengesetzten Richtung.

Auch die Treibjagd ist, wenn gute Kundschaft waltet, ziemlich sicher. Dabei muß ein Jäger die Gemsen in den Morgenweiden aufstören und langsam bergaufwärts treiben. Er kennt alle Wechsel und Pfade der Thiere und stellt sich an günstigen Stellen auf, von wo aus er auf die vorübergehenden zu feuern gedenkt. Gute Jäger folgen ihrem Wilde meilenweit, ja tagetang nach und treiben es förmlich vor sich her. Sie müssen im Gebirge vertraut sein, wie die Gemsen selbst; denn ihr Beginnen ist ein beständiger Kampf zwischen Leben und Tod. Gelingt es, das Thier mit unsäglicher Mühe auf einen sogenannten Treibstock, eine Gemsenklemme, hinzutreiben, wo sie nicht zurück können, so ist gewöhnlich die Beute reichlich, selbst dann, wenn die geängstigten Thiere, alle Furcht vor dem Menschen vergessend, plötzlich umkehren und dicht an dem Jäger vorbei zurücksetzen. Zu diesen Beschwerden und Gefahren, die hier gar nicht alle anzugeben sind, kommt das Unangenehme, daß der Jäger oft tage-, ja wochenlang im Gebirge umherstreift, ohne auch nur eine Gemse zu sehen; hierzu muß gerechnet werden die erstaunliche Lebenszähigkeit der Gemsen, welche oft, trotz der schwersten Verwundung, so schnell dahinfliehen, daß der Jäger das blose Nachsehen hat oder der Spur wieder tagetang nachgehen muß, ehe er sein Wild findet, vielleicht schon halb gefressen von den

Geiern und Adlern. Kurz, die Gemsenjagd hat ihre unendlichen Mühseligkeiten und kann viel Aerger verursachen.

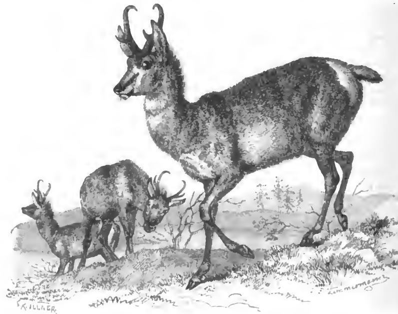
Aber sie hat auch Freuden ohne Zahl in ihrem Gefolge. Schon das frische, freie Streifen über Berg und Thal, das behagliche Gefühl, welches glücklich überstandene Beschwerden in dem Menschen erwecken, ist des Lohns genug. Und dann, welche Genüsse bietet die Beobachtung! Da wird jede Bewegung betrachtet, jede Eigenheit der Gemsen erkundet, und Der, welcher bereits Tausende gesehen, findet in denen, welche er später beobachtet, noch immer Etwas zu entdecken, zu bemerken, findet immer noch Etwas, worüber er sich freuen kann. „Und auch von glücklichen Fällen wollen wir sprechen,“ sagt Tschudi. „Der Jäger hat stundenlang sein Wild verfolgt. Als er die Gemsen zuerst gewahrte, äßten sie sich ruhig. Jetzt sieht er sie dort nicht mehr, bemerkt aber noch die Vorgeis durch sein Fernrohr, die weit hinter ihnen ruhig auf einer hervorragenden Felsenplatte liegt und wiederkäut. Er vermuthet, daß das Rudel hinter ihr in einer Felsenklinge im Schatten liegt und klettert von neuem über Stock und Stein, um von hinten anzukommen. Noch eine Stunde Schweiß und richtig: da liegen wohlgezählt sieben alte Thiere in der breiten Bergspalte zerstreut. Vorsichtig läßt sich der Jäger auf den Bauch nieder und kriecht, sein Doppelrohr ruckweise vorschiebend, langsam, lautlos hinter den Felsblock. Er zielt, schießt — hoch auf schnellt der Bock und stürzt zusammen. Die Thiere sind alle blitzschnell aufgesprungen, wissen aber, da sie keinen Feind sehen, nicht, woher das Verderben kam. Der Widerhall des Schusses tönt in allen Felsenwänden nach — wohin fliehen? Während die Thiere in der höchsten Furcht zusammenstehen und rathlos hin- und herspringen, naht eins dem lauernden Jäger und erhält den zweiten Schuß. Ja, oft ist dieser so glücklich, noch einen bis zwei Schüsse zu thun, wenn er gut gedeckt bleibt oder wenn gar ein anderes Rudel, durch die Schüsse erschreckt, ohne die Richtung der Gefahr zu erkennen, herbeijagt. Nie aber und unter keiner Bedingung darf der Jäger sich nach gefallenem Schusse blicken lassen, solange Gemsen in der Nähe sind, da Nichts geeigneter wäre, die Gemsen aus dem Gebiete zu treiben, als der Anblick des Verderbers unmittelbar nach dem Tode des Gefährten.“

„Wenn die Beute glücklich erlegt ist, weidet der Schütz sie aus, bindet ihr die Füße zusammen, hakt ihr die Hörner ein und schleppt sie, die Läufe über die Stirn zusammengelegt, nach Hause, und nicht nur eine, sondern zwei zugleich auf ein Mal, und zwar auf den gefährlichsten Wegen. Der eigentliche Jagdgewinn steht heutzutage in keinem Verhältnisse mehr zu den Gefahren, Mühen und zu der verlorenen Zeit. Die Gemse ist höchstens sechs Thaler werth, und doch sind die Jäger so leidenschaftlich erpicht, daß sie lieber das Leben lassen, als ihre Jagd. Diese Jagd gibt ihrem Wesen ein ganz eigenes Gepräge. Der unaufhörliche Kampf mit Gefahr und Noth, das lange dauernde Lauern und Aufpassen, das vorsichtige, stundenlange Vorbereiten des Hauptschlages, das entschlossene Ergreifen des günstigsten Augenblickes: dies Alles übt seinen Einfluß auf den Menschen aus. Er wird schweigsam und verschlossen, in Wort und Handlung ausdrucksvoll und entschieden, mäßig, genügsam, sparsam und geduldig.“

Viel ließe sich noch schreiben über diese Leute, wie Tschudi in so anziehender Weise gethan hat; viel ließe sich noch sagen von dem berühmten Jäger Colani, mit welchem unser Lenz mehrtägig die Alpen durchstreifte, von dem alten Gemsenfürsten, welcher allein 2700 Gemsen erlegte, jene ungerechnet, die er in früheren Jahren nicht gezählt hatte, der sich die Herrschaft angemaßt hatte über Leben und Tod, und nicht blos über das Leben der Gemsen: — doch wir können diesen Stoff nicht weiter verfolgen.

An unsere Gemse schließt sich innig eine der wenigen Antilopen an, welche den Norden Amerikas bewohnen. Der alte Hernandez führt dieses Thier in seiner Beschreibung Mejikos unter dem Namen Teuthlamacame an, die Pelzhändler nennen es nach dem spanischen Worte Cabra, zu deutsch Ziege, gewöhnlich Kabri; wir können es im Deutschen Gabelgemse benamsen. Der wissenschaftliche Name ist Antilocapra americana oder Antilope furcifer.

Die Gabelgemse ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Thier, welches hinsichtlich seiner Gehörnbildung in seiner Familie, ja, sogar unter allen scheidenhörnigen Wiederkäuern, einzig dasteht. Die Hörner sind nämlich gabelförmig getheilt, wenigstens bei der Mehrzahl der Böcke. In der Größe kommt das Thier etwa unserem Rehe gleich. Seine Länge beträgt nach einer Messung des Prinzen von Wied 4 Fuß 10 Zoll 8 Linien, wovon 11⅓ Zoll auf den Kopf, 7¼ Zoll auf den Wedel gerechnet werden müssen. Die Schulterhöhe wird zu 2¼ Fuß, die Kreuzhöhe zu 3 Fuß angegeben; die Hörner werden, in gerader Linie gemessen, gegen 9 Zoll, der Krümmung nach 11 Zoll lang. Die Gestalt ist schlank; der Leib ruht auf hohen Läufen und trägt einen langen Hals und einen schmächtigen, etwas zugespitzten Kopf. Das große, lang bewimperte Auge hat keine Thränengruben; das Gehör ist ziemlich lang, schmal zugespitzt; die Muffel ist behaart. Nur um die Nasen-



Die Gabelgemse (Antilocapra americana oder Antilope furcifer).

löcher zieht sich ein schmaler, nackter Streifen. Die Hörner entspringen einen Zoll hoch über den Augen; sie sind gerade aufgerichtet, ein wenig sanft auswärts gebogen, haben eine starke, oft abwärts gekrümmte Hakenspitze und an der Mitte ihrer Vorderseite ein gedrungenes, zusammengedrücktes, breites Ende von etwa 2½ Zoll Länge, welches jedoch den jungen Böcken und nicht selten auch den alten fehlt. Die Hufe sind zugespitzt, denen des Schafes ähnlich gebildet; sie tragen nur an der inneren Seite eine Afterklaue. Das Haar ist lang, hart und so spröde, daß es bei der geringsten Berührung abbricht, ja, daß es durch Drücken abgeplattet werden kann, ohne seine frühere Form wieder anzunehmen. Es steht sehr dicht, überdeckt aber keine Grundwolle. Auf dem Nasenrücken und an dem Gehör, in der Umgebung der Augen und um die Lippen ist es am kürzesten, auf den Hinterkeulen länger, als am übrigen Körper; ein Streifen zwischen den Hinterschenkeln vom Weideloch abwärts ist gänzlich unbehaart. Je nach der Jahreszeit ist es länger oder kürzer, dichter oder spärlicher stehend. Die Färbung ist ziemlich bunt. Vorherrschend ist ein röthliches Fahlgrau,

welches die ganze Oberseite deckt; die Unterseite und Innenseite der Schenkel dagegen sind weiß, und auch an der Vorderseite des Halses, unter der Kehle, steht ein weißlicher Fleck, welcher dann durch eine röthliche Querbinde von der weißen Vorderbrust geschieden wird. Sehr hübsch ist der Kopf gezeichnet. Die Stirn und die Umgebung der Augen, ein Streifen, welcher hinter den Hörnern beginnt und zwischen Augen und Ohren herabläuft, sind fahlgelbröthlich, wie Milchkaffee, die Seiten des Kopfes, ein etwa fingerbreiter Rand der Oberlippe, die Unterlippe und die Kehle pflegen lichter gelblichweiß zu sein: der Nasenrücken dagegen ist dunkel röthlichbraun, und ein ebenso gefärbter Streifen zieht sich zu beiden Seiten bis gegen die weiße Binde herab, welche die Oberlippe begrenzt; die Stirn ist wiederum weißlich und gelbbraun gemischt, die Gegend hinter dem Gehör und der ganze Hinterkopf sind ebenfalls sehr licht gefärbt. Das Gehör ist außen mit hellfahlrothem Haar bedeckt, welches nach der Spitze hin dunkelt. Die Behaarung der Innenseite ist weiß. Außerdem schmückt ein kleiner, schwärzlicher Flecken auf weißem Grunde, welcher über dem Auge steht, den ohnehin so bunt gezeichneten Kopf. Hörner und Hufe sind schwarz. Auch das kleinere und schwächere weibliche Thier ist gehörnt, die Hörner aber sind immer nur sehr klein, höchstens zwei bis drei Zoll lang, und fehlen nicht selten gänzlich. In der Färbung unterscheidet es sich nicht vom Bock.

Wir haben durch Richardson, Audubon, Spencer Baird und den Prinzen Max von Wied ausführliche Berichte über die Gabelgemse erhalten und dürfen uns deshalb einer ziemlich genauen Kenntniß des Thieres rühmen. Ich lege dem Nachfolgenden ausschließlich die Angaben des Prinzen von Wied und Audubon's zu Grunde.

Die Gabelgemse verbreitet sich weit über Nordamerika. Namentlich der Nordwesten ist ihre Heimat. Richardson fand sie noch unter dem 53. Grad der Breite, am nördlichen Arm des Seskatchewan auf, und alle Reisenden, welche Mejiko durchforschten, trafen sie dort in zahlreichen Scharen an. Neuerdings hat man sie als einen Bewohner Kaliforniens kennen gelernt. Ihre bevorzugten Wohnplätze sind die weiten Ebenen, welche uns unter dem Namen der Prairien bekannt geworden sind, und hier hauptsächlich die dürren, steinigten Strecken, obgleich sie auch in den spärlich bewaldeten Niederungen oder längs der reichen Flußufer nicht fehlt. Sie hält sich, nach anderer Antilopen Art, in Trupps und Rudeln auf. Die alten Böcke pflegen zu einsiedlern und vereinigen sich höchstens mit einigen wenigen ihres Geschlechts; die Thiere und die Jungen hingegen bilden oft förmliche Herden von dreißig, vierzig und selbst hundert Stücken, im Herbst und Winter stärkere, als im Frühling und Sommer. Diese Rudel pflegen dann die Ebenen, wo die kalten Winde sie belästigen oder der tiefe Schnee ihnen das Aufdecken ihrer Nahrung erschwert, zu verlassen und dafür die Hügelkette aufzusuchen, deren Schluchten ihnen geschützte Weideplätze bieten. Gegen den Winter hin durchwandern sie weite Strecken; im Frühjahre kehren sie in kleinen Trupps wieder zu den Sommerständen zurück. Einzelne Stücke nehmen gewöhnlich ihren Stand auf kleinen Hügeln, von denen sie eine weite Ausschau haben. Hier sieht man sie beim Durchreisen der Prairien von weitem stehen und noch häufiger liegen, vorausgesetzt natürlich, daß man mit den Sitten der Thiere vertraut ist und sie aufzufinden versteht; denn gewöhnlich sieht die Gabelgemse den Jäger früher, als dieser sie.

Alle Reisenden stimmen überein in der Bewunderung der Schnelligkeit und Gewandtheit dieser Antilopen. Es fehlen ihnen andere Mitglieder der leichtfüßigen Familie zur Vergleichung, und deshalb dürfen wir es ihnen nicht verdenken, wenn sie den Kabri als das schnellste aller Thiere bezeichnen. Dies ist nun wohl nicht der Fall; es werden sich den Gabelgemsen auch andere Antilopen als ebenbürtig erweisen: unter den Thieren der Prairie aber nehmen sie, was die Bewegungsfähigkeit anlangt, unzweifelhaft den ersten Rang ein. Sie jagen wie der Sturmwind über die Ebene und dabei mit einer Anmuth und Leichtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Ihr Gang ist ein langsamer, etwas würdevoller Schritt; ihr Trott ist zierlich und anmuthig, ihr Galopp oder ihre Flucht leicht und unvergleichlich schnell. Sie bewegen sich längs der Hügel, bergauf oder bergab, mit derselben Gewandtheit und Sicherheit, wie auf der Ebene und schnellen ihre federnden Läufe so rasch nach einander

auf den Boden, daß man die einzelnen Glieder, wie die Speichen eines sich drehenden Rades nicht mehr unterscheiden kann. Wenn sie flüchtig werden, pflegen sie zunächst etwa dreißig bis vierzig Schritt weit zu trotten und zwar nach Art des Damwildes, indem sie mit allen vier Läufen zugleich aufspringen. Nach dieser Einleitung aber strecken sie ihren Leib und durchmessen in voller Flucht mehrere Meilen im Verlauf weniger Minuten. Auch schwimmen sie, wie Audubon und der Prinz versichern, über breite Ströme mit größter Leichtigkeit. Ein aufgescheuchtes Rudel, welches in der Nähe eines Stromes weidet und keinen anderen Ausweg zur Flucht sieht, pflegt sich ohne Bedenken in die Wogen zu stürzen. Das leitende Thier zieht voran, die übrigen bilden allgemach die indianische Reihe, und so setzt das ganze Rudel in schönster Ordnung über den Strom. Auch wenn es gilt, bessere Aeßung aufzusuchen, durchkreuzen sie die Gewässer, und die Indianer haben sogar hierauf eine besondere Jagdweise begründet.

Die Gabelgemsen sind scharfsinnige Thiere. Sie äugen in weite Ferne, vernehmen ausgezeichnet und wittern den unter dem Wind heranschleichenden Feind auf mehrere hundert Schritte. Dabei sind sie klug, immer vorsichtig und selbst scheu. Sie kennen den Menschen und fürchten ihn, sie kennen auch ihre übrigen Feinde und lassen sich nur höchst selten diese so nahe auf den Leib rücken, daß sie ihnen gefährlich werden können. Das leitende Thier faßt den sich nahenden Menschen scharf ins Auge, richtet das Gehör nach ihm hin, beobachtet ihn genau und stampft im geeigneten Augenblick mit einem der Vorderfüße auf den Boden oder läßt ein scharfes, pfeifendes Schnaufen vernehmen, wie andere Antilopen auch. Damit gibt es das Zeichen zur Flucht, welche augenblicklich beginnt und mit unermüdlicher Ausdauer fortgesetzt wird, so lange es nöthig. Nur manchmal verlockt unsere Thiere die auch ihnen eigene Neugier, einen sich nähernden Gegenstand ins Auge zu fassen, und darauf gründet der tückische Mensch und namentlich der listige Indianer seine verderblichen Pläne.

Die Brunstzeit beginnt im September. Ungefähr sechs Wochen lang zeigen sich die Böcke sehr erregt und fechten unter sich mit großem Muthe, ja, mit einer gewissen Wildheit. Wenn ein Bock den anderen herbeikommen sieht oder zufällig mit ihm zusammentrifft, schauen sich beide ärgerlich an, rennen dann mit niedergebeugten Köpfen wüthend gegen einander los, und der Kampf beginnt. Beide Gegner bringen sich mit großer Schnelligkeit und Heftigkeit Stöße bei, oft sehr gefährliche, bis der eine genug hat und dem anderen das Feld überläßt. Das Thier setzt ungefähr zu derselben Zeit, wie das Wild, frühestens im Mai, spätestens Mitte Junis. Gewöhnlich bringt es zwei, den Eltern gleichgefärbte, ungefleckte Kälber zur Welt; Schmalthiere haben selten mehr als ein einziges. Die Mutter verweilt bei ihrem Kalbe während der ersten Tage nach seiner Geburt und äßt sich unmittelbar in der Nähe desselben. Wenn das Kalb einmal vierzehn Tage alt ist, hat es hinlängliche Kraft und Schnelligkeit erlangt, um mit der schnellläufigen Mutter einer Verfolgung des Wolfes oder eines anderen vierfüßigen Feindes zu entgehen. Zuweilen geschieht es, daß Isegrimm ein noch hilfloses Kalb entdeckt. Dann entfaltet die Alte den bewunderungswürdigsten Muth dem furchtbaren Feinde gegenüber. Sie springt gegen ihn an, versucht, ihm mit dem kurzen Gehörn einen Stoß beizubringen, gebraucht auch wohl ihre Vorderläufe, mit welchen sie tüchtige Schläge zu geben weiß, und wenn der Wolf nicht gerade in voller Kraft oder vom Hunger arg gepeinigt ist, schlägt sie denselben wirklich in die Flucht und sucht sich für ihr Kalb eine sicherere Weide, gewöhnlich eine schwer zu erkletternde Felswand. Prinz von Wied fand zu Ende Aprils ein eben gesetztes Kälbchen in der Prairie. Es duckte sich beim Erscheinen der Reiter auf den Boden nieder und hätte leicht mitgenommen werden können, wäre man mit den nöthigen Einrichtungen hierzu versehen gewesen. Die Mutter dieses Thierchens war nicht in der Nähe; wahrscheinlich war sie gerade nach Aeßung ausgegangen und hatte an dem bestimmten Platze das Junge zurückgelassen, wie Dies unsere Hirscharten auch zu thun pflegen.

Das kurze saftige Gras der Prairien bildet die Hauptäßung der Gabelgemse; außerdem nimmt sie Mos, Zweige und ähnliche Stoffe an. Wie die meisten Wiederkäuer liebt sie salziges Wasser oder reines Salz ganz ungemein. In der Nähe salzhaltiger Stellen sieht man sie stundenlang liegen,

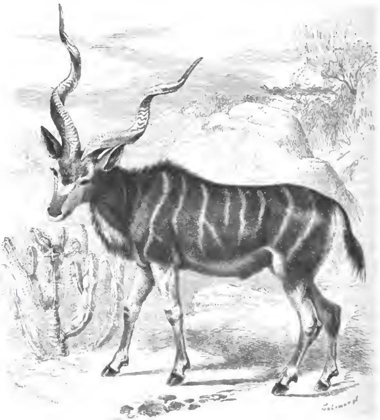
nachdem sie sich satt getrunken oder satt geleckt hat. Erst der Hunger, so scheint es, treibt sie wieder von dannen. Bei guter Weide wird sie im Herbst sehr feist; im Winter aber leidet sie oft große Noth. Der Schnee deckt dann fußhoch ihren Weidegrund, und die Arme muß sich mit der spärlichsten Nahrung begnügen. Dann kommt sie sehr vom Leibe, das Gehen im Schnee ermattet sie, und oft genug geht sie erbärmlich zu Grunde.

Um diese Zeit ist es nicht schwer, sich der Gabelgemse zu bemächtigen. Ein Jäger, welcher Schneeschuhe zu gebrauchen weiß, kann das entkräftete Thier ohne große Mühe lebendig fangen. Man hat wiederholt versucht, die Gefangenen zu zähmen, aber nur sehr wenige erhalten können. Die älteren Stücke, welche man im Winter bei tiefem Schnee einfangen konnte, zeigten sich, in einem umschlossenen Gehege frei gelassen, höchst liebenswürdig, ja fast zuthunlich, aber nur solange, als ihre Abspannung und Entkräftung währte. Sobald die Hungersnoth überstanden war, regte sich die Sehnsucht nach der unbegrenzten Freiheit in ihnen, und sie zeigten ihre ursprüngliche Wildheit wieder. Dann rannten und sprangen sie wie unsinnig gegen die Umzäunung ihres Geheges an und wütheten in diesem so lange, bis sie sich tödtlich geschädigt hatten. Auch die bald nach der Geburt aufgenommenen Kälber sterben gewöhnlich nach kurzer Gefangenschaft; freilich hat man bisher versäumt, ihnen eine Ziege zur Ernährerin zu geben, somit das sicherste Mittel zu ihrer Erhaltung noch nicht angewendet. Nur ein einziger Thierfreund war nach Audubon's Bericht so glücklich, eine Gabelgemse groß zu ziehen. Er hatte dieselbe jung in der Prairie aufgenommen und sorgsam gepflegt. Das Thier war äußerst liebenswürdig, es folgte seinem Gebieter, wie ein Hund, auf dem Fuße nach, stieg mit ihm die Treppen herauf oder herunter und wußte bald im ganzen Hause Bescheid. Durch einen Wapitihirsch, welchen derselbe Mann ebenfalls in der Gefangenschaft hielt, fand es leider ein unnatürliches Ende.

Man jagt die Gabelgemse nur im Nothfall, wenn man kein Bisonfleisch haben kann; denn das Wildpret wird nicht besonders geschätzt. Die Amerikaner verschmähen es, selbst wenn es geräuchert wurde, der Prinz aber rühmt es und versichert, daß es ihm oft zur Nahrung gedient habe. Audubon preist die Leber als einen Leckerbissen. Das leichte, weiche, aber wenig haltbare Leder wird hauptsächlich von den Indianern verwendet, gewöhnlich zur Anfertigung ihrer Hemden. Der Europäer fängt die Gabelgemse in Fallgruben oder durch Nachjagen auf einem sehr schnellen leichtfüßigen Pferde oder gebraucht endlich die Pirschbüchse. Der Indianer benutzt die Neugier des Wildes, nimmt die sonderbarsten Stellungen an, führt mit Armen und Beinen allerlei auffallende Bewegungen aus und nähert sich so mehr und mehr den überraschten Thieren, welche gar nicht selten wie Bildsäulen stehen bleiben und schließlich das Opfer des listigen Jägers werden. Audubon erprobte die Wahrheit dieser Angabe. „Während einer unserer Jagdausflüge," sagt er, „kamen wir in Sicht einer Antilope und beschlossen, sie in der angegebenen Weise in Erstaunen zu setzen. Wir legten uns also auf den Rücken in das Gras und erhoben erst eines unserer Beine und dann das andere in die Luft. Merkwürdig genug, die Antilope ging langsam gegen uns an, obwohl mit größter Vorsicht und mit entschiedenem Mißtrauen. Aber sie nahete sich uns doch mehr und mehr und kam wirklich in Schußnähe." Es wird versichert, daß die Indianer diese Jagd niemand anders abgelernt haben, als Freund Isegrimm, welcher durch ähnliche Kniffe zum Ziele kommt. Der Wolf ist überhaupt als der schlimmste Feind der Gabelgemse anzusehen; ihm fallen, namentlich bei tiefem Schnee, gar viele dieser schönen Geschöpfe zur Beute.

Von der antilopenarmen Westhälfte der Erde kehren wir wieder in das eigentliche Vaterland unserer Thiere zurück, um uns zunächst mit einer der eigenthümlichsten Gestalten der gesammten Familie vertraut zu machen. Ich meine eine Antilope, von welcher bereits die Alten eine ziemlich richtige Beschreibung gaben, obgleich sie dieselbe nur von Hörensagen kannten: den Kudu der Kapländer, den Tedal der Araber, den Agaseen der Abissinier (Strepsiceros capensis). Unsere

Kunde des Thieres reicht nicht über die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine Hörner waren schon oft nach Europa gekommen, aber von ihrem Träger wußte man Nichts zu sagen. Später kam eine lebende Antilope dieser Art nach dem Thiergarten von Haag, wo sie bei aller anfangs gezeigten Scheu und Wildheit lange lebte, sich nach und nach mit ihrem Schicksal aussöhnte und endlich so sanft und gutmüthig wurde, daß man sich ihr ohne Furcht nähern und sie berühren und streicheln konnte. In unserem Jahrhundert ist der Kudu, wie wir das vielnamige Geschöpf vorzugsweise benennen wollen, durch die Forschungen Rüppell's und Anderson's, sowie durch die Be-



Der Kudu (Strepsiceros capensis).

richte der südafrikanischen Jäger bekannter geworden; jedoch gehört er keineswegs zu den Thieren, von welchen eine erschöpfliche Beschreibung geliefert werden könnte. Ich hatte die Freude, das schöne, stolze Wild in den Bogosländern anzutreffen und bin deshalb im Stande, auch mein Scherflein zu seiner Kunde beizutragen.

Der Kudu bildet mit wenigen anderen die Gruppe der Drehhörner, welche neuerdings wieder in Sippen zertheilt worden ist. Alle hieher gehörigen Antilopen kennzeichnen sich durch ihre mehr oder weniger bedeutende Größe, die schraubenförmig gewundenen, zusammengedrückten und gekielten

Hörner, den Mangel an Thränengruben und die vier Zitzen des Weibchens. Das Fell ist oft sehr eigenthümlich gezeichnet, wie ein Blick auf unsere Abbildung des Kudu zur Genüge darthut.

Einige Naturforscher glauben, daß der im Norden wohnende Agaseen oder Tedal eine andere Art als der eigentliche Kudu ist; sie sind aber nicht im Stande, ihre Ansicht durch schlagende Belege zu beweisen. Wir dürfen annehmen, daß der Kudu in dem größten Theile Afrikas vorkommt und zwar merkwürdiger Weise in den verschiedensten Oertlichkeiten, ganz nach Art unseres Rothwilds. In früheren Zeiten war er im Vorgebirge der guten Hoffnung häufig; jetzt ist er dort verdrängt. Noch immer aber kommt er von dem Orangflusse an bis nach Nordabissinien hinab, von hier durch Taka und Kordofahn bis nach dem fernen Westen gegen Guinea hin vor.

Der Kudu ist eine äußerst stattliche und sehr große Antilope. Unser Edelhirsch erscheint ihm gegenüber als ein wahrer Zwerg und selbst der Elch dürfte ihm in der Größe noch nicht gleichkommen. Erwachsene Männchen messen von der Nase bis zur Spitze des 1½ Fuß langen Schwanzes zehn volle Fuß. Das Weibchen ist immer bedeutend kleiner; doch maß ein von mir untersuchtes Altthier immer noch seine acht Fuß in der Länge und fast fünf Fuß Höhe am Widerrist. Aber nicht blos die Größe zeichnet diese Antilope aus, sondern auch die schöne Gestalt, das wirklich prachtvolle Gehörn und endlich die feine Zeichnung des Felles. Hinsichtlich des Leibesbaues erinnert der Kudu in vieler Hinsicht an den Hirsch. Der Leib ist untersetzt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich kurz, an der Stirn breit, vorn zugespitzt; die Oberlippe ist behaart bis auf die Furche; die Augen sind groß, die Ohren länger als der halbe Kopf. Ihm verleiht das Gehörn einen herrlichen Schmuck. Es gehört zu den größten, welche irgend eine Antilope trägt. Schon bei mittelalten Böcken messen die einzelnen Stangen in gerader Linie von der Spitze zur Wurzel über zwei Fuß, bei sehr alten aber erreichen sie beinahe das Doppelte dieser Länge. Man begreift wirklich kaum, wie das Thier im Stande ist, die Last des Kopfschmuckes zu schleppen, oder, wie es ihm möglich wird, mit solchen Hörnern durch das Dickicht eines Buschwaldes zu flüchten. Von der Wurzel aus richtet sich das Gehörn schief nach hinten und mehr oder weniger weit nach auswärts. Bei einigen Gehörnen stehen die Spitzen drei Fuß weit von einander. Unsere Abbildung zeigt die eigenthümlichen Schraubenwindungen der Stange: ich will nur bemerken, daß sie immer an derselben Stelle sich finden, die erste etwa im ersten, die zweite ungefähr im zweiten Drittel der Länge. Auch die Spitzen sind etwas schraubenartig nach Außen gewendet, bei alten Thieren mehr als bei jungen. An der Wurzel der Hörner beginnt ein scharfkantiger Kiel, welcher in seinem Verlauf dem Schraubengange folgt und erst gegen die vollkommen runde Spitze hin sich verliert. Die kurze, glatt anliegende, etwas rauhe Behaarung verlängert sich auf der Firste des Halses und Rückens, beim Bock auch an dem Kinn bis unter die Brust herab zur Mähne. Ein schwer zu beschreibendes röthliches Braungrau ist die Grundfärbung; die hinteren Theile des Bauches und die inneren Seiten der Läufe sind weißlichgrau; die Nackenmähne ist dunkelbraun oder schwarz, bei sehr alten Thieren aber wenigstens längs des ganzen Vorderhalses weißgrau. Der Schwanz ist oben dunkelbraun, unten weiß und an der Quaste schwarz. Röthliche Kreise umgeben die Augen. Von jener Grundfärbung heben sich scharf weiße Streifen ab, meist sieben oder neun an der Zahl, von denen einige sich gabeln. Sie verlaufen in gleichen Abständen längs der Seite von dem Rücken nach unten. Zwischen beiden Augen liegt ein nach der Schnauzspitze zugekehrter, ähnlich gefärbter Halbmond. Bei dem Weibchen sind alle Streifen schwächer und blässer; junge Thiere sollen eine größere Anzahl derselben zeigen als alte.

Wie es scheint, bewohnt der Kudu ausschließlich den Wald, am liebsten jene in Afrika so häufigen, dornigen Buschwälder. In Habesch zieht er die Gebirge entschieden der Ebene vor, während er in den Barkaländern, in Kordofahn und am Kap auch in dieser getroffen wird. Wir fanden ihn in den Bogosländern erst in einer Höhe von mindestens 2000 Fuß über dem Meere und bis zu 7000 Fuß hinauf, immer an den Bergwänden, wo er zwischen den grünen Mimosen majestätisch dahin schritt. Die starken Böcke leben einzeln; die Thiere dagegen vereinigen sich gern in schwache Trupps von vier bis sechs Stück. Südafrikanische Jäger wollen beobachtet haben, daß

jüngere Böcke, welche durch die alten von dem Trupp abgeschlagen wurden, sich zusammenrudeln und ein mürrisches Junggesellenleben mit einander führen.

Nach den Beobachtungen, welche wir machen und nach den Erkundigungen, welche wir einziehen konnten, ähnelt der Kudu in seiner Lebensweise und seinem Wesen unserem Hochwild. Er durchstreift ein ziemlich großes Gebiet und wechselt auf ihm regelmäßig hin und her. Haltung und Gang erinnern an den Hirsch. Erstere ist ebenso stolz, letzterer ebenso zierlich und dabei doch gemessen, wie bei dem Edelwild unserer Wälder. Solange der Kudu ungestört ist, schreitet er ziemlich langsam längs der Bergwände dahin, dem dornigen Gestrüpp vorsichtig ausweichend und an günstigen Stellen sich äßend. Knospen und Blätter verschiedener Sträuche bilden einen guten Theil seines Geäßes; doch verschmäht er auch nicht Gräser und tritt deshalb, zumal gegen Abend, auf grüne Blößen im Walde heraus. Aufgescheucht trollt er ziemlich schwerfällig dahin, und nur auf ebenen Stellen wird er flüchtig. Aber auch dann noch ist sein Lauf verhältnißmäßig langsam. In den Buschwäldern muß er, um nicht aufgehalten zu werden, sein Gehörn soweit nach hinten legen, daß die Spitzen desselben fast seinen Rücken berühren. Ehe er flüchtig wird, stößt er ein weites, hörbares Schnauben und zuweilen ein dumpfes Blöcken aus. Wie Pater Filippini mir sagte, rührt letzteres aber blos vom Thier her; der Bock schreit nur zur Brunstzeit, dann aber in derselben ausdrucksvollen Weise, wie unser Edelhirsch.

In Habesch soll der Bock Ende Januars auf die Brunst treten. Von der Höhe herab vernimmt man um diese Zeit gegen Abend sein Georgel, mit welchem er andere Nebenbuhler zum Kampfe einladet. Daß heftige Streite zwischen den verliebten Böcken ausgefochten werden, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; denn der Kudu zeigt sich auch sonst als ein höchst muthiges und wehrhaftes Thier. Filippini hat zwar niemals einem solchen Kampfe beigewohnt, wohl aber die Abissinier davon oft erzählen hören. Der Satz fällt mit dem Anfange der großen Regenzeit zusammen, gewöhnlich Ende Augusts: das Thier würde also sieben bis acht Monate hoch beschlagen gehen. Nur höchst selten findet man noch Böcke bei den Thieren, nachdem sie gesetzt haben: die Mutter allein ernährt, bewacht und beschützt ihr Kalb.

In allen Ländern, wo der stolze, schön gezeichnete Kudu vorkommt, ist er der eifrigsten Verfolgung ausgesetzt. Sein Wildpret ist, wie ich mich selbst überzeugt habe, ganz vorzüglich; in Geschmack erinnert es an das unseres Edelhirsches. Das Mark der Knochen gilt manchen südafrikanischen Völkerschaften als ein unersetzlicher Leckerbissen. Zumal die Kaffern haben, wenn sie einen Kudu erlegten, nichts Eiligeres zu thun, als das Fleisch von den Knochen abzuschälen, diese zu zerbrechen und dann das Mark aus den Röhren zu saugen, roh, wie es ist. Auch das Fell wird im Süden Afrikas hochgeschätzt und gilt für manche Zwecke geradezu als unübertrefflich. Die holländischen Ansiedler kaufen es zu hohen Preisen, um Peitschen daraus zu machen, namentlich die sogenannten Schmitzen oder Vorschläge, welche als Haupterforderniß einer zum Knallen geeigneten Peitsche angesehen werden. Außerdem verwendet man das Leder zu Riemen, mit denen man Häute zusammennäht oder Päckte schnürt; es wird zu Geschirren, Satteldecken, Schuhen u. s. w. verwendet. In Habesch gerbt man das Fell und bereitet sich aus den Stangen des Gehörns, nachdem man sie mit Hilfe der Fäulniß von ihrem Knochenkern befreit hat, Füllhörner zur Aufbewahrung von Honig, Salz, Kaffee und dergleichen.

Die Jagd des Kudu wird in sehr verschiedener Weise ausgeführt. Filippini zog den Pirschgang jeder übrigen Jagdart vor. Er kannte die Lieblingsstellen des Wildes und suchte sich hier an die weit sichtbaren, hohen Gestalten vorsichtig anzuschleichen. Am liebsten jagte er des Nachmittags, weil um diese Zeit der Agaseen in die Thäler herab zur Tränke zieht. Die meisten Antilopen begnügen sich mit dem Nachtthau, welchen sie von den Blättern der Bäume ablecken: der Agaseen aber bedarf sehr viel Wasser und muß allabendlich von seinen Bergen herabsteigen, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Hierzu sucht er sich nun gewisse, ihm besonders günstig erscheinende Stellen der kleinen Bäche oder der in Regenbetten gelegenen Tümpel abissinischer Gebirgsthäler aus, und wer solche

Stellen kennt, braucht, um sicher zu Schusse zu kommen, eben blos anzustehen. Auch der Anstand auf den Wechsel würde unzweifelhaft ein günstiges Ergebniß haben, weil der Agaseen sehr genau einhält. Ob sich das Thier treiben läßt, wie unser Hochwild, wage ich nicht zu entscheiden, glaube es aber bejahen zu dürfen. Vorsichtig muß man jedenfalls zu Wege gehen; denn der Kudu ist außerordentlich wachsam, und seine vorzüglich scharfen Sinne unterrichten ihn immer rechtzeitig von der Ankunft eines etwaigen Feindes. Näher als zweihundert Schritte kommt man selten an ihn heran, und solche Entfernung ist doch nur europäischen Schützen gerecht. Die Kaffern, deren schlechte Waffen bei der Vorsicht des Thieres sich gänzlich erfolglos zeigen, haben eine eigene Jagdweise erfunden: sie gehen in größeren Gesellschaften zur Jagd hinaus und verfolgen die von ihnen aufgescheuchten Antilopen, weil sie wissen, daß diese sehr bald ermüden. Das Wild hin- und hertreibend, führen sie es der einen oder der anderen Abtheilung ihrer Jagdgehilfen zu, lassen von diesen die Verfolgung fortsetzen und gönnen ihm so keinen Augenblick Ruhe, sondern zwingen es, stundenlang rasch zu laufen. Ihre Frauen sind mit einer Tracht wassergefüllter Straußeneier hier und da vertheilt, um die abgehetzten Männer zu erquicken, und diesen gelingt es, Dank ihrer nie ermattenden Ausdauer, endlich wirklich, die stattlichen Antilopen zu ermüden. Da nun geht Alles mit Geschrei der willkommenen Beute entgegen. Das Altthier ergibt sich widerstandlos seinen Verfolgern; die starken Böcke aber nehmen diese an, senken den Kopf nieder, so, daß ihr furchtbares Gehörn wagerecht zu stehen kommt und stürzen plötzlich pfeilschnell auf ihre Angreifer los. Letztere sind verloren, wenn sie nicht rechtzeitig geschickt auf die Seite springen. Gegen Hunde, welche den Kudu nach wenigen Minuten im Laufe einholen, vertheidigt er sich regelmäßig, und zwar auch mit den Läufen; seine starken Schalen sind immer noch scharf genug, um böse Wunden zu schlagen. Deshalb gebrauchen die Kaffern die treuesten aller Jagdgehilfen nicht bei ihrem Hetzen, sondern helfen sich lieber selbst und werfen auf das von ihnen umringte Wild nach und nach soviel Wurfspieße, daß es seinen Wunden schließlich erliegen muß.

Gleich nach der Tödtung des Kudu beginnt nun ein großes Fest. Es wird ein Feuer angezündet. Der Rauch zieht auch die fernestehenden Jagdgenossen herbei. Viele Hände beschäftigen sich mit dem Zerlegen des Wildprets, andere unterhalten das Feuer und werfen, wenn sich ein tüchtiger Kohlenhaufen gebildet hat, eine Menge Steine hinein, um sie glühend zu machen. Mittlerweile ist das Wildpret schon zerlegt und zerschnitten. Man ordnet die Steine einigermaßen zu einem Herd und bedeckt sie nun dicht mit den zerschnittenen Wildpretstücken. Während diese langsam braten, fällt die hungerige Bande über die Knochen her, und Jeder kauert, lüsternen Auges das Fleisch betrachtend, mit dem Knochen in der Hand und zwischen den Zähnen, vor dem Feuer. Der Braten wird noch halbroh von den Steinen genommen und gierig verschlungen. Genau in derselben Weise richten sich auch die Abissinier ihr Wildpret zu, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht die rohen Knochen benagen und ihr Mark gleich aufessen, sondern vielmehr das letztere aus den zerschlagenen Röhren pressen und zur Fettung des Fleisches benutzen. Wir unsererseits brieten das Wildpret in europäischer Weise, und ich darf wohl versichern, daß ich selten schmackhafteres Fleisch genossen habe; zumal die aus den Lenden geschnittenen und saftig gebratenen Fleischstückchen waren ausgezeichnet. Außer dem Menschen dürfte der erwachsene Kudu nur wenige Feinde haben. Daß sich König Leu, welcher den wilden Büffel niederschlägt, vor dem scharfspitzigen Schraubengehörn des Kudu nicht fürchtet, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; vor dem Leoparden, diesem Hauptjäger aber, ist der starke, wehrhafte Bock und selbst das Altthier wahrscheinlich gesichert, und die Wildhunde kommen ebenfalls schwerlich zum Ziele. Dagegen soll der Agaseen einen anderen Feind haben, welcher ihn sehr belästigt. Ein deutscher Kaufmann in Massaua überließ mir ein Kudugehörn, welches sich durch eigenthümliche lederartige Anhängsel auszeichnete, mit den Worten: „Schneiden Sie die Auswüchse nicht ab; denn diese sah ich schon an den Hörnern, als ich die Antilope erlegt hatte.“ Wie die genaue Untersuchung ergab, waren die sonderbaren Zotteln nichts Anderes, als Gespinnste einer Wespenlarve, welche den hornigen Theil der Stange bis auf den Knochenkern durchbohrt und das

durch sie verursachte Loch außen überspoonnen hatte. Ich gebe Dies mit allem Vorbehalt, weil ich vielleicht getäuscht wurde, d. h. weil das Kerbthier sich erst nach dem Tode des Agaseen das Gehörn zum Wohnsitz erkoren haben könnte: so viel aber ist sicher, daß beide Stangen ihrer Wurzel ein Mal zahlreich von einem wespenartigen Thiere bevölkert gewesen sind. An anderen Gehörnen dieser und der übrigen Antilopen oder überhaupt der scheidenhörnigen Thiere habe ich Aehnliches nie gesehen, und deshalb scheint mir Obiges immerhin der Aufzeichnung werth.

Jung eingefangene Kudus werden sehr zahm. Anderson, welcher ein kleines Kalb fing, rühmt es als ein niedliches, spiellustiges und zutrauliches Geschöpf. Das kleine Ding war, als man es erlangte, noch so zart, daß man ihm die Milch aus einer Flasche reichen mußte, welche man mit einem leinenen Pfropfen leicht verkorkt hatte. Bald aber gewöhnte sich der Pflegling so an seinen Herrn, daß er zu einem vollständigen Hausthiere wurde. Am Kap würde man unzweifelhaft schon Versuche gemacht haben, Kudus zu zähmen und für die Haushaltung zu verwenden, hätte man nicht in Erfahrung gebracht, daß sie der furchtbaren „Pferdekrankheit“, welche soviele südafrikanische Thiere dahin rafft, unterworfen sind und ihr fast regelmäßig erliegen.

Nach Europa ist der Kudu bisjetzt nur einige Mal lebend gekommen, und noch heutigen Tages, wo für die Thiergärten soviel Wild oft auf unbegreifliche Weise gefangen wird, gehört er zu den größten Seltenheiten.

Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, daß die Araber die männlichen und weiblichen Kudus als verschiedene Thiere ansehen und deshalb auch mit besonderen Namen bezeichnen. Der Bock wird in der Gegend von Massaua Garrea (zu Deutsch: der Kühne), das Altthier dagegen Nellet (zu Deutsch: die Gewandte oder Starke) genannt.

Einige sehr große Arten unserer Familie sind zu der Gruppe der Säbel- oder Pferdeantilopen (Aegocerus) vereinigt worden. Sie zeichnen sich durch ein bockartiges Gehörn aus, welches beide Geschlechter tragen. Der ziemlich lange Schwanz endigt in eine starke Quaste. Die Thränengruben werden durch einen Haarbüschel gewissermaßen ersetzt. Klauendrüsen und Weichengruben fehlen. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Hiermit ist die Kennzeichnung der Gruppe gegeben; nicht so leicht aber ist es, die hierher gehörigen Arten zu bestimmen. Es herrscht über sie noch großer Streit unter den Naturforschern.

Unsere Abbildung zeigt uns den Blaubock der holländischen Ansiedler (Aegocerus leucophaeus), eins der stärksten und schönsten Mitglieder der ganzen Familie. Ihm sehr ähnlich sind noch einige andere Arten, welche gewöhnlich vereinigt werden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt. So nimmt man an, daß die schwarze Säbelantilope (Aegocerus niger) nur ein Blaubock in seiner Sommertracht und die sogenannte Pferdeantilope (Aegocerus equinus) blos eine Spielart des Blaubocks wäre. Der Grund der widersprechenden Ansicht mag hauptsächlich darin zu suchen sein, daß genaue Nachrichten über die betreffenden Thiere uns fast gänzlich fehlen und daß nur die reichhaltigsten Museen die betreffenden Antilopen wirklich besitzen. Am Kap der guten Hoffnung, von wo aus früher die meisten südafrikanischen Wiederkäuer nach Europa gelangten, ist durch die Ausbreitung der Ansiedelungen dem Wildstand soviel Abbruch gethan worden, daß viele Arten, und so auch der Blaubock, vollständig dort ausgerottet sind. Selbstverständlich häufen sich die Schwierigkeiten des beobachtenden Naturforschers, je seltener ein Thier wird und je entfernter es von den bewohnten Orten lebt. Die Pferdeantilopen scheint bisher gar kein Forscher in ihrem Freileben beobachtet zu haben, und so bleibt Nichts übrig, als sich auf die Berichte der besseren Jäger zu verlassen. Diese nun unterscheiden die betreffenden Thiere sehr genau, und verdienen deshalb unzweifelhaft mehr Glauben, als die Balgkundigen. Gerade bei den Antilopen ist die Färbung eine sehr beständige, nur

geringen Aenderungen unterworfene. Das milde Klima, in welchem die Thiere leben, beeinflußt den Haarwechsel außerordentlich wenig: es verlangt eigentlich keine besonderen, dem Wandel der Jahreszeiten entsprechenden Kleider. Ausartungen sind aber auch selten; denn es hat sich durchgängig gezeigt, daß zwei Antilopen, welche bis auf einen kleinen Farbenunterschied einander ähnlich sind, doch verschiedenen Arten angehören. Somit unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß auch unsere Gruppe aus mehr Arten besteht, als Einige anzunehmen geneigt sind.

Uns genügt es übrigens vollständig, wenn wir eine Art etwas genauer betrachten; denn leider wissen wir bisjetzt über das Leben der schönen Geschöpfe soviel als Nichts. Der **Blaubock** ist eine Antilope von 6 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe. Sie trägt säbelartig nach hinten und etwas nach außen gebogene Hörner, welche 20 bis 30 Mal geringelt und ihrer Krümmung nach gemessen



Der Blaubock (Aegocoerus leucophaeus).

20 bis 22 Zoll lang sind. Die Gestalt des Thieres ist sehr stämmig, aber doch verhältnißmäßig zierlich gebaut. Der Blaubock macht den Eindruck eines kräftigen, ausdauernden Geschöpfes, und hierin stimmen denn auch alle Berichte über seine Lebensweise überein. Am Halse verlängert sich das Haar zu einer Mähne und längs des Oberhalses und Rückens zu einem Kamme. Seine Färbung ist ein bläuliches Silbergrau, von welchem die blendend weiße Gesichtsgegend, der Unterleib und die Innenseite der Schenkel scharf abstechen. Die kahle Nasenspitze und ein Fleck über den Augen sind schwarz; die Schwanzquaste besteht aus grauen und schwärzlichen Haaren. Bei recht starken Böcken ist das Gehörn bis achtundzwanzig Mal geringelt und erreicht dann eine Länge von mehr als drei Fuß im Bogen.

Aus den uns bisher zugegangenen Nachrichten über die Lebensweise dieser Thiere können wir nur Folgendes entnehmen. Die Pferdeantilopen bewohnen ganz Südafrika mit Ausnahme des Kap-

landes, wo sie fast gänzlich ausgerottet sind. Wie weit sie nach Norden hin sich verbreiteten, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden. In alten Zeiten sollen sie im Kaplande häufig gewesen sein. Der letzte Blaubock im Gebiet der Ansiedelung wurde schon vor mehr als sechzig Jahren erlegt. Gesellig, wie die anderen Antilopen, leben auch unsere Thiere in kleinen, nur aus höchstens zehn bis zwölf Stück bestehenden Trupps zusammen. Alle Bewegungen verrathen Kraft und Ausdauer. An Sinnesschärfe und Verstand stehen die Pferdeantilopen durchaus nicht hinter den Verwandten zurück.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört, daß die Böcke immer die Leitung übernehmen, niemals die Altthiere. Der wachsame Aufführer benachrichtigt bei Gefahr seine Herden durch ein Schneuzen, darauf hin sammelt sich augenblicklich Alles um ihn, und dahin geht's in wilder Flucht. Die Brunst beginnt gegen das Ende der Regenzeit. Sie würde den Jägern die beste Gelegenheit geben, gute Beute zu machen, falls er diese brauchen könnte: denn gerade zur Brunstzeit verbreiten die Männchen einen so durchdringenden Bockgeruch, daß nicht einmal eine Hottentottenzunge sich mit dem Fleische befreunden mag. Mit Beginn der nächstjährigen Regen, also zur Zeit des dortigen Frühjahres, setzt das alte Thier ein Junges, welches von beiden Eltern geführt und nöthigenfalls beschützt wird. Die Eingeborenen Westafrikas versichern ganz ernsthaft, daß diese Antilopen nur ein Mal während ihrer Lebenszeit der Mutterfreuden genießen könnten, weil sofort nach der Geburt die Säbelhörner des Weibchens unglaublich schnell wüchsen, schließlich hinten in den Rücken eindrängen und mehr und mehr sich verlängerten, bis sie endlich das arme Thier geradezu erdolchten.

Die Jagd der Säbelantilopen soll wegen ihrer Vorsicht und Schnelligkeit äußerst schwierig sein. Bei Gefahr gehen die Böcke, wie die Buschmänner behaupten, dreist auf ihren Gegner los und wissen ihre Hörner dann in gefährlicher Weise zu gebrauchen. Die Eingeborenen fangen die Pferdeantilopen wie alle anderen Wiederkäuer in Fallgruben. Gordon Cumming spricht von ihr, oder besser von der schwarzen Antilope, mit Begeisterung. „Während ich durch den Wald galoppirte," sagt er, „erblickte ich eins der schönsten Thiere, welches die Schöpfung hat: einen alten Bock der schwarzen Antilope. Es ist das stattlichste und schönste Thier in Afrika. Sie war die erste, welche ich erblickte, und nie werde ich die Empfindung vergessen, welche sich meiner bei diesem, für einen Jäger so ergreifenden Anblick bemächtigte. Der Bock stand mitten unter einer Herde Pallahs, uns gerade im Wege, hatte uns aber unglücklicherweise entdeckt, ehe wir ihn sahen. Ich rief meine Meute und lief ihm nach; der Tag war aber schwül und heiß, und die Hunde hatten keinen Muth mehr. Da mein Pferd keins von den besten war, blieb ich bald zurück, und das schöne Thier war schnell aus meinem Bereich hinaus und entschwand meinen Augen für immer. Vergebens versuchte ich die Nacht zu schlafen, denn das Bild dieser Antilope schwebte mir noch immer vor."

A. Smith, einer der eifrigsten Forscher der südafrikanischen Thierwelt, vereinigt unter dem Namen der Wasserböcke mehrere große Antilopen, welche sich durch starke, in sanften Bogen erst rück- und auswärts, dann auf- und vorwärts gebogene, geringelte Hörner, Klauendrüsen und lange Schwanzquaste auszeichnen sollen.

Eine der hierher gehörigen Arten ist der eigentliche Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus), ein hirschgroßes Thier von 6 bis 7 Fuß Leibes- und $1\frac{2}{3}$ Fuß Schwanzlänge bei $4\frac{1}{4}$ Fuß Kreuzhöhe. Die Hörner, welche an der größten Krümmung einen Fuß, an der Spitze aber nur etwa acht Zoll von einander abstehen, sind über $2\frac{1}{2}$ Fuß lang. Das Haarkleid ist grau gefärbt, nur die Spitzen der Haare sind braun und vor dieser Spitze ein oder mehre Mal geringelt. Am Kopf, Rumpf, Schwanz und Schenkel ist Gelbroth oder Rothbraun vorherrschend; die Augenbrauen, ein schmaler Streifen unter dem Augenlide, die Oberlippe, Muffel, die Halsseiten und eine schmale Binde an der Kehle sind weiß. Eine weißliche Binde verläuft auch über den hinteren Theil der Schenkel, vom

Kreuz an nach vorn und unten, elliptisch gebogen. Das Haar ist grob und drahtartig, nur auf der Kopffirst, den Lippen, der Außenfläche der Ohren und den Läufen kurz und dicht, sonst lang und zottig. Die Hörner sind walzig, an der unteren Hälfte 12 bis 20 Mal stark geringelt, an der Spitze glatt. Das Weibchen ist blässer und zarter gebaut.

Der Wasserbock ist eine der schweren Antilopen; seine Gestalt ist fast plump, jedoch nicht unzierlich. Die Ohren sind groß und breit, die Augen sehr lebhaft, ausdrucksvoll, Selbständigkeit des Wesens, ja fast Wildheit widerspiegelnd. Smith fand ihn nördlich des Kuruman in kleinen Herden von 8 bis 10 Stück, welche sich an den Ufern der Ströme hielten. Unter jedem Rudel sah man höchstens zwei oder drei Böcke, von denen nur ein einziger völlig erwachsen war. Die übrigen



Der eigentliche Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus).

Böcke schienen von der Gesellschaft abgeschlagen worden zu sein; doch behaupten die Eingeborenen, daß es überhaupt mehr Geisen, als Böcke gäbe, weil weit mehr Thier- als Bockkälber gesetzt würden.

Die Wasserböcke sehen, wenn sie weiden, etwas unbehilflich aus; sobald sie aber aufgeregt werden, nimmt ihre Gestalt etwas sehr Stattliches und Zierliches an. Sie heben den Kopf dann hoch und gewinnen ein lebhaft geistvolles Ansehen. Wenn der Leitbock wirklich Gefahr wittert, eilt er in sausendem Galopp dahin, und das ganze Rudel jagt hinter ihm drein. Gewöhnlich geht die Flucht nach dem Wasser zu, und, wenn der Verfolger das Wild ängstlich gemacht hat, stürzt sich die ganze Herde mit einem Male plumpend in die Wellen, gleichviel, ob das Gewässer ein ruhig stehen-

des ist, oder ein reißender, tiefer Strom. Wahrscheinlich sind die Wasserböcke gewöhnt, vor ihrem Erzfeinde, dem Löwen, diese Art der Flucht zu ergreifen; im Wasser sind sie natürlich vor der grimmigen Katze ganz gesichert. Sie entfernen sich auch niemals von den Ufern der Flüsse und Seen. Ihre Aeßung besteht theils in Sumpf- und Wasserpflanzen, theils aber in dem saftigen Grase, welches in allen Niederungen Südafrikas sich findet.

Die Eingeborenen lassen die Wasserböcke gewöhnlich in Frieden. Das Fleisch ist zähe, faserig und hat einen höchst unangenehmen, bockartigen Geruch, welcher selbst dem hungrigen Kaffer widersteht. Kapitän Harris fand das von ihm erlegte Thier gänzlich ungenießbar und versichert, daß er durch den starken Gestank manchmal geradezu von seiner Beute verjagt worden und nicht im Stande gewesen wäre, das erlegte Wild abzuhäuten.

Bekannter als diese vor wenig Jahren erst entdeckte Antilope sind die schon seit uralten Zeiten berühmten Spießböcke (Oryx), deren eine Art auf den alten Denkmälern in Egypten und Nubien so häufig abgebildet wurde. Man sieht hier den Oryx in den manchfaltigsten Stellungen, oft auch in Farben ausgeführt, gewöhnlich mit einem Strick um den Hals, zum Zeichen, daß man ihn gejagt und gefangen hat. In den Gemächern der großen Piramide Cheops sieht man dasselbe Thier, zuweilen nur mit einem Horne dargestellt, und hierauf wollen einige Naturforscher die Behauptung gründen, daß der Oryx zur Sage von dem Einhorne Veranlassung gegeben habe, während unter dem Reem der Bibel oder dem Einhorn doch entschieden nur das Nashorn gemeint sein kann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Alten die kapische Spießantilope gar nicht kannten, sondern nur die in Nubien lebende Steppenkuh (Oryx leucoryx) und die Beisa (Oryx Beisa), welche Rüppell auf seiner Reise nach Abissinien wieder auffand, mit dem Namen Oryx bezeichneten. Von diesem Oryx erzählen sich die Alten wunderbare Dinge. Sie behaupten, daß er ebenso wie die Ziegenherden den Aufgang des Sirius erkenne, sich diesem Gestirn entgegenstelle und es gleichsam anbete, daß er Wasser trübe und verunreinige und deshalb den egyptischen Priestern verhaßt wäre, daß er sein Gehörn beliebig wechseln könne und bald deren vier, bald nur zwei, bald gar nur eins trage und dergleichen mehr. Bemerkenswerth ist noch, daß die Leiern der griechischen Sänger aus Oryxhörnern verfertigt waren.

Die nubische Art (Oryx leucoryx) ist etwas zierlicher gebaut, als die kapische, immer noch aber ein im Vergleich zu anderen Antilopen ziemlich plumpes Geschöpf. Ihre gewaltigen Hörner zeichnen sie vor den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Antilopen so aus, daß sie höchstens mit einer Art, mit der im Westen Afrikas lebenden Vertreterin, verwechselt werden kann. Die Hörner sind ungewöhnlich lang, nämlich über halb so lang, als der Leib, bei stärkeren Böcken 3½ Fuß lang und 26 bis 40 Mal geringelt, an der Wurzel 1½ bis 2 Zoll dick, von da fast gleichförmig gegen die glatte Spitze hin abnehmend. Sie stehen an der Wurzel ziemlich nahe zusammen und biegen sich von da gleichmäßig nach außen und in einen sehr flachen Bogen nach unten. Das Haarkleid ist kurz, grob, dicht und glatt anliegend; nur längs des Rückgrats und der Nackenfirste verlängert es sich ein wenig. Die Farbe ist ein ziemlich gleichmäßiges Gelblichweiß, welches auf der Unter- und Innenseite der Beine heller, am Halse dagegen durch Rostfarben ersetzt wird. Sechs Flecken von mattbrauner Farbe stehen am Kopfe, und zwar einer zwischen den Hörnern, zwei zwischen den Ohren, zwei andere zwischen den Hörnern und Augen und der sechste endlich als Streifen auf dem Nasenrücken. Alte Böcke erreichen eine Länge von reichlich sechs Fuß und eine Schulterhöhe von vier Fuß. Sehr nahe steht dieser Antilope ein mehr dem Westen angehöriger Oryx, in welchem einige Forscher eine besondere Art (Oryx bezoarticus) erkennen wollen.

Der **Passan** oder der **kapische Oryx** (Oryx Gazella) ist noch größer und plumper. Seine Leibeslänge beträgt bis 7 Fuß, die Schwanzlänge 1½ Fuß, die Höhe am Widerrist etwa 4 Fuß, die Hörner sind fast 3 Fuß lang. Das Thier unterscheidet sich von dem nubischen Oryx durch seine schnurgeraden, schief nach hinten und außen aufsteigenden Hörner, welche im unteren Drittel bis zwanzig Mal stark geringelt, an der Spitze glatt und scharf sind. Die Hörner des Weibchens sind kleiner und schwächer, auch weniger zahlreich geringelt. Der Pelz liegt dicht und glatt an und besteht aus kurzen, straffen Haaren, welche, mit Ausnahme eines aufrecht stehenden, fast mähnenartigen Haarkammes am Oberhals und eines anderen Büschels langer, borstiger Haare am Unterhals, überall so ziemlich gleich lang sind. Nach den Jahreszeiten ist die Grund-



Die Steppenkuh (Oryx leucoryx).

färbung verschieden. Im Sommer sind Hals, Nacken, Rücken und die Seiten gelblichweiß, der Kopf, die Ohren, die unteren Glieder und der obere Theil der Hinterschenkel, die Brust und der Bauch reinweiß. Alle übrigen Theile des Leibes aber sind dunkelschwarzbraun gefärbt. Am Kopfe ist die Zeichnung fast halfterartig; schon aus einiger Entfernung betrachtet, sieht der Passan (oder auch die **Beisa**) aus, als wäre sie gezäumt. Die Nackenmähne ist schwarzbraun und geht in einen gleichgefärbten Streifen über, welcher sich nach dem Kreuze zu immer mehr ausbreitet und dort einen großen, rautenförmigen Fleck bildet. Ein anderer Streifen verläuft von der Kehle zur Brust hin. Im Winter ändert die Grundfärbung des Leibes sich ins Bläulichaschgraue, und nur der Hinterkopf, Hals und Rücken sind dann roth überflogen.

Dieser schönen, großen Antilope ganz gleich gebaut, aber anders gefärbt, ist die **Beisa**. Bei ihr ist Alles, was bei dem Passan röthlich oder bläulich ist, lichtgelb, und der Kopfzaum läuft nicht ganz über das Maul weg. Die Beisa ist es wahrscheinlich, welche auf den Tempeln in Kalabsche in Unternubien dargestellt ist, dieselbe, welche die Alten eigentlich mit dem Namen Oryx bezeichneten, denn die Beschreibung, welche **Oppian** hiervon gibt, paßt sehr wohl auf sie. Ihre Farbe ist „gleich der Milch des Frühlings; nur im Gesicht hat sie schwärzliche Backen".

Alle drei oder vier Oryxböcke bewohnen die dürrsten und wasserärmsten Stellen Afrikas. Der Passan oder der „Gemsbock" der Ansiedler am Kap lebt in Südafrika, die Beisa in Abissinien, der Oryx mehr im Norden und in der Mitte.

„Der Gemsbock," sagt **Gordon Cumming**, „scheint von der Natur dazu bestimmt, die trockenen Karoos des heißen Südafrikas zu bevölkern, für welche er sich seiner Natur nach vortrefflich eignet. Er gedeiht in unfruchtbaren Gegenden, wo man glauben sollte, daß darin kaum eine Heuschrecke Nahrung finde, und ist, trotz der Glut seiner Heimat, doch völlig unabhängig vom Wasser. Er kostet dies, wie ich nach meiner Beobachtung und der wiederholten Behauptung der Bauern überzeugt bin, niemals, auch wenn er es haben würde." Unter ganz ähnlichen Umständen leben die nördlichen Arten, obwohl sie durchaus nicht Wasserverächter sind, wie der Passan. Allerdings trifft man die stattlichen Thiere, welche sich schon von weitem durch ihre gewaltige Größe auszeichnen, oft auch in den heißen, wasserlosen Steppen Südnubiens und Kordofahns an, ohne daß man begreift, wo sie ihren Durst löschen könnten. Allein an denselben Orten leben auch noch eine Menge andere Thiere, welche Wasser trinken, und die Oryxböcke verschmähen das Wasser wenigstens in der Gefangenschaft nicht.

Man sieht die Oryxantilopen gewöhnlich paarweise oder in sehr kleinen Trupps, häufig auch nur eine Mutter mit ihren Jungen. Die Haltung der Thiere hat etwas sehr Anständiges, Stattliches, obwohl der Bau nicht gerade geeignet ist, einen angenehmen Eindruck zu machen. Höchst selten rudeln sich starke Gesellschaften zusammen, und solche von zweiundzwanzig Stücken, wie sie **Gordon Cumming** sah, mögen wohl nur ausnahmsweise sich vereinigen. In den unbevölkerten Gegenden sind die Oryxböcke nirgends selten, aber sie sind auch nirgends häufig und dabei immer so scheu und furchtsam, daß man die wenigsten von denen, welche da sind, überhaupt zu sehen bekommt. Sie fliehen, ehe der Reiter an sie herankommt. Nach meinen Beobachtungen meiden sie den Wald so viel als möglich; in Kordofahn halten sie sich nur in der Steppe auf. Dort gibt ihnen die so reichliche Pflanzenwelt hinlängliche Nahrung, und wenn dann die Zeit der Dürre und Armuth, der Winter kommt, haben sie sich so viel Feist zugelegt, daß sie schon eine Zeit lang auch mit magerer Kost, mit ausgedörrten Halmen und blätterlosen Zweigen vorlieb nehmen können. Nur einzelne Mimosenbüsche bieten ihnen dann noch frischere Aeßung. Beim Weiden recken sie ihren Hals hoch empor, stemmen sich auch wohl mit den Vorderhufen gegen den Stamm an, um höher hinauflangen zu können. Die südafrikanischen sollen, wie englische Jäger berichtet haben, zur Zeit der Dürre nach der sogenannten Wasserwurzel, einer in jenen Gegenden häufigen und werthvollen lilienähnlichen Pflanze, graben, welche die Feuchtigkeit unter ihrer festen Hülle lang erhält.

Die Oryxböcke sind schnell. Ihr Schritt ist leicht, ihr Trab hart, ihr Galopp sehr schwer, aber ausdauernd und gleichmäßig fördernd. Nur die besten Pferde sind im Stande, ihnen zuweilen nachzukommen und die Araber der **Babinda**, welche ausgezeichnete Rosse besitzen, wie die **Bakbara** machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, die Schnelligkeit ihrer Pferde in dem Laufe des Oryx zu erproben und stechen diesen dann, sowie er sich im letzten Augenblicke der Gefahr gegenüberstellt, die Lanzen an den Hörnern vorüber von oben in die Brust. Mit andern Antilopen scheint sich wenigstens die Oryxgemse des Kaplandes zu vertragen, da man sie oft mit der großen **Kanna** oder **Kuhantilope** in vollster Eintracht weiden sieht. Der eigentliche Bock ist, wie ich selbst beobachtet habe, ein im höchsten Grade unverträgliches Geschöpf, welches andere Thiere im Anfall schlechter Laune oft arg mißhandelt. Man muß diesen Thieren überhaupt nachrühmen, daß sie, so scheu sie

auch sein mögen, doch keineswegs die Furchtsamkeit anderer Antilopen zeigen, sondern eher etwas vom Wesen des Stiers haben. Gereizt gehen sie mit großer Wuth auf den Angreifer los und suchen ihn in boshafter Weise zu verletzen. Gegen den anlaufenden Hund wissen sie sich sehr geschickt zu vertheidigen; sie biegen den Kopf vor und schlagen in schnellen Wendungen nach rechts und links mit solcher Kraft aus, daß sie einem Hunde ihre Hörner durch den ganzen Leib rennen, wenn jener nicht geschickt ausweicht. Lichtenstein erzählt, daß einer seiner Begleiter in der großen Karu das Geripp eines Panthers und einer Oryxgemse neben einander liegen fand. Der Bock hatte seinen gefährlichen Feind mit einem Hornstoße getödtet, war aber selbst den Wunden erlegen. In Wood's Illustrated Natural-History wird sogar behauptet, daß unter Umständen dem Löwen ein gleiches Schicksal werde, und diese Angabe ist so unbegreiflich nicht, als sie wohl scheinen mag. Im Augenblick großer Gefahr stellt sich der Oryx nicht nur den Hunden, sondern auch dem Menschen gegenüber, und dann heißt es vorsichtig zu Werke gehen, wenn man nicht durch und durch gerannt sein will. Gordon Cumming entkam, wie er erzählt, nur dadurch dem Tode, daß der auf ihn anrennende Oryx wenige Schritte vor ihm, von Blutverlust erschöpft, zusammenbrach.

Ueber die Fortpflanzung im Freien fehlen noch ausführliche Berichte; an Gefangenen (Oryx leucoryx) hat Weinland beobachtet, daß die Tragzeit 248 Tage in Anspruch nimmt.

Die Jagd auf alle Oryxantilopen wird nur zu Pferde betrieben. Cumming beschreibt eine in sehr lebhafter Weise und erzählt dabei, daß er den ganzen Tag einer bereits verwundeten Antilope nachgeritten sei, bis endlich das Thier nicht mehr weiter konnte. Die Hottentotten wagen nicht, einzeln Gemsböcke anzugreifen oder zu verfolgen, weil diese sich augenblicklich gegen sie wenden. Auch Hunden gegenüber vertheidigt sich das Thier in kräftigster Weise und schlägt mit ebensoviel Geschick und Kraft rechts und links um sich, bis es sich von seinen Angreifern befreit hat. Ob diese Angabe der Wahrheit entspricht, lasse ich dahin gestellt sein. Für die Beisa gilt sie nicht weniger nur theilweise. Ich sah dieses schöne Thier zweimal im März 1862 und zwar in der schon mehrfach genannten Samhara, das erste Mal einen einzelnen Bock, das zweite Mal einen Trupp von sechs Stücken. Der eine Bock wie der Trupp entflohen schon aus großer Entfernung vor uns. An den Trupp versuchten wir uns anzuschleichen; allein eine Biegung des Wassergrabens, welcher uns vollständig barg, brachte uns in den Wind und augenblicklich setzten die Thiere sich in Bewegung. Die Beisa bewies mir dadurch, daß sie eben so scharf windet, als das Renthier: denn wir waren noch immer 500 Schritt von ihr entfernt gewesen. Durch Zufall kam derselbe Trupp mir eine halbe Stunde später auf 70 Schritt zum Schuß, und nur ein ganz besonderes Jagdunglück machte, daß ich den erwählten Prachtbock nicht zusammenschoß: — ich hatte vergessen, daß ich den Schrotlauf meines Wenders gerade oben hatte, feuerte dem stolzen Gewilde eine Ladung Schrot aufs Blatt, und wurde durch den Nichterfolg meines Schusses so verdutzt, daß ich gar nicht ans Wenden dachte. Obgleich der Bock verwundet war, wandte er sich doch nicht gegen mich, wie nach Rüppell zu vermuthen gewesen wäre, sondern trollte mit den anderen ziemlich langsam und stumm davon. Eigentlich flüchtig habe ich das Thier leider nicht gesehen und bedauere Dies aufrichtig, weil keine andere Antilope einen prachtvolleren Anblick gewähren soll, als der fliehende Oryxbock. Man trifft ihn nicht selten unter anderen Antilopenherden, wo er sich die Führerschaft erkämpft hat. Sobald er merkt, daß er verfolgt wird, stößt er, wie man erzählt, ein heftiges, durchdringendes Geschrei aus, hebt den Kopf vor, so daß die Hörner auf den Rücken zu liegen kommen, streckt den Schwanz gerade von sich und eilt nun in wilder Jagd über die Ebene dahin, Alles, was ihm in den Weg kommt, vor sich niederwerfend oder durchbohrend. Ueber Büsche, die ihn hindern wollen, schnellt er mit einem einzigen gewaltigen Satze hinweg; durch die Herden der Zebras bricht er hindurch, Straußenherden jagt er in die tollste Flucht. Erst nach vielstündiger Verfolgung ist es möglich, in schußgerechte Entfernung von ihm zu kommen; denn er hält auch dann noch die Verfolgung aus, wenn er vom Schweiße trieft und die Jäger bereits mehrmals ihre erschöpften Rosse gewechselt haben.

Die Nomaden der Steppe fangen ab und zu eine der bei ihnen lebenden Arten und bringen sie in die Stadt, um sie den Vornehmen des Landes oder den Europäern zum Kauf anzubieten. Auf diese Weise habe ich während meines Aufenthalts in Afrika mehrere erhalten. Ich kann die Gefangenen nicht besonders rühmen. Sie sind träge, langweilig und unverträglich. Die Gefangenschaft halten sie leicht aus; sie lernen auch ihren Pfleger kennen und gewöhnen sich an ihn; niemals aber darf er ihnen ganz trauen, weil sie ihre Hörner zuweilen, gleichsam des Spaßes wegen, in höchst gefährlicher Weise zu gebrauchen pflegen. Mit anderen Thieren darf man sie nicht zusammenhalten: sie bemächtigen sich in kurzer Zeit der Herrschaft über das andere Vieh und mißhandeln dasselbe in abscheulicher Weise. Auch unter sich fangen sie ab und zu einmal Streit an und stoßen sich dann recht tüchtig. Dabei sind sie störrig und lassen sich nur mit größter Mühe fortschaffen. Noch heute gedenke ich einiger Tage meines Reiselebens mit wahrem Unmuthe. Wir hatten ein Thier der nubischen Art (Oryx leucoryx) in Obëid erhalten und wollten dasselbe gern mit nach Chartum nehmen. Das Einfachste würde natürlich gewesen sein, es an den Hörnern zu binden und neben dem Kamele laufen zu lassen, allein das gute Thier wollte nicht mit uns spazieren, und die Araber versicherten einstimmig, daß das „junge Rind der Steppe“ noch gar nicht marschfähig wäre. Jetzt erhielt einer unserer Diener den Auftrag, das große unbehilfliche Geschöpf mit sich auf das Kamel zu nehmen. Ein Teppich wurde zu diesem Zwecke der Antilope um den Leib geschnürt und dann am Sattel befestigt. Der Oryx schien über diese Art der Fortschaffung äußerst entrüstet zu sein und stieß den Diener und das Kamel mit seinen spitzen Hörnern. Das Reitthier, welches anfänglich blos murrte, bekam endlich eine so ungewohnte Behandlung satt und ging durch. Nun versuchte ich, die Antilope weiter zu schaffen, und bekam anstatt unseres Ali die Hornstöße. Es wurde ein erneuter Versuch gemacht, das Steppenrind zum Gehen zu bringen; doch er scheiterte an dessen Störrigkeit. Nochmals wurde das Thier aufs Kamel gebracht, und schon glaubte ich, daß jetzt Alles gut gehen würde, als der Oryx plötzlich aus seiner Umhüllung heraussprang und mit raschen Schritten davon eilte. Wir setzten ihm nach, waren aber nicht im Stande, ihn wieder zu erlangen. Er fühlte seine Freiheit viel zu sehr, als daß er sich von neuem in unsere Gewalt begeben hätte.

In der Neuzeit ist die nubische Säbelantilope oft nach Europa gekommen und hat sich in den Thiergärten recht wohl erhalten, sich auch ohne besondere Schwierigkeiten hier fortgepflanzt. Weit seltener sieht man den Passan und noch viel weniger die Beisa, welche gegenwärtig noch den meisten Museen fehlt.

Man benutzt Fleisch und Fell der Oryxantilope in der gewöhnlichen Weise. Die geraden Hörner des Passan und der Beisa aber werden oft als Lanzenspitzen verwendet. Man wartet, bis die Hornschalen bei beginnender Fäulniß sich von dem starken Zapfen lösen, zieht sie dann ab, setzt sie auf gewöhnliche Lanzenstäbe, und die Waffe ist fertig. Die Europäer am Kap lassen die Hörner auch wohl poliren und mit silbernen Knöpfen versehen; dann gebrauchen sie dieselben als Spazierstöcke.

Die Mendesantilopen (Addax) schließen sich den Oryxböcken am nächsten an. Ihre leichten schraubenförmig oder leierförmig gewundenen, der Länge nach geringelten, schlanken und langen Hörner geben das einzige Unterscheidungsmerkmal, und viele Naturforscher reihen unser Thier deshalb ohne weiteres den vorigen an. Auf den egyptischen Denkmälern findet sich die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus) mehrfach dargestellt. Die Mendeshörner, welche den Kopf der Götterbilder, der Priester und Könige des alten Egyptenlandes schmücken, sind dem Gehörn dieser Antilope nachgebildet. Von Egypten aus hat sich der Ruhm des Thieres weiter verbreitet. Schon die alten Griechen und Römer kannten es recht gut. Plinius erwähnt es unter dem griechischen Namen „Strepsiceros“ und unter dem lateinischen Addax, welcher letztere seit uralten Zeiten der Landesname dieser Antilope sein muß, weil sie heute noch von den Arabern Abu-Addas genannt wird.

Die Mendesantilope ist plumper und stärker, als die meisten anderen ihrer Familie. Ihr Leib ist untersetzt, am Widerrist merklich erhaben, am Kreuz sehr gerundet. Der Kopf ist gestreckt, aber sehr breit am Hinterhaupt. Die Beine sind stark und verhältnißmäßig kräftig. Die Hörner richten sich nach auf- und rückwärts und biegen sich in doppelter Windung allmählich nach der Spitze von einander abweichend; von der Wurzel an umgeben sie 31 bis 45 schiefe, nicht eben regelmäßig gestellte Ringe; im letzten Drittel sind sie gerade und vollkommen glatt. Die Behaarung ist dicht und mit Ausnahme einiger Körperstellen kurz und grob. Vor der Wurzel der Hörner steht ein Schopf, welcher über die Stirn herabhängt; vom Ohr nach dem Hinterhaupte zieht sich ein Streifen verlängerter Haare hinab; den Vorderhals schmückt eine fast drei Zoll lange Mähne. Von der gelblich weißen Grundfärbung sticht das Braun des Kopfes, des Halses und der Mähne ziemlich lebhaft ab. Unterhalb der Augen verläuft eine breite Binde, und hinter den Augen, sowie auf der Oberlippe stehen weiße



Die nubische Mendesantilope (Addax nasomaculatus).

Flecke. Die Quaste des ziemlich langen Schwanzes besteht aus weißen und braunen Haaren. Während der kühlen Jahreszeit geht die gelblich weiße Färbung allmählich ins Graue über. Beim Männchen ist das Haar dunkler und die Mähne größer als beim Weibchen. Junge Thiere sind rein weiß gefärbt.

Nur Ostafrika ist die Heimat der Mendesantilope. In den Ländern Südnubiens, zumal in der Babiuda, sieht man sie zuweilen in zahlreichen Herden und häufig in kleinen Familien. Sie bewohnt auch die dürrsten Stellen, wo, nach der Versicherung der Nomaden, weit und breit kein Tropfen Wasser sich findet. Wenn man diesen Leuten Glauben schenken darf, ist sie im Stande, monatelang das Wasser gänzlich zu entbehren. Sie ist scheu und furchtsam, wie die übrigen Antilopen, behend und ausdauernd im Laufe, dennoch aber vieler Verfolgung ausgesetzt. Unter den Thieren stellt ihr wohl nur der Hiänenhund oder Simir und der Karakal nach: um so eifriger aber verfolgen sie die Edlen des Landes, in denen sie lebt. Die Aschiach oder Machthaber der Nomaden und Beduinen

sehen in ihr eines der edelsten Jagdthiere. Sie verfolgen sie theils um ihr Fleisch zu nützen, theils um die Schnelligkeit ihrer Pferde und Windhunde zu erproben, theils auch um Junge zu erbeuten, welche sie dann aufziehen.

An heißen Tagen rücken die Jäger mit Kamelen und Pferden auf die Jagd aus. Eine Anzahl von Kamelen trägt das der Jagdgesellschaft nöthige Brodgetreide, Wasser und Futter für die Pferde, die Zelte und Lagerbedürfnisse, die Frauen und die weniger bei der Jagd Betheiligten. Die Männer reiten auf stolzen Pferden. Sobald sich diese Antilopen zeigen, werden die Pferde zunächst getränkt; dann jagt man den schnellfüßigen Thieren nach, bis sie vor Mattigkeit nicht weiter können. Am eifrigsten üben die Beduinen die Jagd aus. Sie ist ihnen eine männliche Uebung, ein Spiel, eine Unterhaltung. Der Werth der Antilope kommt hier nicht in Betracht: es gilt vielmehr die Gewandtheit des Mannes und die Schnelligkeit des Pferdes oder Windhundes zu zeigen. Nur die Edlen des Landes, die eigentlichen Ritter üben diese Jagd zu Pferde aus. Ihrer Zwölf oder Fünfzehn vereinigen sich und nehmen ihre Diener, ihre Zelte, ihre vortrefflichen Windhunde und ihre abgerichteten Falken mit sich hinaus. Sobald man einen Haufen dieser Antilopen oder anderer Arten, welche dieselben Ländereien bewohnen, sieht, sucht man sich so weit als möglich ungesehen dem Trupp zu nähern. Wenn man in große Nähe gekommen ist, springen die Diener von den Kamelen oder Pferden und halten den Windhunden, die sie bisher an langen Stricken hielten, die Schnauzen zu, um sie am Bellen zu verhindern. Dann machen sie die klugen Thiere auf das noch fernstehende Wild aufmerksam und lassen sie endlich mit einem Male los. So wie Dies geschehen, fliegen die edlen Geschöpfe wie Pfeile über die Ebene dahin, und der ganze Reiterzug saust hinter ihnen drein, mit allerlei Liebkosungen und Befehlen die Hunde anfeuernd und aufstachelnd. „O! mein Bruder, mein Freund, mein Herr, eile, Du Schnellfüßiger, Du von einem Vogel Geborner, Du Falkengleicher, eile! Dort sind sie, eile, mein Liebling, laufe, Du Unübertrefflicher!" So heißt es, und Schmeichelei folgt auf Drohung, Lob wechselt mit Tadel, je nachdem der Hund die Antilope oder diese ihn überbietet. Die besten Windhunde erreichen das Wild nach einer Jagd von 1½ bis 2 Meilen, die schlechteren müssen vier und zuweilen sechs Meilen weit den flüchtigen Antilopen nachjagen, ehe diese, erschöpft, sich ihnen entgegenstellen.

In dem Augenblick, wo der erste Hund das Rudel erreicht, wird die Jagd überaus spannend und anziehend. Der edle Windhund stürzt sich immer auf das stärkste Thier des Rudels, aber nicht blind, sondern mit größter Vorsicht, mit unübertrefflicher Gewandtheit und wahrhaft bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Die Antilope versucht dem Feinde zu entfliehen, schlägt Haken nach der Rechten, nach der Linken, wirft sich über den Hund weg und springt rückwärts. Der Kluge schneidet ihr jeden Weg ab und kommt ihr immer näher. Endlich stellt sie sich und weist das spitze Gehörn: doch Alles hilft ihr Nichts. In demselben Augenblicke, in welchem sie den Kopf zur Erde beugt, um ihrem Angreifer einen gefährlichen Stoß zu versetzen, springt dieser auf ihren Nacken und reißt sie mit wenigen Bissen zur Erde, entweder das Genick oder die Schlagadern durchbeißend. Wenn das Wild gefallen ist, eilen die Araber mit Freudengeschrei herbei, springen von den Pferden herab und schneiden ihrer Beute unter dem Ausrufe: „Be ism lillahi el rachmahn, el rachihm, Allahu akbar!" — im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Gott ist größer! — die Kehle durch, damit sie sich verblute, wie das Gesetz des Propheten es befiehlt. Fürchten sie aber, nicht zur rechten Zeit auf dem Wahlplatze einzutreffen, so rufen sie von weitem dem Hunde die obigen Worte zu, in dem festen Glauben, daß nur er seinerseits das gesetzmäßige Schlachten besorgen werde. Das Gleiche thun sie auch, wenn sie ein Thier mit der Kugel erlegen. Sie sagen, daß ihr Geschoß durch jene Worte das Gesetz vollständig erfülle.

Gegen Abend endet die Jagd. Einer der Reiter sprengt zu den Kamelen zurück, oder gibt deren Führern den Sammelplatz an, auf welchem man übernachten will. Dann zieht Alles dorthin, und ein eigenthümliches, frisches, fröhliches Waidmannsleben erwacht in den Zelten.

Solche Jagden währen oft mehrere Wochen. Die Jäger nähren sich von ihrer Beute; aber gewöhnlich ist diese so reich, daß sie einen Tag um den anderen immer noch ein mit Wild befrachtetes Kamel nach den Zelten schicken können, um auch ihren Frauen und Kindern einen Antheil ihrer Beute zukommen zu lassen. Die Zeit der Regen ist die geeignetste zur Jagd aller Antilopen; denn wenn der Boden feucht ist, kann das Wild nicht so schnell laufen, als sonst, weil sich immer Klumpen von feuchter Erde oder Schlamm an ihre Hufen hängen.

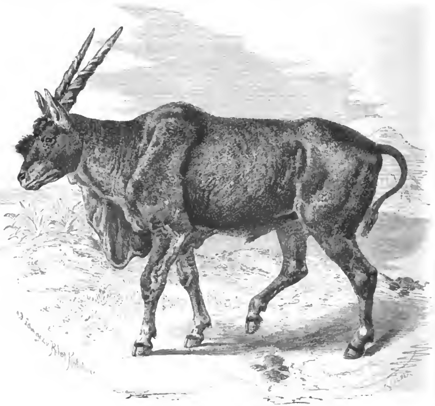
Bei vielen Araberstämmen sieht man die Mendesantilope und die Gazelle im gefangenen Zustande. Die Schönheit der Augen dieser Thiere ist unter allen morgenländischen Völkern so vollständig anerkannt, daß schwangere Frauen Gazellen nur aus dem Grunde um sich zu halten pflegen, um ihrer Frucht die Schönheit des Thieres einzuprägen. Sie setzen sich oft lange Zeit vor das Thier hin und sehen ihm in die schönen Augen, streichen ihm mit den Fingern über die weißen Zähne und berühren dann die ihrigen und sagen dabei verschiedene Sprüche her, denen sie noch besondere Kraft zutrauen. Am liebsten halten sie die Gazelle. Doch sieht man auch die Mendesantilopen hier und da in ihren Zelten. In den neuesten Zeiten findet man die letzteren hier und da in den Thiergärten. Sie zeigen durch ihr Betragen, wie nahe sie mit den Oryxböcken verwandt sind; denn sie sind ebenso launisch und unverträglich, wie diese. Doch kennt man auch Ausnahmsfälle. Eine, welche der Großherzog von Toskana aus Egypten erhielt, scheute sich nicht im geringsten vor dem Menschen, ließ sich streicheln und liebkosen und leckte oft ihrem Wärter die Hand. Zuweilen wollte sie spielen und wurde dabei unangenehm; denn oft zeigte sie unversehens die Hörner und versuchte Den zu stoßen und zu schlagen, welcher sie eben geliebkost hatte. Beim geringsten Verdachte spitzte sie die Ohren und setzte sich in Vertheidigungszustand. Auf Hunde und andere Feinde lief sie mit zurückgeschlagenen Hörnern ziemlich schnell los, stemmte sich mit den Vorderfüßen auf den Boden, wendete das Horn nach vorn und stieß rasch von unten nach oben; auch mit den Füßen schlug sie sowohl vor- als rückwärts. Ihre Stimme war bald ein Grunzen, bald ein schwaches Plärren; damit drückte sie Verlangen nach Nahrung aus. Heu, Hafer, Gerste und Korn genügten ihr. Sie hielt sich gut und lange in der Gefangenschaft.

Soviel man bisjetzt weiß, hat sich das schöne Thier nur einige Male in der Gefangenschaft fortgepflanzt, bisher aber nur in England und Belgien.

In den Eland- oder Elenantilopen (Boselaphus) sehen wir wiederum eins jener Verbindungsglieder zweier Familien vor uns. Wenn man die plumpen, schwerfälligen Geschöpfe mit dem dicken und starken Leibe, dem Kuhschwanze und der vorn herabhängenden Wamme betrachtet, glaubt man eher ein Rind vor sich zu haben, als eine Antilope: aber dennoch ist in der ganzen Gestalt die nahe Verwandtschaft mit den leichten und zierlichen Antilopen nicht zu verkennen, zumal die Hörner unverkennbare Merkmale der Familienangehörigkeit sind.

Die Kanna (Boselaphus Oreas oder Canna) wird fast 9 Fuß lang und trägt dazu einen noch über $1\frac{1}{2}$ Fuß langen Schwanz, am Widerrist erreicht sie eine Höhe von $6\frac{1}{4}$ Fuß. Ihr Gewicht kann 7 bis 8 Centner betragen. Erfahrene Jäger behaupten, Männchen von 12 Fuß Leibeslänge und 10 Centner Gewicht erlegt zu haben. Somit kommt das Thier fast dem wirklichen Elch an Größe gleich. Nach dem Alter ändert sich die Färbung. Ausgewachsene Böcke sind auf der Oberseite hellbraun oder gelblichgrau, rostroth überlaufen, an den Seiten weißgelblich, unten und auf den Außenseiten der Unterschenkel gelblichweiß, am Kopf hellgelblichbraun, während die Nackenmähne und ein Haarbüschel am Unterhalse gelblichbraun oder dunkelbraunroth sind. Der Rückenstreifen hat etwa dieselbe Färbung. Ein brauner Fleck über dem Beuggelenke der Vorderbeine und ein schwarzrothbrauner Ring, welcher sich um die Fesseln zieht, mögen zur weiteren Kennzeichnung des Thieres dienen.

Noch heutigen Tages findet sich diese Riesenantilope in dem größten Theile Südafrikas, in dem Lande der Kaffern, der Hottentotten und Buschmänner, im Norden und Osten des Kaplandes selbst, und in einem großen Theile des übrigen Südafrikas. In dem bevölkerten Kaplande ist sie ausgerottet. Sie lebt gesellig, wie die übrigen Antilopen; ganz alte Böcke aber werden zuweilen von der Herde verbannt. Rudel von 8 bis 10 Stück sieht man seltener, als Herden von 20 bis 40 Stück, und in dem tiefsten Innern mögen auch noch größere Vereinigungen vorkommen.



Die Kanna (Boselaphus Oreas oder Caana).

Die Elandantilope hat auch in ihrem Betragen sehr viel mit dem Rind gemein. Sie trollt in geschlossenen Massen geraden Weges fort, und zuweilen ohne Furcht auf einen Menschen los, welcher dann eilen muß, ihr aus dem Wege zu kommen, wenn er nicht niedergeworfen und arg gemißhandelt werden will. Wo das Thier die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernt hat, ist es scheuer, und namentlich die Weibchen und Jungen flüchten beim Erscheinen eines Menschen so eilig sie können, selbst über ziemlich steile Berge hinweg. Alte Männchen sind zu feist, als daß sie es ihnen nachthun könnten: sie bleiben in den Ebenen, machen aber immer noch einem flinken Jagdpferde gehörig zu schaffen, bevor sie sich, ermüdet, dem Reiter stellen. Am Kap jagt man sie nur zu Pferde, am liebsten in den heißen Monaten; denn dann hetzt man einen feisten Elandbock schon in

wenig Stunden so ab, daß er sich stellt, um entweder den Kampf aufzunehmen, oder sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben. In früherer Zeit fing man dieses Wild, welches den Pflanzungen oft großen Schaden that, in Schnellgalgen, welche in der Umzäunung der Felder und Gärten angebracht worden.

Man behauptet, daß die Zeit der Paarung bei den wildlebenden nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden wäre; wenigstens will man in jedem Monat des Jahres trächtige Kühe und Junge gefunden haben. Die Dauer der Tragzeit beträgt 282 Tage; so beobachtete man an gefangenen. Der Paarung selbst gehen heftige Kämpfe der Männchen voraus.

In der Neuzeit sind die Elandantilopen in den Thiergärten Europas eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Sie stammen, wie Weinland berichtet, sämmtlich von zwei Paaren ab, welche im Jahre 1840 und 1851 durch den Earl von Derby in England eingeführt wurden. Ein Nachkomme des ersten Paares, welcher im Jahre 1846 geboren wurde, lebt heute noch. Von London aus kamen die Thiere zunächst in die Gärten und Parks Großbritanniens, und von dort aus wieder nach den Thiergärten des übrigen Europas. Sie halten sich gut, werden sehr bald zahm, zeigen die Gutmüthigkeit und Dummheit des Rindes und pflanzen sich ohne Umstände fort. Man hat sie deshalb als sehr geeignet zur Einbürgerung in Europa erkannt und bereits mehrfach günstige Versuche gemacht. Die Engländer nahmen sich der Sache mit besonderem Ernste an. In dem Regentspark sind schon alle zu erwartenden Jungen im voraus von reichen Gutsbesitzern bestellt, und wahrscheinlich wird man nach geraumer Zeit diese Antilope auf allen größeren Gütern unter den Rindern weiden sehen

Vor einigen Jahren wurde ein junger Bulle geschlachtet und sein Fleisch sowohl auf der königlichen Tafel zu Windsor, wie an einer Tafel in den Tuillerien zu Paris und auch an einer Tafel von Lords und Gemeinen gekostet und daran die richtige Mischung von Feistlagen zwischen den Muskelfasern als besonders vorzüglich gerühmt. Die Engländer, welche man hierin als gute Richter anerkennen muß, behaupten, daß es gar kein besseres Fleisch gäbe. Sie bestätigen hierdurch die Berichte früherer Reisenden in Südafrika, welche einstimmig im Lobe des Wildprets der Elandantilope sind. Am Kap bildet das Fleisch einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand. Es hält sich geräuchert vortrefflich und kann dann weit versandt werden. Das wohlschmeckende Feist benutzt man hauptsächlich zu Spicken des Bratens anderer Antilopen und Jagdthiere. Aus der dicken Haut gerbt man ein gutes, haltbares Leder; die Hörner und Knochen werden von den Hottentotten benutzt.

In der Neuzeit ist eine indische Antilope, welche die Reisenden unter dem Namen „blauer Ochse“ oft erwähnen, der Nilgau (Portax pictus), häufig zu uns gekommen, während dasselbe Thier in früheren Jahrhunderten selbst in Indien nur höchst selten in der Gefangenschaft gesehen wurde. Der Nilgau ist ebensowohl in der Gestalt, als in der Färbung eine der ausgezeichnetsten Arten der großen Antilopenfamilie; er erscheint gewissermaßen als ein Mittelding zwischen Hirsch und Rind. Der Kopf, Hals und die Beine sind kurz gebaut, die übrigen Leibestheile erinnern an die der Stiere. Der Leib ist schwach gestreckt, ziemlich dick, am Widerrist höher, an der Brust stärker und breiter, als am Hintertheil, auf den Schultern mit einem schwachen Höcker bedeckt. Der Hals ist mäßig lang, der Kopf schmal, schlank, schwach gewölbt an der Stirn, breit an der Schnauze, mit lang geschlitzten Nasenlöchern, behaarter Oberlippe, mittelgroßen, lebhaften Augen, kleinen, aber tiefen Thränengruben, großen und langen Ohren und aufrecht stehenden, kegelförmigen, sanft halbmondförmig gebogenen Hörnern, welche beiden Geschlechtern zukommen, beim Weibchen aber viel kürzer, als beim Männchen sind oder ihm auch gänzlich fehlen. Sie werden nur etwa 7 Zoll lang, sind dick an der Wurzel und vorn schwach gekielt. Die Läufe sind hoch und verhältnißmäßig stark; die Füße haben große, breite Hufe und abgeplattete und abgestumpfte Afterklauen. Der Wedel reicht bis zum Fesselgelenk herab und ist zu

beiden Seiten und an seiner Spitze mit langem, oben aber mit kurzem Haar bekleidet, so daß er einer gleichfahnigen Feder ähnelt. Das Weibchen hat zwei Paar Zitzen. Eine kurze, platt anliegende, steife Behaarung bedeckt den Körper. Auf dem Nacken verlängert sie sich zu einer aufrecht stehenden Mähne, am Vorderhals, unterhalb der Kehle, zu einem Büschel, welcher lang und tief herabhängt. Ein dunkelbraunes Aschgrau mit einem schwachen Anflug ins Bläuliche ist die allgemeine Färbung. Das einzelne Haar ist in seiner unteren Hälfte weiß oder fahl, in der oberen schwarzbraun oder blaugrau. Der Vordertheil des Bauches, die Vorderbeine, die Außenseite der Hinterschenkel sind schwärzlichgrau, die Hinterbeine schwarz, der mittlere und hintere Theil des Bauches und die Innenseite der Schenkel aber weiß. Zwei Querbinden von derselben Färbung verlaufen über die Fußwurzel, die Fesseln ringartig umgebend; ein großer, halbmondförmiger Flecken steht an



Der Nilgau (Portax pictus).

der Kehle. Der Scheitel, die Stirn, die Nackenmähne und der Halsbüschel sind schwärzlich. Alte Weibchen sehen mehr fahl aus, oft hirschartig graubraun. Erwachsene Böcke werden an der Schulter 4 Fuß hoch und über 6 Fuß lang.

Ostindien und Kaschmir, am häufigsten der Landstrich zwischen Delhi und Lahore, sind die Heimat unseres Thieres. In den Küstenländern ist es selten, im Inneren häufig.

Ueber die Lebensweise des Nilgaus ist bisjetzt wenig bekannt. Man weiß nur, daß er gewöhnlich in Paaren lebt, am liebsten an den Rändern der Dschungeln, in deren Mitte er, aus Furcht vor dem Tiger, nicht einzudringen wagt. Ueberzählige Böcke müssen einsiedeln, bestehen aber heftige Kämpfe mit ihres Gleichen um die Thiere. Der Nilgau ist viel entschlossener und bösartiger, als alle seine Verwandten. Verfolgt, soll er sich wüthend gegen den Jäger kehren, auf die Beugen

niederfallen, unter tiefem Brüllen einige Schritte vorwärts rutschen und dann blitzschnell gegen den Feind anspringen und versuchen, ihm durch schnelles Emporschleudern des Hauptes und der Hörner gefährliche Verletzungen beizubringen. Ganz in derselben Weise kämpfen die Böcke in Sachen der Liebe mit einander, und mancher edle Kämpe unterliegt einem gut gezielten Hornstoße. Auch nach langer Gefangenschaft verliert der Nilgau seine Böswilligkeit nicht ganz, und seine Tücke wird von allen Wärtern gefürchtet. Er zeigt sich zwar bald zahm und sanft; doch ist ihm, zumal während der Brunstzeit, nie zu trauen. In England stürzte einmal ein Nilgau, als ein Mensch seiner Umzäunung sich näherte, mit solcher Gewalt gegen die Balken seines Geheges, daß er sich ein Horn abbrach und dadurch seinen Tod herbeiführte.

Die Bewegungen des Nilgau haben viel Eigenthümliches wegen der sonderbaren Stellungen, welche das Thier annimmt. Gewöhnlich ist der Schritt allerdings ganz so, wie bei anderen Antilopen auch; sobald der Nilgau aber erregt wird, krümmt er den Rücken, zieht den Hals ein und schleicht dann langsam dahin, finstere Blicke um sich werfend und schielend. Der Wedel wird dabei zwischen den Schenkeln eingekniffen. In voller Flucht dagegen trägt sich der Nilgau stolz, würdevoll, und gewährt namentlich dann, wenn er den Wedel senkrecht emporhebt, einen wundervollen Anblick.

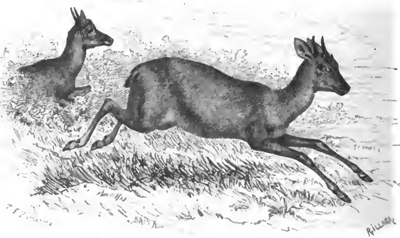
Nach den Angaben der indischen Reisenden liegt der Nilgau während des Tages im Walde verborgen. Nach Sonnenuntergang und in den ersten Morgenstunden geht er auf Aeßung, und in den bebauten Gegenden wird er der Verwüstung wegen, die er anrichtet, bitter gehaßt. Er soll Alles, was er genießt, vorher beschnoppern, die Pflanzen sorgfältig sich auswählen und gerade deshalb sehr lästig werden.

Das Thier geht acht Monate hochbeschlagen und setzt das erste Mal ein Kalb, dann aber jedes Mal deren zwei. In Indien soll der Dezember die Satzzeit sein, und die Brunstzeit mit Ende März beginnen. In den Thiergärten Europas wurden die Kälber in den Sommermonaten geboren; das erste Junge des Paares im hamburger Thiergarten kam am 8. August zur Welt. In ihrer Färbung ähneln sowohl die Hirschkälber wie die Thierkälber der Mutter; denn erst gegen Ende des zweiten Lebensjahres färbt sich der Bock.

Die Jagd des Nilgau wird von den Indiern mit großer Leidenschaft betrieben, und die Herrscher des Landes bieten, wie es dort gewöhnlich ist, große Heere auf, welche ganze Länderstrecken durchstreifen müssen, damit die hohen Herren, just wie die unsrigen, mit möglichster Bequemlichkeit Heldenthaten verrichten können, welche dann Hofdichter und Schranzen besingen und rühmen dürfen. Schon seit alten Zeiten machen sich die Untergebenen indischer Fürsten ein Vergnügen daraus, ihren Herren und Gebietern gerade diese Antilope gefangen zuzuführen, und man sieht sie hier bei den Großen des Reichs hier und da in Parks. Erst im Jahre 1767 kam ein Paar nach England, schon am Ende des Jahrhunderts gelangten andere nach Frankreich, Holland und Deutschland. Jetzt sieht man den Nilgau in allen Thiergärten und hat ihn schon oft zur Fortpflanzung gebracht. Die Erziehung der Jungen ist so leicht, daß wir in kurzer Zeit wahrscheinlich gar keine Nilgaus mehr von Indien einzuführen brauchen, sondern sie aus den Thiergärten erhalten können. Man hat auch daran gedacht, dieses Thier bei uns vollkommen einzubürgern, d. h. es im Walde frei zu lassen; solange jedoch die Land- und Forstwirthe deshalb noch befragt werden müssen, dürfte dieser fromme Wunsch der Thierkundigen, abgesehen von anderen Hindernissen, wohl kaum zur Erfüllung kommen.

Ehe wir von Indien wieder nach dem eigentlichen Vaterlande der Antilopen zurückkehren, gedenken wir noch einer der merkwürdigsten Arten der ganzen Familie, ja aller Wiederkäuer, der **Antilope mit vier Hörnern** (Tetracerus quadricornis). Unter den gezähmten Wiederkäuern kommen einzelne vor, welche vier, ja sogar acht Hörner tragen; sie begründen aber niemals eine eigene

Art, sondern sind als sonderbare Ausnahmen zu betrachten. Kein einzig wildlebendes Thier zeigt eine ähnliche Wucherung der Hörner, außer der genannten Antilope. Sie steht deshalb, nach den bisherigen Erfahrungen wenigstens, ganz vereinzelt für sich da. Ein Reisender will zwar noch eine ihr verwandte Art gefunden haben, allein bei unserer so geringen Kenntniß der einen Art sind wir noch nicht im Stande zu entscheiden, ob die betreffende Abweichung eine nur auf Alters- oder Geschlechtsverschiedenheit beruhende ist, oder nicht. Die vierhörnige Antilope oder Schikara ist ein kleines, zierliches Thier. Ihre Länge beträgt 2¾ Fuß, die des Schwanzes 5 Zoll, die Höhe am Widerrist 20 Zoll. Das vordere Hörnerpaar sitzt oberhalb des vorderen Augenwinkels und ist etwas nach rückwärts geneigt, das hintere Paar steht über dem hinteren Augenwinkel, neigt sich in seiner unteren Hälfte stark nach hinten und krümmt sich in der oberen nach vorn. Es ist unten geringelt, nach der Spitze aber glatt und gerundet. Große abgerundete Ohren, lang ausgezogene Thränengruben, eine breite, nackte Nasenkuppe, schlanke Läufe und ein langes und straffes Haarkleid, welches auf der oberen Seite braunfahl, unten weiß und bei dem Weibchen lichter, als beim Männchen ist, kennzeichnen das Thier noch außerdem.

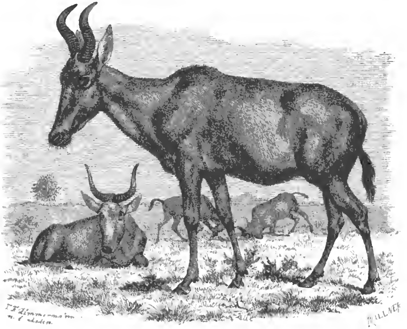


Die vierhörnige Antilope (Tetracerus quadricornis).

Nach Hartwicke's Berichten ist die Schikara in Indien durchaus nicht selten, in den westlichen Gegenden Bengalens sogar häufig. Sie bewohnt dort die Hügel und die bewaldeten Gegenden. Ihre große Scheuheit und Behendigkeit macht die Beobachtung der frei lebenden schwierig, und von den wenigen, welche man in der Gefangenschaft hielt, weiß man auch blos, daß selbst jung eingefangene mit zunehmendem Alter immer bösartig wurden. Böcke zeigten sich zur Brunstzeit so aufgeregt, daß sie dreist auf jedes andere Hausthier losgingen und mit boshafter Entschlossenheit selbst den bekannten Wärter angriffen, der sie täglich fütterte. Die Gefangenen, welche Hartwicke hielt, pflanzten sich fort. Das Weibchen setzte zwei Kälber auf ein Mal.

Mehrere Naturforscher vereinigen unter dem Namen der Kuhantilopen mehrere große, plumpe Arten der Familie, mit schraubenartig gewundenen Hörnern, mehr oder weniger hohem

Widerriste, abschüssigem Rücken und mittellangem, gequasteten Schwanze, während Andere diesen Namen auf diejenige Art beschränken, mit welcher wir uns jetzt bekannt machen wollen. Die **Kuhantilope** oder das **Haartebeest** (Acronotus Caama) der holländischen Ansiedler, **Kaama** der Hottentotten und die **Likaama** der Kaffern kommt dem Edelhirsch an Größe gleich, ist aber viel plumper gebaut und hat einen so unschönen Kopf, daß einige Naturforscher für sie den Namen Alcephalus oder Elchkopf vorgeschlagen haben. Der dickere Rücken mit dem ziemlich bedeutenden Höcker auf dem Widerrist, vor Allem aber die nach aufwärts gerichteten, leierförmig gekrümmten, in ihrem Enddrittel plötzlich in einem schiefen Winkel nach rückwärts gebogenen Hörner zeichnen die Art vor den meisten übrigen aus und lassen sie leicht erkennen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Zimmtbraun, welches auf der Stirn ins Schwarze, am hinteren Theile des Bauches, an



Die Kuhantilope oder das Haartebeest (Acronotus Caama)

der Innenseite der Unterschenkel und an dem Hinterbacken ins Weiße übergeht. Vom Hinterhals läuft ein schwarzer Streifen bis zum Widerrist, zwei andere ziehen sich von der Stirn nach der Nase herab. Auch die Beine zeigen schwarze Streifen. Erwachsene Böcke werden ohne den Schwanz, welcher beinahe 1½ Fuß mißt, 7 Fuß lang und am Widerrist fast 4 Fuß hoch. Die Hörner messen der Krümmung nach gegen 2 Fuß. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch geringere Größe, kürzere und dünnere Hörner und eine dunklere Färbung; die Jungen sind einfarbig gelbbraun. — Nordafrika besitzt eine dem Haartebeest ähnliche Art: die **eigentliche Kuhantilope** (Acronotus bubalis).

Auch die Kaama bewohnt Südafrika, gegenwärtig mehr das Innere, wo sie von den Jägern unbehelligt bleibt, welche sie aus dem Kaplande bereits vertrieben haben. Sie liebt die Einöde

und findet sich auch in den unfruchtbarsten Gegenden. Gewöhnlich trifft man sie in Rudeln von 6 bis 8 Stücken an. Zu gewissen Zeiten wandert sie aber in großen Herden von zwei- bis fünfhundert umher, wie der Springbock. Oft mischt sie sich mit den Gnu-, Buschböcken-, Straußenherden, und dann vereinigen sich Gesellschaften höchst verschiedener Thiere, welche Tausende zählen. Unter ihnen spielt das Haartebeest eine hervorragende Rolle, weil die alten Böcke sich vor anderen durch Vorsicht und eine gewisse Schlauheit auszeichnen.

Sonst ist über ihr Freileben im ganzen nicht viel zu berichten: man kennt sie noch zu wenig. Sie ist zwar ein sehr eifrig gejagtes Wild, scheint aber noch keinen Beobachter gefunden zu haben, welcher sie ausführlich beschrieben hätte. Man weiß, daß sie ein ziemlich schwerfälliges und unbeholfenes Geschöpf ist, welches aber doch, wenn es einmal in Trab gekommen ist, dem Jäger viel zu schaffen macht. Die Kuhantilope soll feinen Geruch und scharfes Gesicht besitzen, und deshalb die Jagd außerordentlich erschweren. Bei Gefahr stürzt der Anführer einer Herde in blinder Flucht dahin, und die ganze Truppe in einer langen geschlossenen Reihe hinter ihm drein. Der Jäger sucht das Wild mit dem Pferde einzuholen und erlegt es vermittelst des Feuergewehrs. Solange es irgend angeht, flüchtet die Antilope, wird sie aber in die Enge getrieben oder verwundet, so kehrt sie plötzlich um und stürzt wie ein wüthender Stier auf ihren Angreifer los, der sich dann äußerst in Acht zu nehmen hat.

Während der Brunstzeit kämpfen die Böcke hartnäckig unter einander, und starke werden dann auch ganz Unbetheiligten oft gefährlich. Das alte Thier setzt ein einziges Kalb, welches sogleich der Mutter folgt und bis zur nächsten Brunst bei ihr bleibt. Jung eingefangene Kälber werden sehr zahm und halten die Gefangenschaft lange aus. Doch ist eigentlich nur dem Weibchen zu trauen, weil die Böcke mit zunehmendem Alter nicht selten große Bosheit zeigen.

Das Fleisch, die Haut und die Hörner finden vielfache Benutzung. Ersteres wird in Streifen geschnitten, an der Luft gedörrt und später verwendet. Das Fell benutzt man zu Decken; aus der gegerbten Haut bereitet man Riemen und Pferdegeschirr; die Hörner werden wegen ihrer Härte und des Glanzes zu allerlei Gegenständen verarbeitet.

An das Ende der reichen Familie stellen wir einen der sonderbarsten aller Wiederkäuer, das Gnu (Catoblepas Gnu), ein merkwürdiges Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd, ein wahres Zerrbild der edlen und zierlichen Gestalten, welche wir bisjetzt kennen gelernt haben. Man bleibt lange in Zweifel, welches Geschöpf man eigentlich vor sich hat, wenn man das Gnu zum ersten Male ansieht. Das Thier erscheint als ein Pferd mit gespaltenen Hufen und einem Stierkopfe und es beweist durch sein Betragen, daß sein ganzes Wesen mit dieser Zwittergestalt im besten Einklange steht. Unmöglich kann man das Gnu ein schönes Thier nennen, so zierlich auch der Bau mancher einzelnen Theile erscheinen mag.

Das Gnu oder „Wildebeest“ der holländischen Ansiedler hat die Gestalt und Größe eines einjährigen Pferdes, dicke, gebogene Hörner, einen Roßschweif, eine aufrecht stehende Mähne und eigenthümliche Haarwucherungen auf der Stirn und an der Brust. Die Farbe ist einfarbig graubraun, an manchen Stellen heller, an manchen dunkler, bald mehr ins Gelbe oder Röthliche, bald mehr ins Schwärzliche ziehend. Die Nackenmähne erscheint weißlich: ihre Haare sind an der Wurzel grauweiß, in der Mitte schwarz und an der Spitze röthlich. Das Schwanzhaar ist an der Wurzel graubraun, an der Spitze weißlich, zumal das lange der Quaste. Die Mähne an Brust und Hals ist dunkelgraubraun, der Kinnbart weißlich; die Haarbüschel auf dem Nasenrücken und unter den Augen sind braun, die Borstenhaare um die Augen und die Schnurrborsten weiß.

Beide Geschlechter sind gehörnt. Die flachen und plattgedrückten Hörner biegen sich nach abwärts und mit der Spitze nach auswärts. Erwachsene Thiere werden über 7½ Fuß lang, wovon auf den Schwanz ohne Haar 1½, mit dem Haar aber 2 bis 3 Fuß kommen; die Höhe am Widerrist beträgt

3¾ Fuß. Das Weibchen ist kleiner und sein Gehörn leichter; ganz junge Thiere sind noch ungehörnt, haben aber schon die Hals- und Nackenmähne. Eine zweite, ganz ähnliche Art ist der Kokun (Catoblepas taurina), und eine dritte das gebänderte Gnu (Catoblepas Gorgon). Der erstere ist größer, als die eigentliche Hauptart; Schwanzquaste und Nackenmähne sind rein weiß, während die Haarbüschel auf der Stirn, am Hals und auf der Brust dunkel erscheinen. Der Gorgon hat nur eine schwache Mähne, ist grau von Färbung und an Hals und Brust senkrecht mit dunklen Streifen gebändert.

Alle Gnuarten bewohnen Südafrika bis gegen den Gleicher hin. Früher im Kaplande häufig, sind sie dort jetzt ausgerottet, soweit der Europäer vorgedrungen ist. Im Lande der Hottentotten und Kaffern finden sie sich noch in zahlreicher Menge. Nach den Angaben der besseren Beobachter



Das Gnu (Catoblepas Gnu).

wandern sie alljährlich, nach der Meinung A. Smiths aus angeborenem Wanderdrange, wie die Vögel, welcher sie zwingt, blindlings ihrem Geschicke entgegenzugehen, selbst wenn dieses ihr Verderben sein sollte, nach unserer Ansicht aus Mangel an Weide, wie die übrigen Antilopen. Es sind höchst bewegliche, muthwillige Thiere, welche es meisterhaft verstehen, die große Ebene zu beleben. Pringle beobachtete, daß die Thiere wie toll wurden, wenn man ein scharlachrothes Tuch auf eine Stange steckte. Sie geberdeten sich dann, als wollten sie auf den Menschen losstürzen, flohen aber bei jeder drohenden Bewegung, kehrten zurück, sprangen von neuem und machten dann wiederum Halt.

Gordon erfuhr, daß das Wildebeest auch dann nicht den Platz verläßt, wenn es von einer ganzen Anzahl von Jägern getrieben wird. In endlosen Ringen umherkreisend, die merkwürdigsten und sonderbarsten Sprünge ausführend, umlaufen die zottigen Herden dieser sonderbar und grimmig aussehen-

den Antilopen die Jäger. Während diese auf sie zureiten, um diese oder jene zu erlegen, umkreisen sie rechts und links die anderen und stellen sich auf dem Platze auf, über welchen die Jäger wenige Minuten vorher hinwegritten. Einzeln und in kleinen Trupps von 4 bis 5 Stück sieht man zuweilen die alten Wildebeestböcke in Zwischenräumen auf der Ebene einen ganzen Vormittag regungslos stehen und mit starren Blicken die Bewegungen des anderen Wildes betrachten, wobei sie fortwährend ein lautes, schnaubendes Geräusch und einen eigenthümlichen kurzen, scharfen Hauch von sich geben. Sobald sich ein Jäger ihnen naht, beginnen sie ihre weißen Schwänze hin und her zu schleudern, springen dann hoch auf, bäumen sich und folgen einander in gewaltigen Sätzen mit der größten Schnelligkeit. Plötzlich machen sie wieder Halt, und zuweilen beginnen zwei dieser Stiere einen furchtbaren Kampf. Mit vieler Kraft gegen einander rennend, stürzen sie auf die Knie nieder, springen plötzlich wieder auf, rennen im Kreise umher, wedeln auf höchst bewunderungswürdige Weise mit dem Schwanze und jagen, in eine Staubwolke gehüllt, über die Ebene.

Andere Reisende nennen das Gnu ein Bild unbegrenzter Freiheit und schreiben ihm Stärke und Muth im hohen Grade zu. Die Hottentotten und Kaffern erzählen eine Unmasse von Fabeln, und selbst die Jäger lassen sich, wahrscheinlich durch die abenteuerliche Gestalt des Thieres bestochen, verleiten, die sonderbarsten Dinge von ihm zu erzählen. Soviel ist sicher, daß unser Gnu in seinem Betragen ebensoviel Räthselhaftes hat, wie in seiner Gestalt. Die Bewegungen sind eigenthümlich. Das Gnu ist ein entschiedener Paßgänger und greift selbst im Galopp noch häufig mit beiden Füßen nach ein und derselben Seite aus. Alle seine Bewegungen sind rasch, muthwillig, wild und feurig. Dabei zeigt es eine Neck- und Spiellust, wie kein anderer Wiederkäuer. Wenn es ernste Kämpfe gilt, beweisen die Böcke denselben Muth, wie die der Ziegen. Ihre Stimme ähnelt dem Rindergebrüll. Junge Thiere blöcken eigenthümlich durch die Nase: die holländischen Ansiedler übersetzen ihr Geschrei mit den Worten: „Noeja Goedo Avond" oder „Jungfrau, guten Abend!" und behaupten, oft vom Gnu getäuscht worden zu sein, so deutlich habe es in ihrer Sprache sie angeredet.

Alle Sinne sind vortrefflich, zumal Gesicht, Geruch und Gehör. Die geistigen Fähigkeiten dagegen scheinen gering zu sein. Die Spiele haben mehr etwas Verrücktes und Tolles, als etwas Vorherbedachtes an sich. In der Gefangenschaft zeigt sich das Gnu immer unbändig und wild, unempfänglich gegen Schmeicheleien und gegen die Zähmung, aber auch ziemlich gleichgiltig gegen den Verlust der Freiheit. Es kommt wohl an die Gitter seines Behälters heran, wenn man ihm Etwas vorwirft, beweist sich aber keineswegs dankbar und geht ohne Wahl von einem Zuschauer zum anderen. Ich sah das Gnu lebend im Thiergarten von Antwerpen und kann eben nur sagen, daß das ganze Geschöpf einen abenteuerlichen Eindruck macht. Seine Haltung im ruhigen Zustande ist ganz die der Rinder; der Paßgang unterscheidet es aber sofort von diesen. Dabei bewegt das Gnu den Hinterfuß immer etwas eher, als den vorderen. In Trab ist es nur schwer zu bringen, und wenn man ihm Gewalt anthun will, geräth es wohl in Zorn, ist aber nicht zu vermögen, große Sätze zu machen.

Ueber die Fortpflanzung im wilden Zustande fehlen zur Zeit noch immer Beobachtungen. Man weiß nicht einmal, ob es blos eins oder ob es zwei Junge wirft.

Die Jagd hat ihre großen Schwierigkeiten wegen der unglaublichen Schnelligkeit und Ausdauer des Thieres. Es wird behauptet, daß dieses sich wüthend auf den Jäger losstürze und ihn durch Stoßen und Schlagen mit den Vorderläufen zu tödten versuche, falls es zweifelt, in der Flucht Rettung zu finden. Verwundet, sollen sich manche, um ihren Qualen ein Ende zu machen, in Abgründe oder in das Wasser stürzen. Die Hottentotten gebrauchen vergiftete Pfeile, um es zu erlegen, die Kaffern lauern ihm hinter Büschen auf und schleudern ihm die Lanze oder den sichern Pfeil durch das Herz. Gejagte Gnus zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit verfolgten wilden Rindern. Ihr Benehmen, wenn sie aufgestört werden, die Art und Weise, wie sie den Kopf aufwerfen, wie sie sich niederducken, wie sie ausschlagen, bevor sie fliehen, Alles erinnert lebhaft an diese Wiederkäuer. Wie die Rinder, haben auch sie die eigenthümliche Gewohnheit, vor dem Rückzuge

die Gegenstände ihrer Furcht zu betrachten. Deshalb fliehen, wie schon aus Cumming's Berichten hervorgeht, die Wildebeeste selbst dann nicht, wenn das tödtliche Geschoß mehrere aus ihrer Mitte niedergestreckt hat. Es soll nicht selten geschehen, daß eine Herde Gnus einen ganzen Zug von Jägern dicht an sich herankommen läßt, ohne daran zu denken, die Flucht zu ergreifen. Das Knallen der Schützen versetzt sie freilich in großen Schrecken und bewegt sie zu den possenhaftesten Sprüngen.

Nur zufällig fängt man ein Gnu in Fallgruben oder in Schlingen. Alteingefangene geberden sich wie toll und unsinnig, Junge dagegen legen wenigstens einigermaßen ihre Wildheit ab. Ungemüthliche Geschöpfe bleiben sie immer. An ihnen scheitern die kühnsten Hoffnungen Derer, welche die Einbürgerung mancher Thierarten in ihnen ursprünglich fremde Gegenden sich zur Aufgabe gemacht haben.

Der Nutzen des erlegten Gnu ist derselbe, welchen andere Wildarten Afrikas gewähren. Man ißt das Fleisch seiner Saftigkeit und Zartheit halber, benutzt die Haut zu allerlei Lederwerk und verfertigt aus den Hörnern Messerhefte und andere Gegenstände.

* * *

Ob man die Ziegen und Schafe als besondere Sippen oder als Familien anzusehen hat, kann uns gleichgiltig sein, da wir der allgemeinen Eintheilung nur in sofern Rechnung tragen, als es die wissenschaftliche Zusammenstellung der Thiere erfordert. Die meisten Naturforscher sehen, wie bemerkt, die Antilopen, Ziegen, Schafe und Rinder nur als Sippen einer einzigen Familie an, während wir diese Sippen als Familien ansehen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Aehnlichkeit zwischen den Schafen und Ziegen mindestens ebensogroß ist, als zwischen den verschiedenen Antilopen: aber ebensowohl kann man die durchgreifenden Unterschiede zwischen beiden Thiergruppen als so bedeutsam ansehen, daß die Fitzinger'sche Eintheilung, welcher wir uns anschließen, berechtigt erscheint.

Die Ziegen sind mittelgroße Wiederkäuer. Ihr stämmiger und kräftiger Leib ruht auf starken, nicht sehr hohen Beinen; der Hals ist gedrungen, der Kopf verhältnißmäßig kurz und breit an der Stirn; die Augen sind groß und lebhaft, die Ohren aufgerichtet, schmal zugespitzt und sehr beweglich. Die Hörner, welche beide Geschlechter tragen, sind abgerundet vierseitig oder zweischneidig, deutlich nach den Jahreszuwüchsen gegliedert, vorn wulstig verdickt. Sie beugen sich entweder in einfach halbmondförmiger Richtung nach hinten oder biegen sich dann noch leierartig an der Spitze aus. Bei den Böcken sind sie regelmäßig viel schwerer, als bei den Ziegen. Thränengruben fehlen immer. Das Weibchen hat zwei Zitzen. Das Haarkleid ist ein doppeltes; die feinere Wolle wird von groben Grannen überdeckt. Bei manchen Arten liegen die Grannen ziemlich dicht an, bei anderen verlängern sie sich mähnenartig an gewissen Stellen, bei den meisten auch am Kinn zu einem steifen Barte. Immer ist die Färbung des Pelzes düster, erd- oder felsenfarbig, vorzugsweise braun oder grau.

Ursprünglich bewohnten die Ziegen Mittel- und Südasien, Europa, Nordafrika und in einer einzigen Art auch Nordamerika; heutzutage sind einige Arten von ihnen über die ganze Erde verbreitet worden. Sie sind durchgehends Bewohner der Gebirge, zumal der Hochgebirge, wo sie die einsamsten, menschenleersten Stellen aufsuchen. Manche Arten gehen bis über die Grenze des ewigen Schnees hinauf. Sonnige Stellen mit trockener Weide, dünn bestandene Wälder, Halden und Geröllabstürze, sowie auch kahle Klippen und Felsen, welche starr aus dem ewigen Schnee und Eis emporragen, sind ihre Standorte. Im Winter gehen sie etwas tiefer in die Ebene herab, als im Sommer. Alle Arten lieben die Geselligkeit. Sie sind bewegliche, lebendige, unruhige, kluge, ja selbst listige Thiere. Ohne Unterlaß laufen und springen sie umher; nur während des Wiederkäuens liegen sie ruhig an ein und derselben Stelle. Blos sehr alte, von dem Rudel abgeschiedene Männ-

chen leben einsiedlerisch; sonst halten sie sich stets mit anderen ihrer Art treu zusammen. Sie sind thätig bei Tag und bei Nacht, obgleich sie dem Tage den Vorzug geben. Ihre Eigenschaften offenbaren sich bei jeder Gelegenheit. Sie sind überaus geschickt im Klettern und Springen und bekunden dabei einen Muth, eine Berechnung und eine Entschiedenheit, welche ihnen alle Ehre machen. Sichern Tritts überschreiten sie die gefährlichsten Stellen im Gebirge; schwindelfrei stehen sie auf den schmalsten Kanten, und gleichgiltig schauen sie in die furchtbarsten Abgründe hinab; ja, sie äßen sich noch auf den bedenklichsten Stellen mit einer Tollkühnheit ohne Gleichen. Dabei besitzen sie eine verhältnißmäßig ungeheuere Kraft und eine wunderbare Ausdauer. Somit sind sie ganz geeignet, ein armes Gebiet zu bewohnen, in welchem jedes Blättchen, jedes Hälmchen unter Kämpfen und Ringen erworben werden muß. Neckisch und spiellustig unter sich, zeigen sie sich vorsichtig und scheu anderen Geschöpfen gegenüber und fliehen gewöhnlich bei dem geringsten Geräusch, obwohl man nicht eben behaupten darf, daß es die Furcht ist, welche sie in die Flucht schreckt; denn im Nothfalle kämpfen sie muthig und tapfer und mit einer gewissen Rauflust, welche ihnen sehr gut ansteht.

Die saftigsten Gebirgspflanzen aller Art bilden ihre Nahrung. Sie sind sehr lecker und suchen sich nur die besten Bissen heraus, verstehen es auch vortrefflich, immer Orte auszuwählen, welche ihnen gute Weide bieten, und wandern deshalb von einer Gegend in die andere, oft durch viele Meilen weit. Alle Arten sind große Freunde vom Salz und suchen deshalb Stellen, wo diese Leckerei sich findet, gierig auf. Wasser ist für sie ein Bedürfniß, daher meiden sie Gegenden, in denen es weder Quellen, noch Bäche gibt. Ihre höheren Sinne scheinen ziemlich gleich entwickelt zu sein. Sie äugen, vernehmen und wittern sehr scharf, manche Arten wirklich auf unglaubliche Entfernungen hin. Das Gesicht ist wahrscheinlich noch ihr stumpfster Sinn. Ihre geistigen Fähigkeiten stehen, wie schon angedeutet, auf ziemlich hoher Stufe; man muß sie als kluge, geweckte Thiere bezeichnen. Das Gedächtniß ist zwar nicht besonders; aber Erfahrung witzigt sie doch bald in hohem Grade, und dann wissen sie mit vieler Schlauheit und List drohenden Gefahren zu begegnen. Manche Arten muß man launenhaft nennen, und andere sind wirklich boshaft und tückisch.

Die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen Eins und Vier. Alle wildlebenden Arten werfen höchstens zwei, die gezähmten nur in sehr seltenen Fällen vier. Die Zicklein kommen ausgebildet und mit offenen Augen zur Welt und sind schon nach wenigen Minuten im Stande, der Alten zu folgen. Die wildlebenden Arten laufen schon am ersten Tage ihres Lebens ebenso kühn und sicher auf den Gebirgen umher, wie ihre Eltern.

Man darf wohl sagen, daß alle Ziegen nützliche Thiere sind. Der Schaden, welchen sie anrichten, ist so gering, daß er kaum in Betracht kommt, der Nutzen dagegen sehr bedeutend, namentlich in solchen Gegenden, wo man die Ziegen gebraucht, um Oertlichkeiten auszunutzen, deren Schätze sonst ganz verloren gehen würden. Die öden Gebirge des Südens unseres Erdtheils sind förmlich bedeckt mit Ziegenherden, welche auch an solchen Wänden das Gras abweiden, wo keines Menschen Fuß Halt gewinnen könnte. Von den wilden wie von den zahmen Arten kann man fast Alles benutzen, Fleisch und Fell, Horn und Haar, und die zahmen Ziegen sind nicht blos der Armen liebster Freund, sondern im Süden auch die beinahe ausschließlichen Milcherzeuger.

Noch gegenwärtig herrscht großer Streit unter den Naturforschern, wie viele Arten die bisjetzt bekannten Ziegen bilden. Die Unterscheidung dieser Thiere ist außerordentlich schwer, weil die Arten sich sehr ähneln und der Beobachtung ihres Lebens große Hindernisse entgegentreten. Soviel scheint festzustehen, daß der Verbreitungskreis der Einzelnen ein verhältnißmäßig sehr beschränkter ist, und daß somit jedes größere Gebirge, welches Mitglieder unserer Familie beherbergt, auch seine eigenen Arten besitzt. Diese Arten lassen sich in drei verschiedene Sippen ordnen, in die der Steinböcke, Ziegen und Halbziegen. Noch können wir nicht sagen, in wieweit sich das Leben der einzelnen Arten unterscheidet; denn bisjetzt sind wir blos im Stande, das Treiben von einzelnen in allgemeinen Umrissen zu zeichnen: schwebt doch selbst über der Herkunft und dem Freileben unserer Hausziege noch ein unerklärliches Dunkel!

Die **Steinböcke** (Capra) sind unzweifelhaft die höchststehenden Ziegen; sie gehören ja zu dem edelsten Wild überhaupt. Diese Thiere bewohnen die Gebirge der alten Welt und zeigen sich ganz geeignet, noch in Höhen zu leben, in denen andere große Säugethiere verkümmern würden. Nur wenige Wiederkäuer folgen ihnen in die Hochgefilde, wo sie sich jahraus jahrein umhertreiben. So ist es allerdings nicht überall; denn schon von den in Europa lebenden Arten kommen mehrere in verhältnißmäßig geringen Höhen vor; die eigentliche Ebene aber meiden sämmtliche Steinböcke fast ängstlich. Mit dieser Lebensweise geht Hand in Hand, daß jede Steinbockart nur eine geringe Verbreitung hat. Einige neuere Naturforscher wollen zwar die verschiedenen Steinbockarten blos als Abänderungen ein und derselben Hauptart gelten lassen und nehmen nicht nur für Europa, sondern überhaupt blos eine einzige Art an, bleiben uns aber die Erklärung schuldig, wie diese Stammart sich allgemach so verbreitet hat, daß sie gegenwärtig nicht blos auf den Alpen, den Pyrenäen und dem Gebirgsstock der Sierra Nevada, sondern auch auf dem Kaukasus, den Hochgebirgen Asiens, den Alpengebirgen des steinigten Arabiens und Abissiniens zu finden ist. Die ziemlich bedeutenden Unterschiede, welche die Steinböcke zeigen, die Verschiedenheiten namentlich, welche sich im Gehörn offenbaren, werden von diesen Forschern als nebensächliche Dinge behandelt, und der leidige Begriff, „klimatische Abänderung", spielt eine gar große Rolle in ihren Entscheidungen. Ich meines Theils kann solcher Ansicht nicht beipflichten. Wenn auch zugegeben werden mag, daß die Steinböcke erst durch die Verfolgungen der Menschen hier und da, z. B. auf unseren Alpen, in die Höhe getrieben worden sind, in denen sie sich jetzt ständig aufhalten, steht doch so Viel fest, daß sie nicht fähig sind, die ungeheueren Ebenen zu durchwandeln, welche zwischen den erwähnten Gebirgen liegen, daß wir somit schon aus diesem Grunde die verschiedenen Formen als Arten ansehen müssen. Wenn wir Dies thun, haben wir freilich in den Steinböcken ein sehr reiches Geschlecht vor uns; denn Europa allein zählt dann vier, vielleicht fünf verschiedene Steinbockarten. Eine derselben (Capra Ibex oder Capra alpina) bewohnt die Alpen, zwei andere die iberische Halbinsel, eine (Capra pyrenaica) die Pyrenäen, eine andere (Capra hispanica) die Sierra Nevada und die vierte (Capra caucasica), ja, vielleicht auch die fünfte (Capra Pallasi) den Kaukasus. Außerdem findet sich ein Steinbock (Capra sibirica) in Sibirien, einer (Capra cretica) auf Kreta, einer (Capra Beden) im steinigten Arabien, ein anderer (Capra Walie) in Abissinien, ein dritter (Capra armata) in der Berberei, ein vierter (Capra Skyn) und fünfter (Capra tubericornis) auf dem Himalaya, ein sechster endlich (Capra americana) auf den Recky-Mountains in Nordamerika. Alle diese Thiere sind einander sehr ähnlich in Gestalt und Färbung und unterscheiden sich hauptsächlich blos durch das Gehörn und den Bart am Kinn; aber gerade diese beiden Merkmale will man nicht gelten lassen. Zur Zeit besitzen wir noch keineswegs Stoff genug, um über die Frage, ob hier Artverschiedenheiten zu Grunde liegen oder nicht, mit der nothwendigen Sicherheit entscheiden zu können. Unsere Museen sind bisjetzt noch keineswegs die Vorrathskammern zu den Arbeiten eines Naturforschers gewesen, wie er Vorrathskammern braucht; denn die besten Museen zeigen höchstens ein oder zwei Stücke von Steinböcken, und von einer Sammlung der Thiere, in welcher alle Altersverschiedenheiten und mancherlei Abweichungen, wie sie ja immer vorkommen, vertreten wären, ist noch keine Rede. Uebergänge von einer zur anderen Form sind noch keineswegs nachgewiesen, und somit müssen wir die verschiedenen einstweilen wohl als Arten betrachten.

Unter allen Steinböcken geht uns selbstverständlich diejenige Art am nächsten an, welche unsere Alpen bewohnt. Mit Unrecht übersetzt man den lateinischen Namen Capra Ibex noch immer mit europäischer Steinbock; denn von allen anderen Arten unseres Erdtheiles leben sicherlich gegenwärtig ihrer noch viel mehr, als von dem Steinbock der Alpen, welcher leider seinem gänzlichen Untergange mit schnellen Schritten entgegen eilt.

Der **Alpensteinbock** (Capra Ibex oder Ibex alpinus) ist ein stolzes, ansehnliches, stattliches Geschöpf von 4¼ bis 5 Fuß Leibeslänge, 2 bis 3 Fuß Höhe und 1¼ bis 2 Centner Gewicht. Das

ganze Thier macht den Eindruck von Kraft und Ausdauer. Der Leib ist gedrungen und stark, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber stark an der Stirn gewölbt; die Beine sind kräftig und mittelhoch; das Gehörn ist gewaltig. Lebhafte mittelgroße Augen verleihen dem Steinbock ein kühnes und verständiges Aussehen, und sein ganzes Leben rechtfertigt diese Meinung. Die Behaarung ist rauh und dicht, verschieden nach der Jahreszeit. Im Winter ist sie länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner, glänzender; während der rauhen Jahreszeit ist sie mit einer dichten Grundwolle durchmengt, mit zunehmender Wärme fällt diese aus. Am Unterkiefer sind diese Haare bei dem alten Männchen etwas verlängert, ohne jedoch einen eigentlichen Bart zu bilden, wie man diesen noch auf alten schlechten Abbildungen dargestellt findet; denn niemals wird dieses Haar hier länger, als 2 Zoll



Der Alpensteinbock (Capra Ibex oder Ibex alpinus).

und oft fehlt es gänzlich. Im übrigen ist das Haar so ziemlich von gleicher Länge. Die Färbung ist gleichmäßig, nach Alter und Jahreszeit etwas verschieden. Im Sommer herrscht die röthlichgraue, im Winter die gelblichgraue oder fahle Farbe vor. Der Rücken ist wenig dunkler, als die Unterseite; ein schwach abgesetzter, hellbrauner Streifen verläuft längs seiner Mitte. Stirn, Scheitel, Nase, Rücken und Kehle sind dunkelbraun; am Kinn, vor den Augen, unter den Ohren und hinter den Nasenlöchern zeigt sich mehr rostfahle Färbung; das Ohr ist außen fahlbraun, inwendig weißlich; an der Unterseite sind Brust, Vorderhals und die Weichen dunkler, als die übrigen Stellen, und an den Beinen geht die allgemeine Färbung in Schwarzbraun über. Die Mitte des Unterkörpers ist weiß, der Schwanz ist oben braun, an der Spitze schwarzbraun. Auf der Rückseite der

Hinterläufe verläuft ein weißlichfahler, heller Längsstreifen. Mit zunehmendem Alter wird die Färbung immer gleichmäßiger.

Das Gehörn, welches beide Geschlechter tragen, ist bei dem alten Bocke von sehr bedeutender Größe und Stärke. Es krümmt sich einfach bogen- oder halbmondförmig schief nach rückwärts. An der Wurzel, wo die Hörner am dicksten sind, stehen sie einander sehr nahe; von da entfernen sie sich von einander, allmählich sich verdünnend bis zur Spitze hin. Ihr Durchschnitt bildet ein längliches, hinten nur wenig eingezogenes Viereck, welches gegen die Spitze hin flacher wird. Die Wachsthumsringe treten in starken, erhabenen, wulstartigen Knoten oder Höckern, besonders auf der Vorderfläche, hervor und verlaufen auch auf den Seitenflächen des Hornes, wo sie sich jedoch nicht soweit erheben, als vorn. Gegen die Wurzel und die Spitze zu nehmen sie allmählich an Höhe ab; in der Mitte des Hornes sind sie am stärksten und dort stehen sie auch am engsten zusammen. Das Wachsthum dieser Hörner ist eigentlich unbeschränkt, wenn es auch bei späterem Alter der Böcke weit langsamer vor sich geht, als in der Jugend; sehr alte Böcke haben aber immer größere Hörner, als jüngere, in den besten Jahren stehende. Die Hörner können eine Länge von 2¾ bis 3½ Fuß und ein Gewicht von 15 bis 30 Pfund erreichen. Das Gehörn des Weibchens ähnelt mehr dem einer weiblichen Hausziege, als dem des männlichen Steinbockes. Die Hörner sind verhältnißmäßig klein, fast drehrund, der Quere nach gerunzelt und einfach nach rückwärts gekrümmt. Ihre Länge beträgt selbst bei erwachsenen Thieren nicht mehr als 6 bis 7 Zoll. Schon im ersten Monat des Lebens sproßt bei dem jungen Steinbock das Gehörn hervor; bei einem etwa einjährigen Bocke sind es noch kurze Stummel, welche hart über der Wurzel die erste querlaufende, knorrige Leiste zeigen; an den Hörnern der zweijährigen Böcke zeigen sich bereits 2 bis 3 wulstige Erhöhungen; dreijährige Böcke haben schon Hörner von anderthalb Fuß Länge und eine ganze Anzahl Knoten, welche nun mehr und mehr steigt und bei alten Thieren bis auf 24 kommen kann.

Eine Zeitlang glaubte man wirklich, daß unser schönes Steinwild gänzlich ausgerottet wäre. Es waren Jahre vergangen, in welchen kein Steinbock erlegt wurde, und unter allen Wild- und Naturfreunden herrschte das lebhafteste Bedauern über den Verlust eines solchen Thieres. Glücklicherweise war der Kummer ein unbegründeter. Noch bewohnt das stolze Wild unser herrliches Hochgebirge, obgleich freilich in sehr geringer Anzahl. In früheren Zeiten mag der Steinbock wohl über die ganze Alpenkette verbreitet gewesen sein; vor vielen Jahrhunderten hat er vielleicht auf den tiefsten Matten der Alpen geweidet: gegenwärtig findet er sich nur noch auf den Hochgebirgen rings um den Monte Rosa. In allen übrigen Theilen der Alpen ist er ausgerottet. Und Dies ist nicht etwa erst seit wenigen Jahren geschehen: — bereits vor hunderten von Jahren waren die Steinböcke schon sehr zusammengeschmolzen, und wenn im vorigen Jahrhundert nicht besondere Anstalten getroffen worden wären, sie zu hegen, gäbe es vielleicht keinen einzigen mehr. Nach alten Berichten bewohnten die Steinböcke in früheren Zeiten alle Alpen Deutschlands und der Schweiz; auf den Voralpen haben sie sich jedoch blos in vorgeschichtlicher Zeit aufgehalten. Während der Römerherrschaft müssen sie häufig gewesen sein; denn dieses prunkliebende Volk führte nicht selten ein- bis zweihundert lebendig gefangene Steinböcke zu den Kampfspielen nach Rom. Bereits im 15. Jahrhundert waren die Steinböcke in der Schweiz selten. Im Kanton Glarus wurde 1550 das letzte Stück geschossen, in Graubünden konnte der Voigt von Kastel dem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1574 nur mit Mühe noch Böcke schaffen. Schon 1612 wurde in den Gebirgen des Oberengadin die Jagd bei 50 Kronen Strafe verboten, obgleich auch hier ohne Erfolg. Aus Salzburg und Tyrol verschwand unser Wild vor länger als hundert Jahren. Wie **Schrank** und **Moll** in ihren naturgeschichtlichen Briefen berichten, lebte das „Fahlwild", wie man die Steinböcke sonst nannte, zuletzt auf den Bergen des Zillerthals. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte die Steinbockjagd den Herren von Keutschbach; sie wurde aber, weil damals jedes Stückchen vom Steinbock als besonderes Heilmittel galt, von einer Masse von Wilddieben so verheert, daß sich der Besitzer 1561 schutzbittend an seinen Fürsten, den Erzbischof von Salzburg, wendete, welcher endlich 1584 die Jagdgerechtigkeit

selbst übernahm. Die Erzbischöfe thaten nun alles Mögliche, um die Ausrottung der edelen Thiere zu verhindern. Sie vervierfachten die Zahl ihrer Jäger, setzten Wildhüter in kleine Hütten auf die höchsten Felsen und ließen Junge einfangen, um dieselben in Thiergärten aufzuziehen. Achtzig bis neunzig der geschicktesten und muthigsten Jäger waren vom April bis zum Juni beschäftigt, um die Steinböcke, wenn sie bei der Schneeschmelze tiefer herab in die Nähe der Sennhütten kamen, mit Garnen zu fangen. Gleichwohl konnten sie in drei Sommern nicht mehr als zwei Böcke, vier Geisen und drei Kitzen erlangen. So ging es durch das ganze Jahrhundert fort, weil die Erzbischöfe die Steinböcke zu Geschenken an auswärtige Höfe benutzten. Man zahlte damals für jeden „Herzknochen" des Steinbockes einen Dukaten, für ein gefundenes Horn zwei Reichsthaler, für eine Gemskugel zwei Gulden. Deshalb waren 1666 im Zillerthale kaum noch Steinböcke und blos noch etwa 60 Gemsen übrig. Von nun an durfte Niemand mehr einen Steinbock schießen, der nicht einen vom Erzbischof eigenhändig unterzeichneten Befehl aufzuweisen hatte. Man gab den Alpenbesitzern jährlich 100 Thaler, damit sie kein Vieh mehr auf die obersten Weiden führten, wo sich die Steinböcke aufhielten. Bis zum Jahre 1694 hatte sich das stolze Wild wieder auf 72 Böcke, 83 Geisen und 24 Junge vermehrt. Die Gemsen auf 375 Stück. Als nun aber die Wilddiebereien wieder zunahmen, ließ man die Thiere von neuem einfangen, um sie zu versetzen oder zu verschenken. Im Jahre 1706 wurden 5 Böcke und 7 Geisen gefangen und seitdem sah man keine mehr. Zwar hatte man nachher im Jahre 1784 wieder 15 Stück Steinwild zu Hellbrunn, aber die Thiere stammten aus Piemont. In Wallis fiel 1809 der letzte Bock. In den Hochgebirgen von Savoyen waren sie 1821 so selten geworden, daß Zummstein sich auf das wärmste für sie verwendete. Er brachte es auch bei der Regierung dahin, daß die Jagd bei schwerer Strafe verboten wurde, und wahrscheinlich haben sich nur dadurch die Thiere erhalten. In den dreißiger Jahren schoß man, wie man glaubte, die letzten Steinböcke an den Aiguilles rouges und den Dents des Bouquetins, und als nun einige Jahre später auf der Seite nach Arolla hin 7 Stück Steinwild durch eine Lauine verschüttet wurden, hielt man sie für gänzlich ausgerottet. Zwölf Jahre lang bemerkte man keine Spur mehr; gegenwärtig sieht man nach Tschudi in Folge des in Piemont streng eingehaltenen Jagdverbotes am südlichen Monte Rosa und in dessen Verzweigung wieder Rudel von 10 bis 18 Stück bei einander. Man hat es nun schon seit lange her versucht, den Steinbock aus dem nahen Piemont wieder in die Schweiz zu verpflanzen und auf den Alpen zu züchten; alle Versuche blieben aber fruchtlos und werden es bleiben, weil gegenwärtig die Museen so hohe Preise für Steinböcke zahlen, daß jeder Jäger dadurch angelockt wird, sie, aller Strafen ungeachtet, auf das eifrigste zu verfolgen.

Die Steinböcke hatten sich in kleinen Rudeln zusammen; alte, murrköpfige Böcke werden von denselben abgesondert. Die höchsten Weiden der Alpen in unmittelbarer Nähe der Schneefelder und Gletscher bilden den Aufenthalt eines Trupps. Alte Böcke scheinen die Höhen und schroffen Grate besonders zu lieben. Bei Tage liegen oder stehen sie still, nach Beobachtungen glaubwürdiger Jäger manchmal tagetang auf der gleichen Stelle, am liebsten auf Felsenvorsprüngen, welche ihnen den Rücken decken und eine freie Umschau gewähren. Die Ziegen mit den Jungen haben sich etwas tiefer im Gebirge einen bequemeren Platz ausgesucht. Nachts zieht das Rudel in die höchst gelegenen Bergwälder herab, um sich dort zu äßen, bei Sonnenaufgang steigt es wieder nach oben. Im Sommer suchen die Steinböcke die Nordseite und die Nähe der Gletscher auf, im Winter die warmen Stellen nach Süden hin. Stechende Sonnenhitze ist ihnen ebenso zuwider, als eine übermäßige Kälte, obgleich sie gegen letztere sehr unempfindlich zu sein scheinen. Man hat alte Böcke auf Felsenspitzen stundenlang wie Bildsäulen stehen sehen, obgleich sie der Eissturm umtobte; man hat andere geschossen und gefunden, daß deren Ohren förmlich erfroren waren. Junge Steinböcke sollen nicht selten der Kälte zum Opfer fallen.

Nur äußerst wenige Wiederkäuer, wahrscheinlich blos die Gemse und vielleicht noch der Goral und der Klippspringer sind so befähigt, die höchsten und gefährlichsten Gebirge zu bewohnen, wie die Steinböcke. Alle Bewegungen dieses Wildes sind rasch, kräftig und dabei doch

leicht. Der Steinbock läuft schnell und anhaltend, klettert mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und läuft mit unglaublicher, geradezu unverständlicher Sicherheit und Schnelligkeit an Felswänden hin, wo er kaum Fuß fassen kann. Eine Unebenheit der Wand, die das menschliche Auge selbst in der Nähe kaum wahrnimmt, genügt ihm, sicher auf ihr zu fußen; eine Felsspalte, ein kleines Loch in der Wand, werden ihm zu den Stufen einer gangbaren Treppe. Seine Hufen setzt er so fest und sicher auf, daß er auf dem kleinsten Raum sich erhalten kann. Man hat Steinböcke gesehen, welche mit allen vier Füßen auf einem Pfahl standen. Schinz beobachtete, daß unser Thier mit der größten Richtigkeit den Platz erreicht, nach welchem es gezielt hat. Ein ganz junger zahmer Steinbock in Bern sprang einem großen Mann ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich daselbst nur mit seinen vier Füßen fest. Einen anderen sah man auf der scharfen Kante eines Thürfußes stehen und eine senkrechte Mauer hinaufsteigen, ohne alle Stützpunkte, als die Vorsprünge der Mauersteine, welche durch den abgefallenen Mörtel sichtbar waren. Gleichlaufend mit der Mauer sprang er mit drei Sätzen auf dieselbe. Er stellte sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, gerade gegenüber und maß es mit dem Auge, dann durchlief er mit kleinen Schritten einen gleichen Raum, kam mehrmals auf dieselbe Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als wenn er ihre Schnellkraft versuchen wollte, sprang dann auf und war in drei Sätzen oben. Beim Springen scheint er die Felsen oder die Mauer kaum zu berühren und seinen Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Auch über Gletscher soll er, wenn er gejagt wird, weit leichter, als die Gemsen laufen; doch sucht er ihnen auszuweichen. Wahrhaft großartig ist auch die Sicherheit, mit welcher er über Abgründe und Felsenklüfte setzt. Spielend schwingt er sich von einer Klippe zur anderen und ohne Besinnen setzt er aus bedeutenden Höhen herab in die Tiefe. Die alten kindlichen Berichterstatter ersannen wunderliche Märchen, um diese auffallenden Fähigkeiten der Steinböcke zu erklären und manche dieser Märchen haben sich Jahrhunderte fortgesponnen und werden heute noch von Unbewanderten auf Treue und Glauben hingenommen. So meint Geßner, daß das Thier seine gewaltigen Hörner hauptsächlich benutze, um sich aus bedeutenden Höhen auf sie zu stürzen, sie aber auch anwende, um herabrollende, ihm Verderben drohende Steine aufzufangen. Wenn der Steinbock merke, daß er sterben müsse, steige er auf des Gebirges höchsten Kamm, stütze sich mit den Hörnern auf einen Felsen und gehe rings um denselben herum, immer in Kreisen, und treibe dieses Spiel fort, bis daß die Hörner ganz abgeschliffen wären: dann falle er um und verende.

Die Stimme des Steinbockes ähnelt dem Pfeifen der Gemse, ist aber gedehnter. Im Schrecken vernimmt man ein kurzes Niesen von ihm. Im Zorn bläst er geräuschvoll durch die Nasenlöcher. In der Jugend meckert er.

Unter den Sinnen stehen Geruch und Gesicht oben an; aber auch das Gehör ist vortrefflich. Die geistigen Fähigkeiten sind keineswegs gering. Der Steinbock ist nicht blos scheu, sondern auch berechnend vorsichtig und merkt es sehr bald, wo ihm Gefahr droht. Alten Böcken ist kaum beizukommen. In ihren übrigen Eigenschaften ähneln die Thiere sehr den Ziegen; nur sind sie ruhiger und langweiliger. Sie haben aber denselben Muth und, wenigstens solange sie jung sind, dasselbe neckische Wesen, wie unsere geschätzten Hausthiere.

Die Aeßung besteht in den vortrefflichsten Alpenkräutern. Im Winter und bei schlechter Witterung äßen sie sich von den Knospen der Zwergweiden, Birken, Erlen, Alpenrosen und verschiedenen Flechten. Namentlich die Fenchel- und mancherlei Wermutharten, wie auch Riedgräser sind ihnen angenehm. Sehr gern lecken sie das Salz, welches aus dem mürben Gestein der Felsen wittert.

Während das Steinwild auf Aeßung zieht, kommt es manchmal mit den Gemsen und den Hausziegen zusammen. Von ersteren hält es sich immer fern, mit letzteren macht es sich aber gern etwas zu schaffen, seine nahe Verwandtschaft gleichsam fühlend. Der Steinbock paart sich auch ohne große Umstände mit den Ziegen.

Die Brunstzeit fällt in den Januar. Starke Böcke kämpfen mit ihren gewaltigen Hörnern muthvoll und ausdauernd unter einander. Wie Ziegenböcke rennen sie auf einander los, springen

dabei auf die Hinterbeine und versuchen den Stoß seitwärts zu richten. Von dem Zusammenprallen der Hörner hört man es im Gebirge wiederdröhnen. An steilen Gehängen mögen diese Kämpfe oft gefährlich werden, und sicherlich wird mancher liebesbrünstige Bock sein junges Leben lassen müssen, wenn er, von Liebesgluth entzündet, mit dem Unrechten in Kampf und Streit sich einließ. Die Ziege gibt sich ohne weiteres dem Sieger preis. Fünf Monate nach der Begattung, meist in der letzten Woche des Juni oder im Anfange des Juli, wirft sie ein Junges, an Größe etwa einem neugeborenen Zicklein gleich, leckt das neu Geborene trocken und läuft dann lustig mit ihm davon. Dieses ist ein kleines, höchst niedliches, munteres und, wie Schinz sagt, „schmeichelhaftes" Geschöpf. Es kommt mit seinem ersten wolligen Haar bedeckt zur Welt und kleidet sich erst vom Herbst an in ein aus steiferen, langen Grannen bestehendes Gewand um. Bereits wenige Stunden nach der Geburt ist der Guckindiewelt fast ein ebenso kühner Bergsteiger, als seine Mutter. Diese liebt ihn außerordentlich, leckt ihn rein, leitet ihn, meckert ihm freundlich zu, ruft ihn an sich, hält sich, so lange sie ihn säugt, mit ihm in Felsenhöhlen verborgen und verläßt ihn nie, außer wenn der tückische Mensch ihr gar zu gefährlich scheint und sie das eigene Leben retten muß, ohne welches auch das ihres Kindes verloren sein würde. Bei drohender Gefahr eilt sie an fürchterlichen Gehängen hin und sucht in dem wüsten Geklüft ihre Rettung. Das Zicklein aber verbirgt sich äußerst geschickt hinter Steinen und in Felsenlöchern, liegt dort mäuschenstill und ohne sich zu rühren, und äugt und tauscht und wittert scharf nach allen Seiten hin. Sein graues Haarkleid ist ganz geeignet, einstweilen Mutterstelle an ihm zu vertreten. Es ähnelt den Felswänden und Steinen derart, daß auch das schärfste Falkenauge nicht im Stande ist, ein auf den Boden gedrücktes Steinböckchen wahrzunehmen, oder vom Felsen zu unterscheiden. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, wie unglaublich schwer es hält, lagernde Steinböcke aufzuheben; denn ich habe oft stundenlang mit einem sehr scharfen Fernrohre die Halden und Felswände des Sinai abgesucht, ohne die Thiere wahrzunehmen, welche die Beduinen als ständige Bewohner solcher Stellen wußten, und unter Umständen auch mit ihren köstlichen Augen auffanden. Sobald die Gefahr vorüber ist, findet die gerettete Mutter sicher den Weg zu ihrem Kinde wieder; bleibt sie aber zu lange aus, so kommt das Steinzicklein aus seinem Schlupfwinkel hervor, ruft nach der Alten und verbirgt sich dann schnell wieder. Wird die Mutter verwundet oder getödtet, so flieht es anfangs furchtsam und entsetzt, kehrt aber bald und immer wieder um und hält lange und fest an der Gegend, wo es seine treue Beschützerin verloren, traurigen Herzens sein Leben fristend.

Eigenthümlich ist es, daß ein junger Steinbock, wenn seine verwundete Mutter zu ihm zurückkommt, zwar freudig auf dieselbe zuläuft, aber, sobald er den Geruch des Blutes wahrnimmt, ängstlich von ihr flieht und durch keine Liebkosungen der Alten zu bewegen ist, wieder zu ihr zurückzukehren. Es ist Dies eine Wahrnehmung, welche man auch bei anderen Wiederkäuern gemacht hat.

Bei Gefahr vertheidigt die Steinbockziege ihr Junges nach besten Kräften. Der berühmte Steinbockjäger Fournier aus dem Wallis sah einmal sechs Steinziegen mit ihren Jungen weiden. Als ein Adler über ihnen kreiste, sammelten die Ziegen sich mit den Jungen unter einem überragenden Felsblocke und richteten die Hörner nach dem Raubvogel, sich je nachdem der Schatten des Adlers auf dem Boden dessen Stellung bezeichnete, nach den bedrohten Seiten zu wendend. Der Jäger beobachtete lange diesen anziehenden Kampf und verscheuchte zuletzt den Adler.

Nächst dem Steinadler sind Wolf und Fuchs, und vielleicht noch der Lämmergeier, gefährliche Feinde des Steinwildes, wenn auch sie alle den älteren Steinböcken nicht viel anhaben mögen. Ohne den Menschen, diesen Erzfeind der Thiere, würden die Steinböcke wahrscheinlich noch in großer Anzahl auf den Alpen zu finden sein. Die Steinbocksjagd zieht nicht blos ihres Gewinnes wegen, sondern ihrer ungeheueren Schwierigkeiten halber den Menschen mächtig an. Es ist eine der gefährlichsten und beschwerlichsten Vergnügungen, welche es geben kann. Gegenwärtig betreiben sie auch nur Raubschützen oder Naturforscher, erstere, um einen guten Gewinn zu erzielen, letztere aus leicht erklärlichen Ursachen. Der August und September, wo der Steinbock am fettesten

ist, sind die geeignetsten Monate zu dieser Jagd. Der Jäger, welcher sie betreiben will, muß ein kühner Mann sein, dem es durchaus nicht darauf ankommt, 8 bis 14 Tage lang fern von dem Menschen und dessen Treiben in der Wildniß zu leben und tagtäglich hunderte von Malen dem Tode in das Auge zu sehen; er muß in jenen eisigen Höhen die Nacht verbringen, und vertraut sein im ganzen Gebirge. Gewöhnlich gehen ihrer Zwei oder Drei, den Ranzen mit den nothdürftigsten Lebensmitteln gefüllt, zu solcher Jagd aus; oft schlafen sie auf den Steinen sogar stehend, indem sie sich umschlingen, um nicht in die Abgründe zu stürzen. „Der Steinbock," sagt Tschudi, „läßt sich nicht jagen, wie gewöhnliches Wild. Steht der Jäger nicht höher, als das Thier, welches ihn wittert, so ist an keine Schußnähe zu denken. Deshalb muß der Jäger früh auf den höchsten Spitzen sein; mit Tagesanbruch zieht sich auch das Hochwild in die Höhe. Das Uebernachten an der Schneegrenze, ohne Obdach, oft nur durch Steinetragen und Springen vor dem Erfrieren sich zu schützen, ist wohl ein Tropfen Wermuth im Becher der Jagdlust. Dazu kommen noch die Gefahren der Gletscher, des Versteigens und hundert andere."

In einer alten Druckschrift wird erzählt, daß ein Jäger bei der Steinbocksjagd in eine tiefe Eisschrunde fiel, dort in der grauenvollsten Lage in steter Todesfurcht und Todesgefahr viele gräßliche Stunden verlebte und endlich erst mit zerschellten Armen ans Tageslicht gezogen wurde. „In diesem unergründlich tiefen Kerker," sagt der Erzähler, „stritten wider ihne das Wasser, die Lufft und das Eis, von welchen Elementen das erste ihne wollte verschlingen, das andere verstecken und durch aufliegende Schwerkraft verdrucken, das dritte wegen seiner Schlüpferigkeit nicht halten." „Alle Jäger aber versichern," sagt Tschudi, „daß kein Gefühl auf Erden dem gleiche, wenn das weidende Thier sich ihnen schußgerecht zur Beute stelle. Wochenlang ist es verfolgt, belauscht, gespürt, Schritt für Schritt ist der Jäger dem herrlichen Bock nachgeschlichen, den er vielleicht noch nie gesehen; in den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die zitternden Glieder neu belebt. Endlich sieht er von fern das stattliche Thier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand lagernd. Jetzt den Wind abgewonnen, stundenlang über eisige Schneefelder geschritten, um ihm in den Rücken zu kommen. Er sieht das Thier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben ist, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen, der Bock ist fort; hundert Schritte weiter wiegt er sich, in den Lüften, schnobernd, auf einer Zoll breiten Felsenkante. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht, naht der Jäger, legt den Stutzen auf, der Schuß hallt mächtig durch die todesstille Alpenwelt und der zuckende Bock liegt blutig zwischen den Steinen."

Wahrhaft grauenvoll sind die Erzählungen, welche einzelne Jäger uns hinterlassen haben. Sie kämpfen buchstäblich oft wochenlang fortwährend mit dem Tode; sie leiden alle Qualen, welche ein unwirthliches, gefahrreiches Land über den Menschen verhängen kann — und sie verzagen doch nicht! Oft genug kommt es vor, daß das erlegte Thier noch flüchtig fortrennt und in der Todesangst über die furchtbaren Felswände hinabstürzt, da unten zerschellend, und anstatt dem Menschen, nur den Adlern und Geiern zur Beute werdend. Und wenn auch der Jäger glücklich gewesen ist und ein Thier erlegt hat: mit der Erlegung beginnen die Beschwerden von neuem. Der Bock wird auf der Stelle ausgeweidet, um die schwere Last möglichst zu vermindern. Dann bindet man die vier Füße am Knie zusammen und den Kopf mit den schweren Hörnern hinten fest. Die Flinte wird über die rechte Schulter und Brust gehängt, das Thier mit den zusammengebundenen Beinen über die Stirn gelegt; und so tritt der Mann mit seiner gegen zwei Centner schweren Bürde den Rückweg an: — einen Rückweg, welcher oft genug an steilen Abgründen und an Kanten dahinführt, wo ein einziger Fehltritt Mann und Thier in die gierige Tiefe stürzt. Und weil es nun meistens noch Raubschützen sind, welche auf verbotenen Wegen wandeln, so müssen die Jäger noch anderer Feinde gewärtig sein. Sie müssen, wie Verbrecher, nach allen Seiten hin ausschauen, um der ihnen sonst sicheren Kugel des Jagdberechtigten zu entgehen. So kommt es nur zu oft vor, daß die Steinbocksjäger, anstatt

den Lohn ihres sauren Gewerbes in die armen Hütten zu bringen, dahin Noth und Elend tragen, daß man, anstatt des Wildes, ihren Leichnam zu den Angehörigen bringt.

Noch schwieriger als die Jagd ist der Fang des scheuen Thieres. Alte Steinböcke bekommt man lebendig nicht in seine Gewalt; man muß also Jungen nachstellen, und auch diese kann man blos erhalten, wenn man die Mutter wegschießt. Die Bischöfe, welche die erwähnten Steinböcke zu züchten versuchten, ließen alle hochbeschlagenen Steinziegen ununterbrochen von einer Menge Jäger beobachten, und sobald die Thiere gesetzt hatten, die Jungen ergreifen; denn schon wenn diese trocken geworden sind, ist es kaum möglich, sie zu erhaschen. Abgesehen von allen diesen Mühen hat es auch seine Schwierigkeiten, die jungen Steinböcke von der Höhe herab in das Thal zu bringen, und ohne eine alte, säugende Hausziege, welche unterwegs ihr Euter dem kleinen Geschöpf bietet, ist Dies gar nicht möglich.

Solche jung eingefangene Steinböcke werden außerordentlich zahm. Sie zeigen sich zutraulich, kommen herbei, wenn man sich ihnen nähert, und lassen sich berühren und schmeicheln. Mit den Hausziegen, denen das Pflegegeschäft zufällt, leben sie in vollster Eintracht. Es sind lustige, nette Geschöpfe, welche im Anfange viel Spaß und, wenn sie erwachsen sind, viel Aerger machen. Nager in Andernach besaß in der letzten Zeit zwei Jahre lang einen jungen Steinbock, welcher äußerst zahm war, ganz frei weidete und sich den Tag über am liebsten auf dem Dache einer Alphütte aufhielt. Im August hatte dieser Naturforscher sogar eine Herde von acht Stück Steinwild auf einer Alp bei einander. Auch in Bern und in Wien hat man in neuester Zeit wiederholt Steinböcke in der Gefangenschaft gehabt.

Es ist bekannt, daß der Steinbock sich nicht blos fruchtbar mit anderen Arten seines Geschlechts, sondern auch mit der gemeinen Hausziege vermischt, ebensowohl in der Gefangenschaft, als auch im freien Zustande. Durch solche Kreuzung werden Blendlinge erzeugt, welche stark und kräftig sind und dem Steinbocke gewöhnlich viel mehr gleichen, als der Ziege, wenn sie auch im Gehörn große Aehnlichkeit mit dem Ziegenbocke haben. Hinsichtlich der Färbung ähneln sie bald dem Vater, bald der Mutter. Läßt man nun solche aus der Kreuzung des Steinbockes mit der Hausziege hervorgegangene Bastarde wieder mit dem Steinbocke sich paaren, so erhält man Blendlinge, welche dem Steinbocke schon viel mehr ähneln, und wenn man diese wiederum mit dem Steinbocke sich vermischen läßt, Junge, die dem echten Steinbocke fast gänzlich gleichen.

Fitzinger erzählt sehr ausführlich die Versuche, die man bisher gemacht hat, um Steinwild in der Gefangenschaft zu züchten, und deshalb will ich ihn hier reden lassen:

„Die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn und in neuester Zeit auch Erzherzog Ludwig von Oesterreich zu Hellbronn haben diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zugewendet und die Zuchten werden an beiden Orten zu jeder Zeit mit großer Sorgfalt gepflegt und zu erhalten gesucht. Daß sich der Steinbock auch im freien Zustande mit der Hausziege paart, unterliegt keinem Zweifel; man hat in den piemontesischen Alpen zuverlässige Beobachtungen hierüber gemacht. Zwei während des Winters in den dortigen Gebirgen zurückgebliebene Hausziegen kehrten im Frühjahre trächtig ins Thal zurück und warfen unverkennbare Blendlinge. So wie die jungen Steinböcke, so sind auch die jungen Bastarde anfangs sehr zahm, doch nur bis zu einem gewissen Alter. Sie sind schon in ihrer ersten Jugend viel leichter, stärker und munterer als gewöhnliche junge Hausziegen von gleichem Alter. Die Hörner des einjährigen Männchens aus der ersten Kreuzung nähern sich immer mehr denen des Ziegen- als des Steinbockes, obschon sie viel größer und dicker als bei einem Ziegenbocke von gleichem Alter sind, besonders aber an der Wurzel. Sie haben zu jener Zeit nur eine knorrige Längskante und einen einzigen Knoten an der Wurzel, während sie im übrigen gerunzelt sind. In Ansehung der erhabenen Stirne kommen diese Blendlinge mehr mit dem Steinbocke überein, und ebenso in der Gestalt und Grundfarbe. Häufig findet man an ihnen aber Abzeichen der Mutter, wie den schwarzen Rücken und Schulterstreifen, die schwarzen Flecken an den Füßen und bisweilen auch einen schwarzen Streifen am Bauche. Männliche Bastarde aus der zweiten Kreuzung kommen, wenn sie bereits ein Alter

von 4½ Jahren erreicht haben, dem ausgewachsenen Steinbocke an Größe, Stärke und Vollendung der Hörner schon sehr nahe, und übertreffen ihn bisweilen in allen diesen Beziehungen. Die Männchen der dritten Kreuzung endlich sind oft kaum mehr vom Steinbocke zu unterscheiden."

„So wünschenswerth es auch in vielfacher Beziehung ist, den Steinbock mittelst solcher Bastarde wieder auf unseren Alpen einzuführen, so lehrt doch der in den Berner Alpen gemachte Versuch, wie nothwendig es sei, große Vorsicht in Ansehung der Wahl der Alpen anzuwenden, wenn man nicht der vielen Unannehmlichkeiten wegen, die eine solche Zucht mit sich bringt, so wie dort genöthigt werden soll, dieselbe wieder aufzugeben oder endlich gar mit Gewalt zu vertilgen. Die Berner Steinbockzucht, welche ursprünglich in den Stadtwällen angelegt wurde, bestand noch im Jahre 1824 aus einem 4½ jährigen Bastardbocke, der aus der Kreuzung des echten Steinbockes mit einer Bastardziege hervorgegangen war, die sammt ihren Jungen im Jahre 1820 aus dem Thale von Aosta auf die Berner Alpen gebracht wurden, dann einer echten Steinziege, die in demselben Jahre als ein Geschenk des königlich sardinischen Gesandten zur Erzielung einer Zucht dahin kam, und endlich einer Bastardziege, die von diesem Bastardbocke und einer Hausziege stammte. Wiewohl diese Thiere als frei und wild angesehen werden konnten, so zeigten sie doch keine Spur, weder von Furcht, noch von Liebe zu dem Menschen. Auf den Stadtwällen, auf denen sie sich munter umhertrieben, machte der Bastardbock nicht selten Angriffe auf die Schildwachen und wurde dadurch auch bald verhaßt. Mehr als einmal unterbrach er die im Freien, in der Nähe der Sternwarte angestellten astronomischen Beobachtungen, stieg auf einen benachbarten Spaziergang hinab und jagte die Leute, welche sich hier vergnügen wollten, in die Flucht oder gefiel sich auch, die an die Wälle anstoßenden Dächer der Gebäude zu besteigen und die Ziegel, mit denen sie gedeckt waren, zu zertrümmern."

„Die vielen Klagen, welche von allen Seiten über diese Steinbockzucht in den Berner Stadtwällen einliefen, bestimmten die Behörde, dieselbe auf den Abendberg bei Interlacken zu verpflanzen. Die Stein- und Bastardziege zogen nach den Höhen, der Bastardbock hingegen gefiel sich besser in den bewohnteren Gegenden. Täglich kam er mehrere Male zur Alpenhütte und war zuletzt mit keiner Gewalt mehr von derselben wegzubringen. Den Sennen stieß er zu Boden, wenn er es versuchte, sich ihm zu widersetzen, und es hätte einmal wenig gefehlt, daß er ihn sogar getödtet hätte, wenn ihm nicht die Sennerin schnell zu Hilfe gekommen wäre, die, aus glücklichem und richtigem Instinkt, den Bock beim Bart, seiner empfindlichsten und fast auch einzigen schwachen Stelle, ergriffen hatte. Wegen der Verheerungen in den Pflanzungen und wegen der Gewaltthätigkeiten, die der Bock fast jeden Augenblick verübte, wurde die ganze Familie weiter hinauf auf die Höhen des Saxeten-Thales gebracht. Der Bock mußte durch vier Männer an einem starken Seile fortgeschleppt werden und warf öfter als ein Mal sein ganzes kräftiges Geleite zu Boden. Ein starker Gemsenjäger übernahm nun mit besonderer Vorliebe die Aufsicht über jene Zucht; doch bewiesen diese Thiere ihrem Beschützer wenig Dankbarkeit. An einem senkrechten Felsabsturz, und kaum einen Schritt vom tiefen Abgrunde entfernt, mußte einmal der besorgte Jäger über eine Stunde lang mit dem Bastardbocke ringen, der nicht davon ablassen wollte, ihn in die Tiefe hinabzustürzen. Auch hier war dieser Bock bald zum Schrecken der Sennen geworden, indem er beständig von den Höhen bis zu den Hütten herabkam und die Sennen geradezu überfiel. Seit einigen Monaten hatte er bereits seine Ziegen ganz verlassen und sich im Thalgrunde von Saxeten aufgehalten. Dem kräftigen Gemsjäger, der ihn überwachen sollte, gelang es jedoch, ihn auf seine Höhen zurückzuführen; aber schneller als sein Bändiger, war der Bock wieder im Thale, stieß mit seinen mächtigen Hörnern alle Thüren in den Ställen ein, in denen er Ziegen witterte, besprang dieselben und verfolgte selbst die Sennerinnen in ihre Küchen und Keller. Man hoffte zwar, daß nach dem Vorübergehen der Brunstzeit der wilde Bock sich wieder zu seiner früheren Gesellschaft halten würde, welche in der Zwischenzeit ganz ruhig auf den höheren Alpen weidete: allein wenige Tage, nachdem er der Haft entlassen und auf seine Höhen zurückgebracht worden war, erschien er plötzlich zu Wilderswyl, in der Fläche hinter einer Herde von Ziegen daher rennend, die in voller Eile ins Dorf gelaufen kam."

„Die einzige noch übrige reine Steinziege, die vom Bastardbocke und von der bösartigen Bastardziege viele Mißhandlungen zu erdulden hatte, ging im Winter des Jahres 1825 an einem Lungenleiden zu Grunde und mit Thränen in den Augen brachte der Gemsenjäger, der dieser Zucht zu warten hatte, die Nachricht von ihrem Tode ins Thal. Der Bastardbock hatte bereits eine zahlreiche Nachkommenschaft mit den Hausziegen der Aelpler erzeugt, die sich vorzüglich darin gefiel, die höchsten Stellen in dem ihr zugewiesenen Bezirke zu erklettern. Oft erstiegen einzelne dieser Thiere Punkte, von denen sie bisweilen nicht mehr allein und ohne menschliche Hilfe herabzusteigen wagten. So erkletterte eine der Bastardziegen einmal einen Thurm, auf dem sie, aus Scheu vor einem Sturze, durch drei volle Tage verweilte, bis man sie endlich mit großer Mühe herabholte. Die endlosen Klagen, die von den Bewohnern des Sareten-Thales über den Bastardbock einliefen, hatten zur Folge, daß man ihn sammt der Bastardziege auf die Grimselalpe versetzte. Da er aber auch dort allerlei Unfug trieb, mußte er endlich getödtet werden, und die alte Bastardziege auf der Grimsel ging in der Folge ein. Die Nachkommen, welche er aus der Paarung mit Hausziegen im Berner Oberlande zurückließ, zeichneten sich bei Zunahme des Alters gleichfalls durch besondere Wildheit aus. So lange sie noch jung waren, belustigten sie die Sennen durch ihre muthwilligen Sprünge und Geberden; als sie aber älter und kräftiger wurden, fielen sie den Eigenthümern ihrer Mütter zur Last und wurden sämmtlich geschlachtet. So endete die Berner Steinbockzucht, ohne daß der beabsichtigte Zweck durch sie erreicht werden konnte."

Es ist eine wahre Freude für den Thierfreund, daß die spanischen Steinböcke bis jetzt dem Schicksale ihrer Verwandten auf den Alpen nicht entgegen gehen. Noch sind auf allen Hochgebirgen der iberischen Halbinsel die stolzen Thiere verbreitet und an manchen Orten sogar noch ziemlich häufig. Mit Sicherheit ist der spanische Steinbock noch zu finden in den eigentlichen Pyrenäen und allen von ihnen auslaufenden Hochketten, in den Sierras Guadarama und Tegredos, sowie in der Fortsetzung des Gebirges in der Sierra Estrelta, einzeln auch in den andalusischen Gebirgen, namentlich in den Sierras de Ronda, von Malaga Nevada und Anjanilla, endlich in den Sierras Morena, Sagua und auf den menschenleeren Hochebenen von Cuenca. Alle spanischen Jäger kennen das stolze Wild, welches der Landesname Cabramontes trefflich bezeichnet, und noch in allen Gebirgsdörfern findet man Beutezeichen seiner Jagd, Gehörne, welche in die Mauern eingefügt wurden. Leider thut die verabscheuungswürdige Bubenjägerei der Spanier ihr Möglichstes, die Vertilgung des edelen Thieres zu bewerkstelligen. Obwohl die Gesetze nach der gestatteten Jagdzeit die Hegung der Thiere gebieten, denkt doch Niemand daran, die letztere einzuhalten, sondern jeder Jäger schießt alte und junge Böcke, trächtige und gelte gehende Ziegen zusammen, wie sie ihm eben vor's Rohr kommen. Das hat denn auch bereits zur Folge gehabt, daß die Steinböcke der Sierra Nevada bald unter die gewesenen Thiere gezählt werden müssen, während sie früher dort häufig waren. Der bedeutende Gewinn der Jagd, welcher mindestens 12 Thaler unseres Geldes abwirft, gilt dem Spanier mehr als jede andere Rücksicht.

Gegenwärtig scheint der Steinbock noch im spanischen Mittelgebirge, namentlich in der Sierra de Gredos häufig zu sein. Hier sah Graëlls im April 1851 noch Rudel von 50 bis 60 Stück, und die von seinem Sommerausfluge mitgebrachten Böcke, welche eine Zierde des Museums von Madrid bilden, geben Zeugniß, daß die Thiere dort noch ein hohes Alter erreichen. Die Schwierigkeit der Jagd verhindert glücklicher Weise jeden Laffen, in dem Hochgebirge umher zu streifen, und die meisten Spanier führen jetzt noch so schlechte Gewehre, daß schon ein ganz vorzüglicher Jäger dazu gehört, um einen Steinbock zu erlegen.

Es ist eigenthümlich, daß der spanische Steinbock im Norden in der Nähe der Schneefelder lebt, während er im Süden mehr das Mittelgebirge bevorzugt, und dieser Unterschied in der Lebensweise würde allerdings auch für Artverschiedenheit beider Thiere sprechen.

In den ersten Tagen des Novembers 1856 machte ich mit meinem Bruder und dem Dr. Apetz unter Leitung eines eingeborenen Steinbockjägers den vergeblichen Versuch, mich eines der auf der

Sierra Nevada wohnenden Steinböcke zu bemächtigen. Die Zeit der Jagd fällt eigentlich in die Monate Juli und August, weil dann der Jäger einige Tage lang im Hochgebirge verweilen kann: wir kamen aber erst im November in die Nähe des reichen Gebirges und wollten wenigstens nicht ohne weiteres davongehen. Es war ein gewagtes Unternehmen, in der jetzigen Jahreszeit in Höhen von 10,000 Fuß über dem Meere emporzuklettern, und es stand von vorn herein zu erwarten, daß unsere Jagd erfolglos sein würde. Dies hinderte uns jedoch nicht, bis zu dem Picacho de la Valeta emporzusteigen und die hauptsächlichsten Jagdgebiete abzusuchen; das Schneegestöber und die eintretende Kälte zwangen uns aber leider noch eher zur Umkehr als wir gewollt hatten, und so kam es, daß wir nur die frischen Fährten des ersehnten Wildes, nicht aber die Steinböcke selbst entdecken konnten.

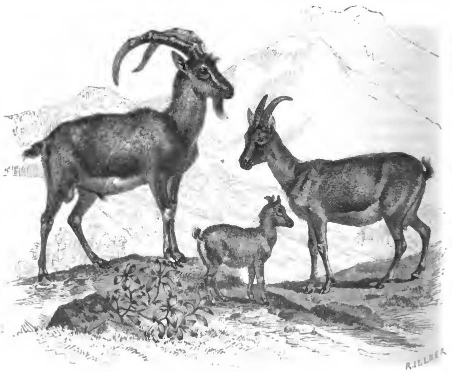
Mich fesselte der Ausflug besonders deshalb, weil ich die Jagdweise der Spanier dabei kennen lernte. Diego, so hieß unser Jäger, schien in der Steinbocksjagd sehr erfahren zu sein. Er führte mich auf wilden Pfaden und Felsgesimsen dahin, welche allerdings blos mit Hanfschuhen begangen werden konnten, weil der glattsohlige Schuh und selbst ein Alpenschuh hier entschieden nicht genug Sicherheit im Gange gewährt haben würde. Auf solchen Wegen suchte unser Jäger immer eine gewisse Höhe zu erreichen und dem Steinwilde aus dem Winde zu kommen; dann krochen wir auf Händen und Füßen zu den Felsenhängen hin, legten uns, nachdem wir den Hut abgenommen, platt nieder und schauten in die grausigen Abgründe hinab. Nun ahmte der Mann den eigenthümlichen Pfiff der Steinböcke nach, um hierdurch etwa verborgen liegende aufzuscheuchen und vor Augen zu bringen. Mit demselben Pfiff lockt der Jäger, wenn er gut versteckt ist, die Steinböcke nicht selten auf eine Entfernung von weniger als 20 Schritten heran, weil die vorsichtigen Thiere gewöhnlich nach der Seite hin fliehen, von wo der ihnen wohlbekannte Mahnruf kommt. Das erlegte Thier wird augenblicklich oben ausgeweidet, mit wohlriechenden Alpenkräutern ausgefüllt und dann bis zur nächsten Meierei in die Tiefe getragen, von wo aus man es auf Maulthieren weiterschafft. Für die Haut bezahlen die Sammler 6 bis 8 Thaler; das Fleisch wird sehr geschätzt und in dem nahen Granada theuer verkauft.

Die Ziegen (Hircus) sind kleiner als die Steinböcke. Ihre Hörner sind mehr oder weniger zusammengedrückt, beim Männchen schneidig und mit Querwülsten oder Runzeln versehen, beim Weibchen geringelt und gerunzelt; sie fehlen aber auch nicht selten gänzlich. Im übrigen ähneln die Ziegen ganz den eigentlichen Steinböcken.

Auch unsere Hausziege theilt das Schicksal der übrigen Hausthiere; man weiß nicht, von welcher Art sie abstammt. Ueber die wildlebenden Ziegen, welche namentlich Asien bewohnen, wissen wir noch so wenig, daß wir noch nicht im Stande sind, ihre Artenzahl auch nur annähernd anzugeben. Viele Naturforscher glauben, daß wir der Bezoarziege (Hircus Aegagrus) die Ehre zuerkennen müssen, uns mit einem so nützlichen Hausthiere bereichert zu haben. Letzteres stimmt in der That in allen wesentlichen Merkmalen mit ersterer überein; nur die Richtung und Windung der Hörner ist eine andere. So viel steht fest, daß die Bezoarziege sich mit unseren Hausziegenarten fruchtbar vermischt und durch Kreuzung mit derselben eine besondere Rasse hervorgebracht hat, welche als ein echtes Mittelglied zwischen beiden Arten steht.

Die Bezoarziege ist zwar etwas kleiner, als der europäische Steinbock, aber doch bedeutend größer als unsere Hausziege. Die Länge eines erwachsenen Bockes beträgt ungefähr 5 Fuß, die Länge des Schwanzes 8 Zoll, die Höhe am Widerrist 3 Fuß und die am Kreuze einen Zoll mehr. Die Ziege ist etwas kleiner. Der Leib ist ziemlich gestreckt, der Rücken schneidig, der Hals von mäßiger Länge, der Kopf kurz, die Schnauze stumpf, die Stirn breit, längs des Nasenrückens fast gerade. Die Beine sind verhältnißmäßig hoch und stark, die Hufe stumpf zugespitzt. Der Schwanz ist sehr kurz und gleichmäßig mit langen, zottigen Haaren besetzt. Am Kopf fallen die verhältnißmäßig kleinen Augen auf. Die Ohren sind mittelgroß, die Hörner des Männchens sehr lang und stark: schon bei jüngeren

Thieren messen sie über 2 Fuß, bei alten oft mehr als 4 Fuß. Sie bilden, von der Wurzel angefangen, einen sehr starken, einfachen und gleichförmig nach rückwärts gekrümmten Bogen, welcher bei alten Männchen ungefähr einen Halbkreis beschreibt. An der Wurzel stehen sie eng zusammen, dann beugen sie sich bis über ihre Mitte hin allmählich nach abwärts, wenden sich aber mit der Spitze wieder stark nach vor- und einwärts, so daß sie an ihrem äußersten Ende um 5 bis 6 Zoll näher zusammenstehen als in der Mitte, wo die Entfernung zwischen beiden 12 bis 16 Zoll beträgt. Das rechte Horn ist schwach mit der Spitze nach rechts, das linke nach links gewunden. Sie sind von beiden Seiten zusammengedrückt und hinten und vorn scharfkantig, auf der äußeren Seite aber gerundet und gewölbt. Die Knoten oder Querwülste steigen bei alten Thieren bis auf zehn und zwölf an. Außer-



Die Bezoarziege (Hircus Aegagrus).

dem bedecken zahlreiche Querrunzeln das Gehörn. Die Behaarung besteht aus kurzen, mittelmäßig feinen Wollhaaren und etwas längeren, straffen, glatt anliegenden Grannen. Beide Geschlechter tragen einen starken und langen Bart. Die Färbung ist ein helles röthlich Grau oder Rostbräunlichgelb, welches an den Halsseiten und gegen den Bauch zu lichter wird; Brust und Unterhals sind dunkelschwarzbraun, Bauch, Innen- und Hinterseite der Schenkel weiß. Ein scharf abgegrenzter, dunkelschwarzbrauner, von vorn nach hinten sich verschmälernder Längsstreifen verläuft über die ganze Mittellinie des Rückens bis zum Schwanz. Hinter den Vorderbeinen beginnt ein gleichfarbiger Streifen, welcher die Ober- und Unterseite scharf von einander scheidet. Die Vorderläufe sind vorn und seitlich dunkelschwarzbraun, über der Handwurzel, wie die hintere, weiß gestreift. Der Kopf

ist an den Seiten röthlichgrau, auf der Stirn braunschwarz, vor den Augen und an der Wurzel des Nasenrückens dunkelschwarzbraun, wie das Kinn und der Kehlbart.

Ein ziemlich ausgedehnter Landstrich von West- und Mittelasien ist die Heimat der Bezoarziege. Sie findet sich auf der Südseite des Kaukasus, in Armenien, Persien, im Taurus und, falls Dies begründet ist, auch auf den Inseln Skorpades oder Skorpando und Kandia oder Kreta, an manchen Orten recht häufig. Sie liebt die Gipfel der Gebirge; die Nähe des ewigen Schnees und die Gletscher behagen ihr ebenso sehr wie dem Steinbocke. Wie alle ihre Verwandten gesellig, lebt sie dort in kleinen Rudeln von 10 bis 20 Stück und darüber, welche von einem alten erfahrenen Bock geführt werden. Jüngere Böcke schlagen sich wohl auch zu Gesellschaften von 3 bis 6 Stück zusammen, alte, mürrische, rauflustige werden von den übrigen starken und kampffähigen Männchen der Herde abgeschlagen.

In ihrem Wesen erinnert die Bezoarziege an den Steinbock. Sie läuft rasch und sorglos auf schwierigen Wegen dahin, steht oft stundenlang, schwindelfrei in die ungeheueren Abgründe schauend, auf vorspringenden Felszacken, klettert vortrefflich und wagt gefährliche Sätze mit großem Muth und Geschick. Sie ist außerordentlich scheu und weiß den meisten Gefahren zu entgehen. Ihre Sinne sind vortrefflich entwickelt: sie wittert auf ungeheuere Entfernungen hin und vernimmt auch das leiseste Geräusch. Saftige Alpenpflanzen bieten ihr eine kräftige Nahrung und die Gebirgswälder in den Blättern ihrer Bäume eine sehr beliebte Leckerei. Frühzeitig des Morgens steigt sie vom Walde, in welchem sie die Nacht verbrachte, nach den Höhen empor, weidet in unmittelbarer Nähe der Gletscher und kehrt abends nach den Wäldern zurück.

Der November soll die Zeit der Paarung sein. Der Wurf erfolgt im April. Die Ziege setzt zwei, seltener nur ein Junges, welches der Mutter schon in den ersten Stunden seines Lebens auf allen ihren Wanderungen folgt, rasch und lustig aufwächst und wie alle Ziegen zu Scherz und Spiel geneigt ist. Gelingt es, ein solches Junge einzufangen, so wird es bald zahm, zumal wenn man es unter andere Ziegenherden bringt. Bald gewöhnt es sich an die neue Kameradschaft, geht mit den Pflegeschwestern auf die Weide, kehrt abends in den Stall zurück und befreundet sich zuletzt so mit den gezähmten Verwandten, daß es ohne besondere Umstände in die innigsten Verhältnisse mit ihnen tritt.

Ein noch heute vielfach verbreiteter, obschon widerlegter Aberglaube ist die Ursache, daß man den munteren Gebirgskindern eifrigst nachstellt. Bereits seit uralten Zeiten maßten sich die Fürsten das Vorrecht an, den Bezoarziegenhandel in ihre Hände zu nehmen. Schon der alte Bontius weiß, daß alle, diesen Wunderkugeln zugeschriebenen Kräfte nicht eben einen besonderen Werth haben und Rumpf erzählt, daß die Indianer den Europäer auslachen, welcher behauptet, Bezoarkugeln im Magen wilder Ziegen gefunden zu haben, weil sie ihrerseits wissen wollen, daß die gesuchte Arznei aus den Magen — der Affen käme. Man sieht hieraus, daß alle Bezoarkugeln überhaupt benutzt werden, nicht blos die unserer Ziegen, sondern auch die, welche man bei anderen Wiederkäuern gefunden hat. So ist es z. B. gewiß, daß viele Steine von Borneo kommen, wo es keine Ziegen gibt. Gleichwohl wird dieses leidige Quacksalbermittel noch heutigen Tages in ganz Indien und Persien hoch bezahlt und fordert deshalb unternehmende Jäger immer zu neuen Vertilgungszügen gegen die Bezoarziegen auf.

Die Jagd ist nicht eben eine leichte Sache, weil sie nur im höheren Gebirge stattfinden kann und die Ziege dieselbe auch dort noch oft genug zu vereiteln weiß. Es gilt also, alle die Listen und Kunstgriffe anzuwenden, welche bei der Steinbockjagd nothwendig sind. Kämpfer, welcher im Jahre 1686 einer Jagd auf Bezoarziegen beiwohnte, erzählt, daß man erst sechs Stunden auf den schlimmsten Wegen des Gebirges Benna in Persien klettern mußte, ehe man nur in das eigentliche Gebiet der Ziegen gelangte. Dort gab es aber eine große Menge. Am ersten Tage bekam man

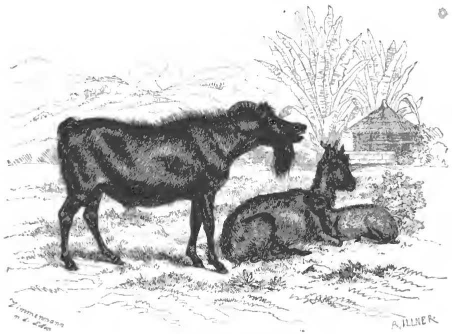
Nichts, am zweiten wurde ein Bock geschossen, dessen Magen eine Bezoarkugel enthielt. Nach viertägiger Jagd hatte man deren zwei erbeutet, und hierin bestand der ganze Gewinn der Jagd. —

Die meisten Thierkundigen sind geneigt, unsere Hausziege und ihre sämmtlichen Verwandten, welche in der Genossenschaft des Menschen leben, von der Bezoarziege abzuleiten, obgleich hierbei natürlich dieselben Bedenken hinsichtlich der verschiedenen Körpergestaltung und der nicht zu erklärenden Verbreitung in Betracht kommt. Wir dürfen wohl die gegnerische Ansicht vertreten und annehmen, daß die gezähmten Ziegen von mehreren Arten wilder herrühren, und dann durch verschiedene Kreuzungen zu Dem wurden, was sie sind. Von dem allgemeinen Gepräge entfernen sich einige Formen ziemlich weit. Es gibt auch bei den Ziegen Rassen, welche man ohne weiteres für Arten erklären würde, hätte man es eben nicht mit Hausthieren zu thun. Fitzinger, dem wir wiederholt gefolgt sind, nimmt an, daß zwölf Rassen oder Formen, wie man will, eigene Arten bilden. Es sind Dies die gemeine europäische Hausziege, die berberische, die Sudahu-, die platthörnige, die Zwerg-, die Angora-, die Kaschmir-, die zottige, die nepalische, die egyptische, die Mamber- und die thebaische Ziege. Ich versuche, die auffallendsten Formen, Rassen oder Arten unter den Genannten auszuwählen, um dem Leser ein eigenes Urtheil hinsichtlich der Verschiedenheit der Ziegen zu ermöglichen. Ueber unsere deutsche oder die schweizerische Hausziege brauche ich wohl kaum Etwas zu sagen, da Jedermann sie allezeit beobachten kann. Weniger häufig gewahrt man die Uebrigen, welche gegenwärtig immer noch beinahe das ausschließliche Eigenthum der Thiergärten sind.

Wir beginnen mit den Zwergen der ganzen Gesellschaft, welche sich in mehreren Rassen oder Arten im Inneren Afrikas oder in Indien finden. Sie haben kaum die halbe Größe unserer Hausziege. Die innerafrikanische Zwergziege (Hircus reversus), welche unser Bild darstellt, ist nur 2 Fuß lang und am Widerrist etwas über 1½ Fuß hoch und höchstens 46 Pfund schwer. Ihr Leibesbau ist gedrungen, die Beine sind kurz und stark, der verhältnißmäßig breite Kopf trägt bei beiden Geschlechtern kurze, kaum fingerlange Hörner, welche sich von der Wurzel an sanft nach rück- und auswärts biegen und am oberen Drittel wieder schwach nach vorwärts krümmen. Die ziemlich kurze, aber dichte Behaarung zeigt gewöhnlich dunkle Färbungen; Schwarz und Röthlichfahl im Gemisch sind vorherrschend. Oft ist der ganze Leib auf dunklem Grunde weiß gefleckt oder getupft. Der Schädel, der Hinterkopf, der Nasenrücken und ein Streifen, welcher sich über den Rücken hinwegzieht, sind gewöhnlich schwarz, die Seiten weißlichfahl. Von der Kehle zieht sich eine schwarze Binde bis zur Brust herab, wo sie sich theilt und über die Schultern weg bis zum Widerrist läuft. Die Unter- und Innenseite ist schwarz bis auf eine breite weiße Binde, welche über die Mitte des Bauches verläuft. Röthlichgelbbraune und ganz schwarze Zwergziegen sind selten.

Wie weit diese kleine, schmucke Ziege und ihre Verwandten im Inneren Afrikas verbreitet sind, kann zur Zeit noch nicht bestimmt werden. Vielleicht dürfen wir als Heimatskreis alle Länder annehmen, welche zwischen dem weißen Flusse und dem Niger liegen. An dem erstgenannten Strome fand ich sie häufig in großer Anzahl als Hausthier. Sie lebt dort fast in denselben unabhängigen Verhältnissen, wie unsere Alpenziege in ihrem Gebiete. Ich lernte sie als ein höchst bewegliches, geschicktes, munteres und kluges Geschöpf kennen, und sah an ihr zum ersten Male zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Wiederkäuer auch Bäume besteigen können. Ganz allerliebst sah es aus, wenn auf dem Wipfel einer größeren Mimose des Urwaldes fünf bis zehn solcher kleinen Ziegen weideten. Irgend ein schief geneigter Stamm hatte der Herde das Hinaufklettern ermöglicht, und nun war es auf den Aesten und Zweigen weiter gegangen. Oft sah man das kühne Geschöpf in Stellungen, welche man nach unseren Erfahrungen für geradezu unmöglich halten möchte. Mit jedem einzelnen Fuße stand die Ziege auf einem Zweige, und diese Zweige mochten schaukeln, wie sie wollten: sie wußte sich im Gleichgewicht zu erhalten und dehnte und reckte den Hals soviel als möglich, um den saftigen Mimosenblättern beizukommen.

Man gibt sich nicht eben große Mühe mit der Wartung und Pflege oder auch mit der Hut der Zwergziegen, sondern läßt sie eigenwillig und selbständig gehen, wie sie wollen. Frühmorgens nach dem Melken zieht die Herde zur Weide hinaus in den Wald, abends kehrt sie zurück, wenn auch nicht immer vollständig, weil der Leopard dann und wann doch eine wegnimmt, trotz aller Vorsicht der leitenden Mitglieder. Ich wurde versichert, daß die Ziege, ungeachtet ihrer geringen Größe, sehr



Die Zwergziege (Hircus reversus).

viel Milch gäbe und durch keine andere Art ersetzt werden könne, weil keine im Klettern oder Ausnutzen des Weidegrundes es ihr nachthue.

Noch weit auffallender als die Zwergziege in allen ihren Rassen ist die **Angoraziege** (Hircus angorensis). Genaue Beobachter widersprechen aufs entschiedenste Denen, welche sie nur als Rasse irgend einer Art ansehen wollen, weil die vielfachen Kreuzungsversuche, welche man mit ihr anstellte, die Artverschiedenheit zwischen ihr und der gemeinen Ziege gezeigt hat. Einige Forscher halten sie für einen Abkömmling des Falkoner Steinbocks, welcher die Hochgebirge von Tibet bewohnt, und in der That läßt sich nicht leugnen, daß zwischen dem vermeintlichen Stammvater und ihnen eine ziemlich große Aehnlichkeit stattfindet.

Die Angoraziege ist ein schönes, großes Thier von gedrungenem Leibesbau, mit starken Beinen, kurzem Hals und Kopf, sehr eigenthümlich gewundenem Gehörn und ganz auffallendem Haar. Beide Geschlechter tragen Hörner. Diese sind bei dem Bock stark zusammengedrückt, nicht gedreht, scharf gekantet und hinten stumpf zugespitzt. Gewöhnlich stehen sie wagrecht von dem Kopfe ab, bilden eine weite, doppelte Schraubenwindung und richten sich mit der Spitze nach aufwärts, erscheinen

also dreifach gebogen. Die Ziege trägt kleinere, rundere, schwächere, einfach gebogene Hörner, welche sich gewöhnlich, ohne sich über Kopf oder Hals zu erheben, um das Ohr herumdrehen, d. h. einfach stark nach abwärts und dann nach vorn und abwärts wenden, wobei die bis zum Auge reichende Spitze nach außen gerichtet ist. Das Vließ ist überaus reichlich, dicht und lang, fein, weich, glänzend, seidenartig und lockig gekräuselt. Nur das Gesicht, die Ohren und der unterste Theil der Läufe sind mit kurzen, glatt anliegenden Haaren bedeckt. Beide Geschlechter tragen einen ziemlich langen, aus straffen oder steiferen Haaren gebildeten Bart. Ein blendendes, gleich-



Die Angoraziege (Hircus angorensis).

mäßiges Weiß ist die vorherrschende Färbung dieser Ziegenart; seltener kommen solche vor, welche auf lichtem Grunde dunkler gefleckt sind. Früher nahm man an, daß jenes lange Seidenhaar die Grannen wären; jetzt weiß man, daß es das eigentliche Wollhaar ist, welches das Uebergewicht über die Grannenhaare erlangt und letztere fast gänzlich verdeckt hat. Bei anderen langhaarigen Ziegenarten ist gerade das Umgekehrte der Fall, dieser eine Umstand also zur Kennzeichnung der Angoraziege sehr wichtig. Im Sommer fällt das Vließ in großen Flecken aus, wie bei anderen Ziegen das Wollhaar unter den Grannen; es wächst aber sehr rasch wieder nach. Französische Beobachter haben gefunden, daß ein Vließ zwischen 1250 und 2500 Grammen wiegt.

Wie es scheint, war die Angoraziege den Alten gänzlich unbekannt. Belon ist der Erste, welcher, und zwar im sechzehnten Jahrhundert, einer Wollziege Erwähnung thut, deren Vließ fein wie Seide und weiß wie der Schnee sei und zur Verfertigung des Kamelot oder Kämmelgarns verwandt werde. Nach und nach hat man das Thier besser kennen gelernt. Es trägt seinen Namen nach der kleinen Stadt Angora im türkischen Paschalik Anadoli in Kleinasien, der schon bei den Alten hochberühmten Handelsstadt Ankyra. Vonhieraus hat man die Ziege aber weiter verbreitet, und neuerdings ist sie mit Glück auch in Europa eingeführt worden. Die eigentliche Heimatsgegend der Angoraziege ist trocken und heiß im Sommer, jedoch sehr kalt im Winter, obwohl dieser nur drei oder vier Monate dauert. Erst wenn es keine Nahrung auf den Bergen mehr gibt, bringt man die Ziegen in schlechte Ställe; das ganze übrige Jahr müssen sie auf der Weide verweilen. Sie sind höchst empfindlich, obwohl die schlechte Behandlung nicht dazu beiträgt, sie zu verweichlichen. Reine, trockene Luft ist zu ihrem Wohlsein eine unumgänglich nothwendige Bedingung. Während der heißen Jahreszeit wäscht und kämmt man das Vließ allmonatlich mehrere Male, um seine Schönheit zu erhalten und zu steigern.

Die Zahl der Ziegen, welche man überhaupt in Anadoli hält, wird auf eine halbe Million bis 800,000 angeschlagen. Auf einen Bock kommen etwa hundert Ziegen.

Schon an Ort und Stelle gilt eine Ziege 12 bis 16 Thaler unseres Geldes: so groß ist der Nutzen, welchen dieses merkwürdige Thier gewährt. Im April ist die Schur, und unmittelbar darauf wird die Wolle eingepackt. Angora allein liefert fast 2 Millionen Pfund, welche einem Werthe von 1,200,000 Thalern entsprechen. 20,000 Pfund werden im Lande selbst zur Fertigung starker Stoffe für die Männer und feiner für die Frauen zu Strümpfen und Handschuhen verarbeitet: alles Uebrige geht nach England. In Angora selbst ist fast jeder Bürger Wollhändler.

Man hat beobachtet, daß die Feinheit der Wolle mit dem Alter abnimmt. Bei einjährigen Thieren ist das Vließ wunderbar schön; schon im zweiten Jahre verliert es etwas; vom vierten Jahre an wird es rasch schlechter und schlechter; sechsjährige Thiere muß man schlachten, weil sie zur Wollerzeugung gar nicht mehr geeignet sind.

Schon seit der ersten Kunde, welche man über die Angoraziege erhielt, hat man Versuche gemacht, sie bei uns einzuführen. Die spanische Regierung brachte im Jahre 1765 einen starken Trupp Angoraziegen nach der iberischen Halbinsel; man weiß aber nicht, was aus ihnen geworden ist. Im Jahre 1787 führte man einige Hundert in den französischen Niederalpen ein. Dort gediehen sie ausgezeichnet, und man zog einen hübschen Gewinn aus der Zucht. Später brachte man sie auch nach Toskana und selbst nach Schweden. Im Jahre 1830 kaufte Ferdinand VII. hundert Angoraziegen und setzte sie zuerst im Parke des Schlosses El Retiro bei Madrid aus. Hier vermehrten sie sich so rasch, daß man sie auf Berge des Escorial übersiedeln mußte. In dieser ihnen sehr günstigen Gegend machte man die Beobachtung, daß ihre Wolle sich ebensofein erhielt, wie in ihrem eigentlichen Vaterlande. Dann wurden sie nach Südkarolina gebracht, und auch dort befanden sie sich wohl. Endlich führte die kaiserlich französische Gesellschaft für Einbürgerung fremder Thiere im Jahre 1854 die Angoraziege von neuem in Frankreich ein, und man hat bisjetzt keine Ursache gehabt, über das Mißgedeihen derselben zu klagen: es wird sogar behauptet, daß die Wolle der in Frankreich Geborenen feiner wäre, als die ihrer Eltern.

Nur die Bockzeit hat das französische Klima verändert. Bei der Einführung brunsteten die Ziegen im Oktober, später aber immer im September. Man ernährt die Thiere mit Heu, Stroh und Kleie; denn sie ziehen alle trockene Nahrung der grünen vor. Salz fressen sie begierig, und reines, gutes Wasser ist ihnen ein Bedürfniß. Sie fürchten ebensowenig Hitze, als große Kälte; nur unmittelbar nach der Schur sind sie so empfindlich, daß die geringste Erkältung sie tödten kann; auch Feuchtigkeit ist ihnen höchst verderblich. Nach genauen Berechnungen, welche man angestellt hat, ergab sich ein Reingewinn von jährlich 23 Francs 74 Centimes für jede Ziege. Dabei aber

ist zu bedenken, daß man in Frankreich die Stallfütterung anwendet, und hieraus geht also hervor, daß der Ertrag in trockenen Ländern, wie Spanien, Algier u. s. w., noch weit vortheilhafter sein wird. Schon jetzt hat man festgestellt, daß die Zucht der Angoraziegen viel gewinnreicher ist, als die der Schafe, und es steht zu erwarten, daß sich dieses werthvolle Thier nach und nach weiter und weiter verbreiten wird. Wahrscheinlich sind die Gebirgsgegenden von Mittel- und Süddeutschland oder die niederen Berggegenden der Schweiz und Tirols ganz geeignet zu einer gewinnbringenden Zucht dieser Ziegen.

Kaum minder werthvoll als die eben beschriebene ist die **Kaschmirziege** (Hircus laniger). Sie ist ziemlich klein, aber gefällig gebaut. Ein erwachsener Bock mißt fast 4½ Fuß in der Länge und 2 Fuß in der Höhe. Der Leib ist gestreckt, der Rücken gerundet, das Kreuz kaum höher, als der Widerrist. Die Läufe sind stämmig, die Hufe scharf zugespitzt, der Hals ist kurz, der Kopf



Die Kaschmirziege (Hircus laniger).

ziemlich dick; die Augen sind klein, die Hängeohren etwas länger, als der halbe Kopf. Die langen Hörner sind zusammengedrückt, schraubenförmig gedreht, auf der Vorderseite scharf gekantet. Sie biegen sich von der Wurzel seitlich aus einander und steigen schief nach auf- und rückwärts, kehren aber ihre Spitze wieder einwärts. Ein langes, straffes, feines und schlichtes Grannenhaar überdeckt die kurze, außerordentlich feine, weiche, flaumartige Wolle. Nur das Gesicht und die Ohren sind kurz behaart. Die Färbung wechselt; gewöhnlich sind die Seiten des Kopfes, der Schwanz und die übrigen Theile des Leibes silberweiß oder schwach gelblich; jedoch kommen auch einförmige Kaschmirziegen vor: bald rein weiße, bald sanft gelbe, braune, ja selbst dunkelbraune und schwarze. Das Wollhaar ist bei lichtgefärbten Thieren weiß oder weißlichgrau, bei dunkleren aschgrau.

Von Groß- und Kleintibet an reicht diese schöne Ziege über die Bucharei bis zu dem Lande der Kirgisen. In Bengalen wurde sie eingeführt; in Tibet ist sie überall häufig, aber nur in den Gebirgen, welche auch im Winter und bei der heftigsten Kälte von ihr bewohnt werden.

Lange Zeit war man im Zweifel, von welchem Thiere das Haar gewonnen werde, welches man zur Anfertigung der feinsten aller Wollgewebe benutzt. Einige wollten das tibetanische Schaf als Erzeuger des Stoffes annehmen, bis Bernier, ein französischer Arzt, welcher im Jahre 1664 in Begleitung des Großmoguls Tibet besuchte, die Erzeugerin kennen lernte. Von diesem Manne erfuhr Europa, daß namentlich zwei Ziegen solche Wolle lieferten, eine wildlebende und eine gezähmte. Später reiste ein armenischer Kaufmann im Auftrage eines türkischen Handelshauses nach Kaschmir und berichtete, daß man nur in Tibet Ziegen besitze, welche so feine Wolle liefern, wie die Weber in Kaschmir sie bedürfen. Diese Wolle sproßt im September, wächst bis zum Frühjahr und fällt vom April an wieder aus. Die Böcke liefern mehr, aber minder feine Wolle, als die Ziegen. Im Mai und Juni findet die Schur statt. Das gewonnene Gemenge wird gereinigt und das Grannenhaar zur Fertigung gewöhnlicher Stoffe verwandt, während das Wollhaar noch einmal der sorgfältigsten Prüfung und Ausscheidung unterliegt. Am gesuchtesten ist das reine Weiß, welches in der That allen Glanz und alle Schönheit der Seide besitzt. Ein einzelnes Thier liefert etwa 6 bis 8 Loth brauchbaren Wollflaums. Zur Verfertigung eines Gewebes von einer Geviertelle sind fast 48 Loth oder das Erzeugniß von 7 bis 8 Ziegen erforderlich. In sehr seltenen Fällen gewinnt man von einem Thiere 10, 12, ja selbst 16 Loth.

Unter der Herrschaft des Großmoguls sollen 40,000 Schalwebereien in Kaschmir bestanden haben; als aber das Land unter die Afghanen kam, sank dieser gewichtige Erwerbszweig so sehr herab, daß von den 60,000 Menschen, denen die Weberei ihren Lebensunterhalt verschaffte, Tausende aus Mangel an Arbeit zum Auswandern gezwungen wurden. Noch jetzt hat sich die Weberei nicht wieder erholen können: eigene Gesetze hindern den freien Handel mit der Wolle. Niemand in Tibet darf seine Wolle verkaufen, wie er will, sondern ist gezwungen, sie auf den großen Markt zu bringen, welcher alljährlich in Gertope gehalten wird. Dazu kommen nun noch Zölle aller Art, welche den Handel lähmen.

Obwohl nun in der Neuzeit in Europa viel Kaschmirschals aus echter Kaschmirwolle nachgemacht und dadurch der Preis etwas herabgedrückt worden ist, zahlt der Kenner doch noch für echte Waare gern erstaunlich hohe Preise. Denn diese Schals sind nicht blos ein Gegenstand des Luxus, sondern ein überaus nützliches Kleidungsstück, weil sie, trotz ihrer Feinheit und Leichtigkeit, einen vortrefflichen Schutz gegen die Kälte gewähren. Schon an Ort und Stelle werden die echten Schals mit 4 bis 500 Thalern unseres Geldes bezahlt; in Europa kosten sie, der vielen Steuern wegen, mindestens das Doppelte. Die Morgenländer verlangen von einem echten Kaschmirschal, daß man das ganze Mittelstück durch einen Fingerring hindurchziehen kann, bezahlen dann aber auch ohne Bedenken eine uns geradezu unglaubliche Summe für solche ausgezeichnete Waare.

Es ist erklärlich, daß man schon seit Jahren daran dachte, dieses gewinnbringende Thier in Europa einzubürgern. Ternaux, welcher die Schalwebereien in Frankreich einführte, kam auf den Gedanken, sich Kaschmirziegen zu verschaffen, und der berühmte Jaubert bot ihm seine Dienste zur Erreichung des Zweckes an. Im Jahre 1818 schiffte sich letzterer Gelehrte nach Odessa ein, erfuhr, daß die Nomadenstämme in den Steppen zwischen Astrachan und Orenburg Kaschmirziegen hielten, reiste zu diesen Leuten, überzeugte sich durch genaue Untersuchung des Flaums von der Echtheit der Thiere und kaufte 1300 Stück von ihnen an. Diese Herde brachte er nach Kaffa in der Krim, schiffte sich mit ihr ein und landete im April 1819 zu Marseille. Aber nur ihrer 400 Stück hatten die lange, beschwerliche Seereise ausgehalten, und diese waren so angegriffen, daß man wenig Hoffnung hatte, Nachzucht von ihnen zu erhalten. Namentlich die Böcke hatten sehr gelitten. Glücklicherweise sandten fast zu gleicher Zeit die französischen Naturforscher Diard und Duvaucel einen kräftigen Bock der Kaschmirziege, welchen sie in Indien zum Geschenk erhalten hatten, an den Thiergarten in Paris. Er wurde der Stammvater aller Kaschmirziegen, welche gegenwärtig in Frankreich leben und dem Lande, bezüglich ihrem Herrn, 15 bis 20 Millionen

Francs einbringen. Von Frankreich aus kam die Kaschmirziege auch nach Oesterreich und Würtemberg, doch erhielt sich hier die Nachzucht leider nicht.

Die Pflege der Kaschmirziege erfordert wenig Mühe und Sorgfalt. Das Thier ist mit jedem Futter zufrieden; es verlangt blos Bewegung im Sommer und Wärme im Winter. Die Jungen wachsen rasch heran; die Männchen sind schon im siebenten Monat, die Weibchen nach Verlauf des ersten Jahres zur Fortpflanzung geeignet. Sowohl Böcke als Ziegen paaren sich leicht und fruchtbar mit anderen Arten der Ziege, ohne jedoch diese wesentlich zu veredeln.

Die **Mamberziege** (Hircus mambricus) ähnelt wegen ihrer langen Haare einigermaßen der Kaschmirziege, unterscheidet sich von dieser aber durch ihre außerordentlich langen, schlaff herabhängenden

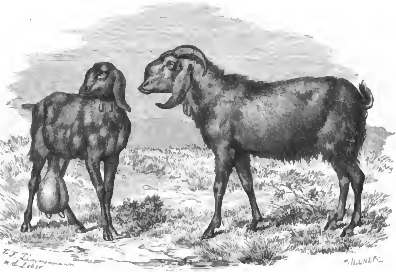


Die Mamberziege (Hircus mambricus).

hängenden Ohren, welche in gleicher Größe und Gestalt bei keiner anderen Ziege gefunden werden. Sie ist groß, hoch gebaut und gedrungen am Leibe; der ziemlich gestreckte Kopf ist zugleich sanft gewölbt auf der Stirn, längs des Nasenrückens gerade. Beide Geschlechter tragen Hörner, der Bock gewöhnlich stärkere und mehr gewundene, als die Ziege. Die Hörner beschreiben einen Halbkreis, dessen Spitze nach vorn und aufwärts gerichtet ist. Die Augen sind klein, die Ohren etwa drittehalb Mal so lang, als der Kopf, verhältnißmäßig schmal, stumpf, abgerundet gegen die Spitze zu, nach außen etwas aufgeworfen. Sie reichen bis über die Hälfte des Halses herab. Eine reichliche und dichte, zottige, straffe, seidenartig glänzende Behaarung deckt den Leib mit Ausnahme des Gesichts, der Ohren und der Unterfüße, welche kurz behaart sind. Beide Geschlechter tragen einen mittellangen, schwachen Bart.

Es scheint, daß diese Form schon seit Jahrtausenden in den Hausstand übergegangen ist. Bereits Aristoteles kannte die Mamberziege. Gegenwärtig findet man sie in der Nähe von Aleppo in Damaskus in großer Anzahl. Von Kleinasien aus scheint sie durch einen großen Theil des Erdtheils vorzukommen. So halten sie z. B. die kirgisischen Tartaren in Menge. Der Name Mamberziege, unter welchem man überhaupt langöhrige Ziegen vereinigt, scheint von dem Berge Mamber oder Mamer in Palästina herzurühren. Dort hatten ältere Reisende Gelegenheit, Herden dieser Langohren anzutreffen. Die Tartaren pflegen die Mamberziege zur gewöhnlichen zu machen, indem sie ihr die langen Ohren mehr als zur Hälfte abschneiden, damit sie beim Weiden nicht hinderlich sind.

Endlich scheint mir noch die buckelnasige, egyptische oder thebaische Ziege (Hircus thebaicus) der Erwähnung werth. Sie bildet gewissermaßen einen Uebergang von den Ziegen zu den



Die thebaische Ziege (Hircus thebaicus).

Schafen und steht unzweifelhaft unter ihren Artverwandten als sehr auffallende Erscheinung da. In der Größe steht sie unserer Ziege etwas nach; sie ist aber hochbeiniger und kurzhaariger. Für uns ist der Kopf das Wichtigste. Er ist klein und so absonderlich gestaltet, daß man diese Ziege mit keiner anderen verwechseln kann. Zumal beim Bock tritt der auffallend stark gewölbte Nasenrücken besonders hervor. Er wird von der hoch gewölbten Stirn durch eine Einbuchtung geschieden und fällt steil gegen das ausgehöhlte Schnauzenende hin ab, zieht den ganzen Oberkiefer und somit auch die Lippen zurück und legt hierdurch die Vorderzähne des Unterkiefers gänzlich frei. Die Nasenlöcher sind schmal und lang gezogen, die Augen verhältnißmäßig klein, die Hängeohren haben ungefähr Kopfeslänge, sind ziemlich schmal, stumpf, gerundet und flach. Hörner fehlen gewöhnlich bei beiden Geschlechtern oder sind, wenn sie vorkommen, sehr klein, dünn und krüppelhaft. Einen Bart findet man nie; überhaupt ist die Behaarung im ganzen sehr glatt und gleichmäßig. Die gewöhnliche Färbung ist ein lebhaftes Rothbraun, welches auf den Schenkeln mehr ins Gelbliche zieht. Schiefergraue und gefleckte Ziegen sind seltener.

Schon seit den ältesten Zeiten hat die thebaische Ziege ihr eigentliches Vaterland Oberegypten bewohnt: Dies beweisen die alten Denkmäler, auf denen ihre treuen Abbilder zu sehen sind. Im Anfang dieses Jahrhunderts kam das Thier zum ersten Male lebend nach Europa, und von dieser Zeit an ist es ein gewöhnlicher Gast der Thiergärten geworden. Es ist ein ziemlich gutmüthiges, sanftes Geschöpf, welches auch bei uns höchst wenig Pflege und Wartung verlangt. —

Wegen des von allen Völkern anerkannten Nutzens bewohnen die Hausziegen gegenwärtig fast die ganze Erde: sie finden sich bei allen Völkern, welche nur einigermaßen ein geregeltes Leben führen, gewiß. Sie leben unter den verschiedensten Verhältnissen, größtentheils allerdings als freies Herdenthier, welches bei Tage so ziemlich eigenmächtig seiner Weide nachgeht, nachts aber unter Aufsicht des Menschen gehalten wird. In Deutschland pfercht man die Ziege häufig in den Stall ein, und Das merkt man ihr denn auch recht deutlich an: denn die Stallziege ist blos der Schatten von der, welche ihrer natürlichen Beweglichkeit Rechnung tragen darf.

Die Ziege ist ganz für das Gebirge geschaffen. Je steiler, je wilder, je zerrissener es ist, um so wohler scheint sie sich zu fühlen. Im ganzen Süden Europas und in den übrigen gemäßigten Theilen der anderen Erdfesten wird man wohl schwerlich ein Gebirge betreten, ohne auf ihm weidenden Ziegenherden zu begegnen. Sie verstehen es, das ödeste Gebirge zu beleben und der traurigsten Gegend einen großen Reiz zu verleihen.

Alle Eigenschaften der Ziege unterscheiden sie von dem ihr so nahestehenden Schafe. Sie ist ein munteres, launiges, neugieriges, neckisches, zu allerlei scherzhaften Streichen aufgelegtes Geschöpf, welches den Unbefangenen sicherlich viel Freude gewähren muß. Lenz hat sie vortrefflich gezeichnet: „Schon das kaum ein paar Wochen alte Hippelchen," sagt er, „hat große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- und Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinaufsteigen: das ist ihr Hauptvergnügen. Oft ist es ihr kaum oder gar nicht möglich, von da wieder herabzusteigen, wo sie sich hinaufgearbeitet. Sie kennt keinen Schwindel und geht oder liegt ruhig am Rande der fürchterlichsten Abgründe. Furchterregend sind die Gefechte, welche gehörnte Böcke, ja selbst Ziegen liefern, die zum ersten Male zusammenkommen. Das Klappen der zusammenschlagenden Hörner tönt weithin. Sie stoßen sich ohne Erbarmen auf die Augen, das Maul, den Bauch, wie es trifft, und scheinen dabei ganz unempfindlich zu sein; auch läßt ein solcher oft eine Viertelstunde dauernder Kampf kaum andere Spuren, als etwa ein rothes Auge zurück. Ungehörnte Ziegen stoßen sich ebenfalls mit gehörnten und ungehörnten herum und achten es nicht, wenn ihnen das Blut über Kopf und Stirn herniederläuft. Ungehörnte legen sich auch aufs Beißen; doch ist Dies ungefährlich. Mit den Füßen schlägt keine. Wenn man eine Ziege, welche mit anderen zusammengewöhnt ist, allein sperrt, so meckert sie ganz erbärmlich und frißt und säuft oft lange nicht. Wie der Mensch, so hat auch die Ziege allerhand Launen: die muthigste erschrickt zuweilen so vor ganz unbedeutenden Dingen, daß sie über Hals und Kopf Reißaus nimmt und gar nicht zu halten ist."

Der Bock hat etwas Ernstes und Würdevolles in seinem ganzen Betragen. Er zeichnet sich vor der Ziege durch größere Keckheit und größeren Muthwillen aus. „Wenn es ans Naschen oder ans Spielen und Stoßen geht," sagt Tschudi, „stellen sie ihre ganze Leichtfertigkeit heraus. Das Schaf hat nur in der Jugend ein munteres Wesen, ebenso der Steinbock: die Ziege behält es länger, als beide. Ohne eigentlich im Ernste händelsüchtig zu sein, fordert sie gern zum munteren Zweikampf heraus. Ein Engländer hatte sich auf der Grimsel unweit des Wirthshauses auf einen Baumstamm niedergesetzt und war über dem Lesen eingenickt. Das bemerkt ein in der Nähe umherstreifender Ziegenbock, nähert sich neugierig, hält die nickende Kopfbewegung für eine Herausforderung, stellt sich, nimmt eine Fechterstellung an, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß den unglücklichen Sohn des freien Albions an, daß er sofort fluchend am Boden liegt und die Füße in die

Luft streckt. Der siegreiche Bock, fast erschrocken über diese Widerstandslosigkeit eines Britenschädels, steigt mit dem einen Vorderfuße auf den Stamm und sieht neugierig nach seinem zappelnden und schreienden Opfer."

Ich erinnere mich mit Vergnügen eines sehr starken Ziegenbockes, welcher ruhig wiederkäuend in einem Dorfe lag. Es war die lustige Zeit des Schülerlebens und wir, die Uebermüthigen, vermochten nicht, das behaglich hingestreckte Thier so ganz unbehelligt zu lassen. Einer von uns forderte also durch einen Stoß mit der flach vorgehaltenen Hand den Bock zum Kampfe heraus. Der erhob sich langsam, streckte und reckte sich, besann sich erst lange; dann aber stellte er sich seinem Herausforderer und nahm nunmehr die Sache viel ernsthafter, als jener gewollt hatte. Er verfolgte uns durch das ganze Dorf, entschieden mißmuthig, daß wir ihm den Rücken kehrten; denn sobald sich einer nach ihm herumdrehte, stellte er sich augenblicklich ernsthaft auf und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe. Erst nachdem er uns etwa zehn Minuten weit begleitet und zu seinem großen Bedauern gesehen hatte, daß mit solchen Feiglingen kein ehrenfester Strauß auszufechten, verließ er uns und trabte, grollend über die verpaßte Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen, wieder dem Dorfe zu.

Kämpfe mit dem Menschen und anderen Thieren sind selten ernst gemeint; es scheint eher mehr, daß es dem Bock darum zu thun ist, seine Bereitwilligkeit zum Kampfe zu zeigen, als den Gegner wirklich zu gefährden. Allerliebst sieht es aus, wenn junge Ziegenböcke mit jungen, spiellustigen Hunden kämpfen: — doch das hat ja unser Kinderfreund Otto Speckter so allerliebst in Bild und Wort gezeichnet, daß ich Nichts darüber zu sagen brauche.

Sicher ist, daß die Ziege eine natürliche Zuneigung zum Menschen hat. Sie ist ehrgeizig und für Liebkosungen im höchsten Grade empfänglich. Weiß eine, daß sie gut steht bei ihrem Herrn, so zeigt sie sich eifersüchtig wie ein verwöhnter Hund, und stößt auf die andere los, wenn der Herr diese ihr vorzieht. Dabei ist sie klug und versteht es, ob der Mensch ihr eine Unbilde zugefügt, oder sie in aller Form Rechtens bestraft hat. Geschulte Ziegenböcke ziehen die Knaben bereitwillig und gern stundenlang, widersetzen sich aber der Arbeit aufs entschiedenste, sobald sie gequält oder unnöthigerweise geneckt werden. Ja, der Verstand dieser vortrefflichen Thiere geht noch weiter, ich kenne Ziegen, welche förmlich die menschliche Sprache verstehen. Daß abgerichtete Ziegen auf Befehl die verschiedensten Dinge ausrichten, ist bekannt, — ihre Lernfähigkeit geht ja soweit, daß sie sogar mit einzelnen Buchstabentäfelchen Worte zusammensetzen: — daß aber Ziegen, so zu sagen, sprechende Antworten auf vorgelegte Fragen geben, ohne irgendwie abgerichtet worden zu sein, Das spricht sicherlich für ihren hohen Verstand. Meine Mutter hält Ziegen und achtet sie hoch, ist deshalb auch sehr besorgt, daß sie gut abgewartet werden. Nun ereignet es sich zuweilen, daß die leichtsinnigen Dienstboten die Thiere nicht gehörig füttern. Meine Mutter kann aber sofort erfahren, ob ihre Ziegen sich befriedigt fühlen, oder nicht. Sie braucht die Thiere nur zum Fenster heraus zu fragen, so erhält sie die richtige Antwort. Denn sobald die Ziegen die Stimme ihrer Pflegerin hören und irgendwie sich vernachlässigt fühlen, schreien sie laut auf, im entgegengesetzten Fall schweigen sie hartnäckig. Genau so benehmen sie sich, falls sie unrechtmäßigerweise gezüchtigt worden. Wenn sie einmal in den Garten gerathen und dort mit ein paar Peitschenhieben von den Blumenbeeten oder Obstbäumen weggetrieben werden, vernimmt man keinen Laut von ihnen; wenn aber die Magd ihnen im Stalle einen Schlag gibt, schreien sie jämmerlich. Im Hochgebirge begleiten sie den Wanderer bettelnd und sich an ihn schmiegend oft halbe Stunden weit, und Denjenigen, welcher ihnen nur ein Mal Etwas reichte, kennen sie genau und begrüßen ihn freudig, sobald er sich wieder zeigt.

Auf den spanischen Hochgebirgen wendet man die Ziegen, ihrer großen Klugheit wegen, als Leitthiere der Schafherden an. Die edleren Schafrassen werden dort während des Sommers auf den Hochgebirgen geweidet, im Süden oft in Höhen zwischen 8 bis 10,000 Fuß über dem Meere. Hier können die Hirten ohne Ziegen gar nicht bestehen; allein sie betrachten die ihnen so nützlichen Thiere doch nur als nothwendiges Uebel.

„Glauben Sie mir, Señor,“ sagte mir ein gesprächiger Andalusier auf der Sierra Nevada, „wenn ich sonst wollte, über meine beiden Leitziegen könnte ich mich todt ärgern! Sie thun sicherlich niemals Das, was ich will, sondern regelmäßig das gerade Gegentheil: — und ich muß sie gewähren lassen! Sie dürfen überzeugt sein, daß ich heute nicht hier weiden wollte, wo Sie mich gefunden haben: aber meine Ziegen wollten hier weiden, und ich mußte folgen. Nicht einmal mein Hund kann mit ihnen fertig werden. Wollte ich sie hetzen: sie führten mir meine ganze Herde in das Verderben. Da sehen Sie selbst!“ Bei diesen Worten zeigte der gute Mann auf die beiden bösen Lockbuben der frommen, dummen Schafe, welche soeben eine der gefährlichsten Felsenklippen erstiegen hatten und der Herde freundlich zumeckerten, ihnen nach diesem Punkte, welcher sicherlich eine schöne Aussicht versprach, zu folgen. Der Hund wurde abgesandt, um die Störrischen herab zu holen; doch Dies war keine so leichte Aufgabe. Zuerst zogen sich die beiden Böcke auf die höchste Spitze des Grates zurück, und Chizo, welcher ihnen folgen sollte, gab sich vergebliche Mühe, da hinauf ihnen nach zu klettern. Der arme, treue Diener des entrüsteten Hirten rutschte beständig von den glatten Felsen herab; sein Eifer wurde dadurch aber nur angespornt, und weiter und weiter kletterte er empor. Niesend begrüßten ihn die Ziegen, bellend antwortete der Hund, dessen Zorn sich mehr und mehr steigerte. Endlich glaubte er die Frevler erreicht zu haben: aber nein! — sie machten einen ebenso zierlichen, als geschickten Sprung über ihn weg und standen zwei Minuten später auf einem anderen Felszacken, dort das alte Spiel von neuem beginnend. Die Schafherde hatte sich mittlerweile so vollständig in die Felsen eingewirrt und lief mit einer so beispiellosen Todesverachtung auf den schmalen Stegen dahin, daß dem Hirten und, ich gestehe es offen, mir auch, vom bloßen Zusehen bange wurde. Aengstlich rief er den Hund zurück, und befriedigt nahmen die Ziegen Dies wahr. Augenblicklich stellten sie sich wieder als Leiter der Herde auf und führten dieselbe nach Verlauf von einer reichlichen halben Stunde, ohne eins der theuren Häupter zu gefährden, aus dem Felsenwirrsal glücklich heraus. Ich war entzückt von dem unterhaltenden Lustspiele.

Die Ziegenhirten der Schweiz haben es womöglich schlimmer, als mein guter Andalusier: sie führen ein wahres Hundeleben. „Der Wanderer trifft,“ sagt Tschudi, „nachdem er halbe Tage lang in den endlosen Trümmer- und Eislabyrinthen umhergestiegen ist, ohne Menschen und Thiere zu bemerken, plötzlich und zu seinem höchsten Erstaunen eine elende Stein- und Moshütte, einen verwilderten Buben, den Sonne, Wind und Schmuz um die Wette gebräunt haben, und eine kleine höchst muntere Ziegenherde, welche sich malerisch auf den kleinen Blöcken, auf den Grasflecken der Felsen und auf den grünen Matten vertheilt hat und den Besucher mit neugierigen Blicken betrachtet. Es sind Dies gewöhnlich milchlose Herden, welche auf möglichst wohlfeile Weise übersömmert werden sollen und drei bis fünf Monate in den ödesten und wildesten Gebirgslagen zuzubringen haben, ohne irgend eine Pflege zu genießen, als das bischen Salz, welches ihnen der Junge von Zeit zu Zeit auf einen Felsen streut, um sie beisammen zu behalten.“

„Diese Hirtenbuben führen wohl das armseligste Leben, welches in der Nähe der Kulturländer möglich ist. Im Frühling ziehen sie mit ihrer bestimmten Zahl von Thieren ins Gebirge ohne Strümpfe und Schuhe, Weste und Rock, in den erbärmlichsten Kleiderbruchstückchen, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen, einem Wetterhute und etwas mageren Käse und Brod versehen. Das ist ihre einzige Speise während des ganzen Sommers; von warmer Nahrung ist keine Rede. Oft bringt ihnen ein anderer Junge aus dem Thale alle vierzehn Tage, oft nur alle Monate, neues Brod und Käse. Diese Nahrungsmittel werden in der Zwischenzeit beinahe ungenießbar. Der arme Tropf nagt wochenlang an einem ganz durchschimmelten Brodstücke und einem schwarzbraunen, steinharten Käserest, in dem man nur mühsam eine menschliche Speise zu erkennen vermag. Bei schlechtem Wetter kauert er wochenlang, ohne Feuer, ohne ein Wort, vor Kälte und Hunger zitternd, in seinem feuchten Loche, aus dem er nur herauskriecht, seine Thiere zu erblicken, welche es, obgleich auch sie schutzlos dem Wechsel der Alpenwitterung preisgegeben sind, doch weit besser haben, als ihr Hirt. Gegen den Herbst hin rückt die Gesellschaft dann gegen die milderen Kuhalpen

herunter, und wenn Frost und Schnee auch hier zu groß werden, treibt der Bube zu Thal, um hier einen unglaublich kleinen Lohn in Empfang zu nehmen."

Der berühmte Thomas Plater, welcher in seiner Jugend lange Ziegenhirt war, berichtet später selbst in seiner Lebensbeschreibung von dem Leben, welches er führte: „Da ich bei sechs Jahre alt war, hat man mich zu einem Vetter gethan, dem mußte ich ein Paar der Gizen bei dem Hause hüten. Derselbe Bauer hatte bei achtzig Geisen, deren mußte ich in meinem siebenten und achten Jahre hüten. Da ich noch so klein war, daß, wenn ich den Stall aufthat und nicht gleich neben sich sprang, stießen mich die Geisen nieder, loffen über mich weg und traten mir auf den Kopf, Arme und Rücken. Wann ich dann die Geisen über die Bispen getrieben hatte, liefen mir die ersten über die Kornäcker, wann ich die daraus trieb, liefen die anderen hinein; da weinte ich dann und schrie, denn ich wußte wohl, daß man mich zu Nacht würde schlagen. Ein ander Mal gingen meine Geislein auf ein Felslein; es war eines guten Schrittes breit und dabei schrecklich tief, gewiß an tausend Klaftern, um mich Nichts, denn Felsen. Von den Felsen ging eine Geis der anderen nach und einen Schroffen hinauf, da sie blos die Fußkläuelein mochten stellen auf die grauen Büschen, die auf den Felsen gewachsen waren. Wie sie nun da hinauf waren, wollte ich auch nach; als ich aber nicht mehr, als ein Schrittlein mich am Grase hatte aufgezogen, konnte ich nicht weiter, mochte auch nicht weiter auf das Schröfflein schreiten und durfte auch nicht ein Schrittlein hinter sich springen. In dieser Noth war mir sehr angst, denn ich fürchtete, die großen Geier, die unter mir in den Lüften flogen, würden mich hinwegtragen. — — — Solch gut Leben habe ich in Menge auf den Bergen bei den Geisen gehabt. Das weiß ich wohl, daß ich selten ganze Zehen gehabt habe, sondern Blätze daran abgestoßen, große Schrunden, oft übel gefallen, ohne Schuhe der Mehrtheil, im Sommer oder Holzschuhe, großen Durst. Mein Speise war am Morgen vor Tage ein Brai von Roggenmehl, zu Nacht aber erwählte Käsemilch. Im Sommer kann man im Heu liegen, im Winter auf einem Streu ganz voll Ungeziefers. So liegen gemeiniglich die armen Hirtlein, die bei den Bauern in den Einöden dienen."

Die griechischen Hirten, bei denen ich mehrere Tage in der Nähe des Anakulsees verlebte, hatten es nicht besser. Sie wurden nachts von den Mücken weidlich gepeinigt und mußten bei Tage in der glühenden Sonnenhitze auf allen den steilen Felsen umherklettern, um ihr übermüthiges Herdenvolk zusammenzuhalten. In Griechenland sind die Ziegen fast das einzige Herdenvieh, welches man sieht; sie beleben alle Berge und künden sich dem Wanderer schon von weitem durch den empfindlichsten Bockgeruch an. Auf dem Wege zwischen Athen und Theben kamen wir durch ein enges Thal, in dem wir es vor Gestank kaum aushalten konnten. Viele Hunderte von Ziegen in kleinen Herden liefen auf halsbrecherischen Pfaden dahin; die Hirten folgten ihnen mit beispiellosem Geschick.

In vielen Orten überläßt man die Ziege sich selbst, so auch in den Alpen. Man treibt sie in ein bestimmtes, ganz abgelegenes Weidegebiet und sucht sie im Herbst wieder zusammen, wobei dann nicht selten manch theueres Haupt fehlt, oder man schickt ihnen täglich oder auch nur wöchentlich durch einen Knecht etwas Salz, welches sie dann auf der bestimmten, ihnen wohlbekannten Steinplatte zur bestimmten Stunde sehnsüchtig erwarten. Da kommt es dann oft vor, daß die Ziegen, von der Neugierde getrieben, sich zu den Gemsen begeben und mit diesen wochenlang ein echtes Freileben führen, obwohl es ihnen sicherlich nicht geringe Anstrengung kosten mag, mit jenen Kletterkünstlern zu wetteifern.

Im Innern Afrikas weiden die Ziegen ebenfalls nach eigenem Gutdünken, kommen aber abends in eine sogenannte Serieba oder Umzäunung von Dornen, wo sie vor den Raubthieren geschützt sind. Nicht selten begegnet man mitten im Urwalde einer bedeutenden Ziegenherde, und da bemerkt man dann oft genug, daß die Hälfte der Thiere buchstäblich auf den Bäumen herumklettert, während die andere unten weidet. Oder mitten in den Steppen sieht man sich plötzlich umringt von einer ganzen Anzahl dieser lustigen Geschöpfe, welche bettelnd Einen umlagern. Dann trifft man wohl auch ein armseliges Zelt, in welchem ein Paar zerlumpte, sonnenverbrannte Araber hausen, deren ganzes

Besitzthum ein Wasserschlauch, ein Getreidesack, ein Reibstein und eine Thonplatte, zum Rösten ihres Mehlbreies, ist. Nachts geht es oft laut zu in der Serieba. Es gibt nicht viele Thiere, welche sowenig schlafen, wie die Ziegen; beständig sind einige rege, selbst bei der ärgsten Dunkelheit werden noch Gefechte ausgeführt, Wettläufe veranstaltet und Kletterkünste unternommen.

Grauenvoll aber ist der Aufruhr, wenn sich ein Raubthier, zumal ein Löwe, solcher Serieba naht. Man glaubt, daß jede einzelne Ziege zehnerlei Stimmen zu gleicher Zeit ertönen läßt. Aus dem muthwilligen Meckern wird ein im höchsten Grade ängstliches Blöcken oder Stöhnen; und wenn dann die armen Eingepferchten die runden Augen des Räubers durch den Dornenzaun hindurch leuchten sehen, kennt ihre Bestürzung keine Grenzen mehr. Sie rennen wie besessen in der Serieba auf und nieder, stürzen sich wie unsinnig gegen die dornigen Wände, klettern an diesen empor und bilden einen höchst sonderbaren Kranz der sonderbaren Umhegung. Die Nomaden wollen wahrgenommen haben, daß der Löwe nur beim allerärgsten Hunger unter eine Ziegenherde fällt, während er den Rinderherden aufs äußerste verderblich wird; dagegen ist der Leopard der schlimmste Feind, welchen unsere Thiere in Afrika haben können.

Die edelen asiatischen Ziegen werden gewöhnlich aufs sorgfältigste gehütet; sie bedingen ja auch fast einzig und allein den Wohlstand ihrer Herren.

Amerika hat die Ziege erst durch die Europäer erhalten; heutzutage ist sie hier überall verbreitet; doch betreibt man ihre Zucht nicht immer räthlich; in manchen Gegenden scheint sie sogar sehr vernachlässigt zu werden, so in Peru und Paraguay, in Brasilien und Surinam, während sie in Chile hoch geachtet wird. Auf den Antillen hält man drei verschiedene Rassen oder Arten.

In Australien ist sie erst neuerdings eingeführt worden, hat aber schon eine bedeutende Verbreitung erlangt.

Nach den Beobachtungen, welche man bisher gemacht hat, frißt die Ziege bei uns von 576 Pflanzenarten 449. Ihre Unstetheit und Launenhaftigkeit zeigt sich sehr deutlich bei dem Aeßen; sie hascht beständig nach neuem Genusse, pflückt allerwärts nur wenig, untersucht und nascht von Diesem und Jenem, und hält sich nicht einmal beim Besten auf. Ganz besonders erpicht ist sie auf das Laub der Bäume, und deshalb richtet sie in Schonungen sehr bedeutenden Schaden an. Merkwürdigerweise frißt sie auch Pflanzen, welche anderen Thieren sehr schädlich sind, ohne den geringsten Nachtheil: so die Wolfsmilch, das Schellkraut, den Seidelbast, die Pfaffenhütchen und die Eberwurz, den sehr scharfen Mauerpfeffer, Huflattig, Melisse, Salbei, Schierling, Hundspetersilie und dergleichen, mit Vergnügen auch Rauchtabak, Cigarrenstummel, deren Nikotin anderen Thieren entsetzlich ist, und dergleichen. Vom Genusse der Wolfsmilch bekommt sie gewöhnlich den Durchfall; weiter schadet ihr dieses entschiedene Gift aber nicht. Eibe und Fingerhut sind Gift für sie; das Flohkraut, der Spindelbaum behagen ihr auch schlecht. Am liebsten sind ihr junge Blätter und Blüthen von Hülsenpflanzen, die Blätter der Kohl- und Rübenarten und die der meisten Bäume; am gedeihlichsten sind ihr alle Pflanzen, welche auf trockenen, sonnigen, fruchtbaren Höhen wachsen. Alle Wiesen, welche mit Mist oder sonst stinkiger Masse besudelt sind, können nicht als Weideplätze für Ziegen benutzt werden: sie ekeln sich auch da noch, wo schon lange vorher gedüngt wurde. Die freiweidenden Ziegen bekommen nur Wasser zu trinken, die Stallziegen einen lauwarmen Trank, in welchem Roggenkleie und etwas Salz aufgelöst ist.

Die Ziege ist schon mit einem Alter von einem halben Jahre zur Fortpflanzung geeignet. Ihre Paarungslust, welche gewöhnlich in die Monate September bis November fällt und zuweilen sich noch ein zweites Mal im Mai einstellt, zeigt sich durch vieles Meckern und Wedeln mit dem Schwanze an. Läßt man ihr den Willen nicht, so wird sie leicht krank. Der Bock ist zu allen Zeiten des Jahres brünstig und reicht, wenn er im besten Alter sich befindet, d. h. vom zweiten bis achten Jahre, für hundert Ziegen hin. Einundzwanzig bis zweiundzwanzig Wochen nach der Paarung wirft die Ziege ein oder zwei, seltener drei und nur ausnahmsweise vier oder fünf Junge; in diesem Falle geht aber die Mutter oder wenigstens ihre Nachkommenschaft gewöhnlich zu Grunde. Schon wenige Minuten nach

ihrer Geburt richten sich die Zicklein auf und suchen das Euter ihrer Erzeugerin; am nächsten Tage laufen sie schon herum und nach vier bis fünf Tagen folgen sie der Alten überall hin. Sie wachsen rasch: im zweiten Monate sprossen schon die Hörnchen hervor; mit einem Jahre sind sie ausgewachsen.

Der Nutzen der Ziege ist sehr bedeutend. Sie ist in vielen Gegenden, wie bemerkt, der größte Freund des Armen: denn ihre Unterhaltung kostet wenig, im Sommer so zu sagen gar Nichts; sie versorgt aber das Haus mit Milch, und liefert dem Unbemittelten auch noch den Dünger für sein gemiethetes Feldstück. Lenz hat gewissenhaft Buch geführt und gefunden, daß eine Ziege, wenn sie gut gefüttert wird, in einem Jahre 1884 Nösel Milch liefern kann, welche bereits im Jahre 1834 über 26 Thaler werth waren; gegenwärtig aber mag sich der Ertrag einer Ziege etwa auf 30 Thaler belaufen, und der Ueberschuß unzweifelhaft ein sehr bedeutender sein.

In vielen Gegenden, so z. B. in Egypten, treibt man die Ziegen mit strotzendem Euter vor die Häuser der Milchverkäufer und melkt hier die gewünschte Menge gleich vor der Thür. Der Käufer hat dadurch den Vortheil, lauwarme Milch zu erhalten, und der Verkäufer braucht nicht erst zu chemischen Künsteleien, namentlich zu der ihm so nothwendig scheinenden Verbesserung durch Wasser seine Zuflucht zu nehmen. Man begegnet selbst in den größten Städten Egyptens einer Frau, hinter welcher eine zahlreiche Ziegenherde meckernd herläuft. Sie ruft „lebn, lebn hilwe“, oder „süße, süße Milch“, und da und dort öffnet sich ein Pförtchen, und ein mehr oder minder verschleierter dienstbarer Geist weiblichen Geschlechts, oder ein brauner Aethiopier, welcher die Küche eines Junggesellen zu besorgen hat, kommt hervorgeschlüpft, kauert sich auf den Boden hin, die Verkäuferin melkt ihm sein Gefäß voll, und weiter geht die Rufende mit ihrer meckernden Gesellschaft. Die Ziegen der Nomaden und festwohnenden Sudahnesen werden täglich zwei Mal gemolken und rennen, wenn die Milch sie drückt, wie toll zu dem einfachen Zelte oder Haus ihres Herrn, — gleichviel, ob sie heute hier und morgen dort eingestellt werden: sie wissen den jeweiligen Wohnplatz ihres Gebieters schon aufzufinden.

Weit bedeutender noch als der Nutzen, welchen die Ziege durch ihre Milch bringt, ist der Gewinn, welchen man von den feinen Wollhaaren der edleren Rassen oder Arten erzielt. Die Angora-, Kaschmir- und zottigen Ziegen werden fast ausschließlich zu dem Zwecke gehalten, Wolle zu erzeugen, und namentlich die erstgenannten liefern einen wirklich namhaften Ertrag.

Außer der Milch und des von ihr gewonnenen Käse, welcher in Griechenland eine große Rolle spielt, oder der Butter und der Wolle nutzt die Ziege durch ihr Fleisch, ihr Fell und ihre Hörner. Junge Zicklein sind sehr wohlschmeckend, obwohl fast etwas zu zart, und auch das Fleisch älterer Ziegen ist durchaus keine schlechte Kost. Das Fell wird zu Korduan und Saffian, seltener zu Pergament verarbeitet; für erstere Lederarten ist immer noch das Morgenland die Hauptquelle. Aus den Fellen der Böcke verfertigt man Beinkleider und starke Handschuhe, in Griechenland Wein- oder in Afrika Wasserschläuche. Das grobe Haar wird hier und da zu Pinseln benutzt oder zu Stricken gedreht. Die Hörner fallen den Drechslern, und im Morgenlande dem Wundarzt anheim, welcher sie als Schröpfköpfe zu verwenden pflegt. So nutzt also das vortreffliche Thier im Leben wie im Tode.

Nach dieser ausführlichen Schilderung der wichtigeren Ziegen wollen wir der Halbziegen (Hemitragus) wenigstens noch flüchtig gedenken. Als Vertreter dieser Thiere gilt der Thar oder Tahir, welchen sein Entdecker, Hamilton Smith, Jraharal nannte (Hemitragus jemlaicus). Die Eigenthümlichkeiten der Sippe liegen in den seitlich zusammengedrückten, vorn gekanteten Hörnern, welche bei dem Männchen drei- oder vierseitig und mit ringartigen Querwülsten bedeckt, beim Weibchen aber mehr gerundet und gerunzelt sind, in der nackten und kleinen Nasenkuppe und den vier Zitzen des Weibchens.

Der Thar ist ein schönes großes Thier von 4½ Fuß Leibes-, 3½ Zoll Schwanzeslänge und 2¾ Fuß Höhe am Widerrist; die Hörner werden höchstens fußlang. Hinsichtlich seines Leibesbaues

ist er eine echte Ziege; denn auch die Hörner, auf denen zum Theil seine Sonderstellung beruht, unterscheiden sich eben nicht sehr von denen anderer Mitglieder unserer Familie. Sie stehen ziemlich hoch über den Augen und stoßen am Grunde fast zusammen. Vom Grunde an erheben sie sich in schiefer Richtung, fast an den Scheitel angepreßt, nach rückwärts, weichen nach außen von einander ab, und drehen sich im letzten Drittel ihrer Länge wieder nach ein- und abwärts, mit der Spitze aber nochmals nach außen. Die Behaarung besteht aus längeren, groben enganliegenden Grannen und sehr zartem feinen Wollhaar; sie ist am ganzen Leibe reichlich, an manchen Theilen aber ganz auffallend verlängert: denn der alte Bock trägt eine Mähne, welche der des Löwen an Fülle völlig gleichkommt. Das Gesicht, die Unterseite des Kopfes und die Füße sind kurz behaart, der Hals, die Vorderschenkel und die hinteren Seiten bemähnt; die einzelnen Haare werden hier fast fußlang. Bei dem Weibchen ist die Mähne nur angedeutet. Beide Geschlechter sind bartlos. Wie man an



Der Thar oder Tahir (Hemitragus jemlaicus).

dem Bocke im londoner Thiergarten beobachtete, ist der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertracht sehr bedeutend. Mit dem Alter nimmt die Länge der Mähne auffallend zu. Auch die Färbung wechselt. Alte Männchen sind weißlich fahlbraun, hier und da, an einzelnen Stellen, dunkelbraun; ein schwarzer, breiter Längsstreifen zieht sich über die Stirn bis an das Schnauzenende hin und läuft nach hinten hin über den ganzen Rücken bis zur Schwanzspitze. Jüngere Männchen und Weibchen sind dunkelbraun und ihre Füße, mit Ausnahme eines lichteren Streifen, auf der Hinterseite fast schwarz. Nicht selten ist die vorherrschende Färbung aber auch ein fahles Schiefergrau, in welches sich an den Seiten Rostroth einmischt. Die Stirn, die Oberseite des Halses und Rückens sind roth oder dunkelbraun, die Kehle, die Unterseite des Halses, der mittlere Theil des Bauches und die Innenseite der Gliedmaßen schmuzziggelblich, schiefergrau überflogen. Ein rother oder dunkelbrauner Streifen zieht sich erst ringartig um das Auge und läuft dann seitlich bis zum Munde herab, wo er, sich verbreitend, erblaßt. Ein ähnlicher Flecken steht an der unteren Kinn-

lade. Die Hörner und Hufe sind graulichschwarz. — Unser Bild zeigt uns den noch jungen Bock des londoner Thiergartens in seiner Sommertracht.

Markham gibt in seinen „Jagden im Himalaya" eine Beschreibung der Aufenthaltsorte dieses noch sehr wenig bekannten Thieres. „Der gewöhnliche Wohnplatz des Tahir," sagt er, „sind die felsigen und grasreichen Abstürze der Hügel, namentlich die baumfreien. Doch bewohnt das schöne Wild auch die Wälder selbst, falls nur der Grund dort zerrissen und felsig ist. Wenn die genannten Stellen in einer Höhe von mehr als 8000 Fuß liegen, bestehen die Wälder auf dem südlichen und westlichen Abhänge hauptsächlich aus Eichen. Der Grund ist trocken und gewöhnlich felsig, die Bäume stehen sehr vereinzelt, und die niedere Pflanzenwelt hat fast dasselbe Gepräge, wie die Weiden auf waldlosen Hügeln selber. Auf der Schattenseite, da, wo die Wälder viel dichter und baumreicher sind, kommt der Tahir niemals oder nur sehr selten vor." Wie weit der Verbreitungskreis sich erstreckt, ist bisjetzt noch nicht genauer ermittelt worden. Es ist gar nicht unmöglich, daß sich das Thier auch in China findet.

Ueber die Lebensart des Tahir im Freien ist bisjetzt noch soviel als Nichts bekannt, und auch über das Gefangenleben haben wir nur sehr dürftige Mittheilungen erhalten. Jung eingefangene Tahirs gewöhnen sich leicht an den Hausstand, werden bald vergnügt und zahm, zeigen großen Trieb zum Klettern, sind neckisch und lustig, wie die übrigen Ziegen und könnten nach allen Anzeichen sehr leicht zu vollständigen Hausthieren gemacht werden. In Indien hat man mehrere auch in den wärmeren Gegenden gehalten und beobachtet, daß sie das ihnen eigentlich nicht zusagende Klima ohne Beschwerden ertragen. Mit dem Kleinvieh befreundet sich der Tahir sehr bald, und zumal die Böcke scheinen in den weiblichen Schafen und Ziegen des Umgangs durchaus würdige Geschöpfe zu erblicken. Sie verfolgen dieselben oft mit großer Ausgelassenheit und sind sofort geneigt, mit Ziegenböcken, welche Uebergriffe in ihre Gerechtsame nicht dulden mögen, einen ernsten Strauß auszufechten. So selten man den Tahir in Gefangenschaft hielt, das Eine hat man doch schon beobachten können, daß sich nämlich dieser Gebirgssohn ohne große Umstände mit Hausziegen und sogar mit dem Schafe paart; die Eingeborenen behaupten sogar, daß für einen echten Tahirbock unter Umständen auch ein weibliches Moschusthier Gegenstand der regsten Theilnahme sein könnte. Innige Verhältnisse dieser Art sollen aber nicht von dem seitens des Bockes erwünschten Erfolge gekrönt werden.

Aus allen Angaben geht hervor, daß unser Thier in seinem ganzen Wesen und Sein eine echte Ziege ist, eigensinnig und muthwillig, aufmerksam, klug und selbständig, beweglich, ausdauernd und vorsichtig, dem anderen Geschlechte sehr zugethan und deshalb Gleichgesinnten gegenüber händelsüchtig und rauflustig; wir können also zur Zeit noch eine ausführlichere Schilderung seines Lebens entbehren.

* * *

In leiblicher Hinsicht stehen die Schafe (Oves) den Ziegen außerordentlich nah, in geistiger Hinsicht haben nur die wild lebenden Arten der Familie Aehnlichkeit mit einander.

Die Schafe unterscheiden sich von den Ziegen durch die großen Thränengruben, die flache Stirn, die kantigen, etwa dreiseitigen, querrunzeligen, schneckenförmig gedrehten Hörner und den Mangel eines Bartes. Im allgemeinen sind sie schlankgebaute Thiere mit schmächtigem Leibe, dünnen, hohen Beinen und kurzem Schwanz, vorn stark verschmälertem Kopfe, mit mäßig großen Augen und Ohren und doppelter, zottiger oder wolliger Behaarung. Im Geripp macht sich zwischen ihnen einerseits und den Ziegen, Antilopen und Hirschen anderseits kein großer Unterschied bemerklich. 13 Wirbel tragen Rippen, 6 sind rippenlos, 3 bis 22 bilden den Schwanz. Der innere Leibesbau bietet keine besonderen Eigenthümlichkeiten.

Alle wildlebenden Schafe bewohnen die Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte. Ihr Verbreitungskreis reicht über Europa, Mittel- und Nordasien, Afrika und den nördlichen Theil von

Amerika. Die meisten Arten kommen in der alten Welt vor. Jede Gebirgsgruppe besitzt eigenthümliche Arten, wie Andere wissen wollen, Unterarten — der Schafe, welche sich hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Hörner auszeichnen. Die Windung derselben ist maßgebend. Bei den einen ist das rechte Horn von der Wurzel zur Spitze links und das linke rechts gewunden; dann treten die Hornspitzen nach außen hin auseinander; bei den anderen ist das rechte Horn rechts und das linke links gewunden: dann wenden sich die Hornspitzen nach hinten und erinnern an den Hornbau der Ziegen.

Sämmtliche Schafe sind echte Gebirgskinder. Einige von ihnen scheinen sich nur in den bedeutendsten Höhen wohl zu fühlen. Sie steigen selbst bis über die Schneegrenze, einzelne zu Höhen von 18 bis 20,000 Fuß empor, wo sich außer ihnen nur noch einige Ziegen, ein Rind, das Moschusthier und verschiedene Vögel umhertreiben. In ebenen Gegenden leben blos zahme Schafe, und man sieht es denen, welche in Gebirgsländern gezüchtet werden, recht deutlich an, wie wohl es ihnen thut, eine so recht ihnen zusagende Heimat bewohnen zu dürfen. Grasreiche Triften oder lichte Wälder, schroffe Felsen und wüste Halden, zwischen denen nur hier und da ein Pflänzchen sprießt, bilden die Aufenthaltsorte der Wildschafe. Je nach der Jahreszeit wandern sie von der Höhe zur Tiefe oder umgekehrt: der Sommer lockt sie nach oben, der eisige Winter treibt sie in die wohnlichere Tiefe, weil er ihnen in der Höhe ihre Nahrung bedeckt. Diese besteht aus frischen und saftigen Alpenkräutern im Sommer und aus Mosen, Flechten und dürren Gräsern im Winter. Die Schafe sind lecker, wenn sie reiche Auswahl haben, und genügsam im hohen Grade, wenn sich ihnen nur weniges bietet: dürre Gräser, Schößlinge, Baumrinden und dergleichen sind im Winter oft ihre einzige Nahrung, und dennoch merkt man ihnen kaum den Mangel an.

Mehr als bei anderen Hausthieren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Renthieres, sieht man an den Schafen, wie die Sklaverei entartet. Das zahme Schaf ist nur noch ein Schatten von dem wilden. Die Ziege bewahrt sich, wie wir sahen, auch in der Gefangenschaft ihre Selbständigkeit: das Schaf wird im Dienste des Menschen ein willenloser Knecht. Alle Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, das gewandte, behende Wesen, die Kletterkünste, das kluge Erkennen und Meiden oder Abwehren der Gefahr, der Muth und die Kampfslust, welche die wilden Schafe zeigen: alles Dies geht bei den zahmen unter; sie sind eigentlich das gerade Gegentheil von ihren freilebenden Brüdern. Es scheint, als ob ihr Verstand zu Gunsten des Felles untergegangen wäre. Die wildlebenden Arten erinnern noch vielfach an die munteren, klugen, übermüthigen Ziegen. Sie stehen diesen in den meisten Eigenschaften und Fertigkeiten gleich; sie haben denselben regen Geist, dasselbe lebhafte Wesen: — die zahmen können wahrhaftig nur den Landwirth begeistern, welcher aus dem werthvollen Vließe guten Gewinn zieht; im übrigen sind sie unausstehliche Geschöpfe. Eine Charakterlosigkeit ohne Gleichen spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus. Der stärkste Widder weicht feig dem kleinsten Hunde; ein unbedeutendes Thier kann eine ganze Herde erschrecken; blindlings folgt die Masse einem Führer, gleichviel ob derselbe ein erwählter ist oder blos zufällig das Amt eines solchen bekleidet: sie stürzt sich ihm nach in augenscheinliche Gefahr, sie springt hinter ihm in die tobenden Fluthen, obgleich sie sieht, daß alle, welche den Satz wagten, zu Grunde gehen müssen. Kein Thier läßt sich leichter hüten, leichter bemeistern, als das zahme Schaf; es scheint sich zu freuen, wenn ein anderes Geschöpf ihm die Last abnimmt, für das eigene Beste sorgen zu müssen. Daß solche Geschöpfe gutmüthig, sanft, friedlich, harmlos, frei von jeder Leidenschaft sind, darf uns nicht wundern; in der Dummheit begründet sich ihr geistiges Wesen, und gerade deshalb ist das Lamm eben kein glücklich gewähltes Sinnbild. In den südlichen Ländern, wo die Schafe sich mehr überlassen sind, als bei uns, bilden sich die geistigen Fähigkeiten ganz anders aus. Sie sind dort selbständiger, kühner und muthiger als hier zu Lande; sie kämpfen sogar mit anderen Geschöpfen.

Die Vermehrung der Schafe ist ziemlich bedeutend. Das Weibchen bringt nach einer Tragzeit von 20 bis 25 Wochen ein oder zwei, seltener drei oder vier Junge zur Welt, welche bald nach ihrer Geburt im Stande sind, der Alten nachzufolgen. Die wilden Mütter vertheidigen ihre Jungen mit

Gefahr ihres Lebens und zeigen eine außerordentliche Liebe zu ihnen: die zahmen sind stumpf gegen die eigenen Kinder, wie gegen alles Vernünftige; sie glotzen den Menschen unendlich dumm und gleichgiltig an, wenn er ihnen ihre Lämmer wegnimmt. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sind die Jungen selbständig geworden und bereits vor ihrem erfüllten ersten Lebensjahre selbst wieder fortpflanzungsfähig.

Fast alle wilden Arten lassen sich ohne große Mühe zähmen und behalten ihre Munterkeit wenigstens durch ein paar Geschlechter hindurch; denn sie pflanzen sich ohne Umstände in der Gefangenschaft fort. An Leute, welche sich viel mit ihnen abgeben, schließen sie sich innig an, folgen ihrem Rufe, nehmen gern Liebkosungen entgegen und können einen so hohen Grad von Zähmung erlangen, daß sie mit anderen Hausthieren auf die Weide gesandt werden dürfen, ohne daß ihnen große Lust ankommt, günstige Augenblicke zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu benutzen. Die zahmen Schafe sind schon seit undenklichen Zeiten zu Hausthieren geworden; man kennt auch bei ihnen nicht ihre Stammeltern. Der Mensch hat sie ihres hohen Nutzens wegen über die ganze Erde mit sich verbreitet und mit Erfolg auch in solchen Ländern eingeführt, welche ihnen ursprünglich ganz fremd waren. Sämmtliche Theile des Schafes werden verwandt; Wolle und Mist aber werfen den meisten Ertrag ab.

Die Jagd der Wildschafe wird ihrer Gefährlichkeit halber mit Leidenschaft betrieben und gibt des wohlschmeckenden Fleisches, der gesuchten Hörner und des vortrefflichen Felles wegen, einen guten Ertrag.

Wie immer stellen wir auch hier eine wilde Art oben an, welche als Uebergangsthier von den Ziegen zu den Schafen betrachtet werden kann. Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus) wird in vielen thierkundlichen Werken unter den Ziegen mit aufgeführt, weil es mit diesen ebenso viele Verwandtschaft hat, als mit den Schafen. Die Hörner unterscheiden es von den eigentlichen Ziegen, obgleich auch sie noch an das Ziegengehörn erinnern: dagegen fehlen ihm die Thränengruben und die so ausgezeichnete Nase der Schafe, mit welchen es das allgemeine Gepräge seiner Gestalt und das Betragen gemein hat. Das bezeichnendste Merkmal des Thieres ist eine starke Haarmähne, welche am Oberhalse beginnt und bis zur Brust herabreicht, sich auch noch auf den Vorderbeinen bis unter das Beugegelenk der Ferse fortsetzt. Diese Mähne hat unserem Thiere den französischen Namen „Moufflon à manchettes" eingetragen. Die Hörner, welche etwa 2 Fuß lang werden, sind unten beinahe vierkantig, oben zusammengedrückt, auf der Außenseite tiefgefurcht; sie steigen erst gerade aufwärts, krümmen sich dann nach hinten und wenden sich mit den Spitzen etwas nach innen. Das Haarkleid ist mit Ausnahme der Mähne und der ziemlich kurzen Schwanzquaste wie bei den Ziegen, denn die Haare sind steif und liegen glatt am Leibe an. Auf der Oberseite ist das Mähnenschaf fahlroth oder dunkelgelb gefärbt; die Spitzen der Haare sind aber weiß, und deshalb erscheint der Pelz etwas gesprenkelt. Die untere und die innere Seite der Gliedmaßen sind weiß; über den Rücken verläuft eine dunklere Binde. Ein völlig ausgewachsener Bock wird etwa 6 Fuß lang und 3¹⁄₂ Fuß hoch.

Bereits im Jahre 1561 beschrieb Cajus Britanicus das Mähnenschaf, dessen Fell ihm aus Mauritanien gebracht worden war. Seitdem verging eine lange Zeit, ehe wieder Etwas über das Thier verlautete. Erst Pennant und später Geoffroy erwähnen es von neuem; letzterer fand es in der Nähe Kairos im Gebirge auf. Andere Forscher haben es am oberen Nil und in Abissinien beobachtet; ja, man will es selbst am Sinai bemerkt haben. Am häufigsten dürfte es im Atlas sich finden. Ueber seine Lebensweise war bisher so gut als Nichts bekannt und ich würde demgemäß, da mir das Thier auf meiner Reise in Afrika nie vorgekommen ist, eben auch Nichts berichten können, hätte mein Freund Dr. Buvry nicht die Güte gehabt, mir Nachstehendes zur Benutzung zu überlassen.

„Das Mähnenschaf wird im südlichen Algerien von den Einheimischen im allgemeinen Arui genannt, während der Widder Feschthal, das Schaf Massa und das Junge Charuf heißt. In

der Provinz Constantine bewohnt das merkwürdige Geschöpf die Südabhänge des Auras-Gebirges; nach den Angaben der Araber soll es jedoch auch in den dieses Gebirge begrenzenden Steppen und auch in der Sandwüste des Wadi-Sinf angetroffen werden; im Westen findet es sich auf dem Djebel-Amur und in der Provinz Oran auf dem Südabhange des Djebel-Sidi-Scheich. Unzweifelhaft wird es in den höheren Theilen des Gebirges in dem marokkanischen Atlas noch häufiger sein, als in Algerien, da Unzugänglichkeit und Abgeschiedenheit von menschlichem Verkehr, welche jenen Theil des Gebirges auszeichnen, einem Wiederkäuer nur zusagen kann."

„Der Arui liebt die höchsten Felsengrate der Gebirge, zu denen man nur durch ein Wirrsal zerklüfteter Stein- und Geröllmassen gelangen kann, und deshalb ist seine Jagd eine höchst mühselige, ja oft gefährliche. Dazu kommt, daß sie nicht einmal viel Gewinn verspricht; denn das Mähnenschaf lebt nicht in Rudeln, wie andere Verwandte, sondern einzeln, und nur zur Bockzeit, welche in den November fällt, sammeln sich mehrere Schafe und dann auch die Widder, halten einige Zeit bei ein-



Das afrikanische Mähnenschaf (Ammotragus Tragelaphus).

ander und gehen hierauf wieder zerstreut ihres Weges. Gelegentlich der Paarung kommt es zwischen den Widdern oft zu überaus hartnäckigen Kämpfen. Die Araber versichern, daß man bei solchen Gelegenheiten in Zweifel sein müsse, was man mehr bewundern solle, die Ausdauer, mit der sich die verliebten Böcke gesenkten Kopfes halbe Stunden und länger einander gegenüber stehen, oder die Furchtbarkeit des gegenseitigen Anpralls, wenn sie gegen einander anrennen, oder endlich die Festigkeit der Hörner, welche Stöße aushalten, die, wie man glauben möchte, einem Elefanten die Hirnschale zerschmettern müßten."

„Vier bis fünf Monate nach der Paarung setzt die Massa ein oder zwei Lämmer, welche etwa vier Monate lang mit der Alten umherlaufen, jedenfalls aber schon ziemlich lange vor der nächsten Paarungszeit selbständig geworden sind und ihre eigenen Wege zu wandeln gelernt haben. Die Nahrung des Arui ist beziehentlich dieselbe, wie bei den übrigen wildlebenden Schafen und Ziegen: saftige Alpen-

pflanzen im Sommer, dürre Flechten und trockene Gräser im Winter; vielleicht mögen ihm auch einzelne von den niederen Gestrüpppflanzen willkommen sein."

„Es lag mir Alles daran, soviel als möglich über die Lebensweise des Thieres zu erfahren, und ich beschloß deshalb, keine Mühe und Beschwerde zu scheuen. Doch hatte ich mir die Jagd immer noch viel leichter vorgestellt, als sie wirklich war. In Begleitung meines Dieners Ali-Jbben-Abel verließ ich die Oase Biskra und ritt in nordöstlicher Richtung längs des Wadi, welches hier von allen Seiten durch echte Wüstenberge eingeschlossen ist, nach dem Djebel el Melch, einem Theil des Aurasgebirges, welches hier ziemlich steil in die Ebene abfällt und, wie gewöhnlich, am Fuße mit wüsten Halden und zerspalteten und zerrissenen Felsstücken bedeckt ist. Wir mußten lange suchen, ehe wir einen Weg durch das Wirrsal fanden, und hatten dann nicht blos unsere Füße, sondern auch unsere Hände recht nöthig, um uns über die gefährlichsten Stellen hinweg zu schleppen. Endlich fanden wir einen, wie es schien, ziemlich betretenen Felspfad, der uns durch die nackten, weißgrauen Kreidefelsen führte, freilich hart an wirklich furchterregenden Abgründen von ansehnlichen Salzmassen und Gipslagern. Die gelegentlich in Arbeit genommenen Kreidefelsen hatten zur besseren Ebenung dieses Pfades Veranlassung gegeben, und so konnten wir immer noch von Glück sagen; denn ohne diesen Weg würden wir schwerlich nach oben gekommen sein. Eine Todtenstille umgab uns; kein lebendes Wesen schien hier vorhanden zu sein; nur die kleine, überall gegenwärtige Wüstenlerche, der Vertreter des Lebens auch in dem sichtbarlichsten Reiche des Todes, ließ ihren schwermüthigen Ruf ertönen."

„Mühselig kletterten wir einige Stunden fort und mochten vielleicht nach und nach eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meere erstiegen haben: da winkte uns eine frische plätschernde Quelle zur Ruhe. Wir schlürften entzückt das köstliche Wasser und entdeckten dabei die Fährte eines Arui. Fast hätte ich schon jetzt aufgejauchzt über das Glück, welches uns begünstigte; denn das Mähnenschaf, welches heute morgen hier getrunken, war mir so gut als sicher: ich wußte, daß es wieder hierher zurückkehren, und daß mich dann mein treues erprobtes Gewehr gewiß nicht verlassen würde. Gleichwohl ließ uns die Ungeduld nicht recht zur Ruhe kommen, und noch ehe wir uns gehörig erfrischt hatten, begannen wir weiter nach oben zu steigen, in der Hoffnung, vielleicht schon jetzt Etwas von dem Thiere zu sehen. Aber vergebens waren unsere Anstrengungen. Wir kletterten den ganzen Tag umher, ohne auch nur ein Anzeichen des Wildschafes zu finden. Die Nacht brach schnell herein und nöthigte uns, ein Unterkommen zu suchen. Ein Felsenabhang in der Nähe jener Quelle mußte uns Herberge geben, und obwohl es nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, im Januar in einer solchen Höhe die Nacht zuzubringen, ließ doch das Jagdfeuer uns die Kälte leicht überwinden, ja, es brachte uns beinahe um den uns so nöthigen Schlaf. Der Morgen graute noch nicht, als wir schon auf dem Anstand lagen. Ein dichter Nebel hatte uns eingehüllt; jetzt löste er sich allmählich streifenartig von den Graten, und nur die Ebene tief unten war mit einem dichten Schleier verhüllt. In erwartungsvoller Stille mochten wir etwa 1½ Stunde gelegen haben: da schritt langsamen Ganges ein gewaltiger Feschthal zu uns heran. Jede Bewegung war edel und stolz, jeder Schritt sicher, fest und ruhig; man glaubte, es dem Thiere anzusehen, daß es sich hier als Herr und König der Höhe fühle. Und weiter und weiter heran kam er; vorsichtig suchte er den sanftesten Strand; jetzt bückte er den Kopf zum Trinken: — da blitzte das Feuer aus unsern beiden Gewehren. Mit einem Schrei sank der Widder zusammen; aber plötzlich raffte er sich wieder auf, und dahin ging es in rasender Eile, mit Sätzen, wie ich sie vorher nie geschaut, mit Sätzen, wie sie wohl ein Hirsch auf der Ebene machen kann. Gemsengleich, sicher und kühn, jagte er dahin, und wir standen verblüfft und schauten ihm nach. Doch getroffen war er, und weit konnte er unseres Erachtens nicht gekommen sein: also auf zur Verfolgung! Aber Stunde auf Stunde verlief, und immer noch eilten wir hinter dem Thiere drein, dessen Fährte jetzt durch die Blutspuren dem scharfen Auge meines arabischen Begleiters nur zu deutlich war. Vier bis fünf Stunden mochte unsere Verfolgung gedauert haben, da führte die Fährte nach einem Felsengrate hin, der schroff und steil wohl 200 Fuß nach einem Kessel

abfiel. Hier verlor sich jedes Zeichen. Es schien uns unmöglich, daß der Widder da hinab seinen Sprung gewagt hätte, und wir standen lange Zeit rath- und thatlos da, bis endlich der Araber doch einen, wie er sagte, wohl vergeblichen Versuch machen wollte, dahinab zu kommen. Er kletterte zur Tiefe nieder und hatte den Boden des Kessels kaum erreicht, als mich ein lauter Freudenschrei benachrichtigte, daß seine Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt sein müßten: da unten lag der Widder verendet."

„Nach den Ringen der Hörner zu urtheilen, mochte das Thier acht bis zehn Jahre alt sein; aber mein Araber und die übrigen, welche ich später befragte, meinten einstimmig, daß dieser Bock noch keineswegs zu den großen gezählt werden könne und versicherten, weit schwerere gesehen zu haben. Für uns war gar nicht daran zu denken, unsere Jagdbeute aus dem Kessel heraus und dann auf dem beschriebenen Pfade hinab zu schaffen; es blieb mir deshalb nichts Anderes übrig, als den Widder gleich hier abzuhäuten. Den Balg habe ich glücklich mit nach Hause gebracht, und gegenwärtig ziert er das Museum von St. Petersburg."

„Die Araber sind große Liebhaber des Fleisches dieser Wildschafe, und auch ich muß gestehen, daß der Schlegel, welchen Scheich Ali trotz seines Seufzens zur Tiefe schleppen mußte, mir vortrefflich geschmeckt hat. Das Wildpret steht dem des Hirsches sehr nahe, ist aber weit feiner nach meiner Ansicht. Aus den Fellen bereiten die Araber Fußdecken; die Haut wird hier und da gegerbt und zu Saffian verwandt."

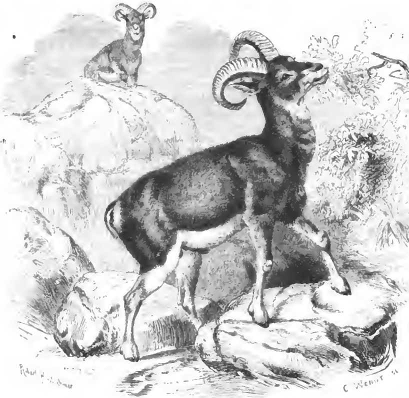
„Obwohl der Arui zu den selteneren Thieren gezählt werden muß, wird derselbe doch manchmal jung von den Gebirgsbewohnern in Schlingen gefangen und dann gewöhnlich gegen eine geringe Summe an die Befehlshaber der zunächstliegenden Kriegsposten abgegeben. In den Gärten des Gesellschaftshauses zu Biskra sah ich einen jungen Arui, welcher eine 15 Fuß hohe Mauer, die Umhegung seines Aufenthaltsortes, mit wenigen fast senkrechten Sätzen emporsprang, als ob er auf ebener Erde dahinliefe, und sich dann auf der kaum handbreiten Firste so sicher hielt, daß man glauben mußte, er sei vollkommen vertraut da oben. Oft machte er sich das Vergnügen, außerhalb seines Geheges zu weiden: wenn in einem Garten irgend Etwas seine Leckerkeit erregt hatte, fiel es ihm gewiß zum Opfer; denn Hag und Mauer waren nirgends so hoch, daß der Spring- und Kletterkünstler nicht darüber gekommen wäre. Er entfernte sich oft weit von seinem Wohnorte, kehrte aber immer aus eigenem Antriebe und auf demselben Wege zurück. Gegen die Menschen zeigte er sich nicht im geringsten furchtsam; er kam zu Jedem hin und nahm ohne Umstände Brod und andere Leckereien, die man ihm vorhielt, aus der Hand."

Neuerdings ist das Mähnenschaf öfters lebend nach Europa gekommen, und gegenwärtig ist es in den Thiergärten wenigstens keine Seltenheit. Es hält bei geeigneter Pflege auch das rauhe Klima Norddeutschlands ohne Beschwerde aus und pflanzt sich ohne eigentliche Schwierigkeiten überall fort, wo ihm hierzu Gelegenheit geboten wird. Ein Paar im Thiergarten zu Brüssel erzeugt jedes Jahr zwei Lämmer.

Alte Böcke sind übrigens keineswegs immer so gutartig, wie der von Freund Buvry beschriebene Gefangene. Sie fürchten ihren Wärter nicht nur nicht, sondern bedrohen ihn gar nicht selten in vorsichtgebietender Weise. Ernsthaft und etwas mißlaunig scheinen sie stets zu sein; das Neckische der Ziegen fehlt ihnen ganz und gar. Geringfügigkeiten können sie wüthend machen, und dann beweisen sie, daß sie sich ihrer Stärke wohl bewußt sind. Wenn sie ernstlich wollen, nehmen sie es mit dem stärksten Manne auf. Mit anderen Schafen vertragen sie sich selten gut, die Böcke gewiß nur solange, als die Liebe bei diesen oder jenen nicht ins Spiel kommt. Die Brunst macht auch sie stoß- und rauflustig, oft förmlich wüthend.

Im übrigen geben die gefangenen Mähnenschafe wenig Gelegenheit zu anziehenden Beobachtungen. Sie sind eigentlich doch träge Thiere, geistig, wie leiblich. Ihr Verstand ist entschieden gering: sie sind nicht klüger, als andere Schafe auch und deshalb langweilig, wie diese.

Nur zwei Breitengrade trennen das Mähnenschaf von unserem europäischen Wildschaf, dem Mufflon (Ovis Musimon), welcher gegenwärtig noch immer in ziemlicher Anzahl die steilen Felsgebirge der Inseln Sardinien und Korsika bewohnt. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß er in früheren Zeiten auch in anderen Theilen Südeuropas vorgekommen sei, und es ist auch recht möglich, daß er sich auf den balearischen Inseln und in Griechenland fand; schon das auf Cypern lebende Wildschaf aber ist eine eigene, selbständige Art. In Spanien, dessen südöstlicher Theil als Heimat des Mufflon angegeben wird, ist er gegenwärtig nicht mehr zu finden, und — wahrscheinlich auch



Der Mufflon (Ovis Musimon).

niemals zu finden gewesen. Man hat einfach den Steinbock mit ihm verwechselt. Ich habe mich mit besonderer Sorgfalt nach dem Mufflon erkundigt und alle Sammlungen von Thieren oder Gehörnen genau geprüft, auch alle zünftigen Jäger und die gut beobachtenden Bergbewohner befragt, immer aber gefunden und vernommen, daß nur die beiden erwähnten Ziegenarten auf der Halbinsel vorkommen. Auch die asiatischen Mufflons unterscheiden sich bestimmt von den europäischen, obwohl ihre Aehnlichkeit nicht geleugnet werden kann. Gegenwärtig findet sich der letztere, trotz der vielfachen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, noch immer in Rudeln von 50 bis 100 Stück, namentlich in den Gebieten von Iglesias und Teulada auf Sardinien, und ist dort allen Gebirgsbewoh-

nern unter dem Namen Mussion oder Muffuro und Mussla oder Mufflon wohlbekannt. Die alten Römer unterschieden den korsischen Mufflon von dem sardinischen; Plinius nennt den einen Musmon, den anderen, wie die Griechen, Ophion, die Jungen aber Umbri.

Wir erfahren aus alten Berichten, daß diese Schafe außerordentlich häufig waren. Bisweilen wurden 4 bis 5000 Stück auf einer einzigen großen Jagd erlegt: — gegenwärtig ist man froh, wenn man einige Stücke bekommt, und auf Jagden der Vornehmen, welche mit allen Mitteln ins Werk gesetzt werden, erbeutet man nur in höchst seltenen Fällen 30 bis 40 Stück.

Der Mufflon ist ein ziemlich starkes Schaf von 4 Fuß Länge, wovon 3 bis 4 Zoll auf den Schwanz kommen, und 2½ Fuß Höhe am Widerrist. Das Gewicht schwankt zwischen 50 und 80 Pfunden. Die Hörner erreichen eine Länge von etwas über 2 Fuß und ein Gewicht von 9 bis 12 Pfunden. Der Leibesbau ist der gedrungene aller Wildschafe. Die ziemlich kurze Behaarung liegt glatt an, ist aber außerordentlich dicht, zumal im Winter, wo das kurze, feine und krause Wollhaar in reichlicher Menge auftritt. Das Kinn ist vollkommen bartlos; an der Brust aber verlängert sich das Haar einigermaßen und bildet gleichsam eine kurze Mähne. Die Färbung ist ein fuchsiges Roth, welches am Kopfe in das Aschgraue spielt und an der Schnauze, am Bürzel, am Rande des Schwanzes, an den Fußenden und an der Unterseite ins Weiße übergeht. Die Rückenlinie ist dunkelbraun. Einzelne Haare sind fuchsroth, andere schwarz; die Unterwolle ist aschgrau. Im Winter dunkelt das Fell und geht dann mehr ins Kastanienbraune über. Zu beiden Seiten sticht dann ein großer, fast viereckiger, blaßgelblicher oder weißlicher Flecken von der allgemeinen Färbung gab.

Gewöhnlich trägt nur das Männchen Hörner; äußerst selten findet man Hornstummel auch bei dem Weibchen. Das Gehörn des Bockes ist stark und lang, an der Wurzel sehr dick, erst von der Mitte der Länge an allmählich verdünnt und zugespitzt. Die Hörner stoßen an der Wurzel fast zusammen, wenden sich aber rasch seitlich von einander und krümmen sich in einer beinahe sichelförmigen Windung schief nach ein-, aus- und abwärts, mit der Spitze aber nach ab-, vor- und einwärts. Das rechte Horn ist nach links, das linke nach rechts gewunden. Dreißig bis vierzig Runzeln, welche dicht an einander gedrängt und mehr oder weniger unregelmäßig sind, erheben sich auf der Oberfläche von der Wurzel an bis fast zur Spitze. Die Hörner des Weibchens sind immer sehr kurz, höchstens 2 bis 3 Zoll lang, stumpfen Piramiden vergleichbar.

Im Gegensatz zum Mähnenschaf führt der Mufflon ein geselliges Leben. Er rudelt sich in Scharen von funfzig bis hundert Stück zusammen. Ein alter und starker Bock übernimmt das Amt des Leitthieres. Zur Brunstzeit trennen sich die Rudel in kleine Trupps, welche aus einem Bocke und mehreren Schafen bestehen, die sich der leitende Widder erst durch tapfere Kämpfe erworben hat. So furchtsam und ängstlich der Mufflon sonst ist, so kühn zeigt er sich im Kampfe mit seines Gleichen. In den Monaten Dezember und Januar hört man das Knallen der an einander gestoßenen Gehörne im Gebirge widerhallen, und wenn man vorsichtig dem Schalle folgt, sieht man die starken Widder des Rudels gesenkten Kopfes einander gegenüberstehen und sich mit solcher Gewalt gegenseitig anrennen, daß man nicht begreift, wie sich die Streiter auf ihren Kampfplätzen erhalten können. Oft genug kommt es vor, daß einer der Nebenbuhler im Kampfe getödtet, nämlich über die Felsenwände hinabgestoßen wird und in der Tiefe zerschellt.

Einundzwanzig Wochen nach der Begattung, im April oder Mai, bringt das Schaf seine zwei Jungen zur Welt, welche unmittelbar nach der Geburt so frisch und kräftig sind, daß sie gleich mit der Mutter davonlaufen. Nach wenigen Tagen schon folgen sie ihr auf den halsbrechendsten Pfaden mit der größten Sicherheit, und bald kommen sie den Alten in allen Kunstfertigkeiten gleich.

Im Alter von vier Monaten sprossen bei den jungen Böckchen die Hörner; nach Jahresfrist denken sie bereits an die Paarung, obwohl sie erst im dritten Jahre völlig ausgewachsen sein dürften.

Die Bewegungen der Mufflons haben mit denen zahmer Schafe wenig gemein; sie sind lebhaft, gewandt, schnell und sicher, aber, wie man angibt, nicht eben ausdauernd, zumal auf ebenem Boden,

wo jeder Hund das dahineilende Schaf nach kurzem Laufe einholen kann. Ihre Meisterschaft beruht im Klettern.

Man sagt, daß der Mufflon sehr furchtsam ist und schon bei dem geringsten Geräusch vor Angst und Schrecken am ganzen Leibe zittert, auch sobald als möglich flüchtet. Wenn ihn seine Feinde so in die Enge treiben, daß er sich nicht mehr durch seine Kletterkünste retten kann, harnt er vor Angst, oder spritzt, wie Andere sagen, den Harn seinen Feinden entgegen. Als solche darf man den Wolf und den Luchs ansehen; Junge fallen wohl auch den Adlern und möglicher Weise dem Geieradler zur Beute. Der Mensch gebraucht jedes Mittel, um das werthvolle Jagdthier zu erlangen. Während der Brunstzeit sollen die Böcke durch das nachgeahmte Blöcken der Schafe ohne große Mühe herbeigezogen werden; die gewöhnliche Jagd ist jedoch einer jener Pirschgänge, wie sie im Gebirge unternommen werden. Der Fang ist Sache des Zufalls. Alte, erwachsene Mufflons fängt man wohl nie, junge aber leicht, nachdem man ihre Mutter weggeschossen hat. Solche Gefangene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger, bewahren sich aber ungeachtet der großen Zahmheit, welche sie erlangen, immer ihre Munterkeit und das gewandte Wesen, welches die wilden so auszeichnet. Auf Sardinien und Korsika trifft man in den Dörfern häufig gezähmte Mufflons an; einzelne gewöhnen sich so an den Menschen, daß sie ihm auf allen Pfaden, gleich einem Hunde, folgen, auf den Ruf hören u. s. w. Nur durch ihren Muthwillen werden sie lästig. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, alle Winkel im Hause zu durchsuchen, stürzen dabei Geräthe um, zerbrechen die Töpfe und treiben noch anderen Unfug, zumal in denjenigen Räumen des Hauses, über welche sie die unumschränkte Herrschaft haben. Alte Böcke werden manchmal wirklich bösartig und sind dann durch keine Züchtigung zu bändigen. Sie verlieren überhaupt alle Scheu vor dem Menschen, sobald sie ihn kennen gelernt, und kämpfen dann nicht blos zur Abwehr, sondern aus reinem Uebermuthe mit ihm.

Die Gefangenen beweisen, daß ihr Verstand sehr gering ist. Sie sind schwachgeistig, wie die übrigen Glieder ihrer Familie, ohne Urtheilsfähigkeit und sehr vergeßlich. Man legte ihnen Fallen und lockte sie durch vorgehaltenes Futter, zumal durch besondere Leckereien in dieselben. Sie gingen ohne Besinnen immer wieder in die Schlingen und Netze, obgleich es ihnen höchst unangenehm zu sein schien, wenn sie sich gefangen hatten. Ein gewisser Ortssinn, schwache Erinnerung an empfangene Wohlthaten, Anhänglichkeit an die gewohnten Genossen und Liebe zu den Kindern — das sind die Anzeichen ihrer geistigen Thätigkeit, welche ich an ihnen beobachtet habe.

Mit anderen Schafarten pflanzen sich Mufflons leicht fort; man hat sowohl vom Bocke Blendlinge erhalten, als vom Schafe. Die Römer wußten, daß Mufflon und Schaf sich mit einander paaren; später hat man erfahren, daß auch die Blendlinge wieder fruchtbar sind. Im kaiserlichen Thiergarten zu Schönbrunn wurden, wie Fitzinger berichtet, mehrere Male Mufflons mit deutschen Landschafen gepaart. Die Bastarde aus dieser Kreuzung paarte man zuweilen wieder mit dem Mufflon, sonst aber mit dem Schafe, und immer hatte man Erfolg. Manche Blendlinge hatten große Aehnlichkeit mit dem Wildschaf, nur waren die Hörner weniger gebogen und minder stark. Einige Männchen erhielten vier Hörner, wie jene Schafe, von denen Oppian berichtet, und welche wahrscheinlich auch nichts Anderes waren, als solche Bastarde. Dagegen sind die Versuche, den Mufflon mit der Hausziege zu paaren, bis zur Stunde fruchtlos geblieben.

Nahe Verwandte des Mufflon sind das cyprische Wildschaf (Ovis cypria), welches nur auf der Insel Cypern vorkommt, der persische Mufflon (Ovis persica oder orientalis), welcher namentlich in der Provinz Makandarin und den armenischen Gebirgen lebt, das Himalaya-Wildschaf (Ovis Vignei) aus Korassahn, Kleintibet und Kabul, und endlich der kapische Mufflon (Ovis Arkar), welcher im Osten des kapischen Sees und in der Sierra Moreh gefunden wird. Die Unterschiede zwischen ihnen und dem eigentlichen Mufflon beruhen sämmtlich nur auf einer etwas verschiedenen Krümmung der Hörner.

Das Asien eigentlich kennzeichnende Wildschaf ist der **Argali** (Caprovis Argali). Er steht zu den übrigen Arten dieser Thiere in demselben Verhältniß, wie sein heimatlicher Erdtheil zu jenen, von den anderen bewohnten, d. h. er ist der Riese unter der ganzen Familie. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter seinem mongolischen Landnamen bisher mehrere Arten großer Wildschafe verwechselt worden sind. Unsere Abbildung zeigt uns den sibirischen Argali, ein verhältnißmäßig gewaltiges Thier, fast von der Größe eines jährigen Rindes, über 6½ Fuß lang und gegen 4 Fuß hoch, mit Hörnern, deren Höhlung groß genug ist, dem **Eisfuchse** ein erwünschtes Obdach zu gewähren. Ein erwachsener Widder wiegt über 3 Centner, sein Gehörn allein zwischen 30 und 50 Pfunden. Der Leibesbau zeugt von besonderer Kraft und Ausdauer, das gewaltige Gehörn aber verleiht dem



Der Argali (Caprovis Argali).

Thiere erst sein eigenthümliches Aussehen. Die Hörner bedecken an ihrer Wurzel das ganze Hinterhaupt, stehen hier dicht an einander, wenden sich jedoch bald seitlich und rückwärts, drehen sich dann nach vorn und außen und machen im Ganzen überhaupt anderthalb Windungen. Sie erreichen eine Länge von 3½ bis 4 Fuß und haben an der Wurzel einen Umfang von 6 bis 7 Zoll. Ziemlich erhabene Runzeln reihen sich eng an einander. Die Behaarung ist lang und starr, die Haut aber bedeckt eine dichte und sehr weiche Wolle. Im Sommer ist die allgemeine Färbung ein düsteres Graulichbraun, welches in der Nähe des Schwanzes ins Gelbliche, am Kopfe ins Grauliche, an der Unterseite ins Weiße übergeht; im Winter mischt sich mehr Roth ein, und die Keulen, der Schwanz und die Schnauze aber werden weiß. Ueber das Kreuz läuft ein brauner Streifen. Die Weibchen

sind bedeutend kleiner und um mehr als einen Centner leichter; ihre Hörner sind dünner, fast gerade, wenig gerunzelt und lichter.

Die unbewohnten Gegenden des innerasiatischen Alpenzuges bilden die Heimat des Argali. Er reicht von der großen Tatarei bis nach Indien und China und von dem kalten Ostsibirien über den ganzen Altai weg. Früher war er an den Quellenseen des Irtjsch und Jenisei häufig; gegenwärtig findet er sich noch in den Gebirgen der Mongolei und Songorei, sowie in den Wüsten der Tatarei in ziemlicher Anzahl, während er in Kamtschatka nach Radde's Beobachtungen nicht mehr gefunden, sondern durch das amerikanische Wildschaf vertreten wird. In Daurien ist er, wie Radde ebenfalls mittheilt, erst im Jahre 1832 ausgerottet worden. Der sehr kalte, schneereiche Winter von 1831 zu 1832 vernichtete den dort lebenden Bestand der schönen Thiere bis auf sechs Schafe, und diese wurden von den Kosaken erlegt. Seitdem hat man im russischen Daurien kein Stück mehr gespürt und wird, da alle Wildschafe Standthiere sind, wohl auch keins wieder zu sehen bekommen.

Der Argali meidet feuchte, waldbedeckte Gebirge, aber auch bedeutendere Höhen. Bergzüge von zwei- bis dreitausend Fuß Höhe, deren Abhänge spärlich bewaldet und deren Thäler breitsohlig sind, bilden seine bevorzugten Wohnplätze. Hier lebt er, im Winter, wie im Sommer, auf annähernd demselben Gebiet; denn er wechselt höchstens von einem Bergzug zum anderen.

Gewöhnlich sieht man das Thier in Rudeln von 8 bis 10 Stücken. Der stärkste Widder führt den Trupp an. Zur Paarungszeit gibt es gewaltige Kämpfe unter den männlichen Gliedern, und wie bei anderen Schafen stößt der Stärkere den Schwächeren rücksichtslos in den Abgrund, falls der Besiegte es nicht vorzieht, sein Heil in der Flucht zu suchen. Im März lammt das Schaf. Es bringt ein oder zwei Junge zur Welt, grau von Farbe, kraus von Haar, welche nach zwei Monaten schwarze Hörnerchen erhalten, die anfangs wie Dolche geradeaus stehen. Die Lämmer folgen der Mutter gleich vom ersten Tage ihres Lebens und bleiben bei ihr bis zur nächsten Paarungszeit.

Während des Sommers nährt sich der Argali von den in den Alpenthälern sehr üppig wachsenden Pflanzen, während des Winters begnügt er sich mit Mos, Flechten und vertrocknetem Grase. Dann steigt er auf die Felsspitzen und Grate, wo der Wind den Schnee weggefegt und die Flechten bloßgelegt hat. Salzige Stellen werden des allbeliebten Leckerbissens wegen oft besucht. Bei Unwohlsein reinigt er sich mit Küchenschellen und anderen scharfen Anemonen. Solange der Schnee nicht allzudicht liegt, bekümmert der Winter trotz seiner Armuth ihn wenig. Sein dichtes Vließ schützt ihn gegen die Unbilden des Wetters. Es wird gesagt, daß er sich bei dichtem Schneefall einschneien lasse, wie der Hase im Lager, und unter seiner Schneedecke so stätig verweile, daß es dem Jäger möglich werde, ihn im Liegen mit der Lanze zu erlegen: — wahrscheinlich aber gilt Dies höchstens für solche Winter, welche ihn bereits aufs äußerste heruntergebracht haben. Der noch kräftige Argali ist so leicht nicht zu berücken. Er ist mit scharfen Sinnen begabt und ungeachtet seiner Stärke sehr furchtsam. Wenn er auch nur von fern einen Menschen erblickt, ergreift er sofort die Flucht: der leitende Widder geht voran und das ganze Rudel folgt ihm in höchster Eile nach. Dabei laufen die Thiere in wirklich wunderbarer Weise auf den gefährlichsten Felsengesimsen dahin, setzen kühn über Abgründe und klettern im Nothfalle meisterhaft an Stellen empor, wo der Fuß eines Menschen keinen Halt mehr findet.

Die Jagd ist der Oertlichkeit halber ohnehin außerordentlich schwierig, und der Argali würde allen Nachstellungen leicht entgehen, besäße er nicht eine dumme Neugierde, welche ihn oft geraden Wegs der Gefahr entgegentreibt. In einigen Gegenden Sibiriens hängen die Jäger ihre Kleider auf eine Stange, in der Hoffnung, daß diese Puppe den Argali beschäftigen möge, während sie auf Umwegen sich dem Wilde nahen. Außerdem stellt man Fallen und Schlingen auf den erkundeten Wechseln auf oder gebraucht, zumal in ebeneren Gegenden, flinke Hunde, welche das gewaltige Wildschaf stellen und dem Jäger hierdurch Zeit gewähren, sich schußgerecht zu nahen. An eine Vertheidigung seiner Haut denkt der Argali nicht; er flieht vor dem Menschen ebenso ängstlich, wie vor dem Hunde. Demungeachtet erfordert seine Jagd alljährlich Opfer: das Gebirge selbst ist und bleibt gefährlich.

Das Wildpret dieses Schafs gilt als höchst schmackhaft. Aus dem Felle werden warme Winterkleider und Decken bereitet, aus den Hörnern Becher, Löffel und dergleichen Hausgeräthe verfertigt. Zur Zeit Marco Polo's sollen die Kirghisen manchmal so viele Argalis erbeutet haben, daß sie nicht blos große Haufen der Hörner als Siegeszeichen aufschichten, sondern mit ihnen sogar ein Lager umzäunen konnten, ganz in der Weise, wie die innerafrikanischen Fürsten ihre Paläste mit Elefantenzähnen zu umgeben pflegen.

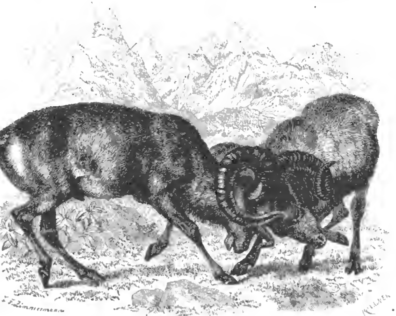
Jung eingefangene Argalis sollen sich zähmen lassen; es muß aber sehr schwer sein, sie zu erhalten und fortzuschaffen; denn bisjetzt haben wir noch keins dieser gewaltigen Thiere lebend in Europa zu sehen bekommen. Seine Haltung dürfte hier nicht auf Schwierigkeiten stoßen, und seine Einbürgerung auf geschützten Alpen thierfreundlicher Besitzer würde zweifellos zu bewerkstelligen sein.

Das Wildschaf Amerikas, Big-Horn (Dickhorn) genannt (Caprovis montana), ist ein dem Argali sehr nahe stehendes Thier von ungefähr derselben Größe; es ist auch mit dem letztgenannten sehr oft verwechselt worden. Erst in der Neuzeit hat man erfahren, daß es nicht auf Amerika beschränkt ist, sondern außerdem in Kamtschatka vorkommt. Das Wildschaf dieses Landes hielt man früher für den Argali, und daher rühren die Verwechselungen der beiden, wohl unterschiedenen Arten. Richardson und nach ihm Audubon geben an, daß das Dickhorn vom 68. Grad nördlicher Breite an bis ungefähr zum 40. hinab das Felsgebirge bewohnt und östlich von ihm nicht gefunden wird. Dagegen lebt es westlich dieses Gebirges in allen Landstrecken, welche man kennen lernte, namentlich auch in Kalifornien, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß es von Amerika aus Kamtschatka bevölkerte, wie schon Cuvier annahm. Zur Zeit belebt es die wildesten und unzugänglichsten Gebirgsstrecken gedachter Gegenden, namentlich aber einen Theil des Felsgebirges, welcher von den französischen Jägern und Canadiern mauvaises terres genannt worden ist. Audubon gibt eine sehr ausführliche Beschreibung dieses öden Landstriches, dessen Bergzacken er mit Zuckerhüten vergleicht, welche theilweise stehen, theilweise aber umgefallen oder in Brocken zerschlagen sind und eine Wildniß bilden, wie sie ein Gebirge nur aufweisen kann. Die kegelförmigen Berge steigen schroff mehrere hundert Fuß hoch über die Ebene empor, auf welcher sie fußen und sind dem Menschen nur hier und da zugänglich. Das Wasser hat in ihnen entsetzlich gewüthet, und jeder Regenguß macht eine Besteigung unmöglich. An einzelnen Stellen findet sich ein dürftiger Baumschlag, unter dessen Schutz dann saftiges Gras emporwächst, an anderen gewahrt man tiefe Höhlen und hier und da Sulzen, in denen vom Regen ausgelaugtes Salz massenhaft abgelagert wird. Die Wildschafe finden gerade in einem so beschaffenen Gebirge Alles, was sie für ihr Leben beanspruchen. Sie bilden sich Wege auf den schmalen Gesimsen, welche sich an den Kegelbergen dahinziehen und sind so im Stande, auch die steilsten Wände auszunutzen; die Höhlen und Grotten gewähren ihnen erwünschte Lagerplätze, das saftige Gras eine ihnen zusagende Weide und die salzhaltigen Stellen endlich Befriedigung eines Bedürfnisses, welches, wie wir sahen, allen Wiederkäuern überhaupt gemeinsam ist. Daß sie, seitdem sie den Menschen kennen gelernt, die wildesten Theile dieser Wildniß bevorzugen, ist selbstverständlich; demungeachtet kann man sie noch häufig genug wenigstens sehen, wenn man mit dem Dampfbot die Zuflüsse des „Vaters der Ströme" befährt. So sah Prinz Max von Wied die ersten dieser Thiere auf der Spitze eines hohen Uferfelsens stehen, von welchem herab sie ruhig das im Strome dahinbrausende Dampfschiff betrachteten, auf welchem dieser ausgezeichnete Naturforscher sich befand.

Die Nachrichten, welche wir über das Dickhorn erhalten haben, sind dürftig genug, zumal was die Lebensweise desselben anlangt. Der erste Bericht Richardson's ist in letzter Hinsicht immer noch maßgebend; weder der Prinz noch Audubon wissen ihm Wesentliches hinzuzufügen. Die Leibesbeschreibung dagegen läßt Nichts zu wünschen übrig, namentlich seitdem Radde das Dickhorn mit dem Argali verglichen und die Unterschiede zwischen beiden Thieren hervorgehoben hat. Erwachsene Böcke des nordamerikanischen Bergschafes erreichen nach Richardson und Audubon eine Länge von

6 Fuß, wovon nur 5 Zoll auf den Schwanz kommen, bei 3 Fuß 5 Zoll Schulterhöhe und 3 Fuß 11 Zoll Leibesumfang hinter den Schultern. Das Schaf wird 4 Fuß 6 bis 9 Zoll lang und 3 Fuß 4½ Zoll hoch. Das Gewicht erreicht 2¼ Centner, während der Bock über einen Centner schwerer wird; sein Gehörn allein wiegt 40 bis 45 Pfund. Die Gestatt ist gedrungen, muskelkräftig, der eines Steinbockes nicht unähutich, und namentlich der Kopf erinnert sehr an dieses so nabe verwandte Geschöpf. Er ist groß, auf dem Nasenrücken völlig gerade, das Auge ist ziemlich groß, das Ohr klein und kurz, der Hals dick, der Rücken breit, die Brust breit und stark, der Schwanz schmal, der Schenkel sehr kräftig, der Lauf stark und gedrungen, der Huf kurz, vorn fast senkrecht abgeschnitten; die Afterhufe sind breit und stumpf.

Das Gehörn des Bockes ist gewaltig. Die Länge desselben, längs der Krümmung auf der äußeren Seite gemessen, beträgt 2 Fuß 2 Zoll, die Länge längs der Krümmung der un-



Das Dickhorn (Caprovis montana).

teren Kante gemessen, 1 Fuß 5 Zoll 7 Linien, der Umfang an der Wurzel 13 Zoll 4 Linien, der Umfang in seiner Mitte 11 Zoll 5 Linien, die Entfernung der Spitzen beider Hörner von einander 21 Zoll 5 Linien. Die Hörner stehen an ihrem Grunde dicht beisammen, wenden sich hierauf etwas nach vorn und außen, drehen sich sodann nach hinten, biegen sich in einem fast kreisförmigen Bogen nach unten und vorn und drehen sich mit der verwendeten, sanft abgerundeten Spitze wieder nach außen und oben. Sie erscheinen platt gedrückt und sind mit vielen Querrunzeln bedeckt. Ein Vergleich der Hörner des amerikanischen Bergschafes und das des Argali zeigt Folgendes. Bei dem ersten Thiere werden die Hörner nie seitlich zusammengedrückt und flach, sondern bleiben im Querdurchschnitt breit und tragen zu eigentlichen Leisten verschmälerte Kanten, während die Hörner des Argali seitlich stark zusammengedrückt sind und ein plattenartiges Ansehen

gewinnen. Die Ausbuchtungen oder sogenannten Jahresringe stehen bei dem amerikanischen Schafe sehr einzeln und lassen nur undeutliche, oft unterbrochene, schwache und schmale Querfurchen erkennen, während die Wülste bei dem Argali sich sehr nahe stehen und viel weiter über das Horn bis zu etwa vier Fünftel der Gesammtlänge desselben sich erstrecken. Das Gehörn des Argali ist außerdem gewöhnlich noch stärker, als der Hauptschmuck seines Verwandten. Das Gehörn des Schafes ist selbstverständlich bedeutend schwächer und ziegenähnlich. Die Hörner biegen sich in einem einfachen Bogen nach oben, hinten und außen und sind scharf und zugespitzt.

Das Haar ist kaum anders, als beim europäischen Steinbock. Es hat keine Aehnlichkeit mit Wolle, ist hart, obwohl sanft anzufühlen, leicht gewellt und höchstens zwei Zoll lang. Die Farbe ist ein schmuziges Graubraun, ebenfalls wie bei dem Steinbock, die Rückenlinie ist ein wenig dunkler. Der Bauch, die innere und hintere Seite der Beine, die Hinterschenkel und ein Streifen über dem Schwanze nach dem Rücken zu, welcher mit dem Spiegel mancher Hirscharten verglichen werden kann, das Kinn und ein Fleck auf graubraunem Grunde in der Gegend des Kehlkopfes sind weiß; die Vorderseite der Läufe ist dunkler, als der Rücken, schwärzlichgraubraun nämlich, der Kopf hellaschgrau, das Ohr außen dem Kopf gleich, innen dagegen weißlich, der Schwanzrücken lichter, als der Rückenstreifen. Alte Böcke sind oft sehr hellgrau gefärbt, manchmal fast weißlich. Im Herbst und Winter mischt sich viel Braun in das Grau ein, der Hinterrücken und die Einfassung der Schenkel aber bleiben immer reinweiß.

Die erste Nachricht über das Dickhorn gaben zwei Sendboten zur Bekehrung der Wilden in Kalifornien um das Jahr 1697. „Wir fanden," sagt Pater Picollo, „in diesem Lande zwei Arten von Thieren, welche wir noch nicht kannten und haben sie Schafe genannt, weil sie einigermaßen diesen ähneln. Die eine Art ist so groß, wie ein ein- oder zweijähriges Kalb; sein Haupt ist aber dem eines Hirsches ähnlich und seine Hörner, welche sehr lang sind, wiederum denen eines Widders. Der Schwanz und das Haar sind gesprenkelt, aber kürzer, als beim Hirsch, die Hufe dagegen sind groß, rund und gespalten, wie beim Ochsen. Ich habe von diesem Vieh gegessen: sein Fleisch ist sehr zart und schmackvoll. Die andere Art von Schafen, von denen einige weiß und andere schwarz sind, unterscheiden sich wenig von den unserigen; sie sind etwas größer, haben auch eine gute Menge mehr Wolle, und diese ist sehr gut, läßt sich leicht spinnen und weben." Seitdem berichteten fast alle Reisenden, welche in die Heimat des Dickhorns gelangt, von ihm.

Gegenwärtig wissen wir, daß das amerikanische Bergschaf an geeigneten Stellen noch ziemlich häufig vorkommt. Der Prinz von Wied sah am Yellow-Stonefluß noch Rudel von funfzig, achtzig und mehr Stücken, Audubon in derselben Gegend eine Herde von zweiundzwanzig; Richardson gibt an, daß die Thiere gewöhnlich in Trupps von drei bis dreißig vereinigt sind. Die Schafe und ihre Lämmer pflegen besondere Herden zu bilden, während die alten Widder sich, mit Ausnahme der Brunstzeit, in besonderen Gesellschaften zusammenhalten oder auch wohl einsiedeln. Im Dezember finden sie sich bei den Schafen ein, und dann kommt es, wie bei anderen gleichstrebenden Böcken, auch zu furchtbaren Kämpfen zwischen den Stärksten. Sonst aber leben die Thiere friedlich unter einander, nach Art unserer Hausschafe, denen sie überhaupt in ihrem Wesen sehr ähneln.

Die Schafe lammen im Juni oder Juli, zuerst ein einziges, später regelmäßig zwei Junge, welche schon nach wenig Tagen ihren Müttern überall hin folgen können, und von diesen sehr bald in die unzugänglichsten Höhen geführt werden.

In ihrer Lebensart unterscheiden sich die amerikanischen Wildschafe nicht von ihren Verwandten oder von den Steinböcken. Wie diese sind sie unübertreffliche Meister im Gebirgsteigen. Sie bilden sich, wie bemerkt, Wege rund um ihre Felskegel, gar nicht selten an Stellen, wo die Wand Hunderte von Fußen jach abfällt. Vorsprünge von nur höchstens einem Fuß Breite werden für die schwindelfreien Thiere zur gebahnten Straße. Hier rennen sie in voller Flucht dahin, zum größten Erstaunen des Menschen, welcher es nicht begreifen kann, daß ein Thier dort noch sich zu erhalten vermag. Sobald sie etwas Fremdartiges gewahren, flüchten sie zu steilen Höhen empor und stellen sich dort

auf den vorspringenden Kanten auf, um ihr Gebiet zu überschauen. Ein schnaufender Nasenton gibt bei Gefahr das Zeichen zur Flucht, und auf dieses hin stürmt die Herde in rasender Eile davon. Wenn die Gegend ruhig ist, steigen die Thiere übrigens gern in die Tiefe herab und kommen dann oft auf die Wiesenstellen und Grasplätze in den Schluchten oder an die Ufer der Flüsse, um sich zu äßen. Den Höhlungen des Gebirges, an deren Wänden Salpeter und andere Salze ausblühen, statten sie täglich Besuche ab, um sich zu sulzen, und solche Plätze sind es denn auch, wo sie dem Menschen noch am leichtesten zur Beute werden. Drummont, ein erfahrener Jäger, berichtete Richardson, daß die Bergschafe in allen Gegenden, welche von dem Jäger selten beunruhigt werden, wenig scheu sind und dem Waidmann ohne Schwierigkeit die erwünschte Annäherung gestatten. Erfahrung aber macht sie bald und dann überaus scheu. Wo sie den Menschen kennen gelernt haben, fürchten sie ihn ebenso sehr, als ihren zweitschlimmsten Feind, den Wolf. Ihre Aufenthaltsorte gewähren ihnen den besten Schutz. Die entsetzlichen Einöden erfordern einen Jäger, welcher die Bedürfnisse anderer Menschen kaum kennt und gefaßt sein muß, Tage und Wochen lang allerlei Mühsale und Beschwerde zu ertragen, ganz abgesehen von den Gefahren, welche die Beschaffenheit der mauvaises terres mit sich bringt.

Bisjetzt hat es noch nicht gelingen wollen, das Dickhorn zu fangen; die Sitte der Mutter, ihre Jungen baldmöglichst nach den wildesten Felsgegenden zu führen, mag dazu das Ihrige beitragen. Ein Herr M'Cenzie versprach, wie der Prinz mittheilt, seinen Jägern ein gutes Pferd, wenn sie ihm ein Lamm dieses Schafes verschaffen würden, jedoch vergeblich. Es war selbst den ausgelerntesten Wildschützen Amerikas unmöglich, sich den verhältnißmäßig sehr hohen Lohn zu verdienen.

Das Wildpret wird von den Weißen, wie von den Indianern gegessen, hat aber einen schafartigen Geruch, welcher namentlich bei dem Bock und zumal während der Brunstzeit sehr fühlbar ist. Die Haut wird von den Indianern zu ihren schmucken Lederhemden sehr gesucht; sie ist dauerhaft und stark, jedoch weich und schmiegsam.

Einige Naturforscher glauben, daß unser Hausschaf von einem der verschiedenen Wildschafe abstamme, andere sind der Ansicht, daß die Stammart schon seit undenklichen Zeiten vollständig ausgestorben oder in den Hausstand übergegangen, also nirgends mehr zu finden sei. Die Meisten nehmen nur eine einzige Stammart an, sind aber hierin verschiedener Meinung; denn die Einen wollen in dem Argali, die Anderen in dem Mufflon, die Dritten in dem Tetal oder Arui den Stammvater suchen. Es geht uns hier, wie bei den übrigen Hausthieren: — wir haben keine Ahnung, woher das nützliche, aber sonst sehr wenig fesselnde Hausthier kommt. Wir wissen, daß das Schaf, wie Rind und Ziege, schon seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft des Menschen lebt und sich allgemach über die ganze Erde verbreitet hat; aber das Formenspiel seiner Rassen ist so außerordentlich groß, daß man kaum begreift, wie alle die Verschiedenheiten durch Züchtung und klimatische Einflüsse hervorgegangen sein konnten. Zwar sehen wir heutigen Tages noch, wie sehr gerade das Hausschaf durch Kreuzung mit anderen Rassen verändert werden kann; allein eben diese Rassen, welche zur Kreuzung benutzt werden, sind sich schon seit Jahrhunderten gleich geblieben, und nirgends finden wir ein Anzeichen, daß auch sie ihrerseits erst wieder durch Kreuzung zu Dem wurden, was sie sind. Merkwürdig ist jedenfalls, daß nur höchst wenige zahme Schafe noch irgend einer wilden Stammart gleichen: gerade in der Unähnlichkeit mit den Wildschafen kommen die zahmen überein. Im inneren Afrika gibt es Schafe, welche mit dem Tetal große Aehnlichkeit haben; gleichwohl kann man immer nicht behaupten, daß sie von ihm abstammen.

Die Unterschiede zwischen den Rassen bestehen hauptsächlich in der Windung des Gehörnes, in der Länge und Bildung des Schwanzes und in der Behaarung. „Alle bisjetzt bekannten Wildschafe," sagt Fitzinger, „zeichnen sich durch beträchtliche Kürze ihres Schwanzes aus; während man unter den zahmen Schafen eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Menge von Rassen trifft, welche dieses Merkmal mit ihnen theilen. Daß eine solche Veränderung durch außerordentliche Einflüsse bewirkt

werden könnte, ist gänzlich unerklärbar, da man durchaus nicht im Stande ist zu begreifen, wie durch derlei Einwirkungen sogar eine Vermehrung der Wirbel stattfinden könne. Man muß sich hier von den alten Gewohnheiten und von einem übererbten Vorurtheil lossagen und kommt sicherlich bald zu der Ansicht, daß, wie bei den meisten übrigen Hausthieren, auch beim zahmen Schafe eine größere Anzahl von Stammarten angenommen werden müsse."

Außer dem gemeinen Mufflon sind es nach Fitzinger's Meinung zehn Arten, in welche unser Hausschaf zerfällt: das Fettsteißschaf, das Stummelschwanzschaf, das kurzschwänzige, das Zackel-, das Land-, das Fettschwanz-, das langschwänzige, das Hanger-, das langbeinige und das Mähnenschaf. Von allen diesen werden nur der Mufflon und das kurzschwänzige Schaf noch in wildem Zustande angetroffen. Unter diesen Hauptformen oder Arten verdienen einige besonderer Beachtung. Als das edelste von allen wird bekanntlich das Merinoschaf betrachtet; ihm danken wir, so zu sagen, unsere jetzigen Schafherden. Noch im vorigen Jahrhundert bezeugten unsere Hausschafe, wie vernachlässigt sie waren: sie ähnelten dem Schafe, welches man gegenwärtig noch in den schottischen Hochlanden antrifft, wo es mehr des Fleisches und Felles, als der Wolle wegen gezüchtet wird. Ende des vorigen Jahrhunderts begann man die Veredelung unserer deutschen Schafe durch die eingeführten spanischen Merinos, und von dieser Zeit an sind nach und nach unsere Herden gänzlich umgewandelt worden.



Das Merinoschaf (Ovis aries).

Man nimmt an, daß das Merinoschaf (Ovis aries) ursprünglich in Nordafrika zu Hause gewesen ist und seinen Namen führt, weil es über das Meer gebracht wurde; einige Naturforscher aber sind geneigt, es als eine schon seit undenklichen Zeiten in Spanien und Portugal heimische Art zu betrachten. Unser Thier zeichnet sich vor Allem durch seine außerordentlich feine Wolle aus. Es ist von mittlerer Größe und voll und schwer gebaut, der Kopf ist groß, stumpf an der Schnauze, plattstirnig, längs des Nasenrückens gewölbt. Die Augen sind klein, die Thränengruben groß, die Ohren mittellang, schmal zugespitzt. Nur die Widder tragen Gehörne, meist sehr starke, bis zwei



Zackelschafe.

Fuß messende, von der Wurzel zuerst seitlich und rückwärts gebogene und dann in doppelter Schraubenwindung nach vor- und aufwärts weiter gewundene. Die Schafe sind selten gehörnt. Der Hals des Thieres ist kurz und dick, stark gefaltet an der Haut, gewammt, an der Kehle kropfartig ausgebaucht. Der Leib ist gedrungen, der Widerrist etwas erhaben. Die Beine sind verhältnißmäßig niedrig, aber stark und kräftig, die Hufe stumpf zugespitzt. Eine äußerst dichte, kurze, weiche und feine, höchst regelmäßig gekräuselte Wolle, meist von gelblichweißer Färbung, deckt den Leib.

Die Spanier theilen ihre Merinos in Wander- und Standschafe ein. Erstere sind unbedingt die wichtigsten. Sie durchziehen weite und große Strecken der südlichen und westlichen Provinzen. Bis zum Jahre 1822 besaßen die Herdenbesitzer, der König und die höchsten Adeligen nämlich, große Vorrechte. Ihre Herden weideten im Sommer in den Gebirgen von Altkastilien und Arragonien und zogen sich im Winter nach den Ebenen der Mancha, Estramadura und Andalusiens hinab. Eine neunzig Schritt breite Straße, welche selbst durch die bestbebauten Ländereien führte, war ihr Weg; alle Gemeindeweiden standen ihnen offen. Manche Herden zählten mehr als tausend Stück, und es gab Besitzer, welche siebzig- bis achtzigtausend Schafe ihr Eigenthum nannten.

Es läßt sich leicht berechnen, welche ungeheuren Nachtheile die vier bis sechs Millionen Schafe den grundbesitzenden Spaniern brachten. Der Ackerbau mußte, obgleich Spanien sich mehr und mehr entvölkerte, der Schafe wegen darniederliegen; die Schafhirten plagten und quälten die Landwirthe auf alle Art und Weise. Jetzt ist Dies anders geworden: die Herden sind viel geringer; doch gibt es immer noch diese Schafe in großer Menge, und noch heutigen Tages bilden die Schafhirten einen eigenen Stand. Früher glaubte man, daß die Güte der Wolle wesentlich durch diese Wanderungen bedingt würde; jetzt ist man hiervon abgekommen, nachdem man erfahren hat, daß auch die stehenden Schafe ein gleichgutes Erzeugniß liefern. Auf unseren deutschen größeren Rittergütern sind die Schafe durch Kreuzungen mit echten Merinos nach und nach so veredelt worden, daß man jetzt kaum einen Unterschied zwischen ihnen und den spanischen wahrnehmen kann.

Viel auffallender erscheint uns deshalb eins der eigenthümlichsten aller Schafe, welches ebenfalls unserem Europa angehört, das Zackelschaf (Ovis strepsiceros). Unsere Abbildung überhebt mich der ausführlicheren Beschreibung; ich will blos erwähnen, daß das Vließ aus langem, ziemlich groben, matt glänzenden Grannenhaar und kurzem, mäßig feinen Wollhaare besteht und deshalb nur zu den gröbsten Geweben verwendet werden kann. Aus diesem Grunde wird das Thier auch mehr des Fleisches, als der Wolle wegen gezüchtet und namentlich von den Türken geachtet, weil sie das Schaffleisch allem übrigen vorziehen.

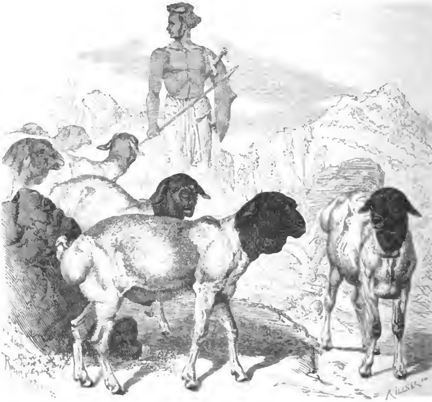
Die Heimat dieses Thieres beschränkt sich auf die europäische Türkei und die Donautiefländer; hier findet man es, zumal in Gebirgsgegenden, in großen Herden.

Endlich gedenken wir noch der Fettsteißschafe (Ovis steatopyga). In ganz Mittelafrika findet sich eine Art dieser Thiere in ungeheurer Anzahl; alle Nomaden der nördlichen und inneren Länder ebensowohl als die freien Neger züchten sie. Das afrikanische Fettsteißschaf ist ein ziemlich großes Thier und vor den meisten übrigen zahmen Arten durch sein vollständig haariges Vließ unterschieden. Es liefert keine Wolle, welche gesponnen und gewebt werden könnte. Sein Kleid ähnelt, der gleichmäßigen Kürze und Dicke der Haare wegen, dem der eigentlichen Wildschafe und hat mit einem echten Wollvließe gar keine Aehnlichkeit mehr. Die Hörner sind klein und kurz. Die Lämmer tragen ein überaus feines Wollfell.

Unsere Abbildung stellt das wegen seines regelmäßigen Baues und der auffallenden Färbung besonders ausgezeichnete persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica) dar. Das Thier ist mittelgroß, kleinhörnig und trägt ein Haarkleid, welches am Leibe weißlich, am Kopfe und Oberhalse aber scharf abgesetzt dunkelschwarz gefärbt ist. Hirt und Herde sind von unserem Künstler an

Ort und Stelle, im östlichen Habesch, gezeichnet worden; denn hier findet sich dieses Schaf ebenso häufig, als in Persien, Jemen und Arabien, seiner eigentlichen Heimat.

Alle übrigen Schafarten und Schafrassen überlasse ich gern anderen Beschreibern, zumal ich Ursache habe, zu glauben, daß dieser Gegenstand für die wenigsten meiner Leser von besonderer Anziehung sein dürfte. Das Schaf ist, wie bemerkt, ein sanftmüthiges, ruhiges, geduldiges, einfältiges knechtisches, willenloses, furchtsames und feiges, mit einem Wort ein höchst langweiliges Geschöpf.



Das persische Fettsteißschaf (Ovis steatopyga persica).

Von besonderen Eigenschaften ist bei ihm kaum zu reden; einen „Charakter" besitzt es gar nicht. Nur während der Brunstzeit zeigt es sich anderen Wiederkäuern entfernt ähnlich: es entwickelt dann wenigstens einige Eigenschaften, welche ihm die Theilnahme des Menschen erwerben können. Im übrigen bekundet das Schaf eine geistige Beschränktheit, wie sie bei keinem Hausthiere weiter vorkommt; sie ist auch die Ursache seines in jeder Hinsicht äußerst ungeschickten Benehmens. Das Schaf lernt nie Etwas, und weiß sich deshalb allein nicht zu helfen. Nähme es der eigennützige Mensch nicht unter seinen ganz besonderen Schutz: es würde in kürzester Zeit aufhören zu sein. Die Furchtsamkeit des Thieres ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich. Jedes unbekannte Geräusch macht die ganze Herde

stutzig, Blitz und Donner und Sturm bringt sie gänzlich außer Fassung und vereitelt gar häufig die größten Anstrengungen des Menschen.

In den Steppen von Rußland und Asien sind die Hirten oft recht übel daran. Bei Schneegestöber und Sturm zertrennen sich die Herden, rennen wie unsinnig mitten in die Steppe hinaus, stürzen sich in Gewässer, selbst in das Meer, bleiben dumm an ein und derselben Stelle stehen, lassen sich geduldig einschneien und erfrieren, ohne daß sie daran dächten, sich irgendwie vor dem Wetter zu sichern oder auch nur nach Nahrung umherzuspähen. Manchmal gehen Tausende an einem Tage zu Grunde. Auch in Rußland benutzt man die Ziege, um die Schafe zu führen; allein selbst sie ist nicht immer im Stande, dem dummen Vieh die nöthige Leitung angedeihen zu lassen. Ein alter Hirt schildert, wie Kohl erzählt, die Noth, welche Schneestürme über Herden und Hirten bringen, mit lebendigen Worten:

„Wir weideten unser Sieben in der Steppe von Otschakow an 2000 Schafe und 150 Ziegen. Es war gerade zum ersten Mal, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war freundlich, und es gab schon frisches Gras. Gegen Abend aber fing es an zu regnen, und es erhob sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee; es wurde kälter, unsere Kleider starrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang stürmte und brauste der Wind aus Nordosten, so daß uns Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung von Stall und Wohnung, und versuchten es, die Behausung zu erreichen. Der Wind hatte indeß die Schafe in Bewegung gesetzt und trieb sie immer mehr von der Wohnung ab. Wir wollten nun die Geisböcke, denen die Herde zu folgen gewohnt ist, zum Wenden bringen; aber so muthig diese Thiere zu allen Ereignissen sind, so sehr fürchten sie die kalten Stürme. Wir rannten auf und ab, schlugen und trieben zurück und stemmten uns gegen Sturm und Herde, aber die Schafe drängten und drückten auf einander, und der Knäuel wälzte sich unaufhaltsam die ganze Nacht weiter und weiter fort. Als der Morgen kam, sahen wir Nichts, als rund um uns her lauter Schnee und finstere Sturmwüste. Am Tage blies der Sturm nicht minder wüthend, und die Herde ging fast noch rascher vorwärts, als in der Nacht, wo sie von der dicken Finsterniß noch mitunter gehemmt ward. Wir überließen uns unserem Schicksale; es ging im Geschwindschritt fort, wir selber voran, das Schafgetrappel blöckend und schreiend, die Ochsen mit dem Vorrathwagen im Trabe, und die Rotte unserer Hunde heulend hinterdrein. Die Ziegen verschwanden uns noch an diesem Tage; überall war unser Weg mit dem todt zurückbleibenden Vieh zerstreut. Gegen Abend ging es etwas gemacher; denn die Schafe wurden vom Hunger und Laufen matter. Allein leider sanken auch uns zugleich die Kräfte. Zwei von uns erklärten sich krank und verkrochen sich im Wagen unter die Pelze. Es wurde Nacht, und wir entdeckten immer noch nirgends ein rettendes Gehöfte oder Dorf. In dieser Nacht ging es uns noch schlimmer, als in der vorigen, und da wir wußten, daß der Sturm uns gerade auf die schroffe Küste des Meeres zutrieb, so erwarteten wir alle Augenblick, mitsammt unserem dummen Vieh ins Meer hinabzustürzen. Es erkrankte noch einer von unseren Leuten. Als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus dem Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe waren, höchstens dreißig Schritt vom äußersten Flügel unserer Herde, so kehrten sich doch unsere dummen Thiere an gar Nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten Strich. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Gelegenheit, zu den Häusern zu gelangen, so vollständig waren wir in der Gewalt des wüthenden Sturmes. Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul unserer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche Ansiedler, und Der, welcher unsere Noth entdeckte, schlug sogleich bei seinen Nachbarn und Knechten Lärm. Diese warfen sich nun, funfzehn Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unseren Schafen entgegen und zogen und schleppten sie, uns und unsere Kranken allmählich in ihre Häuser und Höfe. Unterwegs waren uns alle unsere Ziegen und fünfhundert Schafe verloren gegangen. Aber in dem Gehöfte gingen uns auch noch viele zu Grunde; denn so wie die Thiere den Schutz gewahrten, den

ihnen die Häuser und Strohhaufen gewährten, krochen sie mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten, drückten und klebten sich in erstickenden Haufen an einander, als wenn der Sturmteufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten Deutschen für unsere Rettung, denn kaum eine Viertelstunde hinter dem gastfreundtichen Hause ging es zwanzig Klaftern tief zum Meere hinab." —

Ganz ähnlich benehmen sich bei uns zu Lande die Schafe während heftiger Gewitter, bei Hochwasser oder bei Feuersbrünsten. Beim Gewitter drängen sie sich dicht zusammen und sind nicht von der Stelle zu bringen. „Schlägt der Blitz in den Klumpen," sagt Lenz, „so werden gleich viele getödtet; kommt Feuer im Stalle aus, so laufen die Schafe nicht hinaus oder rennen wohl gar ins Feuer. Ich habe einmal einen großen abgebrannten Stall voll von gebratenen Schafen gesehen; man hatte trotz aller Mühe nur wenige mit Gewalt retten können. Vor einigen Jahren erstickte fast eine ganze Herde, weil zwei Jagdhunde in den Stall sprangen und sie in solche Angst setzten, daß sie sich fast übermäßig zusammendrängten. Eine andere Herde wurde durch den Hund eines Vorübergehenden so aus einander gejagt und zerstreut, daß viele im Walde verloren gingen." — Diese Geschichten genügen, um das Schaf zu kennzeichnen; ähnliche ließen sich noch viele erzählen.

In gewissem Grade freilich zeigt auch das Schaf eine geistige Befähigung. Es lernt seinen Pfleger kennen, folgt seinem Rufe und zeigt sich einigermaßen gehorsam gegen ihn. Es hat einen gewissen Sinn für Musik und hört aufmerksam dem Gedudel des Hirten zu u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit von ihm ist, daß es Veränderungen der Witterung vorher merkt.

Das Schaf liebt mehr trockene und hoch gelegene Gegenden, als niedere und feuchte. Nach Linné's Angabe frißt es von den gewöhnlichen mitteleuropäischen Pflanzen 327 Arten, während es 141 verschmäht. Hahnfuß, Wolfsmilch, Zeitlose, Schachtelhalme, Fettkraut, Riedgras und Binsen sind ihm Gift. Im Winter erhält es Heu, Stroh, dürres Laub, und am besten gedeiht es, wenn man ihm verschiedenerlei getrocknete Pflanzen vorlegt. Die Getreidefütterung macht es zu fett und schadet der Wolle. Das Salz liebt es sehr, und frisches Trinkwasser ist ihm ein unentbehrliches Bedürfniß.

Im März regt sich der Fortpflanzungstrieb, von da an währt er den ganzen Sommer hindurch fort. Die alten Römer ließen ihre Schafe zwischen Mai und Juni zur Paarung; die Landwirthe in kälteren Gegenden ziehen die Zeit von September bis Oktober vor. Dann werden die Lämmer, weil das Schaf 150 bis 154 Tage trächtig geht, in der zweiten Hälfte des Februars geworfen und haben bald gutes und frisches Futter. Gewöhnlich bringt das Schaf nur ein einziges Lamm zur Welt; zwei Junge sind schon ziemlich, drei sehr selten. In warmen Himmelsstrichen lammen kräftige Mutterschafe zwei Mal im Jahre. Anfangs müssen die kleinen Thiere sorgfältig gegen Witterungseinflüsse gehütet werden, später dürfen sie mit auf die Weide gehen. Im ersten Monat ihres Lebens brechen die Milchzähne durch, im sechsten Monat stellt sich der erste bleibende Backzahn ein; im zweiten Lebensjahre fallen die beiden Mitelschneidezähne aus und werden durch bleibende ersetzt. Gegen Ende dieses Jahres erscheint der sechste oder dritte bleibende Backzahn, zugleich fallen sämmtliche Milchbackzähne nach und nach aus, und die Ersatzzähne treten an ihre Stelle. Erst im fünften Jahre werden die seitlichen Milchvorderbackzähne gewechselt und damit die Zahnungen beendet. Der Landwirth benennt die Schafe nach diesen Vorgängen, als Jungvieh, Zweischaufler, Zweijährige oder Zweizähnige, Vierschaufler, Dreijährige, Zeitvieh oder Vierzähnige und als Sechsschaufler oder Sechszähnige und Vierjährige, endlich als Achtschaufler, Abgezähnte oder fünfjährige Schafe. Eigentlich müßte man das Thier erst nachdem alle Zahnungen vorüber sind, als erwachsen erklären; allein das Schaf ist schon mit einem Jahre, der Widder mit dem achtzehnten Monate paarungs- und zeugungsfähig, und mit zwei Jahren werden sie fast überall zur Paarung zugelassen. Alle Rassen unter sich pflanzen sich ohne Schwierigkeit fort, und eben deshalb kann man kein Hausthier leichter veredeln, als eben das Schaf.

Bei uns zu Lande hat das geachtete Hausthier wenige Feinde; schon im Norden und Süden Europas aber ist es anders. Dort schleicht der Wolf häufig genug hinter vollkommen wehrlosen Thieren her. In Asien, Afrika und Amerika stellen die großen Katzen und größeren Wildhunde, in Australien der Dingo und Beutelwolf den Schafen eifrig nach. Der Bär holt sich hier und da auch ein Stück; die Adler werden den Lämmern gefährlich. Dafür bleiben die am ärgsten von Feinden heimgesuchten Schafe auch am meisten von Krankheiten verschont, und der Schaden gleicht sich somit wieder aus. Die häufigste aller Krankheiten ist das Drehen, welches sich hauptsächlich bei jungen Schafen zeigt. Es rührt von Blasenwürmern (Coenurus cerebralis) im Gehirn her, welche auf noch nicht ermitteltem Wege in diesen edlen Theil gelangen. Andere Eingeweidewürmer, die sogenannten Leberegel (Distoma hepaticum), verursachen die Leberfäule, einige Fadenwürmer die Lungenfäule. Dazu kommen nun noch der Blutschlag oder die Blutseuche, die Klauenseuche, die Trabekrankheit, die Pocken, die Trommelsucht und andere Krankheiten. — Schafzüchter können durch sie manchmal der Hälfte ihrer Herden beraubt werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Nutzen des Schafes ungleich größer, als gegenwärtig. In einem vollständig angebauten Lande wird zur Zeit kein großer Gewinn mehr mit dem Halten der Schafe erzielt. Die Wolle ist, seitdem man ganz Australien als Schafweide benutzt, bedeutend im Preise gefallen und nur noch das Fleisch und der Mist kommen in Betracht. Im Süden benutzt man auch die Milch, um daraus geschätzten Käse zu machen; die Hörner werden ebenfalls verwendet. Edle Schafe milkt man nirgends, weil man hierdurch den Wollertrag vermindert.

Das Schaf kann vierzehn Jahre alt werden; doch fallen ihm schon im neunten oder zehnten Jahre die meisten Zähne aus. Es wird dadurch unbrauchbar und muß so rasch als möglich gemästet und geschlachtet werden.

* * *

Wenn es sich darum handelte, die Thiere nach der Wichtigkeit zu ordnen, welche sie für das menschliche Leben haben, müßten wir unter den Wiederkäuern die Rinder unbedingt obenan stellen. Die Vortheile, welche diese Thiere uns gewähren, sind, wie Jedermann bekannt, gar nicht zu berechnen. Sie nützen im Leben, wie im Tode; sie sind es, von denen während des Lebens jede Kraft und jede Begabung und nach dem Tode jeder einzelne Theil und Stoff ihres Leibes Verwendung findet. Deshalb ist es kein Wunder, daß sie der Mensch über die ganze Erde mit sich geführt hat, daß sie fast allen Völkern zu unentbehrlichen Gehilfen, zu überaus wichtigen Gliedern seines Hausstandes geworden sind. Und nicht blos eine Art aus dieser Familie ist in den Besitzstand des Menschen übergegangen, sondern eine ganze Anzahl: wir können es bisjetzt noch nicht einmal sagen, wie viele.

Die Stiere oder Rinder (Boves) sind große, starke und schwerfällige Wiederkäuer, deren Familienkennzeichen hauptsächlich in den mehr oder weniger runden und glatten Hörnern, der breiten Schnauze mit den weit aus einander stehenden Nasenlöchern, dem langen, bis ans Hackengelenk reichenden, gequasteten Schwanze und dem Mangel an Thränengruben und Klauendrüsen liegen. Die meisten zeichnen sich auch durch eine hängende Wamme am Halse aus. Ihr Geripp zeigt sehr plumpe und kräftige Formen. Der Schädel ist breit an der Stirn und an der Schnauze wenig verschmälert; die runden Augenhöhlen stehen weit seitlich hervor, die Stirnzapfen, auf denen die Hörner sitzen, wachsen seitlich aus dem hinteren Schädel heraus; die Halswirbel sind sehr kurz, haben aber lange Dornfortsätze; 13 bis 15 Wirbel tragen Rippen; am zwölften oder vierzehnten befestigt sich das Zwerchfell; 6 oder 7 Wirbel bilden den Lendentheil; 4 oder 5 innig mit einander verschmelzene das Kreuzbein; die Zahl der Schwanzwirbel wächst bis auf 19 an. Der Zahnbau

ist nicht besonders auffallend. Gewöhnlich sind die inneren Schneidezähne jeder Seite die größten und die äußersten die kleinsten. Ihre Ränder sind breit und schaufelförmig, nutzen sich aber leicht ab. Von den vier Backenzähnen in jedem Kiefer sind die vordersten klein, die hintersten aber sehr entwickelt. Die Kauflächen sind nach den Arten manchfach verschieden.

Besonders zeichnen unsere Thiere die Hörner aus. Sie sind glatt, rundlich und höchstens am Grunde quer gerunzelt; nur bei wenigen schwellen sie nahe der Wurzel so an, daß sie die Stirn bedecken; gewöhnlich lassen sie diese ganz frei. Sie krümmen sich in sehr verschiedener Weise nach außen oder innen, nach hinten oder nach vorn, nach aufwärts und nach abwärts oder sind auch leierförmig. Das Haarkleid ist gewöhnlich kurz und glatt anliegend; bei einzelnen Arten verlängert es sich aber mähnenartig, wenigstens an gewissen Stellen des Leibes.

Ganz Europa und Afrika, Mittel- und Südasien, sowie der höhere Norden Amerikas dürfen als die ursprüngliche Heimat der Stiere betrachtet werden; gegenwärtig aber sind sie über alle Theile des Erdballs verbreitet, obgleich nur die in die Knechtschaft des Menschen übergegangenen Arten. Die wildlebenden bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten, diese dichtere Waldungen, jene freie Blößen oder Steppen, die einen die Ebene, die anderen das Gebirg, wo sie sogar bis zu einer Höhe von fast 17,000 Fuß über die Meeresfläche emporsteigen. Einige ziehen sumpfige Gegenden und Moräste, andere mehr trockene Oertlichkeiten vor. Die wenigsten sind Standthiere; sie führen vielmehr ein herumschweifendes Leben. Die, welche das Gebirge bewohnen, steigen im Winter in die Thäler herab, jene, welche im Norden leben, ziehen sich südlicher, und der Mangel an Nahrung an einer gewissen Oertlichkeit bestimmt wieder andere zum Wandern in nahrungsreichere Gegenden. Alle Arten ohne Ausnahme sind gesellig und schlagen sich herdenweise zusammen; einzelne bilden Heere von Tausenden. Starke, alte Thiere führen die Truppen an; doch kommt es auch bei ihnen vor, daß bösartige Zugführer zuweilen von der Herde vertrieben werden.

Die Stiere sind während des Tages thätig und ruhen bei Nacht. Sie erscheinen zwar plump und langsam, sind aber doch im Stande, sich sehr rasch zu bewegen, und zeigen viel mehr Fertigkeiten, als man ihnen zutrauen möchte. Ihre Bewegung besteht für gewöhnlich in einem langsamen Schritt; allein sie traben auch schnell dahin und fallen zuweilen in einen höchst unbeholfenen Galopp, welcher sie sehr rasch fördert. Die Arten, welche Gebirge bewohnen, klettern meisterhaft, sind auch im Stande, weite Sprünge auszuführen. Das Schwimmen verstehen alle Arten und einzelne sogar ganz vortrefflich; sie setzen mit Leichtigkeit über die breitesten Ströme. Ihre Kraft ist außerordentlich, ihre Ausdauer bewunderungswerth. Unter den Sinnen steht der Geruch obenan; das Gehör ist auch gut, das Gesicht aber, wie schon das ziemlich blöde Auge beweist, nicht besonders entwickelt. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering, doch zeigen die wilden weit mehr Verstand, als die zahmen, welche ihre Geisteskräfte nicht anzustrengen brauchen. Ihr Wesen ist sehr verschiedenartig. Im allgemeinen sind sie sanft und zutraulich gegen Geschöpfe, welche ihnen nicht gefährlich oder beschwerlich werden; allein sie zeigen sich auch überaus wild, trotzig und im hohen Grade muthig; sie greifen, gereizt, unter Todesverachtung alle Raubthiere, auch die stärksten, an und wissen ihre furchtbaren Waffen dann mit so viel Geschick zu gebrauchen, daß sie gewöhnlich Sieger bleiben. Unter sich im ganzen verträglich, kämpfen sie doch zu gewissen Zeiten mit großer Rauflust, und namentlich die Männchen führen während der Brunstzeit prachtvolle und dabei höchst gefährliche Kämpfe.

Die wilden Arten zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Moschusgeruch aus, welcher bei den Männchen so heftig wird, daß er das ganze Fleisch durchdringt und es ungenießbar macht. Bei den zahmen Arten ist dieser Geruch ebenfalls bemerklich, aber schwach.

Die Stimme unserer Thiere besteht in hellerem oder dumpferem Gebrüll oder in einem Grunzen und Brummen, welches hauptsächlich dann gehört wird, wenn sie erregt sind.

Sehr verschiedene Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Rinder. Sie verzehren Laub und zarte Knospen, Triebe und Zweige der allerverschiedensten Bäume, Gräser und Kräuter, Baumrinde, Mos und Flechten, Sumpf- und Wasserpflanzen, selbst scharfschneidiges Riedgras und rohrähnliche Ge-

wächse. In der Gefangenschaft nähren sie sich von allen möglichen Pflanzenstoffen. Salz ist für alle ein Leckerbissen. Wasser ist ihnen ein Bedürfniß, und manche wälzen sich mit Lust in schlammigen Lachen oder legen sich stundenlang in Flüsse und Teiche.

Der Begattung gehen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. Neun bis zwölf Monate nach ihr wirft die Kuh ein einziges Junge, sehr selten zwei. Das Kalb ist immer vollkommen ausgebildet und nach kürzester Zeit im Stande, der Mutter zu folgen. Diese behandelt es mit großer Zärtlichkeit, säugt und reinigt, beleckt und liebkost es und vertheidigt es bei Gefahr mit tollkühnem Muthe gegen jeden Angriff. Nach 3 bis 8 Jahren ist das Junge erwachsen und zur Fortpflanzung geeignet; 15 bis 50 Jahre beträgt seine Lebensdauer.

Sämmtliche Rinderarten lassen sich sehr leicht zähmen und geben sich dann willig dem Menschen hin. Sie lernen ihre Pfleger kennen und lieben, folgen deren Rufe und gehorchen selbst einem schwachen Kinde; doch ziehen sie ihren Herrn eigentlich anderen Menschen nicht vor, sondern behandeln, wenn sie einmal gezähmt worden sind, alle Leute mit der gleichen Freundlichkeit.

Die Jagd der wilden Rinder gehört zu den ernstesten, welche es gibt. Ein Löwe und ein Tiger können nicht gefährlicher sein, als ein gereizter Stier, dessen blinde Wuth keine Grenzen mehr kennt. Gerade deshalb aber betreibt man die Jagd auf wilde Stiere mit größter Leidenschaft, und manche Völker sehen sie als die rühmlichste von allen an.

Gegen den Nutzen, welchen die zahmen Rinder leisten, verschwindet der geringe Schaden, den die Wildlebenden anrichten, fast gänzlich. Diese werden höchstens durch das Benagen der Bäume und Sträucher in den Wäldern, durch das Zerstören des Graswuchses und durch Verheerungen, die sie in Pflanzungen ausüben, dem Menschen lästig; die gezähmten nützen ihm dagegen auf alle mögliche Weise mit ihren sämmtlichen Kräften, mit ihrem Fleisch und ihren Knochen, mit ihrer Haut und ihrem Gehörn, mit ihrer Milch, selbst durch das Haar und ihren Mist. Man verwendet sie zum Ziehen und zum Tragen, zum Reiten, zum Treiben von Maschinen u. s. w.

Soviel bis jetzt bekannt, darf man mit Sicherheit zehn Arten von Rindern unterscheiden. Ein Uebergangsglied zwischen Schaf und Rind mag die Reihe der von mir erwählten eröffnen. Ich meine hiermit den sehr sonderbar gestalteten, besonders aber durch seine Behaarung ausgezeichneten Bisam- oder Moschusochsen (Ovibos moschatus), welcher gegenwärtig mit Recht als Vertreter einer besonderen Sippe betrachtet wird. Er zeigt am allerwenigsten das allgemeine Gepräge der Familie Hinsichtlich seiner Größe gehört er zu den kleinsten Rindern überhaupt, und dabei sind seine Gliedmaßen von auffallender Kürze. Der Schwanz verkümmert zu einem Stummel, welcher aber um so länger behaart ist; der Hals ist kurz, der Kopf groß und breit, die ganz behaarte Schnauze schafähnlich, kurz und stumpf, das Maul schmal. Die Hörner, welche sich erst nach abwärts und außen, dann nach vorn und endlich wieder mit der Spitze nach oben und außen wenden, bedecken fast Scheitel und Stirn; nur bei der Kuh stoßen sie nicht ganz an einander. An der Wurzel sind sie zusammengedrückt und rauh, nach der Spitze hin rund und glatt. Die dicken Beine enden in schmale Hufe. Das Grannenhaar ist außerordentlich lang, zumal an Hals, Schultern, Rücken und Lenden; kurz ist es überhaupt nur an den Beinen. Eine dichte Grundwolle von aschgrauer Farbe wird von den Grannen vollständig überdeckt. Sie bildet sich im Herbst, bleibt den ganzen Winter hindurch stehen, verliert sich in großen Flocken im Sommer und wird bald darauf durch die neue ersetzt. Das Haar ist dunkelbraun von Farbe, nach unten hin schwärzer; auf der Mitte des Rückens steht ein bräunlich weißer Fleck; das Nasenende, die Lippen und das Kinn sind weißlich, und die Beine bedeutend lichter, als der übrige Körper. Ungeachtet der verhältnißmäßig geringen Größe des Moschusochsen, erlegte Parry auf seiner Reise nach dem Nordpol Stiere, welche bei 10½ Faust Höhe am Widerrist sieben Centner wogen. Der Kopf mit der Haut allein hatte ein Gewicht von 130 Pfund. Von dem einen Stier bekam man 361, von dem anderen 350 Pfund Fleisch. Die Gesammtlänge erwachsener Moschusstiere beträgt 6 Fuß; die Hörner sind, der Krümmung nach gemessen, 2 Fuß lang.

Es ist auffallend, daß schon die ersten Beschreiber der neuen Welt Nachricht über dieses Thier erhielten. Der Spanier Gomara, einer der ersten Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, sagt ausdrücklich, daß im Reiche Quivira, einem Lande, das man sich nördlich von Mejiko dachte, „langhaarige Schafe von der Größe eines Pferdes leben, welche sehr kurze Schwänze, aber erstaunlich große Hörner tragen.“ Man kann nicht wohl annehmen, daß mit diesen Worten ein anderes Thier, als unser Bisamochse gemeint sei, begreift aber nicht, in welcher Weise die Eroberer Mejikos Kunde von ihm bekommen konnten, da er doch nach allen sichern Beobachtern niemals südlich des 61. Grades nördlicher Breite gefunden worden ist. Aus dieser einen Angabe sieht man aber wiederum, wie hoch die Bildung der alten Mejikaner gewesen sein muß, weil nur sie es sein konnten, welche die Spanier auf ein solches Geschöpf aufmerksam machten.

Hearne, Richardson, Parry und Franklin haben uns einigermaßen mit dem Leben des Bisamochsen bekannt gemacht. Er bewohnt nach ihren Berichten jene traurigen Moossteppen,



Der Bisam- oder Moschusochse (Ovibos moschatus).

welche in der alten Welt und namentlich in Sibirien mit dem Namen „Tundra“ belegt werden, im ganzen aber rund um die Erde herum dasselbe Gepräge tragen. Diese Steppen sind eigentlich nichts Anderes, als ungeheure Moräste mit unzählbaren kleinen Seen und Teichen und größeren und kleineren Flüssen, unterbrochen von einzelnen niederen ausdrucklosen Hügelreihen. Sie sind die Heimat mehrerer Wühlmäuse und des Renthieres, des Wolfes und des Eisfuchses, des Vielfraßes und einiger Marderarten, werden aber sonst von anderen Geschöpfen möglichst gemieden. Ihre Unwirthlichkeit und Oede, ihre Armuth und die Qual, welche die Milliarden von Mücken, die im Sommer hier lebendig werden, allen Thieren bereiten, treiben diese beständig von einem Ort zum anderen. Hier lebt der Bisamochse in Herden von 20 bis 25 Stück, und zwar vorzugsweise auf inselgleich zu Tage tretenden Felsenhügeln oder im Gebirg selbst. Sein auffallend dichtes Wollkleid schützt ihn vollkommen gegen die Rauhheit seiner Heimat, in ihm kann er noch in Grönland und auf der Melvilleinsel leben und gedeihen. Oft sieht man ganze Züge über das Eis gehen, um sich nach

einer von den Inseln zu begeben und dort zu weiden; später verlassen sie den ausgenutzten Ort auf dieselbe Weise. Gegen den Winter hin treten die Herden zusammen und halten sich dann bis in den Sommer hinein gewöhnlich unfern der Flüsse auf, ziehen sich aber mit anbrechendem Herbst nach den Wäldern zurück. Während des Sommers dienen ihnen die spärlichen Pflanzen der Moräste, Gras- und Sumpfkräuter, im Winter Flechten zur Nahrung. Im Verhältniß zu den Kühen gibt es nur wenige Stiere bei einer Herde, selten mehr, als zwei oder drei vollkommen erwachsene; denn die Tapferen bestehen um die Brunstzeit heftige Kämpfe mit einander, welche gemeiniglich den Tod des schwächeren zur Folge haben; wenigstens findet man sehr viele Leichname von ihnen.

Ohngeachtet der plumpen Gestalt der Bisamochsen, sind sie doch hurtig und rasch in ihren Bewegungen. Sie klettern mit derselben Leichtigkeit, wie Ziegen, auf den Felsen umher und springen mit Geschick von einem Absatz zum anderen; Roß behauptet; daß sie die Gewandtheit und Behendigkeit der Antilopen besäßen. Ihre Sinne scheinen nicht so ausgebildet zu sein, wie die anderer Rinder; wenigstens beweisen sie sich durchaus nicht so wachsam, wie die meisten ihres Geschlechts. Der Jäger kann sich ihnen, während sie äßen, gegen den Wind ohne Schwierigkeiten nähern. Dabei betragen sie sich sehr eigenthümlich.

Wenn zwei bis drei Leute die Herde so beschleichen, daß sie von verschiedenen Richtungen her feuern, drängen sich die Thiere, anstatt sich zu zerstreuen oder flüchtig zu werden, immer dichter zusammen und gewähren den Jägern somit vielfache Gelegenheit zum Schuß. Verwundete Stiere gerathen in Wuth und stürzen grimmig auf den Jäger zu, der sich dann vorsehen mag, wenn er nicht von den spitzen Hörnern durchbohrt sein will. Sie wissen ihre Waffen eben so gut zu gebrauchen, als ihre übrigen Verwandten; nach Aussage der Indianer werden selbst Wölfe und Bären nicht selten von ihnen getödtet.

Zu Ende August rindern die Bisamochsen, und Ende Mai's kalben die Kühe. Ihre Jungen bleiben bis zur Zeit des vollendeten Wachsthums sehr hell und nehmen erst dann die Färbung der Alten an.

Zu Anfang des Sommers sieht man die Thiere sich oft im Schlamme wälzen, um sich von ihrem alten Wollhaare zu befreien, und erst wenn sie sich vollständig gehärt haben, ziehen sie wieder ruhig, wie vorher, dahin.

Mit Recht führt unser Thier seine Namen; denn ein widerlicher Moschus- oder Bisamgeruch durchdringt das ganze Fleisch und macht es den Europäern vollkommen ungenießbar. Nur die Kühe und die Kälber haben diesen Geruch noch nicht; ihr Fleisch ist deshalb auch für den Europäer ein willkommenes Gericht. Der Geschmack der Eskimos ist nicht so fein und macht keinen Unterschied zwischen bisamduftigem und anderem Fleisch. Die Herden der Moschusochsen oder „Umingarak“, um mit jenen kleinen Leuten zu reden, bilden einen Hauptgegenstand der eifrigsten Jagd. Die Eskimos beginnen schon im Herbst ihre Jagdzüge, machen sich mit Todesverachtung an die Herden heran, reizen die Stiere, bis sie auf sie zustürzen, wenden sich dann schnell zur Seite und stechen ihnen ihre Lanze in den Wanst. Andere wenden auch Pfeile an, obwohl diese nicht viel ausrichten. So traf Kapitän Roß im Lande der Eskimos auf einen Bisamstier und ließ ihn durch seine Hunde stellen. Das Thier zitterte vor Wuth und stieß beständig nach den Hunden, welche ihm aber stets geschickt auswichen. Ein Eskimo, welcher die Jagd mitmachte, schoß in großer Nähe einen Pfeil nach dem anderen auf den Ochsen ab; doch alle prallten wirkungslos von seinem dichten Haarpelze zurück. Nun feuerte Roß aus einer Entfernung von wenigen Schritten und durchschoß dem armen Schelm das Herz, so daß er lautlos zu Boden stürzte. Der Eskimo war schnell bei der Hand, fing das Blut auf, vermischte es mit dem Schnee und löschte damit seinen Durst.

In der Gegend des Fort Wales treiben die Indianer einen ganz einträglichen Tauschhandel mit dem Fleische des von ihnen erlegten Wildes. Sie hängen es, nachdem sie es in größere Stücke zerschnitten haben, in der Luft auf, lassen es vollständig austrocknen und liefern es dann in die Niederlassungen der Pelzjäger ab, wo es gern gekauft wird. Auch die Wolle und das Haar werden von den

Indianern und Eskimos hoch geschätzt. Erstere ist so fein, daß man daraus sicherlich vortreffliche Gewebe bereiten könnte, wenn man ihrer genug hätte. Richardson gibt an, daß man Strümpfe daraus webt, welche feiner als Seide sind. Aus dem Haar bereiten sich die Eskimos ihre Mosquitoperrücken, aus den Schwänzen Fliegenwedel und aus der Haut gutes Schuhleder.

Von den eisigen Küsten des hohen Nordens hinweg mag uns ein anderer Stier nach den Höhen des Himalaya führen. Es ist der Jak oder grunzende Ochs (Poëphagus grunniens), welcher



Der Jak (Poëphagus grunniens).

wild die Höhen jenes Gebirges und die Hochländer Mittelasiens bevölkert, gezähmt aber von den Eingeborenen vielfach verwendet wird. Er ist unzweifelhaft eines der merkwürdigsten Mitglieder der ganzen Familie, auch schon seit uralten Zeiten hoch berühmt, denn von ihm stammen die sogenannten Roßschweife, welche als sonderbarer Kriegsschmuck bei den Heerführern der Morgenländer üblich sind. Bereits der alte Aelian kannte diesen Ochsen. „Indier bringen", so sagt er, „ihrem Könige zweierlei Ochsen dar, von denen die einen sehr geschwind laufen, die anderen sehr wild sind. Ihre Farbe ist schwarz, die des Schwanzes aber, aus denen man Fliegenwedel macht, blendend weiß. Das Thier ist sehr furchtsam und läuft schnell davon; kommen ihm aber die Hunde zu nahe, so steckt es seinen Schwanz in den Busch und stellt sich seinen Feinden gegenüber, weil es glaubt, man würde ihm

nichts mehr thun, wenn man den Schwanz nicht sähe, wohlwissend, daß man ihn um dessen Schönheit willen fängt. Aber es betrügt sich. Man erlegt es mit einem giftigen Pfeil, schneidet den Schwanz ihm ab, und nimmt seine Haut; das Fleisch läßt man liegen." Auf diesen alten Schriftsteller folgen Marco Polo, Nicolo di Conti, Belon, Pennant und andere Reisende, bis später Pallas eine ausführlichere Beschreibung, wenn auch nur des zahmen Jak, uns gibt. Erst in der neuen und neuesten Zeit haben uns die Reisenden Stewart, Turner, Moorcroft, Herbert, Gerard, Hamilton, Smith und unsere berühmten Landsleute, die Gebrüder von Schlagintweit, genauer mit dem „Poëphagus" der Alten bekannt gemacht. Nachdem zahme Jaks in unseren Thiergärten eingeführt wurden, konnten auch Beobachtungen über diese angestellt werden.

In den meisten Ländern, wo man den zahmen Jak hält, kommt auch noch sein Stammvater wild vor, immer aber nur auf den höchsten Alpenweiden der Gebirge in wirklich erstaunlichen Höhen. „Die Gegend", sagt Schlagintweit, „wo man den Jak und den Kiang oder das wilde Pferd findet, ist in thierkundlicher Hinsicht eine der merkwürdigsten der Erde. Diese weiten Hochebenen, obwohl im Sommer frei von Schnee und Eis, sind doch Nichts als eine Wüste das ganze Jahr hindurch; ja, ihre Pflanzenwelt ist noch geringer, als die zwischen Suez und Kairo in Egypten. Nichtsdestoweniger sind diese hohen und unfruchtbaren Gegenden von zahlreichen Truppen großer Vierfüßler bevölkert. Neben den schon erwähnten (Jak und Kiang) findet man in Menge zahlreiche Arten von wilden Antilopen, eine kleine Zahl von hundeähnlichen Thieren (Schakale?), namentlich aber Füchse und auch Hasen. Die Pflanzenfresser finden dort ihre Nahrung nur, indem sie auf großen Räumen umherziehen, auf denen sie blos sehr wenige fruchtbare Stellen finden, da bei weitem der größte Theil der Oberfläche alles Pflanzenwuchses bar ist." —

„Oft bemerkt man längs der kahlen Abhänge der Berge oder die hohlen, unausgetrockneten Seebecken hindurch die zahlreichen Spuren wilder Thiere, die, einer bestimmten Richtung folgend, Karavanenpfaden gleichen. Bei dem stets so großen Futtermangel werden sie auch für Reisende sehr wichtig, die sich veranlaßt sehen, ihnen zu folgen, um ihren erschlafften Thieren Rast, wenn auch an einem nur spärlichen Futterplatze, zu geben."

„Unter den Verbreitungskreisen der größeren Säugethiere ist jener des Jak einer der beschränktesten. Mehr, als bei anderen Thieren, hängt sein Vorkommen wesentlich von einem Klima ab, welches zunächst trocken und von mäßiger Sonnenwärme ist. Als größte Höhen, in denen wir den Jak in außergewöhnlichen Fällen beobachteten, sind 19,700 bis 19,800 englische Fuß zu nennen. Es sind dies Höhen nicht nur weit über der Grenze des Pflanzenwuchses, sondern in den bezüglichen Gegenden noch mehr als Tausend Fuß über der Schneegrenze."

Ein ziemlich beträchtlicher Theil von Mittelasien ist es, wo der Jak noch gegenwärtig wild vorkommt. Man findet ihn namentlich in den höheren Theilen der Mongolei, Tibets und Turkistans. Im eigentlichen Himalaya, auf dessen Klima die indische Regenzeit so vielen Einfluß hat, kommt der Jak im wilden Zustande nicht mehr vor, und auch im nördlichen China ist er ziemlich selten. Unter 8000 Fuß über dem Meere scheint er gar nicht leben zu können; selbst der gezähmte beweist deutlich genug, wie unangenehm ihm ein höherer Wärmegrad, als der in seinen Höhen herrschende, ist. Ein solches Vorkommen eines Ochsen hat unzweifelhaft etwas außerordentlich Auffallendes, weil es dem ganzen Wesen der übrigen Rinder widerspricht. Es muß daran erinnert werden, daß in jenen Höhen der Luftdruck auf die Hälfte des am Meeresstrande herrschenden herabgesunken ist. Unter solchen Umständen gefällt sich wohl ein Vogel, aber kaum noch ein anderes Säugethier; denn nicht einmal das Lama steigt ohne Beschwerde zu ähnlichen Höhen empor.

Die Bewegungen des Jak haben, wie Pallas sagt, etwas Muthiges und Unerwartetes. Sein Gang ist ziemlich schnell und sein Lauf im Galopp, wenn auch unbeholfen erscheinend, doch sehr fördernd. Die Sinne scheinen gut ausgebildet zu sein, wenigstens beweist der Jak durch eilige Flucht, daß er Feinde schon von fern wahrnimmt. Er gehört zu den scheuesten aller Thiere. „So oft wir Gelegenheit hatten," sagt Schlagintweit, „Jaks in wildem Zustande zu sehen, fanden wir sie

äußerst scheu. Sie eilten bei der geringsten Annäherung schnell davon. Es fiel uns Dies besonders während unserer Reisen in Turkistan auf, wo wir absichtlich, um Entdeckungen unmöglich zu machen, die gewöhnliche Karavanenstraße verließen und tagelang durch Gegenden zogen, welche vielleicht jahrelang von Menschen nicht betreten worden waren. Nicht nur der Jak, sondern auch die anderen wilden Thiere, denen wir begegneten, die Kiangs, die Schafe und die Antilopen, zeigten dieselbe Furcht bei unserer Annäherung, gerade so, als ob sie stets aufs eifrigste von Menschen verfolgt und beunruhigt worden wären. Ich erwähne diese Umstände besonders deshalb, weil behauptet wird, daß die natürliche Scheu wilder Thiere sich sehr vermindert, wenn sie vor Nachstellungen gesichert leben. Vögel fanden wir stets weit weniger scheu. Ausstreuen von Futter brachte sie sogleich ganz in die Nähe unseres Lagerplatzes, ja, bei unserer Besteigung des Ibi Gamin haben uns sechs Tage hindurch mehrere Krähen von 16,000 bis hinauf zu 22,000 Fuß begleitet."

Der Jak dankt seinen lateinischen Namen seiner eigenthümlichen Stimme, welche weder mit dem Brüllen unseres Rindes noch mit dem Blöcken der Schafe, noch mit dem Wiehern des Pferdes, sondern nur mit dem Grunzen des Schweines vergleichbar, obwohl sie etwas tiefer und eintöniger ist, als die Laute des Schweines es sind. Der Stier läßt jedoch seine Stimme weit seltener vernehmen, als die Kuh oder das Kalb.

Ueber die Fortpflanzung des wilden Jak fehlen zur Zeit noch Beobachtungen. Man weiß nur, daß die Kuh im Frühjahr rindert und ein einziges Junge zur Welt bringt, welches alsbald dieselbe Beweglichkeit, Unruhe und Lebhaftigkeit zeigt, wie die Alte, und ihr augenblicklich, selbst auf den unsichersten Felsenpfaden, bis in die höchsten Höhen nachfolgt.

Man jagt dem Jak seines schönen Haares wegen eifrigst nach, heutzutage noch mit Hilfe der Hunde, wie man ihn noch jetzt mit dem Pfeile erlegt. Die Jagd hat ihre Gefahren; denn ein Fehlschuß kostet dem Jäger das Leben, schon aus dem Grunde, weil der Jak ein weit besserer und sicherer Bergsteiger ist, als der Mensch, und sich viel zu schnell bewegt, als daß dieser entkommen könnte. Der wilde Jak ist, wie alle freilebenden Stiere, ein gewaltiges, wüthendes Thier, welches sich mit außerordentlichem Muthe vertheidigt, wenn es sein muß. Wie es scheint, ist ein alt eingefangener Jak unzähmbar; dagegen werden junge Kälber noch heutigen Tages vielfach gezähmt. Warren Hastings brachte ein von wilden Eltern abstammendes Jakkalb nach England. Dort versuchte man es später mit einer zahmen englischen Kuh zu paaren; der Jakstier zeigte aber eine ebenso entschiedene Abneigung gegen dieselbe, wie der Wisentstier sie unter ähnlichen Umständen an den Tag zu legen pflegt. In Indien dagegen wird der Jak schon seit alten Zeiten mit anderen Rinderarten gepaart, um deren Rasse zu veredeln. Dies berichtet bereits Marco Polo und fügt ausdrücklich hinzu, daß man die Jaks zu diesem Zwecke einfange.

Der Jak ist ein schönes Rind von 6 bis 7 Fuß Leibeslänge und 1½ Fuß Schwanzlänge, ausschließlich des langen Haares, welches den eigenthümlichen Schweif bedeckt. Hinsichtlich seiner Gestalt steht er ungefähr in der Mitte zwischen dem Wisent, dem Büffel und dem gemeinen Rinde; aber er erscheint auch gewissermaßen als ein Mittelding von Rind, Pferd und Schaf. An das Pferd erinnern die ansprechenden runden, gedrungenen Formen des Leibes, die feinen und fest gesetzten Glieder, der lange Schwanz, der lebhafte, stolze Gang, die Art, wie er die Füße setzt und die Haltung während seines schnellen Laufes, an die Ziegen und Schafe aber die lange Behaarung. Ein reiches, seidenartiges Vlies hängt zu seinen beiden Seiten fast bis auf den Boden herab und ziert das Thier auf das höchste. Eigentlich ähnelt nur der Kopf dem der Ochsen; der übrige Körper ist gleichsam eine Zusammensetzung verschiedener Thierformen. Die Stirn ist kurz und schwach gewölbt, der Kopf kürzer, als bei den meisten Rassen des Rindes, die Schnauze kolbenartig aufgetrieben; die großen, schmalen Nasenlöcher stehen weit von einander und fast der Quere; die Lippen sind dick und hängend, die Augen voll und lebhaft; die Ohren länglich eiförmig, die Hörner höher aufgesetzt, als bei den meisten Rindern, etwa von Kopfeslänge, dünn und scharfspitzig, beim Stiere vom Grund an halbmondförmig nach außen, vor- und aufwärts gewendet, mit der Spitze aber wieder nach ein- und rückwärts gekrümmt.

bei der Kuh halbmondförmig nach außen und aufwärts und mit der Spitze nach ein- und rückwärts gerichtet. Von der Wamme, welche bei den übrigen Rindern so deutlich ist, sieht man keine Spur. Der Rücken ist fast gerade, der Widerrist erhaben. Die Beine erscheinen kurz und sind dick und stark, breithufig; sie haben ansehnliche Afterklauen. Die Behaarung ist fast überall lang, reichlich und dick; nur das Gesicht, die Unterfüße und eine kleine Stelle an der Brust machen davon eine Ausnahme. Am Scheitel sind sie grob, zottig und verworren, auf der Stirnleiste bilden sie einen förmlichen Wulst, über den Schultern und auf dem Widerrist einen ähnlichen, welcher sich mähnenartig längs der Firste des Nackens fortsetzt. Die Leibesseiten, die Schenkel und die Oberarme sind mit langen, straffen, zottigen Haaren bedeckt, welche zuweilen fast bis auf den Boden herabreichen. Am Unterhalse bilden sie die Fortsetzung der Mähne, am Schwanze werden sie 2 bis 3 Fuß lang und sind dabei ausnehmend fein und fast seidenartig. Schwarz ist die Hauptfärbung des Thieres; zuweilen sind aber der Haarwulst und der Schwanz, manchmal auch Stirn und Scheitel weiß; selten zeigen sich auch an anderen Körpertheilen weiße Haare.

In allen Ländern, wo der Jak wild vorkommt, findet man ihn auch gezähmt als nützliches und wichtiges Hausthier. Der zahme Jak unterscheidet sich gewöhnlich hinsichtlich seiner Gestalt und seines Haarwuchses nicht von dem wilden, wohl aber hinsichtlich der Färbung. Rein schwarze Jaks sind sehr selten; gewöhnlich zeigen auch Die, welche den wilden am meisten ähneln, weiße Stellen, und außerdem trifft man braune, rothe und gescheckte an. Mehrere Rassen sind bereits gezogen worden, vielleicht durch Vermischung mit anderen Rinderarten. Hier und da sind die zahmen Jaks auch wieder verwildert, und dann haben sie ganz die Urfärbung wieder angenommen. In der Gegend des heiligen Berges Bogdo am Altai setzten die Kalmücken ganze Herden aus, an denen sich außer den Geistlichen Niemand vergreifen durfte. Diese sind vollständig wild geworden und bewohnen jetzt das ganze Altaigebirge. Radde traf im südlichen Theile des Apfelgebirges halbverwilderte Herden an, welche auch in schneereichen Wintern nicht gefüttert wurden, sondern sich ihr Futter selbst durch Wegscharren der Schneedecke gewinnen mußten. Eine Stallung wird den gezähmten überhaupt nie zu Theil.

Ladak, Tibet, der nördliche Theil von China, die Mongolei, Songorei und Tartarei sind die Länder, in denen man den Jak am häufigsten hält. Auch die zahmen Herden gedeihen nur in kalten, hochgelegenen Gebirgsgegenden und gehen in großer Wärme zu Grunde. Sie ertragen die Kälte mit der größten Gleichgiltigkeit. „An Tagen, deren Wärme nur wenige Grad über den Gefrierpunkt kam,“ sagt Schlagintweit, „kam es vor, daß unsere Jaks, sobald sie abgeladen waren, im nächsten Bache untertauchten, ohne davon zu leiden.“ Als der Engländer Moorcroft den Nitipaß erstieg und seine beladenen Jaks bei der drückenden Hitze viel gelitten hatten, rannten sie, weil sie ein Gebirgswasser in der Tiefe rauschen hörten, unaufhaltsam mit solchem Ungestüm dem Flusse zu, daß zwei von ihnen auf den schroffen Abhängen stürzten und sich in der Tiefe zerschellten. Schon geringe Sonnenwärme ist dem Thiere lästig, und wenn es kein Wasser hat, in dem es sich stundenlang kühlen kann, sucht es eifrig den Schatten auf, um der unangenehmen Wärme zu entgehen. „Die Jaks,“ sagt Radde, „lagern alle auf dem Schnee, auch die Kälber, selbst die Frühgeburten vom März bedürfen keiner Fürsorge seitens der Menschen.“

„Die Kühe zeigen eine große Anhänglichkeit zu den Kälbern, verlassen dieselben, wenn sie zur Weide gehen, am Morgen viel später, als die Hauskühe ihre Jungen, und kehren abends schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang zum Kalbe zurück, waschen es zärtlich und grunzen dabei behaglich.“

Dem Tibetaner ist der Jak eins der wichtigsten Hausthiere. Er benutzt ihn als Last- und als Reitthier, obwohl der Jak nicht eben lenksam und überhaupt schwer zu behandeln ist. Gegen seine Bekannten benimmt er sich ziemlich freundschaftlich. Er läßt sich von denselben berühren und reinigen und vermittelst eines durch seine Nase gezogenen Ringes, an welchem ein Strick be-

festigt wird, leidlich lenken. Fremden Personen gegenüber betragen sich die eigenthümlichen Reitthiere aber nicht so freundlich. „Der Jak," sagt Schlagintweit, „ist nicht ohne Schwierigkeit zu beladen und zu besteigen, denn ehe er zum ruhigen Stehen gebracht werden kann, dreht er sich mehrmals in raschen kreisförmigen Sprüngen. In ebenen Thalsohlen des Gebirges, welche er mit herabhängendem Kopfe und mit herumgeschlagenem Schweife durchzieht, ist er schwer zu lenken; aber bei Uebergängen steiler, schwieriger Stellen übertrifft kaum ein anderes Thier ihn an Ruhe und Sicherheit. Zwar erschreckt den Reiter anfangs die Eigenheit des Thieres, stets an der äußersten Kante des schmalen Pfades zu gehen, zunächst, um auf weite Strecken den Weg übersehen zu können, doch überzeugt man sich bald von der Zuverlässigkeit seines Ganges." Nach den Berichten anderer Reisenden zeigt der Jak eine große Unruhe, wenn Fremde in seine Nähe kommen, senkt den Kopf gegen den Boden und geberdet sich, als wolle er seinen Gegner zum Kampfe fordern. Manchmal überkommt ihn ganz plötzlich ein rasender Zorn; er schüttelt den ganzen Körper, hebt den Schwanz hoch empor, peitscht mit ihm durch die Luft und schaut mit drohenden, grimmigen Augen auf seinen Zwingherrn. Einen gewissen Grad von Wildheit behält er stets. Gegen andere Rinder benimmt er sich artiger; es hat deshalb keine Schwierigkeit, ihn zur Paarung mit anderen Arten seiner Familie zu bringen. Dazu soll man jedoch blos Jakstiere verwenden können; denn es wird allgemein behauptet, daß die Stiere des gemeinen Rindes und des Zebu sich vor den Jakkühen förmlich entsetzten.

Der Jak trägt 2 bis $2\frac{1}{2}$ Centner ohne Beschwerden und zwar auf den allerschwierigsten Felsenpfaden und Schneefeldern. Man ist im Stande, durch ihn Lasten über Höhen von 10 bis 16,000 Fuß zu schaffen; denn er bewegt sich auch dort oben, trotz der verdünnten Luft, welche andere Geschöpfe ermattet und beängstigt, mit größter Sicherheit. Nur auf sehr klippenreichen Pfaden kann man den beladenen Jak nicht benutzen, weil dann seine Last ihn hindert, über höhere Felsen zu springen, wie er es sonst wohl zu thun pflegt; denn Moorcroft sah ihn ohne Umstände zehn Fuß hohe Felsenwände herabsetzen, ja, sich selbst in Abgründe von vierzig Fuß Tiefe stürzen, ohne daß er sich dabei beschädigte. Auch die Mongolen verwenden den Jak als Lastthier, und hier und da muß er, wie Gerard berichtet, den Pflug ziehen.

Milch und Fleisch des Jak sind recht gut. Ersteres ist, wenn es von alten Thieren stammt, freilich etwas hart und zähe, von jüngeren aber um so besser. Die Milch ist, wie bei allen Stieren, welche auf Alpentriften weiden, höchst wohlschmeckend und fett. Aus der Haut gerbt man Leder oder schneidet Riemen aus ihr, aus den Haaren werden Stricke gedreht. Der kostbarste Theil des Thieres ist aber der Schwanz, welcher förmlich zu einem Sinnbild und zum Kriegszeichen geworden ist. Namentlich die weißen Jakschwänze stehen in hohem Werthe. Nicolo di Conti gibt an, daß die feinen Schwanzhaare mit Silber aufgewogen werden, weil man aus ihnen Fliegenwedel macht, welche zum Dienst der Götzen und der Könige gebraucht werden. Man faßt sie auch in Gold und Silber und schmückt damit die Pferde und die Elefanten. Die Reiter tragen sie an ihren Lanzen als Zeichen einer hohen Rangstufe. Die Chinesen färben das weiße Haar brennend roth und tragen die Schwänze dann als Quasten auf ihren Sommerhüten. Belon gibt an, daß solche Schwänze 4 bis 5 Dukaten kosten und wesentlich dazu beitrügen, den reichen Sattelschmuck, wie ihn Türken und Perser lieben, zu vertheuern. Im ganzen Morgenlande scheint man die Schwänze als Fliegenwedel zu benutzen und zwar schon seit uralten Zeiten, wie die angezogene Stelle von Aelian besagt. Man treibt einen weit verbreiteten und viel Gewinn abwerfenden Handel damit. Der Preis richtet sich nach der Schönheit und Länge des Haares; je länger, feiner und glänzender dies ist, um so höher wächst er an. Schwarze Schwänze gelten weniger, als weiße.

Bei den Kalmücken und Mongolen stehen die Jaks in hoher Achtung. Sie glauben, daß nur gutartige Seelen in den Leib dieser Thiere fahren.

Der zahme Jak ist, wie Schlagintweit berichtet, manchen Krankheiten ausgesetzt. Auf Reisen leidet er oft an den Klauen, welche, wenn einmal verletzt, lange Zeit zur Heilung brauchen.

Seuchen, welche oft ausbrechen, tödten rasch die von ihnen ergriffenen Thiere. Wechsel des Futters oder unzureichende Nahrung bringen ebenfalls gewöhnlich Krankheiten hervor.

Die nach Europa eingeführten Jaks haben sich bisher in den Thiergärten besser gehalten, als man ihrer Vorliebe für kalte Gegenden nach vermuthen durfte. Im pariser Pflanzengarten leben schon seit mehreren Jahren zahme Jaks im besten Wohlsein, und auch die in Amsterdam, Frankfurt, München, Stuttgart, Hamburg und an anderen Orten eingeführten haben sich recht gut gehalten.

Die Büffel (Bubalus) nähern sich mehr den übrigen Rindern. Ihr Leib ist gedrungen; die Stirn ist gewölbt und kurz; die Hörner stehen an den hintersten Ecken des Schädels, sind unten aufgeworfen, bisweilen sogar unregelmäßig geringelt oder wenigstens mit höckerartigen Auswüchsen versehen, seitlich zusammengedrückt und endlich gerundet. Sie biegen sich zuerst nach unten und hinten, sodann nach außen und zuletzt nach oben und wieder etwas nach vorn, bei anderen Arten aber fast gerade nach rückwärts mit einem sanften Bogen nach unten und einer schwachen, spitzen Krümmung nach außen.

Unter diesen Thieren steht der kafferische Büffel (Bubalus caffer) unzweifelhaft obenan. Er ist der größte, plumpeste, stärkste und wildeste, und namentlich seine Hörner sind sehr ausgezeichnet. Sie verdicken sich nahe ihrer Wurzel um mehr als das Doppelte der durchschnittlichen Horndicke, ungeheure Wülste treten über dem Kopfe hervor und stoßen in der Mitte so zusammen, daß sie sich fast berühren. Die Hörner wenden sich erst abwärts und nach hinten, dann aufwärts und etwas nach vorn, so daß sie sich mit den Spitzen wieder gegen einander krümmen. Die Augen liegen tief, die Ohren hängen fußlang herab. Der ganze Leib ist plump und dick, die Füße stark und groß, der Schwanz nackt bis auf einen kurzen Büschel. Am Unterkiefer findet sich ein getheilter Bart von straffen Haaren. Die Färbung ist ein dunkles Schwarz, welches in das Bräunliche zieht; die Haut ist bläulichschwarz.

In größeren oder kleineren Herden durchzieht dieses grimmige und wüthende, von allen Völkerschaften aufs äußerste gefürchtete Thier die busch- oder waldreichen Gegenden Süd- und Mittelafrikas. Denn nicht blos am Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Büffel zu finden, sondern auch in den Urwaldungen des Inneren. In den südlich von Kordofahn gelegenen Wäldern erscheint er manchmal in großer Menge. Im Urwald, welcher die Ufer des blauen Flusses bedeckt, sah ich am Abend des 4. Februar 1851 zwei große und starke Büffel dieser Art zur Tränke gehen und jagte dem einen aus geringer Entfernung eine Kugel zu, ohne ihn zu fällen. Die Eingeborenen versicherten mir, daß diese Thiere oft in zahlreicher Menge bei ihnen vorkämen, und waren einstimmig in Berichten über die entsetzliche Grimmigkeit dieses Büffels, vor dem sie noch mehr Achtung und Furcht hatten, als vor dem Löwen und Elefanten. Derselben Ansicht waren die Kordofahnesen, deren Scheu soweit geht, daß sie niemals daran denken, auf Büffel Jagd zu machen, so lohnend Dies auch sein möchte. Auch in der Kafferei werden die Büffel, wie wir von Kolbe, Sparmann, Drayson und Gordon Cumming erfahren, sehr gefürchtet. Kolbe traf sie noch ganz in der Nähe der Kapstadt an; gegenwärtig sind sie dort ausgerottet und mehr nach dem Innern zurückgedrängt.

„Es sind," sagt er, „höchst gefährliche Thiere. Wenn man sie durch Vorhalten rother Farbe, durch Schießen oder heftiges Verfolgen erzürnt, ist man seines Lebens nicht sicher; sie fangen an heftig zu brüllen und zu stampfen, fürchten Nichts mehr und verschonen Nichts, und wenn ihnen auch noch soviel gewaffnete Menschen entgegenständen. Sie springen in der Wuth durch Feuer und Wasser und Alles, was ihnen vorkommt. Einer verfolgte einmal einen jungen Mann, welcher eine rothe Jacke trug, ins Meer und schwamm ihm nach. Der Jüngling konnte aber gut schwimmen und tauchen, und der Stier verlor ihn aus dem Gesicht; dennoch schwamm er quer durch den Hafen fort, $1\frac{1}{4}$ Stunde weit, bis er vom Schiffe aus durch einen Kanonenschuß getödtet wurde." Sparmann

sagt, daß der Büffel ein höchst tückisches und grimmiges Ansehen habe und Dies durch sein Betragen nicht Lügen strafe. Er versteckt sich wirklich hinter Bäume und lauert, bis man nahe kommt, dann schießt er plötzlich hervor und greift an. Noch nicht zufrieden, daß er ein Thier oder einen Menschen getödtet hat, zerstampft er ihn auch noch mit den Hufen und zerreißt ihn mit den Hörnern, ja, er kehrt sogar manchmal zurück, nachdem er eine Strecke fortgegangen ist, um von neuem gegen sein Opfer zu wüthen. Der berittene Jäger kann sich nur dann retten, wenn er ein gutes Pferd unter sich hat und eine Anhöhe erreicht, auf welche ihm das plumpe Thier nicht so schnell folgen kann. Wenn eine Herde angegriffen wird, schließt sie einen Kreis um die Kälber, um diese dadurch zu schützen. Die alten Büffel thun, als ob sie todbringende Wunden mit Leichtigkeit ertragen können. Ein Büffel, den Sparmann schoß, sank nach dem Schuß in die Knie, richtete sich aber bald wieder auf, lief in ein Gehölz, brüllte dort fürchterlich und verendete erst nach geraumer Zeit.



Der kafferische Büffel (Bubalus caffer).

Wie andere seiner Art wälzt sich auch der kafferische Büffel gern im Schlamme und liegt oft stundenlang im Wasser. Mit seinen starken und breiten Hörnern kann er durch das dichteste Gebüsch dringen und sich selbst da Wege bahnen, wo sonst nur die Elefanten, Nilpferde und Nashörner die Wegbaumeister sind. Am blauen Nil nimmt er, wie mich seine Fährte überzeugte, vorzugsweise die von den Elefanten durch die Dickungen gebrochenen Wege an. Einige Berichterstatter behaupten, daß der kafferische Büffel nicht gut nach vorn sehen könne. Es soll oft vorkommen, daß Leute in geringer Entfernung gerade vor dem Büffel hergehen, ohne von ihm bemerkt zu werden, dagegen sich eines sofortigen Angriffes zu gewärtigen haben, wenn sie zur Seite gehen und dem Thiere dadurch ins Gesicht kommen. Die blinde Wuth der Büffel läßt sich auch an ganz Unschuldigen aus, und deshalb gelten die Thiere als die ungemüthlichsten aller Nachbarn, welche ein Afrikaner haben kann. Einem unauf-

haltsamen Sturme gleich, stürzt der gereizte Stier auf sein Opfer zu, bohrt ihm die Hörner in den Leib, wirft es in die Luft und tritt es dann zusammen, daß die Knochen im Leibe zerbrechen. In allen Ländern Südafrikas, wo diese wüthenden Rinder leben, sind derartige Vorfälle so gewöhnlich, daß man in jedem größeren Dorfe Leute findet, welche einen ihrer Angehörigen durch Büffel verloren haben. Mit Recht betrachten die Kaffern den Juyati oder Insumba, wie sie den Büffel nennen, als das fürchterlichste aller Geschöpfe.

Die beste Beschreibung des Thieres, welche mir bekannt ist, rührt von Kapitän Drayson her. „Die Haut des Büffels," sagt er, „ist so dicht, daß sie einer Kugel gehörig Widerstand leistet und nur von ihr durchdrungen wird, wenn man nahe feuert. Der Büffel ist ein wüthendes, rachsüchtiges Vieh und dabei listig und heimtückisch, wie wenig andere Geschöpfe. Seiner Natur nach ist er ein geselliges Wesen, aber zu gewissen Zeiten des Jahres kämpfen die Stiere um die Oberherrschaft in Sachen der Liebe, und da kommt es oft vor, daß eine Gesellschaft von jungen Bullen einen alten Herrn aus ihrer Mitte vertreibt, welcher sich dann die düstersten und zurückgelegensten Oertlichkeiten aussucht und dort über sein Geschick und den Undank der Welt brütend seine Tage dahinbringt. Solche in die Einsamkeit Zurückgezogene sind die furchtbarsten ihrer Art. Es ist doch, wie bekannt, die Sitte aller Thiere, vor dem Menschen zu fliehen, falls dieser sie nicht verwundet hat oder sich nicht zu einer unpassenden Stunde bei ihnen aufdrängt; jene alten Einsiedler aber warten wahrhaftig nicht auf solche Entschuldigungen, sondern kommen aus freien Stücken dem Jäger halbwegs entgegen und suchen Zerwürfnisse mit ihm."

„Obgleich man den Büffel nicht selten in großen Herden in den Steppen findet, bleibt sein liebster Aufenthaltsort doch der Wald. Hier folgt er den Pfaden der Elefanten und Nashörner oder bricht sich eigene durch das Dickicht. Während des Abends, in der Nacht und am frühen Morgen durchzieht er das Land und brüllt; wenn sich aber die Sonne erhoben hat oder er Unrath wittert, sucht er Schluchten und Dickichte. Unter den schattigen Zweigen erfreut er sich dann der Ruhe und hält sich verborgen."

„Die Fährte des Büffels ähnelt der des gewöhnlichen Ochsen, nur stehen die Hufe eines alten Bullen weit von einander, während die des jungen sehr geschlossen sind. Die Fährte der Büffelkühe ist länger, schmäler und kleiner, als die der Stiere. Der Jäger folgt den Thieren, wenn sie nachts in das offene Land gehen. Da sie während der Nacht im Freien wandern und sich während des Tages auf ihre Lagerplätze zurückziehen, kann man ihre Spur außerhalb des Waldes aufnehmen und ihr soweit folgen, bis man durch den Geruch ganz in die Nähe gebracht wird. Kommt der Jäger dem Wilde sehr nahe, was er an der Frische der Fährte beurtheilen muß, so thut er am besten zu warten, bis durch irgend ein Geräusch das Thier seinen Platz verräth, denn die Büffel drehen und wenden sich häufig im Busch, besonders ehe sie sich für den Tag zur Ruhe legen."

„Ich kenne einen Kaffer, welcher an sich selbst des Büffels Kraft und List erfuhr und das Andenken an dieselben für sein Leben trug. Er jagte eines Tages in dem Wald und kam auf einen alten Einsiedler, welchen er verwundete. Der Bulle brach durch; aber der Kaffer, glaubend, daß er sein Wild tödtlich verwundet hatte, folgte ihm auf seinem Wege, ohne irgendwelche Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Der Büffel ist böswillig, wenn ihm kein Leids geschieht: aber er ist rasend, wenn er verwundet wurde, und deshalb muß man sich einem solchen mit der größten Vorsicht nahen. Unser Kaffer hatte ungefähr hundert Schritte des Waldes durchschlüpft und durchkrochen, und untersuchte eben sorgfältig die Fährte seines verwundeten Wildes: da hörte er plötzlich ein Geräusch dicht neben ihm, und ehe er sich noch fortbewegen konnte, fühlte er sich fliegend in der Luft, in Folge eines furchtbaren Stoßes, den ihm der Büffel gegeben hatte. Glücklicherweise fiel er auf die Zweige eng verschlungener Bäume eines Dickichts und wurde hierdurch gerettet; denn der Büffel wäre keineswegs in seiner Arbeit zufrieden gestellt gewesen, sondern würde ihm unzweifelhaft noch den Garaus gemacht haben. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Opfer unnahbar wäre, verließ er es und trollte in den Wald. Der Kaffer, welcher zwei oder drei Rippen gebrochen hatte, schleppte

sich mühsam nach Haus und gab von diesem Tage das Büffelschießen für immer auf. Wie es schien, hatte das lästige Geschöpf sich blos zurückgezogen, um seinen Feind im Walde wieder zu erwarten und von neuem anzufallen."

„Ein berühmter Jäger in Natal Namens Kirkmann erzählte mir, daß er einstmals auf der Büffeljagd einen Bullen verwundet hatte und eben im Begriff war, ihm den Rest zu geben, als dieser eine laute Wehklage ausstieß. Gewöhnlich geht der Büffel still, und selten hört man einen Ton von ihm, selbst dann nicht, wenn er verwundet ist, dieses Klagen aber war jedenfalls ein Zeichen; und so wurde es auch verstanden von der Herde, zu welcher der Verwundete gehört hatte. Denn augenblicklich endete diese ihren Rückzug und kam zur Hilfe ihres Gefährten herbei. Kirkmann warf sein Gewehr weg und eilte auf ein Paar Bäume zu, deren unterste Aeste glücklicherweise tief herabgingen. So war er gerettet, als die wüthende Herde ankam und seinen Baum umlagerte. Als sie sahen, daß der Gegenstand ihres Zornes in Sicherheit war, zogen sie sich zurück."

Livingstone fand in Südafrika eine Menge von Büffelherden, manche zum Theil sechszig Stück stark. Sie hatten hier auch einen Freund aus der Klasse der Vögel, den Büffelvogel (Textor erythrorhynchos), welcher sich stets bei ihnen aufhielt, von ihnen das Ungeziefer absuchte und durch plötzliches Auffliegen bei Gefahr warnte. Genau so beträgt sich im Norden Afrikas ein kleiner, blendend weißer Reiher (Ardeola Bubalcus), auf welchen ich zurückkommen werde.

Gordon Cumming sah Büffelherden von 6 bis 800 Stück und erfuhr, daß diese vor bewaffneten Leuten zurückwichen; nur alte Bullen waren grimmig und stürzten wüthend auf die Jäger los, mehrere Male ihn und seine Gefährten in Lebensgefahr bringend. Am Tsadsee raste ein verwundeter Büffel gegen Eduard Vogels Leute, verwundete einen Mann gefährlich und tödtete zwei Pferde. Ein zweiter traf zufällig mit einer Karavane zusammen, rannte, um durchzubrechen, ein Kamel nieder und verwundete es so arg, daß es geschlachtet werden mußte.

Aehnliche Geschichten finden sich in den Werken aller Reisenden, welche mit diesem grimmigen Vieh zusammenkamen.

Mein Freund Th. von Heuglin, der Vorsteher und Leiter der jetzigen wissenschaftlichen Expedition nach Mittelafrika, brachte den ersten lebenden Büffel dieser Art nach Europa. Er hatte ihn im Süden Kordosahns von den Bakharaarabern erhalten, welche vor anderen Nomaden in allen Jagdarten wohlerfahren und äußerst muthige Leute sind. Ein Trupp junger Helden, wie sich die Mannschaft dieses Stammes zu nennen pflegt, hatte bei der Jagd eine Herde zersprengt, die Büffelkuh getödtet, ihr das Kalb abgenommen, und es an ihren eigenen Kühen saugen lassen, bis es erwachsen war. Bei dieser Behandlung hatte es alle Wildheit abgelegt, und als es nach Europa kam, war es so gutartig, daß es nicht blos Heuglin, sondern auch andere fremde Leute, z. B. Fitzinger und ich, ohne weiteres berühren durften. Wahrscheinlich lebt es noch im schönbrunner Thiergarten. Einen zweiten Büffel dieser Art brachte Casanova aus den Barkaländern nach Europa; auch er war sehr zahm.

Der kafferische Büffel ist nicht der Stammvater der zahmen Büffel, welche man in Italien und Ungarn recht häufig finden kann; ihn müssen wir vielmehr unter den indischen Büffeln suchen. Noch gegenwärtig ist es nicht entschieden, von welcher Art der noch in Indien wildlebenden Büffel der zahme abstammt; soviel steht aber fest, daß es noch heutigen Tages mehrere wilde Büffel in Indien gibt. Einer von diesen, der Arni (Bubalus Arni), soll der Riese seiner ganzen Familie sein. An den Schultern soll er 7 Fuß hoch und von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 9 bis 10' Fuß lang werden. Ein Paar Hörner, welche man im britischen Museum aufbewahrt, stehen mit den Spitzen 6 Fuß weit aus einander. Sie sind dreikantig auf der Oberfläche, runzlig, im ersten Dritttheile ihrer Länge gerade, nicht nach rückwärts gekrümmt, nur an den Spitzen nach innen und nach hinten gerichtet und werden von dem Thiere so getragen, daß sie alle Zeit drohend zum Angriffe bereit

stehen. Die Färbung des Arni, welcher mit langen Haaren bedeckt ist, soll, wie die aller Büffel, bräunlichschwarz sein.

Ueber Lebensweise und Sitten dieses Thieres ist sogut als Nichts bekannt. Der Arni gilt nächst dem Tiger als das furchtbarste Thier der indischen Urwälder, und seine Jagd als die gefährlichste von allen. Williamson erzählt, daß ein Arni in blinder Wuth auf einen Jäger losstürzte, welcher sich auf dem Rücken eines Elefanten sicher wähnte, zu seiner großen Verwunderung aber sehen mußte, daß der rasende Ochse den Elefanten auf die Hörner zu nehmen versuchte und dem Riesen des Waldes sicherlich empfindliche Wunden beigebracht haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit ein anderer Jäger ihm eine Kugel auf die rechte Stelle geschossen hätte.

Trotz der unbändigen Wuth des wilden Arni hat man doch versucht, ihn zu zähmen und ein befriedigendes Ergebniß erzielt. In Vorder- und Hinterindien sollen viele zahme Büffel dieser Art sowohl zum Feldbau, als zum Reiten und zur Milcherzeugung benutzt werden.

Ein anderer Büffel, den man ebenfalls noch nicht kennt, ist der Bhain, welcher sich durch etwas geringere Größe und sparsamere Behaarung unterscheiden soll. In zahlreichen Herden bewohnt er wild die sandigen Ufer des Ganges, schwimmt oft in ansehnlichen Gesellschaften den Fluß hinab, treibend, geradezu schlafend sich der Strömung überlassend, und wird den Fahrzeugen oft sehr gefährlich. Während des Schwimmens soll er oft untertauchen und Wasserpflanzen mit den Hörnern vom Grunde losreißen, welche er dann beim Weiterschwimmen gemächlich verzehrt. Er soll ebenfalls hier und da auch gezähmt vorkommen.

Der gemeine Büffel (Bubalus vulgaris), von Vielen als Abart des Arni betrachtet, bewohnt im wilden Zustande ebenfalls Indien. Weder im Leibesbau noch in der Färbung unterscheidet er sich von dem gezähmten. Der Leib ist schwach gestreckt, voll und gerundet, der Hals kurz und dick, vorn gefaltet, nicht aber gewammt. Der Kopf ist kürzer und breiter, als beim Rinde, die Stirn groß, die Schnauze kurz; die Beine sind mittellang, stark und kräftig; der Schwanz ist ziemlich lang. Der Widerrist erhebt sich fast höckerartig, der Rücken ist gesenkt, das Kreuz hoch und abschüssig, die Brust ziemlich schmal, der Bauch voll, die Weichen sind eingezogen, die Augen klein, aber von wildem und trotzigen Ausdruck, die Ohren lang und breit, außen kurz behaart, innen mit langen Haarbüscheln besetzt, seitlich und wagrecht gestellt; die Hörner sind lang, stark, an der Wurzel ziemlich dick und breit, dann verschmälert und in eine stumpfe Spitze endend. Am Grunde nahe zusammenstehend, wenden sie sich seitlich und abwärts, sodann nach rück- und aufwärts; mit den Enden krümmen sie sich nach oben und zugleich nach ein- und vorwärts; hierdurch bilden sie ein Dreieck. Nur das letzte Drittel ist gerundet; auf der Oberfläche sind sie vom Grund bis gegen die Mitte stark quergerunzelt, nach der Spitze und der Hinterseite aber fast vollkommen glatt. Die Hufe sind gewölbt, groß und breit. Das Euter des Weibchens hat vier Zitzen, welche fast in einer Querreihe gestellt sind. Die Behaarung ist spärlich, steif und fast borstenartig, an den Schultern, längs der ganzen Vorderseite des Halses, auf der Stirn und an der Schwanzquaste verlängert. Hinterrücken, Kreuz, Brust und Bauch, die Schenkel und der größte Theil der Beine sind fast völlig kahl. Im allgemeinen ist das Thier dunkelschwarzgrau oder schwarz gefärbt, in der Weichengegend aber röthlich. Die Haut ist schwarz, die Haare ziehen bald ins Blaugraue, bald ins Bräunliche oder Rothbraune. Höchst selten kommen weißgefärbte oder gefleckte Stücke vor.

Auch dieser Büffel ist ein großer Wasserfreund und findet sich deshalb nur in den sumpfigsten Flußniederungen, wo er zwischen dem hohen Riedgras sich seine Nahrung sucht. Das schlechteste Futter, welches alle anderen Thiere verschmähen, ist für ihn noch immer gut genug. Seine Bewegungen sind zwar plump, aber kräftig und ausdauernd; namentlich im Schwimmen ist er

Meister. Unter den Sinnen stehen Geruch und Gehör obenan; das Gesicht ist schlecht. Seine Stimme ist ein tief dröhnendes Gebrüll. An blinder Wuth und rasendem Zorn steht er keinem anderen Rinde nach; selbst in der Gefangenschaft verliert er diese Eigenschaften nicht ganz. Wie Stoltz berichtet, werden die Büffel in Indien zum Theil alt gefangen. Man umzäunt zu diesem Zwecke einen Platz und setzt vor dem Eingange in zwei nach außen sich von einander entfernenden Linien Leute auf die Bäume, welche Bündel dürren Reisigs in den Händen halten und fürchterlich zu lärmen anfangen, sobald eine Büffelherde zwischen sie getrieben wird. So gelangen die Thiere in den Pferch, wo sie später mit Schlingen umstrickt und, nachdem man ihnen die Augen verbunden und die Ohren verstopft hat, weggeführt werden, entweder um zu arbeiten oder gegen Tiger zu kämpfen.

Der Büffel ist schon vom Haus aus ein furchtbarer Feind jener gewaltigen Katze und bleibt bei Kämpfen mit ihr fast regelmäßig Sieger. William Rice erzählt, daß zuweilen erwachsene Büffelstiere von Tigern angefallen werden, sich aber furchtbar wehren und oft genug einem Tiger für alle Zeiten sein Handwerk legen. Wenn ein Büffel überfallen wird, eilen ihm die anderen zu Hilfe und jagen dann den Angreifer sofort in die Flucht. Selbst die Hirten, welche zahme Büffel hüten, durchziehen auf einem ihrer Thiere reitend ruhig das Dickicht. Rice sah einmal, daß die Büffel einer Herde, als sie das Blut eines angeschossenen Tigers rochen, sofort die Spur aufnahmen, mit rasender Wuth verfolgten, die Gesträuche dabei umrissen, den Boden aufwühlten, schließlich in förmliche Raserei geriethen und, zum großen Kummer des Hirten, unter einander zu kämpfen begannen. Johnson erzählt, daß ein Tiger den hintersten Mann einer Büffelkaravane angriff. Ein Hirt, welcher Büffel in der Nähe hütete, eilte jenem Manne zu Hilfe und verwundete den Tiger mit seinem Schwerte. Dieser ließ sofort seine erste Beute los und packte jetzt den Hirten; die Büffel aber stürzten, sobald sie ihren Herrn in Gefahr sahen, augenblicklich auf den Tiger los, warfen ihn sich einige Male gegenseitig, wie einen Ball, mit den Hörnern zu und mißhandelten ihn bei diesem Spiele derart, daß er sofort seinen Geist aufgab.

Von dieser Feindschaft ziehen natürlich die indischen Fürsten ihren Vortheil und veranstalten Thierkämpfe, welche in ihren Augen das höchste und anziehendste Schauspiel der Erde gewähren. Karl von Görtz beschreibt einen solchen Kampf mit folgenden Worten:

„Der Kaiser von Solo saß auf seinem Throne, von etwa dreißig seiner Hofdamen, dreien seiner Frauen, seinen Prinzen, dem holländischen Statthalter, den Großen seines Reiches und eingeladenen Europäern umgeben. Vor ihm stand ein fester, etwa funfzehn Fuß weiter und ebensohoher Käfig, und in diesem ein gewaltiger Büffel. Neben dem Käfig stand ein Kasten, worin sich ein Tiger befand, welcher mit entsetzlichem Geknurr hervortrat und mit betäubender Musik begrüßt wurde. Er suchte der Stirn des Büffels auszuweichen, sprang ihm mehrmals auf den Nacken und brachte ihm furchtbare Wunden bei; aber jedes Mal drückte ihn der Büffel so gewaltig gegen die Wand des engen Käfigs, daß er loslassen mußte. Der Käfig ist absichtlich so enge, damit der Büffel siegen soll, weil er dem Japanesen Sinnbild seines Volkes, der Tiger Sinnbild des Europäers ist. Einst hatte ein Statthalter einen weiten Käfig bauen lassen, und da an diesem Tage ein Tiger drei Büffel überwältigte, hängten hernach die Japanesen das Raubthier. — Diesmal tödtete der Büffel einen Tiger und richtete einen zweiten übel zu.“ —

Bisjetzt steht es noch nicht ganz fest, auf welchem Wege der zahme Büffel sich weiter und weiter verbreitet hat. Daß er aus Indien herstammt, ist gar nicht zu bezweifeln, eben weil er mit den dort noch wild lebenden vollkommen übereinstimmt. Wahrscheinlich kam er im Gefolge der großen Kriegsheere oder wandernder Völker nach Persien; denn die Begleiter Alexanders des Großen trafen ihn dort an. Später mögen ihn die Mahammedaner nach Syrien und Egypten verpflanzt haben. Nach Italien kam er im Jahre 596 unter der Regierung Agilulf's, zu nicht geringem Erstaunen der Europäer. Anfangs hat er sich wahrscheinlich sehr langsam verbreitet; denn der heilige Gili-

bald, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Sicilien und Italien durchwanderte, kannte den zahmen Büffel noch nicht und staunte, als er ihn später am Jordan antraf. Gegenwärtig findet er sich außer Hindostan durch ganz Afghanistan, Persien, Armenien, Syrien, Palästina bis zum kaspischen und schwarzen Meere hin, in der Türkei, Griechenland und den Donautiefländern, in Italien und sehr häufig auch in Egypten, nicht aber in Nubien.

Heiße, sumpfige oder wasserreiche Gegenden sagen diesem merkwürdigen Zwittergeschöpf zwischen Dickhäutern und Rindern am meisten zu. Das Nildelta ist für ihn ein Paradies, und in den gifthauchenden pontinischen Sümpfen, sowie in den Sumpfgegenden Kalabriens, Apuliens, in der Maremma von Toskana, in den unteren Donauländern befindet er sich wohl. In den italienischen Sümpfen ist er fast das einzige Hausthier, weil alle übrigen der ungesunden Gegend erliegen, und deshalb eignet er sich ganz vortrefflich zum Reisbau. In Unteregypten ist er überall gemein; er ist dort, nächst der Ziege, eigentlich das einzige Hausthier, von welchem man Milch und Butter gewinnt. Jedes Dorf im Delta und auch die meisten Oberegyptens haben mitten in ihrem Schoße eine große Lache, welche einzig und allein dazu dient, den Büffeln einen bequemen Badeplatz zu gewähren; denn weit öfter, als auf der Weide, sieht man die Büffel im Wasser, wenn sie es haben können, so tief versenkt, daß nur der Kopf und ein kleines Stückchen des Rückens über den Wasserspiegel hervorragen. Zur Zeit der Nilüberschwemmung beginnt für sie eine Zeit des Genusses. Sie treiben sich dann schwimmend weit auf den überflutheten Feldern umher, fressen das Gras an den Rainen und das harte Riedgras der noch unbebauten Flächen ab, vereinigen sich zu großen Herden, spielen im Wasser mit einander und kommen nur dann nach Hause, wenn die Kühe von der Milch gedrückt werden und gemolken sein wollen, wobei sie dann die Stiere mit sich nehmen. Sehr hübsch sieht es aus, wenn eine Büffelherde über den fast eine Viertelmeile breiten Strom setzt. Mehrere ihrer Hirten, meistens Kinder von 8 bis 12 Jahren, sitzen auf dem Rücken und lassen sich sorglos von den treuen Thieren über die furchtbare Tiefe und durch die hochgehenden Wogen schleppen.

Man kann die Meisterschaft im Schwimmen, welche die Büffel zeigen, nicht genug bewundern. Sie thun, als ob das Wasser ihr eigentliches Element wäre, sie spielen mit einander, während sie schwimmen, tauchen unter, legen sich auf die Seite, halb auf den Rücken, lassen sich von der Strömung treiben, ganz gemächlich, ohne ein Glied zu rühren, und schwimmen auch wieder in schnurgerader Richtung, blos durch die Strömung abwärts getrieben, quer über den Strom. Mindestens 6 bis 8 Stunden täglich bringen sie im Wasser zu. Sie besorgen hier, behaglich ausgestreckt, das Wiederkäuen, und erscheinen mindestens ebenso selbstzufrieden, als ihre im gleichen Geschäft dahingestreckten Herren Vettern auf dem Lande. Jeder Büffel wird sehr unruhig und sogar bösartig, wenn er geraume Zeit das Wasser entbehren mußte. Mit Schlamm erfüllte Lachen behagen ihm weit weniger, als die tiefen Fluthen eines gut angelegten Büffelteiches oder die kühlen Wellen des Stroms; deshalb sieht man während der trockenen Zeit in Egypten die fatten Büffel oft im plumpen Galopp, zu dem sie sich sonst nur in der höchsten Wuth versteigen, herbeigesetzt kommen und sich, wie unsinnig, kopfüber in die Fluthen des Stromes stürzen. Zu Indien und auch in Italien sind durch diese Wasserlust des Thieres schon mehrmals Menschen um das Leben gekommen. Die an Wagen angeschirrten Büffel rannten, wie besessen, mitsammt ihrer Last dem Strome zu und begruben sich und ihr Fahrzeug in den Wellen.

Auf dem festen Lande ist der Büffel entschieden weit unbeholfener, als im Wasser. Sein Gang ist schwerfällig und der Lauf, obgleich ziemlich fördernd, doch nur ein mühseliges Sichfortbewegen. Bei großer Wuth oder, wie bemerkt, bei lebhafter Wassersehnsucht fällt das schwerfällige Thier zuweilen auch in einen Galopp, wenn man die Reihenfolge plumper und ungeschickter Sätze mit diesem Ausdruck bezeichnen darf. Weiter als hundert oder zweihundert Schritte legt er in dieser Gangart aber sicher nicht zurück; er beginnt dann wieder zu traben und schließlich in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise fortzulaufen.

Wenn man den zahmen Büffeln zum ersten Male begegnet, erschrickt man förmlich vor ihnen. Der Ausdruck ihres Gesichts deutet auf einen unbändigen Trotz und auf eine bösartige versteckte Wildheit. Aus den Augen scheint die größte Tücke und Niederträchtigkeit herauszublitzen. Bald aber überzeugt man sich, daß man sich täuschen würde, wenn man den Büffel nach dem Aussehen beurtheilen wollte. In Egypten wenigstens ist er ein überaus gutmüthiges Thier, welches jeder Bauer, ohne etwas zu besorgen, der Leitung des kleinsten Kindes anvertraut. Mehr als zwanzig Male habe ich gesehen, daß kleine Mädchen, welche auf den mit Klee gefüllten, dem Thiere auf den Rücken gebundenen Netzballen saßen, die Büffel vermittelst eines Stockes nach Hause treiben, unter Umständen über Gräben und Nilarme weg; aber niemals habe ich gehört, daß ein Büffel ein Unglück angerichtet hat. Ungeheure Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Wasser oder Fressen anlangt, vielleicht mit noch alleiniger Ausnahme des Kalbes, welches eine Büffelkuh vor Kurzem geboren hat, kennzeichnen das geistige Wesen des Thieres. Es ergibt sich mit einem geradezu stumpfen Gleichmuthe in das Unvermeidliche, zieht den Pflug oder den Wagen gleichgiltig fort, läßt sich nach Hause treiben und wieder auf das Feld geleiten und verlangt nichts Anderes, als nur sein gehöriges Wasserbad mehrere Stunden nach einander. Man verwendet übrigens den Büffel außer zum Lasttragen und zum Reiten beim Uebersetzen des Nils nur sehr wenig zum Feldbau, namentlich blos dann, wenn es einem Fellah einfällt, mit dem Kamel pflügen zu wollen. Dieses edle Thier, dessen liebenswürdiges Betragen ich oben zu schildern versucht habe, findet selbstverständlich in einer so gemeinen Arbeit eine grenzenlose Mißachtung seiner Erhabenheit und geht mit allen Zeichen des höchsten Mißmuthes an das ihm unendlich verdrießliche Werk. Da ist nun der Büffel der beste Kamerad. Er geht mit denselben ruhigen Schritten seinen Weg fort, wie sonst, und ihm ist es vollkommen gleichgiltig, ob das Kamel zu seiner Seite rast, ob es davoneilen will oder nicht: er stemmt sich dem ärgerlichen Zugkumpan so bedeutsam entgegen, daß dieser wohl oder übel mit ihm die Tagesarbeit verrichten muß.

Eine außerordentliche Tugend des Büffels ist auch seine wirklich beispiellose Genügsamkeit. Das Kamel, welches als ein Muster aller wenig beanspruchenden Geschöpfe gepriesen wird, und der Esel, der in der Distel ein gutes Gericht erblickt, übertreffen den Büffel sicherlich nicht. Er verschmäht geradezu saftige, anderen Rindern wohlschmeckende Kräuter und sucht sich dafür die dürrsten, härtesten und geschmacklosesten Pflanzenstoffe aus. Ein Büffel, welcher sich im Sommer draußen nach eigener Auswahl beköstigte, läßt, wenn ihm im Stall saftiges Gras, Klee und Kraut vorgeworfen wird, Alles liegen und sehnt sich nach einfacherer Kost. Sumpfgräser und Sumpfpflanzen aller Art, junges Röhricht, Schilf und dergleichen, kurz Stoffe, welche jedes andere Geschöpf verschmäht, frißt er so ruhig herunter, als ob das lauter Marzipan wäre. Und er weiß diese Nahrung zu verwerthen; denn er liefert dafür eine im hohen Grade wohlschmeckende, sehr fette Milch, aus welcher man vortreffliche Butter in reichlicher Menge bereitet. Der Egypter erklärt seinen „Djamuhs“ geradezu für sein nützlichstes Hausthier, und hat wirklich nicht Unrecht.

Unangenehm wird der Büffel durch seine große Unreinlichkeit. Manchmal sieht er aus wie ein Schwein, welches sich eben in einer Kothlache gesuhlt hat; denn genau so, wie dieser bekannte Dickhäuter sich zu erlustigen pflegt, hat er seines Herzens Gelüsten Genüge geleistet. Ob ihm dann der Koth liniendick auf den Haaren hängt oder ob diese durch ein stundenlanges Bad im frischen Nil gereinigt, gehörig durchwaschen und gesäubert sind, ist ihm ebenfalls vollkommen gleichgiltig: er weiß auch diese Verschiedenheiten seines Zustandes mit Ruhe und mit Würde zu ertragen. Auch sagt man ihm nach, daß er zu gewissen Zeiten in der beliebten rothen Fahne des Propheten einen Gegenstand erblicke, welcher seinen Zorn errege, und zuweilen blindwüthend auf den geheiligten Lappen losstürze. Die strenggläubigen Türken betrachten ihn deshalb als ein verworfenes Thier, welches die Gesetze des Höchsten in greulicher Weise mißachtet, die Egypter dagegen verzeihen ihm eingedenk des Nutzens, den er bringt, solche Uebertretungen einer guten Sitte ohne weiter nachzugrübeln, oder glauben vielleicht, daß die Gnade des Allbarmherzigen auch über solchen freidenkenden Höllenbrand groß sein müsse.

Die Tudas, ein indischer Volksstamm, welcher die Nilgerrihöhen bewohnt und sich in den Glaubenssachen und Sitten wesentlich von den Hindus unterscheidet, denken von dem Büffel freilich anders, als die Türken. Sie verehren ihn fast göttlich. Zahlreiche Herden der schönsten Rassen werden von ihnen gehalten und als die wichtigsten Hausthiere betrachtet. Ihren Göttern bringen sie als das Heiligste Büffelmilch dar, und ganze Herden werden nur für die Tempel benutzt und in den heiligen Hainen geweidet. Der Zebu dagegen, welcher den übrigen Indern als besonders wichtiges Thier erscheint, wird von ihnen nicht geachtet. Nach der Ansicht dieser Leute ist das Büffelkalb der allgemeine Sündenbock, wie nach der sinnbildlichen Redeweise unserer Priester das Lamm der Träger für christliche Sünden ist. Die Meinungen der Tudas unterscheiden sich aber etwas von denen der christlichen Geistlichkeit. Man schlachtet nämlich bei dem Tode eines wohlhabenden Mannes einen Büffelstier, damit dieser den biedern Tuda in die andere Welt begleite und auch dort freundlichst dessen Sündenlast auf sich nähme; das Kalb dagegen muß die Sünden der ganzen Gemeinde tragen. Demungeachtet wird der Büffel auch von den Tudas während seiner Lebzeiten gehörig benutzt und oft mit schweren Bürden beladen, wahrscheinlich in der guten Absicht, daß er sich hier für die noch schwerere Sündenlast gehörig vorbereiten möge.

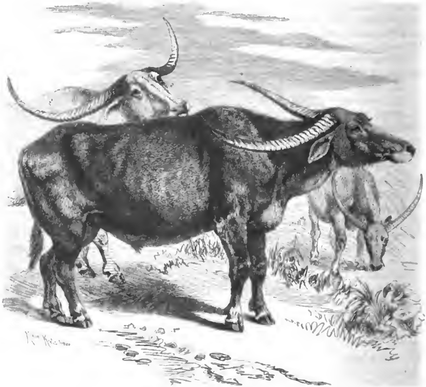
Der Büffel ist ein schweigsames Geschöpf. Wenn er in seinem kühlen Wasserbade ruht, thut er das Maul nicht auf, und auch während er weidet oder arbeitet, geht er still und ruhig seines Weges. Nur Kühe, welche säugende Kälber haben, oder Stiere, welche in große Wuth versetzt worden sind, lassen ihre Stimme zuweilen ertönen. Sie ist ein höchst unangenehmes und widriges, lautes Gebrüll, ungefähr ein Mittelding zwischen dem bekannten Geschrei unseres Rindes und dem Grunzen des Schweines.

In den nördlicheren Gegenden paart sich der Büffel, wenn er sich selbst überlassen wird, in den Frühlingsmonaten, namentlich im April und Mai. Zehn Monate nach der Paarung kalbt die Kuh. Das Junge ist ein höchst ungestaltetes Geschöpf; es wird aber von der Mutter zärtlich geliebt und bei Gefahr mit dem bekannten Heldenmuthe der Rinder vertheidigt. Im vierten oder fünften Jahre ist es erwachsen. Sein Alter bringt es auf etwa 18 bis 20 Jahre. Mit dem Buckelochsen oder Zebu paart sich der Büffel ohne große Umstände, mit dem zahmen Rinde jedoch nur höchst ungern und niemals freiwillig. Solche Kreuzung hat bisjetzt auch noch keinen Erfolg gehabt, weil das Junge, dessen Vater der Büffelstier ist, schon im Mutterleibe so groß wird, daß es bei der Geburt entweder getödtet wird oder aber die Mutter gefährdet.

Verhältnißmäßig ist der Nutzen des Büffels größer, als der unseres Rindes, weil das Thier ebensogut als gar keine Pflege beansprucht und sich mit Pflanzen sättigt, welche von allen übrigen Hausthieren verschmäht werden. Für Sumpfgegenden ist der Büffel ein ausgezeichnet nützliches Geschöpf auch zum Bestellen der Feldarbeiten; denn was ihm an Verstand abgeht, ersetzt er durch seine gewaltige Kraft. Das Büffelfleisch ist hart und zähe, auch durch den Moschusgeruch unangenehm; das der Büffelkälber aber wird fast überall gern gegessen. Recht gut soll das Fett sein; man stellt es an Wohlgeschmack und Zartheit dem Schweinsfette fast gleich. Die dicke, starke Haut ist sehr geschätzt, und aus den Hörnern macht man vortreffliche und dauerhafte Geräthschaften aller Art.

Nur in Indien und vielleicht in Persien noch hat der Büffel Feinde, welche ihm schaden können. Es wird wohl nur sehr selten vorkommen, daß einmal eine Meute Wölfe in den Donautiefländern über einen Büffel herfällt, und dieser muß schon irgendwie abgeschwächt oder abgehetzt sein, wenn die bösen Feinde Etwas ausrichten sollen; denn ein gereizter Büffel ist dem Wolf gegenüber ein gar zu gewaltiger Gegner. Ganz ähnlich verhält es sich in Indien, obgleich hier dem zahmen Büffel derselbe Feind entgegentritt, welcher dem wilden oft Schaden zufügt, der Tiger nämlich. Es ist wohl richtig, daß sich dieses furchtbare Raubthier einen guten Theil seiner Mahlzeiten aus den Büffelherden nimmt; aber ebenso sicher scheint es zu sein, daß eine Büffelherde jeden Tiger in die Flucht schlägt: die Hirten wenigstens betrachten sich nicht im geringsten gefährdet, wenn sie, auf ihren Büffeln reitend, durch Wälder ziehen, in denen Tiger hausen.

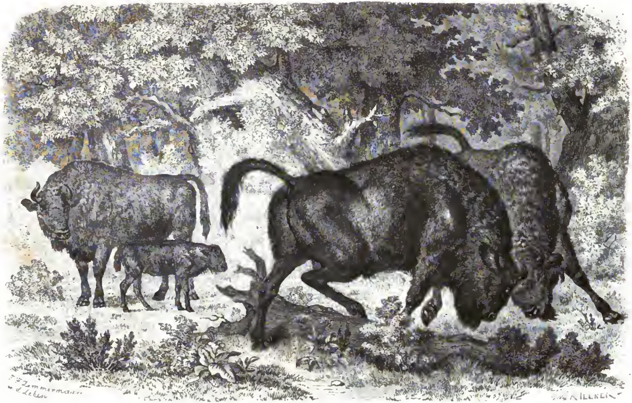
Auf den ostindischen und den Sundainseln, namentlich auf Ceylon, Borneo, Sumatra, Java, Timor und auf den Molukken, Philippinen und Mariannen lebt eine andere Art der Büffel, theils wild, theils in gefangenem Zustande, der Kerabau (Bubalus Kerabau), ein Thier, welches erst in der neueren Zeit genauer bekannt geworden ist. In der Größe kommt es dem Riesen der Sippe vollständig gleich; namentlich die Hörner erreichen eine ungeheure Länge. Die Behaarung ist äußerst spärlich und das kurze, steife Haar steht so dünn, daß überall die Haut durchblickt; nur am Halse, auf dem Scheitel und der Vorderseite der Glieder ist es etwas dichter, und zwischen den Hörnern bildet es einen Busch. Die Hautfarbe ist hellbläulichaschgrau, auf der



Der Kerabau (Bubalus Kerabau).

Innenseite der Schenkel und in der Weichengegend aber röthlichfleischfarben und an den Füßen fast vollkommen weiß. Die Haare sind der Haut gleich gefärbt. Schon mittelgroße Kerabaus werden über 6 Fuß lang, ungerechnet des noch 2 Fuß langen Schwanzes, am Widerrist 4½ Fuß hoch, am Kreuz noch ein Paar Zoll mehr. Ihre Hörner messen 5 Fuß.

In der Lebensweise und in den Sitten unterscheidet sich dieser Büffel durchaus nicht von den übrigen. Der wilde gilt, wie seine Verwandten, als das furchtbarste Thier seiner Heimat und seine Jagd als das größte Wagstück, welches ein Mann unternehmen kann. Die zahmen verwendet man hauptsächlich als Reitthiere. Solange sie nicht im Dienste sind, liegen sie im Wasser. Auf Manila



Auerochsen.

z. B. sieht man überall, wo menschliche Wohnungen sind, ganze Herden solcher Büffel in den Flüssen und Seen bis zum Kopfe im Wasser stehend und nur mit der Schnauze und den Hörnern aus denselben hervorragend. In einer Umzäunung von Bambusrohrstäben werden sie gefüttert. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß solche Büffel niemals von den Krokodilen angegriffen werden, welche doch sonst jedes andere Thier, auch die Zebustiere und die Pferde ohne weiteres anfallen.

Während der Regenzeit sind die Büffel für die Bewohner geradezu unentbehrlich, weil durch sie die einzige Möglichkeit geboten wird, auf den unergründlichen Wegen fortzukommen. Man legt dann Lasten auf eine Art von Schlitten, welcher auf dem feuchten Boden leicht dahingleitet, und spannt den Büffel diesem vor; der Fuhrmann sitzt auf dem Nacken des Thieres und lenkt es nach Belieben.

In der Neuzeit sind lebende Kerabaus öfters nach Europa gelangt. Gegenwärtig besitzen sie die Thiergärten von Hamburg, Köln, Berlin, Amsterdam. In Köln haben sie sich fortgepflanzt, auch mit gemeinen Büffeln gekreuzt.

Die russische Provinz Grodno in Litthauen beherbergt auf 630 Geviertmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen. Zum größten Theil ist sie eine waldlose Ebene; in der Mitte aber enthält sie ein Kleinod eigenthümlicher Art. Dies ist der allen Thierfreunden und Forschern wohlbekannte Wald von Bialowieza oder Bialowies, ein echt nordischer Urwald von 7 Meilen Länge und 6 Meilen Breite, welcher einen Flächenraum von etwa dreißig Geviertmeilen bedeckt. Er liegt ganz abgesondert für sich, einer Insel vergleichbar, umgeben von Feldmarken, Dorfschaften und baumlosen Haiden. Im Inneren des Waldes finden sich nur einige wenige Ansiedelungen der Menschen, in denen aber keine Landbauern, sondern blos Forstleute und Jagdbauern wohnen. Mitten im Walde liegt das Dorf Bialowieza, welches dem ganzen Walde seinen Namen verlieh. Es besteht blos aus mehreren Blockhäusern und einem hölzernen Jagdschlosse, welches August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erbauen ließ, und wird ebenfalls nur von Leuten bewohnt, welche ausschließlich, weniger zur Hegung und Pflegung des Waldes, als zum Schutz der hier noch hausenden Wildarten berufen sind.

Der ganze Wald ist in zwölf Abtheilungen geschieden, welche durch breite, geradeaus gehauene Schneisen oder Gestelle von einander getrennt sind. Jeder dieser Hauptheile hat wieder seine Unterabtheilungen. Ueber jenem steht ein Oberförster, diese werden von Unterförstern und anderen Waldbeamten beaufsichtigt. Ein Oberforstmeister wohnt in Bialowicza.

Im Walde von Bialowieza hat sich noch heutigen Tages der Mensch mit seinem Treiben nicht geltend machen können. Etwa vier Fünftheile des Bestandes werden von der Kiefer gebildet, welche auf große Strecken hin die Alleinherrschaft behauptet; in den feuchteren Gegenden treten Fichten, Eichen, Linden, Hornbäume, Birken, Ellern, Pappeln und Weiden zwischen die Kiefern herein. Alle Bäume erreichen hier ein unerhörtes Alter, eine wunderbare Höhe und gewaltige Stärke. Die Natur ist noch ganz sich selbst überlassen; der Wald zeigt heute noch dasselbe Gepräge, wie vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden. „Hier," sagt ein Berichterstatter, „hat ein Sturmwind mehrere alte Riesenstämme entwurzelt und zu Boden geschleudert: wo sie hinstürzen, da sterben und verwesen sie auch. Ueber jene aber erheben sich Tausende von jungen Stämmchen, die im Schatten der alten Bäume nicht gedeihen konnten, und nun im regen Wetteifer nach oben streben, nach Luft, nach Licht, nach Freiheit. Ein jedes sucht sich zur Geltung zu bringen, aber doch können nicht alle das Gleiche erreichen. Bald zeichnen sich einige vor den anderen aus, und einmal erst mit dem Kopfe oben, fangen sie an sich breit zu machen, wölben eine prächtige Krone und unterdrücken erbarmungslos die schwächeren Pflanzen, die nun traurig zurückbleiben und verkümmern. Aber auch diese übermüthig Emporstrebenden werden einst in das Greisenalter treten; auch ihre Wurzeln werden

von den Stürmen gelockert und herausgerissen werden, bis auch über ihren Sturz Freude unter dem jungen Nachwuchs sein wird und dasselbe Spiel, derselbe Kampf beginnt."

„Außerhalb der gebahnten Wege, welche der Jagd halber in Ordnung gehalten werden, ist der Wald kaum zu betreten, nicht einmal an Stellen, wo die Bäume lichter stehen, weil gerade dort ein dichter Unterwuchs von allen möglichen Straucharten wuchert. An anderen Stellen hat der Sturm hunderte von Bäumen umgebrochen, die so verworren über und unter einander liegen, daß selbst das Wild Mühe hat, sich durchzuarbeiten. Ab und zu gewahrt man allerdings bedeutende Lichtungen durch das Dickicht schimmern. Schon glaubt man an einer Waldgrenze zu sein oder doch eine Dorfschaft vor sich zu haben — aber wenn man auf eine solche Lichtung zuschreitet, entdeckt man, daß sie ihre Entstehung einem Waldbrande zu verdanken hat, welcher sich in kurzer Zeit dieses ungeheure Loch fraß und dann genug hatte, denn menschliche Kräfte vermögen wenig oder Nichts über die Gewalt des Feuers in diesen Riesenwaldungen. Alle 8 bis 10 Jahre kommt durchschnittlich ein Brand von größerer Ausdehnung vor, kleinere Brände aber sind ganz an der Tagesordnung."

Jedenfalls würde die forstwirthschaftliche Verwerthung des an Schätzen reichen Waldes der russischen Krone schöne Einnahmen verschaffen und für das ganze Land segensreich sein: der Stand der Jäger aber würde eine solche Maßregel außerordentlich beklagen. Der Wald von Bialowieza nämlich ist noch heutigen Tages der Zufluchtsort einer Menge Thiere, welche in anderen Gegenden bereits ganz ausgerottet sind. Er beherbergt heute noch das größte Säugethier des europäischen Festlandes, den Wisent. Nur hier noch lebt dieses gewaltige und furchtbare Thier; aus allen übrigen Ländern Europas ist es verdrängt. Blos am Kaukasus gibt es noch andere seiner Art; von der übrigen Erde ist das stolze Geschöpf ausgerottet bis auf den Bestand im Bialowiczaer Walde. Strenge Gesetze schützen den Wisent dort; nur auf besonderen kaiserlichen Befehl darf ein Stück des Standes geschossen werden; und hätten nicht schon seit mehreren Jahrhunderten die wechselnden Besitzer dieses wunderbaren Thiergartens solchen Schutz gewährt, der Wisent hätte sicherlich schon aufgehört, wenigstens ein europäisches Thier zu sein. Alle Wildarten, welche außer dem Wisent im Bialowiezaer Walde leben, dürfen von den dort angestellten Jägern erlegt werden: auf Tödtung eines Wildstieres steht eine furchtbare Strafe.

In früheren Zeiten war Dies freilich anders. Da war das gewaltige Thier verbreitet fast über ganz Europa und über einen großen Theil Westasiens. Zur Zeit der alten Griechen war er in Päonien oder dem heutigen Bulgarien häufig; in Mitteleuropa fand er sich fast überall, und selbst in dem südlichen Schweden kam er vor. Nach dem Nibelungenlied erschlug ihn Siegfried im Wasgau. Aristoteles nennt ihn Bonassus und beschreibt ihn deutlich. Plinius führt ihn unter dem Namen „Bison" auf und gibt Deutschland als seine Heimat an, Calpurnius beschreibt ihn um das Jahr 282 n. Chr., die „Leges allemanorum" erwähnen seiner im sechsten und siebenten Jahrhundert. Zu Karls des Großen Zeiten fand er sich noch im Harz und im Sachsenlande, um das Jahr 1000 nach Ekkehard noch als ein bei St. Gallen vorkommendes Wild. Um das Jahr 1373 lebte er noch in Pommern, im funfzehnten Jahrhundert in Preußen, im sechszehnten Jahrhundert in Litthauen, im siebzehnten Jahrhundert in Ostpreußen zwischen Tilsit und Laubian und im achtzehnten Jahrhundert noch in Siebenbürgen. Seit dieser Zeit ist der Wisent auf den Wald von Bialowicza beschränkt.

Der letzte seiner Art wurde in Preußen im Jahr 1755 von einem Wilddieb erlegt, ungeachtet des Schutzes, welchen er schon länger genossen hatte.

Die Könige und Großen des Reiches Polen und Litthauen ließen sich die Erhaltung des Thieres mit Eifer angelegen sein. Man hielt den Wisent in besonderen Gärten und Parken, so z. B. bei Ostrolenka, bei Warschau, bei Zamosk u. s. w. Die mehr und mehr sich ausbreitende Bevölkerung, die Urbarmachung der Ländereien machte diesen Schutz mit der Zeit unmöglich; denn, sowie die Wälder gelichtet wurden, mußte sich dieses Wild zurückziehen. Noch hielt es sich eine Zeitlang im preußischen Litthauen und namentlich in der Gegend zwischen Laubian und Tilsit, wo die Forst-

beamten es schützten und zur Winterszeit in einer offenen Futterscheuer mit Nahrung versorgten. Nur höchst selten fing man einige ein, welche dann gewöhnlich zu Geschenken an fremde Höfe benutzt wurden. So kamen im Jahre 1717 zwei Stück an den Landgrafen von Hessen-Kassel, an den König Georg von England, und 1738 einige zur Kaiserin Katharine von Rußland. Eine allgemeine Seuche vernichtete im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts den größten Theil dieser Herden, bis endlich der erwähnte Wilddieb dem letzten das Lebenslicht ausblies. Jedenfalls würde es den im Forste von Bialowieza lebenden Wisents nicht anders ergangen sein, als den in Preußen hausenden, hätten der König von Polen und später der Kaiser von Rußland es sich nicht zur Pflicht gemacht, ein so seltenes Thier der Jetztwelt zu erhalten. Derzeit ist der Bestand dieses Wildes im Bialowiczaer Walde immer noch gar nicht unbedeutend. Nach einer im Jahre 1829 vorgenommenen Zählung betrug er 711 Stück, worunter sich 633 ältere befanden; denn nur 48 Kälber waren zur Welt gekommen; im folgenden Jahre hatten sich die Thiere auf 772 Stück vermehrt, im Jahre 1831 aber wieder auf 657 Stück vermindert in Folge der inzwischen eingetretenen staatlichen Umwälzung. Nach dieser Zeit sind die Schutzgesetze verschärft worden, und die Thiere haben sich demzufolge vermehrt. Pastor Kawall gibt für das Jahr 1853 die Zahl der Bialowiczaer Wisents auf 1543 Stück an.

Am Kaukasus ist der Wisent, wenn auch nur in manchen Gegenden, nicht besonders selten, und noch vor hundert Jahren kam er fast überall vor; gegenwärtig findet er sich in Zaadan noch am häufigsten. In Mittelasien soll er noch um den See Koko-Nor heimisch sein.

Bevor ich zur Leibes- und Lebensbeschreibung des gedachten Wildochsen übergehe, muß ich bemerken, daß ich unter dem Namen Wisent dasselbe Thier verstehe, welches von den meisten neueren Schriftstellern und auch von Naturforschern Auer oder Auerochs genannt wird. Dem jetzt noch lebenden Wildochsen des Waldes von Bialowies gebührt einzig und allein der Name Wisent; denn mit dem Namen Auer bezeichneten unsere Vorfahren einen von jenem durchaus verschiedenen Wildochsen.*)

Wenn man die Schriften der alten Naturkundigen mit Aufmerksamkeit durchliest, gelangt man sehr bald zu der Ansicht, daß in früheren Zeiten zwei Rinderarten in Europa neben einander in wildem Zustand gelebt haben. Alle älteren Schriftsteller unterscheiden die beiden Thiere sehr genau und verwechseln die ihnen zukommenden Namen nie. Seneca, Plinius, Albertus Magnus, Thomas Cantapratensis, Johann von Marignola, Bartholomäus Anglicus, Paul Zidek, von Herberstain und Geßner, altdeutsche Gesetze und Jagdberichte aus vergangenen Jahrhunderten sprechen von zwei gleichzeitig lebenden Wildochsen und beschreiben die beiden mit hinlänglicher Genauigkeit. Da wir den Wisent noch zur Vergleichung vor uns haben und an ihm sehen können, daß die ihm geltende Beschreibung naturgetreu ist, dürfen wir dasselbe wohl auch von dem uns höchstens durch versteinerte Schädel bekannten Auerochsen erwarten. Plinius kennt den Bonassus oder Wisent, weil derselbe lebend nach Rom gebracht wurde, um in den Thierkampfspielen zu glänzen, und unterscheidet ihn bestimmt von dem Urus oder Auer, indem er hervorhebt, daß den Ersteren seine reiche Mähne, den Letzteren sein großes Gehörn kennzeichnet. Cäsar erwähnt einen in Deutschland vorkommenden Wildochsen, welcher dem zahmen nicht unähnlich sei, aber viel größere Hörner als dieser besitze und an Größe dem Elefanten wenig nachstehe. „Seine Jagd," sagt er, „gilt unter den Deutschen als die rühmlichste." Er meint den Auer, nicht den Wisent. Mit noch größerer Bestimmtheit sprechen sich die späteren Schriftsteller aus. Lukas David gibt an, daß der Herzog Otto von Braunschweig im Jahre 1240 „den Brüdern" Auerochsen und Bisonten schenkte, Cramer, daß Fürst Wradislaw um das Jahr 1364 in Hinterpommern ein Wysant erlegte, „welcher größer geachtet worden, als ein Uhrochs", Mathias v. Michow, daß es in den

*) Durch ein Versehen des Druckers sind leider auch die auf unserer Abbildung dargestellten Wisents als „Auerochsen" bezeichnet worden.

Wäldern Litthauens Urochsen und Wildochsen gebe, welche die Einwohner **Thuri** und **Jumbrones** nennen. Bezeichnend sind auch Verse des Nibelungenliedes, welche ich bereits gelegentlich der Schilderung des Elch angezogen habe.

Es sind uns aber auch Abbildungen erhalten worden, welche die beiden wilden Rinderarten darstellen. Der österreichische Gesandte **Herberstain** spricht in einem Buche über Rußland und Polen von beiden Wildochsen und fügt einer späteren Ausgabe desselben zwei Abbildungen bei, über denen zur Erklärung die Namen der betreffenden Thiere stehen. Das Bild, welches ein unserem Hausrind ähnliches Thier darstellt, enthält die Worte: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Auerox, die Nichtkenner Bison"; die zweite Abbildung, welche unseren Wisent nicht verkennen läßt, dagegen den Satz: „Ich bin der Bison, welchen die Polen Subr nennen, die Deutschen Wysent, die Nichtkenner Urochs". Nach **Oken**'s Uebersetzung lautet die ausführliche Beschreibung wie folgt.

„In Litthauen gibt es, außer den Thieren, welche in Deutschland vorkommen, noch Bisonten, Urochsen, Elenthiere und wilde Pferde. Die Bisonten heißen im Litthauischen Suber, im Deutschen uneigentlich Aurox oder Urox, welcher Name dem Urus zukommt, der völlig die Gestalt des Ochsen hat, während die Bisonten ganz anders aussehen. Diese haben eine Mähne, lange Haare um Hals und Schultern, eine Art Bart am Kinn, nach Bisam riechende Haare, einen kurzen Kopf, große, trotzige und feurige Augen, eine breite Stirn, und die Hörner sind meistens soweit aus einander gerichtet, daß zwischen denselben drei ziemlich beleibte Menschen sitzen könnten, was der König von Polen, Siegmund, wirklich gethan haben soll. Der Rücken ist in eine Art Buckel erhöht; hinten und vorn dagegen der Leib niedriger. Ihre Jagd fordert viel Kraft und Schnelligkeit. Man stellt sich hinter Bäume, treibt sie durch die Hunde und ersticht sie sodann mit einem Spieß u. s. w."

„Urochsen gibt es nur in Masovien; sie heißen daselbst Thur, bei den Deutschen uneigentlich Urox: denn es sind wilde Ochsen, von den zahmen in Nichts verschieden, als daß alle schwarz sind und auf dem Rückgrat einen weißlichen Streifen haben. Es gibt nicht viele, und an gewissen Orten werden sie fast wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart sie mit den zahmen Kühen, aber die Jungen werden dann nicht von den Urochsen in der Herde geduldet, und die Kälber von solchen Bastarden kommen todt auf die Welt. Gürtel aus dem Leder des Urochsen werden hoch geschätzt und von den Frauen getragen. Die Königin von Polen schenkte mir zween dergleichen, und die römische Königin hat einen davon sehr gnädig angenommen."

Unabhängig von ihm gibt **Geßner** Abbildungen und Beschreibungen der betreffenden Thiere. Das eine Bild stellt unzweifelhaft unseren Wisent dar, das zweite ein kräftiges, untersetzt gebautes, glatthaariges Rind ohne Schulterbuckel, mit größerem und stärkerem Gehörn. Die Beschreibungen lauten nach der Uebersetzung von Dr. Cunrat Forer aus dem Jahre 1583:

„**Von dem Wisentstier.**"

„Von seiner gestalt."

„Wiewol vnseren biß auff diese zeyten die rechten waren Wisent der alten vnbekannt gewesen sind, so werdend doch gegenwirtiger zeyt der wilden Ochsen etlich gefangen vnd gezeigt, welche diser beschreybung genützlich gemäß sind, als dann in diser gegenwirtigen gestalt wol zu sehen ist. Dann dem Wisent werdend von den alten zugeben, daß er häßlich seye, scheützlich, vil haars, mit einem dicken langen hatßhaar als die Pfärdt, item gebartet, summa gantz wild vnd vngestatt: welches sich alles im gegenwirtigen thier, so eigentlich abcounterfetet worden ist, klarlich erzeigt, ist ein wund groß, scheützlich art der wilden Ochsen: dann zwüschend den hornen, die weyte von einem zu dem anderen ist zwen gut werckschuch, söllend an der farb schwarzlecht seyn."

„Von ardt vnd natur der thieren."

„Ein grimm thier ist diser Ochß auch an dem ersten anschouwen zuförchten: Sommers zeyt

laßt er das haar, wird jm kürtzer vnnd dünner: Winters zeyt aber vil lenger vnnd dicker, frisset höuw, als andere heimsche Rinder."

„Wo dise thier zu finden."

„In Sclanonia, Vngeren vnnd Preüssen auch allen anderen landen, weyt gägen Mitnacht gelägen, grossen mercklichen wälden werded dise wilde Ochsen gefunden vnnd gejagt. Vor zeyten söllend sölche auch in dem Schwartzwald gesähen seyn."

„Von dem Auwerochß oder Vristier."

„Von seiner gestalt."

„Aus den figuren vnd gestalten der Auwerochßen ist die erste die rechte ware bildtnuß, dann die ander gstalt so hie zugegen in form deß geiegts, wil sich nit beduncken gantz eigentlich contrafetet seyn. Söllend gantz änlich seyn den gmeinen schwartzen heimschen Stieren, doch grösser mit sonderer gestalt der hornen, als dann hie wol zu sehen ist. Sölche sind vor zeyten in dem Schwartzwald gejagt worden, jetzsonder wirt er in der Lithauw in dem ort Mazonia genannt, allein gefangen, welche je nur der Teütschen Wisent vngebürlich nennend: dann der recht ware Wisent der alten ist hievor beschriben vnd mit gestalt für augen gestelt worden."

„Es werdend zu Worms und Mentz, so namhafft stett am Rheynstromen gelägen, grosse wilde Stierköpff, zwey mal grösser dann der heimschen, mit etwas geblibnen stumpen der hornen, an gmeinen Radtsheüsern der statt angehefft gesehen vnd gezeiget, welche one zweysel von etlichen wilden Ochsen kommen sind."

„Von ardt vnd natur der thieren."

„Dise thier söllend seer starck, schnäll, rouw vnnd grausam seyn, niemants schonen, wäder leüt noch vech, mögen zu keinen zeyten milt gemachet werden. Ir ardt zu fahen ist, das man sölche in tieffe gruben stürtzt, in welchem gejegt sich die junge mannschafft mächtig pflägt zu üben. Dann welcher die mererzal der thieren vmbracht vnd geschediget hatt, des selbigen ware vrkunden herren bringt vnd der oberkeit zeigt, der empfacht grosses lob vnd reyche schenke davon. Es schreybend etlich daß dise Stier auch auff dem grausamen gebirg, so das Spangerland vnd Franckreych von einander scheidet gefunden vnd gesähen werdend."

„Nutzbarkeit von den thieren."

„Aussert der nutzbarkeit, so man von der haut vnnd fleisch der thieren hat, werdend auch seine horn als fürstliche zierd vnd kleinot behalten, in sylber eyngefasset, gebraucht zu trinck geschiren, Fürsten vnd Herren dargebotten: welchen brauch auff den hüttigen tag die Lithuaner behalten habend." —

Andere Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhundert halten den gegebenen Unterschied ebenfalls fest. Mucante, welcher am polnischen Hofe oft Gelegenheit hatte, beide Arten lebend zu sehen, sagt ausdrücklich, daß es in einem königlichen Parke Bisons und Turen gegeben habe. Der Wojwode Ostrorog ertheilt Denen, welche Wildparks anlegen wollen, den Rath, Bisons und Ore nicht an denselben Orten zu halten, weil sie mit einander große Kämpfe ausführen. Endlich wurde Anfang dieses Jahrhunderts ein altes Oelgemälde entdeckt, welches, nach Stil und Pinsel zu urtheilen, etwa aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts herrühren mag. Es stellt ein ziemlich rauhhaariges, mähnenloses Thier mit großem Kopf, dickem Hals und schwacher Wamme dar. Seine mächtigen Hörner sind gleich denen eines ungarischen oder römischen Ochsen vorwärts und dann aufwärts gekehrt. Ihre Färbung ist an der Wurzel ein lichtes Horngrau, an der Spitze ein dunkles Schwarz. Die Färbung des Felles ist ein gleichmäßiges Schwarz, nur das Kinn ist lichter. In einer Ecke des Bildes steht das Wort Tur. Wir haben also in dem abgemalten Thiere den Auer vor uns.

Erst im siebzehnten Jahrhundert werden die Schriftsteller zweifelhaft, und später sprechen sie nur von einem Wildochsen, welchen sie bald Wisent, bald Urochs nennen. Der letztere d. h. der wahre

Auer ist inzwischen ausgestorben und die Berichterstatter sind deshalb nicht mehr im Stande, aus eigener Anschauung zu reden. Später nimmt die Unklarheit noch mehr überhand. Buffon und nach ihm mehrere andere Naturforscher neigen sich zu dem Glauben hin, daß unser Wisent in der alten, guten Zeit der Wunder, wo die Thiere noch flott über Meerengen wegsetzten, nach Amerika gewandert sei und sich dort vermehrt habe. Der einigermaßen feuchte Weg wurde durch gebührende Hervorhebung der Kurilen und Aleuten gangbar gemacht, wenn auch wohl leider nur in der Einbildungskraft gedachter Forscher. Endlich wurde das schottische weiße Rind, auf welches ich zurückkommen werde, ebenfalls mit in Betracht gezogen, und nunmehr die Verwirrung aufs höchste gesteigert. Daher kommt es denn auch, daß man gegenwärtig so oft die betreffenden, wohl unterschiedenen Thiere verwechselt. Ich meinestheils wiederhole, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, Dies zu thun.

Die Wisents (Bonassus) bilden eine eigene Sippe in der Familie der Stiere, welche sich durch die kleinen, runden, nach vorn gerückten und aufwärts gekrümmten Hörner, die sehr breite gewölbte Stirn, das weiche und lange Haarkleid und die große Rippenzahl auszeichnet. Der Wisent hat vierzehn, der amerikanische Bison funfzehn Rippenpaare.

Obwohl mit Sicherheit angenommen werden muß, daß die europäischen Wisents (Bonassus Bison) nicht blos an Zahl, sondern auch an Größe abgenommen haben, sind sie doch immer noch gewaltige Thiere. Ein im Jahre 1555 in Preußen erlegter Wisentstier war 7 Fuß hoch und 13 Fuß lang, dabei 19 Centner 5 Pfund schwer. Solche Riesen gibt es nicht mehr. Heutzutage erreicht auch der stärkste Stier selten mehr, als eine Höhe von 5, eine Länge von 7¾ Fuß, und dabei ein Gewicht von 11 bis 12 Centnern. Solche Thiere sind noch immer bedeutend größer, als das stärkste Rind, und namentlich der dicke, breite Kopf übertrifft den des gewöhnlichen Rindes bei weitem. Der Leibesbau des Wisent ist stark, untersetzt, am Vordertheile aufgetrieben, so daß der Hintertheil im Vergleich der ungeheuren Breite der Brust schmächtig erscheint. Der Widerrist bildet eine Art von Höcker, und von da aus fällt der Rücken gegen das Kreuz zu ziemlich stark ab. Auf dem kurzen und dicken, wammenlosen Halse ruht der furchtbare Kopf, welcher nur mittelgroße Ohren und Augen und verhältnißmäßig auch kleine Hörner trägt. Der Krümmung nach gemessen, beträgt die Länge der letzteren blos 1½ Fuß. Sie treten fast in der Mitte aus dem Schädel hervor, beugen sich von der Wurzel nach aus- und etwas nach abwärts, wenden sich dann nach auf- und vorwärts und drehen sich mit der Spitze nach ein- und rückwärts, doch so, daß die Spitzen beider Hörner noch gegen einander gewendet sind. Nur am Grunde zeigen sich einige ringförmige Runzeln; die Spitze ist vollkommen glatt. Die Beine sind mittelhoch, aber länger und schlanker, als bei unserem Rinde oder dem Büffel. Die Hufe sind groß, breit und hoch; der Schwanz reicht, ohne die Haare, bis zur Mitte des Schienbeins, mit demselben aber bis über das Fersengelenk herab; die Haarquaste an seinem Ende wird 14 bis 15 Zoll lang. Ueberall ist die Behaarung ziemlich lang, am Vordertheil aber, am Kopf und den Vorderbeinen auch noch kraus und filzig. An den Wangen tritt sie als starker Bart hervor, auf der Stirn und dem Halse, an dem Kinn, der Kehle, den Vorderbeinen bis zur Mitte des Schienbeines verlängert sie sich zu einer Mähne, welche am Kinn und an der Kehle bis fußlang werden kann. Am Hintertheil ist sie wollartig. Bei den jüngeren Thieren ist das Haar weicher und kürzer, als bei alten, zumal bei den alten Stieren. Im Sommer ist das Kleid kürzer, weniger dicht und glänzend, im Winter länger, wollig, filzig und matt von Farbe, meist dunkelbraun, etwas ins Schwärzliche ziehend, an den Seiten des Halses und an den Schultern heller, an den Füßen wieder dunkler; im Sommer wird es lichter, gewöhnlich hellkastanienbraun ins Graulichfahle spielend; der Bart, das Haar auf den Wangen und die Schwanzquaste sind immer braunschwarz; die Schnauzenspitze ist gelblichweiß. Jüngere Thiere sind lichter, neugeborene Kälber blaßkastanienbraun. Von der Kuh unterscheidet sich der Stier durch die bedeutendere Größe, durch einen stärkeren Kopf und breitere Stirn, sowie durch kürzere Hörner.

Im Sommer und Herbst lebt der Wisent an feuchten Orten des Waldes, gewöhnlich in den Dickungen versteckt. Im Winter zieht er das höher gelegene, trockenere Holz vor. Ganz alte Stiere leben einsam, die jüngeren in Rudeln von 15 bis 20 Stück im Sommer und in kleinen Herden von 30 bis 50 Stück im Winter. Jede einzelne Herde hat ihren festen Stand und kehrt immer wieder nach demselben zurück. Bis zur Brunstzeit herrscht die größte Einigkeit unter ihr; zwei verschiedene Herden aber vertragen sich anfangs nicht gut mit einander, und die kleinere weicht soviel als möglich der größeren aus.

Die Wisents sind sowohl bei Tage, als bei Nacht thätig; am liebsten weiden sie in den Abend- und Morgenstunden, zuweilen jedoch auch während der Nacht. Baumrinde, Blätter, Knospen und Gräser bilden ihre Nahrung; die Rinde der Esche scheint ihnen ein ganz besonderer Leckerbissen zu sein. Sie schälen die Bäume ab, soweit sie nur irgend reichen können, und reiten jüngere, biegsame Stämme nieder, sie und die Krone dann gänzlich vernichtend. Im Winter müssen junge Knospen der Laubhölzer herhatten; Nadelbäume berühren die Wisents nicht. Im Bialowiczaer Walde wird Heu auf den Wiesen geerntet und für dieses Wild aufgeschobert, anderes, welches den nahe wohnenden Pächtern gehört, nimmt das Thier, nachdem es die Umhegungen niedergebrochen hat, gewaltsam in Besitz und fügt hierdurch den armen Litthauern großen Schaden zu. Frisches Wasser ist dem Wisent Bedürfniß.

Wenn auch die Bewegungen der Wildstiere schwerfällig und plump erscheinen mögen, sind sie doch, bei Lichte betrachtet, lebhaft genug. Der Gang ist ein rascher Schritt, der Lauf ein schwerer, aber schnell fördernder Galopp, wobei das Thier den Kopf zu Boden senkt und den Schwanz emporgehoben von sich streckt. Der Wisent ist ein munteres und lebhaftes Thier, welches gern mit sich selbst und seines Gleichen spielt. Zwei Kälber springen oft lustig im Kreise umher und necken sich gegenseitig mit ihren Hörnern. Im allgemeinen lassen die Stiere Menschen, welche sie nicht behelligen wollen, ruhig an sich vorübergehen; allein die geringste Veranlassung kann ihren Zorn erregen, und dann sind sie furchtbar. Im Sommer pflegen sie dem Menschen stets auszuweichen, im Winter gehen sie gewöhnlich Niemand aus dem Wege, und es ist schon vorgekommen, daß Bauern lange warten mußten, ehe es dem Wisent gefiel, einen von ihm gesperrten Fußpfad zu verlassen, auf welchem es für den Menschen kein Ausweichen gab. Eine große Wildheit, viel Trotz und gewaltiger Jähzorn beherrscht die Stiere, wie die meisten anderen wild lebenden Arten der Familie. Im Zorn streckt der Wisent die bläulichrothe Zunge lang heraus, rollt das geröthete Auge, sein Blick wird wahrhaft furchtbar, und endlich stürzt er mit beispielloser Wuth auf den Gegenstand seines Zornes los. Jüngere Thiere sind immer scheuer und furchtsamer, als die alten Stiere, unter denen namentlich die einsiedlerisch lebenden zu einer wahren Geisel für die Gegend werden. In den meisten Fällen zieht sich der Wisent freilich vor dem Menschen zurück, und seine im hohen Grade entwickelten Sinne lassen ihn dessen Ankunft auch regelmäßig noch eher erkennen, als der Mensch ihn wahrgenommen hat; die alten Einsiedler aber scheinen sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, mit dem Menschen anzubinden. Ein alter Hauptstier beherrschte eine Zeit lang die durch den Bialowiczaer Wald führende Straße. Er wich nicht einmal Fuhrwerken aus und hat viel Unglück angerichtet. Wenn er auf einem durchziehenden Schlitten gutes Heu witterte, erhob er gewaltsam seinen Zoll, indem er trotzig vor die Pferde trat und mit Gebrüll aufforderte, ihm Heu herabzuwerfen. Verweigerte man, ihm das verlangte zu gewähren und versuchte man, die Peitsche gegen ihn anzuwenden, so gerieth er in einen furchtbaren Zorn, hob den Schwanz empor und stürzte mit niedergebeugten Hörnern auf den Schlitten los, packte ihn und warf ihn mit einem einzigen Stoß über den Haufen. Reisende, welche ihn neckten, schleuderte er aus dem Schlitten heraus, und ängstigte die Pferde aufs äußerste. Diese zeigen von vornherein große Furcht und Abscheu vor dem Wisent, und pflegen durchzugehen, wenn sie ihn nur wittern. Tritt ihnen aber der entsetzliche Stier plötzlich in den Weg, so geberden sie sich wie unsinnig, bäumen sich, werfen sich nieder und verrathen auf jede Weise ihr Entsetzen. Noch wüthender wird der Stier, wenn er sich verfolgt sieht. Dann ist es

auch für den geübtesten Jäger ein höchst gefährliches Unterfangen, dem rasenden Thiere in den Weg zu kommen.

Die Brunstzeit fällt gewöhnlich in den August, manchmal auch erst in den September, und währt zwei oder drei Wochen. Die Wisents sind um diese Zeit im besten Stande, feist und kräftig. Eigenthümliche Spiele und ernste Kämpfe unter den Stieren gehen dem Sprunge voraus. Die liebeskranken Thiere machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, mittelstarke Bäume aus der Erde zu wühlen und auf diese Weise zu fällen. Da kommt es nun oft vor, daß sich die Wurzeln in dem Gehörn verwickeln und von den Trägern nicht gleich abgeworfen werden können. Dann laufen sie, lärmend und tobend, oft lange mit diesem sonderbaren Kampfschmuck umher, ärgern sich schließlich und beginnen zu kämpfen, erst vielleicht nur scherzhaft, später aber in sehr ernsthafter Weise. Rasend stürzen sie auf einander los und prallen derart mit den Hörnern zusammen, daß man glaubt, beide müßten unter der Wucht des Stoßes augenblicklich zusammenbrechen. Allein ihre Stirn hält auch den kräftigsten Stoß aus, und die Hörner sind so biegsam, als wären sie aus Stahl gebaut. Nach und nach schließen sich die Einsiedler der Herde an, und dann werden die Zweikämpfe noch viel bedeutsamer; denn jenen Dickköpfen muß ein jüngerer, schwächerer Stier gar oft erliegen. Im Jahr 1827 fand man im Bialowiezaer Walde einen jungen dreijährigen todten Stier, welchem ein Bein zerschmettert und ein Horn an der Wurzel abgesprengt worden war. Und nicht blos umgebrachte Stiere findet man nach der Brunstzeit, sondern auch getödtete Kühe. Sie haben das Kreuz gebrochen, „weil ihnen die Last des auf sie springenden Stieres zu schwer war (?)".

Sofort nach Beendigung der Brunst trennen sich die alten Einsiedler wieder von der Herde und kehren zu ihrem stillen, beschaulichen Leben zurück. Die Kühe kalben neun Monate nach der Brunstzeit, gewöhnlich im Mai oder Anfangs Juni. Vorher haben sie sich von der Herde abgesondert und im Dickicht des Waldes in einer einsamen, friedlichen Gegend einen geeigneten Platz aufgesucht. Hier verbergen sie das Kalb während der ersten Tage und treten bei etwaiger Gefahr mit außerordentlichem Muthe für seine Sicherheit ein. In der ersten Jugend drückt sich das Kalb bei Gefahr platt auf den Boden nieder, hebt und dreht das Gehör, öffnet die Nüstern und Augen und schaut ängstlich nach dem Feinde, während die Alte sich anschickt, diesem entgegenzutreten. Um diese Zeit ist es für Mensch und Thier gefährlich, einer Wisentkuh sich zu nahen; sie nimmt ohne weiteres den Gegner an, rennt ihn zu Boden und zerfleischt ihn mit den Hörnern. Einige Tage nach seiner Geburt folgt das Kalb der Mutter auf jedem Schritte nach, und diese behandelt es mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Solange es noch nicht ordentlich gehen kann, schiebt sie es sanft mit dem Kopfe vorwärts; wenn es unreinlich ist, leckt sie es glatt; beim Säugen stellt sie sich auf drei Beine, um ihrem Sprößling das Euter leichter zu bieten, und während es schläft, wacht sie für dessen Sicherheit.

Diese Kälber sind niedliche, anmuthige Thiere, obgleich schon in der Jugend Das in ihnen liegt, was im Alter aus ihnen werden soll. Sie wachsen sehr langsam und haben wahrscheinlich erst im achten oder neunten Jahre ihre volle Größe erlangt. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen können, wird auf etwa 30 bis 50 Jahre angegeben. Kühe sterben ungefähr zehn Jahre früher, als Stiere; aber auch diese werden im Alter gewöhnlich blind, oder sie verlieren die Zähne und sind dann nicht mehr fähig, sich gehörig zu äßen, können namentlich nicht mehr die jungen Zweige abbeißen, welken rasch dahin und gehen schließlich zu Grunde.

Anderen Rindern gegenüber vermehren sich die Wisents außerordentlich langsam. Man hat in Erfahrung gebracht, daß die Kühe kaum alle drei Jahre ein Mal trächtig werden, und bei nur einigermaßen gereifterem Alter oft eine Reihe von Jahren hinter einander unfruchtbar bleiben, dann aber wieder empfangen. Im Jahre 1829 warfen von 258 Kühen nur 93, von den übrigen 165 war der größte Theil unfruchtbar, der kleinere Theil zu jung. Hierin ist ein Grund des Aussterbens der Wisents mit zu suchen.

Gegen ihre Feinde wissen sich die gewaltigen Thiere vortrefflich zu vertheidigen. Bären und Wölfe können nur den Kälbern gefährlich werden, und auch blos dann, wenn die Mutter durch irgend welchen Zufall ihr Leben verloren hat und das Junge unbeschützt ist. Bei sehr tiefem Schnee soll es übrigens wirklich vorkommen, daß die hungrigen Wölfe sich auf einen erwachsenen vereinzelten Wisent stürzen, mit vereinten Kräften ihn anfallen, durch Umhertreiben ermatten und schließlich, wenn auch erst nach harten Verlusten, erlegen. Einige Berichterstatter wollen sogar behaupten, daß schon drei Wölfe genügten, um einen Wisent zu überwältigen, und begründen ihre Ansicht mit der Angabe, daß der eine der Wölfe das angefallene Thier durch sein beständiges Hin- und Herspringen beschäftigt und seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen trachtet, während die beiden anderen von hinten an ihn schleichen und ihm eine Wunde in den Bauch zu versetzen suchen. Ich meinestheils zweifle sehr an derartigen Erzählungen, denn jeder Wisentstier würde einen Wolf, der sich an ihm festgebissen hätte, mit einem einzigen Schlage seiner Läufe zerschmettern oder durch sein Gewicht erdrücken, noch ehe derselbe ihm eine gefährliche Wunde in den Leib gerissen hätte.

Von Zeit zu Zeit hält der Schutzherr der Wisents eine größere Jagd ab, gewöhnlich mit sehr viel Gepränge. Die hohen Herrschaften, welche zu solchen Jagden geladen werden, brauchen freilich nicht soviel Muth und Kühnheit zu besitzen, als die alten Deutschen haben mußten, welche zum Zweikampfe dem Wisent und Auer gegenübertraten. Julius Cäsar berichtet, daß Derjenige sich großen Ruhm erwarb, welcher einen Ur oder einen Wisent erlegte, und alle alten Lieder preisen solche Helden, sicherlich mit vollstem Rechte. Noch im Mittelalter kämpften die Ritter mannhaft mit Auer und Wisent; jetzt wird dieser einfach gemeuchelt, wie das übrige Wild. Die Herrscher nahen sich mit großem Gefolge, bieten alle Beamten des Waldes auf, zwingen die umwohnenden Bauern zu Treiberdiensten und bewegen somit eine Mannschaft von zwei- bis dreitausend Köpfen, welche ihnen die Wisents nach den Orten treiben muß, wo sie auf sicheren Kanzeln sich angestellt haben. Von einer der glänzendsten Jagden, welche König August III. im Jahr 1752 abhielt, berichtet heute noch eine 18 Fuß hohe Spitzsäule aus weißem Sandstein in deutscher und polnischer Sprache. Sie zählt alle die kühnen Helden auf, welche an der Jagd theilnahmen, und gibt auch das Wild an. An dem einen Tage wurden 42 Wisents, 13 Elenthiere und 2 Rehe erlegt. Die Königin allein schoß zwanzig Wisents nieder, ohne auch nur ein einziges Mal zu fehlen, und hatte dabei noch immer Zeit zum Lesen eines Romans. Es wurde viel Blut vergossen, freilich nur das des Wildes. Die Schützen waren den Thieren, welche niedergemeuchelt wurden, unerreichbar, sonst würden wir wohl auch von deren Heldenthaten Etwas erfahren haben. Um einen Begriff von der Großartigkeit der damaligen Jagd zu geben, will ich blos noch anführen, daß auf des Königs Befehl schon Monate vor der Jagd viele Tausende von Leibeigenen aufgeboten, zu Deutsch gepreßt wurden, um das Wild von allen Seiten des damals noch viel bedeutenderen Waldes nach der zur Jagd bestimmten Abtheilung hinzutreiben. Dort wurden die scheuen Thiere eingelappt und zuerst durch acht Fuß hohe Netze, später durch ein noch höheres Holzgatter umfriedigt. Dicht neben dem Gatter war ein Söller errichtet worden, auf welchem der König mit den Vornehmsten seiner Gäste Platz nahm. Etwa zwanzig Schritte von diesem Söller entfernt war eine Lücke in den Umhegungen gelassen, durch welche alles hier eingeschlossene Wild getrieben wurde. Sobald ein Wisent stürzte, bliesen die Jagdgehilfen auf ihren Halbhörnern. Nach der Jagd besichtigte der Hof unter Hörnerklang die gefallenen Stücke, deren Wildpret unter die umwohnenden Bauern vertheilt wurde. Dann ließ der König das erwähnte Denkmal setzen, zum ewigen Gedächtniß seiner ritterlichen Thaten.

Am achtzehnten und neunzehnten Oktober 1860 stellte der Kaiser von Rußland eine Jagd an. Der Kaiser selbst schoß sechs Wisentstiere und ein Kalb, zwei Elen-, sechs Damhirsche, drei Rehe, vier Wölfe, einen Dachs, einen Fuchs und einen Hasen. Der Großherzog von Weimar und die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen erlegten noch acht Wisents mehr. Ueber die Art und Weise der Jagd fehlen die ausführlicheren Berichte, jedenfalls aber ging's dies Mal waidmännischer her.

In den ältesten Zeiten jagte der gemeine Mann den Wisent zu Fuß und mit Lanzen. Die Jäger gingen immer selbander aus; der eine rückte dem wüthenden Thiere kühn zu Leibe und suchte ihm einen tödtlichen Stoß beizubringen, der andere bemühte sich, durch Schreien und Schwenken rother Tücher die Aufmerksamkeit des Wisents oder Auers von dem Angreifer ab und auf sich zu lenken; die Hunde halfen treulich mit, und so wurde es möglich, im rechten Augenblicke dem gewaltigen Stier eine tödtliche Wunde beizubringen.

Ueber den Fang der Wisents hat Dimitri Dolmatow, Aufseher der kaiserlichen Wälder der Provinz Grodno, im Jahre 1849 in einer englischen Zeitschrift eine sehr lehrreiche Schilderung gegeben. Ich will das Wichtigste davon der deutschen Uebersetzung entnehmen, welche sich in Froriep's „Notizen" findet.

Der Kaiser hatte der Königin Victoria zwei lebende Wisents für den Thiergarten in London versprochen und gab deshalb den Befehl, daß einige der seltenen Thiere gefangen wurden. Graf Kisselew, der über die kaiserlichen Güter gestellte Minister, überbrachte eigenhändig hierzu den Befehl. Die Jagd wurde auf den 20. Juli festgesetzt. Mit Tagesanbruch versammelten sich dreihundert Treiber und achtzig von den Jägern des Waldes, deren Flinten blos mit Pulver geladen waren, und suchten zunächst die nächtliche Fährte der Wisents. Es war ein heiterer, windstiller Tag. Die dreihundertundachtzig Menschen umstellten in aller Stille das einsame Thal, in dem sich die Wisentherde aufhielt. Schritt für Schritt drang man mit der größten Ruhe in das umstellte Dickicht. Als die Grenze des Thales erreicht wurde, erblickte Dolmatow und sein Begleiter die Wisentherde auf einem Hügel gelagert. Die Kälber hüpften und sprangen, den Sand mit ihren flinken Füßen hoch aufwerfend, munter umher, kehrten bisweilen zu ihren Müttern zurück, rieben sich an ihnen, leckten sie und hüpften wieder ebenso munter davon. Ein Stoß ins Horn endete urplötzlich dies Stillleben. Von entsetzlichem Schrecken ergriffen, sprang die Herde auf und schien durch Gehör und Gesicht den Feind erkundschaften zu wollen. Die Kälber schmiegten sich furchtsam an ihre Mutter. Als das Gebell der Hunde erschallte, ordnete sich die Herde eiligst in der gewohnten Weise. Die Kälber wurden vorangestellt, und der ganze Trupp bildete die Nachhut, erstere vor einem Angriff der Hunde schützend.

Als die Herde an die Treiberlinien kam, wurde sie mit gellendem Geschrei und mit blinden Schüssen empfangen. Die alten Wisents durchbrachen wüthend die Treiberlinie und stürzten weiter, ohne sich um die Menschen, welche sich ängstlich gegen die Bäume drückten, viel zu kümmern. Die Jäger waren so glücklich, zwei Junge zu fangen. Ein etwa drei Monate altes Kalb wurde ohne große Mühe gebändigt, ein anderes, etwa funfzehn Monate altes, warf acht Mann zu Boden und entfloh, ward aber von den Hunden verfolgt und im Garten eines Försters zum zweiten Male gefangen. Noch vier andere Kälber, ein Männchen und drei Weibchen, wurden erhascht. Eins der weiblichen Jungen war erst einige Tage alt. Man brachte es sogleich zu einer Kuh, deren graue Farbe dem Fell des Wisents entsprach. Die Kuh nahm sich des wilden, bärtigen Jungen mit vieler Zärtlichkeit an, und das Kalb säugte zum allgemeinen Erstaunen vortrefflich, starb aber leider nach sechs Tagen an einer Geschwulst im Nacken, welche es schon, als es gefangen wurde, besessen hatte. Die übrigen Kälber nahmen am ersten Tage ihrer Gefangenschaft keine Nahrung zu sich. Das drei Monate alte Junge begann am folgenden Tage an der Kuh, zu welcher man es geführt hatte, zu säugen, und war sehr munter und lebendig. Alle anderen, mit Ausnahme des älteren, schlürften zuerst die Milch aus der Hand eines Mannes, und tranken sie dann begierig aus einem Eimer. Nach kurzer Frist verlor sich ihr wilder Blick; sie legten ihre Scheu ab und wurden munter und muthwillig. Wenn man sie aus dem Stall in den geräumigen Hof gelassen hatte, freute sich Jedermann über die Schnelligkeit ihrer Bewegungen. Sie sprangen mit der Leichtigkeit einer Ziege oder eines Hirsches umher, spielten aus freiem Antriebe mit den Kälbern zahmer Kühe, kämpften mit ihnen und schienen, obwohl stärker, ihnen großmüthig den Sieg zu überlassen. Der männliche funfzehn Monate alte Wisent behielt längere Zeit seinen wilden, drohenden Blick, erzürnte sich, sobald sich

ihm Jemand nahte, schüttelte den Kopf, leckte mit der Zunge und wies seine Hörner; aber nach zwei Monaten war auch er ziemlich zahm und zeigte Neigung zu dem Manne, welcher ihn bisher gefüttert hatte. Von nun an konnte man ihn freier halten.

Man bemerkte an allen diesen Thieren, daß sie gern mit den Füßen auf dem Boden scharren, Erde in die Höhe werfen und sich wie Pferde bäumen. Sobald sie aus dem Stalle kamen, wurden sie muthig, erhoben stolz den Kopf, öffneten ihre Nüstern, schnaubten und machten die lustigsten Sprünge. Sie merkten es sehr, daß sie eingesperrt waren, und blickten bald nach den ungeheuren Waldungen, bald nach den grünen Wiesen sehnsuchtsvoll hin; es schien fast, als ob sie Heimweh hätten oder sich ihre ungezwungene Freiheit zurückwünschten; denn immer kehrten sie gesenkten Hauptes und traurig in den Stall zurück. Gegen ihren Pfleger bewiesen sie eine große Zuneigung. Sie sahen ihm nach, wenn er ging, begrüßten ihn durch Entgegenkommen, wenn er sich nahte, scheuerten sich an ihm, leckten ihm die Hände und hörten auf seine Stimme.

Man hatte die sieben gefangenen Wisents an zwei von einander entfernten Orten eingestellt. Die beiden auf der ersten Jagd gefangenen Männchen vertrugen das ihnen gereichte Futter sehr gut, die übrigen, welche nur Milch tranken, aber säugten, litten eine Woche lang am Durchfall, wahrscheinlich weil die Milch, welche von fern herbeigeschafft werden mußte, nicht immer frisch und süß war; denn ihr Unwohlsein verlor sich, als sie warme Milch vom Euter der Kuh weg erhielten. Die beiden Männchen leckten Salz, die übrigen verschmähten es, wie der ältere Stier die Milch. Er bekam vom ersten Tage an Hafer mit Häcksel gemengt, Heu aus den Waldwiesen, Rinden und Blätter der Esche und verschiedene Waldkräuter. Als die übrigen Kälber nicht mehr mit Milch genährt wurden, erhielten sie dasselbe Futter. Sie tranken täglich mehrmals Wasser, die jüngeren Thiere aber erst, nachdem es mit Milch versetzt worden war. Ihren Hunger oder Durst gaben sie durch ein schweineähnliches Grunzen zu erkennen.

Das reichliche und abwechselnde Futter, ein Stall, welcher sie im Winter vor der Kälte und im Sommer vor den Kerbthierstichen schützte, war ihrem Gedeihen sehr förderlich. Sie wuchsen schnell heran.

Später brachte man die schon halb gezähmten Thiere von Bialowieza nach Grodno, zwanzig deutsche Meilen weit. Das für St. Petersburg bestimmte Paar, zwei Stiere, befand sich in einem länglichen Käfig, der mit Stroh bedeckt und in zwei Abtheilungen geschieden war, so daß sich die Thiere niederlegen konnten, ohne sich von einander zu entfernen. Der neue Käfig und das Schaukeln des Wagens schien sie mit Furcht zu erfüllen. Sie verhielten sich zwar ruhig, fraßen aber in den ersten vierundzwanzig Stunden nicht, legten sich auch nicht nieder. Schon am zweiten Tage jedoch betrugen sie sich wie gewöhnlich. Das für London bestimmte Paar ward in einem geräumigeren und bedeckten Käfig fortgeschafft. Der Stier zeigte sich während der ganzen Reise aufs höchste verstimmt und brüllte fortwährend ingrimmig, wie ein Bulle. Zu Grodno brachte man beide Paare in einen geräumigen Stall und trennte sie hier nur anfänglich durch Querbalken. Sie fielen aber so wüthend über einander her, daß man sie aus einander thun mußte; denn die Scheidewände hielten sie durchaus nicht ab: sie zertrümmerten diese mit wenigen Stößen. Sonderbarerweise griffen die drei Stiere gleichzeitig die einzige Kuh an und würden ohne Hinzukommen der Wärter sie getödtet haben. Erst allmählich gewöhnten sie sich an einander. —

Ich sah die Wisents zuerst im Thiergarten zu Schönbrunn. Sie bewohnten dort seit einigen Jahren einen Stall, vor welchem sich ein mit dicken Stämmen umhegter Hof befand. Sehr starke Eichenpfosten trugen die Querbalken der Umhegung; sie staken viele Fuß tief in der Erde und waren noch außerdem durch Strebebalken befestigt. Als ich die Thiere besuchte, hatte die Kuh gerade ein noch saugendes Kalb, und ihre Besorgniß für dasselbe drückte sich deutlich in ihrem ganzen Wesen aus. Ich trat, um die seltenen Geschöpfe sogut als möglich zu sehen, etwas näher an die Umhegung, als dies den Wisents lieb sein mochte; denn plötzlich senkte die Kuh ihren Kopf nieder, schoß brüllend und die blaue Zunge lang aus dem Halse hervorstreckend, auf mich los

und rannte mit ihrem Kopfe derartig gegen die Balken an, daß selbst die eichenen Stämme zitterten. Ein anderes Geschöpf würde sich jedenfalls bei solchem Stoß den Schädel in Stücke zertrümmert haben, der wüthende Wisent aber wiederholte seine Kraftanstrengungen gleichgiltig drei, vier Mal hinter einander.

Man hat beobachtet, daß die Wisents in der Gefangenschaft sich stärker vermehren, als im Freien, und kennt Beispiele, daß einer von ihnen zwanzig Jahre im engen Gewahrsam ausgehalten hat. Niemals hat man aber bisjetzt eines dieser grimmigen, blindwüthenden Geschöpfe wirklich zähmen können. So leutselig sie sich auch in der Jugend betrugen; mit zunehmendem Alter brach ihre rasende Wildheit immer hervor, und nicht einmal die Wärter durften ihnen ganz trauen. Die Thiere ließen sich zwar auf dem Kopfe krauen und nahmen ihren Wärtern das Futter aus der Hand, dieselben mußten sich aber doch fortwährend aufs äußerste in Acht nehmen, um dem wie Strohfeuer auflodernden Zorn der Wisents zu entgehen. Dabei machen die Gefangenen ihren Pflegern sehr viel zu schaffen. Es erforderte unendliche Mühe, einen durch mehrere Jahre in der Gefangenschaft gehaltenen Wisent an einen anderen Ort zu bringen. Eine Kuh, welche in einen anderen Raum geschafft werden sollte, wurde durch zwanzig starke Männer an dicken Seilen, die ihr um den Kopf gebunden waren, festgehalten: — eine einzige Bewegung des Thieres aber war genügend, alle Leute mit Einem zu Boden zu werfen. Jedenfalls werden die Wisents im eingeschlossenen Raum, und wenn sie tagtäglich mit Menschen zusammenkommen, auch nicht zahmer, als im Freien, wo sie sich überzeugt haben, daß sie gehegt werden. Die Wisents, welche man zwischen Taplaken und Leukischken in Preußen hegte und fütterte, fielen nicht nur niemals einen Menschen an, sondern wurden zuletzt so dreist, daß sie den Leuten nachliefen und sie um Futter bettelten, weil sie gewöhnt worden waren, von den Vorübergehenden regelmäßig Etwas zu erhalten. Am schlimmsten sind die Leute daran, welche irgendwie in schreiende Farben gekleidet sind, und namentlich das Roth übt eine wahrhaft dämonische Gewalt auch auf die Wisents aus.

Mehrere Naturforscher haben die Ansicht verfochten, daß der Wisent einen großen Antheil an der Entstehung mancher Rassen unseres Rindes habe. Man glaubte, daß früher der wildlebende Wisent sich öfters mit anderen Rinderarten vermischt und fruchtbare Blendlinge erzielt hätte. Die neueren Erfahrungen haben jedoch das Gegentheil bewiesen. Zwischen dem Wisent und unserem Rinde besteht ein unglaublich großer Abscheu, und selbst wenn man, wie es im Bialowiczaer Walde geschehen ist, jung eingefangene Wisentkälber stets mit zahmen Rindern zusammenhält, ändert sich das Verhältniß nicht. Als man versuchte, eine junge Wisentkuh mit einem schönen Hausstiere zur Paarung zu bringen und denselben dicht neben sie in den Stall brachte, durchbrach sie wüthend den Verschlag, welcher sie von jenem Stiere trennte, fiel ihn rasend an und trieb ihn aus dem Stalle mit größter Wuth und Kraft, ohne daß der seinerseits nun ebenfalls gereizte Stier nur Gelegenheit gefunden hätte, sich ihr zu widersetzen.

Ueber den Schaden und Nutzen des Wisents ist jetzt kaum noch zu reden. Im Bialowiczaer Walde kommen die Zerstörungen, welche dieses Wild, um sich zu nähren, oder aus Uebermuth anrichtet, nicht groß in Anschlag, der Nutzen aber ebensowenig. Das Fleisch wird gerühmt; sein Geschmack soll zwischen Rindfleisch und Wildpret in der Mitte liegen: namentlich das Fleisch von Kühen und Kälbern soll sehr gut sein. Die Polen betrachteten das eingesalzene Wisentfleisch als einen vorzüglichen Leckerbissen und machten fürstlichen Höfen damit Geschenke. Das Fell gibt ein starkes und dauerhaftes, aber lockeres und schwammiges Leder und wird gegenwärtig wenig benutzt, höchstens, um Riemen und Stränge daraus zu schneiden. Die Hörner und Hufe wurden zu allerlei Gegenständen verarbeitet, denen man eine gewisse schützende Kraft zuschrieb. Unsere Vorfahren verfertigten hauptsächlich Trinkgeschirre aus den schönen, festen Hörnern, und die Kaukasier gebrauchen solche heute noch, anstatt der Weingläser. Bei einem Gastmahle, welches ein kaukasischer Fürst dem General Rosen zu Ehren gab, dienten 50 bis 70 mit Silber ausgelegte Wisenthörner als Trinkbecher.

Dasselbe Schicksal, welches sich am Wisent nahezu erfüllt, steht seinem einzigen Verwandten, dem **amerikanischen Bison**, bevor. Auch er verbreitete sich früher fast über die ganze Nordhälfte der westlichen Erde und ist gegenwärtig schon in vielen Ländern gänzlich vernichtet. Von Jahr zu Jahr wird er weiter zurückgetrieben und mehr und mehr beschränkt. Der Weiße und der Indianer theilen sich mit dem Wolf in Verfolgung des Thieres; der Wolf aber ist von diesen drei schlimmsten Feinden des Thieres der menschlichste: er vertilgt wenigstens nicht mehr, als er zu seiner Nahrung bedarf, während der Mensch dem Bison rücksichtslos entgegentritt und innerhalb seiner Herden ungleich größere Verheerungen anrichtet, als nothwendig wäre. Noch durchziehen Millionen der stolzen Thiere die ungeheuren Steppen im Westen Nordamerikas; aber es bleichen schon gegenwärtig tausendmal mehr Schädel erlegter Bisons in der Prairie, als heutigen Tags noch „Büffel“ leben. Als die Europäer ihre Niederlassungen in Nordamerika zu gründen begannen, fand man den Bison an den Küsten des atlantischen Weltmeers; aber schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah man es als eine denkwürdige Begebenheit an, daß ein Bison am Kap Fear River erlegt wurde. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Büffel zahlreich in Kentucky und im Westen von Pennsilvanien; jetzt findet er sich kaum noch in Louisiana und Arkansas. Sonst war der große Sklavensee unter dem 60. Grad der Breite seine Grenze nach Norden hin und das Felsgebirg die Mauer, welche ihn von Westen schied; jetzt ist er bereits bis zum 65. Grad nördlicher Breite vorgedrungen, wie ein Verfolgter, welcher Schutz in Einöden sucht, und ebenso hat er sich mühselig über das hohe Gebirge einen Weg gebahnt, um in den westlichen Ebenen Zuflucht zu finden. Auch diese Fluchtversuche werden ihn von seinem endlichen Schicksal nicht erretten können. Indianer und Weiße sitzen ihm beständig auf dem Nacken; das Morden, die Vernichtung gehen unaufhaltsam ihren Gang.

Der **Bison** oder „Büffel der Amerikaner“ (Bonassus americanus) ist unter den nordamerikanischen Thieren dasselbe, was der Wisent in Europa: der Riese unter allen Landsäugethieren. Die Länge des Bullen beträgt ungefähr 8½ bis 9 Fuß, ungerechnet des 1½, mit dem Haar aber 2 Fuß langen Schwanzes, die Höhe am Widerrist bis 6 Fuß, die Kreuzhöhe 5 Fuß. Das Gewicht schwankt zwischen zwölf und zwanzig Centnern. Die Kuh erreicht etwa vier Fünftel der Größe des Stiers. In Gestalt und Ansehen ähnelt der Bison dem Wisent ungemein. Demungeachtet fällt es dem Kundigen nicht schwer, beide zu unterscheiden. Bezeichnend für den Bison ist die verhältnißmäßige Kürze der Beine und des Schwanzes, bei stärkerer Ausbildung des Brusttheils und Verschmächtigung des Hintertheils, sowie das lange Haarkleid. Der Kopf ist gewaltig breit auf der Stirn, verhältnißmäßig größer, als bei dem Wisent, der Hals ist kurz, der Widerrist ungemein hoch, das Hintergestell dagegen verhältnißmäßig schwach und schmal, der Schwanz kurz. Die kurzen, dicken Hörner biegen sich sanft aus- und aufwärts, mit den Spitzen aber wieder etwas nach innen. Die Ohren sind kurz und schmal, zierlich gestaltet, die Augen ziemlich groß und sehr dunkel von Farbe; denn selbst das Weiße ist getrübt, gelbbraun. Die Behaarung ähnelt der des Wisents. Kopf, Hals, Schultern, Vorderleib und Vorderschenkel, der Vordertheil der Hinterschenkel und die Schwanzspitze sind lang behaart, die Schultertheile mähnig, Kinn und Unterhals bartähnlich, der Kopf kraus, filzig. Alle übrigen Leibestheile tragen nur ein kurzes, dichtes Haarkleid. Im Winter verlängert sich das Haar bedeutend; mit Beginn des Frühlings wird der Winterpelz in großen Flocken abgestoßen. Mit dieser Veränderung steht die Färbung im Einklang. Sie ist eigentlich ein sehr gleichmäßiges Graubraun, welches in der Mähne, d. h. also an Vorderkopf, Stirn, Hals und Wamme dunkler wird, nämlich in Schwarzbraun übergeht. Das abgestoßene Haar verbleicht und nimmt dann eine graulich gelbbraune Färbung an. Hörner und Hufe, sowie die nackte Muffel sind glänzend schwarz. Bezeichnend für den Stier sind nach der Beschreibung des **Prinzen von Wied** zwei gepaarte Zitzen, dicht neben einander, jederseits der Brunstruthe. Weiße und weiß gefleckte Spielarten sind beobachtet worden; dieselben kommen aber immer selten vor. Sodann sprechen die Amerikaner von besonderen Rassen, mit weichen, seidenartig glänzenden Haaren, welche im Sonnenschein wie Biberhaare glänzen und schimmern sollen.

Zur Zeit sind die Gegenden nördlich und westlich vom Missouri die Aufenthaltsorte des Bison. Hier sieht man ihn allerdings noch in ungeheurer Menge. Fröbel zog im Jahre 1858 mit einer Wagenkaravane von Missouri nach Mejiko und — acht Tage lang bewegte sich dieser Menschenzug unaufhörlich zwischen Büffelherden fort. Die meisten fanden sich auf der Nordseite des Arkansas; am entgegengesetzten Ufer gab es schon viel weniger. Auch Möllhausen sah im Jahre 1851 Hunderttausende von Bisonten auf den endlosen Prairien, westlich des Missouri, Massen, daß die Ebene, soweit sein Blick reichte, schwarz von ihnen war, und ein Ueberschlag ihrer Zahl nach möglicherweise nur gemacht werden konnte, indem man den Flächenraum, welchen die Thiere bedeckten, nach Geviertmeilen berechnete. Der Bison ist, wie es scheint, noch geselliger als die übrigen Rinder; jedoch bilden die Massen, welche man auf ein und derselben Ebene erblickt, nicht eine einzige Herde, sondern



Der Bison (Bonassus americanus).

zerfallen in zahllose kleinere Gesellschaften. Rücksichtlich der verschiedenen Geschlechter vereinigt sich der Bison überhaupt nur in gewissen Monaten, zur Brunstzeit nämlich; den übrigen Theil des Jahres hindurch bilden die Stiere für sich abgesonderte Trupps, die Kühe mit ihren noch nicht zeugungsfähigen Kälbern andere. Die Gesammtheit bleibt übrigens in einer gewissen Verbindung: eine Herde zieht der anderen nach.

Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthaltsort dieser Rinder verschieden. Im Sommer zerstreuen sich die Bisonten in den weiten Ebenen, im Winter vereinigen sie sich mehr und suchen dann die waldigen Gegenden auf. Dann findet man sie z. B. auf baumreichen Inseln der Ströme und Seen oder längs deren waldigen Ufern in großer Menge. Alljährlich unternehmen sie mit größerer oder geringerer Regelmäßigkeit eine Wanderung. Vom Juli an ziehen sie südwärts nach den fruchtbaren Gegenden von Arkansas, mit Beginn des Frühjahrs kehren sie wieder nach Norden zurück und zwar

in kleinere Trupps oder Herden aufgelöst. Diese Wanderungen dehnen sie von Kanada bis hinter zu den Küstenländern des mejikanischen Golfs und von Missouri bis zu den Felsengebirgen aus. Demungeachtet findet man allerorten, wo sie hausen, einzelne Zurückgebliebene, welche sich dem großen Strome nicht angeschlossen haben. Dies sind gewöhnlich alte Stiere, schon zu steif und zu träge, um den Heersäulen zu folgen, vielleicht auch zu bösartig, als daß sie von der jüngeren Gesellschaft geduldet würden, und deshalb zum Einsiedlerleben gezwungen. Die wandernden Herden sind auch dann noch kenntlich, wenn man die Büffel selbst nicht wahrnimmt; denn ebenso wie eine Menge von magern Wölfen hinter ihnen daherzieht, folgen ihnen Geier und Adler und Raben in den Lüften, und die einen, wie die anderen sind sicherer Beute gewiß. Es scheint, als ob die Büffel gewisse Straßen auch auf ihrer Wanderung einhielten. Da, wo sie sich fest angesiedelt haben, wechseln sie mit großer Regelmäßigkeit hin und her, namentlich von den saftigen Weideplätzen zu den Flüssen, welche sie besuchen, um sich zu tränken oder badend zu kühlen, und auf ihren Wanderungen treten sie sich jene Wege aus, die unter dem Namen „Büffelpfade“ Allen bekannt geworden sind, welche die Prairien durchreisten. Die Büffelpfade führen meist in gerader Richtung fort, hunderte neben einander, überschreiten Gebirgsbäche und Flüsse, da, wo die Ufer zum Ein- und Aussteigen bequem sind und ziehen sich viele, viele Meilen weit durch die Steppen dahin.

Das Gesellschaftsleben der Bisonten wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bedingt, durch den Wechsel des Jahres und durch die Fortpflanzung. Der Frühling zerstreut, der Herbst vereinigt. In den Monaten Juli und August stellen sich die wohlgenährten Stiere bei den Kühen ein, und jeder Einzelne von ihnen erwählt sich eine Lebensgefährtin. Ungeachtet solcher Genügsamkeit aber geht es nicht ohne Kampf und Streit ab; denn auch unter den „Büffeln“ befinden sich häufig genug mehrere Bewerber um ein und dieselbe Kuh. Dann entbrennen furchtbare Kämpfe, bis ein Stier als unanfechtbarer Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Hierauf sondert sich das Paar von der Herde und hält sich nur bis zu dem Monate zusammen, in welchem der aus solcher Vereinigung hervorgehende Sprößling geboren wird. Sobald ein Paar sich wirklich vereinigt hat, tritt der Frieden unter der Gesammtheit wieder ein.

Alle Beobachter versichern, daß man sich kaum ein prachtvolleres Schauspiel denken könne, als solchen Kampf zwischen zwei kräftigen Stieren es gewährt. Der zum Gefecht sich anschickende Bison stampft wüthend den Grund, brüllt laut, schüttelt mit dem tief zu Boden gesenkten Kopf, erhebt den Schwanz, peitscht mit ihm durch die Luft und stürzt sodann plötzlich mit überraschender Eile auf seinen Gegner zu. Die Gehörne, die Stirnen prallen laut schallend an einander. Dem ungeachtet hat man, wie Audubon versichert, niemals beobachtet, daß ein Stier von dem anderen in solchem Kampf getödtet worden wäre. Der dicke Schädel, welcher außerdem durch den Wollfilz auf ihm wohlgeschützt ist, hält einen gewaltigen Stoß ohne Schaden aus, und die kurzen Hörner sind auch keine geeigneten Waffen, einen gleich starken Gegner tödtlich zu verletzen. In Ermangelung eines Nebenbuhlers versucht der brünstige Stier seinen Gefühlen in anderer Weise Luft zu machen: er kämpft dann sinnlos mit dem Grund und Boden selber. An einer geeigneten Stelle beginnt er mit den Füßen zu scharren und sodann mit den Hörnern in die Erde zu bohren, schleudert Rasenstücke und die lose Erde nach allen Seiten weg und bildet so eine trichterförmige Mulde von größerer oder geringerer Tiefe. Andere Bullen, welche zu solchen Plätzen kommen, pflegen das Werk des Ersten fortzusetzen und vergrößern dadurch die Vertiefung mehr und mehr. Doch scheint es, als ob mit dieser Arbeit auch noch ein anderer Zweck verbunden werde. In den trichterförmigen Vertiefungen nämlich sammelt sich schnell Wasser, und es entsteht sodann eine Badewanne, welche der von der Hitze und den Mücken geplagte Stier mit ersichtlicher Freude benutzt, um sich zu kühlen und vor den Mücken zu schützen. „Allmählich,“ sagt Möllhausen, „senkt sich der Bison tiefer und tiefer in den Morast, indem er mit den Füßen stampft und sich im Kreise herumschiebt, und erst, wenn er sich zur Genüge dem Genusse hingegeben, entsteigt er dem Morbade. Er sieht dann keinem lebenden Wesen mehr ähnlich. Der lange Bart und die dicke, zottige Mähne sind in eine triefende, klebrige

Masse verwandelt, und nur die rollenden Augen sind im vollsten Sinne des Worts das Einzige, was an dem wandernden Erdhaufen von dem stattlichen Büffel geblieben. Kaum ist der Pfuhl vom Ersten verlassen, so nimmt ein Anderer den Platz ein, und dieser stellt ihn wieder einem Dritten zur Verfügung. So treibt die Herde es fort, bis jeder der Anwesenden die Merkmale dieses eigenthümlichen Bades auf seinen Schultern trägt. Dort trocknen sie in eine feste Kruste zusammen, welche erst durch Wälzen im Grase oder durch den nächsten Regen allgemach entfernt wird."

Die Brunst währt ungefähr einen Monat lang; Stiere aber, welche ihren Trieb nicht befriedigen können, bleiben noch Wochen lang nach der eigentlichen Brunstzeit wüthend und bösartig. Sie greifen dann sogar den Menschen, welchen sie sonst immer fliehen, rücksichtslos an. Ein unausstehlicher Moschusgeruch macht sie auch dem Jäger schon von weitem kenntlich. Er erfüllt die Luft und durchdringt das Wildpret in einem Grade, daß es, für Europäer wenigstens, vollkommen ungenießbar wird. Die heftige Erregung bringt das Thier außerdem sehr vom Leibe; es vergißt selbst sich zu äßen, magert ab und wird schließlich ganz entkräftet. Dann bleibt es hinter den eigentlichen Herden zurück, und nun erst kommt es nach und nach wieder zur Besinnung. Die Einsamkeit beruhigt, die Aeßung kräftigt, und gegen den Herbst hin ist die unglückliche Liebe vergessen.

Neun volle Monate nach der Paarung, gewöhnlich in der Mitte des März oder im April, bringt die Kuh ihr Kalb zur Welt. Schon früher hat sie sich von dem Stier getrennt, mit welchem sie vorher wochenlang zusammenlebte, und dafür sich anderen hochbeschlagenen Kühen angeschlossen. Diese Trupps der Mutterthiere wählen sich, wenn die Zeit des Kalbens herannaht, die saftigsten Weideplätze aus und verweilen auf ihnen mit den Kälbern, solange sich Weide findet. Die Kälber werden von den Müttern überaus zärtlich behandelt und gegen alle Feinde mit großem Muth vertheidigt. Sie verdienen aber auch solche Liebe; denn sie sind äußerst liebliche Geschöpfe, munter, beweglich, spiellustig, zu heiteren Sprüngen und zu neckischen Scherzen jederzeit aufgelegt. Ueberhaupt ist der Bison keineswegs ein so faules und der Bewegung abholdes Wesen, als einzelne Beschreiber behauptet haben. Das uns plump erscheinende Thier bewegt sich mit einer überraschenden Leichtigkeit. Der genaue Beobachter findet, daß es oft mit seiner eigenen Kraft zu scherzen und zu spielen scheint. Namentlich in den Morgen- und Abendstunden sind die Bisonten sehr lebendig; die Jungen ergötzen sich dann in lustigen Spielen, und die Alten sehen solchem Treiben vergnügt zu, nehmen auch wohl Theil daran. Ungeachtet seiner kurzen Läufe durchmißt der Bison rasch bedeutende Strecken. Er geht niemals in der faulen Weise, wie ein zahmes Rind, langsam dahin, sondern stets eiligen Schrittes. Er trabt rasch und ausdauernd und bewegt sich im Galopp mit so großer Schnelle, daß ein gutes Pferd sich anstrengen muß, um mit ihm fortzukommen. Einen Menschen überholt er schon trabend mit Leichtigkeit. Seine Bewegungen sind eigenthümlich, kurz abgebrochen, und namentlich der galoppirende Bison bewegt sich in sonderbaren Wellenlinien, welche dadurch entstehen, daß er die Masse des Leibes bald vorn, bald hinten aufwirft. Aber plump und ungeschickt ist er durchaus nicht, vielmehr gewandt und behend in einer Weise, welche außer allem Verhältniß zu seinem Leibesbau zu stehen scheint: — das wüthende Thier stürzt in rasender Eile dahin. Das Schwimmen übt der Bison mit derselben Kraft und Ausdauer, welche seine Bewegungen überhaupt kennzeichnet. Er nimmt nicht den geringsten Anstand, sich in das Wasser zu begeben. Clarke sah eine Herde über den Missouri setzen, da, wo der Strom über eine englische Meile breit war. In ununterbrochener Reihe zogen die Thiere mit großer Schnelligkeit durch das Wasser, eins dicht hinter dem anderen, und während die Ersten drüben bereits wieder festen Fuß gefaßt hatten, stürzten sich hüben die Letzten noch immer ins Wasser.

Unter den Sinnen stehen Geruch und Gehör obenan. Der Bison wittert vorzüglich und vernimmt auf weite Strecken hin. Das Gesicht wird von allen Beobachtern gleichmäßig beurtheilt: es soll schlecht sein. Von Unvollkommenheit des Sinneswerkzeugs aber darf man schwerlich reden; denn das Auge ist wohlgebildet und unterscheidet sich wohl kaum von dem anderer Wiederkäuer; der dichte Haarfilz aber, welcher gerade den Kopf umgibt, hindert den Bison am Sehen.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten unterscheidet sich der amerikanische Wildochse nicht von anderen Verwandten. Er ist wenig begabt, gutmüthig und furchtsam, schneller Erregungen unfähig; aber er kann gereizt alle Rücksichten vergessen, welche er sonst zu nehmen pflegt, und dann sehr muthig, boshaft und rachsüchtig werden. An Gefangenen bemerkt man leichter, als an den Wildlebenden, daß der Geist doch bildsam ist. Auch jene beweisen hinlänglich, daß sie zwischen Nützlichem und Schädlichem zu unterscheiden wissen; bei diesen nimmt man nach und nach wahr, daß sie für ihre Verhältnisse ein Verständniß gewinnen, welches man ihnen eigentlich nicht zutraut. Sie sind der Zähmung durchaus nicht unzugänglich, wie früher oft behauptet worden ist; sie treten vielmehr mit dem Menschen, welcher sie recht zu behandeln weiß, in ein fast freundschaftliches Verhältniß: ihren Wärter lernen sie kennen und in gewissem Grade lieben. Aber freilich währt es lange, ehe sie ihre angeborne Scheu ablegen und sich zu einer Aenderung ihrer vorgefaßten Meinung bequemen. Der Stier zeigt sich unter allen Umständen selbstbewußter, anspruchsvoller, herrschsüchtiger und deshalb muthiger und kampfeslustiger, als die Kuh.

Die Stimme des Bison ist ein dumpfes, nicht eben lautes Brüllen, mehr ein Grollen in tiefer Brust, als ein Blöcken. Wenn Tausende und Abertausende zugleich sich vernehmen lassen, einen sich die Stimmen zu einem unbeschreiblichen Getön, welches wohl am richtigsten mit dem Rollen fernen Donners verglichen werden dürfte.

Die Aeßung ist verschieden, je nach der Jahreszeit. Während des Sommers bietet das frische, saftige Gras der Prairien den grasenden Bisonten ein gedeihliches Futter, und die Wirkungen der guten Nahrung machen sich dann an ihnen auch bald bemerklich. Im Winter müssen sie mit geringer Nahrung vorlieb nehmen: sie sind dann zufrieden, wenn sie neben Zweigspitzen und verdorrten Blättern dürres Gras, Flechten und Mos erlangen können. Daß sie zwischen gutem und schlechtem Futter mit Bewußtsein unterscheiden, unterliegt gar keinem Zweifel: sie bevorzugen gar wohl das bessere, falls sie es nur haben können; aber sie sind genügsam und begnügen sich deshalb auch mit dem Geringsten.

Viele sind der Gefahren, welche das Leben des Bisons bedrohen. Auch da, wo der Mensch und die anderen Feinde ihm nicht nachstellen, hat er, um mit Darwin zu reden, „zu kämpfen um das Dasein". Der Winter ist gar ein böser Feind: er vernichtet Hunderte unserer Rinder, nachdem er sie erst entkräftete und ermattete. Zwar ist der Bison wohl gerüstet, ihm zu widerstehen: sein dichtes Wollfilz schützt ihn unter günstigen Umständen genügend gegen die Witterung, und der Haarwechsel seines Kleides steht, wie zu erwarten, in so genauem Einklang mit der Jahreszeit, daß ihn, so zu sagen, der Winter unvermuthet nicht überrascht. Aber die Umstände können sehr traurig werden, wenn die Schneedecke allzuhoch den Boden bedeckt, und das nach Nahrung suchende Thier trotz aller Anstrengungen nicht genug Aeßung findet, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Dann verzehrt sich rasch das Feist, welches er während des Sommers sich sammelte, die Entkräftung nimmt mehr und mehr überhand, und damit verschwindet die Möglichkeit, sich zu erhalten. Das ermattete Thier bleibt endlich mit verzweifelnder Entsagung ruhig liegen und läßt sich widerstandslos unter der Schneedecke begraben. Jäher noch endet der Winter sein Dasein, wenn das Thier einer Eisdecke über die Flüsse mehr vertraut, als es sollte. Seine Gewohnheit, in dichtgedrängten Scharen zu wandern, wird ihm dann oft verderblich. Unter der ungeheuern Last einer Bisonherde bricht die Eisdecke; die Thiere stürzen ins Wasser, bemühen sich vergeblich, festen Boden wieder zu gewinnen, werden von Hunderten, welche nachdrängen, verhindert und gehen elendiglich zu Grunde. In ganz ähnlicher Weise kommen viele Bisonten um, wenn sie im Sommer über die Flüsse setzen, und an einer Stelle landen wollen, wo Triebsand oder zäher Schlamm ihnen das Aufsteigen zum Lande erschwert. Ihre ganz ungeheure Kraft ist dann nicht genügend, die Hindernisse zu überwinden; sie versinken Angesichts des sicheren Bodens, im Laufe von Stunden vielleicht, aber unaufhaltsam in den zähen Brei.

An lebenden Feinden fehlt es dem Bison ebensowenig, als irgend einem anderen seines Geschlechts. Es wird gesagt, daß der gewaltige Griselbär selbst den Kampf mit dem wehrhaften Stier nicht scheue und versichert, daß auch der Wolf wenigstens jüngere gefährde. Der schlimmste Feind aber bleibt doch der Mensch, der in Amerika Eingeborene, wie der dort Eingewanderte, obgleich streng genommen der Letztere erst das Zeichen zur Vernichtung gegeben. „In früheren Zeiten," sagt Möllhausen, „als der Büffel nur gewissermaßen als Hausthier der Indianer betrachtet werden konnte, war keine Verminderung der unabsehbaren Herden bemerkbar; im Gegentheil, sie gediehen und vermehrten sich auf den üppigen Weiden. Nun kamen die Weißen in diese Gegenden. Die reichhaarigen großen Pelze gefielen ihnen, das fette Büffelfleisch fanden sie nach ihrem Geschmack, und von beidem versprachen sie sich reichen Gewinn. Es wurden zuerst bei den Steppenbewohnern Begierden nach glänzenden oder betäubenden Erzeugnissen der Weißen erweckt und dann im kleinsten Maße für ihre Jagdbeute geboten, worauf die Verheerung begann. Tausende von Büffeln wurden der Zungen wegen, häufiger noch der zottigen Pelze halber erlegt, und in wenigen Jahren war eine bedeutende Verminderung derselben auffallend bemerkbar. Der sorglose Indianer gedenkt nicht der Zukunft; er lebt nur der Gegenwart und ihren Genüssen. Es bedarf bei ihm nicht mehr der Aufmunterung: er wird den Büffel jagen, bis der letzte ihm sein Kleid gelassen. Sicher ist die Zeit nicht mehr fern, wann die gewaltigen Herden nur noch in der Erinnerung leben und dreimalhunderttausend Indianer ihres Unterhaltes beraubt und vom wüthendsten Hunger getrieben, nebst Millionen von Wölfen zur Landplage der angrenzenden Gesittung und als solche dann mit der Wurzel ausgerottet werden."

„Manchfach ist die Art und Weise, durch welche das Thier seinen Verfolgern unterliegen muß. Die Büffeljagd der Prairieindianer ist eine Beschäftigung, durch welche sie sich nicht nur ihren Unterhalt verschaffen, sondern welche ihnen zugleich als höchstes Vergnügen gilt. Beritten auf ausdauernden Pferden, die sie größtentheils wild in der Steppe eingefangen haben, sind sie im Stande, jedes Wild in der Ebene einzuholen, und suchen einen besonderen Ruhm darin, mit der größten Schnelligkeit und möglichstem Erfolg vom Pferde herab ihre tödtlichen Geschosse unter eine fliehende Herde zu versenden. Beabsichtigt der Indianer eine Büffelherde zu überholen, so entledigt er sich und sein Pferd aller nur entbehrlichen und beschwerenden Gegenstände: Kleidung und Sattelzeug bleiben zurück; nur eine vierzig Fuß lange Leine, von rohem Leder geflochten, ist um die Kinnlade des Pferdes geschnürt und schleppt, über den Hals geworfen, in ihrer ganzen Länge auf der Erde nach. Sie dient zum Lenken, zugleich aber auch, um beim etwaigen Sturz oder sonstigen Unfall das lose Pferd wieder leichter in die Gewalt des Reiters zu bringen."

„Der Jäger führt in der linken Hand den Bogen und so viele Pfeile, als er bequem halten kann, in der rechten eine schwere Peitsche, mittelst welcher er sein flüchtiges Roß durch unbarmherzige Schläge unter die fliehende Herde und an die Seite einer fetten Kuh oder eines jungen Stieres treibt. Das gelehrige Pferd versteht leicht die Absicht seines Reiters und eilt, keiner weiteren Führung bedürfend, dicht an die auserwählte Beute heran, um dem Jäger Gelegenheit zu geben, im günstigen Augenblick den Pfeil bis an die Federn in die Weichen des Büffels zu senden. Kaum schwirrt die straffe Sehne des Bogens, kaum gräbt sich das scharfe Eisen durch die krause Wolle in das fette Fleisch, so entfernt sich das Pferd von dem verwundeten Thiere durch einen mächtigen Sprung, um den Hörnern des wüthend gewordenen Feindes zu entgehen, und ein anderer Stier wird zum Opfer ausgesucht. So geht die Hetzjagd mit Sturmeseile über die Ebene dahin, bis die Ermüdung seines Thieres den wilden Jäger mahnt, der unersättlichen Jagdlust Einhalt zu thun. Die verwundeten Büffel haben sich indessen von der Herde getrennt und liegen erschöpft oder verendend auf der Straße, auf welcher vor wenigen Minuten die wilde Jagd donnernd dahinbrauste. Die Weiber des Jägers sind seinen Spuren gefolgt und beschäftigen sich emsig damit, die Beute zu zerlegen und die besten Stücke nebst den Häuten nach den Wigwams zu schaffen, wo das Fleisch in dünne Streifen zerschnit-

ten und getrocknet, das Fell aber auf einfache Art gegerbt wird. Natürlich wird der bei weitem größte Theil den Wölfen überlassen."

„Da die lange Kopfmähne des Büffels demselben die Augen verdeckt und ihn am klaren Sehen und Unterscheiden hindert, wird es dem Gegner umsoleichter, selbst ohne Pferd auf Beute auszugehen. Er befestigt dann eine Wolfshaut an seinem Kopfe und Körper, und indem er seine Waffen vor sich hinschiebt, geht er auf Händen und Füßen im Zickzack auf sein Ziel los. Wenn dann der Wind nicht plötzlich den Indianer in der Kleidung verräth, so gelingt es dem Schlauen sicher, aus nächster Nähe einen Büffel zu erlegen, ohne daß dadurch die übrige Herde aus der Ruhe gestört würde. Selbst den Knall der Büchse scheuen diese Thiere nicht, so lange sie mit ihren feinen Geruchswerkzeugen die Anwesenheit eines Menschen nicht wahrnehmen. Ein wohl verborgener Schütz vermag manchen Büffel einer ruhig grasenden Herde ohne große Störung mit der Kugel zu fällen: das Todesröcheln des verwundeten veranlaßt höchstens den einen oder den anderen, den mähnigen Kopf auf einige Augenblicke forschend zu erheben; dann geht er wieder an seine Lieblingsbeschäftigung, an das Grasen."

„Zu allen Jahreszeiten wird dem armen Büffel nachgestellt, selbst dann, wenn der Schneesturm die Niederung mit einer tiefen Decke überzogen hat und die beliebte Jagd mit den Pferden unmöglich geworden ist. Langsam nur kann sich dann die Herde durch den mehrere Fuß hohen Schnee wühlen; der sinnreiche Indianer aber hat sich breite, geflochtene Schneeschuhe an die leichten Füße befestigt, und, ohne auf dem unsicheren Boden einzubrechen, eilt er schnell an den mühsam watenden Riesen heran und stößt das wehrlose Thier mit der Lanze nieder."

„Auf solche Weise werden mehr Büffel der unbezwinglichen Jagdlust, als dem wirklichen Nutzen geopfert. Man führt den Ausrottungskrieg gegen die Zierde der Grassteppen auf unbarmherzige Weise fort. Keinem Gedanken an Schonung wird Raum werden, bis der letzte Büffel, bald nachher die letzte Rothhaut und mit ihr die einzige Naturdichtung des großen nordamerikanischen Festlandes verschwunden sein wird."

John Franklin sah eine eigenthümliche Bisonjagd unweit Carlston. Man hatte eine ungeheure Strecke mit Pfählen umzäunt und mit Schneemauern umgeben. Auf der einen Seite war der Schnee bis zur Höhe der Pfähle aufgeworfen und rampenartig geebnet. Zu diesem Pferche trieben berittene Indianer eine Bisonherde und zwangen sie durch entsetzliches Geschrei und durch Flintenschüsse da hinein zu springen, wo sie dann leicht erlegt wurden.

Von anderen Reisenden erfahren wir noch mehr über diese Jagden. Audubon theilt uns mit, daß man vom Fort Union aus sogar mit Kanonen unter die Herden schoß. Fröbel erzählt, daß immer, wenn seine Reisegesellschaft Fleisch bedurfte, ein tüchtiger Reiter ausgesandt wurde, solches herbeizuschaffen. Der Mann ritt mitten unter die Herden, welche ihn wenig beachteten, wählte sich ein Thier aus, sprengte auf dieses zu und brachte den kleinen Trupp, zu welchem es gehörte, ins Fliehen; er verfolgte jetzt das gewählte Opfer, bis er ihm den Revolver an die linke Schulter setzen und schießen konnte. Von Widersetzlichkeiten eines Bison wurde Nichts beobachtet. Die benachbarten Herden wichen während der Jagd nur ein wenig zur Seite.

Ein Mejikaner, welcher bei Fröbel's Karavane war und früher acht Jahre lang als Sklave unter den Komanchen gedient hatte, zeigte sich so geschickt in Handhabung der Wurfschlinge, daß er nicht blos Bisonkälber, sondern auch erwachsene Kühe damit fing. Er warf diesen die Schlinge um den Hals, und wenn sie dann stehen blieben, um sich loszumachen, ritt er an sie heran, wickelte ihnen die Leine um die Füße, zog sie so fest zusammen, daß die Thiere stürzten, sprang dann schnell vom Pferde und band das Ende der Leine fest um die Füße, worauf das Thier geschlachtet und zerlegt wurde. Haut, Geripp und was man sonst nicht wollte, verblieb den Geiern und Wölfen.

Nicht immer laufen alle Bisonjagden so gut ab, als es nach dem bisher Mitgetheilten scheinen möchte. Wyeth sah, daß ein Indianer, welcher einem verwundeten Bison noch zusetzte, hart büßen

mußte. Das Thier wendete sich plötzlich gegen ihn, sein Pferd scheute, warf ihn ab, und ehe er noch aufspringen konnte, hatte ihm der Büffel bereits mit den Hörnern die Brust durchbohrt. Einen anderen derartigen Fall erzählt Richardson. In der Nähe von Carltonhouse schoß ein Handlungsdiener der Hudsonsbaygesellschaft nach einem Bison. Derselbe brach auf den Schuß zusammen, und der unvorsichtige Schütz eilte nach ihm hin, um die Wirkung seines Geschosses zu erfahren. Da erhob sich plötzlich der verwundete Büffel und stürzte auf den Gegner los. Unser Handlungsdiener war ein Mann von seltener Stärke und Geistesgegenwart. Er packte das Thier, als es mit den Hörnern nach ihm stieß, bei den langen Stirnhaaren und kämpfte aufs tapferste gegen den übermächtigen Gegner. Leider aber verstauchte er sich beim Ringen sein Handgelenk und wurde wehrlos, ermattet stürzte er zu Boden und erhielt auch in selbigem Augenblicke zwei oder drei Stöße, welche ihn besinnungslos machten. Seine Gefährten fanden ihn im Blute schwimmend, an mehreren Stellen schwer verwundet, der Bison lagerte neben ihm, augenscheinlich darauf lauernd, daß der Besinnungslose wieder ein Lebenszeichen von sich geben möge, worauf er ihn jedenfalls sofort getödtet haben würde. Erst nachdem der verwundete Büffel sich entfernt hatte, konnte der Beschädigte weggetragen werden; er genas zwar von den unmittelbaren Folgen der Verletzung, starb aber wenige Monate später. Ein anderer Jäger mußte mehrere Stunden auf einem Baume zubringen, auf welchen er vor dem Angriff eines wüthenden Bison geflüchtet war, weil das erboste Thier ihn hartnäckig belagerte.

Die vierfüßigen Feinde des Thieres werden seiner übrigens auch nicht ohne jeglichen Kampf Meister. Gegen die Angriffe der Wölfe und die noch schlimmeren der Bullenbeißer weiß sich der Bison mit großer Gewandtheit zu sichern. Wenn einer dieser Räuber sich in seinem zottigen Fell festbeißt, wird er augenblicklich von dem Ochsen durch eine einzige Bewegung über den Kopf hinweg geschleudert, unter Umständen aber auch auf den Hörnern aufgefangen und dann sehr bald abgethan. Selbst gut eingehetzte Doggen mußten dem Bison unterliegen. Sie griffen ihn nur von fern an und verbissen sich fest in seine Oberlippe, allein der Stier wußte sich zu helfen. Rasch stellte er die Vorderbeine aus einander, zog die Hinterbeine nach und stürzte sich nach vorn auf den Hund, welcher unter der gewaltigen Last ersticken mußte.

Die Bisonjagd gewährt einen sehr bedeutenden Nutzen. Das getrocknete Fleisch, welches unter dem Namen „Pemmikan“ in Amerika bekannt ist, wird weit und breit versandt und von allen Reisenden als überaus wohlschmeckend geschildert. Die Zunge gilt als Leckerbissen. Das Fleisch der Kühe ist noch fetter, als das der Stiere, und das der Kälber überaus zart. Aus dem Fell bereiten sich die Indianer warme Kleidungsstücke oder ihre Zeltwandungen und Betten; außerdem beschlagen sie das Geripp ihrer Kähne mit Bisonfell, verfertigen sich daraus Sättel, Gurte u. s. w. Die Knochen müssen ihnen Sattelgestelle und Messer geben, mit denen sie dann die Häute abhären; aus den Sehnen drehen sie sich Saiten für ihre Bogen und Faden zum Nähen; aus den Füßen und Hufen bereiten sie durch Kochen einen haltbaren Leim; die starken Haare des Kopfes und des Halses werden zu Stricken gedreht; aus den Schwänzen macht man Fliegenwedel. Sogar der Mist wird verwendet: er dient als Brennstoff. Auch die Europäer sind große Liebhaber der Bisonfelle. Das Leder ist vorzüglich, obgleich etwas schwammig, das Fell mit den Haaren ausgezeichnet zu Decken aller Art, so daß fehlerfreie Stücken schon in Canada mit 3 bis 4 Pfund Sterling bezahlt werden. Die Wolle des Thieres ist sehr reichlich, ein einziges Vließ kann bis acht Pfund geben. Sie läßt sich ebensogut wie Schafwolle verarbeiten, und in manchen Gegenden werden auch wirklich warme und sehr dauerhafte Stoffe aus ihr verarbeitet. In der Neuzeit haben die Engländer ebenfalls Versuche mit ihr gemacht und auffallend schöne und feine Zeuge erhalten.

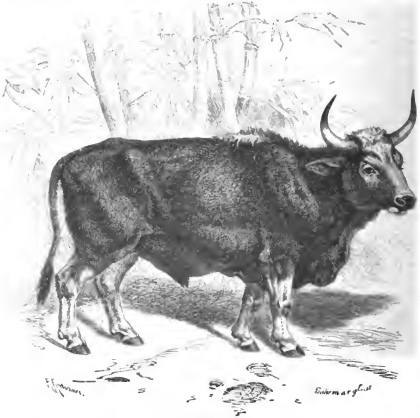
Erst seit kurzer Zeit sieht man Bisonten in unseren europäischen Thiergärten. Ein englischer Lord soll, wie man mir in London mittheilte, einige Paare dieser Rinder aus Amerika eingeführt und auf seinen Besitzungen in Schottland eine Herde von 15 bis 25 Stück gezüchtet haben. Nach seinem Tode wurden die Bisonten verkauft und kamen zunächst in London auf den Thiermarkt. Der

hamburger Thiergarten besitzt seit etwa Jahresfrist ein schmuckes Bisonpaar, welches derselben Quelle entstammt. An ihnen habe ich die Beobachtungen gemacht, welche ich theilweise bereits mittheilte. Die Thiere waren im Anfang sehr scheu und furchtsam; sie wichen vor dem sich ihnen nahenden Menschen eilig zurück, bedrohten ihn aber auch gar nicht selten in bedenkenerregender Weise, so daß der Wärter manchmal seine Noth mit ihnen hatte. An den Stall, oder richtiger an ihre Krippe, gewöhnten sie sich bald; doch kamen sie nur dann zum Fressen, wenn es in der Nähe ihres Geheges ruhig war. Von den Besuchern des Gartens hielten sie sich möglichst fern, wie sie überhaupt gegen jede engere Verbindung mit den Menschen eine entschiedene Abneigung an den Tag legten. Dies Alles verlor sich schon nach wenigen Monaten, und gegenwärtig verkehrt der Wärter unbesorgt mit ihnen. Sie haben dessen Herrschaft anerkannt und fügen sich ihr gutwillig; sie achten auf den Zuruf, kommen vertrauensvoll an das Gitter heran und nehmen ihm oder mir das vorgehaltene Futter aus der Hand. Gegen die Besucher des Gartens sind sie jetzt ebenso gleichgiltig, als sie früher furchtsam waren. Die größte Menschenmenge in ihrer Nähe behelligt sie nicht im geringsten mehr. Hinsichtlich ihrer Nahrung machen sie wenig Ansprüche, obwohl sie besseres Futter von schlechterem sehr wohl zu unterscheiden wissen und entschieden bevorzugen. Dieselbe Nahrung, welche wir unseren Hauskühen reichen, genügt ihnen vollständig. Eingemaischtes Futter scheinen sie zu verschmähen; bisjetzt wenigstens haben sie immer blos Wasser getrunken. Eine gewisse Unabhängigkeit bewahren sie sich noch fortwährend. In ihrem Stalle halten sie sich so wenig als möglich auf: auch im ärgsten Wetter verweilen sie lieber außerhalb desselben in ihrem Gehege, als in dem schützenden Gebäude. Während des Winters fanden wir sie auf dem Schnee oder auf dem Eise liegen, nach starkem Schneefall oft mit einer dichten Decke belegt. Bei heftigem Regen wenden sie sich höchstens mit den Köpfen ab. Bei Tage pflegen sie still und träge auf ein und derselben Stelle zu verweilen; gegen Sonnenuntergang werden sie munter und galoppiren dann mit lustigen Sprüngen leicht und behend in ihrem Gehege umher; nachts sind sie immer munter.

Der Vorsteher des kölner Thiergartens, Dr. **Bodinus**, hat von seinem Bisonpaare Nachkommenschaft erhalten; uns steht dieselbe Freude bevor. Ein Amerikaner, **Wickliffe**, gibt Audubon einen sehr ausführlichen Bericht über seine Bisonzucht, nach dreißigjährigen Beobachtungen an und vielfachen Versuchen mit den Thieren. Er hat nicht blos Bisonten unvermischten Blutes, sondern die Thiere auch wiederholt mit Hausrindern gekreuzt und Nachkommen erhalten, welche unter sich fruchtbar waren. Er hat Halb- und Dreiviertelblut gezüchtet; die Nachkommen unter sich gepaart, mit dem Bison und mit dem Hausrind zurückgekreuzt, kurz, alle denkbaren Versuche angestellt und die günstigsten Ergebnisse erzielt. Der Mann zweifelt deshalb auch nicht, daß der Bison mit der Zeit unter entsprechender Pflege zu einem wichtigen Hausthiere werden, daß er namentlich hinsichtlich der Milch und Wollerzeugung gute Dienste leisten könne. Jedenfalls verdient die Sache vollste Beachtung, seitens der Thierkundigen nicht minder, als seitens der Landwirthe.

Die **eigentlichen Rinder**, zu denen unsere Hausthiere gehören, bilden eine Gruppe für sich, welche sich durch platte, lange Stirn, große, an ihrem Grunde nicht übermäßig verdickte Hörner, welche in gleicher Höhe mit der Stirnleiste stehen, gewöhnlich durch 13 rippentragende, 6 rippenlose und 4 Kreuzwirbel, sowie durch eine ziemlich dichte und kurze Behaarung auszeichnen. Diese Sippe oder Gruppe (*Bos*) enthält die für das Leben des Menschen wichtigsten Arten; aber auch, unter Denen, welche sich noch nicht der Herrschaft des selbstsüchtigen Zwingherrn unterworfen haben gibt es mehrere sehr ausgezeichnete Thiere. Das Bild der Gesammtheit wird sich übersichtlicher gestalten, wenn wir zuerst diejenigen Arten betrachten, welche noch gegenwärtig, wenigstens theilweise, im Zustande der Wildheit leben.

Ein solches Rind ist der Gayal (Bos frontalis), welcher im südlichen und mittleren Theil Indiens und Ceylons die waldigen Höhen zwischen drei- und viertausend Fuß über dem Meere bewohnt. Er ist ein wohlgebautes Rind von 9 Fuß Leibeslänge und $2\frac{1}{2}$ Fuß Schwanzeslänge, am Widerrist etwa 5 Fuß hoch, stark und voll von Leib, kurzhalsig, mit ziemlich großem, hinten breiten Kopfe und verhältnißmäßig kurzen, aber starken, an der Wurzel sehr dicken, stumpfspitzigen Hörnern, welche sich im ganzen halbmondförmig nach aus- und aufwärts krümmen und mit den Spitzen wieder etwas nach einwärts kehren. An der Wurzel sind sie vorn und hinten abgeplattet und



Der Gayal (Bos frontalis).

quer gerunzelt, an der Spitze rund und glatt. Die Behaarung ist ziemlich kurz, dicht, das Haar dünn und straff, auf der Stirn länger und gekräuselt, bald schwarz-, bald dunkelbraun, seltener röthlich. Schwanzquaste und Stirnhaar sind weiß. Die Kälber sind rothbraun. — Für die Artselbständigkeit dieses Thieres spricht, daß vierzehn Wirbel Rippen tragen, während bei den noch folgenden dreizehn Rippenpaare vorhanden sind. Im übrigen zählt das Thier fünf Lenden-, fünf Kreuz- und fünf Schwanzwirbel.

Der Gayal beweist durch seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, daß er ein Bergthier ist. Er besitzt fast dieselbe Sicherheit im Klettern, wie der Jak. Seine Lebensweise weicht von der anderer

Rinder nicht erheblich ab. Er hält sich in Herden zusammen, geht morgens, abends und bei hellen Nächten auf Nahrung aus, zieht sich vor der drückenden Mittagshitze in die dichtesten Wälder zurück und ruht dort wiederkäuend im Schatten; er liebt das Wasser, nicht aber auch den Schmuz, und meidet deshalb Sümpfe, während er sich gern in klaren Bergwässern kühlt. Sein Wesen wird als sanft und zutraulich geschildert. Dem Menschen weicht er schon von weitem aus, und niemals wagt er einen Angriff auf ihn. Gegen Raubthiere aber vertheidigt er sich muthig; er soll selbst den Tiger und den Panther in die Flucht schlagen. Seine scharfen Sinne sichern und seine Gewandtheit und Schnelligkeit im Lauf retten ihn, wenn er sich überhaupt zur Flucht anschickt.

In manchen Gegenden Ostindiens wird der Gayal gejagt und dann sein Fleisch und Fell benutzt; weit häufiger aber fängt man ihn lebend ein. Die Kukis ermöglichen Dies durch eine besondere List. Sie ballen aus Salz, Erde und Baumwolle Kugeln von der Größe eines Mannes kopfes zusammen und ziehen mit ihren zahmen Gayals den wilden entgegen. Sobald die gezähmten sich mit ihren freien Brüdern vereinigt haben, werfen die Kukis ihre Salzkugeln aus, und die wilden Ochsen, welche durch die zahmen an bestimmte Orte geführt werden, bemerken sehr bald, daß in den Ballen eine große Leckerei für sie enthalten ist. Sie beschäftigen sich bald angelegentlich mit dem Belecken dieser Kugeln und fahren darin um so eifriger fort, je mehr die durch die Baumwolle gut verbundene Masse Widerstand leistet. Listig sorgen die Kukis für immer neue Zufuhr, und so halten sich die Herden monatelang zusammen und machen sich mit ihr und die Wildlinge mit sich innig vertraut. Jetzt nahen sich die Leute, welche sich anfangs in einem gewissen Abstande verhielten, um ihr Wild nicht in Unruhe zu versetzen, mit zahmen Gayals mehr und mehr der großen Herde, gewöhnen diese nach und nach an den Anblick des Menschen, begeben sich dann mitten unter sie und streicheln ruhig und gelassen ihren zahmen Thieren Hals und Rücken, werfen dabei den wilden neuen Köder zu, strecken wohl auch ihre Hand nach einem und dem anderen aus und schmeicheln ihnen, wie vorher den zahmen; kurz, sie gewöhnen die Rinder nun auch an sich selbst und lehren sie, ohne irgendwelchen Zwang anzuwenden, ihnen zu folgen, bis sie eines schönen Tages die ganze Gesellschaft nach ihrem Dorfe führen. Die Gutmüthigkeit der Gayals ist so groß, daß sie sich dann auch die engere Gefangenschaft gleichgiltig gefallen lassen; ja, sie sollen sich nach und nach so an ihr Dorf gewöhnen, daß die Kukis, wenn sie ihren Wohnsitz mit einem anderen vertauschen wollen, genöthigt sind, ihre Hütten zu verbrennen, weil die Herden sonst immer wieder in die früheren Ställe zurückkehren würden.

Bei einigen Hindustämmen gilt der Gayal, wie der Zebu, für ein heiliges Thier. Man wagt es nicht, ihn zu tödten, sondern treibt ihn nur nach den heiligen Hainen auf die Weide, wenn man den Göttern ein Opfer bringen will. In anderen Ländern dieses großen Reiches verwendet man dagegen die neu eingefangenen zuweilen zu Stiergefechten und ißt dort auch ohne Gewissensbisse ihr Fleisch. Zahme Herden besitzen namentlich die Gebirgsvölker der Provinzen Thipura, Silhead und Tschidagong. In der Neuzeit haben die Engländer versucht, das wichtige Thier in Bengalen einzuführen.

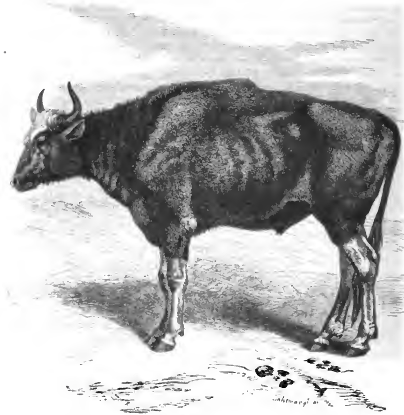
Auch dem zahmen Gayal sagen nur waldige, schattige Gegenden zu; in den heißen Landstrichen geht er sehr leicht zu Grunde. Zur Arbeit wird er nirgends verwendet; die Kukis verschmähen es sogar, von seiner Milch Gebrauch zu machen.

Ueber die Fortpflanzung weiß man nur, daß die Kuh nach acht- bis neunmonatlicher Tragzeit ein einziges Kalb zur Welt bringt und dieses durch acht bis neun Monate säugt. Das nächste Jahr soll sie immer gelte gehen.

Bisjetzt hat man nur versucht, den Gayal mit dem Zebu zu kreuzen und davon gute Erfolge erzielt. Doch fehlen hierüber noch ausführlichere Beobachtungen.

Mit diesem schönen Rind hat man bisher vielfach den Gaur (Bos Gaurus) verwechselt. Er hat in der That große Aehnlichkeit mit dem Gayal. Seine Wirbelsäule besteht aber aus 13 rip-

ventragenden, 6 Lenden-, 5 Kreuz- und 19 Schwanzwirbeln; das Stirnbein ist anders gebaut, er trägt eine kleine Wamme u. s. w. Hinsichtlich der Größe übertrifft der Gaur den Gayal um ein Bedeutendes; er soll kaum hinter dem Arni und Sundabüffel zurückstehen. Ein noch nicht vollkommen erwachsenes Thier war 11 Fuß lang und am Widerrist über 5⅓ Fuß hoch; es trug Hörner von 2⅙ Fuß Länge, welche an der Wurzel einen Umfang von mehr als einem Fuß hatten. Von den meisten anderen Rindern unterscheidet sich der Gaur durch seine hohen Beine und die verhältnißmäßige Schlankheit seines Leibesbaues. Die Behaarung ist nur auf der Stirnleiste und am Schwanz-



Der Gaur (Bos Gaurus).

ende verlängert, sonst aber kurz und dicht. Ihre Färbung ist gewöhnlich ein tiefes Bräunlichschwar oder Bläulichschwarz, welches im Sonnenlichte fast dunkelschwarz erscheint. Röthlichbraune oder mattbläuliche Gaurs sind selten. Die Unterfüße und der Haarwulst auf der Stirn sind gewöhnlich schmuzigweiß gefärbt.

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint der Verbreitungskreis des Gaurs ein ziemlich beschränkter zu sein. Als bevorzugter Aufenthalt gilt das Gebirge Myn-Pad in der Provinz Sergoja, ein einzeln aus der Ebene emporsteigender Stock mit tafelartigem Gipfel, welcher sich etwa 2000 Fuß

hoch über die Ebene erhebt und steile, an Flüssen und Bächen reiche Wände und tief eingefurchte Thäler besitzt, welche von einem dichten Niederwald bedeckt wird. Hier hausen in den geradezu undurchdringlichen Dschungeln die Thiere der Wildniß, ohne irgendwie von einem Menschen behelligt zu werden. Fünfundzwanzig Dörfer, welche auf dem Berggipfel lagen, mußten der Raubthiere halber verlassen werden: der Mensch hat das Gebiet gänzlich geräumt.

Hier findet der Gaur in den trockenen Wäldern an den immergrünen Ufern der Flüsse lockende Ruheorte und Nahrung in genügender Menge. Soviel man beobachten konnte, lebt er zu kleinen Trupps von 10 bis 20 Stücken vereinigt, soviel als möglich im Dickicht der Wälder, und nur bei heißer Witterung zieht er nach den grünen Thälern und Plätzen, um dort zu weiden. Alte Bullen werden von den übrigen zu einem Einsiedlerleben gezwungen und streifen weiter umher, als die eigentliche Herde.

Wie der Gayal, ist auch der Gaur scheu und flüchtig und verbirgt sich, sobald er einen Menschen gewahrt, so schleunig als möglich in seiner unnahbaren Feste, in den Dschungeln. Nur wenn man auf Elefanten reitend sich ihm naht, hält er ruhig aus und läßt sich beobachten: die Riesen der Wildniß flößen ihm keinen Schrecken ein, — vielleicht schon deshalb, weil sie auch niemals zu seiner Jagd verwendet werden: — vor gewöhnlichen Reitern und Fußgängern dagegen nimmt er eiligst die Flucht. So furchtsam er sich aber auch dem Menschen gegenüber zeigt, so muthig vertheidigt er sich gegen Raubthiere oder, wenn er angegriffen wird, gegen den Jäger. Auch mit dem wilden **Büffel**, welcher dieselben Gegenden bewohnt, scheint er sich nicht recht zu vertragen: die Eingeborenen behaupten, daß letzterer ihm sorgfältig ausweiche. Gereizt, ist der sonst so fromme Gaur ein höchst wildes, bösartiges Thier; selbst der **Tiger** soll Dies empfinden. Die Engländer lassen, wenn sie auf Gaur Jagd machen, die Dschungeln von Eingeborenen durchstreifen und sich das Wild zutreiben.

Die Paarung soll im August stattfinden und die Tragzeit zwölf(?) Monate währen. Das Kalb wird von der Mutter sehr geliebt und vertheidigt und hängt mit treuer Hingebung an ihr.

Man hat schon oft versucht, dieses schöne Rind zu zähmen, bisher aber noch keinen genügenden Erfolg erzielen können. Die Kälber sollen schon in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft zu kränkeln anfangen und dann nach kurzer Zeit zu Grunde gehen. —

In der neuesten Zeit ist noch ein südasiatisches wildes Rind bekannt geworden: der **Banteng** (*Bos Banteng*). Er kommt auf einigen Sundainseln in Gebirgswäldern ziemlich häufig vor. Seine Länge beträgt 7½ Fuß, die des Schwanzes 2¾ Fuß, die Höhe am Widerrist 4¾ Fuß. In seiner Gestalt ähnelt er den feineren Rassen des Hausrindes. Die Hörner sind kurz, dick an der Wurzel und scharf gespitzt, von der Wurzel an bis zur Hälfte ihrer Länge schwach halbmondförmig gekrümmt und dabei nach ein- und abwärts gebogen, worauf sie sich wieder erheben und etwas nach vorn wenden. Die Behaarung ist dicht, kurz und straff, nur am Scheitel etwas länger und dort auch gekräuselt, ihre Färbung nach Geschlecht und Alter verschieden, bei alten Stieren gewöhnlich glänzend schwarzbraun mit röthlichem Schimmer, bei alten Kühen gelblichrothbraun, bald heller, bald dunkler, auf Brust und Rückgrat ins Schwarze, an der Kehle ins Weiße übergehend; die Schwanzquaste ist immer dunkel. Durch seinen Knochenbau unterscheidet sich der Banteng wesentlich von anderen Arten seiner Sippe: die Zahl der Rippenpaare beträgt dreizehn, die der Lendenwirbel sechs, der Kreuzwirbel vier, der Schwanzwirbel achtzehn.

Kleine, von einem Bullen angeführte und geleitete Rudel dieses Stieres weiden zusammen; alte,böswillige werden von dem jungen Nachwuchs gemeinschaftlich vertrieben und einsiedeln dann, wie die jüngeren, welche noch nicht zum vollen Gebrauch ihrer Stärke gelangt sind. In ruhigen Gegenden weiden die Thiere bei Tage, da, wo sie Gefahr befürchten, bei Nacht. Triebe und Blätter verschiedener Bäume und Sträucher bilden ihre Nahrung. Die Stimme ist ein ziemlich schwaches Grunzen. Im übrigen ist die Lebensweise, wie der Banteng selbst, noch sehr unbekannt. Die Eingeborenen stellen ihm nach, um des Fleisches und Felles habhaft zu werden. Erwachsene Thiere

lassen sich nicht zähmen, junge zeigen sich sanft und leitsam und können zu vollständigen Hausthieren umgewandelt werden. Mit anderen Rinderarten vermischen sie sich fruchtbar, und deshalb besteht



Der Banteng (Bos Banteng).

auf Java die Gewohnheit, zahme Zebukühe in die Wälder zu treiben, um sie dort von den wilden Stieren beschlagen zu lassen. —

Alle bisher genannten Rinder haben, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des nur flüchtig erwähnten eigentlichen Auers, keinen oder wenigstens höchst geringen Antheil an der Erzeugung unseres Hausrindes (Bos taurus) gehabt. Ueber den Ursprung dieses nützlichen Geschöpfes liegt ein ebensotiefes Dunkel, als über der Herkunft der anderen Hausthiere. Schon in vorgeschichtlichen Zeiten benutzte der Mensch die Dienste und Erzeugnisse der gezähmten Thiere. Auf den ältesten Denkmalen der Baukunst sind sie abgebildet; die ersten Sagen gedenken ihrer. Sie waren bereits im Alterthume über die ganze Welt verbreitet. Cuvier nimmt nun zwar an, daß der Vorweltsstier (Bos primigenius) als Stammvater des Hausrindes anzusehen sei, weil sich zwischen den versteinten Schädeln dieses ausgestorbenen und unseres Hausrindes kaum bemerkenswerthe Unterschiede ergeben: solcher Annahme widerspricht aber schon die großartige Verbreitung des Rindes. Man kann sich nicht wohl einreden, daß gerade der europäische Ochs zu der Ehre kam, die ganze alte Welt

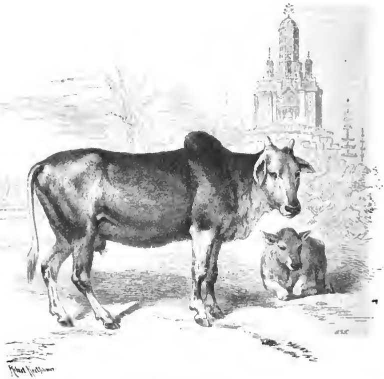
mit Nachkommen zu bevölkern; denn die Alten, bezüglich die Römer, führten wohl fremdartige Thiere ein, nicht aber heimische aus. Auch trug der Vorweltsstier ein ganz anderes, viel gewaltigeres Gehörn, als irgend einer unserer Hausochsen. Hierzu kommt nun noch die große Verschiedenheit der sogenannten Rassen, die einzig und allein nicht denjenigen Umbildungen zugeschrieben werden können, welche durch Zucht und Zähmung bewirkt werden: es ist deshalb wohl gerechtfertigt, auch beim Rind mehrere Stammväter anzunehmen.

Wahrscheinlich hatte jeder Erdtheil, ja, jedes eigene Land seine wilden Rinder. Von ihnen wurden nach und nach einige gezähmt, die anderen aber, ebenso wie der Auer und Wisent in Europa, zurückgedrängt und ausgerottet. Auf altegyptischen Bildern sind mehrmals Stiere dargestellt, welche von Bogenschützen und Hunden gejagt oder mit der Wurfschlinge gefangen werden, und aus mehreren Stellen des alten Testaments geht deutlich genug hervor, daß es in Syrien und in den Nachbarländern wilde Ochsen neben den schon damals gezähmten gegeben hat. Es würde doch wohl etwas kühn sein, wenn man diese Rinder, einzig und allein der einmal beliebten Annahme zu Gefallen, ohne weiteres als Vorweltsstiere bestimmen wollte: wir wissen ja heutigen Tages noch nicht einmal, wie viel wilde Stiere es wirklich gibt! Indien, oder überhaupt Hinterasien ist noch keineswegs erforscht, und gerade unser Jahrhundert hat uns deutlich genug gezeigt, welche Schätze für den Thierkundigen es noch beherbergt. Daß auch Afrika in seinem Inneren noch mehrere Rinderarten beherbergen mag, von denen wir gar keine Ahnung haben, geht aus den Berichten neuerer Reisender und aus den Erzählungen der Eingeborenen unzweifelhaft hervor. So bringt uns Du Chaillu Kunde von einem bisjetzt unbekannten Rinde, welches er im Lande der Schekiani auffand und Bos brachicheros oder mit dem Landesnamen „Niare“ nennt. Und wenn wir auch leider annehmen müssen, daß Manches in dem Buche dieses Reisenden als Erzeugniß einer sehr üppigen Einbildungskraft zu betrachten ist, können wir doch kaum glauben, daß sein reger Geist ihm und er uns einen ganzen Ochsen vorgespiegelt hat. Gerade bei Bestimmung der Rinder müssen wir sehr vorsichtig zu Werke gehen; wir sind ja noch nicht einmal in unserem Europa im Reinen; wir sind noch nicht einmal einig, ob wir das heutigen Tages noch wild lebende schottische Rind als selbständige Art anzusehen haben, oder nicht.

Alle diese Bedenken geben meiner Ansicht nach Denjenigen große Berechtigung, welche annehmen, daß die Hausrinder unmöglich zu einer Art gerechnet werden können, sondern mehrere selbständige Arten bilden. Fitzinger ist einer der wenigen Naturforscher, welche in der neuesten Zeit die Hausthiere ausführlich behandelt haben. Er nimmt an, daß die bisjetzt uns bekannten gezähmten Rinder in mindestens sieben eigentliche Arten zerfallen. Diese sind der indische Zebu, der afrikanische Buckelochs, das Alpen-, Thalland-, Marschländer, Steppen- und das schottische Rind.

Der große Cuvier war der erste Naturforscher, welcher den schon von Linné als besondere Art aufgestellten indischen Zebu (Bos indicus) mit unserem gewöhnlichen Hausrinde vereinigte. Er glaubte, daß sich beide Thiere weder durch ihre äußere Form, noch durch den inneren Bau unterschieden, und sah in dem Höcker des Zebu ein zur Arttrennung nicht berechtigendes Merkmal. Neuere Forscher sind dem Meister entgegengetreten, und fernere Untersuchungen haben bewiesen, daß der Zebu einen Kreuz- und drei Schwanzwirbel weniger hat, als das gemeine Rind. Bei anderen wild lebenden Thieren gibt ein Wirbel oder ein Höcker auf dem Zahne mehr als gewöhnlich vielen Naturforschern schon Grund, das betreffende Thier als Vertreter einer besonderen Sippe hinzustellen: bei den Hausthieren läßt die nun einmal festgewurzelte Ansicht, daß die Zähmung ein ganzes Thier umbilden könnte, selbst solche Merkmale denselben Forschern als nichtig erscheinen. Wir können uns nun und nimmermehr dieser Meinung anschließen; denn es muß erst erwiesen werden, daß der Knochenbau durch die Züchtung und Zähmung verändert wird. Somit sehen wir gerade in dem Zebu eine vollkommen berechtigte Art.

Das Thier unterscheidet sich von unserem Hausrinde außerdem noch durch den hohen Schulterhöcker, durch die ihrer ganzen Länge nach flach gedrückten, außerordentlich kurzen Hörner und durch eine auffallende Sanftmuth und Gutmüthigkeit bei größerer Lebhaftigkeit der Bewegung, endlich auch durch seine heisere, grunzende Stimme. Allerdings erzeugt der Zebu mit unserem Hausrinde Blendlinge, welche wiederum fruchtbar sind; wir wissen aber, daß unsere Erfahrungen den alten Artbegriff schon längst vollständig über den Haufen geworfen haben, und können auch diesen Einwand gegen die Artselbständigkeit des Zebu nicht gelten lassen.



Der indische Zebu (Bos indicus).

Man unterscheidet mehrere Rassen dieses Rindes, welche sich durch Größe, verlängerte Ohren, Behaarung und Färbung einigermaßen unterscheiden. Die berühmteste ist der Zebu der Brahminen, ein prächtiges, großes, starkleibiges und verhältnißmäßig kurzbeiniges Thier, mit dickem, kurzen Kopfe, gewaltigem Fetthöcker und lang bequastetem Schwanz. Die Hörner sind kürzer, als die Ohren; die Wamme ist größer, als bei den meisten übrigen Rindern; der Leib ist mit Ausnahme des Scheitels, der Stirn und des oberen Schulterhöckers kurz behaart. Ein lichtes Roth- oder Gelbbraun ist die gewöhnliche Färbung, doch kommen auch fahlgelbe, weiße und gescheckte Zebus vor.

Als eigentliches Vaterland des Thieres ist Bengalen anzusehen; vonhieraus hat es sich aber weit über Asien, auch über einen Theil Afrikas verbreitet.

Ihm ähnlich, durch die hohen Beine und das mächtige Gehörn aber leicht zu unterscheiden ist der afrikanische Buckelochs (Bos africanus), welcher namentlich in Abissinien und im Vorgebirge der guten Hoffnung gehalten wird. Der Sanga der Abissinier ist wohl die schönste Rasse dieser Art; er ist groß, stark von Leibe, hochbeinig und kurzschwänzig; das Gehörn ist sehr stark: denn die einzelnen Stangen haben an der Wurzel manchmal einen Durchmesser von beinahe sechs Zoll und eine Länge von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß. Sie stehen ziemlich nahe beisammen, wenden sich anfangs seitwärts, steigen dann, sanfte Bogen nach auswärts bildend, in gerader Richtung empor und bäumen sich im letzten Dritttheil ihrer Länge ein wenig nach einwärts und mit der Spitze nach auswärts. Die Behaarung ist schlicht, fein und vorherrschend schön kastanienbraun gefärbt.



Der afrikanische Buckelochs (Bos africanus).

Man trifft den afrikanischen Buckelochs in verschiedenen Rassen bis tief im Inneren Afrikas an, gewöhnlich in ungeheuren Herden, weil er den eigentlichen Reichthum ganzer Stämme ausmacht. Weiter unten werde ich noch einmal Gelegenheit haben, auf jene Herden zurückzukommen.

Unter den Stammarten des in Europa lebenden Hausrindes können wir das Alpenrind (Bos alpium) obenanstellen, obgleich es sich nicht durch besondere Größe auszeichnet. Fitzinger nimmt an, daß die Voreltern dieses Thieres Bewohner des europäischen Hochgebirges waren, weil das echte Alpenrind auch heutzutage noch nur in der Höhe gedeiht. Ob diese Annahme einige Wahrscheinlich-

keit für sich hat oder nicht, wollen wir nicht untersuchen, sondern uns einfach zur flüchtigen Betrachtung des Thieres selbst wenden. Nach der Beschreibung des genannten Forschers kennzeichnen es folgende Merkmale: der Kopf ist ziemlich kurz, die Stirn breit, die Schnauze stumpf; die Hörner sind verhältnißmäßig kurz, dünn und nach seit- und aufwärts gewendet; der mäßig lange, dicke und starke Hals trägt eine ziemlich weit herunterhängende, bis auf die Brust herabreichende Wamme; der Leib ist schwach gestreckt, der Widerrist breit, der Rücken kurz und gerade, selten gesenkt, das Kreuz gerade und nicht abschüssig, die Brust breit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz lang und dünn; die Beine sind ziemlich kurz und stämmig, die Hufe stark; die Färbung ist verschieden, gewöhnlich aber glänzend schwarzbraun, längs des Rückens hellfahl gestreift, um das Maul weiß.

Fitzinger rechnet zu dem Alpenrind achtzehn Rassen, welche in der Schweiz, in Tirol, in Steiermark und im Böhmerwalde leben. Das Berneroberländer Rind ist seiner Ansicht nach diejenige Rasse, welche das Gepräge der Stammart am reinsten darstellt.

Das Thallandrind (Bos Taurus) soll eigentlich den Gebirgsthälern und dem Hügelland angehört, von da aus sich jedoch allmählich weiter verbreitet haben. Seine Merkmale sind folgende: der Kopf ist wie beim Alpenrinde gestaltet, die ziemlich kurzen, dicken, starken Hörner sind seitlich ab- oder aufwärts gerichtet, bisweilen auch etwas nach rückwärts gebogen; an dem kurzen, dicken und kräftigen Halse hängt eine starke, faltige Wamme tief und bis unterhalb der Brust herab; der Leib ist gestreckt und voll, der Widerrist breit, der Rücken lang und gerade, das Kreuz hoch und breit, die Brust weit, Schulter und Lende kräftig, der Schwanz mäßig lang, ziemlich dick, hoch angesetzt, an der Wurzel über die Rückenebene emporragend; die Beine sind kurz, sehr stark und kräftig.

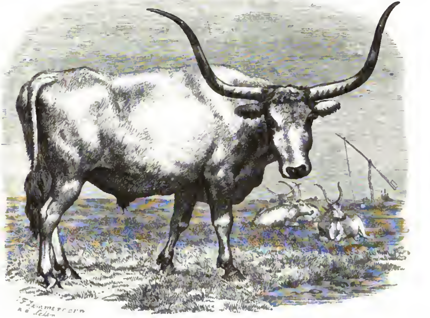
Zu diesem Rinde sollen die meisten Rassen gehören, welche in der unteren Schweiz, in Baden, Salzburg, Kärnthen, Schwaben, Franken, dem Voigtlande, Böhmen, Frankreich, England und Spanien gehalten werden. Das Bernerunterländer Rind steht als die ausgezeichnetste Rasse obenan.

Als Stammvater des Marschländer Rindes (Bos Urus) betrachtet unser Forscher den vor etwa zweihundert Jahren ausgestorbenen, uns bereits bekannt gewordenen Auer oder Ur der alten Deutschen. Die wesentlichen Merkmale des gezähmten Thieres sind: langer Kopf mit breiter Stirn und schmaler Schnauze, kurze, dünne, stumpfe, nach seit- und vorwärts gerichtete, nicht selten aber auch ganz fehlende Hörner, ein ziemlich langer und dünner Hals mit schwacher Wamme, ein lang gestreckter, voller Leib mit kurzem, nach rückwärts abfallenden Kreuz, schmale Brust, wenig fleischige Lenden, verhältnißmäßig hohe, aber kräftige Beine und ein langer, dünner, tief angesetzter Schwanz.

Zu ihm sollen einige dreißig Rassen gehören, welche in Holland, der Vendée, Bretagne, der Normandie, Burgund, Lothringen, Dänemark, Friesland, Oldenburg, Holstein, Preußen, Mähren, Oesterreich, England, Liefland, Schweden, Norwegen und Island gehalten werden. Das holländische Rind gilt als das vollkommenste.

Als ursprüngliche Heimat des Steppenrindes (Bos desertorum) gelten Fitzinger die weit ausgedehnten Ebenen von Mittelasien und Südosteuropa, von wo aus dann das Thier weiter nach Westen hin verbreitet worden ist. Gegenwärtig findet es sich von der Mongolei und Tartarei an bis nach Südrußland hin, in Bessarabien, Bulgarien, der Moldau, Siebenbürgen, Ungarn, Podolien, Galizien, Serbien, Bosnien und Süditalien. Seine Kennzeichen sind ein langer, schmaler Kopf mit einem riesenhaften, weit gestellten Gehörn, zugespitzte Schnauze, ein schlanker Hals mit schwacher Wamme, kurzer, ziemlich gedrungener Leib, spitz abgedachtes Kreuz und der tief angesetzte Schwanz, welcher drei Wirbel weniger zählen soll, als die meisten anderen Rassen unseres Rindes.

Als bezeichnende Rasse mag man das ungarische Rind ansehen. Das Steppenrind lebt in den meisten Gegenden seines Verbreitungskreises in halbwildem Zustande.



Das Steppenrind (Bos desertorum).

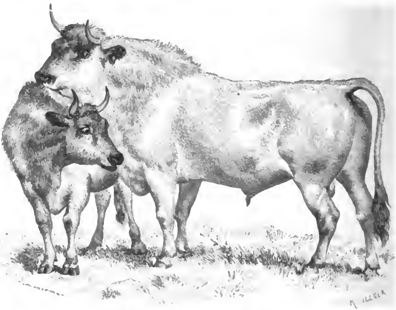
Dasselbe gilt von der letzten Stammart, welche Fitzinger annimmt, von dem schottischen Rind (Bos scoticus). Es kommt gezähmt in den schottischen Gebirgen und sogar als wild in einigen englischen Parks vor. Wahrscheinlich waren es die Vorfahren dieses Thieres, welche im Mittelalter die Wälder um London unsicher machten und einzelnen Rittern Gelegenheit gaben, sich durch ihre Bekämpfung großen Ruhm zu erwerben.

Das berühmte schottische Rindvieh ist milchweiß bis auf die Schnauze, die Hörner und Hufe, mittelgroß, stark, aber kräftig gebaut. Die Hörner sind mäßig lang, ziemlich dünn, aber schlank und scharf zugespitzt; sie wenden sich vom Grunde an auf- und auswärts und kehren endlich mit den Spitzen wieder, aber kaum merklich, nach einwärts zurück. Die Wirbelsäule zählt dreizehn rippentragende, sechs Lenden-, vier Kreuz- und zwanzig Schwanzwirbel: das schottische Rind kommt also zunächst mit dem Banteng, dem Zebu und den Büffeln überein und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Hausrinde durch die geringere Zahl der Kreuz- und Schwanzwirbel. Die Behaarung ist dicht und kurz anliegend, auf Scheitel und Hals länger und gekräuselt, namentlich im Winter. Die Stiere tragen eine schwache Mähne längs der Firste des Nackens bis zum Widerrist. Nasenkuppe und Mundgegend sowie ein Fleck an der Außenseite des Ohres sind schwarz und so auch, wenigstens zuweilen, die Schwanzquaste.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Rind ursprünglich auch bis nach England reichte und erst durch Zunahme der Bevölkerung bis Schottland hin verdrängt wurde. In der Nähe Londons mögen die wilden Stiere bereits im 12. oder 13. Jahrhundert ausgerottet gewesen sein; denn in Schottland

wurde schon um das Jahr 1260 auf Veranlassung Williams von Farrarus der Park von Chartly in Staffordshire durch eine Umzäunung abgeschlossen, in der Absicht, das wilde Rind auf jener moorigen Waldstrecke zu erhalten. Dieses Beispiel fand um so mehr Nachahmung, je seltener das Wild wurde. Bereits vor der Reformation sah man es nur noch in umschlossenen Parken. Die Zahl dieser Gehege ist im Lauf der Zeiten nach und nach auf fünf herabgesunken, von denen es vier in England und eines in Schottland gibt. Unter den englischen Parks ist der von Chilinghamcastle bei Berwick am Tweedflusse in Northumberlandshire der bekannteste; der schottische Park liegt im Cadzowwalde bei Hamilton in dem Lanareshire.

In allen fünf Parks bleibt das schottische Rind sich ganz überlassen; denn die vornehmen Besitzer zeigen einen gewissen Stolz darin, diesem aus alter Zeit übrig gebliebenen Wilde ihren ganz besonderen Schutz angedeihen zu lassen. Man hat von jeher andere Rinder von diesen Parken sorgsam



Das schottische Rind (Bos scoticus).

entfernt und somit die Art in ihrer vollsten Reinheit erhalten. Noch heutzutage zeigt das schottische Rind alle Merkmale seiner Stammeltern; nur deren Größe soll es nicht mehr erreichen. Besondere Aufseher wachen über das Wild, und ihnen liegt auch die Pflicht ob, einzelne Stiere auf Befehl ihres Gebieters abzuschießen. Durch einen der Besitzer selbst, den Graf Tankerville, haben wir die genauesten Nachrichten über unsere Thiere erhalten.

„Zu meines Vaters und Großvaters Zeiten wußte man vom Ursprung dieser Thiere so wenig, als jetzt. Wahrscheinlich bleibt immer, daß das Vieh im Chartlypark von einem ursprünglich in England wild lebenden Ochsen abstammt und schon in alter Zeit im Park eingehegt wurde. Der Park selbst ist uralt und wohl schon in einer sehr frühen Zeit zum Schutz der Thiere eingefriedigt worden. Ueber die Lebensweise unseres wilden Rindviehes kann der Parkwärter Cale zu Chartly die besten Nachweisungen geben; mir ist nur Folgendes bekannt."

„Das Vieh hat alle bezeichnenden Eigenschaften echt wilder Thiere. Es verbirgt seine Jungen, weidet des Nachts und schläft und sonnt sich des Tages. Grimmig ist es nur, wenn es in die Enge getrieben wird; sonst zeigt es sich sehr scheu und zieht sich vor Jedermann schon aus großer Entfernung zurück. Je nach der Jahreszeit und nach der Art, wie man sich ihm naht, beträgt es sich verschieden. Im Sommer habe ich mich wochenlang vergeblich bemüht, ein Stück zu Gesicht zu bekommen; denn um diese Zeit ziehen sich die Thiere, sobald sie irgend Jemand spüren, in ihren heiligen Wald zurück, welcher von Niemand betreten wird; im Winter dagegen kommen sie an die Futterplätze, und weil sie sich dort an den Menschen gewöhnen, kann man, zumal beritten, fast mitten unter die Herde gelangen. Man bemerkt an ihnen viel Eigenthümliches. Mitunter ergreift sie, wenn sie ruhig grasen und man über dem Wind in ihrer Nähe erscheint, ein lächerlicher Schrecken, und sie galoppiren bis in ihr Allerheiligstes. Wenn sie in den unteren Theil des Parks herunterkommen, was zu bestimmten Stunden geschieht, gehen sie wie ein Reiterregiment in einfachen Reihen; dabei bilden die Bullen den Vortrab, während sie beim Rückmarsch als Nachtrab dienen. Ihre Gestalt ist ungemein schön. Die Beine sind kurz, der Rücken ist gerade, die Hörner sind feinkörnig, die Haut ist dünn. Ihre Stimme gleicht eher der eines reißenden Thieres, als der eines zahmen Rindes."

„Rücksichtlich ihres zähen Lebens will ich folgendes Beispiel anführen. Es sollte ein alter Bulle getödtet werden, und einer der Parkwärter suchte ihn von der Herde abzuschneiden. Der Bulle machte vergebliche Versuche, sich wieder mit der Herde zu vereinigen, und stürzte endlich wüthend auf den sich unvorsichtig der Gefahr aussetzenden Mann los, warf ihn zu Boden, dann drei Mal in die Luft und kniete endlich auf ihm nieder, wobei er ihm drei Rippen zerbrach. Niemand war in der Nähe, als ein Knabe, welcher einen starken Schweißhund auf den Bullen losließ. Dieser griff augenblicklich den wüthenden Stier an, biß ihn in die Fersen und bewirkte, daß er von dem Manu abließ; doch ging er nicht ganz von ihm weg, sondern beobachtete ihn fortwährend und kehrte mehrere Male zu ihm zurück, ihn jedes Mal in die Luft werfend. Während nun der Hund den Bullen so viel als möglich beschäftigte, wurde die Sache im Schlosse ruchbar, und Alles machte sich mit Büchsen auf, um das gefährliche Thier zu erlegen. Ein guter Schütz schlich sich hinter einen Zaun und feuerte von da aus auf eine Entfernung von nur dreißig Schritten nach dem Thiere, dieses fiel aber doch erst, als es sechs Kugeln in den Kopf erhalten hatte und zwar nur, nachdem eine durch das Auge in das Hirn gedrungen war. Vorher rührte es sich nicht von der Stelle, sondern schüttelte blos mit dem Kopfe, so oft es von einer Kugel getroffen wurde. Aehnliche Fälle, wo Leute durch die Bullen in große Lebensgefahr geriethen, ließen sich viele anführen."

Der genannte Parkwärter, welcher über dreißig Jahre in Chartly lebte, fügte obigen Bemerkungen seine Beobachtungen hinzu.

„Die Herde," sagt er, „besteht gegenwärtig (1830) aus etwa 80 Stücken oder ungefähr 25 Bullen, 40 Kühen und 15 Stück Jungvieh. Ihre reinweiße Farbe und die schönen halbmondförmigen Hörner geben den Thieren, zumal wenn sie sich in Masse bewegen, ein herrliches Ansehen: Nichts an ihnen ist schwarz, als die Augen, die Wimpern und die Spitzen der Hörner; der Nasenspiegel ist braun, das Innere der Ohren roth oder braun und der ganze übrige Körper weiß. Die Bullen kämpfen um die Oberherrschaft, bis einige der stärksten die übrigen ganz unterjocht haben. Später treten sie die Obergewalt anderen ab, welche inzwischen stärker geworden sind, als sie selbst. Die Kühe kalben erst, nachdem sie drei Jahre alt sind, und bleiben nur wenige Jahre fruchtbar. Sie verbergen ihr Kalb die ersten vier bis zehn Tage lang und kommen während dieser Zeit täglich zwei bis drei Mal zu ihnen, um sie zu säugen. Nähert sich Jemand dem Orte, wo sich ein solches Kalb befindet, so legt dieses den Kopf fest auf den Boden und drückt sich, wie ein Hase im Lager. Neun Monate lang besaugen die Kälber ihre Mütter; dann schlagen diese sie ab."

„Die Parkstiere vertragen den Winter sehr gut, doch werden sie bei strenger Kälte mit Heu gefüttert. Man läßt sie selten über 8 bis 9 Jahre alt werden, weil sie später im Gewicht zurückgehen. Die Stiere tödtet man gewöhnlich im sechsten Jahre ihres Alters; dann wiegen sie etwa funfzehn

Centner. Das Fleisch ist schön mit Fett durchwachsen, im Geschmack aber von dem des zahmen Rindes wenig verschieden."

„Einer der Parkwärter war so glücklich, ein jung eingefangenes Paar aufzuziehen und durch sanfte Behandlung zu zähmen. Beide Thiere zeigten sich so gutmüthig, wie echte Hausthiere. Der Bulle wurde achtzehn Jahre alt, die Kuh lebte nicht länger, als fünf oder sechs Jahre. Man paarte sie mit einem Landbullen; allein die Kälber blieben ihr außerordentlich ähnlich. Sie gab wenig, aber fette Milch. — Im Zustande der Wildheit sterben nur sehr wenige an Krankheiten."

Black erzählt 1851 von den im Park von Hamilton lebenden wilden Rindern, daß sie bei Tage auf den ausgedehnten Triften weiden, und abends in den Wald sich zurückziehen. Die gereizten Bullen sind äußerst rachsüchtig. Ein Vogelsteller, welcher auf einen Baum gejagt worden war, mußte dort sechs Stunden verharren, weil ihn der wüthende Ochse hartnäckig belagerte. Als er sah, daß ihm sein Feind unerreichbar war, zitterte er am ganzen Leibe vor Wuth, grunzte und stürmte mit Kopf und Huf gegen den Baum. So tobte er sich müde und legte sich nieder. Sobald aber der Mann sich rührte, sprang er wüthend wieder auf und raste von neuem. Einige Schäfer erlösten den Geängstigten. — Ein Schreiber wurde ebenfalls auf einen Baum gejagt und mußte dort nicht nur die ganze Nacht verweilen, sondern die Belagerung auch noch bis nachmittags zwei Uhr aushalten.

„Ereignet es sich," sagt Fitzinger in seinem großen Werke über die Säugethiere, „daß ein fremder Mensch den Park besucht, und glückt es ihm zufällig, in die Nähe einer Herde zu gelangen, so scharren die Stiere, sowie sie den Fremden nur erblicken, durch zwei- oder dreimaliges Stampfen mit den Vorderbeinen auf dem Boden die Erde auf. Die ganze Herde nimmt hierauf im raschen Galopp die Flucht, doch entfernt sie sich nicht weiter, als höchstens auf ungefähr vierhundert Fuß, rennt in einem weiten Kreise einige Male um den Fremden herum und kehrt sich plötzlich gegen denselben, worauf sie mit drohend in die Höhe gehobenen Köpfen gerade auf ihn losgeht, und wenn sie ihm auf 80 bis 100 Fuß in die Nähe gekommen, stutzend anhält, um den Gegenstand, welcher sie in Schrecken versetzt, mit wilden Blicken ins Auge zu fassen. Auf die geringste Bewegung, die der hierdurch in Angst versetzte Mensch unwillkürlich macht, nimmt die ganze Herde wieder mit gleicher Schnelligkeit die Flucht, entfernt sich aber nicht mehr so weit, wie früher. Sie rennt nun in einem engeren Kreise herum, hält wieder an und kommt mit drohender und trotzender Miene, doch langsamen und ruhigen Schrittes bis auf sechzig Fuß an ihn heran. Hier macht sie abermals Halt, rennt wieder davon und wiederholt Dies noch mehrere Male, dabei die Entfernungen immer verkürzend. So kommt sie endlich dem Menschen so nahe, daß dieser es für gerathen finden muß, einen der günstigen Augenblicke, wo die Herde vor ihm flieht, zu benutzen, um sich eiligst zu entfernen und zunächst vor den Blicken der Herde zu verstecken; denn immer bleibt es gewagt, die Thiere in ihrer Einsamkeit zu stören."

Die Art und Weise, wie die Jagd auf diesen Stier noch bis kurz vor Ende des verflossenen Jahrhunderts betrieben wurde, erinnert lebhaft an die in alter Zeit bestandenen Jagden. Wenn es in der Umgegend bekannt wurde, daß ein Stier der wilden Herde an einem bestimmten Tage geschossen werden sollte, versammelten sich die Einwohner der ganzen Nachbarschaft, theils zu Pferde, theils zu Fuße, sämmtlich mit Flinten wohl bewaffnet. Nicht selten erschienen zu einer solchen Jagd fünf- bis sechshundert Jäger, von denen oft mehr als hundert beritten waren. Die Unberittenen nahmen ihre Plätze auf den Mauern ein, welche den großen Park umzäunen, oder kletterten mit ihren Gewehren auf die Bäume in der Umgegend des freien Platzes, auf welchem der bestimmte Stier erlegt werden sollte, während die Reiter den Wald durchstreiften, und die Herde nach jenem freien Orte hintrieben. War Dies gelungen und hatte man den rings von Pferden eingeschlossenen Stier einmal so ziemlich in seine Gewalt gebracht, so stieg einer von den Reitern, dem die Ehre zugedacht gewesen, die erste Kugel abzufeuern, von seinem Pferde ab und schoß auf das ungestüme und durch die Angst in die höchste Wildheit versetzte Thier. Hierauf feuerten alle übrigen, welche zu Schusse kommen konnten, und oft geschah es, daß mehr als dreißig Mal nach dem Stier geschossen wurde, ehe man ihn tödtete. Durch den heftigen Schmerz der Wunden und das lärmende Geschrei der Jäger in rasende Wuth versetzt, achtete das

blutende Thier nicht mehr auf die zahlreichen Menschen, sondern stürzte, von Verzweiflung getrieben, mit den letzten Kräften auf Roß und Reiter. Nicht selten brachte der Stier den Angreifern gefährliche Verwundungen bei, oder richtete unter ihnen eine derartige Verwirrung an, daß er sich den ferneren Verfolgungen entziehen konnte. Die vielen Unglücksfälle, welche sich auf diesen Jagden regelmäßig ereigneten, wurden Ursache, daß solche Feste nach und nach ganz abkamen.

Man nimmt an, daß die schottischen Rinder, welche gegenwärtig das Hochland bevölkern und, geschickt auch auf den steileren Felsen umherkletternd, der Landschaft oft einen großen Schmuck verleihen, von diesem Rinde abstammen. Sie zeigen noch alle Eigenthümlichkeiten desselben mit Ausnahme der Färbung, welche meist ein einfaches Schwarz, Braun, Roth oder Gelblichbraun ist, während die Kreise um die Augen und das Maul schwarz, wie bei den eigentlichen wildlebenden sind. —

Verwilderte Stiere, d. h. solche, welche aus dem zahmen Zustande wieder in einen ganz oder halb wilden übergegangen sind, finden sich hauptsächlich da, wo die Spanier herrschten oder noch herrschen. Auch der in Spanien so hoch angesehene, weil zu den Gefechten unentbehrliche Stier stammt von zahm gewesenen Rindern ab. Er lebt ganz wie die wilden. Jahraus, jahrein kommt er in keinen Stall und eigentlich wird er auch nicht gehütet; denn nur ab und zu kommt einer der Beauftragten, um die Herde zu besichtigen. Niemals erscheint ein Hirt allein bei den leicht reizbaren Geschöpfen, sondern immer sorgen starke Hunde für seine Sicherheit, und außerdem weiß er die Schleuder mit einer wunderbaren Geschicklichkeit zu handhaben. Man züchtet die Stiere hauptsächlich in Andalusien und in den baskischen Provinzen. Es sind nicht eben große, aber sehr schöne und ungemein kräftige Thiere mit ziemlich langen, auswärts gebogenen, sehr spitzen Hörnern. Mit dem zweiten Lebensjahre bringt man sie in die großen Herden, welche nur aus Stieren bestehen, weil die Bullen der gemischten Herden einander um die Paarungszeit tödten würden. Viel erzählt man von der großen Rachsucht dieser Stiere. Ein guter „Torro", sagt man, dürfe niemals geschlagen werden, weil er Dies niemals vergessen und dann den Hirten unfehlbar umbringen würde. Jeder einzelne Stier bekommt seinen Namen, und es werden über alle genaue Listen geführt, um zu erfahren, welche von ihnen sich am besten zu den Gefechten eignen werden.

In den Hochgebirgen Südspaniens und in den größeren Waldungen Castiliens begegnet man nicht selten solchen Stierherden, thut aber unter allen Umständen wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen. Noch im November traf ich eine Herde in einer Höhe von 8 bis 9000 Fuß über dem Meere in der Nähe des Picacho de la Veleta ohne jegliche Aufsicht mit Ausnahme der, welche die muthigen Heerführer selbst ausüben. Kein Wolf wagt es, sich solcher Gesellschaft zu nahen, kein Bär greift sie an; denn in geschlossener Reihe stürmen die muthigen Geschöpfe auf das Raubthier los, und fast niemals kommt es vor, daß eines dem Feinde erliegt. Mehr, als bei anderen Thieren, beobachtete ich bei diesen Herden, daß sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft dem Kampfe zwischen zwei jugendlich kräftigen Stieren mit größter Aufmerksamkeit folgen. Wir gingen einmal an einer Herde vorüber, welche so von einem Kampfspiel in Anspruch genommen wurde, daß sie uns gar keine Beachtung schenkte.

Während des Sommers ziehen sich die Stiere mehr nach den Höhen empor und erst der dort frühzeitiger als unten fallende Schnee treibt sie wieder zur Tiefe zurück. Den Dörfern weichen sie vorsichtig aus. Auf Vorübergehende stürzen sie oft ohne die geringste Veranlassung los. Nur mit Hilfe gezähmter Ochsen ist es möglich, sie nach den für die Gefechte bestimmten Plätzen zu treiben. Die Hirten sind dabei selbstverständlich auch beritten. Keiner dieser wilden Stiere verträgt eine Fessel, keiner eine Mißhandlung. Die Fortschaffung der für das Gefecht erwählten ist für die Betheiligten immer ein Spielen mit Tod und Leben. Auf die Gefechte selbst werde ich zurückkommen; jetzt wollen wir noch einen Blick auf die verwilderten Ochsen der Pampas Südamerikas werfen.

Bereits um das Jahr 1540 verpflanzte man aus Spanien Stiere nach jenen Gegenden des neuentdeckten Erdtheils. Sie fanden das Klima und die ganze Beschaffenheit der neuen Welt für ihr Gedeihen so ersprießlich, daß sie in kurzer Zeit sich von dem Menschen, welcher sie ohnehin nur lax

überwachte, frei machten. Hundert Jahre später bevölkerten diese Thiere schon in solcher ungeheurer Anzahl die Pampas, daß man bei den Jagden, welche auf sie angestellt wurden, geradeso verfuhr, wie die Indier noch heute mit den Bisons verfahren. Man erlegte die Thiere einfach, um ihre Haut zu benutzen; an Verwendung des so werthvollen Fleisches dachte Niemand. Ehe der Bürgerkrieg die La Plataſtaaten zerstörte, wurden jährlich gegen 800,000 Ochsenhäute allein von Buenos Ayres nach Europa ausgeführt. Eine eigene Genossenschaft, die der „Vaceros", bildete sich aus den Gauchos heraus, Leute, welche ohnehin gewöhnt waren, für wenige Groschen ihr Leben in die Schanze zu schlagen, trotzigkühne, tolldreiste Männer, welche den Stieren mit der Wurfschlinge entgegentraten und mit diesem verhältnißmäßig so schwachen Gewehr zu bändigen wußten. Manche Landwirthe hielten auf ihren ungeheuren Landgütern an acht= bis zehntausend Stück Rinder, welche fast gar nicht beaufsichtigt wurden. Um die Schlachtzeit trieb man dann die Herden in große Pferche oder Umpfählungen, fest genug, ihrem Wüthen zu widerstehen. Hier wurden sie entweder mit Feuergewehren niedergemetzelt oder einzeln herausgelassen, von den Hirten verfolgt und mit den Wurfschlingen niedergerissen. Das Fleisch und Fett verblieb den zahmen und wilden Hunden und den Geiern. Solche Verwüstungen hatten zur Folge, daß die ungeheuren Herden mehr und mehr abnahmen, und erst in der Neuzeit, wo man sparsamer mit den Erzeugnissen umgeht, haben sie sich wieder etwas gehoben.

Auf den Falklandsinseln ist das Rind ganz verwildert und wird höchstens manchmal von Schiffern gejagt, deren Fleischvorräthe zusammengeschmolzen sind.

In Kolumbien lebt das Rind, wie in den meisten übrigen Ländern Südamerikas, in gleicher Freiheit, aber nicht in der Tiefe, sondern in der Höhe der Cordillera. Als die Jesuiten in der Provinz St. Martin ihre Missionen verlassen mußten, blieben die zurückgelassenen Thiere sich selbst überlassen und zogen sich bald bis zum Grasgürtel empor, wo sie gegenwärtig in kleinen Herden leben. Manchmal jagen sie die Bauern der am Fuße der Cordillera liegenden Dörfer, weniger des Nutzens, als des Vergnügens wegen; denn es ist den Leuten unmöglich, ihre Beute vom Gebirg herabzuschaffen. Nicht einmal gefangene Thiere lassen sich nach unten treiben; sie stellen sich erst nach Kräften zur Wehre und gerathen, wenn sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen einsehen, oft in so gewaltige Aufregung, daß sie am ganzen Körper zu zittern beginnen, zusammenstürzen und sterben. Bisweilen ist es aber doch gelungen, solche verwilderte Rinder wieder in die Tiefe hinabzuführen, und dann hat man sie ohne sonderliche Mühe wieder gezähmt.

Wie überaus günstig das Klima und die Beschaffenheit Südamerikas für die Vermehrung des Rindes ist, mag aus Folgendem hervorgehen. Columbus brachte das nützliche Hausthier auf seiner zweiten Reise zuerst nach St. Domingo. Hier vermehrte es sich mit solcher Schnelligkeit, daß man bereits wenige Jahre später Kälber beiderlei Geschlechts nach allen Gegenden hin bringen konnte. Siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung Domingos waren Herden von 4000 Stücken bereits eine gewöhnliche Erscheinung, und im Jahre 1587 wurden von der Insel allein schon 35,500 Stück Rinderhäute ausgeführt. Um diese Zeit gab es bereits große verwilderte Herden.

Nur in Amerika hat sich das Hausrind wieder von der Herrschaft des Menschen befreit; in allen übrigen Erdtheilen ist es dessen Sklave und zwar, wie schon bemerkt, seit uralter und vorgeschichtlicher Zeit. Im allgemeinen wurde und wird das Rind außerordentlich hoch geehrt. Die alten Egypter beteten den Gott Apis in Gestalt eines Ochsen an und erwiesen dem Thiere mit vieler Feierlichkeit die größten Ehren. Die Göttin Isis trug Kuhhörner auf dem Haupte, wie später die Io der Griechen; beiden opferte man Ochsen, weil diese besonders heilig waren. In Lybien wurden die Rinder gezähmt, aber niemals geschlachtet; nur die Milch genoß man. In Cyrene galt es als Verbrechen, eine Kuh zu schlagen; heutzutage ist Dies noch in Indien der Fall. Die Celten sahen die Kuh als ein ihnen unmittelbar von der Gottheit gegebenes Geschenk an, und die heutigen Indier stehen den Egyptern noch durchaus nicht nach. Wir haben schon weiter oben erwähnt, daß die verschiedenen Stämme auch verschiedene Rinder heilig erklären; im wesentlichen ist die Verehrung

aber überall dieselbe. Bei den Brahminen Kaschmirs ist nach Hügel's Erfahrungen die Kuh so heilig, daß Jeder mit dem Tode bestraft wird, welcher eine tödtet. Görtz nennt die Ochsen ein allgemeines Uebel der Hindustädte. Irgend Jemand hat einzelnen seiner Rinder, um ein verdienstliches Werk zu thun, das Zeichen Schiwa's aufgebrannt, und diese Thiere laufen nun mit Pfaffen und Bettlern in den Straßen herum, gehen Niemand aus dem Wege, drängen, schlagen, stoßen und fressen, was ihnen vorkommt. Die Bakhara-Araber, ein Volksstamm, welcher sich zwischen dem weißen Flusse und Kordofahn umhertreibt, haben ihren Namen vom Rinde selbst entlehnt; denn das Wort „Bakhara“ bedeutet ungefähr soviel, als Rinderer. Und nicht blos auf Erden hat man das Rind geehrt und geachtet: es ist ja, wie allbekaunt, selbst in den Himmel versetzt worden. Nach den altindischen Sagen ist die Kuh das erstgeschaffene aller Wesen, und der Ochse „Nanda“ vertritt nach den Anschauungen dieses Volkes ganz die Stelle des heiligen Petrus: er ist Wächter eines der beiden Himmelsthore. Die Benennung des Sternbildes „Stier“ mag wohl hiermit im Zusammenhange stehen. Selbst bei den heikligsten Glaubensgenossenschaften, welche in allem Möglichen etwas Unreines erblicken, gilt das Rind als reines Thier, dessen Umgang dem Seelenheile des Gläubigen nur förderlich sein kann. Die Sudahnesen hören es gern, wenn man ihnen den Ehrentitel „Ochse“ gibt, und vergleichen die Kraft ihrer Söhne ruhmrednerisch mit der des Stieres. Mehr, als irgend ein Thier, hat das Rind zur Versittlichung des Menschen beigetragen. Otto von Kotzebue bemerkt sehr treffend, daß mit dem Erscheinen Vancouver's für die Sandwichsinseln ein neues Zeitalter begonnen habe, weil erst mit der damals geschehenen Einführung des Rindes die Gesittung der Inselbewohner beginnt.

Ein Blick auf das Leben des Hausrindes in den verschiedenen Ländern ist ebenso lehrreich, als fesselnd. Wenden wir, gewissermaßen, um geschichtlich zu beginnen, unsere Aufmerksamkeit zunächst jenen Herden zu, welche sich noch in denselben Verhältnissen befinden, wie unter der Herrschaft der alten Erzväter. In den Nomaden des Ostsudahn sehen wir Herdenzüchter, welche ihre Geschäfte noch in derselben Weise betreiben, wie ihre Ururväter vor Jahrtausenden sie betrieben. Die Viehherden, welche sie besitzen, sind ihr einziger Reichthum. Man schätzt sie nach der Zahl der Schafe und der Rinder, wie man den Lappen nach der Menge seiner Renthiere schätzt. Ihr ganzes Leben hängt mit der Viehzucht aufs innigste zusammen. Nur durch Räuberthaten erwerben sie sich noch außerdem Manches, was sie zu ihrem Leben bedürfen; im allgemeinen aber muß ihr zahmes Vieh sie ausschließlich erhalten. Viele Stämme der Araber, welche die nahrungsreicheren Steppen südlich des achtzehnten Grades nördlicher Breite durchwandern, liegen in beständigem Kriege mit einander ihrer Herden wegen und sind aus dem gleichen Grunde ohne Unterlaß auf der Wanderung. Es versteht sich von selbst, daß es in jenen Gegenden nur freie Zucht gibt, daß Niemand daran denkt, für seine Hausthiere einen Stall zu erbauen. Blos da, wo der Löwe in großer Zahl auftritt, versucht man nachts die Rinder, Schafe und Ziegen durch einen dicken Hag aus Mimosen und Dornen zu schützen, welcher einen Lagerplatz kreisförmig umgibt. Da, wo man dem Könige der Wildniß keinen Zoll entrichten muß, läßt man die Herde dort übernachten, wo sie weidesatt sich lagert.

Auch die größten unserer Rittergutsbesitzer und Viehzüchter, die Holländer und Schweizer mit inbegriffen, machen sich wohl schwerlich eine Vorstellung von der Anzahl der Herden jener Nomaden. Nahe dem Dorfe Melbeß, dessen ich schon einmal Erwähnung gethan habe, tieft sich die Steppe zu einem weiten Kessel ein, in dessen Grunde man Brunnen an Brunnen angelegt hat, einzig und allein zu dem Zwecke, die täglich hier während der Mittagsstunden zusammenströmenden Herden zu tränken. In diesem Kessel kann man vom frühen Morgen an bis zum späten Abend und während der ganzen Nacht ein kaum zu beschreibendes Gewühl von Menschen und Herdenthieren bemerken. Neben jedem Brunnen hat man 6 bis 8 flache Tränkteiche aufgebaut, große natürliche Tröge, welche mit thoniger Erde eingedämmt sind. Diese Tröge werden alltäglich gefüllt und von den zur Tränke kommenden Herden vollständig wieder geleert. Vom Nachmittage an durch die ganze Nacht hindurch

bis gegen Mittag hin sind fast hundert Menschen eifrig beschäftigt, aus der Tiefe der Brunnen Wasser heraufzuheben und in diese Tränkteiche zu schütten, wo man dann dem Wasser noch etwas salzhaltige Erde zuzusetzen pflegt. Gewöhnlich sind die Teiche noch nicht völlig gefüllt, wenn die Herden herbeikommen. Von allen Seiten ziehen unschätzbare Scharen von Schafen, Ziegen und Rindern herbei, zuerst das Kleinvieh, später die Rinder. In wenigen Minuten hat sich der ganze große Kessel vollständig gefüllt. Man sieht Nichts, als eine ununterbrochene Herde von eifrig sich hin- und herdrängenden Thieren, zwischen denen hier und da eine dunkele Mannesgestalt hervorragt. Tausende von Schafen und Ziegen kommen ohne Unterbrechung, und ebensoviele ziehen getränkt von dannen. Sobald der Kessel sich einigermaßen geleert hat, stürmen die Rinder herbei, welche bisjetzt kaum zurückgehalten werden konnten, und nun sieht man Nichts, als eine braune, wogende Masse, über welche sich ein Wald von Spitzen erhebt. Von den dazwischen hin- und hergehenden Männern ist natürlich keine Spur mehr zu entdecken. Das Braun wird die einzige hervortretende Farbe. Es ist unmöglich, die Menge der Rinder nur annäherungsweise zu berechnen; denn in dem dichten Gewirr hört das Zählen gar bald auf; dennoch glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich die Zahl der täglich hierherkommenden Herdenthiere auf mindestens 60,000 Stück anschlage, wovon etwa 40,000 auf die Rinder kommen mögen.

Der ganze Tränkplatz gleicht einem Stall, in welchem seit Monaten kein Reinigungswerkzeug in Bewegung gesetzt wurde. Der Koth liegt ungeachtet der dörrenden Sonne überall mehr als fußtief auf dem Boden; nur die Tränkteiche werden sorgfältig rein gehalten.

Gegen Abend verlieren sich endlich die letzten durstigen Seelen, und nun beginnt augenblicklich das Schöpfen von neuem, um die für den folgenden Tag nöthige Wassermenge auch wirklich beschaffen zu können. An manchen Tagen kommen auch langbeinige Kamele dahergestelzt, ebenfalls 500 bis 1000 Stück auf einmal, trinken sich voll und ziehen wieder von dannen.

Angesehene Leute des Ostsudahn, welche mit Eintreibung der Steuern unter jenen Nomadenstämmen beauftragt waren, versicherten mich, daß es ganz unmöglich wäre, auch nur annähernd einen Maßstab für die Größe der Besitzthümer jener Leute zu erlangen. Als Mahammed-Ali auf den Gedanken kam, seinen Bedarf an Rindern durch Zufuhren aus dem Sudahn zu decken, legten die Regierungsbehörden den Sudahnesen willkührliche Steuern an Rindern auf, welche nach und nach, aber in sehr kurzer Frist, den Herdenbesitzern nicht nur Hunderttausende, sondern Millionen von Rindern entzogen. In Egypten hatten Seuchen in erschrecklicher Weise unter dem dortigen Rinderstande gewüthet; die Heere, welche der stolze und unternehmende Pascha gegen die Pforte führte, hatten außerdem auffallend viel verbraucht: und alle die entstandenen Lücken wurden nicht nur aus dem Sudahn vollkommen gedeckt, sondern es zeigte sich sogar bald eine solche Ueberfüllung an Rindern, daß man den Befehl rückgängig machte. Dabei muß man nun bedenken, daß auf dem Wege von dreihundert Meilen Länge, von welchem etwa die Hälfte auf Wüsten oder wenigstens unfruchtbares Land gerechnet wird, Tausende und andere Tausende erlagen, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten: dann erst wird man sich einen Begriff von den Massen machen können, welche aus den beiden Provinzen Senahr und Kordofahn ausgeführt wurden. Noch heutigen Tages ist man im Stande, den Weg, welchen jene Rinderherden nahmen, ohne alle Mühe zu verfolgen. Er ist durch Hunderttausende von Rindergerippen, den Ueberbleibseln der erliegenden Thiere, so deutlich bezeichnet, daß man gar nicht irren kann. Jene Herden aber, von denen ich redete, sah ich nur wenige Jahre nach der beispiellosen Plünderung, welche die Besitzer erlitten hatten: wie groß mag erst der Bestand etwa zehn Jahre früher gewesen sein!

Im Sudahn und in Kordofahn hält man die Rinder nur zur Zucht; in Habesch dagegen müssen sie Dienste leisten. Die Mensa z. B. benutzen sie ebensowohl zum Ziehen, als zum Lasttragen. Gerade sie können ihrer steilen Gebirgswege halber nur ihre Rinder als Lastthiere gebrauchen.

Ueber die Rinderherden, welche die Völkerschaften des tieferen Innern von Afrika besitzen, fehlen zur Zeit noch ausführlichere Nachrichten; von den Völkern Südafrikas aber wissen wir, daß ihre

Rinderherden ebenfalls unglaublich groß sind. Alle Reisenden, welche die Spitze des Räthselpreiecks durchwanderten, sprechen von Tausenden dieser Thiere, welche sie gesehen haben, erzählen, daß bei einem einzigen Kriege manchmal ganz unglaubliche Mengen von den Siegern weggetrieben werden.

In Südrußland, in der Tartarei und wahrscheinlich auch in einem großen Theile des inneren Asien müssen ebenfalls bedeutende Rinderherden gehalten werden. Die ganze südrussische Steppe ist überall mit Pferde-, Schaf- und Rindviehherden bedeckt. Im Sommer leben diese Tag für Tag im Freien; im harten langen Winter finden sie hinter einem Erdwall einigen Schutz gegen die Stürme. Wenn dieser Erdwall an der einen Seite ein elendes Stück Dach hat, gilt er als vorzüglicher Stall.

Unter den genannten Thieren stehen die Rinder der Zahl nach obenan und haben auch in vieler Hinsicht große Vorzüge vor jenen. Sie lassen sich eher und sicherer in Geld umsetzen und verunglücken auch nicht so leicht während der Schafen und Pferden so gefährlichen Schneestürme, weil sie die Besinnung nicht verlieren, sondern, falls die Stürme nicht gar zu arg sind, geraden Weges nach Hause eilen. Von diesem Vieh wandern das ganze Jahr hindurch große Züge nach Galizien und weiter nach Wien und Prag, über Moskau nach Petersburg oder nach Polen und den preußischen Ostseeprovinzen oder südlich nach Odessa.

In den meisten Gegenden sind die Herden sich gänzlich selbst überlassen und werden nur insofern von den Hirten bewacht, als diese sich bemühen, sie einigermaßen zusammenzuhalten und die Stierkälber, wenn sie halb herangewachsen sind, von den Müttern zu trennen. Die Rinder selbst sind unglaublich ausdauernd, fast unempfindlich gegen die Witterung und auch bei schlechter Nahrung noch sehr genügsam. Bei den Kirgisen und Kalmücken, von denen sie auch zum Lasttragen verwendet werden, führen sie ein echtes Wanderleben. Im Sommer gibt die Steppe überall reiche Weide, im Winter wählt man sich Gegenden aus, welche reich an Schilf sind, mit dessen dürr gewordenen Blättern die Rinder sich begnügen müssen.

In den südrussischen Steppen treibt man das Rindvieh, nachdem es am Morgen getränkt wurde, in die Einöde hinaus; gegen Abend kommt die Herde von selbst zurück, und die Mütter vereinigen sich jetzt mit den Kälbern, welche am Morgen von ihnen getrennt wurden. Die Milchkühe und Kälber werden im Winter zu Haus gefüttert, die Ochsen nur dann, wenn viel Schnee liegt Gewöhnlich sind die jungen, frei auf der Steppe aufgewachsenen Ochsen unbändig wild, widerspenstig und dabei faul. Man muß ihrer acht bis zehn an einen einzigen Pflug spannen, wenn man wirklich Etwas leisten will.

Um sie an das Joch zu gewöhnen, treibt man ein Paar in einen Hof, wirft ihnen eine Schlinge um die Hörner und zieht sie mit dieser ganz nahe an einen Pfahl, wo man ihnen dann das Joch auf den Nacken legt. Sobald dasselbe gehörig befestigt ist, treibt man sie wieder zur großen Herde auf die Steppe und läßt sie weiden. Alles Streben, sich des Joches zu entledigen, hilft ihnen Nichts; sie gewöhnen sich endlich daran und werden, wie Schlatter versichert, schließlich so anhänglich an einander, daß sie, auch wenn sie frei vom Joche sind und unter den anderen weiden, sich immer zusammenhalten und einander in allen Nöthen beistehen.

Die Eingewöhnung dieser Thiere zum Ziehen hat ebenfalls ihr Eigenthümliches. Einige Tage, nachdem man die jungen, kräftigen Stiere unter das Joch legte, fängt man sie wieder ein und spannt sie vor einen Wagen. Ein Tartar besteigt den Bock, nimmt eine gewaltige Hetzpeitsche zur Hand und jagt nun mit seinem Gespann in die Steppe hinaus, so schnell, als die Thiere laufen wollen. Er läßt ihnen die vollste Freiheit und erlaubt ihnen, dahin zu laufen, wohin sie wollen. Nach einigen Stunden wüthenden Dahinjagens nehmen die gedemüthigten Stiere Knechtssinn an, und nunmehr lassen sie sich ohne sonderliche Beschwerde lenken.

In Ungarn verfuhr man früher in ganz ähnlicher Weise mit den dort gezüchteten Rindern. Noch heute müssen sie sich selbst ernähren und genießen weder Schutz noch Pflege. Manche sind so wild, daß sie keinem Menschen gestatten, sich ihnen zu nähern. Die Kälber säugen solange, als sie Bedürfniß dazu fühlen, und die Hirten denken gewöhnlich erst im zweiten Jahre ihres Lebens daran,

sie von den Müttern zu trennen. Dies hat seine großen Schwierigkeiten, weil die Kühe sich wüthend auf die Hirten zu stürzen pflegen und diese gar nicht selten arg verletzen oder sogar tödten. Noch heutzutage ist die Rindviehzucht in ganz Ungarn sehr bedeutend, obgleich der lohnenderen Schafzucht wegen im Abnehmen begriffen.

Selbst in Italien lebt noch ein großer Theil der Rinder im halbwilden Zustande. In der Maremma, jenem beinahe vollkommen flachen, hier und da fruchtbaren, sonst aber sumpfigen Küstenstrich zwischen Genua und Gaëta, welcher wegen seines ungesunden Klimas sehr verrufen und nur dünn bevölkert ist, treiben sich zahlreiche Herden des italienischen Rindes umher, welche jahraus jahrein unter freiem Himmel leben, weite Wanderungen ausführen und nur von den rohesten, abgehärtetsten Menschen beaufsichtigt werden.

In der Wallachei, in Serbien, Bosnien, Bulgarien und Syrien finden wir das Rind unter ähnlichen Verhältnissen.

Eine ganz andere Pflege genießt das geschätzte Hausthier in den Gebirgsländern Mitteleuropas, namentlich in den Alpen, obgleich auch hier noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Nach Tschudi's Angaben hält die Schweiz gegenwärtig etwa 850,000 Stück Rindvieh, und zwar nimmt sonderbarerweise in den ebenen Gegenden, wo der Weidegang nach den Alpen aufgehoben wurde, die Viehzucht zu, in den Alpen dagegen ab, „weil man," wie Tschudi sagt, „leider wenig Tröstliches von dem Zustande der Rinderherden auf den Alpen erzählen kann. Meistens fehlt eine zweckmäßige, mitunter sogar jede Stallung. Die Kühe treiben sich in ihrer Alp umher und weiden das kurze, würzige Gras ab, welches weder hoch, noch breit wächst. Fällt im Früh- oder Spätjahr plötzlich Schnee, so sammeln sich die brüllenden Herden vor den Hütten, wo sie kaum Obdach finden, wo ihnen der Senn oft nicht einmal eine Hand voll Heu zu bieten hat. Bei andauerndem kalten Regen suchen sie Schutz unter Felsen oder in Wäldern. Hochträchtige Kühe müssen oft weit entfernt vom menschlichen Beistande kalben und bringen am Abend dem überraschten Sennen ein volles Euter und ein munteres Kalb vor die Hütte. Nicht selten aber geht es auch schlimmer ab. Und doch ist auch dem schlecht geschützten Vieh die schöne, ruhige Zeit des Alpenaufenthaltes eine überaus liebe. Man bringe nur jene große Vorschelle, welche bei der Fahrt auf die Alp und bei der Rückkehr ihre weithin tönende Stimme erschallen läßt, im Frühling unter die Viehherde im Thal, so erregt Dies gleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Kühe sammeln sich brüllend in freudigen Sprüngen und meinen das Zeichen zur Alpfahrt zu vernehmen, und wenn diese wirklich begonnen wird, wenn die schönste Kuh mit der größten Glocke am bunten Bande behangen und wohl mit einem Strauß zwischen den Hörnern geschmückt wird, wenn das Saumroß mit Käsekesseln und Vorrath bepackt ist, die Melkstühle den Rindern zwischen den Hörnern sitzen, die sauberen Sennen ihre Alpenlieder anstimmen und der jauchzende Jodel weit durchs Thal schallt, dann soll man den trefflichen Humor beobachten, in dem die gut- und oft übermüthigen Thiere sich in den Zug reihen und brüllend den Bergen zu marschiren. Im Thale zurückgehaltene Kühe folgen oft unversehens auf eigene Faust den Gefährten auf entfernte Alpen."

„Freilich ist es bei schönem Wetter für eine Kuh auch gar herrlich hoch in den Gebirgen. Frauenmäntelchen, Mutterkraut und Alpenwegerich bieten dem schnoppernden Thiere die trefflichste und würzigste Nahrung. Die Sonne brennt nicht so heiß, wie im Thale, die lästigen Bremsen quälen das Rind während des Mittagsschläfchens nicht, und leidet es vielleicht noch von einem Ungeziefer, so sind die zwischen den Thieren ruhig herumlaufenden Staren und gelben Bachstelzen stets bereit, ihnen Liebesdienste zu erweisen: das Vieh ist munterer, frischer und gesünder, als das im Thale, und pflanzt sich regelmäßiger und naturgetreuer fort; das naturgemäße Leben bildet den natürlichen Verstand besser aus. Das Rind, welches ganz für sich zog, ist aufmerksamer, sorgfältiger, hat mehr Gedächtniß, als das stets verpflegte. Die Alpkuh weiß jede Staude, jede Pfütze, kennt genau die besseren Grasplätze, weiß die Zeit des Melkens, kennt von fern die Lockstimme des Hüters und naht ihm zutraulich; sie weiß, wann sie Salz bekommt, wann sie zur Hütte oder zur Tränke muß,

sie spürt das Nahen des Unwetters, unterscheidet genau die Pflanzen, die ihr nicht zusagen, bewacht und beschützt ihr Junges und meidet achtsam gefährliche Stellen. Letzteres aber geht bei aller Vorsicht doch nicht immer gut ab. Der Hunger dringt oft zu den noch unberührten, aber fetten Rasenstellen, und indem sich die Kuh über die Geröllhalde bewegt, weicht der lockere Grund und sie beginnt bergab zu gleiten. Sowie sie bemerkt, daß sie selber sich nicht mehr helfen kann, läßt sie sich auf den Bauch nieder, schließt die Augen und ergibt sich ruhig in ihr Schicksal, indem sie langsam fortgleitet, bis sie in den Abgrund stürzt oder von einer Baumwurzel aufgehalten wird, an der sie gelassen die hilfreiche Dazwischenkunft des Sennen abwartet. . . ."

„Sehr ausgebildet ist namentlich bei dem schweizerischen Alprindvieh jener Ehrgeiz, welcher das Recht des Stärkeren mit unerbittlicher Strenge handhabt und danach eine Rangordnung aufstellt, der sich Alle fügen. Die Heerkuh, welche die große Schelle trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Herde und nimmt bei jenem Umzug unfehlbar den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr voranzugehen. Ihr folgen die stärksten Häupter, gleichsam die Standespersonen der Herde. Wird ein neues Stück hinzugekauft, so hat es unfehlbar mit jedem Gliede der Genossenschaft einen Hörnerkampf zu bestehen und nach dessen Erfolgen seine Stelle im Zuge einzunehmen. Bei gleicher Stärke setzt es oft böse, hartnäckige Zwiegefechte ab, da die Thiere stundenlang nicht von der Stelle weichen. Die Heerkuh, im Vollgefühl ihrer Würde, leitet die wandernde Herde, geht zur Hütte voran, und man hat oft bemerkt, daß sie, wenn sie ihres Ranges entsetzt und der Vorschelle beraubt wurde, in eine nicht zu besänftigende Traurigkeit fiel und ganz krank wurde."

„Bei jeder großen Alpenviehherde ist ein Zuchtstier, welcher sein Vorrecht mit sultanischer Ausschließlichkeit und ausgesprochenster Unduldsamkeit bewacht; es ist selbst für den Sennen nicht rathsam, vor seinen Augen eine rindernde Kuh von der Sente zu entfernen. In den öfters besuchten tieferen Weiden dürfen nur zahme und gutartige Stiere gehalten werden; in den höheren Alpen trifft man aber oft sehr wilde und gefährliche Thiere. Da stehen sie mit ihrem gedrungenen, markigen Körperbau, ihrem breiten Kopf mit krausem Stirnhaar am Wege und messen alles Fremdartige mit stolzen, jähzornigen Blicken. Besucht ein Fremder, namentlich in Begleitung eines Hundes, die Alp, so bemerkt ihn der Herdenstier schon von weitem und kommt langsam mit dumpfem Gebrüll heran. Er beobachtet den Menschen mit Mißtrauen und Zeichen großen Unbehagens, und reizt ihn an der Erscheinung desselben zufällig Etwas, vielleicht ein rothes Tuch oder ein Stock, so rennt er geradeaus mit tief gehaltenem Kopf, den Schwanz in die Höhe geworfen, in Zwischenräumen, wobei er öfters mit den Hörnern Erde aufwirft und dumpf brüllt, auf den vermeintlichen Feind los. Für diesen ist es nun hohe Zeit, sich zur Hütte, hinter Bäume oder Mauern zu retten; denn das gereizte Thier verfolgt ihn mit der hartnäckigsten Leidenschaftlichkeit und bewacht den Ort, wo es den Gegner vermuthet, oft stundenlang. Es wäre in solchem Falle thöricht, sich vertheidigen zu wollen. Mit Stößen und Schlägen ist wenig auszurichten, und der Stier läßt sich eher in Stücke hauen, ehe er sich vom Kampfe zurückzieht."

„Die festlichste Zeit für das Alpenrindvieh ist ohne Zweifel der Tag der Alpfahrt, welche gewöhnlich im Mai stattfindet. Jede der ins Gebirge ziehenden Herden hat ihr Geläut. Die stattlichsten Kühe erhalten, wie bemerkt, die ungeheuren Schellen, welche oft über einen Fuß im Durchmesser halten und 40 bis 50 Gulden kosten. Es sind die Prunkstücke des Sennen; mit drei oder vier solchen in harmonischem Verhältniß zu einander stehenden läutet er von Dorf zu Dorf seine Abfahrt ein. Zwischen hinein tönen die kleinen Erzglocken."

„Trauriger, als die Alpfahrt, ist für Vieh und Hirt die Thalfahrt, welche in ähnlicher Ordnung vor sich geht. Gewöhnlich ist sie das Zeichen der Auflösung des familienartigen Herdenverbandes."

Solches Herdentreiben ist so zu sagen die Dichtung im Rinderleben. In den meisten übrigen Ländern hat das gute Hausthier kein so schönes Loos. In Deutschland genießt es blos in den Gebirgen und in den nördlichen Marschgegenden während des Sommers eine mehr oder weniger be-

schränkte Freiheit. Die Herden im Thüringer Walde erinnern noch lebhaft an jene, welche auf den Alpen weiden. In keinem größeren Walde dieses lieblichen Gebirges wird man die Rinder vermissen. Jede Herde besitzt ihr eigenes vollstimmiges Geläut, und gerade in ihm suchen die Hirten ihren größten Stolz. Es gibt gewisse Tonkünstler, die Schellenrichter, welche im Frühjahr von Dorf zu Dorf ziehen, um das Geläut zu stimmen. Jede Herde muß wenigstens acht verschiedene Glocken haben, welche großer, mittler und kleiner Baß, Halbstampf, Auchschell, Beischlag, Lammschlag und Gitzer genannt werden. Man hat beobachtet, daß die Rinder das Geläut ihrer Herde genau kennen und verirrte Kühe sich durch dasselbe zurückfinden. Die Thiere weiden während des ganzen Sommers im Walde; erst im Spätherbst stallt man sie ein.

In dem Alpenlande Norwegen lebt das Rindvieh in ähnlichen Verhältnissen, wie in der Schweiz; und in dem südlichen Theile des Landes haben es die Thiere vielleicht noch besser, als die schweizer Kühe. Das norwegische Rind ist abgehärtet, wie alle Hausthiere dort es sind, und treibt sich sehr viel im Freien umher; immer aber kehrt es abends in seinen warmen Stall zurück. Das Leben auf dem Hochgebirge in den Sennerwirthschaften hat sicherlich für Menschen und Thiere dieselben Reize, wie das Hirten- und Herdenleben in den eigentlichen Alpen; aber nicht alle Kühe genießen die liebevolle Pflege der schmucken und reinlichen Sennerinnen, welche das Gebirge des Nordens in so anmuthiger Weise zu beleben wissen. In den Waldgegenden z. B. läßt man die Thiere ohne Aufsicht umherstreifen, und da kommt es oft genug vor, daß ein Stück tagelang verirrt in den Wäldern umherstreift, mühselig durch Sumpf und Mor sich arbeitet und nur im günstigsten Falle wieder zu den Menschen kommt, abgemattet, mager, halbverhungert.

Weiter im Norden ist namentlich der Winter eine gar böse Zeit für das Rindvieh. Der kurze Sommer kann in Norland und in Lappland nicht genug Weide mehr erzeugen, und deshalb ist man auf ein sonderbares Hilfsmittel gekommen. Man füttert nämlich nicht blos Heu und Stroh, Laub und Birkenzweige, Renthiermos und Pferdemist, Meerespflanzen, Algen und dergleichen, sondern auch Fische und namentlich die Köpfe der Dorsche, welche man gerade zur Zeit des Futtermangels in großen Mengen fängt. Diese Fischköpfe werden in Kesseln mit Tangen aller Art und Mosen zusammengekocht, und zwar solange, als möglich, damit die Knochen weich oder zur Gallerte werden; dann schüttelt man die breiige Masse den Kühen vor, und diese fressen die ihnen so unnatürliche Nahrung mit Begierde. Die Bewohner der Losodden haben mir versichert, daß man die Gerüste, auf denen die Dorsche getrocknet werden, vor den Kühen bewahren müsse, weil diese ohne Umstände sich an den halbtrockenen Fischen satt zu fressen pflegen.

In den meisten übrigen Ländern Europas ist das Rindvieh ein trauriger Sklave des Menschen; doch dürfte es unnöthig sein, hierauf weiter einzugehen. Dagegen glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich von einer der eigenthümlichsten und rohesten Benutzungen des Rindes, von den spanischen Stierhatzen und Stiergefechten noch Einiges und zwar aus eigener Anschauung mittheile. Alle Spanier, ebensowohl die, welche ihr ursprüngliches Vaterland, als diejenigen, welche die neue Welt bewohnen, sind leidenschaftliche Freunde von Schauspielen, wie sie wohl die alten Römer aufführten, nicht aber gebildete und gesittete Völker leiden mögen. In Spanien kommt der Ochse zur Geltung. Er genießt hier eine Achtung, wie sie nur einem indischen Zebu zu Theil werden mag; er kann sich zum Helden des Tages emporschwingen und unter Umständen weit mehr Theilnahme erregen, als alles Uebrige, was den Spanier näher angeht. Dieser hat für die Schönheiten eines Stieres ein ganz besonderes Auge; er prüft und schätzt ihn, wie bei uns ein Kundiger ein edles Pferd oder einen guten Hund. Nicht einmal an einem frommen Zugstiere geht er gleichgiltig vorüber; gegen ein vielversprechendes Kalb zeigt er sich sogar zärtlich.

Die Stierhatzen sind Vergnügungen, welche einen Sonntagsnachmittag in erwünschter Weise ausfüllen und der Menge erlauben, thätig mit einzugreifen; bei den Stiergefechten kämpfen geübte Leute, die Toreros, falls nicht junge vornehme Nichtsthuer als besonderen Beweis ihrer Gesittung

ein solches Schauspiel veranstalten, d. h. das Amt der Stierkämpfer übernehmen und sich also auf die Stufe dieses rohen Gesindels stellen.

Die Stierhatzen werden auf den Märkten der Städte abgehalten. Alle nach dem Platze führenden Straßen sind durch ziemlich feste Holzplanken geschlossen. Eine der Planken dient als Eingang und hier entrichtet jeder Eintretende eine gewisse Summe. Ein Kaufmann in Jativa de San Felipe, hatte uns gelegentlich einer Stierhatze zu sich eingeladen, weil wir von seinem Haus aus den ganzen Marktplatz übersehen konnten. Es war ein sehr eigenthümliches Schauspiel, welches wir genossen. Die Hausthüren waren geschlossen, alle Erker aber geöffnet und gedrängt voll Menschen. Selbstverständlich nahmen auch die Frauen den lebhaftesten Antheil. In der Mitte des Marktes erhob sich ein Gerüst für die Musik, welche um so lauter spielte, je toller der Lärm wurde. Der ganze Markt war voll von Menschen. Ich konnte mir gar nicht erklären, wo sie hergekommen und wohin sie sich zurückziehen wollten, wenn der Held des Tages auf dem Platze erscheinen würde. Man sah wohl einige Gerüste aufgeschlagen; aber diese konnten doch unmöglich die Menschenmenge fassen, welche jetzt auf dem Markte herumwogte. Und doch war es nicht anders! Einige Schläge an die Thür des Gehöftes, in welchem sich die Stiere befanden, benachrichtigte die Menschenmenge von dem baldigen Erscheinen des vierfüßigen Schauspielers. Augenblicklich stob die Masse aus einander. Alle Gerüste oder vielmehr die Pfahl- und Breterverbindungen waren im Nu bis oben hinauf mit Menschen besetzt. Wie Affen hockten die Leute über einander. Unten auf der Erde unter den Gerüsten lag die liebe Jugend auf dem Bauche. An manchen Häusern waren andere Vorrichtungen getroffen worden, um geschützte Plätze gegen den herannahenden Ochsen zu erhalten. Man hatte drei bis fünf starke Stäbe oder Bohlen in Seile eingebunden und an den Erkern befestigt. Die Bohlen waren so schmal, daß eben nur ein Fuß darauf Platz fand; sie genügten aber, wie ich bald sah, vollständig zum Ausweichen. Von oben herab hingen so viele Leinen, als möglicherweise Leute auf diesen Schieferdeckergerüsten Platz finden konnten. Die Leinen waren von Fuß zu Fuß Entfernung in Knoten geschlungen und dienten zum rascheren und sicheren Erklettern des Gerüstes, sowie zum Sichfesthalten da oben. Andere Zuschauer hatten auf den Bänken, welche man hier und da in den Hausthüren sieht, Platz genommen, andere standen in den Thüren, immer bereit, dieselben augenblicks zu schließen; wieder andere hatten die Thore mittelst schwerer Tafeln befestigt. An dem Gerüst, auf welchem die Musikbande thronte, hingen noch außerdem über hundert Menschen, und es brach deshalb auch glücklich später zusammen.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren des Gehöftes. Der Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Unterhaltung, ein zünftiger Ochse, stürmte heraus. Augenblicklich saßen alle Menschen auf ihren schwebenden Gerüsten. Die ehrbare Versammlung begrüßte den herausgetretenen Stier mit einem endlosen Gebrüll. Verwundert sah der Ochse sich um. Die bunte Menschenmenge, der ungewohnte Lärm machten ihn stutzig. Er stampfte mit dem Fuße und schüttelte das Haupt, die gewaltigen Hörner zu zeigen, bewegte sich aber nicht von der Stelle. Das verdroß die Leute natürlich. Die Frauen schimpften und schwenkten ihre Tücher, nannten entrüstet den Ochsen ein erbärmliches Weib, eine elende Kuh; die Männer gebrauchten noch ganz andere Kraftworte und beschlossen endlich, den Faulen in Trab zu setzen. Zuerst sollten Mißklänge aller Art ihn aus seiner Ruhe schrecken. Man war erfindungsreich im Hervorbringen eines wahrhaft entsetzlichen Lärmes, pfiff auf wenigstens zwanzigfach verschiedene Weise, brüllte, schrie, kreischte, klatschte in die Hände, schlug mit Stöcken auf den Boden, an die Wände, an die Thüren, zischte, als ob Raketen in Brand gesetzt würden; man schwenkte Tücher, schwenkte von neuem: — der Ochse war viel zu sehr verwundert; er stand noch unbeweglich. Ich fand Dies ganz natürlich. Sein Fassungsvermögen war eben schwach, und wenn es auch sonst bei derartigen Geistern gewöhnlich nicht lange dauert, um zu begreifen, daß man auch als Ochse der Held des Tages sein kann, schien sich unser Stier doch noch nicht so leicht als mancher Mensch an seiner Stelle in die ihm gewidmeten Ehrenbezeugungen finden zu können. Zudem war die Lage des guten Thieres wirklich ungemüthlich. Ueberall Menschen, von denen man nicht wissen konnte, ob sie verrückt oder

bei Verstande waren, und aus diesem allgemeinen Irrenhause keinen Ausweg: Das muß selbst einen Ochsen zum Nachdenken bringen!

Aber das tiefe Nachdenken sollte gestört werden. Spaniens edles Volk wollte sich mit dem Ochsen unterhalten, wollte sich mit ihm verbrüdern. Man griff deshalb zu anderen Mitteln, um den Erstaunten zu stören. Langsam öffnete sich eine Thüre; ein langes, am vorderen Ende mit spitzen Stacheln bewehrtes Rohr wurde sichtbar, weit schob es sich heraus, endlich erschien auch der Mann, welcher es am andern Ende festhielt. Bedächtig richtete und lenkte er besagtes Rohr: — ein furchtbarer Stoß nach dem Hintertheile des Ochsen wurde vorbereitet und ausgeführt, — er gelang, doch ohne die gehoffte Wirkung. „Toro" halte den Stoß für einen Mückenstich gehalten. Er schlug zwar wüthend nach hinten aus, das stechlustige Kerbthier zu vertreiben, blieb aber stehen. Neue Mittel ersann man; sogar das Parallelogramm der Kräfte wurde in Anwendung gebracht. Von zwei Seiten zielte und stieß man zu gleicher Zeit nach dem Hintertheile des Stieres. Das trieb ihn endlich einige Schritte vorwärts. Jetzt brachten Stachelbolzen, welche man mit dem Blasrohre nach seinem Felle sandte, ihm zugeworfene Hüte, vorgehaltene Tücher und das bis zum Aeußersten gesteigerte Brüllen, die gewünschte Wirkung hervor. Todesmuthig, zitternd vor Wuth, stürmte das Thier an einer Seite des Marktplatzes hinauf, und fegte diese gründlich rein, — aber nur für einen Augenblick; denn kaum war der Stier vorüber, so war auch die Menge wieder von ihren schwebenden Sitzen herunter und rannte ihrem Lieblinge nach.

Man war wirklich frech. Wenn der Stier längs der Häuser dahinfegte, faßten ihn einige der verwegensten Kerle auf Augenblicke mit den Händen an den Hörnern, Andere traten ihn von oben herab mit Füßen, Andere stellten sich auf kaum mehr als zehn Schritte vor ihm hin und reizten ihn auf alle mögliche Weise, waren aber, wenn der Stier auf sie losstürzte, immer noch geschwind genug, eines der Gerüste zu erklettern. Die Meisten bewiesen einen unglaublichen Muth; Einige aber waren doch recht feig. Sie stachen durch kleine Löcher in den Hausthüren hindurch oder machten nur Lärm, wie ein Mann, welcher unsere Verachtung im reichsten Maße auf sich zog, weil er blos die Thür öffnete, mit der Hand oder dem Stocke dreinschlug, sie aber, sowie der Stier die geringste Bewegung machte, schleunigst wieder verschloß. Während der Hatzen lernte ich einsehen, wie genau die Spanier ihren guten Freund kannten. So waren die untersten Planken, auf denen die Leute standen, kaum höher, als vier Fuß, der Ochse konnte sie also ganz bequem mit seinen Hörnern leer machen: er kam aber nie dazu; denn kurz vor seiner Ankunft faßten die auf solchen Planken Stehenden mit ihren Händen höhere Theile des Gerüstes, zogen die Beine an und erhielten sich so lange in der Schwebe, bis das Thier vorüber war.

Um zum Schluß zu kommen: Sechs Stiere wurden durch Menschen und Hunde so lange auf dem Markte herumgehetzt, bis sie wüthend und später müde wurden. Dann war es für sie stets eine Erlösung aus allem Uebel, wenn der zahme Leitochse erschien, dem die Pflicht oblag, sie in ihre Ställe zurückzubringen. Dies Mal ging die Geschichte ohne Unfall vorüber, obgleich man wiederholt solchen fürchten mußte, namentlich als das erwähnte Gerüst zusammenbrach. Im ungünstigen Augenblick darf nur ein einziges Bret an den Gerüsten brechen, und ein Unglück ist vollendet. Bei einer der letzten Hatzen hatten zwei Menschen das Leben verloren. So Etwas stört aber die Spanier keineswegs; selbst die Polizei thut Nichts, um ein so trauriges Zwischenspiel — denn die Stierhatze wird nicht unterbrochen, wenn ein Paar Menschen dabei umkommen — zu verhüten. Hier begnügte sie sich, die auf wirklich unverantwortlich tollkühne Weise aufgestellten Leute weniger gefahrvollen Plätzen zuzutreiben; im übrigen wirkte sie bei der Hatze selbst sehr thätig mit.

Solche Hatzen sind einfache Sonntagsvergnügungen der Spanier, die Stiergefechte dagegen außerordentliche Feste, ja man kann wohl sagen, die größten des Jahres. In Madrid und in Sevilla werden während der heißen Sommermonate bei gutem Wetter jeden Sonntag Stiergefechte aufgeführt, in den übrigen Städten des Landes nur ein Mal im Jahre, gewöhnlich aber dann drei Tage lang nach

einander. Der Reisende, welcher sich längere Zeit in Spanien aufhält, kann dem Schauspiele gar nicht entgehen. Ich beschreibe ein Stiergefecht, welchem ich in Murcia beiwohnte.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden des festlichen Sonntags drängten sich die Menschen in den dahin führenden Straßen. Ueberfüllte Wagen aller Art kreuzten sich mit leeren, welche vom Platze zurückkehrten, um neue Schaulustige dahinzubringen. Am Eingange des Schauplatzes drängte sich die bunte Masse unter Fluchen und Toben, obgleich die Thüren bereits seit mehreren Stunden geöffnet waren und die ärmeren Stadtbewohner, sowie die wie überall geizigen Landleute schon seit Mittag ihre Plätze gewählt und besetzt hatten. Diese Leute mußten fünf Stunden lang die furchtbare Sonnengluth aushalten, um dann während der Vorstellung Schatten zu haben; aber sie ertrugen Alles gern, um nur das erhabene Schauspiel in Ruhe genießen zu können. Der Anblick des Amphitheaters war überraschend. Die Menschenmenge verschmolz zu einem bunten Ganzen; nur die rothen Binden der Männer der Fruchtebene und die lebhaft gefärbten Halstücher der Frauen stachen hervor. Auf der Sonnenseite hatte man Regenschirme zum Schutz gegen das brennende Gestirn ausgespannt. Einige junge Leute schwenkten rothe Fahnen mit daraufgestickten Ochsenköpfen und andere passende d. h. auf das Rindvieh bezügliche Zeichen des Festes. Sehr Viele waren mit Sprachröhren versehen, um den wüsten Lärm, welcher herrschte, noch eigenthümlicher Weise vermehren, um das Gekreisch und Gebrüll noch vervollständigen zu können.

Unsere anfangs noch den Sonnenstrahlen ausgesetzten Plätze befanden sich hart an der zum Stierzwinger führenden Thüre. Links vor uns hatten wir die Pforte, durch welche die Kämpfer hereintreten und die getödteten Thiere hinausgeschafft werden, rechts über uns war der Schausitz der Obrigkeit, dicht vor uns, blos durch eine Planke getrennt, der Kampfplatz. Dieser mochte ungefähr sechzig oder achtzig Schritte im Durchmesser halten und war ziemlich geebnet, jetzt aber voller Pfirsichkerne und anderer Fruchtreste, welche man von oben herabgeworfen hatte und beständig noch herabwarf. Die Planke mochte 4½ Fuß hoch sein, an der inneren Seite hatte sie in einer Höhe von 1½ Fuß ziemlich breite Leisten, dazu bestimmt, den vor dem Stier fliehenden Kämpfern beim Ueberspringen Unterstützung zu leisten. Zwischen dieser Umhegung und den Schauplätzen war ein schmaler Gang für die Toreros leergelassen worden, hierauf folgten „in weiter stets geschweiften Bogen“ die für die Masse bestimmten Bänke, etwa zwanzig oder dreißig an der Zahl. Hierher drängten sich noch immer Menschen, welche es versuchten, sich zwischen bereits Sitzende gewaltsam einzupressen. Ueber diesen Sitzreihen kamen die gesperrten Plätze und über ihnen endlich die Logenreihen, in welchen man die Frauen der Stadt im höchsten Putze sehen konnte. Der Schausitz der Obrigkeit oder des vorsitzenden Alcalden war mit rothem Damast behängt und trug das Wappen der Stadt, die übrigen waren einfacher geschmückt. Auf den Dächern dieser Logen sah man noch Schaulustige in Menge. Hunderte von Menschen standen, den Regenschirm in der Hand, da oben, wahrscheinlich, weil sie unten keine Sitze gefunden hatten. Erst beim Anblick dieser Menschenmenge wurde es glaublich, daß eine Arena ihre zwölf- bis zwanzigtausend Menschen fassen kann.

Jeder Zuschauer that, was er von seinem Platze aus thun konnte, und die Bedeutung des Sprichwortes: „Er beträgt sich, wie auf dem Platz der Stiere“ wurde uns einleuchtend. Nicht ein Einziger saß ruhig, sondern bewegte wenigstens Arme, Regenschirm, Fächer oft nach allen Richtungen hin, schrie aus vollem Halse, warf mit Früchten um sich, kurz, bemühte sich so viel als möglich, einem wilden Thiere gleichzukommen.

Mit dem Schlag der bestimmten Stunde erschien der Alcalde in seiner Loge. Die großen Thore öffneten sich und die Toreros traten herein. Vor ihnen her ritt ein Alguazil in seiner uralten Amtstracht, auf ihn folgten die Espadas, Bandarilleros und Cacheteros, hierauf die Picadores und zuletzt ein Gespann mit drei reichgeschmückten Maulthieren. Die Fechter waren kostbar gekleidet; sie trugen enge, überreich gestickte Kleider und darüber rothe, mit Goldschmuck überladene Sammetmäntel; selbst die sammetenen Beinkleider waren an den Seiten mit goldenem Laubwerk gestickt. Die kurze Jacke war förmlich mit Silber überladen; denn man hatte dicke Platten, welche Edelsteine umfaßten, darauf ge-

heftet. Von den Schultern hingen Goldtrobbeln herab. Die schwarzen Käppchen, welche alle trugen, bestanden aus dickem, eigenthümlich gewebten Wollenzeuge, die Füße bekleideten leichte Schuhe mit silbernen Schnallen. Die Bandarilleros trugen, anstatt der Mäntel, buntfarbige, wollene Tücher über dem Arme. Ganz abweichend waren die Picadores gekleidet. Nur die Jacke war ebenso kostbar gestickt, als bei den übrigen, die Beinkleider bestanden aus dickem Leder und waren über schwere, eiserne Schienen gezogen, welche die Unterschenkel und die Füße, sowie den rechten Oberschenkel umhüllten. Auf dem Haupte saßen ihnen breitkrempige Filzhüte, welche mit buntfarbigen Bandrosen verziert waren. Diese Leute ritten erbärmliche Klepper, alterschwache Pferde, welche sie mit einem wirklich furchtbaren Sporn am linken Fuße antrieben. Sie saßen in Sätteln mit hohen Rücklehnen und überaus schweren, wie grobe Holzschuhe gestalteten eisernen Steigbügeln. Alle Fechter trugen dünne Haarzöpfe von größerer oder geringerer Länge.

Der Zug der hereingetretenen Männer bewegte sich nach der Loge des Alcalden, verbeugte sich vor diesem und grüßte dann die schauende Menge. Hierauf rief der Alguazil einige Worte zum Mann des Gesetzes hinauf, welche aber von ungeheurem Lärm der Zuschauer vollkommen verschlungen wurden. Sie enthielten die Bitte um Erlaubniß zum Beginn der Vorstellung. Der Alcalde erhob sich und warf dem Alguazil den Schlüssel zum Stierzwinger zu. Dieser fing denselben auf, ritt zu der Thür des Zwingers und gab ihn einem dortstehenden Diener, welcher die Thür aufschloß, aber noch nicht öffnete. Die Espadas warfen ihre Mäntel ab, hingen sie an der Umplankung auf, ordneten ihre Degen und nahmen, wie die Bandarilleros, bunte Tücher zur Hand. Die Picadores ritten zu einem besonderen Beamten, welcher die nöthigen Quäl- und Schlachtwerkzeuge bewahrte, und erbaten sich von diesem Lanzen, vier bis fünf Ellen lange, runde, etwa 1½ Zoll im Durchmesser haltende Stangen, an deren einem Ende eine kurze, dreischneidige, sehr scharfe Spitze befestigt ist, aber nur soweit hervortritt, als sie in das Fleisch des Stieres eindringen soll. Nachdem sie ihre Waffen empfangen hatten, waren alle zum Beginn des Gefechtes nöthigen Vorbereitungen beendet.

Es läßt sich nicht verkennen, daß bis jetzt das Schauspiel etwas Großartiges und theilweise auch Anziehendes hatte; von nun aber sollte es anders kommen. Bis jetzt hatte man es noch mit Menschen zu thun gehabt; von nun an aber trat das Vieh in seine Rechte.

Man öffnete die Thür des Stalles, um dem eingepferchten Stiere einen Ausweg zu verschaffen. Dieser war vorher regelrecht in Wuth versetzt worden. Der Stierzwinger ist ein breiter Gang mit mehreren kleinen gemauerten oder aus Holz bestehenden Kämmerchen, in deren jedes ein Stier getrieben wird, oft mit großer Gefahr und Mühe, hauptsächlich durch Hilfe der zahmen Stiere, welche gegen ihre wilden Brüder ganz ähnlich verfahren, wie die zahmen Elefanten gegen die frisch gefangenen. In seinem Kämmerchen nun wird der zum Kampfe bestimmte Stier erst stundenlang mit einem Stachelstock gepeinigt oder, wie der Spanier sagt, „gestraft“. Die Spitzen sind nadelfein, so daß sie wohl durch die Haut dringen und Qualen verursachen, aber kaum Blutverlust hervorrufen. Man kann sich denken, wie sehr sich die Wuth des armen Gefangenen, der sich nicht einmal in seinem Kämmerchen umdrehen kann, steigert und mit welcher Freude er ins Freie stürzt, sobald sich ihm dazu Gelegenheit bietet.

Sofort nach dem Oeffnen des Zwingers erschien denn auch der erste der Verdammten:

„Ein Sohn der Hölle schwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein schaurig Bild;
Dumpf drang aus seiner Brust die Stimme,
Er schnaubte wild im Rachegrimme.“

Um ihn noch wüthender zu machen, hatte man ihm eine Minute vorher die sogenannte „Devise“, eine große buntfarbige Bandrose, vermittelst einer eisernen Nadel mit Widerhaken durch Haut und Fleisch gestochen und damit die vorhergehenden Qualen würdig beschlossen. Beim Heraustreten stutzte er nur einen Augenblick; dann nahm er sofort einen der Bandarilleros an und stürzte gesenkten

Hauptes auf diesen los. Der Fechter empfing ihn mit der größten Ruhe, hielt ihm das Bunttuch vor und zog sich dann gewandt zurück, um den Stier einem der Picadores zuzuführen. Sie saßen mit vorgehaltenen Lanzen unbeweglich auf ihren Pferden, oder ritten höchstens den Stieren ein Paar Schritte entgegen, um sie dadurch zum Angriff zu reizen. Weil sie die wüthenden Thiere immer von der rechten Seite auflaufen ließen, hatten sie ihren Pferden das rechte Auge verbunden. Ihre Aufgabe war es, den Stier von den Pferden abzuhalten; allein die armen, altersschwachen, dem Tode geweihten Mähren besaßen selten genug Widerstandsfähigkeit, dem Stoße des Picador den nöthigen Nachdruck zu verleihen, und wurden deshalb regelmäßig das Opfer des anstürmenden Feindes. Wenn der Stier vor einem der Reiter angekommen war, blieb er eine Zeitlang unbeweglich stehen, stampfte mit den Vorderfüßen den Boden und schleuderte den Sand hinter sich, schlug mit dem Schweife, rollte die Augen, senkte plötzlich den Kopf und rannte auf das Pferd los, dabei aber mit seiner vollen Kraft in die vorgehaltene Lanze, welche der Picador nach seinem Nacken gerichtet hatte. Pferd und Reiter wurden durch den Stoß des Stieres zurückgeschleudert, beide aber blieben dies Mal unversehrt. Brüllend vor Schmerz und Wuth zog sich der Angreifer zurück und schüttelte den blutigen, von der Pike weit aufgerissenen Nacken. Dann stürzte er sich von neuem auf die vor ihm hergaukelnden Fußfechter, deren Mäntel ihn in immer größere Wuth versetzten, oder auf einen andern der Picadores. Beim zweiten Anlaufe gelang es dem gewaltigen Thiere, fast immer bis zu dem Pferde vorzudringen, und dann bohrte es auch im selben Augenblick dem armen Geschöpf seine spitzigen Hörner tief in den Leib. Glücklich für das gefolterte Thier, wenn der erste Stoß ihm in die Brust gedrungen und tödtlich war! Wehe ihm, wenn es nur eine Verwundung an den Beinen oder im Unterleib erhalten hatte! Wenn ein Stier dem Pferde auch den Unterleib aufgeschlitzt hatte und die Gedärme herausquollen oder selbst auf der Erde nachschleppten, daß das gepeinigte edle Geschöpf mit seinen eigenen Hufen auf ihnen herumtrat: seine Marter war dann noch nicht beendigt. Die Picadores zerstießen mit ihren Lanzen die nachschleppenden Eingeweide, damit deren Inhalt ausfließen sollte, oder die Pferde traten sie selbst sich ab, und von neuem trieben ihre Reiter sie dem Stier entgegen. Am ganzen Leibe zitternd, die Lippen krampfhaft bewegend, standen die Pferde und erwarteten einen zweiten, dritten Angriff des wüthenden Stieres, bis der herannahende Tod ihrer Qual ein Ende machte. Hingemartert brachen sie zusammen; die Picadores schleppten sich schwerfällig bis zur Umplankung und erschienen dann nach einiger Zeit mit einem neuen Pferde wiederum auf dem Kampfplatze. Hatten die gefallenen Pferde noch etwas Leben in sich, dann wurden sie geschlagen und gemartert, in der Absicht, sie nach dem gemeinschaftlichen Todtenbette der gefallenen Thiere zu schaffen Dort wurde der Sattel ihnen abgerissen, während die Bandarilleros den Stier auf einer andern Seite beschäftigten, und, wenn es anging, schlug, stieß, schob und zog man sie von neuem, um sie von dem Platze wegzubringen. Nur ein todt zusammengestürztes oder wenigstens schon mehr als halbtodtes Pferd ließ man ruhig auf der Wahlstatt liegen.

Bei jedem gut abgewiesenen Anlaufe des Stieres spendeten die Zuschauer dem Picador, bei jeder Verwundung, welche ein Pferd erhielt, dem Stiere ihren Beifall. Stimmen der empörendsten Gefühllosigkeit wurden laut; — „Geh, Pferd, nach dem Krankenhause und laß dich dort heilen! Sieh, Pferdchen, welch einen Stier du vor dir hast! Weißt du jetzt, mit wem du es zu thun hattest?" — und ähnliche Worte vernahm man, und rohes Gelächter begleitete solche Ausrufe. Je tiefer die Verwundung eines Pferdes war, um so stürmischer wurde der Beifall des Volkes; mit wahrer Begeisterung aber begrüßte man die Niederlage eines der Picadores. Es kam nämlich während des ganzen Gefechtes mehrere Mal vor, daß einer dieser Leute sammt seinem Pferde von dem Stiere zu Boden geworfen wurde. Einer derselben stürzte mit dem Hinterkopfe gegen die Holzwand, daß er für todt vom Platze getragen wurde, kam aber mit einer Ohnmacht und einer leichten Schramme über dem Auge davon. Ein zweiter erhielt eine bedeutende Verrenkung des Armes und wurde dadurch für die nächste Zeit kampfesunfähig. Den ersteren würde der Stier ebenso wie sein Pferd getödtet

haben, hätten die Fußfechter nicht die Aufmerksamkeit des gereizten Thieres durch ihre Tücher auf sich gelenkt.

So dauerte der erste Gang des Gefechtes ungefähr fünfzehn Minuten oder länger, je nach der Güte, d. h. je nach der Wuth des Stieres. Je mehr Pferde er tödtete oder tödtlich verwundete, je mehr achtete man ihn. Die Picadores kamen oft in große Gefahr, wurden aber immer durch die Fußfechter von dem Stiere befreit; diese selbst entflohen im Nothfalle durch rasches Ueberspringen der Umplankung. Ihre Gewandtheit war bewunderungswürdig, ihre Tollkühnheit überstieg allen Glauben. Der eine Fechter faßte den Stier beim Schwanz und drehte sich mit ihm mehrere Male herum, ohne daß das hierdurch in Raserei versetzte Thier ihm Etwas anhaben konnte. Andere warfen, wenn der Stier sie schon fast mit den Hörnern erreicht hatte, ihnen noch geschwind das Tuch über die Augen; kurz, sie hatten immer Zeit zum Entfliehen.

Nachdem der Stier genug Pikenstöße empfangen hatte, gab ein Trompetenstoß das Zeichen zum Beginn des zweiten Ganges. Jetzt nahmen einige der Fußfechter die Bandarillas zur Hand. Die Picadores verließen den Kampfplatz, die übrigen behielten ihre Tücher bei. Die Bandarilla ist ein starker, ungefähr eine Elle langer, mit Netzen bekleideter Holzstock, welcher vorn eine eiserne Spitze mit Widerhaken hat. Jeder Bandarillero nahm zwei dieser Quälwerkzeuge in seine Hände, reizte den Stier und stieß ihm, sowie derselbe auf ihn losstürzte, beide Bandarillas gekreuzt in den durch die Pikenstöße zerrissenen Nacken. Vergeblich versuchte der Stier, sie abzuschütteln, und immer höher steigerte sich seine Wuth. Im grimmigsten Zorn nahm er den zweiten und den dritten Bandarillero auf. Jedesmal erhielt er neue Bandarillas, ohne jemals den Mann erreichen zu können, welcher sofort nach dem Stoß gewandt zur Seite sprang. Binnen fünf Minuten war ihm der Nacken mit mehr als einem halben Dutzend Bandarillas gespickt. Beim Schütteln schlugen dieselben klappernd an einander, bogen sich allgemach zu beiden Seiten herab, blieben aber immer fest stecken.

Ein neuer Trompetenstoß eröffnete den dritten Gang. Der erste Espada, ein echtes Bravogesicht, ging gegen den Alcalden hin, verneigte sich und brachte ihm und der Stadt ein Hoch. Dann nahm er ein rothes Tuch in die linke, die Espada in die rechte Hand, ordnete Tuch und Waffe und ging auf den Stier los. Den langen, spitzen und starken zweischneidigen Degen, welcher ein Kreuz und einen sehr kleinen Handgriff hat, faßte er so, daß die drei hinteren Finger in dem Bügel staken, der Zeigefinger auf der Breitseite des Degens und der Daumen auf dem Handgriffe lag. Das Tuch breitete er über einen Holzstock aus, an dessen Ende eine Stahlspitze es festhielt. Mit diesem Tuche reizte er den Stier, bis dieser auf ihn losstürzte; aber nur dann, wenn das Thier in günstiger Weise anlief, versuchte er ihm einen Stoß in den Nacken zu geben. Gewöhnlich ließ er den Stier mehrere Male anlaufen, ehe er überhaupt zustieß. Bei einem Stiere gelang es ihm erst mit dem dritten Stoße, die geeignete Stelle hart am Rückgrat zwischen den Rippen zu treffen; die früheren Stöße waren zwischen die Wirbelkörper gekommen. Nach jedem Fehlstoß ließ der Mann die Espada stecken und bewaffnete sich mit einer anderen, während der Stier die erstere durch Schütteln abwarf. Wenn der Stoß gut gerichtet war, fuhr der Degen mit unglaublicher Leichtigkeit durch die Brusthöhle und kam gewöhnlich unten wieder zum Vorschein. Sofort nach dem tödtlichen Stoße blieb das Thier regungslos stehen. Ein Blutstrom quoll ihm aus Mund und Nase; er machte einige Schritte vorwärts und brach dann zusammen.

Jetzt näherte sich der Cachetero oder Matador, stach dem sterbenden Thiere einen breiten Abfänger ins Genick und zog die Bandrose aus seinem Nacken.

Beifallsgebrüll der Zuschauer vermischte sich mit der rauschenden Musik. Die breite Pforte öffnete sich, um das Gespann der Maulthiere einzulassen. Dem Stier wurde eine Schlinge zwischen und um die Hörner gewunden, diese am Zugholze befestigt, und nun schleiften die Maulthiere den gewaltigen Kämpen im vollen Rennen zum Thore hinaus. Hierauf wurden die gefallenen Pferde in eben derselben Weise fortgeschafft, die Blutlachen mit Sand bestreut und der Platz für das zweite Gefecht gereinigt.

Ein zweiter, dritter, sechster Stier erschien auf dem Kampfplatze. Der Gang des Gefechtes war bei allen derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß der eine mehr, der andere weniger Pferde tödtete, daß dieser erst mit dem zehnten, jener mit dem ersten Degenstoß zu Boden fiel. Bei diesem Heldenstück wollte das Brüllen der Zuschauer kein Ende nehmen. Der Espada selbst schnitt sich stolz ein Stück Haut des Thieres ab und warf es laut jubelnd in die Luft. In den Zwischenpausen spielte die Musik oder brüllten die Zuschauer. Einige verstanden es meisterhaft, das Brüllen des Stieres vermittelst der Sprachröhre, welche sie jedenfalls zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, nachzuahmen. Nach sechs Uhr war das Schauspiel beendet. Vor der Thür des Schlachthauses lagen auf blutgetränktem Bette zwanzig getödtete Pferde und der letzte der Stiere; die übrigen hatte man bereits fortgeschafft. Zehn oder zwölf mit Ochsen bespannte Karren hielten auf dem Platze, um die Mähren abzuräumen. Einzelne Pferde lebten noch, ohne daß eine mitleidige Hand sich gefunden hätte, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Man schnitt ihnen die Mähnen und die Schwänze ab, unbekümmert um ihr Röcheln und ihre Zuckungen; man lud sie endlich auf und überließ es ihnen, zu sterben, wo und wann sie könnten.

Es ist leicht erklärlich, daß solche öffentlich aufgeführte, von der Obrigkeit geduldete, ja geleitete Thierquälerei alle Leidenschaften aufstachelt. Die Stiergefechte sind ein deutlicher Beweis der geringen Bildung und Gesittung, welche gegenwärtig noch in Spanien herrschen. Die Pfaffen haben sich alle Mühe gegeben, sie zu erhalten, nachdem die Autodafés nicht mehr ausgeführt werden dürfen. Sie wissen, daß sie, so lange die Stiergefechte abgehalten werden, ihre Herrschaft behaupten können, weil die Menschen so lange roh und ungesittet bleiben werden. Solange die Spanier den gebildeten Völkern Europas nicht gleichstehen, wird man diese Tummelplätze der scheußlichsten Barbarei, der gemeinsten und niederträchtigsten Verhöhnung des Menschlichen im Menschen bestehen lassen.

Die Leidenschaft, mit welcher die Spanier den Stiergefechten beiwohnen, ist unglaublich groß. Nicht nur Männer sehen sich diese nichtswürdigen Spiele an, auch Frauen versäumen, wenn sie können, kein einziges. Sie nehmen selbst ihre säugenden Kinder noch mit sich auf den Kampfplatz. Dabei sind diese Gefechte die theuersten aller Vorstellungen, welche man sich denken kann. In den kleineren Städten Spaniens tritt vor jedem Stiergefecht immer eine Gesellschaft zusammen, welche die bedeutenden Ausgaben verlegt und sich dann in den nur selten fehlenden Gewinn theilt. Man muß den Kampfplatz miethen oder einen neuen aus Holz erbauen, muß Stiere ankaufen und ihre Herschaffungskosten bezahlen, muß die nöthigen Werkzeuge anschaffen, eine bedeutende Abgabe an die Regierung erlegen, etwa vierzig Pferde erwerben und die Stierkämpfer belohnen. Die beiden Gefechte in Murcia kosteten der Gesellschaft über 110,000 Realen; aber diese Summe war schon in der ersten Vorstellung eingenommen. Ein Stier kostet nie unter 2000, oft bis 6000 Realen oder etwa 130 bis 400 Thaler unseres Geldes. Die Fechtergesellschaft erhält bis 5000 Thaler für ihre Vorstellungen. Sie erwerben sich gewöhnlich ein bedeutendes Vermögen und werden zu den Helden des Tages, obgleich sie sonst in sehr geringer Achtung stehen. Der reiche und vornehme Pöbel befreundet sich mit ihnen, obgleich sie der Hefe des Volks angehören. Mehr noch als sie selbst bewundert man die Stiere; einzelne, welche viele Pferde tödteten, genießen jahrelangen Nachruf, und von ihnen her schreibt sich die Achtung, mit welcher die Spanier das Rindvieh überhaupt behandeln. —

Ueber das geistige Wesen des Hausrindes brauche ich nach dem Vorhergegangenen nicht viel zu sagen. Das Thier steht unzweifelhaft auf niederer Stufe; neben dem Schaf ist es das dümmste unserer Hausthiere. Seinen Pfleger lernt es kennen und in gewissem Grade lieben; es gehorcht dem Rufe und folgt der Lockung, es beweist auch eine gewisse Theilnahme gegen Den, welcher sich viel mit ihm beschäftigt; Gewohnheit scheint aber mehr zu wirken, als eigentliche Erkenntniß. „Alles Geistige", sagt Scheitlin, „tritt in den Rindern, welche mehr im Freien als im Stalle leben, schöner auf. Die Alpenkühe lernen ihren Fütterer schneller kennen, sind munter, freuen sich der ihrigen lebendiger, sie werden frischer vom Schellenklang, sie erschrecken weniger, sie kämpfen mit einander ritterlicher im Ernst und Scherz. — Ihr Ehrgefühl ist aber schwach. Hat die eine die andere zurückgedrängt, so macht Dies der Ueberwundenen gar Nichts: sie schämt und ärgert sich nicht, sondern trollt sich auf

die Seite, senkt den Kopf und frißt wieder. Die Siegerin zeigt nicht den mindesten Stolz, nicht die Spur von Freude; auch sie fängt sogleich wieder zu grasen an. Die Heerkuh fühlt sich freilich größer, als jede andere. Man erkennt Dies aus ihrem feierlichen Schritt; auch gestattet sie nicht, daß irgend eine andere Kuh ihr vorausgehe."

„Der Stier ist viel vorzüglichee, als die geistigste Kuh. Er hat weit mehr Körperkräfte, schärfere Sinne, mehr Kraftgefühl, Muth, Gewandtheit, Raschheit. Er schaut viel frischer in die Welt und sieht mit Verstand um sich, er fühlt sich als gewaltiger Beschützer seiner Herde, geht auf den Feind los und kämpft wacker mit ihm. Einen fremden Bullen leidet er nicht bei seiner Herde, er streitet mit ihm auf Leben und Tod."

Das Rind ist im zweiten Jahre seines Lebens zeugungsfähig. Paarungstrieb verräth die Kuh durch Unlust am Fressen und Saufen, durch Unruhe und vieles Brüllen. Die Brunst hält nur einen halben Tag an, kehrt aber, wenn die Lust nicht befriedigt wurde, oft wieder. Die Tragzeit währt gewöhnlich 285 Tage. Das Kalb erhebt sich bald nach seiner Geburt auf die Füße und saugt schon am ersten Tage seines Lebens. Die Kuh bemuttert es, bis sie wieder brünstig wird. Bei der Geburt bringt das junge Rind acht Schneidezähne mit auf die Welt, nach Vollendung des ersten Jahres wechselt es die beiden mittelsten, ein Jahr später die beiden diesen zunächststehenden, nach Verlauf des zweiten Jahres das dritte Paar und ein Jahr später endlich die beiden letzten. Mit dem fünften Lebensjahre gilben sich die anfänglich milchweißen Zähne, zwischen dem sechszehnten und achtzehnten beginnen sie auszufallen oder abzubrechen. Von dieser Zeit an gibt die Kuh keine Milch mehr, und der Stier ist zur Paarung kaum noch geeignet. Die Lebensdauer scheint fünfundzwanzig, höchstens dreißig Jahre nicht zu übersteigen.

Verschiedene Pflanzen im frischen und getrockneten Zustande, Wicken, Erbsen, junges Getreide und saftiges Gras sind die Lieblingsnahrung des Rindes. Schädlich werden ihm Flachs, Eibe, Wasserschierling, Läusekraut, Binsen, Froschlauch, Zeitlose, Wolfsmilch, Eisenhut, junges Eichenlaub und Wallnußblätter, nasser Klee u. dgl. Petersilie, Sellerie, Lauch und Zwiebeln wirken der Milcherzeugung entgegen. Thimian, Saalbreit, Hahnfuß, Wegerich werden im Nothfall gefressen, Früchte aller Art, Kartoffeln, Obst und Möhren dagegen leidenschaftlich gern. Salz ist Bedürfniß. Eine erwachsene Kuh bedarf etwa täglich 20 bis 25, ein Ochs 30 bis 35 Pfund Futter. Erstere verursacht Dem, welcher alles Futter kauft, einen Kostenaufwand von etwa 60 Thalern, bringt aber dafür etwa 80 Thaler ein. Noch besser verwerthet der Landwirth das Rind, wenn er es mästet, und zumal in der Neuzeit erzielt man durch geeignete Fütterung außerordentliche Erfolge. Das Rind gilt mit Recht als das einträglichste aller Hausthiere.

Dreizehnte Ordnung.

Vielhufer (Multungula).

Ein verfallendes Geschlecht, die letzten Stammhalter einer vormals sehr zahlreichen Abtheilung der Säugethiere, tritt vor uns in den Vielhufern oder Dickhäutern. Sie erscheinen uns so recht eigentlich als lebende Zeichen früherer Schöpfungsabschnitte, als auf uns Ueberkommene von längst vergangenen Erdentagen. Die Riesen aus anderen Ordnungen, welche neben ihnen in der Vorzeit lebten, sind längst gestrichen aus dem Buche der Lebendigen; nur sie noch gleichen den gewal

tigen Geschöpfen, welche einstmals unsere Erde bevölkerten. Jetzt stehen sie allein, fast jeder für sich selbst, weit getrennt von den übrigen, welche wir mit ihnen zu einer Ordnung rechnen. Die Verbindungsglieder sind eben ausgestorben. Auch in ihrer Reihe machte die Natur keine Sprünge: ein Glied reihte sich an das andere; jetzt aber sind die Lücken zwischen ihnen gewaltige geworden.

Die Vielhufer sind gegenwärtig die einzigen Riesen unter den Landsäugethieren. Ein plumper, massiger Leibesbau kennzeichnet sie. Auch die zierlichsten unter ihnen zeigen, anderen Klassenverwandten gegenüber, dieses Merkmal. Die Glieder sind kurz und dick, die Füße drei- bis fünfzehig. Jede Zehe ist mit einem besonderen Huf umschlossen. Bei fast sämmtlichen Arten verlängert sich der Antlitztheil mehr oder weniger, und bei einigen streckt sich die Nase in auffallender Länge als Rüssel hervor. Der Hals ist kurz, vom Leibe kaum abgesetzt; der Schwanz erreicht selten das Fersengelenk; die Ohren schwanken in weiten Grenzen; die Augen sind durchschnittlich klein, gleichsam verkümmert. Eine dicke, oft nur mit wenigen, seltener mit dichter stehenden Borsten bedeckte, auf große Stellen hin fast ganz kahle Haut umhüllt den Leib; eine einzige Familie nur erinnert noch an die pelzbekleideten Vielhufer der Vorwelt.

Der innere Leibesbau steht mit der Massenhaftigkeit des ganzen Thieres im Einklang. Alle Knochen sind schwer, massig, riesenhaft. Am Schädel überwiegt der Antlitztheil gewöhnlich den hirntragenden beträchtlich; bei einigen findet aber auch das Umgekehrte statt. Die Halswirbel sind kurz, ihre Dorn- und Querfortsätze sehr entwickelt, obgleich nicht so, wie an den 13 bis 21 Rückenwirbeln, den 3 bis 8 Lendenwirbeln und den 4 bis 8 meist innig mit einander verwachsenen Kreuzwirbeln. Die Zahl der Schwanzwirbel schwankt zwischen 7 und 27. Die Rippen sind breit und nicht auffallend gekrümmt; nur die wenigsten heften sich vorn an das Brustbein an. Das Schlüsselbein fehlt, und das Bein kann deshalb nur als Stütze des Körpers gebraucht werden. Fast alle übrigen Knochen kennzeichnen sich durch ihre Kürze und Dicke. Das Gebiß ist sehr verschieden. Gewöhnlich finden sich alle drei Zahnarten; ausnahmsweise fehlen aber, wenigstens theilweise, die Schneide- oder Eckzähne. Die Backzähne zeichnen sich durch ihre Falten und Höcker aus. Der Magen ist ziemlich einfach; bei einigen jedoch in zwei Abtheilungen geschieden. Der Darmschlauch mißt gewöhnlich die zehnfache Länge des Leibes. —

Die Dickhäuter bevölkerten unsere Erde zuerst in der Tertiärzeit. Der größte Theil aller damals lebenden aber verschwand bereits vor der Diluvialzeit und wurde durch andere Arten und Sippen der Ordnung ersetzt, von denen einige bis auf unsere Tage herübergekommen sind. Vormals bewohnten sie die ganze Oberfläche der Erde; gegenwärtig leben sie nur in warmen Ländern, zumeist in feuchten, schattigen, hauptsächlich in den Urwaldungen unter den Wendekreisen. Sie ähneln sich vielfach, unterscheiden sich aber noch weit mehr, so daß wir jedenfalls wohl thun, wenn wir das Allgemeine so kurz als möglich behandeln und dafür alsbald zur ausführlichen Betrachtung der hauptsächlichsten Familien übergehen.

Die Eintheilung der Vielhufer hat ihre großen Schwierigkeiten, und deshalb sind auch die meisten Forscher noch heutigen Tages verschiedener Ansicht. Alle aber stimmen in dem Einen überein: sie erkennen die erste Stelle zu den Elefanten oder Rüsselthieren (Proboscidea). Von den vielen Arten dieser Familie, welche unsere Erde bevölkerten, sind nur noch zwei oder vielleicht drei auf unsere Zeiten gekommen. Aber gerade die Elefanten sind es, welche die Jetztwelt so recht eigentlich mit der Vorwelt verbinden; denn ihrer Familie gehörten die Riesen an, deren Leichen mit Haut und Haar das Eis Sibiriens uns durch Hunderttausende von Jahren aufbewahrte. Es erleichtert das Verständniß der ganzen Familie, wenn wir zunächst einen Blick auf diese ausgestorbenen Arten werfen. Sie haben auch in anderer Hinsicht noch ihre Bedeutung für die Jetztwelt; denn sie sind es, welche noch heutigen Tages die größte Masse des Elfenbeins liefern, welches überhaupt in den Handel kommt.

Die Grabstätten der ausgestorbenen Elefanten und zunächst des Mammonts oder Mammuths (Elephas primigenius), welche ich im Sinne habe, liegen im Lande der Ostjacken, Tungusen, Samojeden und Buräten, in der Nachbarschaft der Flüsse Ob, Jenisei und Lena, zwischen dem 58. Grad nördlicher Breite und dem Eismeere. Beim Aufthauen sandiger Stellen geschieht es, daß ganze Berge ungeheurer Zähne zum Vorschein kommen, zwischen denen Massen von großen Knochen zerstreut liegen. Manchmal sitzen die Zähne noch fest in den Kiefern; ja, man hat solche gefunden, welche noch mit Fleisch, mit Haut und Haar umgeben, welche noch blutig waren. Die Einwohner nennen das Thier Mammont und sagen, es sei ungeheuer groß, 4 bis 5 Ellen hoch, habe einen langen und breiten Kopf und Füße wie die des Bären, es lebe und hause unter der Erde, ziehe den gewaltigen Kopf bei seinen unterirdischen Wanderungen bald zurück und strecke ihn bald wieder vor, hierdurch sich die Wege bahnend, welche es mit den Zähnen gebrochen; es suche seine Nahrung im Schlamme, müsse aber sterben, wenn es auf Sandboden gerathe, weil es aus diesem die Füße nicht mehr herausziehen könne und verende auch, sobald es an die Luft komme. So schreibt Ides, welcher auf einer Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1692 von den Knochenlagern sprechen hörte. Pallas, der berühmte Forscher, gibt Ende des vorigen Jahrhunderts umständliche Berichte von diesen Knochen. Aber den größten Fund machte der Reisende Adams am Ausflusse der Lena. Er hatte erfahren, daß man einen Mammont mit Haut und Haar gefunden habe, begab sich deshalb sofort auf die Wanderung, um diese kostbaren Ueberbleibsel zu retten, verband sich mit dem Häuptling der Tungusen, welcher das Thier entdeckt hatte, und reiste auf Renthierschlitten an Ort und Stelle. Der Tunguse hatte das Thier eigentlich schon im Jahre 1799 entdeckt, aber von der Ausbeutung desselben abgesehen, weil einige alte Leute erzählten, daß ihre Väter auf derselben Halbinsel einmal ein ähnliches Ungeheuer entdeckt hätten, welches aber das Verderben über die ganze Familie des Entdeckers gebracht habe, indem diese ausgestorben sei. Diese Nachricht erschreckte den Tungusen so, daß er krank wurde. Die ungeheuren Hauer des Thieres reizten aber seine Habsucht und er beschloß, sich derselben zu bemächtigen. Im März 1804 sägte er denn auch glücklich beide Zähne ab und vertauschte sie gegen Waaren von geringem Werthe.

Als nun Adams zwei Jahre später seine Untersuchungsreise machte, traf er das Thier auf derselben Stelle, aber ganz verstümmelt. Die Jakuten hatten das Fleisch abgerissen und ihre Hunde damit gefüttert; die Eisbären, die Wölfe, Vielfraße und Füchse hatten sich von dem Vorweltsthiere genährt. Nur das Geripp war noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt. Die Augen und das Hirn fanden sich noch. Die Füße hatten noch ihre Sohlen; ein mit borstenartigem Haar bedecktes Ohr war noch gut erhalten. Auch von der Leibeshaut war noch Dreiviertel übrig. Sie erschien dunkelgrau; die Wollhaare auf ihr waren röthlich, die Borsten dazwischen schwarz und dicker als Roßhaare. Adams sammelte, was er zusammenbringen konnte. Er häutete den Riesen ab, und zehn Leute waren kaum im Stande, die Haut von der Stelle zu bringen. Auf dem Boden ließ er die Haare zusammensuchen und bekam über 35 Pfund. Dies Alles wurde nach Petersburg geschickt, und wenn auch auf dem langen Wege von 1200 Meilen die kostbaren Schätze so litten, daß an der Haut selbst kein Haar mehr zu sehen ist, steht doch die Thatsache, Dank der Untersuchung und Bemühung des wackeren Reisenden, unzweifelhaft fest. Die längsten Haare, welche Adams sah, standen auf dem Halse. Sie maßen über 26 Zoll. Aber auch den übrigen Körper deckte ein dichtes Kleid, ein deutlicher Beweis, daß das Mammont für das Leben in kalten Gegenden ausgerüstet war. Die Hauer dieser vorweltlichen Elefanten sind viel mehr gekrümmt, als bei den lebenden. Es gibt solche, welche Dreiviertel eines Kreises vorstellen. Adams hat einen gesehen, welcher 21 Fuß lang war.

Der Fund dieses Thieres hat die Gelehrten lange Zeit beschäftigt, hauptsächlich auch deshalb, weil man sich den plötzlichen Untergang des Lebenden in jenen Gegenden nicht gut erklären konnte. Einige schieben die stattgefundene Umwälzung, welche übrigens auch durch Pflanzenreste, die man

auffand, bestätigt wird, einer plötzlich erfolgten Achsendrehung der Erde zu; Andere sind geneigt, an eine große Sündfluth zu glauben, welche Sibirien überschwemmte.

Ungefähr um die gleiche Zeit, in welcher das Mammont auf der Erde lebte, fanden sich auch die Mastodonten oder Zitzenthiere (Mastodon), von denen man bereits zehn bis zwölf Arten in Europa, Nord- und Südamerika und in Indien ausgegraben hat. Alle Arten dieser Familie ähnelten unserem Elefanten. Die einen waren kleiner, die anderen größer. Zumal in Amerika hat man viele Ueberbleibsel dieser Thiere gefunden, und eine Art, das Ohiothier (Mastodon giganteus) ziemlich vollständig kennen gelernt. Barton erzählt, daß 1761 von Indiern fünf Mammuthsskelette aufgefunden wurden, an deren Kopfe, nach dem Berichte der Entdecker, „sich lange Nasen mit einem Maule unter denselben befanden", und Kalm gedenkt eines anderen Gerippes, welches die Indianer auffanden, an welchem man ebenfalls den Rüssel noch unterscheiden konnte. Diese Entdeckungen ließen glauben, daß noch heutigen Tages das Mastodon in Amerika lebend angetroffen werden könne, was, wie bekannt, die Erfahrung nicht bestätigte. Unter den Indianern gehen viele Sagen über diese riesigen Thiere um. Sie nennen sie „Vater der Ochsen" und glauben, daß zugleich mit den Gewaltigen Menschen von entsprechender Größe gelebt hätten und daß beide durch Donnerkeile des großen Geistes zerstört worden wären. Die längst ausgerotteten Ureinwohner Virginiens erzählten, „daß der große Mann mit seinen Blitzen einst die ganze Herde jener furchtbaren Thiere erschlug, weil sie die Hirsche, die Bisons und anderes für die Menschen bestimmte Vieh vertilgten; der eine Bulle habe mehrere Donnerkeile mit seinem Kopfe aufgefangen und abgeschüttelt, bis er zuletzt in die Seite verwundet wurde und in den großen See floh, wo er in Ewigkeit leben werde". In der Neuzeit hat man in sehr verschiedenen Gegenden Amerikas ähnliche Knochen entdeckt, und somit über die vorzeitliche Verbreitung unserer Ordnung Gewißheit erhalten.

Die jetzt lebenden zwei oder drei Elefanten kennzeichnet der lange bewegliche Rüssel und die Stoßzähne, welche man als umgebildete Schneidezähne betrachtet. Der Rumpf ist kurz und dick, der Hals sehr kurz, der Kopf rund durch Höhlen in dem oberen Schädelknochen aufgetrieben. Die ziemlich hohen, säulenartigen Beine haben fünf bis auf die Hufe verbundene Zehen und bei einer Art an den Hinterfüßen deren vier.

Das wichtigste Glied des Elefanten ist der Rüssel. Er ist eine Verlängerung der Nase, ausgezeichnet durch seine Beweglichkeit, Empfindlichkeit und vor Allem durch den fingerartigen Fortsatz an seinem Ende. Er ist zugleich Geruchs-, Tast- und Greifwerkzeug. Ring- und Längsmuskeln, wie Cuvier angibt, etwa vierzigtausend einzelne Bündel, setzen ihn zusammen, und gerade wegen dieses Baues ist er einer ziemlich bedeutenden Zusammenziehung und Ausstreckung fähig. Dem Munde ersetzt er die Oberlippe, welche diesem fehlt. Der Rüssel ermöglicht dem Elefanten das Leben. Sein Leibesbau erlaubt dem Thiere nicht, den Kopf bis zur Erde herabzubringen; es könnte sich also nicht ernähren, weil es selbstverständlich bald alles in gerader Höhe mit seinem Haupte wachsende Laub abgeweidet haben würde, wenn nicht jenes sonderbare Werkzeug ihm zur Lippe, zum Finger, zur Hand und zum Arm zugleich würde. Der Rüssel heftet sich an der platten Gesichtsfläche des Schädels, auf den Stirnbeinen, dem Oberkiefer, dem Nasenbein und dem Zwischenkiefer an. Oben ist er gerundet, unten verflacht. Von seiner Wurzel zur Spitze verdünnt er sich allmählich.

Alle übrigen Glieder und selbst die Sinneswerkzeuge des Elefanten sind weniger beachtenswerth. Die Augen sind klein und von blödem, aber gutmüthigem Ausdruck; die Ohren dagegen sehr groß, Lederlappen gleichend. — Die kleinen, rundlichen Hufe liegen in einer Reihe neben einander. Die Zehen sind so von der allgemeinen Körperhaut umschlossen, daß Bewegung unter sich unmöglich ist. Jede einzelne wird von einem starken, breiten und platten nagelartigen und vollkommenen Hufe bedeckt, welcher eben nur die Zehenspitze umhüllt. Die Sohlen sind flach und hornartig. Nicht selten kommt es vor, daß einer der Hufe fehlt. Er wird abgestoßen und durch das schnelle Nachwachsen der

übrigen vollends verdrängt. Der Schwanz ist mittellang, ziemlich gerundet. Er reicht bis an das Beugegelenk und endet in einem Büschel von sehr dichten, groben, drahtähnlichen Borsten.

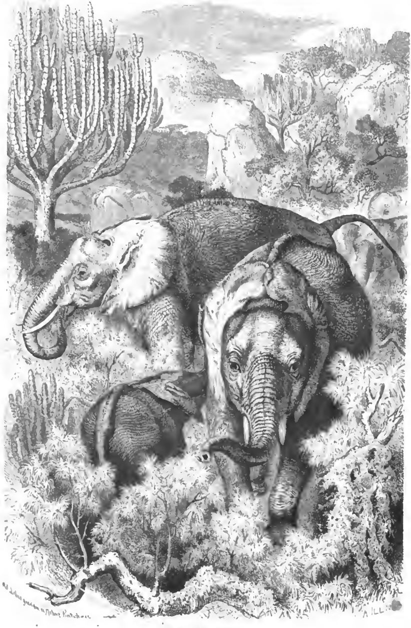
Sehr merkwürdig ist das Gebiß. Der Elefant trägt im Oberkiefer zwei außerordentlich entwickelte Stoßzähne, aber weder Schneidezähne, noch Eckzähne, sondern blos noch einen einzigen, gewaltigen Backzahn in jedem Kiefer. Dieser Zahn besteht aus einer ziemlichen Anzahl einzelner Schmelzplatten, welche mit einander verbunden sind. Wenn er sich durch das Kauen soweit abgenutzt hat, daß er nicht vollständig mehr seine Dienste thut, bildet sich hinter ihm ein neuer Zahn, welcher weiter und weiter nach vorn rückt und noch vor dem Ausfallen des letzten Stummels in Thätigkeit tritt. Man hat beobachtet, daß dieser Zahnwechsel sechs Mal vor sich geht und kann deshalb von vierundzwanzig Backzähnen sprechen, welche der Elefant während seines Lebens besitzt. Die Stoßzähne haben ein ununterbrochenes Wachsthum und können deshalb eine ungeheure Länge und ein Gewicht von 150 bis 180 Pfund erreichen.

Der afrikanische Elefant (Elephas africanus) ist der größte unter allen und durch seinen flachen Kopf mit schief abfallender Stirn und durch seine auffallend großen, unbeweglichen Ohren ausgezeichnet. Der indische Elefant (Elephas indicus) hat einen höheren Kopf mit senkrecht abfallender Stirn und kleinen, beweglichen Ohren, auch kleinere Stoßzähne. Die Backzähne sind verschieden. Bei der indischen Art verlaufen die Schmelzleisten der Quere, bei der afrikanischen dagegen rautenförmig. Verschiedene Spielarten, welche von den elefantenkundigen Indiern als stehende Rassen angesehen werden, kommen vor. Die Haut beider Elefanten ist bald lichter, bald dunkler, gewöhnlich braungrau oder schiefergrau, fast erdfarben, hier und da fleischfarben gefleckt. Die Borsten sind mehr schwärzlich, die Haut schwach röthlich. Der Augenstern ist braun, die Zähne sind lichtgelblichweiß.

Die Größe der Elefanten ist gewöhnlich sehr überschätzt worden. Es läßt sich Dies leicht erklären; der vergleichende Maßstab fehlt, und die Reisenden urtheilen meist ohne scharfe Beobachtung. Corse und Tennent, welche am ausführlichsten und genauesten über den indischen Elefanten berichtet haben, geben übereinstimmend an, daß Elefanten von mehr als zehn Fuß Höhe am Widerrist zu den größten Seltenheiten gehören. Wenn nun auch der afrikanische etwas größer sein mag, als der indische, so wird der Unterschied doch nicht soviel betragen, als man geglaubt hat, und soviel dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß Elefanten von sechszehn Fuß Höhe auch in Afrika nicht vorkommen. Die Leibeslänge ohne den Rüssel schwankt zwischen 10 und 15 Fuß; hiervon kommen auf den Schwanz beinahe 4 Fuß. Der Rüssel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachsenen Elefanten schätzt man zu 4 bis 5 Tonnen oder nach anderen Angaben zu 9 bis 10,000 Pfund. Nach Darwin's Bericht aber wog ein Elefant, welcher getödtet werden mußte und dann stückweis auf die Wage gebracht wurde, 12,100 Pfund. Die Haut allein wiegt über 2000 Pfund. Die Stoßzähne des afrikanischen Elefanten können zusammen ein Gewicht von mehr als drei Centnern erreichen. Neugeborene Elefanten, welche gemessen wurden, waren 35 Zoll hoch, wuchsen im ersten Jahre 11 Zoll, im zweiten 8 Zoll, im dritten 6 Zoll, im vierten 5 Zoll, im fünften 5 Zoll, im sechsten 3½ Zoll, im siebenten 2½ Zoll, und waren dann also 6 Fuß 4 Zoll hoch.

Gegenwärtig ist der afrikanische Elefant über ganz Mittelafrika verbreitet. Er reicht vom indischen bis zum atlantischen Weltmeer und vom sechszehnten Grad nördlicher Breite etwa bis zum fünfundzwanzigsten der Südbreite. Vormals kam er auch im Kapland vor; dort ist er jedoch bereits vertilgt worden. In den von mir durchreisten Ländern tritt er unter dem sechszehnten Grad nördlicher Breite auf, ist aber am blauen und weißen Flusse auch schon bedeutend zurückgedrängt worden.

Der indische Elefant bewohnt Indien, zumal Cochinchina, Siam, Pegu, Hindostan, sowie die Insel Ceylon. Ob er auf Borneo und Celebes vorkommt, ist noch fraglich. Der in Sumatra lebende Elefant ist in der Neuzeit von Temminck und Schlegel als besondere Art (Elephas sumatranus) aufgestellt worden.



Afrikanischer Elefant.

Beide Elefantenarten, die afrikanische sowohl als die indische, waren den alten Völkern wohlbekannt. Bereits die alten Aethiopier trieben einen lebhaften Handel mit dem Elfenbein, dessen Namen später zu dem des Elefanten wurde. Erst Herodot meint unter dem Namen „Elephas" wirklich das Thier. Ktesias, der Leibarzt von Artaxerres von Nemon, war der erste Grieche, welcher einen Elefanten nach eigener Anschauung beschrieb. Er sah einen lebenden in Babylon, wohin er wahrscheinlich aus Indien gekommen war. Er war es auch, welcher zuerst das Märchen verbreitete, daß der Elefant keine Gelenke in den Beinen habe, weder sich legen noch aufstehen könne und deshalb stehend schlafen müsse. Darius ist geschichtlich der Erste, welcher die Elefanten in der Schlacht verwendete. Er gebrauchte sie gegen Alexander den Großen. Von den durch Alexander erbeuteten Elefanten bekam Aristoteles einige zu Gesicht und konnte nunmehr das Thier ziemlich genau beschreiben. Von dieser Zeit an kommen die Elefanten oft in der Geschichte vor. Fast 300 Jahre nach einander werden sie in den endlosen Kriegen gebraucht, welche die verschiedenen Völker um die Weltherrschaft führen, bis die Römer endlich siegreich aus den Kämpfen hervorgehen. Sogar nach Europa werden sie übergeführt und in italienischen Feldzügen gebraucht. Neben den indischen Elefanten aber wurden auch afrikanische gebraucht und namentlich die Karthager verstanden es, diese Thiere, welche die Neuzeit für unzähmbar erklären wollte, zum Krieg abzurichten und ganz in derselben Weise zu verwenden, wie die indischen. Die afrikanischen Elefanten leisteten den Karthagern vortreffliche Dienste. Sie waren gegen die Menschen außerordentlich tapfer, nur nicht gegen andere Elefanten.

Die Römer brauchten ihre Elefanten hauptsächlich zu den Kampfspielen und schon ihnen haben wir die Schuld zuzuschreiben, daß die Thiere im Norden des Atlas ausgerottet wurden. Wie weit die afrikanischen Elefanten abgerichtet wurden, mag daraus hervorgehen, daß die römischen Schauspieler sie gelehrt hatten, Buchstaben mit einem Griffel zu zeichnen, auf einem schräg gespannten Seile auf- und abzugehen, zu Viert auf einer Senfte einen Fünften zu tragen, welcher den Kranken vorstellte, nach dem Takt zu tanzen, von einer prächtig besetzten Tafel aus Gold- und Silbergeschirr mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes zu speisen ꝛc.

Soviel Gelegenheit nun auch die Alten hatten, Elefanten im Leben zu beobachten, so wenig zuverlässig sind die Beschreibungen, welche auf uns gekommen sind. Sonderbarerweise haben sich manche Märchen und Fabeln hartnäckig erhalten, und eigentlich kennen wir erst seit der allerneuesten Zeit die Elefanten wirklich. Unter allen Beobachtern, welche über diese merkwürdigen und edlen Geschöpfe geschrieben haben, müssen wir die beiden genannten Forscher als die zuverlässigsten bezeichnen, und deshalb werde ich ihre Arbeiten meiner Beschreibung hauptsächlich zu Grunde legen. Da der indische Elefant ohnehin weit bekannter ist, als der afrikanische, fasse ich diesen vorzugsweise ins Auge, ohne dabei den afrikanischen zu vergessen, oder auch nur zu beeinträchtigen.

In den angegebenen Ländern findet man die Elefanten in jeder größeren Waldung. Je reicher eine solche an Wasser ist und jemehr sie dadurch zum eigentlichen Urwalde wird, umsomehr Elefanten enthält sie. Allein man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß nur derartige Wälder der Aufenthaltsort unserer Thiere seien. Es ist behauptet worden, daß der Riese unter den Säugethieren die Kühle und die Höhe scheue. Gewissenhafte Beobachtungen haben Dies jedoch widerlegt. Auf Ceylon sind gerade die hügeligen und bergigen Gegenden die Lieblingsplätze der Elefanten.

„In Uvah," sagt Tennent, „wo die Hochebenen oft mit Reif überzogen sind, finden sich die Elefanten noch in Höhen von mehr als 8000 Fuß über dem Meere in Herden, während der Jäger in den Dschungeln der Tiefe vergeblich nach ihnen suchen wird. Keine Höhe scheint ihnen zu luftig oder zu frostig, vorausgesetzt nur, daß sie Wasser im Ueberflusse enthalte. Der gewöhnlichen Meinung entgegen meidet der Elefant das Sonnenlicht so viel als möglich und bringt deshalb den Tag in den dichtesten Gegenden des Waldes zu, während er gerade die kühle, dunkele Nacht zu seinen Ausflügen erwählt. Er ist, wie alle Dickhäuter, mehr Nacht- als Tagethier und wenn er auch bei Tag ab und zu weidet, ist doch die stille, ruhige Nacht die eigentliche Zeit, in welcher er sich seines Lebens

freut. Wenn der Wanderer zufällig oder der Jäger auf seinem vorsichtigen Schleichgange bei Tage an die Herde herankommt, findet er sie in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit bei einander stehen. Ihre ganze Erscheinung ist geeignet, alle die Erzählungen von ihrer Boshaftigkeit, Wildheit und Rachsucht zu widerlegen. Im Schatten des Waldes hat sich die Herde in den verschiedenartigsten Stellungen gelagert oder aufgestellt. Einige brechen mit dem Rüssel Blätter und Zweige von den Bäumen, andere fächeln sich mit Blattfächern, die sie abbrechen, und einige liegen und schlafen, während die jungen, spiellustigen unter der Herde umherlaufen, das anmuthigste Bild von Unschuld, wie die Alten das der Friedfertigkeit und des Ernstes gebend. Dabei bemerkt man, daß jeder Elefant, wie es die zahmen auch thun, in einer sonderbaren Bewegung sich befindet. Einige bewegen ihr Haupt eintönig in einem Kreise herum oder in Bogen von der rechten zur linken Hand, andere schwingen einen ihrer Füße vor- und rückwärts, andere schlagen ihre Ohren an das Haupt oder bewegen sie hin und her, andere erheben oder senken in gleichen Zeiträumen ihre Vorderfüße auf und nieder. Mehrere Reisebeschreiber haben geglaubt, daß diese sonderbaren Bewegungen, welche man alle auch an den Gefangenen beobachten kann, nur eine Folge von der langen Seereise wäre. Sie haben aber niemals Elefanten in der Wildniß gesehen. Sobald eine Herde von Menschen überrascht wird oder sie auch nur wittert, entflieht die ganze Gesellschaft furchtsam in die Tiefe des Waldes, gewöhnlich auf einen der von ihr gebahnten Pfade."

Für Afrika gilt hinsichtlich des Aufenthaltes Dasselbe. In den Bogosländern habe ich die Losung der Elefanten noch in Höhen von 5000 bis 6000 Fuß gefunden und von den Eingeborenen erfahren, daß in den benachbarten Hamaseen die Elefanten regelmäßig auf den höchsten Bergen, also bis zu 8000 bis 10,000 Fuß über dem Meere vorkommen. Von der Decken fand bei seiner Besteigung des Kilimandscharo noch in einer Höhe von fast 9000 Fuß über dem Meere Spuren unserer Dickhäuter.

Elefantenwege bemerkt man in allen dichteren Wäldern, wo die Thiere sich aufhalten. Sie laufen gewöhnlich von der Höhe zum Wasser herab und nur selten findet man Pfade, welche die übrigen durchkreuzen. In allen größeren Urwaldungen zu beiden Seiten des oberen blauen Nil kann man, wie schon einmal bemerkt, nur auf diesen Wegen in den Urwald eindringen, und dort sind die Elefanten geradezu als Straßenbauer anzusehen. Das leitende Mitglied einer Herde geht ruhig durch den Wald, unbekümmert um das Unterholz, welches er unter seinen breiten Füßen zusammentritt, unbekümmert auch um die Aeste, welche von stärkeren Bäumen herabhängen, denn diese werden einfach mit dem Rüssel abgebrochen und bis auf die stärkeren Theile verspeist. Auf freien, sandigen oder auch staubigen Flächen des Waldes scheint die Elefantenherde gewöhnlich Rast zu halten und ein Staubbad zu nehmen, wie die Hühner es thun. Ich beobachtete an solchen Orten tiefe, der Größe des Elefanten entsprechende Kessel, welche wahrscheinlich mit Hilfe der Stoßzähne ausgewühlt worden waren und deutlich zeigten, daß die gewaltigen Thiere hier sich gepaddelt hatten. Alle Elefantenwege sind von denen anderer Thiere leicht zu unterscheiden an der Losung der Elefanten selbst, welche ich, weil sie es verdient, weiter unten beschreiben werde. In bergigen Gegenden werden die Wege mit einer Klugheit angelegt, welche selbst menschliche Straßenbauer in Erstaunen setzen. Tennent erfuhr von englischen Baumeistern, daß die Elefanten, wenn sie Gebirge überschreiten, stets die am günstigsten gelegenen Sättel auszuwählen und alle Regeln zur Ueberwindung bedeutender Steilungen aufs geschickteste zu benutzen verstehen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß solche Wege selbst über Gebirge verlaufen, in denen gewöhnliche Pferde unbesiegbare Hindernisse finden würden. Genau das Gleiche gilt für die Bogosländer. Hier haben sich die Elefanten immer die günstigsten Pässe des Gebirges, welche weit und breit zu finden sind, zu ihren Wegen ausgesucht und diese mit wunderbarer Klugheit benutzt. Im Mensagebirg durchkreuzen die Elefantenwege nur da das Hauptthal, wo von beiden Seiten her Querthäler einmünden. Sie steigen in den Querthälern so hoch als möglich aufwärts und dann im Zickzack vollends bis zum Kamm empor; von hier aus führt der Weg in umgekehrter Weise nach unten.

Die Plumpheit unserer Thiere ist überhaupt nur eine scheinbare. Der Elefant ist in Allem sehr geschickt. Für gewöhnlich geht er einen ruhigen, gleichmäßigen Paß, wie das Kamel und die Girafe; dieser ruhige Gang aber kann so beschleunigt werden, daß ein Reiter Mühe hat, dem trabenden Elefanten nachzukommen. Andererseits versteht dieser es, so leise durch den Wald zu schleichen, daß man ihn kaum noch gehen hört. „Anfangs," sagt Tennent, „stürzt eine wilde Herde mit lautem Geräusch durch das Unterholz; bald aber sinkt der Lärm zur vollständigsten Geräuschlosigkeit herab, so daß ein Neuling glauben muß, die flüchtenden Elefanten hätten nur einige Schritte gethan und sich dann ruhig wieder aufgestellt." — Beim Ueberschreiten sehr bedeutender Steilungen wird der Elefant geradezu zum kletternden Thier. An dem Gefangenen unseres Thiergartens habe ich mit wahrem Vergnügen gesehen, wie geschickt er es anfängt, schroffe Gehänge zu überwinden. Er biegt beim Ersteigen steiler Berglehnen sehr klug seine Vorderläufe in den Handgelenken ein, erniedrigt also den Vorderleib und bringt den Schwerpunkt nach vorn: dann rutscht er auf den eingeknickten Beinen vorwärts, während er hinten mit gerade ausgestreckten Beinen geht. Bergauf also geht die Wanderung noch ganz leidlich; bergab dagegen hat das schwere Thier selbstverständlich wegen seines ungeheuern Gewichtes noch größere Schwierigkeiten zu überwinden. Wollte der Elefant in seiner gewöhnlichen Weise fortgehen, so würde er unbedingt das Gleichgewicht verlieren, sich nach vorn überschlagen und solchen Sturz vielleicht mit seinem Leben bezahlen. Das kluge Geschöpf thut Dies jedoch nicht. Es kniet am Rande des Abhangs nieder, so daß seine Brust auf den Boden zu liegen kommt und schiebt nun seine Vorderbeine höchst bedächtig vor sich her, bis sie irgendwo wieder Halt gewonnen haben. Hierauf zieht es die Hinterbeine nach und so gelangt es gleitend und rutschend nach und nach in die Tiefe herab.

Zuweilen kommt es übrigens doch vor, daß der Elefant auf seinen nächtlichen Wanderungen einen schweren Fall thut. Im oberen Mensathale sah ich hiervon unverkennbare Spuren. Eine starke Herde war beim Uebergang des Hauptthales längs einer Bergwand hingegangen und dabei auf einen schmalen Weg gerathen, welchen das Regenwasser hier und da unterwaschen hatte. Ein theilweise überragender Stein war von einem Elefanten betreten und dadurch zur Tiefe herabgestürzt worden, hatte aber auch zugleich den Elefanten aus dem Gleichgewicht gebracht und nach sich gezogen. Der Dickhäuter mußte einen gewaltigen Purzelbaum geschossen haben; denn Gras und Büsche waren auf mindestens funfzig Fuß nach unten niedergebrochen und theilweise ausgerissen, in einer Breite, welche der Länge eines Elefanten etwa entsprach. Ein stärkeres und dichteres Gebüsch hatte den Rollenden endlich aufgehalten; von dort aus führte die Fährte wieder zum Hauptwege empor. Einige Kreuzschmerzen mochte das gute Thier wohl davon getragen haben; zu ernstlichem Schaden aber war es doch nicht gekommen.

Der alte Glaube, daß der Elefant sich nicht niederlegen könne, wird von jedem, den wir in Thierschaubuden sehen, aufs gründlichste widerlegt. Allerdings schläft der Elefant nicht immer im Liegen, sondern oft auch im Stehen: wenn er es sich aber bequem machen will, läßt er sich mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er sich anderweitig bewegt, nieder oder erhebt sich vom Lager. Nicht minder vortrefflich versteht der ungeschlachte Gesell das Schwimmen. Er wirft sich mit wahrer Wollust in das Wasser und versenkt sich nach Belieben in die Tiefe desselben. Falls es ihm gefällt, schwimmt er in gerader Richtung über die breitesten Ströme hinweg, und manchmal lagert er sich förmlich unter Wasser, wobei er dann einzig und allein die Spitze seines Rüssels über die Oberfläche emporstreckt.

Die wunderbarsten Bewegungen, deren der Elefant überhaupt fähig ist, führt er mit seinem Rüssel aus. Dieses herrliche Werkzeug ist ebenso ausgezeichnet wegen seiner gewaltigen Kraft, als wegen der Manchfaltigkeit der Biegungen und Drehungen, deren es fähig ist, oder der Geschicklichkeit, mit welcher es Etwas ergreifen kann. Mit dem fingerartigen Fortsatz am Ende erfaßt der Elefant die kleinsten Dinge, leichte Silbermünzen oder Papierschnitzel zum Beispiel, und mit demselben Rüssel bricht er ziemlich starke Bäume um. Man kann eben nur sagen, daß der Rüssel zu jeder Arbeit und

in jeder Richtung gebraucht werden kann; denn es würde geradezu unmöglich sein, Alles zu beschreiben, was das Thier mit seiner langen Nase auszuführen im Stande ist.

Nächst dem Rüssel benutzt der Elefant auch die Zähne zu mancherlei Arbeiten. Er hebt mit ihnen Lasten auf, wälzt Steine um, wühlt Löcher und gebraucht sie endlich wohl auch als Waffen zur Abwehr oder zum Angriff; schont sie übrigens so viel als möglich; denn in ihnen liegt seine eigentliche Stärke nicht! Mercer sandte an Tennent die Spitze eines Elefantenzahns von 5 Zoll im Durchmesser und 20 bis 25 Pfund Gewicht, welche dem Thier im Kampfe von einem anderen Elefanten und zwar mit dem Rüssel abgeschlagen worden war. Eingeborene hatten ein eigenthümliches Geräusch gehört, waren dem Schall nachgegangen und an zwei kämpfende Elefanten gekommen, einen Zahntragenden und ein Weibchen ohne Zahn, welches dem so Schwerbewaffneten mit einem einzigen Schlage den halben Zahn abbrach.

Alle höheren Fähigkeiten des Elefanten stehen im Einklang mit den bereits erwähnten Begabungen. Er zeichnet sich durch Sinnenschärfe aus. Das Gesicht ist nicht besonders entwickelt; wenigstens sind alle Jäger der Meinung, daß das Gesichtsfeld des Thieres ein sehr beschränktes ist. Um so besser aber sind Geruch und Gehör. Geschmack und Gefühl sind, wie man an Gefangenen sich leicht überzeugen kann, verhältnißmäßig fein. Von dem scharfen Gehör des Elefanten wissen alle Jäger zu berichten. Der geringste Laut ist hinreichend, um einen Elefanten aufmerksam zu machen; das Brechen eines kleinen Zweiges genügt, um seine ruhige Behäbigkeit zu unterbrechen. Der Geruch ist fast ebenso scharf, wie bei den Wiederkäuern: jeder geübte Jäger vermeidet es sorgfältig, sich weidenden Elefanten mit dem Winde zu nähern. Im Rüssel hat auch der Tastsinn seinen bevorzugten Sitz und zumal der fingerförmige Fortsatz an der Spitze desselben wetteifert an Feinheit der Empfindung mit dem geübten Finger eines Blinden.

Die geistigen Fähigkeiten des Elefanten werden von Allen, welche mit den Thieren zu thun haben, in ihrem vollen Werthe anerkannt. Scharfer, überlegender Verstand läßt sich gar nicht verkennen, und im Umgang mit dem Menschen entwickelt sich dieser Verstand zuletzt zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Höhe. Der Elefant steht den klügsten Säugethieren, dem Hunde und dem Pferde, ziemlich gleich. Er überlegt, bevor er handelt; er verbessert und vervollkommnet sich mehr und mehr; er ist für Lehre empfänglicher, als jedes andere Thier und erwirbt sich mit der Zeit einen wahren Schatz von Kenntnissen. Ein wilder und ein zahmer Elefant sind gar nicht mehr zu vergleichen: beim ersten beherrscht die angeborne Scheu und Vorsicht die herrlichen Verstandesgaben, beim letzteren ist der Verstand zur vollsten Entwickelung gelangt. Für diese Behauptung ließen sich aus den vielen Geschichten, welche von Elefanten erzählt wurden, leicht die nöthigen Beweise finden. Zwei Belege mögen genügen. Ein Kaffeepflanzer, Narava, erzählte Tennent, daß er mehr als ein Mal beobachtet habe, wie die wilden Elefanten bei Gewitter plötzlich die Wälder verließen und sich fern von allen Bäumen auf freie Wiesenflächen lagerten, solange die Blitze leuchteten und der Donner noch rollte! Diese einzige Angabe spricht für den Verstand unserer Thiere besser, als die ausführlichste Geschichte: sie zeigt uns den Elefanten wie er ist, wenn er einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist. In der Gefangenschaft, im Umgange mit dem Menschen tritt die hohe Begabung des Thieres aber noch schärfer hervor. „Eines Abends," sagt Tennent, „ritt ich in der Nähe von Kandy durch den Wald. Plötzlich stutzte mein Pferd über ein Geräusch, welches aus dem ziemlich dichten Wald herübertönte und in einer Wiederholung von dumpfen wie Urmf, Urmf klingenden Lauten bestand. Dieses Geräusch erklärte sich beim Näherkommen. Es rührte von einem zahmen Elefanten her, welcher eben mit harter Arbeit beschäftigt und ganz auf sich selbst angewiesen, d. h. ohne Führer war. Er bemühte sich nach Kräften, einen schweren Balken, welchen er über seine Zähne gelegt hatte und wegen des engen Weges nicht gut fortbringen konnte, wegzutragen. Die Enge des Pfades zwang ihn, sein Haupt beständig bald nach dieser, bald nach jener Seite zu kehren, sonst hätte er gar nicht durchkommen können. Diese Anstrengung eben erpreßte ihm die beschriebenen mißwilligen Töne. Als das kluge Thier uns erblickte, erhob es sein Haupt, besah uns einen Augenblick, warf plötzlich

den Balken weg und drückte sich rückwärts gegen das Unterholz, um uns den Weg frei zu machen. Mein Pferd zögerte. Der Elefant bemerkte Dies, drückte sich noch tiefer in das Dickicht und wiederholte sein „Urmf", aber entschieden in viel milderem Tone, offenbar in der Absicht, uns zu ermuthigen. Noch zitterte mein Pferd. Ich war viel zu neugierig auf das Beginnen der beiden klugen Geschöpfe, als daß ich mich eingemengt hätte. Der Elefant wich weiter und weiter zurück und wartete ungeduldig auf unseren Vorüberzug. Endlich betrat mein Pferd den Weg, zitternd vor Furcht. Wir kamen vorüber, und augenblicklich trat der Elefant aus dem Dickicht hervor, erhob seine Last von neuem und setzte seinen mühseligen Weg fort, wie vorher."

Der wildlebende Elefant zeigt übrigens mehr Einfalt als Klugheit. Seine Geistesfähigkeiten erheben sich nicht einmal zur List. Die reiche Natur, welche ihn umgibt und ernährt, überhebt ihn der Nothwendigkeit, seinen Verstand anzustrengen. Er lebt deshalb ein ruhiges und harmloses Leben. Dem Beobachter will es zuerst scheinen, als wäre er das stumpfsinnigste aller Geschöpfe. Sobald aber Angst oder Besorgniß über ihn kommt und zum Handeln zwingt, unterschätzt Niemand mehr seine Geistesgaben.

Es ist ganz falsch, wenn von dem Elefanten behauptet wird, daß er ein furchtbares Thier sei. Sein Wesen ist mild und ruhig. Er lebt eigentlich mit jedem Geschöpf in Freundschaft und Frieden. Ungereizt greift er niemals an, ja, im Gegentheil, er weicht allen Thieren, selbst kleinen, ängstlich aus. „Der ärgste Feind des Elefanten," sagt Tennent, „ist — die Fliege." — „Eine Maus," behauptet Cuvier, „entsetzt den zahmen Elefanten, daß er zittert." Alle die so schön ausgedachten Erzählungen von Kämpfen zwischen Elefant und Nashorn oder Elefant, Löwe und Tiger müssen unerbittlich in das Reich der Fabel geworfen werden. Jedes Raubthier hütet sich, den Elefanten anzugreifen, und dieser gibt keinem Geschöpf Veranlassung zum Zorn oder zur Rachsucht. Einzelne Thiere, namentlich einzelne Vögel, leben sogar in besonderer Freundschaft mit ihm. Es sind dies in Südafrika die Madenhacker (Buphaga africana), im nördlichen die kleinen Kuhreiher (Ardeola Bubulcus), und in Indien ähnliche gutmüthige Vögel, welche das große Säugethier beständig von Ungeziefer rein halten, freilich nur aus Selbstsucht, weil sie in ihren Freunden eben nur Broderzeuger sehen.

Der Kuhreiher gehört wesentlich zum Bilde des afrikanischen Elefanten. Man kann sich auch schwerlich einen hübscheren Anblick denken, als einen der gewaltigen, dunklen Riesen im ruhigen Dahinschreiten, auf welchem ein ganzes Dutzend der anmuthigen, blendend weißen Vögel sitzt oder herum wandelt, der eine ruhend, und der andere sich putzend, der dritte alle Falten der Haut untersuchend und hier und dort jagend, ein Kerbthier oder einen Egel, den sich der Elefant bei seinem nächtlichen Bade geholt, pickend aufnehmend.

Jede Elefantenherde ist eine große Familie und umgekehrt, jede Familie bildet ihre eigene Herde. Die Zahl solcher Gesellschaft kann sehr verschieden sein; denn die Herde kann von zehn, funfzehn, zwanzig Stück anwachsen bis auf Hunderte. Anderson sah am Ngamisee eine Herde, welche 50, Barth am Dschad eine solche von 96, Wahlberg im Kafferland eine andere von 200 Stück. Manche Reisende sprechen von vier- und fünfhundert Elefanten, welche sie zusammen gesehen haben wollen, übertreiben aber höchst wahrscheinlich. In den von mir durchreisten Ländern zählen die Herden gewöhnlich nur 30 bis 50 Stück.

Die Familie bildet einen geschlossenen Verband unter sich. Kein anderer Elefant findet Zutritt und derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgend welchen Zufall von einer Herde wegzukommen, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen. Er mag weiden in der Nähe der Herde, dieselben Trink- und Badeplätze besuchen; er mag der Familie nachziehen, wohin sie auch will: immer muß er in einer gewissen Entfernung sich halten; niemals wird er in den eigentlichen Familienkreis aufgenommen. Wagt er sich einzudrängen, so gibt es Schläge und Stöße von allen Seiten; selbst das harmloseste Elefantenweib schlägt mit seinem Rüssel auf ihn los. Solche Elefanten werden von den Indiern Gundahs, oder,

falls sie sich bösartig zeigen, **Rogues** genannt. Sie sind vorzugsweise gefürchtet. Während die Herde ruhig und still ihres Weges geht, dem Menschen immer ausweicht und nur im äußersten Nothfall sich an ihm vergreift; während sie sogar sein Besitzthum achtet, kennen die Rogues derartige Rücksichten nicht: das einsame, unnatürliche Leben hat sie erbittert und wüthend gemacht. Auf sie werden in Indien besondere Jagden angestellt, und Niemand hat mit einem Rogues Mitleiden; man mag ihn nicht einmal in der Gefangenschaft haben. Die Indier, welche wir unbedingt als die größten Elefantenkenner betrachten müssen, versichern, daß jede Familie sich durch ihre Aehnlichkeit auszeichnet, und die Engländer bestätigen, daß manche Indier Familienangehörige einer Herde mit aller Sicherheit erkennen, die Familie mag zerstreut sein, wie sie will. „In einer Herde von einundzwanzig Elefanten," sagt **Tennent**, „welche 1844 gefangen wurden, zeigten die Rüssel von allen dieselbe eigenthümliche Gestaltung. Sie waren lang und von derselben Dicke, anstatt sich nach der Spitze hin zu verdünnen. In einer anderen Herde von fünfunddreißig Stück zeigten alle dieselbe Stellung der Augen, dieselbe Wölbung des Rückens, dieselbe Bildung des Vorderkopfes." Die Indier wissen, daß die Zahl einer Herde sich immer, abgesehen von der natürlichen Vermehrung, gleich bleibt, wenn nicht besondere Unglücksfälle sie heimsuchen, und Jäger, welche den edlen Thieren nachstellten, haben durch Jahre hindurch immer nur so viele von der Herde gefunden, als ihren tödtlichen Geschossen entronnen waren. In allen Herden überwiegen die Weibchen entschieden; in manchen gibt es gar keine männlichen Elefanten, wahrscheinlich, weil sie der größeren Zähne wegen den Nachstellungen bereits zum Opfer gefallen waren. Durchschnittlich kann man annehmen, daß auf einen männlichen sechs bis acht weibliche Elefanten kommen.

Der klügste Elefant pflegt der Herde vorzustehen. Er kann männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, je nach den Umständen. Sein Amt ist, die Herde zu führen, auf alle Gefahren zu achten, die Gegend zu untersuchen, kurz für die Sicherheit derselben beständig Sorge zu tragen. Alle wilden Elefanten sind, wie bemerkt, im höchsten Grade scheu und vorsichtig; der Leitelefant aber zeigt diese Eigenschaften gleichsam verzehnfacht. Sein Amt ist ein sehr mühevolles: er ist so zu sagen ununterbrochen in Thätigkeit. Aber dafür lohnt ihn auch der unbedingteste Gehorsam seiner Untergebenen. Widerspruch gegen seine Anordnungen kommt niemals vor; er geht voran, und alle übrigen folgen ihm rücksichtslos nach und sei es in das Verderben. „In der Höhe der dürren Jahreszeit", erzählt **Major Skinner**, „trocknen bekanntlich alle Ströme aus und die Teiche und Lachen ebenso. Die indischen Thiere leiden dann große Noth, des Wassers wegen, und sammeln sich massenhaft um diejenigen Teiche und Tümpel, welche das ihnen so nothwendige Element am längsten behalten. In der Nähe eines solchen Teiches hatte ich einmal Gelegenheit, die erstaunliche Vorsicht der Elefanten zu beobachten. An der einen Seite des Pfuhles und hart an seinem Ufer begann ein dichter Urwald, auf der anderen umgab ihn offenes Land. Es war eine jener prachtvollen, klaren Mondlichtnächte, die fast ebenso hell sind, als unser nordischer Tag, in welcher ich beschloß, die Elefanten zu beobachten. Die Oertlichkeit war meinem Zweck günstig. Ein gewaltiger Baum, dessen Zweige über den Teich weg hingen, bot mir ein sicheres Unterkommen in seiner Höhe. Ich begab mich bei Zeiten an meinen Platz und achtete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf Alles, was vorging. Die Elefanten waren keine fünfhundert Schritte von mir entfernt; aber doch mußte ich zwei volle Stunden warten, bevor ich einen von ihnen zu sehen bekam. Endlich schlüpfte, etwa dreihundert Schritt vom Teiche entfernt, ein großer Elefant aus dem dunkelen Wald, ging mit höchster Vorsicht beiläufig zweihundert Schritte vor und stand dann still, um zu lauschen. Er war so ruhig gekommen, daß nicht das leiseste Geräusch gehört werden konnte, und er blieb mehrere Minuten stehen, bewegungslos, wie ein Felsblock. Dann erst rückte er in drei Absätzen weiter und weiter vor, zwischen jedem Vorrücken mehrere Minuten lang anhaltend und die mächtigen Ohren nach vorwärts öffnend, um auch das leiseste Geräusch aufzufangen. So bewegte er sich langsam bis an das Wasserbecken. Er dachte nicht daran, seinen Durst zu löschen, obgleich er dem Wasser so nahe stand, daß seine gewaltige Gestalt sich in ihm wieder spiegelte. Minutenlang verweilte er lauschend, ohne ein Glied zu rühren.

Dann drehte er sich vorsichtig und leise um, und ging nach derselben Stelle des Waldes zurück, von woher er gekommen war. Nach einer kleinen Weile erschien er wieder mit fünf anderen, mit denen er wiederum ebenso vorsichtig, aber weniger lautlos als früher auf das Wasser losging. Die fünf wurden von ihm als Wächter aufgestellt. Er kehrte in den Wald zurück und erschien nochmals, umgeben von der ganzen Herde, von etwa achtzig bis hundert Stück, und diese führte er über die Blöße mit solcher Stille, daß ich, trotz der Nähe, die Thiere sich nur bewegen sah, nicht aber sie sich auch bewegen hörte. In der Mitte der Blöße blieb die Herde stehen. Er ging von neuem vor, verkehrte mit den Wächtern, untersuchte Alles, überzeugte sich von vollständiger Sicherheit, kehrte zurück und gab nun Befehl zum Vorrücken. In demselben Augenblick stürzte die Herde gegen das Wasser los und warf sich ohne jede Scheu und ohne noch an Gefahr zu denken, mit aller Wollust in die Fluthen. Von ihrer Schüchternheit und Furchtsamkeit war keine Spur mehr zu bemerken. Alle vertrauten ihrem Führer so vollkommen, daß sie sich um gar Nichts mehr zu kümmern schienen."

„Nachdem die armen, durstigen Thiere den Teich eingenommen hatten und auch, als Letzter, der Leitelefant, eingetreten war, überließen sie sich gleichsam frohlockend der Wonne, ihren Durst zu stillen, sowie der Wohlthat des Bades. Niemals hatte ich eine solche Menge von thierischem Leben in einem so engen Raume gesehen. Es wollte mir erscheinen, als tränken die Elefanten den ganzen Teich trocken. Ich beobachtete sie mit der größten Theilnahme, bis sie sich mit Trinken und Baden Genüge gethan hatten. Dann versuchte ich, welche Wirkung ein unbedeutendes Geräusch auf sie ausüben würde. Nur einen kleinen Zweig brauchte ich zu brechen und die ganze feste Masse kam augenblicklich in Aufruhr und floh dahin, wie eine Herde aufgescheuchten Wildes in toller Hast und Eile."

Mit ähnlicher Vorsicht gehen die Elefanten auf ihre Nahrung aus. Der Reichthum ihrer Waldungen ist so groß, daß die edlen Thiere eigentlich niemals Mangel leiden, und weil sie beständig an Oertlichkeiten leben, in welchen es Nahrung in Hülle und Fülle gibt, erscheinen sie auch weder gefräßig, noch begierig. Sie brechen die Zweige von allen Bäumen, gleichsam als geschähe es zu ihrem Vergnügen, fächeln sich mit ihnen, vertreiben die so gehaßten Fliegen und verzehren sie dann allgemach, nachdem sie dieselben einigermaßen zusammengebrochen haben. Aeste von Armstärke werden noch ruhig mit hinabgeschlungen: in der 1⅓ Fuß langen und 5 bis 6 Zoll dicken, 14 bis 16 Pfund schweren, wurstartigen Losung fand ich Aststücke von 4 bis 5 Zoll Länge und 1⅓ bis 2 Zoll im Durchmesser. Niedrige Zweige, zumal solche, welche in Mundhöhe stehen, schieben sie mit dem Rüssel bündel- oder buschweise ins Maul und beißen oder richtiger quetschen sie dann mit den Zähnen ab. So geschändete Büsche geben ein sicheres Merkmal für den Jäger ab. Stärkere Aeste schälen sie ganz oder theilweise, lassen aber das Holz liegen. In jeder Gegend gibt es Lieblingsbäume der Elefanten: sie werden vor allen anderen heimgesucht. In Mittelafrika heißt ein Baum geradezu „Elefantenbaum", weil er vor allen übrigen von den Thieren besucht und beweidet wird. Er ist dornig, aber die Dornen sind weich und deshalb kein Hinderniß für den Gaumen des Elefanten, welcher den härteren Stacheln der Mimosenzweige — ein Lieblingsfutter des Kamels — nicht gewachsen zu sein scheint. Baumzweige werden von den Elefanten unter allen Umständen dem Grase vorgezogen, obwohl letzteres auch nicht verschmäht wird. Kommt eine Elefantenherde auf einen mit saftigem Gras bewachsenen Platz, so weidet sie davon, packt mit dem Rüssel einen hübschen Busch, reißt ihn mit sammt den Wurzeln aus dem Boden, klopft diese Wurzeln gegen einen Baum, um sie von der ihnen anhängenden Erde zu befreien und steckt sie sich dann einen nach dem anderen in den Schlund. Auf den nächtlichen Weidegängen wird wohl auch ab und zu einmal ein Feld besucht, und dann freilich thut die Herde in ihm großen Schaden. Aber schon das einfachste Scheusal oder die leichteste Umzäunung genügt, um die Elefanten von den Feldern abzuhalten. Die Indier lassen zwischen ihren Pflanzungen breite Wege für die zur Tränke gehenden Elefanten, und umzäunen ihre Felder mit leichten Rohrstäben; ein einziger Schlag mit dem gewaltigen Rüssel würde eine ganze Wand dieser Pfähle niederwerfen, aber niemals kommt es vor, daß die Elefantenherde die

Umzäunung durchbricht. Nur die Gondahs thun Dies zuweilen. Dieselbe Herde geht aber sofort auf die Felder, wenn die Thür dazu geöffnet ist. Nach der Ernte des Reises zum Beispiel überlassen die Indier den Elefanten ruhig das Stroh und halten deshalb die Umhegungen nicht mehr verschlossen. Sobald Dies geschieht, dringen die Thiere ein und fressen alles Uebriggebliebene auf. Die Sudahnesen schreiben dieses Benehmen der Elefanten nicht ihrer Scheu und Vorsicht, sondern dem ihnen innewohnenden Gerechtigkeitssinne zu. „Elefanten," sagte mir ein Scheich am blauen Flusse, „werden Dir Nichts zu leide thun, wenn Du sie in Frieden läßt, wie sie mir und meinen Vorfahren nie Etwas gethan haben. Wenn die Zeit der Ernte herankommt, hänge ich an hohen Stangen Schutzbriefe auf und diese genügen den gerechten Thieren, denn sie achten das Wort des gottgesandten Mahammed — über welchen der Friede des Allbarmherzigen walten möge! Sie fürchten die Strafe, welche den Gotteslästerer ereilen wird. Sie sind eben gerechte Thiere!"

In den Gebirgen von Habesch zwingt der Wechsel der Jahreszeiten die Elefanten zu regelmäßigen Wanderungen. Im Bogoslande ziehen sie auf ziemlich streng eingehaltenen Wegen alljährlich zwei Mal auf und nieder, also vier Mal an einem Orte vorüber, — so bei der Ortschaft Mensa. Der Wassermangel treibt sie in die tiefsten Flußthäler hinab. Der Frühling, d. i. die Regenzeit, welche gerade im Gebirg reiches Leben hervorzaubert, lockt sie wieder zur ergiebigen und unbehelligten Weide empor. Sie ziehen von den Gebirgskämmen bis in das Flußbett des Ain-Saba hinab und von dort aus wieder nach ihren ersten Weideplätzen empor. Alle Wanderungen geschehen selbstverständlich nur des Nachts.

Wie die Nahrung, führt der Elefant auch seine Getränke mit Hilfe des Rüssels zum Munde; er saugt beide Röhren desselben voll und spritzt sich den Inhalt dann in das Maul. Sobald eine Herde an das Wasser kommt, ist Dies ihr nächstes Geschäft, und erst wenn der Durst gestillt ist, denken die Thiere daran, in derselben Art und Weise auch ihren Körper zu näßen. Der Rüssel ist übrigens nicht blos zum Auffaugen des Wassers, sondern auch zur Aufnahme von Sand und Staub geeignet. Diese Stoffe werden angewendet, um die so lästigen Kerbthiere zu verscheuchen.

Wie leicht erklärlich, ist die Vermehrung unserer Landriesen nur eine geringe. Man erkennt den Zustand des brünstigen Elefanten zunächst daran, daß zwei Drüsen neben den Ohren eine übelriechende Flüssigkeit in reichlicher Menge ausschwitzen. Das Thier selbst ist sehr erregt und wird oft furchtbar wild gegen seine Treiber, welche es sonst vortrefflich behandelt. Früher glaubte man, daß die Elefanten sich nur im Freien, fern von allem menschlichen Treiben, paarten und wollte deshalb von einer großen Schamhaftigkeit des Thieres reden. Corse aber beobachtete, daß sich zwei frisch gefangene Elefanten vor einer Menge Zuschauer begatteten. Vorher erwiesen sie sich mit ihren Rüsseln Liebkosungen; dann paarten sie sich in 16 Stunden vier Mal, ganz nach Art der Pferde. Die Brunstzeit ist nicht bestimmt. Das eine Mal zeigte sie sich im Februar, das andere Mal im April, ein drittes Mal im Juni, ein viertes Mal im September und ein fünftes Mal im Oktober. Aufgeregt sind die paarungslustigen Thiere immer, und die kleinste Veranlassung kann sie in Zorn bringen. Drei Monate nach der Paarung bemerkte Corse die ersten Anzeichen der Trächtigkeit des Weibchens. Nach einer Tragzeit von 20 Monaten und 18 Tagen warf es ein Kalb, 35 Zoll hoch, welches sofort nach seiner Geburt zu saugen anfing. Die Mutter stand dabei, das Junge legte den Rüssel zurück und ergriff das Euter mit seinem Maul. Fast alle Beobachter sind darin einstimmig, daß die Liebe der Mutter zu ihrem eigenen Kinde nicht besonders groß ist; dagegen bemerkte man, daß sich alle weiblichen Elefanten eines jungen mit großer Zärtlichkeit annehmen. Die wilden sollen allen Jungen ohne Ausnahme ihr Euter bieten.

Ein Elefant wächst 20 bis 24 Jahre, ist aber wahrscheinlich schon im 16. Jahr zur Fortpflanzung geeignet. Der erste Zahnwechsel findet im zweiten, der zweite im sechsten, der dritte im neunten Lebensjahre statt. Später dauern seine Zähne länger aus. Das Alter, welches das Thier überhaupt erreichen kann, wird sehr verschieden angegeben. Tennent spricht von Elefanten, welche über hundert Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben sollen, stellt jedoch vorher eine beglaubigte Todten-

liste von denen auf, welche durch die Regierung verwendet wurden; aus dieser Liste geht hervor, daß von 138 Gefangenen nach Ablauf von zwanzig Jahren nur ein einziger noch lebte. — Andere Beobachter nehmen an, daß wilde Elefanten 150 Jahre alt werden können.

Der Elefant steht leider auch schon auf der Reihe derjenigen Thiere, welche ihrem Untergang verfallen sind. Man jagt die edlen Geschöpfe nicht, um sich wegen des von ihnen verübten Schadens zu rächen, sondern des kostbaren Elfenbeins halber, und hat deshalb schon lange einen Vernichtungskrieg gegen sie geführt. Der Schaden, welchen die Thiere anrichten, ließe sich ertragen, — denn nur die Rogues werden lästig, — die Herden bleiben in ihren Wäldern. Manchmal freilich machen sich die Elefanten durch sonderbare Gelüste unangenehm. So zogen sie den indischen Straßenbaumeistern wiederholt die Merkpfähle aus dem Boden, welche die Leute mühsam zur Bezeichnung der anzulegenden Straßen gesetzt hatten, und andere fielen hartnäckig immer und immer wieder in ein und dieselbe Pflanzung ein, so daß der Besitzer genöthigt war, die berüchtigtsten Jäger zu sich zu erbitten. Wenn ich die Jäger anstatt berühmt, berüchtigt nenne, habe ich leider dazu guten Grund. Die meisten von ihnen betragen sich der Jagd, welche sie betreiben, vollkommen unwürdig. Es sind hauptsächlich Engländer, welche der Elefantenjagd obliegen, und deren Rohheit ist bekannt genug: wie weit sie aber gehen kann, wissen die Wenigsten von uns. Ich will Einen von ihnen, den oft genannten Gordon Cumming, seine Art und Weise Elefanten zu erlegen, selbst schildern lassen. „Am 31. August erblickte ich den größten und höchsten Elefanten, welchen ich jemals gesehen. Er stand, mit der Seite sich mir zuwendend, in einer Entfernung von ungefähr 150 Schritten vor mir. Ich machte Halt, schoß in die Schulter und bekam ihn durch diesen einzigen Schuß in meine Gewalt. Die Kugel hatte ihn hoch in das Schulterblatt getroffen und auf der Stelle gelähmt. Ich beschloß, eine kurze Zeit der Betrachtung dieses stattlichen Elefanten zu widmen, ehe ich ihm vollends den Rest gab. Es war in der That ein gewaltiger Anblick, den er mir bot. Ich fühlte mich als Herr der grenzenlosen Wälder, welche eine unaussprechlich edle und ansprechende Jagd möglich machten. Nachdem ich den Elefanten eine Zeitlang bewundert, beschloß ich einige Versuche anzustellen, um die verwundbarsten Punkte des Thieres kennen zu lernen(!). Ich näherte mich ihm auf ganz kurze Entfernung und feuerte mehrere Kugeln auf verschiedene Theile seines ungeheuren Schädels ab. Bei jedem Schuß neigte er gleichsam grüßend seinen Kopf nieder und berührte dann mit dem Rüssel seltsam und eigenthümlich sanft die Wunde. Ich war verwundert und wurde wirklich von Mitleid ergriffen, als ich sah, daß das edle Thier sein Schicksal, seine Leiden mit so würdevoller Fassung ertrug und beschloß, der Sache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Deshalb eröffnete ich nun das Feuer auf ihn an einer geeigneten Stelle. Ich gab ihm nach einander sechs Schüsse aus meiner Doppelbüchse hinter die Schulter, welche zuletzt tödtlich sein mußten, im Anfange aber keine unmittelbare Wirkung zur Folge zu haben schienen. Hierauf feuerte ich drei Kugeln aus dem holländischen Sechspfünder auf dieselbe Stelle. Jetzt rannen ihm große Thränen aus den Augen; er öffnete diese langsam und schloß sie wieder. Sein gewaltiger Leib zitterte krampfhaft; er neigte sich auf die Seite und verendete."

Nun entschuldigt sich zwar der Mann damit, daß er diese Versuche blos gemacht hat, um künftighin die Leiden anderer Elefanten abzukürzen: wir aber können diese Entschuldigung unmöglich gelten lassen, weil ein Elefantenjäger im Voraus wissen muß, wohin er seine Geschosse zu richten hat. Auch gibt Gordon Cumming in seinem Buche so unzählige Beweise eines wilden und zwecklosen Blutdurstes, daß wir jene Entschuldigung sicherlich nur als ein Anerkenntniß seiner Gemeinheit ansehen können. Wie unendlich hoch stand jener Elefant über dem Menschen, wie erbärmlich, wie niederträchtig zeigte sich der elende, heimtückische Feind dem herrlichen Geschöpfe gegenüber! Bei Gelegenheit einer anderen Elefantenjagd erzählt Cumming, daß er einem großen, männlichen Thiere 35 Schüsse gab, ehe es verendete. Die Jäger in Indien machen es nicht besser; Tennent läßt Dies deutlich genug merken. Sie sind ebenso schamlos, als unsere Großen es früher waren, wenn sie Hunderte von edlen Thieren in einen engen Raum zusammentreiben ließen und dann bequem

von einem hohen Sitze aus niedermeuchelten. Die prahlenden Elefantenjäger Indiens haben einen guten Theil ihrer Beute in den Corrals oder Fangplätzen, welche wir bald kennen lernen werden, erlegt. Sie haben die in einem engen Raum eingepferchten Thiere kaltblütig niedergeschossen und dann verfaulen lassen, aus dem einfachen Grunde, um in ihr schändliches Jagdregister einige Zahlen mehr eintragen zu können. Sie haben Alte und Junge zusammengeschossen, ohne die Leichname nützen zu können. Zu solchen Scheußlichkeiten sind von den sogenannten gebildeten Völkern wahrhaftig nur Engländer fähig!

Die wahren Elefantenjäger geben ihrem Wilde im großen, freien Walde nach und erlegen sie, um das Elfenbein zu gewinnen. Ihre Jagd mag entschuldigt sein; sie ist wenigstens kein feiges Meucheln. Der Jäger setzt dabei sein Leben ein. Eingeborene, welche die Gewehre tragen, spüren das Wild aus. Der Jäger nähert sich so weit als möglich und feuert aus einer weitläufigen Büchse eine Kugel, unmittelbar hinter dem Ohr in den Schädel. Gute Schützen brauchen höchst selten noch den zweiten Lauf ihres Gewehrs und oft schon haben einzelne Jäger mit jedem Laufe der Büchse einen Elefanten erlegt. Die Gefahr ist übrigens doch nicht so groß, als sie scheinen mag. Allerdings kommt es vor, daß gereizte Elefanten sich auf ihre Verderber stürzen, und einzelne von diesen haben dann auch ihr Leben unter den Fußtritten der Waldriesen ausgehaucht; drei Viertheile aber von Denen, welche wirklich angegriffen wurden, konnten sich noch retten, selbst wenn sie sozusagen schon zwischen den Füßen lagen. Die große Furchtsamkeit des Dickhäuters siegt bald wieder über seine Erregung, und nur höchst selten geschieht es, daß ein verwundeter Elefant seinen Feind so weit verfolgt, wie nach **Tennent's** Bericht einmal ein Rogues einen Indier, welcher bereits die Stadt erreicht hatte, aber auf dem Basar noch von dem wüthenden Elefanten eingeholt und zerstampft wurde.

Die Neger im Westen Afrikas flechten, wie **Du Chaillu** berichtet, im Walde die Schlingpflanzen netzartig zusammen, jagen dann die Elefanten nach den so eingezäunten Stellen hin, verfolgen sie und schleudern, wenn die Thiere unschlüssig vor den verschlungenen Ranken stehen bleiben, Hunderte von Lanzen in den Leib der stärksten und größten, bis sie zusammenbrechen. In ähnlicher Weise mögen wohl auch die Neger am weißen Flusse jagen. Sie liefern einen guten Theil des afrikanischen Elfenbeins, und man hat eigentlich noch nie recht gewußt, wie sie diesen kostbaren Stoff erlangen. Nach den Nachrichten, welche ich erhielt, sollen sie Fallgruben anlegen, in welchen die Elefanten auf ihren nächtlichen Weidegängen hinabstürzen und in denen sie dann entweder verhungern müssen oder durch die herbeikommenden Neger getödtet werden. — Auf die übrigen Jagdarten wollen wir hier nicht eingehen; sie sind mehr oder weniger immer eine Metzelei. Ich will nur erwähnen, daß nächst den Stoßzähnen, dem kostbarsten Theil der Beute, hier und da auch das Fleisch, zumal der Rüssel und die Füße und die Haut benutzt werden. Die eigentlichen Muskeln sind so hart und zähe, daß sie nur von einem Negergebiß zermalmt werden können. **Du Chaillu** versichert, daß zwölfstündiges Kochen das Fleisch noch immer nicht erweichen könne. **Tennent** rühmt die Zunge als wohlschmeckend. **Corse** läßt den in heißer Asche gebratenen Füßen und dem ebenso zubereiteten Rüssel Gerechtigkeit widerfahren. Im Ganzen aber widerstehen auch diese Theile den Europäern.

Weit anziehender und menschlicher ist die Art und Weise, wilde Elefanten lebend in seine Gewalt zu bekommen, um sie zu zähmen. Hier gilt es, sehr kluge Thiere doch noch zu überlisten, Wildlinge zu zähmen und dem Dienst des Menschen unterthan zu machen. Die Indier sind gegenwärtig die Meister in dieser Kunst. Unter ihnen gibt es eine förmliche Zunft von Elefantenjägern, in welcher das Gewerbe vom Vater auf den Sohn forterbt. Die Kunstfertigkeit, List, Vorsicht und Kühnheit, mit welcher diese Leute zu Werke gehen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Ihrer Zwei gehen in den Wald hinaus und fangen einen Elefanten aus seiner Familie heraus! Man hält Dies für unmöglich, und doch ist es wahr.

Die besten Elefantenjäger auf Ceylon, Panikis genannt, bewohnen die maurischen Dörfer im Norden und Nordwesten der Insel und stehen schon seit mehreren hundert Jahren im hohen Ansehen. Sie verfolgen, sozusagen, instinktmäßig ihre Beute durch die Wälder, und sie sind es auch, welche



Indischer Elefant.

die europäischen Schlächter auf ihren sogenannten Jagdzügen begleiten müssen. Der Fährte eines Elefanten folgen sie, wie ein guter Hund der Spur eines Hirsches folgt. Sie bestimmen im Voraus an allen gerechten und vollkommenen Jägerzeichen, wie stark die Herde, wie hoch die größten und wie niedrig die kleinsten Elefanten sind. Für europäische Augen unmerkliche Zeichen sind für sie deutlich geschriebene Blätter eines ihnen verständlichen Buches. Ihr Muth steht mit ihrer Klugheit im Einklange; sie wissen mit den Elefanten zu machen, was sie wollen. Sie setzen sie in Angst, in Wuth, wie es ihnen eben erwünscht ist. Ihre einzige Waffe ist eine feste und dehnbare Schlinge aus Hirsch- oder Büffelhaut, welche sie, wenn sie allein zum Fang ausziehen, dem von ihnen bestimmten Elefanten um den Fuß werfen. Dies geschieht, indem sie ihn unhörbaren Schrittes auf seinem Wege folgen und im günstigen Augenblick die Schlinge um den Fuß werfen oder selbst, wenn er ruhig steht, um ein Bein hin und her schlingen. Wie sie es anstellen, unbemerkt an das so furchtsame Thier heranzukommen, ist und bleibt ein Räthsel. Und während der Eine die Schlinge um den Fuß legt, schlingt sie der Andere bereits an einem Baume fest, und sollte kein solcher in der Nähe sein, so erzürnt der Eine den Elefanten und lockt ihn nach einer Baumgruppe hin, um deren stärksten Stamm dann der Andere den Strick befestigt und dadurch die Verfolgung endet. Der gefangene Elefant ist natürlich rasend, aber die Fänger wissen ihm zu begegnen. Sie kennen ihn genau, und zähmen ihn in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Zuerst gebrauchen sie alle Schreckmittel: brennendes Feuer, Rauch u. dergl.; dann lassen sie ihren Gefangenen hungern und dürsten, gönnen ihm keine Ruhe und ängstigen und matten ihn ab, so viel als möglich. Später ändern sie ihr Betragen vollständig um und erweisen ihm nur Liebes und Gutes. Kurz und gut, sie wenden hier unbeschreibliche Künste an, und es gelingt ihnen nach wenig Monaten, ihren anfangs rasenden Zögling zu einem ihrem Willen unterwürfigen Geschöpf umzuwandeln. Ein Europäer ist gar nicht im Stande, diesen Leuten auf derartigen Zügen zu folgen, — er würde Alles verderben — und muß sich also mit Hörensagen begnügen. Aber dafür kann er um so eher an den großartigen Treiben theilnehmen, welche unter Umständen Hunderte von Elefanten auf einmal in die Gewalt des Menschen bringen. Einen solchen Elefantenfang hat Tennent in so anziehender und ausführlicher Weise beschrieben, daß ich nichts Besseres thun kann, als seine Erzählung, wenn auch theilweise im Auszuge, so doch möglichst mit seinen eigenen Worten hier wieder zu geben.

„An einer kühlen und angenehmen Stelle des Waldes fanden wir die lustigen Wohnungen, welche für uns in der Nähe des Corrals (Fangraum) hergestellt worden waren. Man hatte Hütten aus Zweigen erbaut und mit Palmblättern und Gras bedeckt; man hatte einen hübschen Saal zum Speisezimmer errichtet, Küchen, Ställe erbaut und nach besten Kräften für unsere Bequemlichkeit gesorgt. Dies Alles war von den Eingeborenen im Laufe weniger Tage ausgeführt worden."

„Früher wurde die mit der Elefantenjagd nothwendig verbundene Arbeit zwangsweise von den Eingeborenen verrichtet; denn das gehörte mit zu den Frohndiensten, welche das Volk seinen Herrschern zu leisten hatte. Die Holländer und Portugiesen verlangten diese Dienste, ebenso die britische Regierung, bis die Frohnen im Jahre 1832 abgeschafft wurden. Es wurden damals 1500 bis 2000 Männer unter der Leitung eines Oberen beschäftigt. Sie hatten den Corral zu bauen, die Elefanten zu sammeln, die Kette von Wachfeuern und Wächtern zu unterhalten und überhaupt alle mühsamen Verrichtungen des Fanges auszuführen. Seit der Abschaffung der Frohnen ist es jedoch nicht schwer gewesen, die freiwillige Mitwirkung der Eingeborenen bei diesen Unternehmungen zu erlangen. Die Regierung bezahlte denjenigen Theil der Vorbereitungen, der wirkliche Kosten mit sich bringt: die geschickte Arbeit, die auf die Errichtung des Corrals und seines Zubehörs verwendet wird, die Anschaffung von Speeren, Seilen, Waffen, Flöten, Trommeln, Schießgewehren und andere nothwendige Erfordernisse."

„Die Zeit des Jahres, welche man zum Fange wählt, ist natürlich diejenige, die dem Anbau der Reisfelder am wenigsten Eintrag thut, die Zeit zwischen der Aussaat und der Ernte. Das Volk

selbst hat, ganz abgesehen von der Aufregung und dem Genuß der Jagd, seinen eigenen Vortheil dabei, die Zahl der Elefanten zu vermindern, da diese ihren Gärten und ihren aufwachsenden Ernten ernsten Schaden zufügen. Aus einem ähnlichen Grunde ermuthigen auch die Priester diese Jagd, weil nämlich die Elefanten einen heiligen Baum, dessen Blätter sie außerordentlich lieben, oft vernichten. Zudem wünscht man auf leichte Weise Elefanten zum Tempeldienst zu erhalten. Die Häuptlinge endlich suchen ihren Stolz darin, die Zahl ihrer Untergebenen im Felde zur Schau zu stellen, als auch die Leistungen der zahmen Elefanten, welche sie für das Jagdgeschäft darleihen, zu zeigen. Eine große Zahl von Bauern finden willkommene Arbeit auf viele Wochen; denn sie haben die Pfähle zu pflanzen, Pfade durch das Sumpfrohr auszuhauen und die Treiber abzulösen, von welchen die Elefanten umringt und herangetrieben werden sollen."

„Als Platz der Jagd wählt man einen, der an einer alten und viel betretenen Straße dieser Thiere liegt, auf welcher sie gewöhnlich nach Nahrung und Wasser zu wandern pflegen; namentlich ist die Nähe eines Stromes unerläßlich, nicht nur, um den Elefanten den nöthigen Wasservorrath zu bieten, während man sie der Umzäunung zu nähern sucht, sondern auch, um ihnen nach dem Fang während des Zähmungsverfahrens eine Gelegenheit zum Baden und zum Abkühlen verschaffen zu können. Bei der Errichtung der Corrals vermeidet man es sorgfältig, die Bäume oder das Unterholz innerhalb des eingeschlossenen Raumes zu vernichten, namentlich auf der Seite, von welcher die Elefanten kommen sollen, da es ein wesentliches Erforderniß ist, ihnen die Einpfählung soviel als möglich durch das dichte Laub zu verbergen."

„Die zum Bau verwendeten Stämme haben 10 bis 12 Zoll im Durchmesser; man bringt sie etwa drei Fuß tief in die Erde, so daß noch 12 bis 15 Fuß über dem Boden bleiben. Zwischen jedem Paar Pfählen bleibt Raum genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen kann. An die so aufgerichteten Säulen befestigt man mit biegsamen Schlingpflanzen oder mit Rohr Querbalken, und das Ganze wird dann noch durch eine Art Gabeln gestützt, welche die Querbalken fassen und es verhindern, daß das Pfahlwerk durch einen Anprall der wilden Elefanten nach außen gedrängt werde. Der also eingeschlossene Platz, welchen ich im Sinne habe, war ungefähr fünfhundert Fuß lang und halb so breit. An dem einen Ende war ein Eingang offen gelassen, der jeden Augenblick durch Schiebebalken verschlossen werden konnte, und von jeder Ecke des Endes, wo die Elefanten herkommen sollten, zogen sich zwei Linien derselben starken Einzäunung auf beiden Seiten hin, ebenfalls sorgfältig von Bäumen verdeckt. Wäre nun also die Herde nicht durch den offen gelassenen Eingang hineingekommen, sondern rechts oder links abgeschweift, so würden sie hier ein Hinderniß gefunden und sich genöthigt gesehen haben, die alte Richtung nach dem Eingang zu wieder einzuschlagen. Endlich war auf einer Gruppe Bäume für die Gesellschaft des Statthalters eine Schaubühne errichtet worden, welche die ganze Einfassung übersehen ließ, so daß man das gesammte Verfahren vom ersten Eintreten der Herde in die Einfassung bis zum Herausführen der gefangenen Elefanten beobachten konnte."

„Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß das eben beschriebene Pfahlwerk, so stark es auch ist, blutwenig nützen würde, wenn ein Elefant sich mit aller Kraft darauf stürzte; es sind auch wirklich manche Unfälle vorgekommen, indem die Herden durchbrachen. Man verläßt sich aber nicht sowohl auf den Widerstand der Einpfählung, als auf die Schüchternheit der Gefangenen, die ihre eigene Kraft nicht kennen, und auf die Kühnheit und List ihrer Fänger."

„Wenn nun der Corral fertig ist, beginnen die Treiber ihr Werk. Sie haben oft einen Umfang von vielen Meilen zu umstellen, damit die Anzahl der Elefanten ansehnlich genug werde, und die anzuwendende Vorsicht verlangt viel Geduld. In keinem Fall darf man die Elefanten beunruhigen; sonst möchten sie leicht die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Die Thiere sind äußerst friedlich und wünschen nur in Stille und Sicherheit zu weiden. Vor der geringsten Störung weichen sie zurück, und Dies muß man nun so benutzen, daß man sie gerade nur soviel beunruhigt, daß sie langsam in der gewünschten Richtung vorgehen. Auf diese Weise werden dann verschiedene Herden

zusammengetrieben, und Tag für Tag bringt man sie langsam vorwärts, dem Corral zu. Wird ihr Argwohn rege, zeigen sie Unruhe und Befürchtung, so ergreift man schärfere Maßregeln, um ihr Entkommen zu verhindern. Aller zehn Schritte wird rings um den Plan, in welchem man sie schon beisammen hat, ein Feuer angezündet und Tag und Nacht unterhalten. Die Treiber steigen bis auf zwei- bis dreitausend; es werden Fußwege durch den Dschungel hergestellt, um die ganze Linie in steter Verbindung zu erhalten. Die Führer üben seine ununterbrochene Aufsicht, damit ein jeder Treiber auf seinem Posten munter ist. Denn Nachlässigkeit an irgend einer Stelle der Linie könnte die ganze Herde entkommen lassen und in einem Augenblick die mühevolle Arbeit von Wochen vernichten. Auf diese Weise wird jeder Versuch der Elefanten, rückwärts durchzubrechen, sogleich abgewiesen, und wo immer ein solcher droht, kann augenblicklich eine hinreichende Menge versammelt werden, um sie zurückzuscheuchen. Endlich werden die Elefanten so dicht an die Einzäunung getrieben, daß sich der Treibergürtel an beiden Flügeln an das Ende des Corrals anlehnt; das Ganze bildet nun einen Umkreis von ziemlich einer Stunde, und man wartet nun blos noch auf das Zeichen zum Schlußtreiben."

„Diese Vorbereitungen hatten zwei volle Monate in Anspruch genommen und waren nun eben soweit vollendet, als wir ankamen und unseren Platz auf der oben erwähnten Schaubühne einnahmen, von welcher wir den Eingang zum Corral übersehen konnten. Dicht neben uns im Schatten lagerte eine Gruppe zahmer Elefanten, die aus den Tempeln und von den Fürsten geschickt waren, um beim Fang der wilden zu helfen. Drei verschiedene Herden, zusammen 40 bis 50 Elefanten, waren umzingelt und lagen gerade in dem Dschungel und bei der Einpfählung verborgen. Jeder Laut wurde vermieden; man sprach nur flüsternd, und das Stillschweigen unter der ungeheuren Menge der Treiber war so streng, daß man hin und wieder die Zweige rascheln hörte, wenn einer der Elefanten die Blätter abstreifte."

„Plötzlich wurde das Zeichen gegeben, nur die Stille des Waldes wurde von den Rufen der Wachen, dem Rollen der Trommeln und dem Knattern der Gewehre unterbrochen. Man begann an dem entferntesten Punkte und trieb so die Elefanten immer näher dem Eingange des Corrals zu. Die Treiber entlang der Linie waren nur solange still, bis die Herde an ihnen vorüber war. Dann stimmten sie in das allgemeine Geschrei der Anderen hinter ihnen nach Herzenslust ein. So wuchs natürlich das Getöse mit jedem Schritt der Herde. Diese suchte wiederholt die Linie zu durchbrechen, wurde aber durch Kreischen, Trommeln und Kleingewehrfeuer immer wieder zurückgeschlagen."

„Endlich zeigte das Knacken der Zweige und das Prasseln des Unterholzes die Näherkunft der Elefanten an. Ihr Führer brach aus dem Dschungel heraus und stürzte wild vorwärts bis auf dreißig Ellen Entfernung vom Eingang des Corrals. Die ganze Herde folgte ihm: noch einen Augenblick und sie wären in die offene Thür hineingestürzt; als sie plötzlich rechts umschwenkten und, trotz der Jäger und Treiber, ihrem früheren Platz im Dschungel wieder zueilten. Der Oberste der Treiberaufseher kam vor und erklärte ihren Durchbruch dadurch, daß ein wildes Schwein plötzlich aus seinem Lager herausgekommen und dem Leitthiere der Herde über den Weg gelaufen sei. Er fügte hinzu, daß es bei dem aufgeregten Zustande der Herde Wunsch der Jäger wäre, ihre letzte Anstrengung bis zum Abend zu verschieben, wo ihnen die Dunkelheit, die Feuer und die Fackeln um so mächtigere Gehilfen sein würden."

„Nach Sonnenuntergang wurde der Schauplatz von außerordentlichem Interesse. Die niedrigen Feuer, die offenbar im Sonnenlichte nur gedampft hatten, glühten nun wieder düster roth in der Dunkelheit und warfen ihren Schein über die Gruppen. Wirbelnd stieg der Rauch durch das reiche Laubwerk der Bäume. Die Scharen der Zuschauer beobachteten tiefe Stille. Kein Laut war hörbar, als das Summen der Kerbthiere. Auf einmal brach wiederum das Rollen einer Trommel und gleich darauf Gewehrfeuer durch die Stille. Dies war das Zeichen für den erneuten Angriff. Rufend und lärmend betraten die Jäger den Kreis. Trockene Blätter und Reißer wurden auf die Wacht-

feuer geworfen, bis sie emporloderten und ringsum eine Flammenlinie bildeten, nur nicht nach dem Corral zu, wo man aufs sorgfältigste die Dunkelheit zu bewahren wußte. Dorthin begaben sich denn nun die erschreckten Elefanten, hinter sich das Getöse und das Gellen ihrer Verfolger. Sie näherten sich mit rasender Eile, das Unterholz niedertretend und die trockenen Zweige zerknickend. Das leitende Thier erschien dem Corral gegenüber, hielt einen Augenblick inne, starrte wild um sich, stürzte dann über Hals und Kopf durch das offene Thor und die ganze Herde ihm nach. Der gesammte Umfang des Corrals, der bis zu diesem Augenblicke in tiefste Dunkelheit gehüllt gewesen war, strahlte nun, wie durch Zauberei, plötzlich von tausend Lichtern wieder. Denn im Augenblick, wo die Elefanten hinein waren, rannte jeder Jäger mit einer Fackel herbei, die er am nächsten Wachtfeuer angezündet hatte."

„Zuerst stürmten die Elefanten bis zum äußersten Ende der Einpfählung; da sie aber hier Widerstand fanden, schossen sie zurück, um das Thor zu erreichen. Sie fanden es natürlich verschlossen. Ihr Schrecken war entsetzlich. Sie eilten rings im Corral in reißend schnellen Schritten umher, sahen ihn aber nun von Feuer umringt. Sie versuchten das Pfahlwerk zu durchbrechen, wurden jedoch mit Speeren und Fackeln zurückgetrieben; überall, wo sie sich näherten, kam ihnen Geschrei und Gewehrfeuer entgegen. Dann sammelten sie sich in eine einzige Gruppe, hielten einen Augenblick in offenbarer Bestürzung inne, traten dann in einer anderen Richtung auf, als wenn ihnen plötzlich eine Stelle eingefallen wäre, die sie vorher übersehen gehabt hätten. Aber immer wieder abgewiesen, kehrten sie langsam zu ihrem einsamen Ruheplatze inmitten des Corrals zurück."

„Die Theilnahme an diesem außerordentlichen Schauspiele beschränkte sich nicht auf die Zuschauer; sie erstreckte sich auch auf die außen aufgestellten zahmen Elefanten. Schon bei der ersten Annäherung der fliehenden Herde legten sie ihre Achtsamkeit an den Tag; zwei besonders, die vorn angebunden waren, zeigten ungemeine Aufregung, und als endlich die Herde in den Corral hineingebraust war, riß einer von diesen beiden sich los und stürzte den wilden nach, wobei er einen ziemlich ansehnlichen Baum, der ihm im Wege stand, umbrach."

„Länger als eine Stunde durchtrabten die Elefanten den Corral und griffen mit unermüdlicher Kraft die Pfähle an. Nach jedem fehlgeschlagenen Versuch trompeteten und kreischten sie vor Wuth. Wieder und wieder strebten sie, das Thor zu erstürmen, als wenn sie wüßten, daß es einen Ausgang bieten müsse, da es ja doch zum Eingang gedient hatte; aber betäubt und verwirrt wichen sie immer zurück. Nach und nach wurden ihre Anstrengungen seltener; einzelne Thiere rannten hier und dorthin und kehrten dann düster zu ihren Genossen zurück. Endlich bildete die ganze Herde, verdutzt und erschöpft, eine einzige Gruppe mit den Jungen in der Mitte, und so standen sie regungslos unter den düsteren Schatten der Bäume, mitten in dem Corral."

„Es wurden nun Anstalten getroffen, während der Nacht Wache zu halten. Die Zahl der Wächter rund um die Einfriedigung wurde verstärkt und den Feuern frische Nahrung gegeben, damit sie bis Sonnenaufgang hoch emporflammten."

„Ursprünglich waren von den Treibern draußen drei Herden umstellt worden; aber mit eigenthümlicher Vorausahnung hatten die drei sich einander fern gehalten. Als nun das Schlußtreiben stattfand, so war nur eine Herde in den Corral gekommen, weil die anderen beiden sich noch zurückhielten. Da nun das Thor augenblicklich hinter der ersten Abtheilung geschlossen werden mußte, so waren die beiden anderen natürlich ausgesperrt und blieben noch im Dschungel verborgen. Um ihr Entkommen zu hindern, wurden die Wachen an ihre früheren Plätze zurückbefehligt; die Feuer wurden neu genährt, und nachdem so alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kehrten wir zurück, um die Nacht in unseren Häusern am Flusse zu verbringen. Diese waren nur etwa dreißig Schritte vom Corral entfernt, und so wurden wir in unserem ersten Schlafe oft von dem Lärm der Menge geweckt, die in dem Walde lagen, dann und wann auch von dem Geschrei, welches die Elefanten von einem plötzlichen Angriff auf die Einfriedigung zurückscheuchte. Bei Tagesanbruch aber fanden wir am

Corral Alles still und wachsam. Man ließ die Feuer ersterben, als die Sonne aufging. Die abgelösten Wächter schliefen nahe der großen Einzäunung; ringsum aber waren Haufen von Männern und Knaben mit Speren oder langen Ruthen, während die Elefanten drinnen in einer dicht gedrängten Gruppe zusammenstanden, nicht mehr ungestüm und stürmisch, sondern erschöpft und ruhig und gänzlich gebrochen durch Furcht und vor Erstaunen über Alles, was um sie herum vorgegangen war. Nur ihrer neun waren bisjetzt gefangen, darunter drei sehr große und zwei kleine, nur ein paar Monate alte. Einer der großen war ein „Landstreicher", der in keiner Verbindung mit der übrigen Herde stand, daher auch nicht in ihren Kreis gelassen wurde, sondern sich nur in ihrer Nähe aufstellte."

„Draußen schickte man sich nun an, die zahmen Elefanten in den Corral zu führen, damit diese die Gefangenen fest machen möchten. Die Schlingen waren bereit, und endlich zog man behutsam die Stämme weg, die den Eingang geschlossen, und zwei abgerichtete Elefanten gingen leise hinein, jeder von seinem Führer und einem Diener geritten und mit einem starken Halsband versehen, von welchem herab auf beiden Seiten Stricke von Antilopenhaut mit einer Schlinge hingen. Zugleich mit ihnen und hinter ihnen verborgen kam der Führer der Schlingenmänner hereingekrochen, begierig, sich die Ehre zu sichern, den ersten Elefanten fest zu machen. Es war ein behender, kleiner Mann, ungefähr siebzig Jahre alt, der sich in solchen Diensten bereits zwei silberne Spangen als Ehrenzeichen erworben hatte. Er wurde von seinem Sohne begleitet, welcher wegen seines Muthes und seiner Geschicklichkeit gleich berühmt war."

„Bei dieser Jagd waren zehn zahme Elefanten zur Verfügung. Zwei waren das Eigenthum eines nahen Tempels, und von diesen beiden war einer erst das Jahr vorher gefangen worden und dennoch jetzt schon zum Fang anderer fähig; vier gehörten benachbarten Häuptlingen, die übrigen waren aus den Ställen der Regierung, so auch die beiden, welche jetzt den Corral betraten."

„Einer von diesen letzteren war von ungemeinem Alter und bereits im Dienste der holländischen und der englischen Regierung seit mehr denn einem Jahrhundert. Der andere, Namens Siribeddi, war etwa funfzig Jahre alt und durch sanftes und gelehriges Wesen ausgezeichnet. Siribeddi war eine vollendete Sirene, und ein solcher Fang war nun ganz und gar nach ihrem Geschmacke. Geräuschlos betrat sie den Corral und ging langsam mit schlauem Blick, aber anscheinend sehr gleichgiltig vorwärts. Ganz gemüthlich schlenderte sie in der Richtung nach den Gefangenen hin und blieb hin und wieder stehen, um ein wenig Gras oder einige Blätter im Vorbeigehen zu pflücken. Als sie sich den eingeschlossenen wilden Elefanten näherte, kamen diese ihr entgegen, und ihr Anführer strich sie sanft mit seinem Rüssel über den Kopf, wandte sich dann um und ging langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück."

„Siribeddi folgte ihm mit demselben gleichgiltigen Schritte und stellte sich dicht hinter ihm auf, so daß der alte Mann unter ihr hinkriechen und seine Schlinge um den Hinterfuß des wilden Elefanten gleiten lassen konnte. Derselbe bemerkte augenblicklich seine Gefahr, schüttelte das Seil ab und wandte sich zum Angriff gegen den Mann. Dieser würde seine Keckheit schwer gebüßt haben, hätte nicht Siribeddi ihn mit ihrem Rüssel beschützt und den Angreifer in die Mitte der Herde getrieben. Der Alte war nur leicht verwundet und verließ den Corral, während sein Sohn Ranghanie seine Stelle einnahm. Die Herde stellte sich wieder in einen Kreis mit den Köpfen in der Mitte zusammen. Zwei zahme Elefanten drängten sich keck zwischen sie und zwar so, daß sie das größte Männchen in die Mitte nahmen. Dieses leistete keinen Widerstand, zeigte aber doch sein Unbehagen dadurch an, daß es fortwährend einen Fuß um den anderen hob. Ranghanie kroch jetzt herbei und hielt mit beiden Händen die Schleife offen, deren anderes Ende an Siribeddis Halsband befestigt war, und lauerte nun den Augenblick ab, wo der wilde Elefant seinen Hinterfuß erhob; endlich gelang es ihm, die Schlinge über das Bein zu bringen, er zog sie an und floh nun rückwärts. Die beiden zahmen Elefanten wichen augenblicklich zurück. Siribeddi spannte das Seil zur vollen Länge

an, und während sie den Gefangenen von der Herde abzog, stellte sich der andere zahme zwischen Siribeddi und die Herde, um jede Einmischung zu verhindern."

„Nun war der Gefangene aber an einem Baum festzumachen und mußte deswegen 30 oder 40 Ellen weit rückwärts gezogen werden, während er doch wüthend widerstand, unablässig voll Entsetzen brüllte, nach allen Seiten hinsprang und die kleineren Bäume wie Schilf zertrat. Siribeddi zog ihn stetig nach sich, und wand das Seil um den geeigneten Baum, wobei sie es fortwährend in voller Spannung erhielt. Schließlich schritt sie behutsam über das Seil hinweg, um es ein zweites Mal um den Stamm zu wickeln, wobei sie denn natürlich zwischen dem Baum und den Elefanten durchzugehen hatte. Es war ihr jedoch nicht möglich, den Gefangenen dicht an den Baum zu fesseln, was indeß nöthig war. Der zweite zahme aber, der die Schwierigkeit bemerkte, kam ihr zu Hilfe, und Schulter an Schulter, Kopf an Kopf drängte er den Gefangenen rückwärts, während Siribeddi bei jedem seiner Schritte das schlaff gewordene Seil anzog, bis er richtig am Fuße des Baumes fest stand. Dann wurde er von dem Fänger fest gemacht. Eine zweite Schlinge wurde nunmehr um das andere Hinterbein gelegt, und so wie die erste am Baume befestigt. Endlich wurden beide Beine mit geschmeidigeren Stricken zusammengefesselt, um die Wunden und die Eiterung weniger gefährlich zu machen."

„Wiederum stellten sich nun die beiden Fängerelefanten neben den Gefangenen wie zuvor, so daß Raughanie unter ihrem Leibe hervor seine Schlingen auch um die beiden Vorderfüße des wilden befestigen konnte. Nachdem er dann auch diese Seile an einen hervorstehenden Baum gebunden hatte, war der Fang vollständig, und die zahmen Elefanten und die Wärter verließen ihr Opfer, um es mit einem anderen Gliede der Herde zu versuchen. Solange die beiden zahmen neben ihm gestanden hatten, blieb das arme Thier verhältnißmäßig ruhig und fast widerstandslos unter seinen Leiden. Aber den Augenblick, wo sie weggingen und es ganz allein gelassen war, begann es die erstaunlichsten Anstrengungen, um sich frei zu machen und wieder zu seinen Gefährten zu kommen. Es befühlte die Stricke mit seinem Rüssel und versuchte die unzähligen Knoten aufzuknüpfen; es zog nach hinten, um seine Vorderfüße zu befreien; dann lehnte es sich vorwärts, um die Hinterbeine los zu bekommen, so daß jeder Ast des großen Baumes erzitterte. Es kreischte in seiner Angst und erhob den Rüssel hoch in die Luft, dann legte es sich seitwärts mit dem Kopfe auf den Boden und preßte seinen zusammengebogenen Rüssel, als ob es ihn in die Erde stoßen wollte. Dann sprang es plötzlich wieder auf und erhob sich auf Kopf und Vorderbeinen frei in die Höhe. Dieses traurige Schauspiel währte mehrere Stunden. Es hielt mitunter in offenbarem Hinbrüten inne, erneuerte dann plötzlich die Anstrengungen; nur zuletzt aber gab es ihn hoffnungslos auf und stand dann vollkommen regungslos, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung. Unterdessen stellte sich Raughanie vor der Schaubühne des Statthalters auf, um die gewohnte Belohnung für das Fesseln des ersten Elefanten in Empfang zu nehmen. Ein Platzregen von Rupien belohnte ihn, und er ging aufs neue an sein gefährliches Amt."

„Die Herde stand in einer gedrängten Masse mürrisch und unruhig. Mitunter trieb den einen oder den anderen die Ungeduld, ein paar Schritte zu thun und Umschau zu halten; dann folgten die anderen, erst langsam, dann schneller, und zuletzt stürmte die ganze Herde wüthend zum erneuten Angriff auf das Pfahlwerk. Diese erfolglosen Angriffe waren eben so großartig, wie lächerlich; die Anstrengung der riesigen Kraft ihrer gewaltigen Glieder, gepaart mit dem fast lächerlichen Wackeln ihres schwerfälligen Schrittes und der Wuth ihrer anscheinend unwiderstehlichen Angriffe verwandelte sich einen Augenblick später in einen furchtsamen Rückzug. Sie stürzten wie toll die Einfriedigung hinunter, den Rücken gekrümmt, den Schwanz erhoben, die Ohren ausgebreitet, den Rüssel hoch über den Kopf erhoben, schrillend, trompetend und kreischend: — und wenn ein Schritt mehr das Pfahlwerk zu Trümmern zerschmettert haben würde, da blieben sie plötzlich vor einigen weißen Stäbchen stehen, die ihnen durch das Gitter entgegengehalten wurden! Und wenn sie dann das verhöhnende Geschrei der Menge draußen vernahmen, verschwanden sie, vollständig

aus der Fassung gebracht, durchkreisten den Corral ein oder ein paar Mal und gingen wieder langsam an ihren Standplatz im Schatten. Die Masse der Wächter, welche namentlich aus Knaben und jungen Männern bestand, legte aber auch wirklich eine erstauntiche Ausdauer und Unermüdlichkeit an den Tag. Sie stürzten immer wieder nach dem Punkte hin, der von den Elefanten bedroht schien, und hielten den Rüsseln ihre Stäbe entgegen, wobei ihr ununterbrochenes Geschrei: „Huub, Huub“ ertönte und die Thiere unabänderlich in die Flucht trieb.“

„Das zweite von der Herde getrennte Opfer, ein weiblicher Elefant, wurde auf dieselbe Weise festgemacht, wie das erste. Als diesem Thiere die Schlinge an den Vorderfuß gelegt wurde, ergriff es dieselbe mit seinem Rüssel, und es gelang ihm, sie in den Mund zu bringen, wo sie sich schleunigst getrennt haben würde, hätte nicht ein zahmer Elefant seinen Fuß auf das Seil gesetzt und so die Schlinge niedergedrückt und seinen Kinnladen entrissen. Die Fänger wählten nun immer zunächst dasjenige Thier, das bei den nachfolgenden Angriffen auf die Einpfählung den Führer gemacht hatte, und der Fang eines jeden erforderte durchschnittlich nicht mehr als dreiviertel Stunden.“ —

„Höchst merkwürdig ist es, daß bei diesem Kampfe die wilden Elefanten keinen Versuch machten, die Leiter, welche auf den zahmen Thieren ritten, anzugreifen oder herunterzuziehen. Diese ritten gerade mitten in die Herde hinein, aber kein Thier machte einen Versuch, sie zu belästigen.“ (Major Skinner sagt in einem Briefe: Es scheint, daß man in einem Corral vollständig vor den Angriffen der wilden gesichert ist, sobald man auf einem zahmen Elefanten sitzt. Ich sah einst den alten Häuptling Mollegadde in eine Herde wilder Elefanten hineinreiten, und zwar auf einem so kleinen Elefanten, daß der Kopf des Häuptlings in gleicher Höhe mit dem Rücken der wilden Thiere war. Ich war sehr besorgt um den Mann, aber er blieb ohne alle Belästigung.)

„Da der Herde alle ihre Führer nach einander weggefangen wurden, so wuchs die Aufregung der anderen immer mehr. Wie groß aber auch ihre Theilnahme für die verlorenen Gefährten sein mochte: sie wagten doch nicht, ihnen zu den Bäumen zu folgen, an welchen sie angebunden waren. Wenn sie nachher an ihnen vorüberkamen, so blieben sie manchmal stehen, umschlangen einander mit dem Rüssel, leckten sich an Hals und Gliedern und legten die rührendste Trauer über ihre Gefangenschaft an den Tag, machten aber keine Versuche, die Seile zu lösen, welche sie banden. Die Charakterverschiedenheit der einzelnen Thiere zeigte sich sehr deutlich in ihrem Benehmen. Einige ergaben sich mit verhältnißmäßig geringem Widerstande und warfen sich in ihrer Wuth mit solcher Gewalt zu Boden, daß jedes andere schwächere Thier dabei seinen Tod gefunden hätte. Sie ließen ihren Zorn an jedem Baume, an jeder Pflanze aus, die sie erreichen konnten. War sie klein genug, um niedergerissen zu werden, so machten sie dieselbe mit ihrem Rüssel dem Boden gleich, streiften die Blätter und Zweige ab und streuten diese wild nach allen Seiten über ihre Köpfe hin. Einige gaben bei ihrem Kampfe keinen Ton von sich, während andere wüthend trompeteten und brüllten, dann wohl ein kurzes, krampfhaftes Gekreisch ausstießen und zuletzt erschöpft und hoffnungslos nur noch dumpf und kläglich stöhnten. Manche blieben nach einigen heftigen Versuchen regungslos auf dem Boden liegen, und nur die Thränen, welche unaufhörlich aus ihren Augen flossen, sprachen aus, was sie duldeten. Andere machten in der Kraft ihrer Wuth die erstaunlichsten Windungen und Verrenkungen und uns, die wir bei dem unbehilflichen Körper des Elefanten unbedingt an Steifheit denken, uns erschienen die Stellungen, in welche sie sich drängten, geradezu unglaublich. Ich sah einen liegen, der die Wangen an die Erde drückte, die Vorderfüße vor sich hingestreckt hatte, während der Körper so herumgebogen war, daß die Hinterfüße nach der entgegengesetzten Seite hinausragten.“

„Es war höchst wunderbar, daß ihre Rüssel, die sie doch so gewaltig nach allen Seiten schleuderten, nicht verletzt wurden. Einer wand ihn so, daß er den Krümmungen eines riesigen Wurmes ähnlich sah. Mit rastloser Schnelligkeit zog er ihn ein und stieß ihn aus, legte ihn, wie eine Uhrfeder, zusammen und schoß ihn dann plötzlich wieder in voller Länge aus; ein anderer, der sonst ganz regungslos dalag, schlug langsam den Boden mit der Spitze seines Rüssels, wie ein Mann in Verzweiflung wohl mit der flachen Hand auf sein Knie schlägt.“

„Die Empfindlichkeit ihres Fußes war bei so plumpen Verhältnissen und einer solchen Dicke der Haut äußerst auffallend. Die Fänger konnten sie jeden Augenblick dazu zwingen, den Fuß zu heben, sobald sie ihn nur mit einem Blatte oder Zweige kitzelten. Die Anlegung der Schlinge bemerkte das Thier augenblicklich, und wenn es dieselbe mit dem Rüssel erreichen konnte, so näherte es den anderen Fuß, um sie womöglich schnell abzustreifen."

„Eins war fast bei Allen zu bemerken: sie zertrampelten den Boden mit ihren Vorderfüßen und nahmen mit einer Wendung ihres Rüssels die trockene Erde oder den Sand auf, und bestreuten sich damit geschickt über und über. Dann führten sie die Spitze des Rüssels in den Mund und entnahmen das Wasser, welches sie über ihren Rücken ausgossen; Dies wiederholten sie so oft, bis der Staub gewöhnlich durchnäßt war. Ich verwunderte mich über die Menge Wasser, die sie dazu verwendeten, denn sie bekleideten sich förmlich mit einem dünnen Schlammmantel, und hatten nun doch seit vierundzwanzig Stunden keinen Zugang zum Wasser gehabt und waren von Kampf und Schrecken erschöpft. Man kann sich darnach denken, welchen Vorrath von Feuchtigkeit der an seinem Magen angefügte Behälter auffassen kann."

„Wirklich bewunderungswerth war das Benehmen der zahmen Elefanten. Sie bewiesen das vollkommenste Verständniß jeder Bewegung, des erstrebten Zieles und der Mittel, es zu erreichen. Offenbar machte ihnen die Sache ungemeines Vergnügen. Es war keine böse Stimmung, kein Uebelwollen in ihnen: sie schienen die ganze Sache als einen angenehmen Zeitvertreib zu betrachten. Ebenso merkwürdig wie ihre Klugheit war aber auch ihre Vorsicht. Uebereilung oder Verwirrung kam nie vor. Nie verwickelten sie sich in die Seile, nie kamen sie den gefesselten in den Weg, und mitten in den heftigsten Kämpfen, wo die zahmen oft über die gefangenen wegzusteigen hatten, traten sie weder auf diese, noch fügten sie ihnen das geringste Leid zu, vielmehr suchten sie aus freien Stücken jede Schwierigkeit oder Gefahr für dieselben zu beseitigen. Mehr als ein Mal, wenn ein wilder seinen Rüssel ausstreckte, um das Seil aufzufangen, das um sein Bein gewickelt werden sollte, schob Siribeddi seinen Rüssel schnell bei Seite. Ein Elefant, der schon an einem Fuße gefesselt war, setzte den anderen immer weislich fest auf den Boden, so oft man versuchte, die Schlinge darum zu legen. Da lauerte Siribeddi die Gelegenheit ab, als jener den Fuß wieder erhob, schob geschwind ihr eigenes Bein darunter und hielt es in die Höhe, bis die Schlinge angelegt und zugezogen war. Es schien fast, als ob sie mit der Furcht der wilden ihr Spiel trieben und ihren Widerstand verspotteten. Drängten die wilden sich zurück, so schoben sie sie vorwärts; wollten sie erzürnt eine andere Richtung einschlagen, so trieben jene sie zurück. Warfen sie sich nieder, so stemmte sich ein zahmer mit Kopf und Schulter dagegen und zwang sie wieder in die Höhe. War es aber nöthig, sie niederzuhalten, so kniete er auf sie und hielt sie nieder, bis die Seile fest gemacht waren. Nur der Fänger, der besonders gute Dienste leistete und vor dem sich die wilde Herde ganz vorzüglich zu fürchten schien, hatte Stoßzähne, brauchte sie aber durchaus nicht zum Verwunden, sondern drängte sich mit ihnen zwischen zwei Elefanten hinein, wo er den Kopf nicht hätte hineinbringen können, und benutzte seine Zähne außerdem, die Gefallenen oder Widerspenstigen mit größerer Bequemlichkeit aufzuheben. Mehrere Male, als die Vermittelung der anderen zahmen Elefanten nicht genügte, um einen wilden zur Ordnung zu bringen, schien die bloße Annäherung dieses Stoßzahnträgers Furcht einzuflößen und Unterwürfigkeit zu erzwingen."

„Vielleicht wurde der Muth und die Geschicklichkeit der Menschen durch die überraschenden Eigenschaften der zahmen Elefanten in den Schatten gestellt. Gewiß besaßen die ersteren ein schnelles Auge, das die geringste Bewegung des Elefanten erlauerte, und großes Geschick, die Schlingen überzuwerfen und schnell zu befestigen; jedoch hatten sie dabei stets den Schutz der zahmen Elefanten, ohne welchen auch die kühnsten und geschicktesten Jäger Nichts in einem Corral ausrichten würden."

„Von den beiden jungen Elefanten war der eine etwa zehn Monate, der andere etwas älter. Der kleinere hatte einen kolbigen Kopf mit wolligen, braunen Haaren bedeckt und war die belustigendste und anziehendste Taschenausgabe eines Elefanten, die man sich denken kann. Bei jedem

Angriff auf die Einfriedigung trabten sie beide der Herde nach. Standen die anderen ruhig, so liefen sie den älteren zwischen den Beinen umher. Als die Mutter des jüngsten gefangen wurde, hielt sich das kleine Geschöpf neben ihr, bis sie dicht an den verhängnißvollen Baum gezogen war. Anfangs waren die Männer von seinem Aerger mehr belustigt; bald aber fanden sie, daß es durchaus nicht zugab, seiner Mutter die zweite Schlinge anzulegen. Es lief dazwischen hinein, griff nach dem Seile, stieß und schlug sie mit seinem Rüssel, und sie mußten es endlich zur Herde zurücktreiben. Langsam zog es sich zurück, fortwährend brüllend und sich bei jedem Schritte umsehend: dann machte es sich an das größte Weibchen, das noch unter der Herde war, stellte sich zwischen dessen Vorderfüße, während dieses es mit seinem Rüssel liebkoste und ihm zuzureden schien. Hier blieb es stöhnend und wehklagend, bis die Fänger seine gefesselte Mutter sich selbst überlassen hatten. Dann kehrte es augenblicklich zu dieser zurück. Da es aber wieder störend wurde und jeden Vorbeigehenden angriff, so wurde es endlich nebst dem anderen Jungen an einen nahen Baum gebunden. Letzteres hatte sich übrigens beim Fange seiner Alten ganz ebenso benommen. Die beiden Jungen waren die Lustigsten der ganzen Gesellschaft. Ihr Geschrei nahm kein Ende und Jeden, der in ihre Nähe kam, suchten sie zu packen. Ihre Wendungen erregten ganz besonders Erstaunen, da ihr Körper noch sehr geschmeidig war. Das Belustigendste war, daß die kleinen Burschen mitten in all ihrer Noth und Betrübniß doch alles Eßbare, was ihnen zugeworfen wurde, schleunigst ergriffen und dann gleichzeitig brüllten und fraßen."

„Unter den letzten, welche eingefangen wurden, befand sich auch der Landstreicher. Obgleich er viel wilder war, als die anderen, verband er sich doch nicht mit ihnen zum Angriff gegen die Einfriedigung, da sie ihn einmüthig von sich trieben und ihn nicht in ihren Kreis aufnahmen. Als er neben einem seiner Unglücksgefährten vorbeigeschleppt wurde, stürzte er auf ihn zu und suchte ihn mit seinen Zähnen zu durchbohren. Dies war auch das einzige Beispiel von Böswilligkeit, welches sich während dieses Vorfalls im Corral zeigte. Als er überwältigt war, zeigte er sich erst lärmend und ungestüm, legte sich aber bald friedlich nieder, — ein Zeichen, wie die Jäger sagten, daß sein Ende nahe war. Etwa zwölf Stunden lang deckte er sich noch ununterbrochen mit Staub, wie die anderen, und befeuchtete diesen mit Wasser aus seinem Rüssel; endlich aber lag er erschöpft da und starb so ruhig, daß der Eintritt seines Todes nur durch das Heer von schwarzen Fliegen bemerklich wurde, von welchem sein Körper fast augenblicklich bedeckt wurde, obschon wenige Minuten vorher nicht eine sichtbar gewesen. Der Leichnam wurde losgebunden und zwei zahme Elefanten zogen ihn hinaus."

„Als endlich sämmtliche Elefanten gefesselt waren, vernahm man aus der Entfernung die Töne einer Flöte. Sie wirkten auf mehr als Einen ganz wundersam. Die Thiere wandten den Kopf nach der Richtung, wo die Musik herkam, und spannten ihre breiten Ohren: der klägliche Laut besänftigte sie offenbar. Nur die Jungen brüllten noch nach Freiheit, stampften mit den Füßen, bliesen Staubwolken über ihre Schultern, schwangen ihre kleinen Rüssel hoch empor und griffen Jeden an, den sie erreichen konnten."

„Anfangs verschmähten die älteren Thiere jedes angebotene Futter, traten es unter die Füße und wandten sich verächtlich ab. Einige konnten, als sie ruhiger wurden, der Versuchung eines saftigen Bäumchens nicht mehr widerstehen, sondern rollten ihn unter den Füßen, bis sie die zarten Zweige abgelöst hatten, hoben sie dann wieder mit ihrem Rüssel auf und kauten sie sorglos."

„Wenn die Klugheit, die Ruhe und die Gelehrigkeit der Lockthiere lebhaftes Erstaunen erregte, so mußte man andererseits auch das würdige Benehmen der Gefangenen bewundern. Ihr ganzes Betragen stand im Widerspruch mit den Schilderungen, welche manche Jäger geben, die sie als falsch, wild und rachsüchtig darstellen. Wenn die Thiere freilich von den Gewehren ihrer Verfolger gequält werden, so wenden sie natürlicherweise ihre Stärke und ihre Klugheit dazu an, daß sie zu entkommen oder zu vergelten suchen. Hier im Corral aber zeigte jede ihrer Bewegungen von Unschuld und Schüchternheit. Nach einem Kampfe, in welchem sie keine Neigung zur Gewaltthätigkeit

oder Rache sehen ließen, unterwarfen sie sich endlich mit der Ruhe der Verzweiflung. Erbarmend war ihre Stellung, rührend ihr Schmerz, ihr dumpfes Stöhnen zum Herzen gehend. Wären sie mit unnöthiger Quälerei gefangen worden oder wären sie einer übeln Behandlung entgegengegangen, es wäre geradezu unerträglich gewesen."

„In ähnlicher Weise, wie die erste Herde, wurden dann auch die anderen nach und nach eingetrieben, bald mit vollerem, bald mit geringerem Erfolge. Der Eintritt der neuen Gäste in den Corral beunruhigte natürlich die bereits gefangenen nicht wenig. Die zweite Herde kam nun aber bei Tageslicht hinein, und ihre Angriffe waren daher noch viel entschiedener, als die der ersten. Sie wurde von einem weiblichen Elefanten, der ziemlich neun Fuß hoch war, angeführt, und dieses muthige Thier konnte bei einem Angriffe auf die Umfriedigung, da alle weißen Stäbe Nichts mehr halfen, nur dadurch zurückgetrieben werden, daß ihm ein Jäger eine lodernde Fackel an den Kopf warf. Um die bereits gefangenen kümmerten sich die später gekommenen nicht, sondern stürzten öfters wie toll über deren Körper dahin. Die oben erwähnte weibliche Führerin wurde natürlich zuerst erkoren. Als sie die Schlinge am Hinterfuße hatte, zeigte es sich, daß sie für Siribeddi zu stark war. Da diese fühlte, daß ihre Kraft nicht hinreichte, die widerstrebende Beute an den bestimmten Ort zu bringen, so kniete sie nieder, um ihr Ziehen durch das volle Gewicht ihres Körpers zu verstärken. Der Stoßzähner aber, der wohl sah, wie sauer sie sich es werden ließ, stellte sich vor die Gefangene und trieb sie Schritt für Schritt rückwärts, bis sie glücklich an den Baum gebracht und festgebunden war."

„Das letzte war, die Seile minder straff zu machen, welche die Beine der Gefangenen fesselten; dann führte man jeden zum Flusse. Zwei zahme mit starken Halsbändern traten ihm zur Seite; dem Neugefangenen legte man ein gleich starkes Halsband aus Kokosnußfäden an, band dann alle drei zusammen, wobei der zahme Elefant mitunter seinen Rüssel brauchte, um den Arm seines Reiters vor dem Rüssel des Gefangenen zu schützen, der sich natürlich das Seil nicht gern um den Hals legen ließ. Nachdem Dies geschehen war, wurden die Schlingen von seinen Beinen abgenommen und er zum Flusse geleitet, wo er sich baden durfte, — ein Genuß, den Alle gierig ergriffen. Dann wurde jeder an einen Baum im Walde festgemacht und ihm seine Wärter zugewiesen, die ihn reichlich mit seinem Lieblingsfutter versorgten."

„Die Zähmung des Elefanten ist ziemlich einfach. Nach etwa drei Tagen beginnt er ordentlich zu fressen, und bekommt dann in der Regel einen zahmen zum Gesellschafter. Zwei Männer beginnen ihm den Rücken zu streicheln und ihm in sanften Tönen zuzureden. Anfangs ist er wüthend und schlägt mit seinem Rüssel nach allen Seiten; vorn aber stehen andere Männer, welche alle seine Schläge mit der Spitze ihrer Eisenstangen auffangen, bis das Vorderende des Rüssels so wund wird, daß das Thier ihn endlich einzieht und dann selten wieder zum Angriffe benutzt. So lernt er zuerst die Macht des Menschen fürchten, dann helfen die zahmen Elefanten seine Erziehung weiter führen. In etwa drei Wochen bringt man das Thier soweit, daß es sich im Wasser niederlegt, sobald die Spitze der eisernen Ruthe ihm droht, die ihn vorher öfters am Rücken verwundet hatte."

„Sehr schwierig ist es, die Wunden zu heilen, die auch die weichsten Seile an seinen Beinen hervorbringen. Die Wunden eitern oft viele Monate lang, und manchmal vergehen Jahre, ehe der Elefant bei einer Berührung der Füße ruhig bleibt."

„Während ihre Größe keinen besonderen Einfluß auf die Dauer ihrer Abrichtung zu haben scheint, sind die Männchen gewöhnlich schwieriger zu behandeln, als die Weibchen. Die, welche anfangs die heftigsten und widerspenstigsten sind, werden am schnellsten und wirksamsten gezähmt und bleiben gewöhnlich gehorsam und unterwürfig; die mürrischen oder tückischen aber sind langsamer abzurichten, und es ist ihnen selten zu trauen. Ueberhaupt darf man einen gefangenen Elefanten nie mit unbegrenztem Zutrauen begegnen. Auch die zahmsten und sanftesten bekommen mitunter Anfälle von Halsstarrigkeit, und selbst nach jahrelangem Gehorsam macht sich ihre Reizbarkeit und Rachsucht doch bemerklich."

„Im allgemeinen kann die Gegenwart der zahmen Elefanten nach zwei Monaten entbehrt und der eingefangene darf dann vom Cornac allein geritten werden; nach drei bis vier Monaten läßt er sich zur Arbeit verwenden; nur darf man ihn nicht zu zeitig dazu bringen, da es oft vorgekommen ist, daß ein werthvolles Thier beim ersten Mal Anschirren sich niedergelegt hat und gestorben ist, die Einwohner sagen „am gebrochenen Herzen gestorben ist", jedenfalls ohne daß irgend eine Ursache nachgewiesen werden konnte. Gewöhnlich läßt man den Elefanten Lehm tragen oder ihn in Gemeinschaft mit einem zahmen einen Wagen ziehen. Am schätzbarsten wird er jedoch durch Herbeischaffung schwerer Baustoffe, Balken oder Steine, wobei er Einsicht und Geschick in hohem Grade beweist und stundenlang ohne irgend einen Wink seines Aufsehers arbeitet; indeß läßt sein Eifer nach, wenn er sich unbeobachtet glaubt."

Was man von der Vorliebe des Elefanten für eine einmal angenommene Ordnung der Zeit oder seiner Arbeitsweise oft behauptet hat, ist nach Tennent's Beobachtungen ungenau. Er ist auch in dieser Beziehung so gefügig, wie etwa ein Pferd. Sein Gehorsam gegen seinen Treiber gründet sich sowohl auf Furcht, als auf Liebe, und obschon er dem einen oft sehr zugethan ist, gewöhnt er sich doch auch leicht an einen anderen, falls dieser ihn nur ebenso freundlich behandelt, wie der frühere. Die Stimme des Führers reicht hin, den Elefanten in seinen Verrichtungen zu leiten. Wenn zwei eine gemeinsame Arbeit verrichten sollen, lassen sich ihre Bewegungen leicht durch eine Art Gesang in Einklang bringen.

Die größte Probe seines Gehorsams legt der Elefant ab, wenn er auf Geheiß seines Wärters die ekelhaften Arzneien der Elefantenärzte verschluckt, oder wenn er schmerzvolle chirurgische Verrichtungen an sich vornehmen lassen muß.

Als Lastthier muß der Elefant zart behandelt sein, denn seine Haut ist äußerst empfindlich und Eiterungen und dergleichen ausgesetzt. Ebenso bekommt er leicht böse Füße und ist dann monatelang nicht zu brauchen. Auch von Augenentzündungen ist er häufig heimgesucht, und gerade in dieser Beziehung leisten die Elefantenärzte wirklich soviel, daß sie seit den Zeiten der alten Griechen berühmt geworden sind. An der Viehseuche leiden wilde und zahme Elefanten gleich stark.

Von 240 Elefanten, welche der Regierung von Ceylon gehörten und zwischen 1831 bis 1856 starben, war bei 138 die Dauer ihrer Gefangenschaft aufgezeichnet worden. Im ersten Jahre derselben starben 72 (29 männliche und 43 weibliche), zwischen dem ersten und zweiten Jahre 5 männliche und 9 weibliche. Die längste Dauer der Gefangenschaft zeigte sich bei einem Weibchen, welches fast 20 Jahre aushielt. Von 72, welche im ersten Jahre ihres Dienstes starben, verschieden 35 innerhalb der ersten sechs Monate ihrer Gefangenschaft, darunter viele in der unerklärlichen Weise, die wir oben andeuteten: nämlich, daß sie sich plötzlich hinlegten und verschieden. Regelmäßiges Baden scheint ihnen sehr zuträglich zu sein; ebenso ist es gut für sie, wenn sie mit den Füßen im Wasser oder in feuchter Erde stehen.

Die alte Angabe, daß der Elefant ein Alter von 200 bis 300 Jahren erreiche, wird durch einzelne Beispiele auf Ceylon allerdings bestätigt, wo einzelne in der Gefangenschaft länger als 140 Jahre zugebracht haben. Indeß glaubt man jetzt, daß ihre eigentliche Lebensdauer etwa 70 Jahre betrage. Der Glaube an ihr fast unbegrenztes Alter kommt jedenfalls daher, daß der Leichnam selten oder nie in den Wäldern gefunden wird. Nur nach einer verheerenden Seuche fanden sich solche vor. Ein Europäer, der 36 Jahre lang ununterbrochen in dem Dschungel gelebt und die Elefanten fleißig beobachtet hat, pflegte oft seine Verwunderung auszusprechen, daß er, der doch viele Tausende lebendiger Elefanten gesehen, noch nie das Gerippe eines einzigen todten gefunden habe, ausgenommen solche, die durch eine Krankheit gefallen waren. Diese Bemerkung gilt übrigens nur von den Elefanten auf Ceylon; denn in Afrika werden die Gebeine der in den Hölzern gestorbenen Elefanten häufig gefunden. Der Eingeborene in Ceylon glaubt, daß jede Elefantenherde ihre Todten begrabe. Außerdem behauptet er auch, daß der Elefant, der seinen Tod heran-

nahen fühle, stets ein einsames Thal zu seinem Sterbeplatze erwähle, welches zwischen den Bergen östlich von Adams Peak liegt und einen klaren See umschließt.

Fragt man, ob es zweckmäßig ist, einen Marstall von Elefanten z. B. auf Ceylon zu halten, so muß geantwortet werden: daß sie allerdings in den noch unbebauten Landtheilen von Nutzen sind, wo Wälder nur durch rauhe Pfade durchschnitten werden und Flüsse zu durchkreuzen sind; in Gegenden aber, wo Ochsen und Pferde zum Zuge angewendet werden können, darf sicher die kostbare Verwendung der Elefanten sehr eingeschränkt, wenn nicht ganz entbehrt werden.

Nach Europa kommen gegenwärtig fast ausschließlich indische Elefanten, während früher hier auch die afrikanischen, und vielleicht häufiger noch, als jene, gesehen wurden. Der Grund, warum so wenige Elefanten auch aus Afrika zu uns gelangen, ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig die Afrikaner wohl mit dem Feuergewehr jagen, nicht aber Fanganstalten treffen, nach Art der Indier. Daß sich der afrikanische Elefant in demselben Grade zähmen läßt, wie der indische, wußten bereits die alten Römer und Karthager. Wir haben aber neuerdings das Thier auch zwei Mal bei uns gesehen und es als durchaus liebenswürdiges Geschöpf kennen gelernt. Der eine der jungen afrikanischen Elefanten, welcher zu uns gelangte, wurde in den Barkaländern gefangen und von dem Thierbudenbesitzer Casanova zu uns gebracht. Er hatte sich sehr rasch an seinen Gebieter gewöhnt und zeigte sich bereits nach wenigen Tagen so zutraulich, daß er frei im Hofe umherlaufen durfte. Später folgte er seinem Pfleger auf dem Fuße nach, auch ins Freie, und bereits nach Monatsfrist konnte er als gezähmt angesehen werden. Auf der zweiundfunfzigtägigen Reise vom Inneren des Landes bis zur Küste lief der Elefant, nach Casanova's Ausspruch, wie ein Hündchen hinter dem Herrn her.

Das mir und anderen Naturforschern höchst anziehende Thier wurde zunächst in Leipzig zur Schau gestellt und hier von Kreuzberg angekauft, welcher es noch besitzt. Es hat inzwischen gelernt, verschiedenen Befehlen zu gehorchen, so namentlich auf Zuruf die gewaltigen Ohren, sein bezeichnendes Merkmal, aufzuklappen oder den Beschauern zu zeigen. In allen übrigen Stücken ähnelt es jungen indischen Elefanten derselben Größe so, daß ich wenigstens keinen Unterschied habe wahrnehmen können.

Ueber die Jagd des Elefanten habe ich nach dem bereits Mitgetheilten kaum noch Etwas hinzuzufügen. Sie kann dem wahren Waidmann wenig Freude gewähren und ist höchstens mit dem Wallfischfang oder der Robbenschlächterei auf ein und dieselbe Stufe zu stellen. Die Aussicht auf Gewinn ist die hauptsächlichste Triebfeder des Jägers, welcher, wenn er Glück hat, mit einem einzigen Schusse eine nicht unbeträchtliche Geldsumme erwerben kann; denn das Elfenbein steht gegenwärtig auch im Inneren Afrikas hoch im Preise. Früher benutzten die innerafrikanischen Fürsten Elefantenzähne, um ihre Strohpaläste mit ihnen zu umzäunen; gegenwärtig dürften diese kostbaren Umfriedigungen selten geworden und nach Europa gewandert sein. Von dem Elfenbein, welches wir gegenwärtig bei uns verarbeiten, stammt ein guter Theil aus Afrika, kaum weniger aus Sibirien, von den vorweltlichen Arten nämlich, und der geringste Theil endlich aus Indien. Die Negerländer im oberen Nilgebiete führen alljährlich eine bedeutende Menge des kostbaren und von Jahr zu Jahr im Preise steigenden Stoffes aus. Die größte Handelsstadt des inneren Afrikas, Chartum, die Hauptstadt Kordofahns, Obëid, und die Hafenstadt Massaua am rothen Meer, sind zur Zeit wichtige Stapelplätze für diesen Handel. Von den ersten beiden Plätzen aus werden alljährlich Jagdreisen in das obere Flußgebiet des weißen Stromes unternommen und mehrere Karavanen nach Egypten hin mit der gewonnenen Waare befrachtet. Von Massaua aus wird vornehmlich das in Abissinien und in den Barkaländern erbeutete Elfenbein verschifft, und zwar zunächst nach Indien, weshalb auch die von dort kommende Menge größer ist, als sie sein könnte, wenn nur die Zähne des indischen Elefanten in den Handel kämen. Sehr bedeutende Geschäfte werden alljährlich in Berbera gemacht, jenem eigenthümlichen Marktplatze, Aden gegenüber, welcher nur zeitweilig von Kaufleuten besucht und bewohnt wird, sonst aber wüst ist. In den letzten Jahren hat sich auch Sansebar zum

Stapelplatz für Elfenbein aufgeschwungen, und ganz in der Neuzeit beginnt die Verfolgung des Elefanten seiner Zähne wegen längs der ganzen Westküste. Noch durchziehen zahlreiche Herden der stattlichen Thiere die Wälder Afrikas; aber mehr und mehr lichtet sie der verfolgende Mensch. Nicht blos im nördlichen Theile Afrikas, sondern auch in den Kapländern ist der Elefant bereits ausgerottet, und dasselbe Schicksal steht ihm wenigstens in allen Küstengebieten bevor.

* * *

Es ist nicht eben leicht, die Dickhäuter, welche gegenwärtig unsere Erde noch bevölkern, nach Rang und Gebühr zu ordnen. Die Wenigen, welche von den Vielen übrig geblieben sind, stehen so vereinzelt da, daß wir eine Reihe nur dann herstellen können, wenn wir die ausgestorbenen Arten mit in sie hineinziehen. In der Vorzeit waren neben den riesenhaften Gestalten der Rüsselträger und Plumpen kleinere und zierlichere Dickhäuter sehr häufig; gegenwärtig kennen wir außer den Schweinen und den Klippschliefern blos noch eine einzige Familie, deren Glieder den ausgestorbenen ähneln. Es sind Dies die **Tapire** (Tapiri), verhältnißmäßig kleine, elefantenartige Thiere, welche aber ebensogut auch als Mittelglieder zwischen diesen und den Schweinen oder den Nashörnern betrachtet werden können. Viele Naturforscher sehen in ihnen nur eine Sippe der Plumpen und stellen sie mit Nashorn und Nilpferd zusammen; Andere, denen ich mich anschließe, bilden eine eigene Familie aus ihnen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig geringe Größe, einen noch immer wohlgebildeten Leib, mit verlängertem, schmächtigen Kopf, schlanken Hals, kurzen Schwanz und mittelhohen, kräftigen Beinen. Die aufrecht stehenden Ohren sind kurz und ziemlich breit, die schief liegenden Augen dagegen klein. Die Oberlippe verlängert sich rüsselförmig und hängt weit über die Unterlippe herab. Die kräftigen Füße haben vorn vier, hinten drei Zehen. Der Schwanz ist ein Stummel. Das starke Fell zeigt nirgends Schilder und tiefe Hautfalten, wie sie bei anderen Dickhäutern vorkommen, sondern liegt überall glatt auf. Die Behaarung ist kurz, aber dicht; bei den amerikanischen Arten verlängert sie sich von der Mitte des Hauptes an bis zum Widerrist mähnenartig. Das Gebiß besteht aus sechs Schneidezähnen und einem Eckzahn in jedem Kiefer, sieben Backzähnen in der oberen und sechs in der unteren Kinnlade. Das Gerippe, welches mit dem anderer Dickhäuter entschiedene Aehnlichkeit hat, zeichnet sich durch verhältnißmäßig leichte Form aus. Die Wirbelsäule besteht, außer den Halswirbeln, aus 20 rippentragenden, 4 rippenlosen, 7 Kreuzbein- und 12 Schwanzwirbeln; den Brustkorb bilden acht Rippenpaare, die übrigen sind sogenannte falsche Rippen. Am Schädel überwiegt der lange, schmale Antlitztheil den sehr zusammengedrückten Hirnkasten beträchtlich; die frei hervorragenden Nasenbeine sind hoch hinaufgerückt, der breite, starke Jochbogen beugt sich tief nach vorn hinab, und die großen Augenhöhlen öffnen sich weit in die tiefen Schläfengruben.

Von den drei Arten, welche dieser Familie zugezählt werden, ist uns wenigstens eine Art schon seit längerer Zeit bekannt, während die beiden übrigen Arten erst in der Neuzeit entdeckt, beschrieben und bezüglich unterschieden wurden. Zwei dieser Arten bewohnen Amerika, die dritte lebt in Indien und auf seinen benachbarten Inseln. Auffallenderweise ist der amerikanische Tapir zuerst in den Büchern der Wissenschaft verzeichnet worden; vom indischen haben wir erst zu Anfang dieses Jahrhunderts Sicheres erfahren. Bekannt war auch er schon seit langer Zeit, aber freilich nicht uns, sondern nur den Chinesen, deren Lehr- und Schulbücher ihn erwähnen. Die dritte Art wurde in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von dem sogenannten amerikanischen Tapir unterschieden, als dessen Spielart man sie früher betrachtet hatte.

Es bekundet sich hinsichtlich der Tapire dasselbe Verhältniß, welches wir fast regelmäßig beobachten können, wenn eine Familie in der alten und in der neuen Welt vertreten ist. Die alt-

weltlichen Arten sind edler gestaltete, falls man so sagen darf, vollkommenere Thiere, als die in der neuen Welt lebenden. Unter den drei Arten, mit welchen wir uns zu beschäftigen haben, gebührt dem indischen, oder wie ich ihn nennen will, dem Schabrackentapir, die erste Stellung. Er hat noch soviel von seinem edleren Verwandten, dem Elefanten, an sich, als ein Säugethier haben kann, welches einer anderen Familie angehört.

Der Schabrackentapir, in seiner Heimat Maiba, Kuda, Ayer, Tennu, Me, Kuda-Ager, Babi-Alu, Saladang, Gindal rc. genannt (Rhinochoerus indicus), zeichnet sich vor seinen Verwandten aus durch seine beträchtlichere Größe, durch den verhältnißmäßig schlankeren Leibes-



Der Schabrackentapir (Rhinochoerus indicus).

bau, den im Antlitztheil mehr verschmächtigten, am Hirntheil aber mehr gewölbten Kopf, durch den stärkeren, aber gleichzeitig auch längeren Rüssel, die kräftigeren Füße, den Mangel der Mähne und endlich durch die Färbung. Besonders wichtig für die Kennzeichnung des Thieres scheint mir der Bau des Rüssels zu sein. Während sich dieser bei den amerikanischen Tapiren deutlich von der Schnauze absetzt und röhrenförmig gerundet erscheint, geht die obere Schnauzenhälfte des Schabrackentapirs unmerklich in den Rüssel über, welcher dasselbe Gepräge bekundet, wie der Elefantenrüssel, d. h. auf der Obenseite schön gerundet, auf der Untenseite hingegen gerade abgeschnitten ist. Außerdem zeigt dieser Rüssel viel deutlicher, als der seiner amerikanischen Verwandten, den fingerförmigen Fortsatz, — wiederum eine Andeutung an den Elefantenrüssel.

Sehr bezeichnend ist die Färbung des höchst gleichmäßigen Haarkleides. Ein reines Tiefschwarz darf als Grundfarbe angesehen werden; von ihr hebt sich, scharf abgegrenzt, die graulichweiße Schabracke lebhaft ab. Kopf, Hals und Vordertheil des Leibes bis hinter die Schulterblätter, einschließlich die Beine, ein neun Zoll breiter Streifen, welcher längs der Brust und Bauchmitte verläuft, die Hinterbeine einschließlich die Oberschenkel, sowie endlich der Schwanz sind tiefschwarz; alles Uebrige hingegen ist graulichweiß. Die Ohren sind, wie bei dem amerikanischen Tapir, an der Spitze licht gerändert. Das Schwarz ebensowohl wie das Weiß schillern in eigenthümlicher, mit Worten kaum zu beschreibender Weise. Das einzelne Haar ist von der Wurzel bis zur Spitze gleich gefärbt. Die Klauen sind dunkelhornfarben, die Iris ist dunkelviolett, der runde Augenstern schwarz.

Da ich so glücklich bin, den in unseren Sammlungen noch äußerst seltenen Dickhäuter gegenwärtig lebend vor mir zu haben, will ich ausnahmsweise genaue Maße von ihm und zwar von einem Thiere weiblichen Geschlechts hier folgen lassen. Eine Messung von der Spitze des eingezogenen Rüssels bis zur Spitze des Schwanzes längs der Mittellinie des Leibes ergibt 8 Fuß 3 Zoll hamburger Maß. Die Länge des Kopfes von der Rüsselspitze bis hart hinter das Ohr beträgt 2 Fuß; der Rüssel selbst ist zusammengezogen 2¼ Zoll, ausgestreckt 6 Zoll lang. Der Schwanz mißt nur 3 Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt 3 Fuß 4 Zoll, die Kreuzhöhe 3 Fuß 6 Zoll. Die Vorderfüße sind bis zum Kniegelenk 1 Fuß 7 Zoll, die Hinterfüße 1 Fuß 9 Zoll, die letzteren bis zum Hüftengelenk 3 Fuß 2 Zoll hoch; die Länge der Klauen schwankt zwischen 1¾ und 2 Zoll, und zwar sind die äußeren 1¾ Zoll, die mittleren 2 Zoll lang. Die Länge der Schabracke über den Rücken gemessen ist 3 Fuß 10 Zoll. Der Umfang des Leibes beträgt an der dicksten Stelle 6 Fuß, hart vor der Schabracke 5 Fuß 4 Zoll, der Umfang des Kopfes zwischen Auge und Ohr herabgemessen 3 Fuß, der Umfang des Rüssels 1 Fuß, der Umfang des Vorderbeines am Kniegelenk 1 Fuß 9½ Zoll, am Fersengelenk 1 Fuß 3½ Zoll, an der Handwurzel 1 Fuß ½ Zoll, der Umfang des Hinterbeines am Kniegelenk gegen 3 Fuß, am Fersengelenk 1 Fuß 7 Zoll, an der Handwurzel 1½ Zoll.

Es ist eigenthümlich genug, daß über den Schabrackentapir trotz unseres lebhaften Verkehrs mit Indien und Südchina überhaupt, erst im Jahre 1819 und zwar durch Cuvier etwas Bestimmtes bekannt wurde. Der berühmte Forscher hatte kurz vorher ausgesprochen, daß zu unserer Zeit ein großes Säugethier schwerlich noch entdeckt werden dürfte, und erfuhr durch Diard, einen seiner Schüler, den schlagendsten Beweis des Gegentheils. Diard sandte zunächst nur eine Abbildung des Thieres nach Europa und begleitete dieselbe mit den Worten: „Als ich den Tapir, dessen Abbildung ich Ihnen sende, zum ersten Male zu Barakpoore sah, wunderte ich mich, daß ein so großes Thier noch nicht entdeckt worden, ja, ich wunderte mich darüber noch mehr, als ich in der asiatischen Gesellschaft den Kopf eines ähnlichen Thieres sah, welchen am 29. April des Jahres 1806 der Statthalter Farquhar gesendet hatte, mit der Bemerkung, daß dieser Tapir in den Wäldern der Halbinsel ebenso gemein sei, wie Nashorn und Elefant." Der Mann hat aber Unrecht, wenn er annahm, daß wirklich Niemand etwas von dem Schabrackentapir wisse; denn nicht blos die Chinesen, sondern auch europäische Forscher hatten das Thier lange vor Diard schon beschrieben. Was die braven Chinesen anlangt, so muß freilich bemerkt werden, daß ihre Artbeschreibung des Schabrackentapirs Einiges zu wünschen übrig läßt. In dem sehr alten Wörterbuche „Eul-Ya" wird das Wort Me, der Name unseres Thieres, auf einen weißen Panther gedeutet, jedoch hinzugefügt, daß der Me auch einem Bären gleiche, aber einen kleinen Kopf und kurze Füße habe; die Haut sei weiß und schwarz gefleckt, halte auch sehr gut die Nässe ab. — Aus einem zweiten Wörterbuche „Chuen-Wen" betitelt, erfahren wir dagegen, daß der Me zwar einem Bären gleicht, aber gelblich aussieht, auch nur im Lande Chu vorkommt. — Ungleich vollständiger und genauer schildert das Pen-thsaokana-mou, ein Buch, welches etwa der Raff'schen Naturgeschichte entspricht, unseren Vielhufer: „Der Me", so belehrt es uns: „gleicht einem Bären. Sein Kopf ist klein und seine Beine sind niedrig. Das kurze, glänzende Haar ist schwarz und weiß gefleckt, obwohl Einige sagen, daß das Thier gelblichweiß, und An-

dere, daß es graulichweiß von Farbe sei. Es hat einen Elefantenrüssel, Nashornaugen, einen Kuhschwanz und Füße, wie ein Tiger." Diese Beschreibung klingt schon etwas besser; sie kann sich einer von unserem großen Thierkundigen Masius entworfenen etwa gleichstellen, unterscheidet sich von einer solchen höchstens durch ihren bemerklichen Mangel an anmuthigem Wortgeklingel, mit welchem der genannte Naturverschöneree empfindsame Gemüther zu erquicken versteht. Außerdem finden sich in chinesischen und japanesischen Werken mehrfach Abbildungen des Schabrackentapirs, zumal in Büchern, geschrieben, gedruckt und gebunden zur Freude und Belehrung der Kindlein. Diese Abbildungen behandeln den Me als ein entschieden bekanntes, gewöhnliches Säugethier."

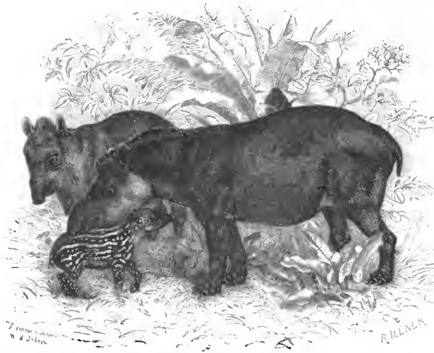
Abgesehen von chinesischer Wissenschaft, ist die Entdeckungsgeschichte des Schabrackentapirs folgende: Lange bevor Diard an Cuvier schrieb, im Jahre 1772 bereits, hatte der Engländer Wahlfeldt des zweifarbigen Tapirs in einem Bericht über Sumatra Erwähnung gethan. Er hielt das Thier für ein Flußpferd und beschrieb es als solches, legte aber eine Zeichnung bei, welche unseren Dickhäuter nicht verkennen läßt. Um dieselbe Zeit veröffentlichte Marsden, damaliger Sekretär der Residentschaft von Benkulen, eine Geschichte von Sumatra und in ihr bestimmte Angaben über den Tapir. Im Jahre 1805 erhielt Raffles Nachricht von dem Maiba; wenig später fand ihn der Major Farquhar in der Umgebung von Malakka auf, theilte auch der Asiatic Society bereits im Jahre 1816 seine Beschreibung und Abbildung mit. In demselben Jahre gelangte der Tapir lebend in die Thiersammlung zu Baralpoore bei Calcutta, und hier war es, wo Diard ihn kennen lernte. Die Ehre der Entdeckung dieses Dickhäuters gebührt also den Engländern, nicht den Franzosen.

Im Jahre 1820 trafen der erste Balg, ein Geripp und verschiedene Eingeweide des bis dahin noch immer sehr unbekannten Geschöpfes in Europa ein, und nunmehr endlich konnte dessen Beschreibung entworfen werden. Seitdem haben wir Manches vom Schabrackentapir erfahren, ohne uns jedoch rühmen zu können, über ihn vollständig unterrichtet zu sein. Ueber das Freileben mangelt fast jede Kunde noch, und auch die Beobachtungen über das Gefangenleben sind keineswegs als erschöpfende zu bezeichnen. Lebend wurde der Schabrackentapir schon einige Male nach Europa gebracht, unseres Wissens aber immer nur nach England und bezüglich nach London. Hier hat man ihn allerdings beobachtet; es scheint jedoch, als habe man es für unnöthig erachtet, die Ergebnisse der Beobachtung in wünschenswerther Vollständigkeit der Gelehrtenwelt mitzutheilen. So nur läßt sich unsere geringe Kenntniß von dem ebenso auffallenden als beachtenswerthen Thiere erklären.

Eine kurze Nackenmähne und ein einfarbiges Haarkleid kennzeichnet den amerikanischen Tapir (Tapirus americanus). Er ist diejenige Art seiner Familie, mit welcher wir am frühesten bekannt wurden. Die Reisenden sprachen schon wenige Jahre nach Entdeckung der Westhälfte von einem großen Thier, welches sie für ein Nilpferd hielten, und die heimischen Forscher verliehen diesem Thier deshalb auch den Namen Hippopotamus terrestris. Erst der hochverdiente Marcgrav von Liebstad gibt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine ausführlichere Beschreibung nebst Abbildung. Spätere Reisende und Forscher vervollständigten die erste Schilderung, und gegenwärtig sind wir über wenige Dickhäuter besser unterrichtet, als eben über diesen Tapir. Wenn man die Unterschiede festhält, welche ich bei Beschreibung des indischen Verwandten hervorgehoben habe, ist es nicht schwer, den amerikanischen Tapir zu erkennen. Ein ziemlich gleichmäßiges Haarkleid, welches sich nur von der Mitte des Oberkopfes längs des Nackens bis zu den Schultern steifmähnig, jedoch nicht bedeutend verlängert, deckt den Leib. Die Färbung desselben ist ein schwärzliches Graubraun, welches an den Seiten des Kopfes, besonders aber am Halse und an der Brust etwas heller ist; Füße und Schwanz, die Mittellinie des Rückens und der Nacken pflegen dunkler gefärbt zu sein; die Ohren sind weißlichgrau gesäumt. Verschiedene Abweichungen kommen vor. Es gibt fahle, graue, gelbliche, bräunliche Spielarten. Bei den jungen Thieren zeigt nur der Rücken die Grundfarbe der Alten; die Oberseite ihres Kopfes ist dicht mit weißen, kreisförmigen Flecken besetzt, und längs jeder Seite des Leibes verlaufen vier ununterbrochene Punktreihen von lichter Farbe, welche sich auch über die Glieder er-

strecken. Mit zunehmendem Alter verlängern sich diese Flecken streifenförmig, und nach Ende des zweiten Jahres verschwinden sie gänzlich. Nach Tschudi's Messungen kann der Tapir bis 6½ Fuß Länge und 3¼ Fuß Höhe erreichen. Auffallenderweise kommen diese Maße nicht dem männlichen, sondern dem weiblichen Thiere zu, welches regelmäßig größer zu sein pflegt.

Der Tapir findet sich im größten Theile Südamerikas, von Mittelamerika an bis Buenos-Ayres hinauf und vom atlantischen bis zum großen Weltmeer. In Surinam, Guayana, Brasilien, Paraguay, Columbien und Peru fehlt er an geeigneten Orten nirgends. Je nach den Ländern seines Aufenthalts wird er verschieden benannt. In Guayana führt er den Namen Maipyri oder Menipuri, auch Tapiiréte; Azara erwähnt ihn unter dem Namen „großes Vieh“



Der amerikanische Tapir (Tapirus americanus).

(gran Bestia); bei den Portugiesen, welche ihn mit Büffel und Elen vergleichen, heißt er Anta oder Danta.

Im Jahre 1829 unterschied der französische Naturforscher Roulin eine zweite amerikanische Tapirart, welche er in dem Waldgürtel der Andes wieder auffand, nicht aber entdeckte, da schon Hernandez von ihr gesprochen hat. Man hat diesen Tapir, welcher in seiner Heimat den Namen Pinchague führt, wegen seiner dichten Behaarung Tapirus villosus genannt. Die Beschreibungen, welche wir von dem Thier besitzen, sind noch mangelhaft. „Der Körper,“ sagt Tschudi, „ist schwarzbraun, die Hälfte der Oberlippe, der Saum der Unterlippe und das Kinn sind weiß, die Ohren haben ebenfalls eine weiße Einfassung. Jederseits auf dem Kreuze ist ein fahler, aber nicht schwieliger Fleck, der Rücken und der Hals sind walzig, ohne Ringel. Der Pelz ist dicht und lang,

das Haar an seiner Wurzel heller, als an der Spitze.“ Im Nacken bildet es keine Mähne. Wichtiger noch sind die Unterschiede im Knochenbau, welche sich zwischen dem Pinchague und dem eigentlichen amerikanischen Tapir bemerklich machen; zumal die Schädel Beider weichen bedeutend von einander ab. In der Größe soll der Pinchague hinter dem Tapir zurückstehen. Die Länge wird zu 5¹/₂ Fuß, die Höhe zu 2³/₄ Fuß angegeben.

Noch vermögen wir nicht zu sagen, wie weit das Vaterland dieser Art sich erstreckt. Es scheint, daß der Pinchague mehr Gebirgsthier ist, als seine Verwandten; Tschudi glaubt mit einer „zur Gewißheit werdenden Wahrscheinlichkeit“ sagen zu können, daß das Thier am östlichen Abhange der Binnencordilleren und zumal im mittleren Peru in einem Höhengürtel zwischen 7 und 8000 Fuß über dem Meere nicht selten vorkommt und oft von den Indianern erlegt wird. Diese pflegen ihn auch Vaca del Monte, Gebirgskuh, zu nennen.

Einer Lebensbeschreibung unserer Dickhäuter müssen wir die Mittheilung zu Grunde legen, welche wir von Azara, Rengger, Prinz von Wied, Tschudi, Schomburgk und Anderen über den amerikanischen Tapir erhalten haben; denn über das Leben des Schabrackentapirs und des Pinchague wissen wir eben Nichts. Die Thiere sind sich übrigens so ähnlich, daß man sich wohl kaum eines Fehlers schuldig macht, wenn man das Leben und Treiben des Einen vorzugsweise berücksichtigt.

Die Tapire halten unter allen Umständen fest am Walde und vermeiden ängstlich alle Blößen oder offenen Stellen desselben. Im Dickicht treten sie sich regelmäßig Pfade aus, welche sich von den Wegen der Indianer schwer unterscheiden lassen und den Ungeübten leicht verlocken, sie zu betreten. Wehe ihm, wenn er Dies thut. Er kann Tage, Wochen wandern, ehe er eine Hütte oder ein menschliches Wesen antrifft, wenn ihn nicht schon früher Hunger und Durst tödten! Diese Wildbahnen benutzen die Tapire, solange sie nicht gestört werden; in der Angst hingegen brechen sie ohne weiteres durch das ärgste Dickicht, Alles unwiderstehlich vor sich niederreißend, was ihnen im Wege steht.

Die Tapire sind Dämmerungsthiere. „Wir haben,“ sagt Tschudi, „monatelang die dichten Urwälder, in denen Scharen der Tapire leben, durchstrichen, ohne je einen im Laufe des Tages zu sehen. Sie scheinen sich dann nur im dichten Gebüsch, an den kühlen, schattigen Plätzen aufzuhalten, am liebsten in der Nähe von stehendem Wasser, in welchem sie sich gern wälzen.“ In gänzlich ungestörten und sehr dunkeln Wäldern hingegen streifen, wie Prinz von Wied versichert, die Thiere auch bei Tage umher, und diese Angabe findet Unterstützung in der Beobachtung des Betragens der Gefangenen, welche ebenfalls nicht selten in den Tagesstunden sich erheben und eine Zeitlang in ihrem Gehege umherlaufen. Im Sonnenschein freilich bewegen sie sich höchst ungern, und während der eigentlichen Mittagsstunden suchen sie stets im Schatten des Dickichts Schutz gegen die erschlaffende Hitze und noch mehr gegen die sie in hohem Grade peinigenden Mücken. „Wenn man,“ sagt der Prinz, „am frühen Morgen oder am Abend leise und ohne Geräusch die Flüsse beschifft, bekommt man häufig Tapire zu sehen, wie sie sich baden, um sich zu kühlen oder um sich vor den Stechfliegen zu schützen. Wirklich weiß kein Thier sich besser gegen diese lästigen Gäste zu schützen, als der Tapir; denn eine jede Schlammpfütze, ein jeder Bach oder Teich wird von ihm aus dieser Ursache aufgesucht und benutzt. Daher findet man auch oft seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt, wenn er erlegt wird.“ Tschudi behauptet, daß die Farbenabänderung, welche man so häufig bemerkt, von dieser Gewohnheit des Thieres herrühre, da sie auf weiter Nichts beruhe, als auf der größeren oder geringeren Menge von Erde, welche ihm beim Wälzen im Schlamm und Sande die Haut verunreinigen. Gegen Abend gehen die Tapire ihrer Nahrung nach, und wahrscheinlich sind sie während der Nacht fortwährend in Bewegung. Sie zeigen also in ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit unserem Wildschwein. Doch halten sie sich nicht in so starken Rudeln, wie dieses, sondern leben nach Art des Nasherns mehr einzeln. Namentlich die Männchen sollen ein einsiedlerisches Leben führen, sich blos zur Paarungszeit zu dem Weibchen gesellen, sonst aber ihre eigenen Wege gehen. Familien trifft man

höchst selten an, und Gesellschaften von mehr als drei Stücken sind bisjetzt nur da beobachtet worden, wo eine besonders fette, gute Weide zufällig verschiedene Tapire vereinigt hat. Doch bemerkt Tschudi, daß sie haufenweise an die Ufer der Flüsse kämen, um sich hier zu baden und um zu saufen.

In ihren Bewegungen erinnern die Tapire an die Schweine. Der Gang ist langsam und bedächtig: ein Bein wird gemächlich vor das andere gesetzt, der Kopf dabei zur Erde herabgebogen, und nur der beständig sich hin und her drehende, schnüffelnde Rüssel, sowie die fortwährend spielenden Ohren beleben die sonst äußerst träg erscheinende Gestalt. So geht der Tapir ruhig seines Weges dahin. Der geringste Verdacht aber macht ihn stutzen; Rüssel und Ohren drehen und bewegen sich kurze Zeit fieberisch schnell, und plötzlich fällt das Thier in eilige Flucht. Es beugt den Kopf tief zur Erde herab und stürzt in gerader Richtung blindlings vorwärts, durch das Dickicht ebenso rasch, als durch Sumpf oder Wasser. „Begegnet man," sagt der Prinz, „zufällig einem solchen Thier im Walde, so pflegt es heftig zu erschrecken und schnell mit großem Geräusch zu entfliehen. Auf eine kurze Entfernung ist es ziemlich flüchtig; doch kann es einem raschen Hunde nicht entgehen und pflegt sich bald vor diesem zu stellen." Der Tapir ist ein ganz vortrefflicher Schwimmer und ein noch vorzüglicherer Taucher, welcher ohne Besinnen über die breitesten Flüsse setzt und zwar nicht blos auf der Flucht, sondern bei jeder Gelegenheit. Dies ist früher bezweifelt worden; alle neueren Beobachter aber stimmen darin vollständig überein, und der Prinz behauptet geradezu, daß die Aeußerung eines Reisenden, welcher sagt, der Tapir gehe nur selten und blos auf der Flucht ins Wasser, hinlänglich zeige, daß sie aus einer mit der Natur dieser Thiere völlig unbekannten Quelle geflossen sei. Wahrscheinlich läuft der Tapir auch längere Zeit, wie das Flußpferd, auf dem Grunde der Gewässer hin; wenigstens beobachtete man Dies an dem gefangenen Schabrackentapir zu Barakpoore, welchen man oft in dieser Weise sein Wasserbecken durchschreiten sah, während er hier niemals wirklich schwamm. Das Wasserbecken, welches unserem Gefangenen zur Verfügung steht, ist nicht tief genug, als daß ich diese immerhin auffällige Angabe durch weitere Beobachtung prüfen könnte.

Unter den Sinnen des Tapirs stehen Geruch und Gehör entschieden oben an und wahrscheinlich auf gleicher Stufe; das Gesicht hingegen ist schwach, wie man schon aus dem kleinen Auge schließen kann. Ueber den Geschmack ist schwer ein Urtheil zu fällen; doch habe ich an unseren Gefangenen beobachtet, daß sie zwischen den Nahrungsmitteln sehr scharf zu unterscheiden wissen und besondere Leckerbissen wohl zu würdigen verstehen. Das Gefühl bekundet sich als Tastsinn und als Empfindung. Der Rüssel ist ein sehr feines Tastwerkzeug und findet als solches vielfache Verwendung. Gefühl beweist der Tapir nicht blos durch seine Furcht vor den Sonnenstrahlen und Mücken, sondern auch durch Kundgeben einer ersichtlichen Behaglichkeit, wenn seine Dickhaut an irgend einer Stelle des Leibes gekraut wird. Unsere Gefangenen legen sich, wenn wir sie bürsten oder abreiben, sofort nieder und zeigen sich willig wie ein Kind, wenn ihnen diese Liebkosungen werden. Wir können sie dann nach allen Seiten hin drehen und wenden, ja auch zum Aufstehen bringen, je nachdem wir die Bürste an dieser oder jener Stelle des Leibes anwenden.

Die Stimme ist ein eigenthümliches, schrillendes Pfeifen, welches, wie Azara sagt, in gar keinem Verhältnisse mit dem großen Körper des Thieres steht. Derselbe Naturforscher behauptet, daß man es von dem freilebenden Tapir nur während der Paarungszeit vernehme, und Schomburgk glaubt, daß es blos von jungen Thieren ausgestoßen werde. Beides ist falsch; unsere Gefangenen wenigstens haben dieses Pfeifen schon wiederholt und auch außer der Brunstzeit vernehmen lassen — der Schabrackentapir ebenso gut, wie der amerikanische. Von dem erstgenannten hört man, wenn man ihn stört, noch ein ärgerliches Schnauben, welches mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Alle Tapire scheinen gutmüthige, furchtsame und friedliche Gesellen zu sein, welche nur im höchsten Nothfalle von ihren Waffen Gebrauch machen. Sie fliehen vor jedem Feinde, auch vor dem kleinsten Hunde, am ängstlichsten aber vor dem Menschen, dessen Uebermacht sie wohl erkannt haben.

Dies geht schon daraus hervor, daß sie in der Nähe von Pflanzungen viel vorsichtiger und scheuer sind, als im ungestörten Walde. Doch erleidet diese Regel Ausnahmen. Unter Umständen stellen sie sich zur Wehre und sind dann immerhin beachtenswerthe Gegner. Sie stürzen sich blindwüthend auf ihren Feind, versuchen ihn umzurennen und gebrauchen auch wohl die Zähne nach Art unserer Bache. In dieser Weise vertheidigen die Mütter ihre Jungen, wenn sie diese vom Jäger bedroht sehen. Sie setzen sich dann ohne Bedenken jeder Gefahr aus und achten keine Verwundung. Im übrigen ist die geistige Begabung der Tapire freilich gering, obwohl die Thiere auf den ersten Anblick hin noch viel stumpfsinniger erscheinen, als sie wirklich sind. Wer längere Zeit gefangene Tapire behandelt hat, erkennt, daß sie immer noch hoch über Nashorn und Nilpferd und ungefähr mit dem Schweine auf gleicher Höhe stehen. „Ein jung eingefangener Tapir,“ sagt Rengger, „gewöhnt sich nach wenigen Tagen seiner Gefangenschaft an den Menschen und dessen Wohnort, den er alsdann nicht mehr verläßt. Allmählich lernt er seinen Wärter von anderen Leuten unterscheiden, sucht ihn auf und folgt ihm auf kleine Entfernungen nach; wird ihm aber der Weg zu lang, so kehrt er allein nach der Wohnung zurück. Er wird unruhig, wenn sein Wärter ihm lange fehlt und sucht diesen, falls er Dies kann, überall auf. Uebrigens läßt er sich von Jedermann berühren und streicheln. Mit der Zeit verändert er seine Lebensart insofern, als er den größten Theil der Nacht schlafend zubringt; auch lernt er nach und nach, wie das Schwein, jegliche Nahrung des Menschen genießen und frißt nicht nur alle Arten von Früchten und Gemüsen, sondern auch gekochtes, an der Sonne getrocknetes Fleisch, verschlingt Stückchen von Leder, Lappen u. dgl., wahrscheinlich aus Liebe zu dem salzigen Geschmack, welchen altes Leder und Lumpen besitzen. Wenn er frei umher laufen kann, sucht er das Wasser selbst auf und bleibt oft halbe Tage hindurch in einer Pfütze liegen, falls diese von Bäumen beschattet wird. Es scheint überhaupt, als bedürfe er das Wasser mehr zum Baden, als zum Trinken.“ Die Gefangenen des hamburger Thiergartens bestätigen Rengger's Beobachtungen, soweit Dies möglich. Es ist mir noch nicht gelungen, in dem Gebahren der beiden Arten, welche der Thiergarten besitzt, einen Unterschied wahrzunehmen. Beide sind höchst gutmüthige Geschöpfe. Sie sind ganz zahm, friedlich gesinnt gegen jedes Thier, höchst verträglich unter sich und ihren Bekannten zugethan. Wenn ich zu ihnen gehe, kommen sie herbei und beschnüffeln mir Gesicht und Hände, wobei sie die wunderbare Beweglichkeit ihres Rüssels bekunden. Andere Thiere, welche zufällig in ihre Nähe kommen, werden neugierig dumm längere Zeit beschnüffelt. Der Maipuri hat mit dem neben ihm stehenden Wasserschwein sogar innige Freundschaft geschlossen: er leckt es zuweilen minutenlang äußerst zärtlich. Ihre Trägheit ist sehr groß; sie schlafen viel, zumal an heißen Sommertagen und ruhen auch des Nachts mehrere Stunden. Am lebendigsten sind sie gegen Sonnenuntergang; dann können sie zuweilen ausgelassen lustig sein. Sie jagen in dem ihnen gewährten Raum auf und nieder und tummeln sich mit Wollust im Wasser umher; in ihm pflegen sie, solange sie sich frei bewegen können, auch ihre Losung abzusetzen. Ihre Stimme lassen sie nur höchst selten vernehmen; manchmal schweigen sie monatelang. Auf den Ruf folgen sie nicht, überhaupt thun sie nur Das, was ihnen eben behagt, und es kostet ihnen immer eine gewisse Ueberwindung, bevor sie sich von ihrer Trägheit aufraffen.

Bei geeigneter Pflege halten Tapire auch bei uns jahrelang in der Gefangenschaft aus. Ein warmer Stall ist ihnen vor Allem Bedürfniß; namentlich im Winter muß man sie gegen die Unbill des Wetters bestmöglichst zu schützen suchen. In den meisten Fällen verenden sie an Lungenkrankheiten, welche sie, wie alle Thiere der Wendekreisländer, in dem kalten Europa leicht heimzusuchen pflegen. Zur Fortpflanzung hat man sie bei uns noch nicht gebracht, wie es scheint, in ihrer Heimat aber auch nicht; wenigstens finde ich darüber nirgends eine Angabe. Es wird behauptet, daß man daran gedacht habe, den Schabrackentapir in seinem Vaterland zum Hausthier zu machen, weniger seines Fleisches halber, als um ihn zum Lasttragen und bezüglich zum Ziehen zu verwenden. Die Absicht muß zum mindesten als eine eigenthümliche betrachtet werden. Sie scheint gut gemeint zu sein, dürfte sich aber schwerlich ausführen lassen, und so groß ist die Gelehrigkeit des Tapirs denn doch nicht, daß

er als arbeitender Haussklave wesentliche Dienste leisten könne. Namentlich als Zugthier dürfte er nicht eben besonders Glück machen. So hübsch es auch aussehen würde, mit einem Paar Schabrackentapire durch die Straßen indischer Städte zu fahren, so wenig möchte diese Beförderungsweise unseren neuzeitlichen Reiseeinrichtungen entsprechen; denn einen gefangenen Tapir zum Traben zu bringen, hat größere Schwierigkeiten, als jene Leute glauben mochten, welche solchen Gedanken zuerst aussprachen.

Die freilebenden Tapire nähren sich nur von Pflanzen und namentlich von Baumblättern. In Brasilien bevorzugen sie die jungen Palmenblätter; nicht selten aber fallen sie auch in die Pflanzungen ein und beweisen dann, daß ihnen Zuckerrohr, Mango, Melonen und andere Gemüse ebenfalls behagen. In den Cocapflanzungen richten sie, wie Tschudi versichert, manchmal in einer Nacht durch Niedertreten der zarten Pflanzen und das Abfressen der jungen Blätter einen Schaden von mehreren tausend Thalern an. Im freien, großen Walde leben sie oft monatelang von den abgefallenen Baumfrüchten oder in den Brüchen von den saftigen Sumpf- und Wasserpflanzen. Besonders erpicht sind sie auf Salz, es ist ihnen, wie den Wiederkäuern, Bedürfniß. „In allen tiefliegenden Ländern Paraguays," sagt Rengger, „wo das Erdreich schwefelsaures und salzsaures Natron enthält, findet man die Tapire in Menge. Sie belecken hier die mit Salz geschwängerte Erde." Auch unsere Gefangenen zeigen eine große Vorliebe für Salz. Im übrigen nehmen diese Alles an, was Schweine fressen; sie erkennen aber dankbar jede brauchbare Gabe, welche ihnen gereicht wird. Baumblätter und Früchte, Zwieback und Zucker gehören zu ihren besonderen Leckerbissen.

Die Brunst der freilebenden Tapire fällt in die Monate, welche der Regenzeit vorausgehen. Beide Geschlechter pfeifen sich dann zusammen und leben während einiger Wochen paarweise. Etwa vier Monate später wirft das Weibchen ein Junges, ein kleines, niedliches Geschöpf, welches nach Art der Wildschweine gestreift ist. Beim Schabrackentapir ist das Jugendkleid schwarz, oben fahl, unten weiß gefleckt und gestreift; beim amerikanischen ist die Grundfarbe ein helles Grau, die Flecken und Streifenzeichnung aber in ähnlicher Weise darüber verbreitet. Vom vierten Monate an beginnt die Färbung sich zu ändern, die Flecken verschwinden, und im sechsten Monat zeigen die Jungen die Farbe der Erwachsenen.

Alle drei Tapirarten werden von den Menschen eifrig verfolgt, weil Fleisch und Fell benutzt werden. Von amerikanischen Forschern erfahren wir, daß das Fell seiner Dicke und Stärke wegen geschätzt wird. Man gerbt es und schneidet über 3 Fuß lange, 1½ Zoll dicke Riemen aus ihm, welche abgerundet, durch wiederholtes Einreiben mit heißem Fett geschmeidig gemacht und sodann zu Peitschen oder Zügeln verwendet werden. Von der argentinischen Republik aus sollen alljährlich eine Menge solcher Zügel in den Handel kommen. Für Schuhe ist, nach Tschudi, das Fell zu spröde, wenn das Wetter trocken, und zu schwammig, wenn die Witterung feucht ist. Den Klauen, den Haaren und anderen Theilen des Tapirs werden Heilkräfte zugeschrieben; auf der Ostküste aber ist das gemeine Volk, wie Rengger mittheilt, weit entfernt, die Wirkung dieser Mittel an sich selbst zu versuchen, es begnügt sich vielmehr, sie anderen Kranken anzupreisen. Dagegen werden die Klauen, nach Tschudi's Versicherung, von den Indianern, als Vorkehrmittel gegen die Fallsucht, an einem Faden um den Hals gehangen, getragen oder geröstet und zu feinem Pulver gerieben, auch innerlich eingegeben. Dasselbe Mittel nimmt in der indianischen Heilkunde einen hohen Rang ein; denn es wird auch gegen Lungenschwindsucht angewandt, dann aber mit der Leber des Stinkthieres in Cacao abgekocht. Endlich sollen die Hufe als Tonwerkzeuge nach Art der Castagnetten verwandt werden.

Die Jagd selbst wird je nach den Ländern verschieden betrieben. Eine Jagd aus dem Stegreife schildert Schomburgk in seiner lebendigen Weise. „Eben bogen wir", so sagt er, „um eine der Krümmungen, als wir zu unserer großen Freude einen Tapir mit seinen Jungen auf einer der vielen Sandbänke im Wassersaum herumwaten sahen; kaum aber war das Wort „Maipuri" den Lippen unserer Indianer entflohen, als wir auch von beiden Thieren bemerkt wurden, die die Flucht ergriffen

und in dem dichten Pflanzendickicht am Ufer verschwanden. Ebenso schnell, wie sie dorthin geeilt, waren wir dem Ufer zugerudert, so daß wir ziemlich gleichzeitig an dieses sprangen und ihnen mit Flinten, Pfeil und Bogen nacheilten. So wie wir die watdige Umzäunung durchbrachen, bemerkten wir, daß sich die beiden Flüchtlinge in den 6 bis 7 Fuß hohen Schneidegräsern und Rohr, das eine unübersehbare Fläche bedeckte, zu verbergen suchten. Unsere Meute befand sich in dem etwas zurückgebliebenen dritten Bote und verdutzt standen wir Europäer vor der gewaltigen Wand, vor der wir von früheren Erfahrungen her heiligen Respekt bekommen hatten. Unsere Indianer aber konnte sie nicht abhalten, und wie die Schlangen verschwanden sie zwischen den gefährlichen Gräsern. Zwei kurz auf einander fallende Schüsse und das triumphirende Aufjauchzen der Jäger verkündeten ihr Glück. Alles drängte jetzt der Richtung zu; wir erhielten dadurch einen weniger gefährlichen Weg, und bald fanden wir die beiden glücklichen Jäger, sich auf ihre Gewehre stützend, vor dem eben verendeten alten Tapir stehen. **Pureka's** Kugel hatte, wie sich bei dem Zerlegen herausstellte, die Lunge des Thieres durchbohrt. Es war ein Weibchen von ungewöhnlicher Größe. Noch umstanden wir in dichtem Kreise die willkommene Beute, als uns das wilde Durchbrechen des Grases und Rohrs die Ankunft der Hunde bekundete, die gierig den Schweiß des Tapirs aufleckten. Jetzt begann die Jagd auf das Junge, dessen Spur unsere trefflichen Hunde bald aufgefunden hatten. Sobald sich das geängstigte Thier entdeckt sah, ließ es einen durchdringenden, pfeifenden Ton hören; noch aber konnten wir Nichts sehen, bis uns die pfeifenden, gellenden Töne verriethen, daß das Thier dem Saume des hohen Rohres, dem offenen Felde zugetrieben würde, weshalb wir so schnell als möglich nach einer nahen Erhöhung eilten, um die Jagd anzusehen. Kaum waren wir dort angekommen, als das Thier aus dem Rohr hervorbrach, hinter ihm die klaffende Meute und unsere dreißig Indianer, die im Laufen mit den Hunden gleichen Schritt hielten, und in deren Jauchzen und Jubeln das Hundegebell und Angstgeschrei des Tapirs fast erstarb. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, eine Jagd, wie ich sie noch nie gesehen! Die Kräfte des gehetzten Wildes ermatteten sichtbar, und bald hatte es unser trefflicher Jagdhund, Tewanau, gestellt, worauf es die Indianer nach einem harten, aber vergeblichen Widerstand, mit gebundenen Füßen, unter betäubendem Jubel und noch wilderem Hundegebell nach dem Fahrzeug trugen. Es hatte die Größe eines fast ausgewachsenen Schweins."

„Jetzt galt es, den alten Tapir nach der Sandbank zu bringen, was uns erst mit Aufwendung der Gesammtkräfte gelang, indem wir dem Riesen ein langes Seil an die Hinterfüße befestigten und ihn so unter Jubel und Jauchzen dahinschleppten. — Bald war das große Thier von vielen rührigen Händen zerlegt; ein Theil des Fleisches wurde geräuchert, der andere gekocht. Das Fleisch fanden wir ungemein wohlschmeckend; es hatte nicht allein in Bezug auf den Geschmack, sondern auch in seinem Aussehen viel Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch. Als wir das Thier ausweideten, fingen die Indianer sorgfältig das Blut auf, mischten klein geschnittene Fleischstücke darunter und füllten die Masse in die Därme. Sie kochten diese Würste aber nicht, sondern räucherten sie. Ich kostete die Wurst ein Mal und nicht wieder."

Die Ansiedler jagen den Tapir regelmäßig, entweder mit Hunden, welche ihn aus dem Wald ins Freie und den Reitern zutreiben, oder indem sie in der Nähe seiner Wechsel auf ihn anstehen, oder endlich, indem sie ihn im Wasser verfolgen. Hierüber gibt **Prinz von Wied** Auskunft. „Die Brasilianer," sagt er, „betreiben die Jagd des Tapir so unzweckmäßig als möglich. Um ein so großes Thier zu erlegen, bedienen sie sich nicht der Kugeln, sondern schießen es mit Schrot, gewöhnlich, wenn sie es schwimmend in den Flüssen am frühen Morgen oder gegen Abend überraschen. Der Tapir sucht durch dieses Mittel seinen Verfolgern im Wasser zu entrinnen. Allein die Brasilianer rudern mit ihren Böten äußerst schnell heran und pflegen das Thier einzuschließen. Dies taucht dann sehr geschickt und häufig unter, selbst unter den Boten hindurch, bleibt lange unter Wasser und kommt blos zuweilen mit dem Kopfe an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Dann zielen sogleich alle Rohre nach diesem Theile, besonders nach der Ohrgegend, und ein Tapir erhält auf diese Art

zwölf bis zwanzig Schüsse, bevor er getödtet wird. Häufig entkommt er dennoch, wenn nicht ein Jagdhund bei der Hand ist. Mit einer Kugel würde man das ermüdete Thier in einer kleinen Entfernung sehr sicher erlegen können; allein die Brasilianer bedienen sich niemals dieses Geschosses, weil sie im vorkommenden Fall mit ihren groben, schweren Schroten ebenso wohl einen Tapir, als ein Wildhuhn erlegen können."

Die Wilden suchen den Tapir nach seiner Fährte auf, umstellen ihn, nachdem sie seinen Aufenthalt erspäht und treiben ihn dann den Schützen zu. Azara sagt, daß dieses Wild einen starken Schuß vertrüge und selbst dann, wenn ihm eine Kugel durch das Herz gedrungen wäre, noch mehrere hundert Schritte zurücklege, bevor es stürze.

In Paraguay haben die Jäger eine eigene Art, einen lebendig gefangenen jungen Tapir, welcher zu groß ist, als daß sie ihn aufs Pferd nehmen könnten, mit sich zu führen. Sie durchstechen ihm nämlich von einem der Nasenlöcher aus den Obertheil des Rüssels und ziehen einen Lederriemen durch die Oeffnung. Jede zerrende Bewegung verursacht nun dem Tapir einen heftigen Schmerz; deshalb folgt er zuletzt seinem Führer ohne Widerstreben.

Schlimmere Feinde noch, als die Menschen es sind, mögen die Tapire auch in den großen Katzen haben, welche mit ihnen dieselbe Heimat bewohnen. Daß die amerikanischen Arten vom Jaguar arg befehdet werden, versichern alle Reisenden; das Gleiche wird wohl vom Schabrackentapir hinsichtlich des Tigers anzunehmen sein. Es wird erzählt, daß der Tapir, wenn der Jaguar ihm auf den Nacken springe, sich so eiligst, als möglich in das verschlungenste Dickicht stürze, um den bösen Feind von sich abzustreifen und daß er, da seine Haut die Krallen des Raubthieres kaum durchdringen lasse, oft auch glücklich davon käme. Die Angabe dürfte nicht so unglaublich sein, als sie scheint; Schomburgk versichert wenigstens, daß er viele Tapire erlegt habe, welche bedeutende, von ihrem Zusammentreffen mit den Katzen herrührende Narben an sich trugen.

* * *

In wilden, steinigten Gebirgen Afrikas und Asiens bemerkt man an manchen Orten ein gar reges Leben. Kaninchengroße Thiere, welche auf irgend einer Felsplatte oder auf einem Block sich sonnten, huschen, erschreckt durch die Ankunft eines Menschen, mit affenähnlichem Schreien rasch an den Wänden dahin, verschwinden in einer der unzähligen Klüfte und schauen dann neugierig und harmlos, wie sie sind, auf die ungewöhnliche Erscheinung herab. Dies sind die **Klippschliefer** (*Hyrax*), die kleinsten aller jetzt lebenden Dickhäuter.

Wenige Thiere haben den Naturforschern so viel Mühe hinsichtlich ihrer Einordnung in der Thierreihe gemacht, als sie. Anfangs vereinigte man die Klippschliefer mit den Nagethieren, mit welchen sie auch in ihrem ganzen Wesen und Sein unzweifelhaft die meiste Aehnlichkeit haben. Oken stellte sie zu den Beutelthieren in der Nähe des Wombats; denn diesen ähneln sie bis auf den Beutel ebenfalls nicht wenig. Wir haben sie nach Cuvier's Vorgange unter den Dickhäutern aufgenommen. Um uns der Aehnlichkeit zwischen ihnen und den riesigen Gestalten des Elefanten, Nashorns oder Flußpferdes bewußt zu werden, müssen wir allerdings längst ausgestorbene Arten der Ordnung zu Hilfe nehmen; denn auf den ersten Blick hin will es scheinen, als ob beide Gruppen mit einander gar Nichts gemein hätten. Ein kaninchengroßes Thier mit weichem feinen Pelz, kurzen Beinen, dicken Nagezähnen, mit gespaltener Oberlippe, stummelhaft im Pelze verstecktem Schwanz, welches, wie eine Eidechse, an den Felsen umherspringt, hat doch wahrlich keine Aehnlichkeit mit den erwähnten massigen Landbewohnern, welche das schwere Gebäude ihres Leibes scheinbar nur mühsam fortbewegen. Allein, wenn wir uns erinnern, daß die vorweltlichen Mammuths und Nashörner zum Theil auch einen dicken Pelz trugen und bedenken, daß die Paläotherien und Anoplotherien, Dickhäuter ihrem Wesen nach, ebenfalls nur Hasen- oder Kaninchengroß

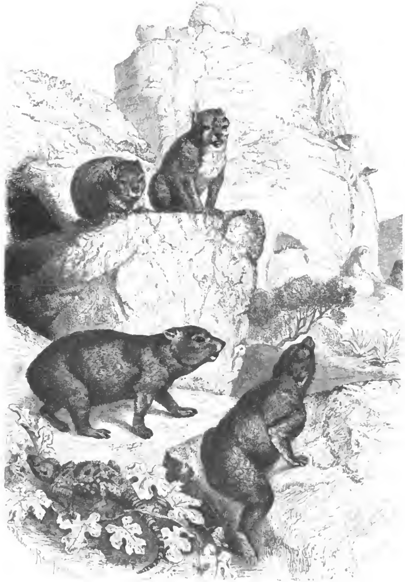
waren, sind wir schon eher geneigt, jenem großen Forscher Recht zu geben, mögen wir auch noch immer das widerstrebende Gefühl, welches uns fort und fort beschleicht, wenn wir einen solchen Zwerg als nächsten Verwandten jener Riesen betrachten, zu überwinden haben. Erst, wenn wir den Knochenbau der Klippdachse vergleichend prüfen, werden wir vollkommen von ihrer innigen Verwandtschaft mit Elefant und Nashorn überzeugt.

Die Familie der Klippdachse enthält nur eine einzige Sippe, diese aber mehrere Arten, welche sämmtlich einander sehr ähnlich sind. Außer den angegebenen Kennzeichen fallen bei genauer Betrachtung zunächst die hufartig gebildeten Füße auf, welche vorn vier und hinten drei Zehen tragen. Die Wirbelsäule zählt neunzehn bis zweiundzwanzig rippentragende, neun rippenlose, fünf Kreuzbein- und zehn Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus zwei dreikantigen schwach gebogenen und durch eine Lücke von einander getrennten Schneidezähnen und aus sieben von vorn nach hinten an Größe zunehmenden Backzähnen. In der Oberkinnlade fallen von den Schneidezähnen regelmäßig die beiden äußeren aus, und auch der erste Backzahn hat gewöhnlich das gleiche Schicksal.

Schon seit uralter Zeit sind die Klippschliefer oder Klippdachse bekannte und oft genannte Thiere. Die in Syrien lebende Art scheint früher unter dem biblischen Namen „Saphan“ verstanden worden zu sein. Luther übersetzt dieses Wort mit „Kaninchen“. Die Schrift sagt, daß der Saphan gesellig lebe, seine Wohnung in Felsen habe und sich durch Schwäche auszeichne, diese aber durch Schlauheit ersetze. „Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht und die Steinklüfte der Kaninchen.“ „Wir sind klein auf Erden und klüger, denn die Weisen, die Saphane, ein schwaches Volk; dennoch legt es sein Haus im Felsen an.“ Moses setzt die Saphane unter die wiederkäuenden Thiere mit getheilten Zehen, welche von den Juden nicht gegessen werden dürfen, und hierin ist es wohl begründet, daß noch heutigen Tages in Abissinien weder die Christen, noch die Mahammedaner Klippschlieferfleisch essen. An anderen Orten und namentlich im steinigten Arabien erblicken die Beduinen in solchem Wildpret nichts Verachtenswerthes und stellen ihm deshalb eifrig nach; in Syrien benamt man sie noch heutigen Tages Khanem Israel oder „Schafe der Israeliten“. Sonst sind sie in Arabien unter dem Namen „Wabbr“ bekannt, die griechischen Klosterbrüder am Sinai nennen sie Choerogryllion; in Dongola heißen sie „Keka“ oder „Koko“ und in Abissinien „Aschkoko“.

Es ist ziemlich gleichgiltig, welche Art von den bisjetzt bekannten Klippschliefern wir uns zur Betrachtung erwählen, weil sie alle in der Lebensweise fast vollständig übereinkommen. Nur weil ich selbst auf meinem letzten Jagdausfluge nach Abissinien Gelegenheit hatte, den dort vorkommenden Aschkoko (Hyrax abissinicus) kennen zu lernen, habe ich diesen ausgesucht und auch bildlich nach an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen darstellen lassen. Viele Naturforscher halten ihn gar nicht verschieden von dem im Kap lebenden. Ich selbst kenne letzteren zu wenig, um ein Urtheil fällen zu können. Der Klippdachs wird etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. Sein Pelz ist fein, weich und dicht, oben graubräunlich, unten heller. Die kleinen Ohren und der Schwanz sind fast ganz im Pelz verborgen; die dunklen Augen sind groß, lebhaft und stark gewölbt; ihr Ausdruck hat etwas außerordentlich Sanftes, Kluges und Harmloses. Die nackte Nase ist kohlschwarz und beständig feucht. An den niedrigen Beinen sitzen Zehen, welche ziemlich kurz, aber breit und alle mit einem ganz dünnen, runden, nicht überragenden Huf bedeckt sind, mit Ausnahme der inneren Hinterzehe, welche einen schief gestellten gekrümmten Nagel trägt. Mancherlei Abänderungen in der Färbung sind beobachtet worden. So ist die Unterseite zuweilen schmuzig weißgelb; es erscheint vor den Schultern ein weißlicher Streifen und auf dem Rücken ein weißer Flecken, am Kinn ein weißlicher u. s. w. Einzelne Grannenhaare sehen grau oder schwarz aus und zeigen einen gelben Ring vor der dunklen Spitze. Das Wollhaar ist graulich, gelblich oder röthlich.

Alle Klippdachse sind Bewohner der Gebirge. Je zerklüfteter die Felswände sind, um so häufiger trifft man sie an. Wer recht ruhig durch die Thäler schreitet, sieht sie reihenweis auf den Felsengesimsen sitzen oder noch öfter liegen; denn sie sind ein behagliches, faules Volk, welches sich gern von



Klippschliefer.

der warmen Sonne bescheinen läßt. Eine rasche Bewegung oder ein lautes Geräusch verscheucht sie augenblicklich; die ganze Gesellschaft bekommt Leben; Alles rennt und flüchtet mit Nagergewandtheit dahin, und bald ist die ganze Masse verschwunden. In der Nähe der Dörfer, wo man sie ebenfalls antrifft, oft fast unmittelbar neben den Häusern scheuen sie sich kaum vor den Menschen und treiben in seiner Gegenwart dreist ihr Wesen, gerade, als wüßten sie, daß hier Niemand daran denkt, sie zu verfolgen. Vor fremdartig gekleideten oder gefärbten Menschen aber ziehen sie sich augenblicklich in ihre Felsspalten zurück. Weit größere Furcht, als der Mensch, flößt ihnen ein Hund oder ein anderes Thier ein. Wenn sie sich auch vor ihm in ihren Ritzen wohlgeborgen haben, vernimmt man dennoch ihr eigenthümliches, zitternd hervorgestoßenes gellendes Geschrei, welches mit dem kleiner Affen die größte Aehnlichkeit hat. Die Abissinier wissen, daß der schlimmste Feind unserer Thiere, der Leopard, an den Felswänden dahinschleicht, wenn die Klippschliefer gegen Abend oder in der Nacht ihre Stimmen vernehmen lassen; denn ungestört hört man sie als echte Tagthiere zu jener Zeit niemals. Auch Vögel können ihnen das größte Entsetzen verursachen. Eine zufällig vorüberfliegende Krähe, selbst eine Schwalbe ist im Stande, sie nach ihrer sicheren Burg zurückzujagen.

Um so auffallender ist es, daß die furchtsamen Schwächlinge mit Thieren in Freundschaft leben, die unzweifelhaft weit gefährlicher und blutdürstiger sind, als selbst die raubgierigsten Adler. Ich gebe jetzt Heuglin's schöne Beobachtung, auf welche ich schon Bd. I. S. 481 hindeutete, und bemerke ausdrücklich, daß auch ich regelmäßig die von meinem früheren Reisegenossen genannten Thiere in Gesellschaft der Klippschliefer gesehen habe.

„Schon öfter war es mir aufgefallen", sagt unser Gewährsmann, „in und auf den von Klippschliefern bewohnten Felsen gleichzeitig und, wie es schien, im besten Einvernehmen mit einander lebend eine Manguste (Herpestes Zebra, Rüpp.) und eine Dornechse (wohl Stellio cyanogaster) zu finden. Nähert man sich einem solchen Felsen, so erblickt man zuerst einzeln oder gruppenweis vertheilt die munteren und possirlichen Klippdächse auf Spitzen und Absätzen sich gemüthlich sonnend oder mit den zierlichen Pfötchen den Bart kratzend; dazwischen sitzt oder läuft eine behende Manguste, und an dem steilen Gestein klettern oft fußlange Dornechsen. Wird der Feind der Gesellschaft von dem auf dem erhabensten Punkt des Felsbaues als Schildwache aufgestellten Klippdachs bemerkt, so richtet sich dieser auf und verwendet keinen Blick mehr von dem fremden Gegenstand: aller Augen wenden sich nach und nach dahin; dann erfolgt plötzlich ein gellender Pfiff der Wache, und im Nu ist die ganze Gesellschaft in den Spalten des Gesteins verschwunden. Untersucht man letzteres genauer, namentlich mit stöbernden Händen, so findet man Klippdächse und Eidechsen vollständig in die tiefsten Ritzen zurückgezogen, die Manguste dagegen setzt sich in Vertheidigungsstand und kläfft nicht selten zornig die Hunde an."

„Zieht man sich nun an einen möglichst gedeckten Ort in der Nähe zurück, so erscheint nach der betreffenden Richtung hin, vorsichtig aus einer Spalte guckend, der Kopf einer Dornechse; sie findet es zwar noch nicht ganz sicher, kriecht aber langsam, den Körper fest an das Gestein drückend, mit erhobenem Kopf und Hals etwas weiter vorwärts, und bald folgen ihr in ähnlicher Weise, und nach der verdächtigen Stelle schauend, mehrere andere Eidechsen, zuweilen eine Bewegung mit dem Oberkörper machend und einen schnarrenden Ton von sich gebend. Nach geraumer Zeit wird ein Theil vom Kopfe einer Manguste sichtbar; das Thier entschlüpft nur langsam und vorsichtig der schützenden Spalte; es schnüffelt gegen den Wind und erhebt sich endlich auf die Hinterbeine, um bessere Rundschau halten zu können. Zuletzt kommt ein Klippdachskopf um den anderen zum Vorschein, aber alle immer noch sehr aufmerksam die gefährliche Richtung nach dem Versteck des Jägers beobachtend, und erst wenn die Eidechsen wieder angefangen haben, ihre Jagd auf Kerbthiere zu betreiben, ist Furcht und Vorsicht verschwunden und die allgemeine Ruhe hergestellt."

Ungern nur verlassen die Klippschliefer ihren Felsen. Wenn das Gras, welches zwischen den Blöcken hervorsproßte, abgeweidet ist, steigen sie allerdings in die Tiefe herab; dann aber stehen

immer Wachen auf den vorragendsten Felsspitzen, und ein Warnungszeichen von diesen ist hinreichend, die eiligste Flucht der ganzen Gesellschaft zu veranlassen.

Hinsichtlich ihrer Bewegungen und ihres Wesens erscheinen die Klippschliefer so recht als Das, was sie sind: als eigenthümliche Mittelglieder zwischen den plumpen Vielhufern und den behenden Nagern. Wenn sie auf ebenem Boden dahinlaufen, hat ihr Gang etwas verhältnißmäßig Schwerfälliges: sie bewegen die Beine mit jener bekannten Ruhe der Dickhäuter oder besser: sie schleichen nur dicht an der Erde weg, als ob sie fürchteten, gesehen zu werden. Nach einigen, wenigen Schritten stehen sie still und sichern; dann geht es in derselben Art weiter. Anders ist es, wenn sie erschreckt wurden. Dann springen sie in kurzen Sätzen dahin, immer so eilig als möglich dem Felsen zu, und hier nun zeigen sie sich in ihrer vollen Beweglichkeit. Sie klettern meisterhaft. Die Sohlen ihrer Füße sind vortrefflich geeignet, sie hierin zu unterstützen. Der Ballen ist weich, aber dennoch rauh, und deshalb gewährt jeder Tritt die bei schneller Bewegung auf geneigten Flächen unbedingt nothwendige Sicherheit. Mich haben die Klippschliefer lebhaft an die Eidechsen mit Klebefingern, die sogenannten Geckos, erinnert. Obwohl sie nicht, wie diese beweglichen Thiere, an der unteren Seite wagrechter Flächen hingehen können, geben sie doch ihnen im übrigen nicht das Geringste nach. Sie laufen aufwärts oder kopfunterst an fast senkrechten Flächen mit derselben Sicherheit dahin, als ob sie auf ebenem Boden gingen; sie kleben sich an halsbrechenden Stellen förmlich an den Felsen an. In Winkeln oder Ritzen steigen sie äußerst behend auf und nieder. Sie halten sich an jeder beliebigen Stelle fest, indem sie sich mit dem Rücken an die eine Wand der Ritze, mit den Beinen aber an die andere stemmen. Dabei sind sie geübte und gewandte Springer. Auf Sätze von zehn, ja funfzehn Fuß Höhe kommt es ihnen nicht an; man sieht sie selbst an zwanzig, dreißig Fuß hohen, senkrechten, ja überhängenden Wänden nach Art der Katzen herabgleiten, indem sie etwa Dreiviertel der Höhe an der Wand herunterlaufen und dann, plötzlich von ihr abspringend, mit aller Sicherheit auf einem neuen Steine fußen. Wahrscheinlich ähneln sie in ihren Bewegungen am meisten den Murmelthieren oder den Wollmäusen.

Ihr Betragen deutet auf große Sanftmuth, ja fast Einfalt, verbunden mit unglaublicher Aengstlichkeit und Furchtsamkeit. Sie sind höchst gesellig; denn man sieht sie fast niemals einzeln oder darf, wenn Dies wirklich der Fall sein sollte, bestimmt darauf rechnen, daß die übrigen Glieder der Gesellschaft nur nicht zur Stelle sind. An dem einmal gewählten Wohnplatze halten sie treulich fest, derselbe mag so groß oder so klein sein, als er will. Zuweilen genügt ihnen ein einzelner großer Felsblock; man sieht sie höchstens heute auf dieser, morgen auf jener Seite desselben. Bei gutem Wetter lagern sie sich reihenweis in der faulsten Stellung auf passenden Steinen hin, die Vorderfüße ganz eingezogen, die hinteren weit ausgestreckt, wie Kaninchen es manchmal zu thun pflegen. Einige Wachen bleiben aber auch dann immer ausgestellt.

Es scheint, daß die Klippschliefer ihren größeren Verwandten auch darin ähneln, daß sie keine Kostverächter sind und unglaublich viel verzehren. Ihre Heimat ist an würzigen Gebirgs- und Alpenpflanzen so reich, daß sie wohl niemals Mangel leiden. Ich sah sie wiederholt am Fuße der Felsen weiden und zwar ganz in der Weise, wie Wiederkäuer es zu thun pflegen. Sie beißen die Gräser mit ihren Zähnen ab und bewegen die Kinnladen so, wie die Zweihufer, wenn sie wiederkäuen. Einige frühere Forscher haben geglaubt, daß sie wirklich die eingenommenen Speisen nochmals durchkauten; ich habe aber bei allen denen — bei den ruhenden wenigstens, — welche ich sehr genau beobachten konnte, niemals davon Etwas bemerkt. Wie es scheint, trinken sie gar nicht oder nur sehr wenig. Zwei Orte, in der Nähe des Bogosdorfes Mensa, welche von Klippschliefern bewohnt sind, liegen in einer auf bedeutende Strecken hin vollkommen wasserleeren Ebene, welche die furchtsamen Thiere sicherlich nicht zu überschreiten wagen. Zur Zeit, als ich sie beobachtete, regnete es freilich noch wiederholt, und sie bekamen hierdurch Gelegenheit zum Trinken; allein die Bewohner des Dorfes versicherten mich, daß jene Klippschliefer auch während der Zeit der Dürre ihre Wohnsitze nicht verließen.

Dann gibt es nirgends einen Tropfen Wasser, und höchstens der Nachtthau, mit welchem ja bekanntlich viele Thiere sich begnügen, bleibt noch zur Erfrischung übrig.

Man glaubt, daß die Klippschliefer eine ziemliche Anzahl von Jungen zur Welt bringen, und zwar hauptsächlich, weil das Weibchen sechs Zitzen hat. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Ansicht. Unter den zahlreichen Gesellschaften, welche ich sah, gab es so außerordentlich wenig Junge, daß man hätte annehmen müssen, es befänden sich unter der ganzen Menge nur zwei oder drei fortpflanzungsfähige Weibchen, und Dies war doch entschieden nicht der Fall. Auch habe ich niemals gesehen, daß eine Alte von mehreren Kleinen umringt gewesen wäre. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß jedes Weibchen nur ein Junges wirft, kann aber meine Ansicht freilich nicht anders, als vorstehend begründen. Die Eingeborenen wußten mir gar Nichts zu sagen.

Die Jagd der Klippdachse hat keine Schwierigkeiten, falls man die ängstlichen Geschöpfe nicht bereits und wiederholt verfolgt hat. Es gelingt dem Jäger gewöhnlich, eine der in geeigneter Entfernung sitzenden Wachen herabzudonnern. Nach einigen Schüssen wird die Herde freilich sehr ängstlich; sie flieht dann schon von weitem vor jedem Menschen und zeigt sich nur in den höchsten Spalten des Felsens. Unglaublich groß ist die Lebenszähigkeit der kleinen Gesellen; selbst sehr stark verwundete wissen noch eine Ritze zu erreichen, und dann ist gewöhnlich jedes weitere Nachsuchen vergebens.

Nur in Arabien und am Vorgebirge der guten Hoffnung werden die Klippschliefer gefangen und verwendet; die Abissinier verfolgen sie nie. Auf der Halbinsel des Sinai tiefen die Beduinen eine Grube ab, füttern sie mit Steinplatten gut aus und richten einen steinernen Falldeckel mit Stellpflöcken her. Ein Tamariskenzweig, welcher als Lockspeise dient, hebt, sobald er bewegt, bezüglich angefressen wird, die Stellpflöcke aus; der Deckel schlägt nieder, — und der unschlaue Gebirgsbewohner sitzt in einem Kerker, dessen Wände seinen schwachbekrallten, zum Graben unfähigen Pfoten einen unbesieglichen Widerstand leisten. Auf diese Weise bekam Ehrenberg während seines Aufenthalts im steinigten Arabien sieben Stück lebendig in seine Gewalt. — Die Kaffern fangen, wie Kolbe berichtet, Klippdachse mit den Händen (?). Der Gastfreund jenes alten guten Beobachters besaß einen neunjährigen Sklaven, welcher das Vieh hütete und dabei die Steinberge oft bestieg. Er brachte oft so viel von seinem Lieblingswild nach Hause, daß er es kaum tragen konnte und allgemeine Verwunderung erregte, weil man die zum Fange so behender Geschöpfe nothwendige Geschicklichkeit sich nicht erklären konnte. Später richtete sich der Knabe einen Hund ab, welcher ihm mit fangen half. — Tellereisen vor die Ausgänge mancher besonders beliebten Spalten gelegt, würden wohl auch gute Dienste leisten.

Mehrere Reisende berichten von Gefangenen, welche sie besaßen; einzelne sind auch bereits lebend nach Europa gekommen. Graf Mellin vergleicht einen von ihm gezähmten Klippschliefer mit einem Bären, welcher nicht größer als ein Kaninchen ist. Er nennt ihn ein vollkommen wehrloses Wesen, welches sich weder durch eine schnelle Flucht retten, noch durch seine Zähne oder Klauen vertheidigen kann. Ich stimme dieser Angabe, nach Dem, was ich an verwundeten (angeschossenen) Klippschliefern beobachtete, vollkommen bei; Ehrenberg dagegen versichert, daß der „Wabbr" sehr bissig wäre. Mellins Gefangener biß sich zwar manchmal knurrend mit einem kleinen Schoßhündchen herum, konnte diesem aber Nichts anhaben. Wenn man ihn in den Hof brachte, suchte er gleich einen finsteren Winkel aus, am liebsten einen Haufen Mauersteine, zwischen welchen er einen Schlupfwinkel suchte. Das Fenster war sein Lieblingsaufenthalt, obgleich er hier oft großes Leid auszuhalten hatte; denn, wenn nur eine Krähe oder eine Taube vorbeiflog, gerieth er in Angst und lief eilend seinem Kasten zu, um dort sich zu verstecken. Niemals nagte er an den Sprossen seines Käfigs oder an dem Bande, woran er befestigt worden war. Manchmal sprang er auf die Tische, dort benahm er sich aber so vorsichtig, daß er Nichts umwarf, auch wenn der ganze Tisch voll Geschirr war. Brod, Obst, Kartoffeln, sowohl rohe als gekochte Gemüse fraß er gern; Haselnüsse, welche man ihm aber aufschlagen mußte, schienen eine besondere Leckerei für ihn zu bilden. Stets hielt er sich sehr reinlich. Harn und Losung ließ er immer an demselben Orte und verscharrte beides, wie die Katzen. Wenn man ihm

Sand gab, wälzte er sich in demselben herum, wie die Hühner es zu thun pflegen. Solange man ihn angebunden hielt, war er träge und schläfrig; sobald er aber freigelassen wurde, sprang er den ganzen Tag im Zimmer umher von einem Ort zum anderen, besonders gern auf den warmen Ofen, wo er sich behaglich hinstreckte. Sein Gehör war sehr leise: er konnte sowohl die Stimme, als auch den Gang von Denjenigen unterscheiden, gegen welche er besondere Neigung hatte. Den Ruf seines Herrn beantwortete er mit einem leisen Pfeifen; dann kam er herbei und ließ sich gern in den Schoß nehmen und streicheln.

Die Beduinen des steinigten Arabiens lieben, wie bemerkt, das Fleisch der Klippschliefer im hohen Grade. Gefangene tödten sie sofort, weiden sie, wie die anderweitig mit dem Gewehr erlegten, an Ort und Stelle aus und füllen die Leibeshöhlen mit wohlriechenden Alpenkräutern an, theils um das Fleisch schmackhafter zu machen, theils um es länger vor der Verwesung zu bewahren. Eine sonstige Benutzung des Thieres kennen diese Leute nicht, wohl aber die Kapbewohner, welche auch Anderes vom Klippschliefer zu verwenden wissen. Noch heutigen Tages kommt die immer mit Harn gemischte Losung, welche von den holländischen Ansiedlern „Dassenpiß“ oder Dachsharn genannt wird, unter dem Namen Hyraceum in den Handel, und selbst in Europa gibt es noch Aerzte, welche bei gewissen Nervenkrankheiten den „Dachsharn“ als Arzneimittel verordnen. Schade nur, daß es auch mit diesem Mittel geht, wie mit vielen anderen, welche aus dem Thierreiche stammen: seine Wirkung beruht eben auf der Einbildung. Für den Fall aber, daß mit dem Hyraceum wirklich ein Geschäft zu machen ist, will ich meinen Lesern mittheilen, daß man auf fast allen Felsen der Bogosländer von jenem Arzneimittel soviel einsammeln kann, als man will. Die Klippschliefer leisten, Dank ihrer gesegneten Freßlust, wirklich Erstaunliches in Erzeugung ihrer Losung. Sie liegt in verhältnißmäßig sehr großen Haufen auf allen Steinen, wo die Thiere sich umhergetrieben haben, und scheffelweise in gewissen Felsenspalten aufgespeichert.

* * *

Die **Borstenthiere** oder **Schweine** erscheinen, verglichen mit den schweren, massigen Gestalten ihrer Ordnung, als zierlich gebaute Dickhäuter. Ihr Rumpf ist seitlich zusammengedrückt, die Beine sind schlank und dünn, ihre Zehen paarig gestellt, die mittleren sind die größeren, reichen bis auf den Boden herab und tragen den Körper. Der Kopf ist fast kegelförmig mit vorn abgestumpfter Spitze, der Schwanz dünn, lang und geringelt, das Haarkleid borstig. Die lang gestreckte Schnauze endet in eine Rüsselscheibe, in welcher die Nasenlöcher liegen. Die Ohren sind mäßig groß, gewöhnlich aufrechtstehend, die Augen schief geschlitzt und verhältnißmäßig sehr klein. Beim Weibchen liegen in zwei Reihen zahlreiche Zitzen am Bauche. Das Gerippe zeigt zierliche und leichte Formen. 13 bis 14 Wirbel tragen Rippen, 5 bis 6 sind rippenlos, 4 bis 6 bilden das Kreuzbein, 9 bis 20 den Schwanz. Am elften Wirbel sitzt das Zwerchfell. Die Rippen sind schmal und abgerundet. Bei sämmtlichen Schweinen sind alle drei Zahnarten in der oberen und unteren Reihe vorhanden. Die Zahl der Schneidezähne schwankt zwischen 2 und 3; doch fallen im Alter nicht selten diese Zähne aus. Immer sind Eckzähne vorhanden und zwar von sehr bezeichnender Gestalt, weshalb sie auch den Namen „Hauer“ erhalten haben. Sie sind dreikantig, stark, gekrümmt und nach oben gebogen, die des Unterkiefers sowohl, als die des oberen, nur sind letztere kleiner, als die unteren. Sie bilden die furchtbarste Waffe des Schweins. Die übrigen Zähne sind einfach zusammengedrückt, gegen die Mahlzähne breit, mit vielen Höckern besetzt; ihre Zahl wechselt. Unter den Muskeln fallen die auf, welche die Lippen bewegen; namentlich die der Oberlippe sind sehr stark und verleihen dem Rüssel Kraft zum Wühlen. Außerdem besitzen die Schweine bedeutend entwickelte Speicheldrüsen, einen rundlichen Magen mit großem Blindsack und einen Darmschlauch, welcher etwa zehn Mal länger ist, als der Leib des Thieres. Unter der Haut bildet sich bei reichlicher Nahrung eine Specklage, deren Dicke bis zu mehreren Zollen ansteigen kann.

Mit Ausnahme von Neuholland bewohnen die Borstenthiere fast alle Länder der übrigen Erdtheile. Große, feuchte, sumpfige Wälder in bergigen oder ebenen Gegenden, Dickichte, Gestrüppe, mit hohem Gras bedeckte, feuchte Flächen und Felder bilden ihre Aufenthaltsorte. Alle lieben die Nähe des Wassers oder mit anderen Worten Sümpfe, Lachen und die Ufer der Flüsse und Seen, wühlen sich hier im Schlamm oder Morast ein Lager aus und liegen in diesen, oft halb im Wasser, während der Zeit ihrer Ruhe. Eine Art sucht auch in großen Löchern unter Baumwurzeln Schutz. Die meisten sind gesellige Thiere; doch erreichen die Rudel, welche sie bilden, selten eine große Stärke. Eine Art soll paarweise leben. Ihre Lebensweise ist eine nächtliche; denn auch an Orten, wo sie keine Gefahr zu befürchten brauchen, beginnen sie erst mit Anbruch der Dämmerung ihr Treiben. Sie sind keineswegs so plump und unbeholfen, als sie erscheinen. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig leicht, ihr Gang ist ziemlich rasch, ihr Lauf schnell. Im Wasser schwimmen alle vortrefflich, wenn auch nicht mit besonderer Ausdauer; eine Art setzt aber doch über Meeresarme, um von einer Insel zu der anderen zu gelangen. Ihr Galopp ist eine Reihe eigenthümlicher Sätze, von denen jeder mit einem ausdrucksvollen Grunzen begleitet wird. Auch die Sinne der Schweine sind gut ausgebildet, namentlich Geruch und Gehör. Sie wittern und vernehmen ausgezeichnet. Das kleine und blöde Auge dagegen scheint nicht besonders scharf zu sehen, und Geschmack und Gefühl sind auch nicht eben sehr ausgebildet. Alle Arten sind vorsichtig und manche scheu. Sie entfliehen Gefahren, stellen sich aber, sobald sie gedrängt werden, tapfer zur Wehr, und die alten Keuler greifen oft ohne alle Umstände ihre Gegner an. Dabei suchen sie diese umzurennen und mit ihren scharfen Hauern zu verletzen, und sie verstehen diese furchtbare Waffe mit so großem Geschick und so bedeutender Kraft zu gebrauchen, daß sie sehr gefährlich werden können. Alle Keuler vertheidigen ihre Bachen und diese ihre Kinder mit vieler Aufopferung. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering. Sie sind ungelehrig, störrisch und nicht zu höherer Zähmung geeignet, wie überhaupt ihre Eigenschaften nicht eben ansprechend genannt werden dürfen.

Die Stimme der Schweine ist ein sonderbares Grunzen, welches zwar nicht wohllautend genannt werden kann, im ganzen aber doch viel Behäbigkeit und Selbstzufriedenheit oder Gemüthlichkeit ausdrückt. Bei den alten Keulern vernimmt man auch ein tiefes Brummen.

Die Schweine sind Allesfresser in des Wortes vollster Bedeutung. Was nur irgend genießbar ist, erscheint ihnen recht. Nur wenige ernähren sich ausschießlich von Pflanzenstoffen, Wurzeln, Kräutern, Feld- und Baumfrüchten, Zwiebeln, Pilzen ꝛc., die übrigen verzehren nebenbei auch Kerbthiere und deren Larven, Schnecken, Würmer, Lurche, Mäuse, ja selbst Fische, und mit Vergnügen Aas. Das Wasser ist für Alle unentbehrlich. Ihre Gefräßigkeit ist so bekannt, daß darüber Nichts gesagt zu werden braucht; in ihr gehen eigentlich alle übrigen Eigenschaften unter, mit alleiniger Ausnahme der beispiellosen Unreinlichkeit, welche ihnen die Mißachtung des Menschen eingetragen hat.

Die Schweine gehören zu den fruchtbarsten Thieren; denn die Zahl ihrer Jungen schwankt zwischen 1 bis 24. Nur bei den wenigsten Arten wirft die Bache eine kleine Schar von Ferkeln. Diese sind allerliebste, lustige, bewegliche Geschöpfe, welche Jedermann entzücken würden, wenn sie nicht die Unreinlichkeit der Alten vom ersten Tage ihres Lebens an zeigten.

Alle Wildschweine fügen dem gebildeten, ackerbautreibenden Menschen oft großen Schaden zu und vertragen sich nicht mit dem Anbau des Bodens. Sie sind deshalb auch in Europa fast ausgerottet und werden überall aufs eifrigste verfolgt, wo der Mensch zur Herrschaft gelangte. Ihre Jagd gilt als eins der edelsten Vergnügen und hat auch außerordentlich viel Anziehendes, weil es sich hier um Geschöpfe handelt, welche ihr Leben unter Umständen sehr theuer zu verkaufen wissen. Bei den wildlebenden Arten übertrifft der Schaden den Nutzen, welchen sie durch Fleisch und Fell bringen, bei weitem. Die in der Gefangenschaft lebenden Arten aber sind uns fast unentbehrlich geworden und zählen mit Recht zu unseren geschätztesten Hausthieren.

Wenig Geschöpfe lassen sich so leicht zähmen, wie die Schweine, und wenige verwildern so leicht wieder, wie sie. Ein junges Wildschwein gewöhnt sich bald an seinen dumpfen, garstigen Stall, ein junges, zahmes Schwein, welches Freiheit genießt, gleicht schon nach wenigen Jahren ganz den echten wilden, ja es zeichnet sich oft vor diesen durch Muth und Grimmigkeit aus. Der Mensch ist nur in den nördlicheren Gegenden der schlimmste Feind der wildlebenden Schweine. In den Ländern unterhalb der Wendekreise stellen die großen Katzen- und Hundearten den dort wohnenden Arten eifrig nach und richten oft große Verwüstungen unter ihren Herden an. Füchse, kleinere Katzen und Raubvögel wagen sich blos an Frischlinge und immer nur mit großer Vorsicht, weil, wie bemerkt, die Mutter ihre Kinderschar kräftig zu vertheidigen weiß.

Alle Schweine der Erde ähneln sich in ihrem Leibesbau und geistigen Wesen. Die geringen Unterschiede, welche sich bemerken lassen, beruhen auf der größeren Schlankheit oder Plumpheit des Baues und der Bildung der Zähne, namentlich der Hauzähne. Die Naturforscher nehmen viele Sippen an; davon enthält die erste die eigentlichen Schweine (Sus), welche wir, da unser Hausthier zu ihnen gehört, nicht besonders zu kennzeichnen brauchen. Das Wildschwein (Sus Scrofa), der einzige in Europa lebende Dickhäuter, geht zur Freude der Land- und Forstwirthe und zum Kummer der Jäger seinem Untergang entgegen. Früher weit verbreitet, findet er sich gegenwärtig in Europa nur noch an wenigen Orten wild, um so häufiger aber noch in Asien und dem nördlichen Afrika. Sein Verbreitungskreis reicht nach Norden hin nicht über den 55. Grad der Breite hinaus. Das Wildschwein fehlt in allen Ländern, welche nordwärts von den Küsten der Ostsee liegen. Theils ist es dort ausgerottet, theils war es nie vorhanden. Selbst künstliche Versetzungen in nördlichere Gegenden, wie sie der König Friedrich I. in den Jahren 1720 bis 1751 versuchte, haben das Thier nicht verbreitet. In Deutschland kommt es noch sehr einzeln, vielleicht nur noch auf dem Thüringerwald, dem Schwarzwalde und dem Riesengebirge vor, wenn man die Wildparks, wie sich von selbst versteht, ausnimmt. Häufiger findet es sich in Polen, Galizien, Ungarn, im südlichen Rußland, Kroatien, Griechenland und Spanien. In Asien reicht es über alle gemäßigten Landstriche Sibiriens und der großen Tartarei bis zum Himalaya, falls nicht auch das in Indien vorkommende Schwein, wie Viele annehmen, unser eigentliches Wildschwein ist. In Nordafrika ist dieses sehr gemein, namentlich in Marokko, Algerien, Tunis und Egypten.

Das Wildschwein ist ein starkes Thier von fast 6 Fuß Länge, ausschließlich seines Schwanzes, welcher über 10 Zoll lang wird. Die Höhe am Widerrist erreicht 3 Fuß, das Gewicht schwankt zwischen 200 und 500 Pfund. Nach Aufenthalt, Jahreszeit und Nahrung ändern Größe und Gewicht bedeutend ab. Die in sumpfigen Gegenden wohnenden Wildschweine sind regelmäßig größer, als die in trockenen Wäldern lebenden; die auf den Inseln des Mittelmeeres hausenden kommen nie den festländisch.n gleich. In seiner Gestalt ähnelt es seinem gezähmten Abkömmling; nur ist der Leib im ganzen kürzer, gedrungener; die Läufe sind stärker, der Kopf ist etwas länger und spitzer. Das Gehör steht mehr aufgerichtet und ist etwas länger und spitzer, auch die Gewehre oder Hauer werden größer und schärfer, als bei dem zahmen Schwein. Die Färbung ist sehr verschieden; doch bezeichnet sie im Allgemeinen der Jägername „Schwarzwild"; denn graue, rostfarbene, weiße und gefleckte Wildschweine sind selten. Die Jungen haben auf grauröthlichem Grunde gelbliche Streifen, welche sich ziemlich gerade von vorn nach hinten ziehen, bereits in den ersten Monaten des Lebens aber sich verlieren. Das Haarkleid besteht aus steifen, langen und spitzen Borsten, welche an der Spitze häufig gespalten sind. Dazwischen mengt sich je nach der Jahreszeit mehr oder weniger kurzes, feines Wollhaar ein. Am Unterhals und dem Hinterbauche sind die Borsten nach vorwärts, an den übrigen Theilen des Körpers nach rückwärts gerichtet. Auf dem Rücken bilden sie eine Art von Kamm oder Mähne. Schwarz oder rußbraun ist ihre gewöhnliche Farbe, die Endspitzen sind aber gelblich, grau und röthlich, und hierdurch wird die allgemeine Färbung etwas lichter. Die Ohren sind schwarzbraun, der Schwanz, der Rüssel und die untere Hälfte der Beine und Klauen schwarz; am Vorder-



Wildschwein.

theil des Gesichts ist das Borstenhaar gewöhnlich gesprenkelt. Die rostfarbenen und weißgefleckten oder halbschwarzen und halbweißen Schweine hält man für Abkömmlinge verwilderter zahmer Schweine, welche in früheren Zeiten ausgesetzt wurden, um diese Wildart zu vermehren.

Der Waidmann nennt unser Thier Sau, das männliche Wildschwein, wenn es erwachsen ist, Schwein, das weibliche Bache. Junge Thiere heißen Frischlinge bis zum zweiten Jahre, später bezeichnet man die Weibchen als zweijährige, starke und grobe Bachen, das Schwein aber als zweijähriger Bacher oder Keuler, dann als dreijähriger Keuler, vom vierten Jahre an als angehendes, vom fünften Jahre als hauendes oder gutes, vom siebenten Jahre an als Haupt- und grobes Schwein. Der Rüssel heißt Gebreche, die Hauzähne nennt man Gewehre, die der Bache Haken; das gewöhnliche Haar Borste, das längere auf dem Rücken Feder, die dicke Haut auf den Schulterblättern Schild, den Schwanz Pürzel oder Federlein. Das Schwein liegt in einem Revier, es gräbt sich in das Lager oder in den Kessel ein; es stellt sich dem Hund, wird von diesem gedeckt oder festgemacht, streitet mit den Hunden, schlägt sie, schlägt sich los (geht durch). Die Bache frischt oder setzt Junge. Die einzelne Sau hat ein Lager, das Rudel einen Kessel. Der durchwühlte Erdboden heißt Gebräche u. s. w.

Feuchte und sumpfige Gegenden bilden unter allen Umständen den Aufenthaltsort des Schweins, gleichviel, ob hier ausgedehnte Waldungen sich finden oder die Gegend blos mit Sumpfgräsern bestanden ist. In Europa wohnt das Thier vorzugsweise in großen Waldungen, in Afrika und Asien dagegen bricht es sich sein Lager mitten im Sumpf oder in großen Feldern. An vielen Orten Egyptens wohnen die Wildschweine jahraus jahrein in Zuckerrohrfeldern, ohne diese einmal zu verlassen. Sie fressen dort gleich die Rohrstengel, suhlen sich in dem Wasser, welches über die Felder geleitet wird und befinden sich im Dickicht so wohl, daß sie durch keine Anstrengungen zu vertreiben sind. Im Delta lagern sie sich auf den feuchten, mit Riedgras bestandenen Stellen und an den unteregyptischen Strandseen in dem Röhricht der ausgedehnten Brüche. In den Wäldern wählen sie sich gewöhnlich die Dickichte, namentlich solche, deren Grund feucht ist. In Indien bewohnen sie undurchdringliche Dickungen dorniger Gewächse, aus denen sie ebenfalls nicht vertrieben werden können. Hier bricht sich das Schwein eine Vertiefung auf, gerade groß genug, um seinen ganzen Leib aufzunehmen. Wenn es sein kann, füttert es dieses Lager mit Mos, trockenem Gras und Laub aus und legt sich hier so bequem als möglich nieder. Das Rudel bereitet sich an ähnlichen Orten den Kessel, pflegt sich aber so in ihm einzuschieben, daß Aller Köpfe nach der Mitte hin gerichtet sind. Der Wärme wegen benutzen die wilden Sauen im Winter gern zusammengerechte Streu- oder Schilfhaufen anstatt der Lager und Kessel, um sich darunter einzuschieben, und der Jäger, welcher solchen Ort besucht, kann dann das sonderbare Schauspiel genießen, daß der ganze Haufen, dem man sich, ohne Etwas zu ahnen, näherte, mit einem Mal beweglich zu werden anfängt und ein ganzes Rudel Sauen aussendet. Das Schwein und jede andere starke Sau sucht sich fast täglich das Lager wieder auf; das Rudel dagegen nimmt seinen Kessel gewöhnlich nur im Winter wieder an, wo alle Sauen ihr Gebreche so viel als möglich schonen. Im Sommer brechen sie sich einen neuen Kessel aus, und gerade hierdurch werden sie oft sehr schädlich.

Alle Wildschweine sind sehr gesellige Thiere. Bis zur Fortpflanzungszeit halten sich immer mehrere Bachen und schwache Keuler zusammen, nur die groben Schweine leben als Murrköpfe für sich. Bei Tage liegen die Rudel still und faul im Kessel; gegen Abend erheben sie sich, um nach Fraß auszugehen. Zuerst gehen sie, wie der Waidmann sagt, im Holz und auf den Wiesen ins Gebräche, d. h. stoßen brechend den Boden auf oder laufen einer Suhle zu, in welcher sie sich ein halbes Stündchen wälzen. Diese Abkühlung scheint ihnen unentbehrlich zu sein, denn sie laufen oft meilenweit nach dem Bade. Erst wenn Alles ruhig wird, nehmen sie die Felder an und wo sie sich festgesetzt haben, lassen sie sich nicht so leicht vertreiben. Wenn das Getreide Körner bekommt, hält es sehr schwer, sie aus dem Felde zu scheuchen. Und dabei fressen die Sauen weit weniger, als sie sonst durch beständiges Sichherumdrehen verwüsten. Sie machen oft genug große Flächen vollkommen der

Erde gleich. Im Wald und auf den Wiesen sucht das Schwarzwild Erdmast, Trüffeln, Kerbthierlarven, Gewürm oder im Herbst und im Winter abgefallene Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, Kastanien, Kartoffeln, Rüben und alle Hülsenfrüchte. Es frißt überhaupt, mit Ausnahme der Gerste auf dem Halme, alles Mögliche, sogar gestorbenes Vieh, gefallenes Wild und Leichen an, auch solche von seines Gleichen, niemals aber greift es in räuberischer Absicht lebende Thiere der beiden höchsten Klassen an.

In seinen Eigenschaften ähnelt das Hausschwein in vieler Hinsicht noch seinem Vetter, und man kann deshalb leicht von jenem auf dieses schließen. Selbstverständlich ist das Wildschwein ein viel vollendeteres und muthigeres Geschöpf, als unser durch die Knechtschaft verdorbenes Stallthier. Alle Bewegungen des Wildschweins sind rasch und ungestüm, wenn auch etwas plump und ungeschickt. Der Lauf ist ziemlich rasch und richtet sich am liebsten geradeaus; namentlich der Keuler liebt es nicht, scharfe Wendungen auszuführen. Bewunderungswürdig ist die Art und Weise, wie die Wildschweine ein geradezu undurchdringlich scheinendes Dickicht durchbrechen. Ihr spitzer Kopf und der schmale Leib scheint ganz dazu zu passen, sich mit Gewalt durch die Dickung, welche anderen Geschöpfen geradezu undurchdringlich ist, einen Weg zu bahnen. Das schmale Gebreche schiebt sich hinein, der Leib muß dann folgen, und so geht's weiter mit Blitzesschnelle. In den Rohrwaldungen der egyptischen Strandseen oder in den Zuckerrohrfeldern Mittelegyptens habe ich die Wildschweine oft dahin wandeln sehen. Sie trollten mit derselben Geschwindigkeit durch die dichtesten Stellen, als wenn sie auf dem schönsten geebneten Pfade dahingehen sollten. Auch im Sumpf und im See selbst verstehen sie sich vortrefflich zu bewegen. Sie schwimmen ausgezeichnet selbst über sehr breite Wasserflächen; ja — von unserem Hausschwein wenigstens hat man Dies beobachtet — sie setzen unter Umständen noch von einer Insel im Meere zur anderen über. Bei dem Schwimmen kommt dem Schwein sein Leibesbau ebenfalls gut zu statten. Der fischähnliche Leib mit dem vielen Fett hält sich ohne weiteres im Wasser schwebend, und so genügt eine geringe Bewegung der immerhin noch hinlänglich breiten Schalen, um das Thier rasch vorwärts zu treiben. Man hat beobachtet, daß Schweine eine deutsche Meile weit mit Leichtigkeit schwimmen.

Alle Wildschweine sind vorsichtig und aufmerksam, obwohl nicht gerade scheu, weil sie auf ihre eigene Kraft und ihre furchtbare Waffe vertrauen können. Sie vernehmen und wittern sehr scharf, äugen aber sehr schlecht, wie man bei der Jagd vielfach zu bemerken Gelegenheit hatte. Keine andere Wildart kommt auf den anstehenden Jäger, wenn er sich halbwegs ruhig verhält und unter dem Winde steht, so weit heran, als das Wildschwein; und keinem anderen größeren Thiere kann man sich, wenn es ruht, so weit nähern. In Egypten ist es mehrere Mal vorgekommen, daß ich beim Beschleichen von Sumpf- und Wasservögeln bis auf fünf Schritte an Wildschweine kam, welche dann erst meine Ankunft zu bemerken schienen, freilich zu ihrer Rettung zu spät; denn dort, wo es freie Jagd gibt, kann es wohl kein Jäger über's Herz bringen, einen schönen, starken Eber vor sich laufen oder liegen zu sehen, ohne die sichere Büchse an ihm zu proben. Der Geschmack unseres Thieres kann nicht schlecht genannt werden: denn wenn das Schwein viel Fraß hat, gibt es immer dem besten den Vorzug. Empfindung ist ihm auch nicht abzusprechen. Sein geistiges Wesen ist übrigens nicht so stumpf, als man gewöhnlich annimmt. Es zeigt immerhin einen gewissen Grad von Verstand. Im Ganzen ist es sehr gutmüthig. Ungereizt thut selbst das stärkste Schwein keinem Menschen Etwas zu Leide; nur dem Hunde, seinem bittersten Feinde, widersetzt es sich und versucht, ihm gefährlich zu werden. Aber alle Sauen und namentlich die groben Schweine vertragen keine Beleidigung, nicht einmal eine Neckerei. Wenn der Mensch seinen Gang ruhig fortsetzt, bekümmert sich das Wildschwein gar nicht um ihn oder entfernt sich flüchtig: reizt man das Thier aber, so nimmt es auch den bewaffneten Mann ohne weiteres an, und in der Wuth geht es wie blind auf seinen Feind los. Dietrich aus dem Winckell erzählt, daß er als unerfahrner Jüngling einem Schweine, welches sonst ein ganz gemüthlicher Bursch war, im Vorbeireiten mit seiner Peitsche Eins versetzte, dann aber reiten mußte, was er konnte, um ihm zu entkommen. „Vor verwundeten Sauen," sagt

er, „hat selbst der Jäger Ursache, auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen oder ein Thier annimmt. Mit seinem Gewehre versetzt es kräftige, gefährliche Schläge; aber selten hält es sich auf, und noch weniger kehrt es sich wieder um. Verliert man in solchen Fällen die Besinnung nicht, läßt man das Schwein ganz nahe heran und springt dann hinter einen Baum oder, wenn Dies nicht möglich ist, nur auf die Seite: so fährt es, weil es nicht gewandt ist, vorbei. Wer aber zu diesen Rettungsmitteln weder Zeit und Gelegenheit hat, Dem bleibt noch das auf die Erdewerfen übrig; denn der kämpfende Keuler kann immer nur nach oben, nie nach unten schlagen."

Die Bache wird nie so leicht zornig, als das Schwein, gibt diesem aber an Muth wenig nach. Zwar kann sie mit ihren Haken durch Schläge keine argen Verwundungen beibringen, sie wird aber, wenn sie einen Menschen annimmt, deshalb gefährlicher noch, als das Schwein, weil sie bei dem Gegenstand ihrer Wuth stehen bleibt, mit den Läufen auf ihm herum tritt und beißend ganze Stücken Fleisch losreißt. Hier ist dann das Niederwerfen ein sehr falsches Rettungsmittel, und dem Jäger bleibt, wenn er kein Schießgewehr hat, nur noch sein Hirschfänger übrig, auf welchen er, insofern er Kraft und Geschicklichkeit genug besitzt, die Bache auflaufen lassen muß. Selbst schwächere Sauen, ja sogar jährliche Frischlinge nehmen, wenn sie sehr in die Enge getrieben werden, zuweilen den Menschen an, ohne ihm jedoch Schaden zufügen zu können.

Wenn man die Gewehre eines hauenden oder groben Schweins betrachtet, begreift man, daß diese Waffen furchterregend sein können. Bei allen Schweinen zeichnen sich die Keuler durch ihre Gewehre vor den Bachen aus. Schon im zweiten Jahre erheben sich die Hauer aus dem Ober- und Unterkiefer, immer nach oben strebend. Beim dreijährigen Keuler verlängert sich das Untergewehr um Vieles mehr als das obere; es wächst schräg aufwärts und krümmt sich nach oben. Das obere krümmt sich gleich von dem Kiefer ab nach aufwärts, ist aber kaum halb so lang als jenes. Beide Hauzähne sind ganz weiß und glänzend, auch äußerst scharf und spitzig, und mit zunehmendem Alter werden sie durch beständiges Gegeneinanderreiben immer schärfer und spitzer. Je älter das Schwein wird, desto stärker krümmen sich bei immer zunehmender Länge und Stärke beide Gewehre. Beim Hauptschwein biegt sich das untere fast über dem Gebreche zusammen; dann bleibt ihm nur das weiter nach außen und auswärtsstehende Obergewehr zum Streiten übrig. Die Schläge, welche das Thier mit diesen scharfen Zähnen ausführt, sind im höchsten Grade gefährlich und können tödtlich werden, wenn sie einen edleren Theil des Körpers treffen. Das anrennende Schwein setzt mit viel Geschick sein Gewehr unten in die Beine oder den Leib seines Feindes ein und reißt mit einem raschen Auf- und Zurückwerfen des Kopfes lange Wunden, welche tief genug sind, um an den Schenkeln eines Mannes durch alle Muskellagen bis auf den Knochen zu reichen oder alle Bauchdecken zu durchschneiden und die Eingeweide zu zerreißen. Letzteres geschieht gewöhnlich den angreifenden Hunden. Starke Keuler springen auch an größeren Thieren in die Höhe und versetzen diesen furchtbare Schläge. So reißen sie den Pferden die Brust und den Bauch auf. Alte Hauptschweine sind wegen ihrer stark nach innen gekrümmten unteren Gewehre weniger gefährlich, als sechs- und siebenjährige Hauptschweine.

Bei Gefahr leisten sich die Wildschweine gegenseitig Hilfe, und namentlich junge werden mit sehr viel Muth von den älteren vertheidigt. Bachen, welche noch kleine Frischlinge haben, gehören zu den gefährlichsten aller Thiere und lassen in der Verfolgung eines Kindesräubers nicht ab, bis dieser überwunden ist oder ihnen wenigstens ihre Jungen zurückgegeben hat.

Die Stimme des Wildschweins ähnelt der unseres zahmen Schweines in jeder Hinsicht. Bei ruhigem Gange vernimmt man das bekannte Grunzen, welches einen gewissen Grad von Gemüthlichkeit ausdrückt; im Schmerz hört man von Frischlingen und jährigen Keulern oder von den Bachen ein lautes Kreischen oder „Klagen", wie der Jäger sagt. Das Schwein dagegen gibt selbst bei den schmerzlichsten Verwundungen nicht einen Laut von sich. Seine Stimme ist viel tiefer, als die der Bachen und

artet zuweilen in ein grollendes Brummen aus. Dies vernahm ich namentlich, wenn Hauptschweine zum Fraße gingen und in der Nähe unserer Versteckplätze Gefahr witterten.

Gegen Ende Novembers beginnt die Brunstzeit der Wildschweine. Sie währt etwa vier bis fünf, vielleicht auch sechs Wochen. Wenn Bachen, wie es zuweilen vorkommt, zweimal in einem Jahre brunsten und frischen, sind es wahrscheinlich solche, die von zahmen Schweinen abstammen und in irgend einem Forste ausgesetzt wurden; eigentlich wilde brunsten nur ein Mal im Jahre. Der Frischling ist mit einem Alter von 18 bis 19 Monaten zur Fortpflanzung geeignet, und der weibliche brunstet auch in dieser Zeit zum ersten Male; der männliche aber kommt nicht dazu, weil die groben Schweine ihn abschlagen. Sobald die Brunstzeit herannaht, nähern sich die bisher einsiedlerisch lebenden Hauptschweine dem Rudel, vertreiben die Keuler und laufen nun mit den Bachen umher, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Unter Gleichstarken kommt es zu heftigen und langdauernden Kämpfen. Die Schläge, welche sich die wackeren Streiter beibringen, sind aber selten tödtlich, weil sie fast alle auf die Gewehre und undurchdringlichen Schilder fallen. Bei Kämpen von gleicher Stärke bleibt natürlich der Erfolg des Streites unentschieden, und sie dulden sich dann zuletzt neben einander, obgleich selbstverständlich mit dem größten Widerstreben. „Verlassen und traurig," sagt Dietrich aus dem Winckell, „müssen während der Brunstzeit die Vertriebenen, zu geringzähligen, nur aus ihres Gleichen bestehenden Rudeln vereinigt, mit einander umherschweifen und wohl oder übel ihre Liebesbegierde unterdrücken, bis jene Alleinherrscher gesättigt und entnervt, ihnen freiwillig das Feld räumen und in die Einsamkeit zurückziehen. Doch bleibt auch noch diesem oder jenem Rüstigen unter der männlichen Jugend ein Blümchen zu pflücken übrig, welches ihnen das vorher Entbehrte schadlos hält." Sonderbar sind die Liebkosungen, welche die brünstigen Keuler und Schweine der Bache zukommen lassen. Sie stoßen diese nämlich unaufhörlich an alle Theile des Leibes mit ihrem Gebreche und oft in recht unzarter Weise. Allein die keineswegs spröden Schönen verstehen den Werth solcher Liebkosungen gehörig zu schätzen und nehmen sie sehr gut auf. Selbst während des Beschlags, welcher eben höchst schwerfällig vor sich geht, erhält, wie unser eben genannter Gewährsmann sagt, die Geliebte noch sonderbare Beweise der Zärtlichkeit; denn vor lauter Entzücken beißt sie der Liebhaber so kräftig in den Hals, daß entweder ein großer Theil von Gefühllosigkeit oder ein Uebermaß von wonnevollen Gefühlen auf ihrer Seite dazu gehört, so Etwas ohne irgend ein Zeichen des Unbehagens zu ertragen. Achtzehn bis zwanzig Wochen nach der Brunst setzt die schwächere Bache 4 bis 6, die stärkere 11 bis 12 Frischlinge. Sie hat sich vorher im einsamen Dickicht ein mit Mos, Nadeln oder Laub ausgefüttertes Lager bereitet und hält die von ihr zärtlich geliebten Kinderchen die ersten vierzehn Tage sorgsam versteckt in diesem Lager, verläßt sie auch nur selten und blos auf kurze Zeit, um sich Fraß zu suchen. Dann führt sie das kleine Rudel aus, bricht ihnen vor, und die netten, munteren Thierchen wissen schon recht hübsch ihr Gebreche anzuwenden. Oft finden sich mehrere Bachen mit ihren Frischlingen zusammen und führen dann die junge Gesellschaft gemeinsam an. Dann kommt es auch vor, daß, wenn eine Bache zufällig ihr Leben verliert, die anderen die Führung der Verwaisten annehmen.

Ein Rudel dieser jungen, schön gezeichneten Thiere bietet einen ungemein erfreulichen Anblick. Die noch kleinen Frischlinge sind allerliebste Geschöpfe. Ihr Kleid steht ihnen vortrefflich, und die Munterkeit und Beweglichkeit der Jugend bilden einen vollendeten Gegensatz zu der Trägheit und Langweiligkeit des Alters. Ernsthaft gehen die Bachen ihren Frischlingen voran, und diese trollen und laufen, quieken und grunzen hinter jenen drein, ohne Unterlaß sich zerstreuend, und wieder sammelnd, hier ein wenig verweilend und brechend, einen plumpen Scherz versuchend und dann sich wieder sammelnd und nach der Alten hindrängend, sie umlagernd und zum Stillstehen zwingend, das Gesäuge sich erbittend und dann wieder lustig weiter-trollend: so geht es während der ganzen Nacht fort, und bei Tage kann es die unruhige Gesellschaft im Kessel auch kaum aushalten und dreht und bewegt sich dort ohne Ende. „Nichts übersteigt den Muth und die Unerschrockenheit," sagt Winckell, „womit eine rechte oder eine Pflegemutter ihre Familie im Nothfalle ver-

theidigt. Beim ersten Ausbruch des klagenden Lautes eines Frischlings eilt die Bache pfeilschnell heran. Keine Gefahr scheuend, geht sie blind auf jeden Feind los, und wäre es auch ein Mensch, der ihr ein Kind rauben wollte. Ein Mann, welcher einst beim Spazierenreiten ganz junge Frischlinge fand, wollte einen davon mit nach Hause nehmen. Kaum begann dieser, den er aufheben und aufs Pferd bringen wollte, zu klagen, als die Bache heranstürzte, ihn, so sehr er sich auch zu entfernen eilte, unaufhörlich verfolgte, wüthend am Pferde in die Höhe sprang und mit offenem Gebreche ihm nach den Füßen fuhr. Endlich warf er den Frischling herunter. Behutsam nahm die zärtliche Alte ihr gerettetes Kind ins Gebreche und trug es zur übrigen Familie zurück."

Das Lebensalter, welches die Wildschweine erreichen, schätzt man auf 20 bis 30 Jahre. Ein zahmes Schwein wird niemals so alt; denn der Mangel an Freiheit und an zusagendem Fraße verkürzen ihm sein Leben auffallend. Die Wildschweine sind auch nur wenigen Krankheiten ausgesetzt. Blos außerordentlich strenge Kälte mit tiefem Schnee, welcher ihnen das Brechen und das Auffinden der Nahrung unmöglich macht oder, wenn er eine Rinde hat, auch die Haut an den Läufen verletzt, werden Ursache, daß in nahrungsarmen Gegenden manchmal viele von ihnen fallen. Der Wolf und der Luchs, auch wohl der schlaue Fuchs, welcher wenigstens einen kleinen Frischling wegzufangen wagt, sind bei uns zu Lande die Hauptfeinde des Wildschweins. In den südlicheren Gegenden stellen auch die größeren Katzen mit Eifer dem fetten Wildpret nach. Der größte Feind des Thieres ist aber wiederum der Mensch; denn die Jagd des Wildschweins hat seit allen Zeiten als ein ritterliches, hoch geachtetes Vergnügen gegolten, und jeder echte Jäger setzt noch heutzutage gern sein Leben ein, wenn es gilt, einem Wildschweine in der uralten Jagdweise gegenüberzutreten. Gegenwärtig ist die Jagd bei uns freilich mehr zu einer Spielerei geworden, als zu einem Kampfe mit den wüthenden und gefährlichen Keulern oder Ebern; denn die hohen Herren, welche jetzt die Jagd betreiben, dürfen das ihren Unterthanen so theure Leben selbstverständlich nicht leichtsinnig auf das Spiel setzen. Sie sichern sich deshalb soviel als möglich, schießen von der Kanzel herab auf die ihnen zugetriebenen Keuler und überlassen etwaige Gefahren allergnädigst den Jägern und Treibern. Von ritterlichen Kämpfen zwischen den Jägern und ihrem Wild ist bei der jetzigen Jagdweise keine Rede mehr. Höchstens einer oder der andere von den Hunden, welcher verwundet wird, oder ein unbedeutender Bauer und Jagdgehilfe büßt noch sein Leben dabei ein. Zu alten Zeiten war es freilich anders, zumal damals, wo noch die Armbrust und die „Schweinsfeder" oder das Fangeisen die gebräuchlichen Jagdwaffen waren. Die Schweinsfedern, ein Spieß mit breiter, zweischneidiger Stahlspitze und drei Zoll langen Haken am Ende des zwölf- bis vierzehnzölligen Eisens, wurden benutzt, um das zornige Wildschwein beim Anrennen auf den Jäger abzufangen. Man stellte sich dem Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stiels fest an den Leib andrückte, mit der linken aber dem Eisen die Richtung zu geben versuchte. Sobald nun das blindwüthende Thier heranschoß, richtete man das Eisen so, daß die Spitze ihm auf den Unterhals oberhalb des Brustbeins zu stehen kam, und der Stoß des anrennenden Schweins war dann auch regelmäßig so heftig, daß die ganze Spitze bis zu den Haken, welche das weitere Eindringen verhüteten, dem Wildschweine in die Brust fuhr, bei richtigem Gebrauch der Waffe ihm das Herz durchbohrend. Schwächere Sauen ließ man nur auf den Hirschfänger anlaufen. Man setzte diesen, das Heft mit der rechten Hand gefaßt, über dem rechten, etwas gebogenen Knie an, wobei man den Körper auf den linken, hinterwärts angesetzten Fuß stützte. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen die Worte „Huß Sau!" zu, und augenblicklich rannten sie dann blind auf den mörderischen Stahl ein.

Es versteht sich von selbst, daß diese Jagdart ebensoviel Muth als Geschick erforderte, wenn es dem Jäger nicht schlimm ergehen sollte; und eben aus diesem Grunde ist sie jetzt bei uns abgekommen. In allen südlicheren Ländern aber wird sie noch vielfach angewandt, wenn auch mit einigen Abänderungen. Die Beduinen der Sahara und die indischen Jäger betreiben ihre Jagd zu Pferde und stoßen dem anrennenden Schweine von oben herab scharfe Lanzen durch den Leib.

Nach falschen Stößen suchen sie, Dank ihrer Geschicklichkeit im Reiten, vor dem wüthend auf sie eindringenden Feinde das Weite, kehren aber augenblicklich um, verfolgen das Wild ihrerseits wieder und bringen ihm neue Stöße bei, bis es erliegt. In Egypten zogen wir mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet zur Wildschweinjagd aus. In den Zuckerrohrfeldern war an eine Jagd gar nicht zu denken; denn keine Macht der Erde hätte, ohne das ganze Feld zu zerstören, die hier so wohl geborgenen Wildschweine austreiben mögen. Wir suchten sie daher an günstigeren Orten auf und konnten, bei der Häufigkeit der Thiere, einer lohnenden Jagd gewiß sein. Ich selbst erlegte in einem Nachmittage ohne Treiber auf einfachen Bürschgängen durch das Röhricht fünf Sauen, darunter zwei grobe Schweine, und ein anderes Mal bei einem Treiben über mit Riedgras bedeckte Ebene im Delta deren drei. Da hieß es freilich richtig zielen; denn die Verwundeten nahmen uns sofort mit rasender Wuth an, und es waren Schweine, stark genug, um uns im schlimmen Falle die Jagd hart büßen zu lassen. Gleichwohl kam es niemals zum Gebrauch des Hirschfängers. Die Schweine standen gewöhnlich so nahe vor uns auf, daß ein Fehlschuß kaum möglich war und nur bei einem einzigen Hauptschwein welches einer meiner Gefährten nur leicht verwundet hatte, würde die Sache bedenklich geworden sein, wenn ich dem Thiere nicht noch hart vor dem Anrennen meines Gefährten eine Kugel auf die rechte Stelle gesetzt hätte.

Gegen die Hunde vertheidigt sich das Wildschwein mit rasender Wuth. Man brauchte in früheren Zeiten zur Saujagd die sogenannten Saufinder und Hetzhunde, muthige, starke und flüchtige Thiere, welche in halbwildem Zustand gehalten und nur auf Schwarzwild gebraucht wurden. Die Saufinder mußten das Wild suchen, die Hatzhunde deckten es. Ehe es zum Packen kam, d. h. ehe die Hunde sich am Gehör ihrer Feinde festbissen, wurde gar manchem Hunde der Leib aufgerissen oder er wenigstens derb geschlagen. Auf beiden Seiten wehrte man sich mit gleicher Tapferkeit, und wenn acht bis neun der starken und muthigen Hunde über das Schwein herfielen, mußte es sich doch ergeben. Das von den Hunden angegriffene Schwein suchte sich klugerweise den Rücken zu decken und setzte sich zu diesem Zwecke gewöhnlich an einen Baumstamm oder ins Gebüsch, nach vorn hin wüthend um sich hauend. Die ersten Hunde waren am schlimmsten dran. Hatte aber einmal einer dieser herrlichen Jagdgehilfen sich am Schweine festgebissen, so war er nicht wieder loszubringen: er hätte sich eher Hunderte von Schritten weit schleifen lassen. So wurde das Wildschwein festgehalten, bis der Jäger herbeikam, um es abzufangen.

Das Fleisch des Schwarzwildes wird mit Recht sehr geschätzt. Es hat neben dem Geschmack des Schweinefleisches den des echten Wildprets. Namentlich Frischlinge sind ausgezeichnet. Der Kopf und die Keulen gelten für besondere Leckerbissen. Auch die Würste, welche man aus Wildschweinfleisch bereitet, sind vortrefflich. An den egyptischen Seen, wo die Schweine in gewaltigen Rudeln hausen, beschäftigten sich manchmal europäische Fleischer monatelang mit der Jagd des von den Mahammedanern mißachteten, „unreinen“ Wildes, und bereiteten aus dem Fleisch der erlegten Thiere blos Würste, welche sie dann mit sehr gutem Gewinn verkauften. Während der Brunstzeit ist das Fleisch des Keulers ungenießbar. Auch die Haut wird verwendet, und die Borsten sind sehr gesucht. Aber so groß auch der Nutzen sein mag: den Schaden, welchen das Thier anrichtet, kann er niemals aufwiegen.

Mit unserem Wildschweine nahe verwandt ist das weißbärtige oder japanische Schwein (Sus leucomastix). Es unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe, nicht aber auch durch Gestalt und Farbe. Wahrscheinlich ist es der Stammvater der kleinen, zahmen Rasse, welche wir unter dem Namen chinesisches Schwein kennen. Auch das indische Schwein (Sus cristatus), das Papuschwein (Sus papuensis), zwei afrikanische Schweine: das Buschschwein (Potamochoerus africanus) und das pinselohrige Schwein (Choeropotamus penicillatus) gelten als Stammväter der Hausschweine, und deshalb will ich ihrer wenigstens flüchtig gedenken.

Das weißbärtige Schwein hat kurzen Rumpf, verlängerten Kopf und kleine, stark behaarte Ohren. Seine Färbung ist dunkelbraun, unten weißlich. Vom Mundwinkel an läuft ein lichter Streifen über die Wangen.

Das indische Schwein ist kleiner, als das unsrige, und am ganzen Körper spärlich mit Borsten besetzt. Der Hinterbauch und ein großer Fleck hinter den Ohren sind fast nackt. An der unteren Hälfte der Wangen bilden die Haare einen Bart, auf der Stirn und dem Ende des Rückens eine Art liegender Mähne. Die meisten Borsten sind schwarz mit gelblichbraunen Spitzen. Hierdurch entsteht eine lichtgelblichbraune, schwarzgesprenkelte Färbung. Die Füße und die Schnauze sind mehr lichtbräunlich, die Haare am Bauche schmuzigweißlich.

Das Papuschwein besitzt die zierlichste Gestalt von allen bisjetzt bekannten echten Schweinen und steht diesen auch in der Größe weit nach. Es wird 3 Fuß lang und 18 bis 20 Zoll hoch. Die Füße sind niedrig, die Haut ist braun, hinter den Ohren runzelig, auf den Wangen und am Bauche fast nackt. Das Haar ist dünn und auch nicht dicht gestellt; die schwärzliche Schnauze und



Das pinselohrige Schwein (Sus-Choeropotamus-penicillatus).

den Unterkiefer bedeckt es noch am dichtesten. Die Oberseite ist schwarz und röthlich, die Glieder sind dunkler braun, Wangen, Kehle und Bauch aber weiß, die Augen werden von schwärzlichen Riefen umgeben. Junge sind dunkelbraun, zwei bis fünf Mal ihrer Länge nach lichtbraun gestreift. Dem Keuler fehlen die großen Hauer.

Dies wären die asiatischen Stammeltern der Schweine, welche man bisjetzt in ihrer Heimat in wildem Zustande, wie als Hausthiere angetroffen hat. Hierzu kommen nun noch zwei in Afrika lebende Arten: das pinselohrige Schwein und das Buschschwein, beide noch wenig bekannte Thiere aus dem Westen und Süden des gedachten Erdtheils.

Ersteres (Sus-Choeropotamus-penicillatus) ist ein sehr schönes Thier von etwas geringerer Größe, als das Wildschwein, mit gleichmäßig feiner Behaarung auf der Oberseite und langen, fast zottigen Haaren längs der Seiten und am Bauche, mit fast nackten Beinen und Gesicht, aber einem hübschen Bart zu beiden Seiten der Wangen und Pinsel an den Ohren und am Schwanze. Die Hauptfärbung des Thieres ist ein schönes, dunkles Rothgelb auf dem Oberkörper; das Gesicht

mit Ausnahme des Bartes, die Beine und der Schwanz sind dunkelgrauschwarz. Ein Streifen, welcher über das Kreuz läuft, und die Ohrpinsel sind weiß, die Ringe um die Augen gelblich.

Das Buschschwein (Sus-Potamochoerus-africanus) ist am ganzen Leibe mit fast gleichmäßig langen Borsten behaart; nur auf dem Nacken bildet sich eine liegende Mähne und an den Wangen ein ziemlich starker Bart. Die Färbung des Leibes ist ein röthliches Graubraun; das Gesicht ist fahlgrau, der Bart und die Mähne sind weißlichgrau. Schwarze Ringe umgeben die Augen, und ein schwarzer Streif läuft über die Wangen. Ohren und Beine sind dunkelbraunschwarz.

Einige Forscher wollten diese Schweine blos als Abart von den vorigen gelten lassen; seitdem jedoch beide Arten lebend im englischen Thiergarten sich befinden, hat diese Ansicht ihre Stichhaltigkeit verloren.

Alle diese Schweine leben wild unter ähnlichen Verhältnissen, wie unser Wildschwein, und lassen sich sehr leicht zähmen, sind auch jedenfalls seit den ältesten Zeiten als Hausthiere gehalten worden. So unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie einen wesentlichen Einfluß mit auf die Rassenbildung der zahmen Schweine ausgeübt haben. Bisjetzt ist es noch gar nicht möglich gewesen, alle die verschiedenen Rassen kennen zu lernen; denn die Schweine sind von jeher am wenigsten beachtet worden. Wir wollen deshalb auch blos die allerwichtigsten Spielarten des nützlichen Hausthieres hier anführen.

Von unserem Wildschweine stammen wahrscheinlich die größte Menge der Rassen ab, welche wir hier in Europa haben. Nach Fitzinger lassen sich alle diese Spielarten auf zwei Hauptabtheilungen zurückführen: auf das krause und das großohrige Hausschwein nämlich. Von ersterem sollen die im Süden Europas, von letzterem die im Norden verbreiteten Rassen abstammen. Da unterscheidet man nun das mongolitzer oder türkische, das ungarische, sirmische, polnische, Zwerg- und spanische Hausschwein einerseits, das mährische, deutsche, langborstige, baierische, jütländische, französische und englische Schwein andererseits. Alle diese Rassen aber zerfallen wieder in eine Menge von Unterrassen. Besonders wichtig sind die ungarischen und polnischen Schweine, das deutsche Hausschwein und das englische, welches letztere oft das ungeheure Gewicht von 1000 bis 1200 Pfund erreicht und zuweilen bis neunzehn Junge wirft. Die Engländer sind, wie bekannt, vortreffliche Viehzüchter, und haben auch der Schweinezucht von jeher größere Theilnahme gewidmet, als wir Deutschen. Deshalb unterscheidet man gerade in England die meisten Spielarten der Schweine, und zieht dort Thiere, welche auf den ersten Blick hin kaum noch Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Schweine zeigen, so eigenthümlich verdickt und verunstaltet sich ihr Leib.

Von dem weißbärtigen Schweine soll das chinesische Hausschwein abstammen, welches in der Neuzeit viel mit den anderen Rassen gekreuzt worden ist und zur Erzeugung einer Menge von Spielarten beigetragen hat. Die angenommene Stammart lebt wild in den Wäldern von Japan und unterscheidet sich von unserem Wildschweine durch die viel geringere Größe, die kürzeren Läufe und die kleinen, kurzen Ohren, die andere Kopfbildung und die Färbung. Das eigentliche chinesische Schwein ist ein zwergartiges Thierchen, welches sehr zur Fettbildung geneigt und im hohen Grade fruchtbar ist. In China wird die Zucht im großartigen Maßstabe betrieben, und die Züchter halten dort namentlich darauf, daß die Mastschweine sich so wenig als möglich bewegen, weshalb sie bei einer Ortsveränderung ihre lieben Thierchen in einer Art von Sänfte wegtragen. Europäer erklären das Fleisch der in China geschlachteten chinesischen Schweine für ungenießbar. Nur wenn es nach Art der Chinesen in lange Streifen zerschnitten und in der Sonne getrocknet worden ist, soll es uns zusagen. Das portugiesische Hausschwein soll auch von derselben Stammart herrühren.

Als Abkömmling des indischen Schweins betrachtet man das in Siam lebende Hausschwein, welches über das ganze südliche Asien und die Inseln der Südsee verbreitet ist und auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln schon seit undenklichen Zeiten gezogen worden ist; denn die Europäer fanden bei der Entdeckung jener Eilande bereits Massen von Schweinen im Besitz der dortigen Einwohner. Später führte man sie nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Guinea und

Südamerika, und in der Neuzeit sind sie auch nach Europa gekommen und mit anderen Hausschweinen gekreuzt worden. Das Fleisch soll sehr zart, saftig und wohlschmeckend sein, der Speck sich durch große Festigkeit auszeichnen. Fitzinger nimmt an, daß das sardinische Hausschwein ein Erzeugniß solcher in Europa versuchten Kreuzungen ist.

Das Papuhausschwein stammt sicher von dem auf denselben Inseln wildlebenden Papuschwein her. Noch heutzutage fangen die Einwohner Neuguineas viele junge Wildschweine ein, um sie groß zu füttern und später zu schlachten. An die Zähmung des Thieres denken sie dabei nicht, und deshalb beharrt es auch in einem wildlebenden Zustande.

Die afrikanischen Schweine sind bisjetzt nur von wenigen Völkerschaften gezüchtet worden. Der Islâm verbietet bekanntlich den Genuß des Schweinefleisches. Daher finden sich zahme Schweine nur bei den heidnischen Völkerschaften und bei den wenigen Europäern, welche Afrika bewohnen. Erst in der Neuzeit sind die Busch- und pinselohrigen Schweine nach Europa gekommen und zur Zucht und Kreuzung mit anderen Schweinen verwendet worden.

Die in Amerika lebenden Hausschweine fallen mit verschiedenen Rassen der übrigen Welttheile zusammen, weil sie sämmtlich eingeführte Thiere sind. Hier und da gibt es auch wieder verwilderte Schweine, wie sich bei der Art und Weise der Behandlung der Thiere leicht erklären läßt. Wahrscheinlich wird die Schweinezucht nirgends in so großartigem Maßstabe betrieben, als in Nordamerika, namentlich in der Gegend von Cincinnati, wo sehr viele Landleute ihren Erwerb vorzüglich in der Schweinemast suchen. Im Frühjahr treiben sie ihre Herden in die Wälder oder auf Felder, welche eigens für die Schweine mit Kohl, Hafer, Roggen, Erbsen, Buchweizen und Mais bestellt sind. Im Herbst vollendet man die Mast durch eine Mischung von gekochtem Mais, Obst, Kartoffeln und Kürbis. Dann treibt man die Thiere in Herden in die Schlachthäuser, metzelt sie hier nieder, sammelt das Blut in großen Behältern, um es zu Berlinerblau zu verwenden, brüht sie hier mit heißen Dämpfen ab, schlachtet sie aus, räuchert und salzt das Fleisch ein und packt es in Fässer, um es dann zu verkaufen. Von vielen Schweinen trennt man das Fett auch gleich in Oel und Stearin, gerbt dann die Haut und verkohlt die Knochen für die Zuckerfabriken.

Mißbildungen kommen bei keinem Hausthiere weiter in so großer Manchfaltigkeit vor, als beim Hausschwein. Es gibt nämlich einhufige und fünfzehige Hausschweine, welche ihre eigenthümliche Fußbildung zuweilen auf ihre Nachkommen vererben. Bei dem einhufigen Hausschwein sind die beiden vorderen Klauen durch Verwachsung in ein einziges Stück verschmolzen, bei dem fünfzehigen schiebt sich eine dritte, verkümmerte Zehe zwischen den beiden Vorderzehen ein. Die einhufigen Schweine wurden schon zur Zeit der alten Griechen und Römer in Illyrien gefunden; heutzutage trifft man einzelne in Polen und in der Moldau.

Heutzutage sind die zahmen Schweine über den größten Theil der Erde verbreitet. So weit nach Norden hin Landbau betrieben wird, sind die Schweine Hausthiere; in den südlichen Ländern leben sie mehr im Freien. Da eigentlich nur sumpfige Gegenden dem Schweine zusagen, verkümmert es in gewissem Sinne, wenn man es ins Gebirge bringt. Je höher es hinaufsteigt, um so mehr nimmt es das Gepräge des Bergthieres an. Der Leib wird kleiner und gedrungener, der Kopf kürzer und weniger spitz, die Stirn breiter. Der Hals verkürzt sich und nimmt an Dicke zu, der Hintertheil wird mehr abgerundet und die Läufe kräftigen sich. Damit geht Hand in Hand, daß solche Bergschweine wenig Fett absetzen, dafür aber zarteres und feineres Fleisch bekommen, und daß sie an Fruchtbarkeit verlieren. Klima, Bodenverhältniß, Zucht und Kreuzung haben nun auch einen gewissen Einfluß auf die Färbung, und daher kommt es, daß in gewissen Gegenden die, in anderen jene Färbung vorherrscht. So sieht man in Spanien fast nur schwarze Schweine, während solche bekanntlich bei uns im Norden selten sind.

Man hält und mästet die Schweine entweder in den Ställen, oder treibt sie während eines großen Theils des Jahres im Freien umher. Die eingepferchten Thiere werden größer und fetter, sind aber schwächer und mehr Krankheiten ausgesetzt. Die Schweine, welche den größten Theil des

Lebens im Freien zubringen, sind gewöhnlich etwas hochbeiniger und magerer, dabei aber viel kräftiger, selbständiger und muthiger. Nicht blos in Amerika betreibt man solche Waldzucht, wie man sagen könnte, sondern auch in den meisten Provinzen Rußlands, in den Donautiefländern, in Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien. In Skandinavien laufen die Schweine, wenigstens während des ganzen Sommers, nach ihrem Belieben umher, jedes mit einem kleinen, dreieckigen Holzkummet um den Hals, welches ihnen das Eindringen in die umhegten Grundstücke verwehrt, sie im übrigen aber nicht hindert. Wenn man durch Norwegen reist, sieht man die Schweine mit größter Behaglichkeit und Gemüthlichkeit längs der Landstraßen dahinlaufen und hier sich allerlei Abfälle aufsuchen und andere Nahrung erwerben. Im südlichen Ungarn, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Serbien, in der Türkei und in Spanien überläßt man die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst und trägt nur insofern Sorge um sie, daß sie sich nicht verlaufen. Sie nutzen dann die Wälder aus und finden namentlich in den Eichwaldungen höchst geeignete Futterplätze und Mastorte. In Spanien steigen sie bis hoch in die Gebirge hinauf; in der Sierra Nevada z. B. bis zu 8000 Fuß über dem Meer, und nutzen dort Oertlichkeiten aus, in welchen andere Thiere nicht viel finden würden. Das freie Leben hat alle ihre leiblichen und geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt. Sie laufen sehr gewandt, klettern recht gut und sorgen selbst für ihre Sicherheit. Wie muthig sie sein können, habe ich bereits oben bei Beschreibung des Wolfes erwähnt. Bei der sogenannten halbwilden Zucht läßt man die Schweine während des Sommers im Freien, bringt sie aber im Winter in die Ställe.

Mit Unrecht hat man geglaubt, daß dem Schweine zu seinem Wohlbefinden Koth und Schmuz unentbehrlich sei. Auf manchen größeren Gütern hat man bereits, um es dem Schweine recht bequem zu machen, Lachen neben den Ställen errichtet, in denen sich alle Unreinlichkeit sammelt. Die neueren Erfahrungen haben erwiesen, daß auch das Schwein bei reinlicher Haltung weit besser gedeiht, als wenn es beständig im Schmuze liegt; deshalb pferchen jetzt die gebildeten Thierzüchter ihre Schweine nicht mehr in die greulichen Gefängnisse ein, welche man Schweineställe nennt, sondern weisen ihnen weite, luftige Räume an, welche leicht gereinigt werden können. Sie erziehen sich hier viel gesündere und kräftigere Hausschweine. Am besten ist es, wenn der Boden des Stalles mit großen Steinplatten ausgelegt ist.

Das zahme Hausschwein ähnelt in seinen meisten Eigenschaften der wilden Stammart. Es ist gefräßig, widerspenstig, ungeschickt und zeigt wenig Anhänglichkeit an den Menschen. Doch gibt es Ausnahmen. Hausschweine, welche von Jugend auf mehr in der Familie des Menschen, als für sich allein gelebt haben, wie Dies auf dem Lande nicht selten geschieht, üben ihre geistigen Kräfte, und sind dann weit verständiger, als die Uebrigen ihrer Art. Ein Förster erzählte mir, daß er eine Zeil lang ein kleines, sogenanntes chinesisches Schweinchen besessen habe, welches ihm wie ein Hündchen auf dem Fuße nachlief, auf den Namen hörte, sogleich herbeikam, wenn es gerufen wurde, auf der Treppe mit ihm empor stieg, sich im Zimmer ganz gut betrug und mancherlei Kunststücke machte. Es war gewöhnl, im Walde Morcheln zu suchen und stand diesem Geschäft mit großem Eifer vor. Es konnte in plumper Weise eine Zeit lang Wache stehen und legte sich hin, wenn man zu ihm sagte: komm, du sollst geschlachtet werden. Als Ludwig XI. krank war, wurden von seinen Hofleuten alle nur erdenklichen Mittel hervorgesucht, um die trüben Gedanken, welche den König beherrschten, zu zerstreuen. Die meisten Versuche waren fruchtlos, einer aber brachte den trübsinnigen König doch zum Lachen. Ein erfindsamer Kopf fiel darauf, Ferkel nach dem Tone eines Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten. Er bekleidete die Thiere vom Kopf bis zum Scheitel und ließ sie einher stolziren in schön ausgeputzten Leibröcken, Beinkleidern mit Hut, Schärpe und Degen, kurz mit allen Anhängseln, welche die Stellung eines vornehmen Mannes erfordert. Sie waren sehr gut abgerichtet; nach Befehl sprangen und tanzten sie, verbeugten sich artig und betrugen sich meisterhaft folgsam. Nur Eins war ihnen unmöglich: der aufrechte Gang nämlich. So wie sie sich auf zwei Pfoten aufgerichtet hatten, fielen sie sofort unter

Grunzen wieder nieder und die ganze Gesellschaft schrie dann ihr: „Honn, honn, houn" auf eine so närrische Weise, daß der König sich doch des Lachens nicht enthalten konnte.

Andere abgerichtete Schweine hat man auch auf der Messe von St. Germain und auf dem Theater Aestley zu Paris gesehen. In London stellte man ein gelehrtes Schwein aus. Es konnte lesen. Man ließ es in einem Saale sehen, in welchem viele Menschen sich versammelten. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten lagen auf dem Boden. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, ein Wort zu sagen. Der Herr und Besitzer des Schweins wiederholte es seinem Zögling und dieser hob sofort die zu dem Worte nöthigen Buchstaben mit den Zähnen auf und legte sie in die gehörige Ordnung. Auch die Zeit verstand es anzugeben, wenn man ihm eine Uhr vorhielt u. s. w.

Die Engländer hatten ein Schwein sogar zur Jagd abgerichtet, und es leistete, wie Wood uns mittheilt, Vorzügliches. Slud, wie das Thier genannt wurde, war ein großer Freund von der Jagd und gesellte sich augenblicklich zu jedem Jäger. Er eignete sich für alle Arten der Jagd, mit Ausnahme der auf Hasen, welche er gar nicht zu beachten schien. Obgleich er sich sehr gut mit den Hunden vertrug, waren diese doch so ärgerlich über solchen Jagdgenossen, daß sie ihre Dienste zu thun verweigerten, wenn das Schwein irgend ein Wild vor ihnen aufgespürt hatte, und schließlich konnte man die Hunde gar nicht mehr mitnehmen, sondern mußte den Slud allein gebrauchen. Seine Nase war so fein, daß er einen Vogel schon in einer Entfernung von vierzig Ellen wahrnahm. Wenn derselbe sich erhob und wegflog, ging er gewöhnlich zu dem Platze, wo er gesessen hatte, und wühlte dort die Erde auf, um den Jägern diesen Ort gehörig anzuzeigen. Lief aber der Vogel weg, ohne sich zu erheben, so folgte ihm Slud langsam nach und stellte ihn, ganz nach Art eines guten Vorstehhundes. Man gebrauchte Slud mehrere Jahre, mußte ihn aber zuletzt tödten, weil er die Schafe nicht leiden konnte und unter den Herden viel Schrecken verursachte.

Andere Schweine hatte man abgerichtet, den Wagen zu ziehen. Ein Bauer in der Nähe der Marktstadt St. Alban kam oft mit seinen vier Schweinen gefahren, jagte in einem sonderbaren Galopp ein oder zwei Mal um den Marktplatz herum, fütterte sein Gespann und kehrte einige Stunden später wieder nach Hause zurück. Ein anderer Bauer wettete, daß er auf seinem Schweine in einer Stunde von seinem Hause vier Meilen weit nach Norfolk reiten wollte und gewann seine Wette.

Diese Geschichten beweisen wenigstens, daß das Schwein der Abrichtung fähig ist.

Sonderbar ist die Thatsache, daß die Schweine einen großen Abscheu gegen Hunde zeigen. Wilde und zahme Schweine machen sich kein Gewissen daraus, unter Umständen Aas zu fressen, niemals aber gehen sie Hundefleisch an. „In dem bei Koburg gelegenen Saugarten," sagt Lenz, „werden den Wildschweinen oft todte Pferde vorgeworfen, welche sie ohne Umstände gierig auffressen; wird aber ein todter Hund hingelegt, so genießen sie keinen Bissen davon. — Viele ungarische Schweineherden werden ohne Hunde von den Hirten gelenkt und zerreißen jeden Hund, der unter sie kommt. Im Jahre 1848 hatte einer meiner Verwandten auf der dem Baron Sina gehörigen Pusta Alsó Besnyö bei Erczin einen Hund, den er los sein, aber nicht gern selbst tödten wollte. Da erbot sich der Schweinehirt, die Hinrichtung zu übernehmen, band den Hund an einem Stricke fest und führte ihn zu seiner Herde. Diese überfiel ihn sogleich mit lautem und grimmigem Grunzen, riß und biß ihn nieder, bearbeitete ihn, bis er wie eine Wurst aussah, fraß aber keinen Bissen davon. Nun wurden die Schweine weggetrieben, wie sie aber nach einer Stunde wiederkamen, fielen sie nochmals mit gleicher Wuth über den Hund her, fraßen jedoch wieder Nichts von ihm."

Im allgemeinen zeigt sich das zahme Schwein als vollständiger Allesfresser. Es gibt wirklich kaum einen Nahrungsstoff, welchen dieses Thier verschmäht. Einige Pflanzen werden von ihm nicht berührt, und scharfe Gewürze können ihm den Tod bringen: im übrigen verzehrt es Alles, was der Mensch genießt, und noch hundert andere Dinge mehr. Es wählt seine Nahrung ebensogern aus

dem Pflanzenreich, wie aus dem Thierreich. Auf Brach- und Stoppeläckern wird es sehr nützlich; es vertilgt hier Mäuse, Engerlinge, Schnecken, Regenwürmer, Heuschrecken, Schmetterlingspuppen und allerlei Unkraut, mästet sich dabei vortrefflich und wühlt auch noch den Boden auf. Bei wenig Bewegung wird es in sehr kurzer Zeit steif auf dem Rücken und zuletzt so unbeholfen und gefühllos, daß die Ratten ihm tiefe Löcher in den Rücken fressen können. Man kannte Schweine, welche das ungeheure Gewicht von 1275 Pfund erlangt haben.

Während man bei den Hausschweinen möglichst darauf hält, daß sie sich nicht bewegen, muß man den zur Zucht bestimmten viel Spielraum gönnen. Nothwendig ist auch, daß sie reine und warme Ställe bekommen. Die Paarung findet gewöhnlich zwei Mal im Jahre statt, Anfangs April oder im September. Nach 16 bis 18 Wochen oder 115 bis 118 Tagen wirft das Hausschwein vier bis sechs, zuweilen auch zwölf bis funfzehn, und in seltenen Fällen zwanzig bis vierundzwanzig Junge. Die Mutter hegt für diese wenig Sorgfalt und bereitet sich oft nicht einmal ein Lager vor dem Ferkeln. Nicht selten kommt es vor, daß sie, wenn ihr die große Kinderschar lästig wird, einige von den Kleinen auffrißt, gewöhnlich dann, wenn sie dieselben vorher erdrückt hat. Manche Mutterschweine muß man bewachen und sie schon lange Zeit vor dem Wurf von thierischer Nahrung abhalten. Die Jungen guter Mütter läßt man vier Wochen saugen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Dann nimmt man sie weg und füttert sie mit leichten Nahrungsstoffen groß. Das Wachsthum geht sehr rasch vor sich, und bereits mit dem achten Monate ist das Schwein fortpflanzungsfähig.

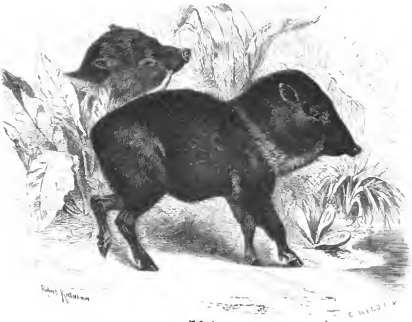
Ueber die Benutzung des geschlachteten Thieres brauche ich hier Nichts zu sagen; denn Jedermann weiß, daß eigentlich kein Theil des ganzen Schweins verloren geht.

Amerika ist arm an Schweinen, und die ihm eigentlichen Arten stehen auch in der Größe weit hinter den altweltlichen Verwandten zurück.

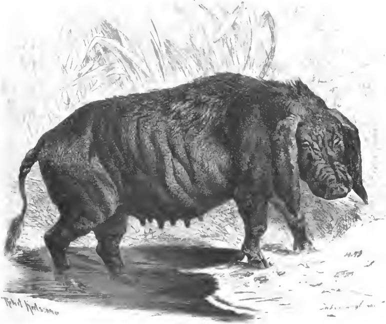
Sie bilden die Gruppe der **Nabelschweine** oder **Pekaris** (Dicotyles), welche sich hauptsächlich dadurch auszeichnen, daß ihre Hinterfüße nur dreizehig sind und der Schwanz gänzlich verkümmert ist. Auch die einfachen Eckzähne und eine eigenthümliche Drüse auf dem Rücken tragen zur Kennzeichnung dieser Thiere bei.

Der oft genannte **Pekari** (Dicotyles torquatus) ist ein kleines Schwein von 4½ bis höchstens 5 Fuß Gesammtlänge und 1 bis 1¼ Fuß Höhe. Er hat einen kurzen Kopf und eine stumpfe Schnauze, ist sonst aber ziemlich schlank gebaut. Die Borsten sind verhältnißmäßig lang und dicht gestellt. Am Grunde erscheinen sie dunkelbraun, hierauf sind sie falb und schwarz geringelt und an der Spitze endlich wieder schwarzbraun gefärbt. Zwischen den Ohren und auf der Mittellinie des Rückens verlängern sie sich, ohne jedoch einen starken Kamm zu bilden. Die allgemeine Färbung des Thieres ist ein schwärzliches Braun, welches auf den Seiten ins Gelblichbraune übergeht und mit Weiß sich vermischt. Der Bauch ist braun, die Vorderbrust weiß, und vonhieraus läuft eine gelblich gefärbte Binde nach vorn und unten und über die Schultern nach hinten und oben. Aus der Rückendrüse sondert sich zu allen Zeiten eine durchdringend riechende Flüssigkeit ab, welche den Eignern aber sehr zu behagen scheint, weil sie sich gegenseitig mit ihren Schnauzen an den Rückendrüsen reiben.

In allen waldreichen Gegenden Südamerikas bis gegen 3000 Fuß über dem Meere sind die Nabel- oder Bisamschweine gewöhnliche Erscheinungen. In zahlreichen Trupps durchziehen sie unter Leitung der stärksten Eber ihrer Art die Wälder, täglich den Aufenthaltsort ändernd und eigentlich immer auf der Wanderschaft begriffen. Nach **Rengger's** Versicherungen kann man ihnen tagelang folgen, ohne sie zu sehen. „Bei ihren Zügen," sagt dieser Forscher, „hält sie weder das offene Feld, welches sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf. Kommen sie zu einem



Pekari.



Maskenschwein.

Felde, so durchschneiden sie dasselbe im vollen Lauf, stoßen sie auf einen Fluß oder Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, ihn zu überschwimmen. Ich sah sie über den Paraguayfluß setzen an einer Stelle, wo er mehr als eine halbe Stunde breit war. Der Rudel selbst zieht in dichtem Gedränge, die männlichen Thiere voran, jedes Mutterschwein mit seinen Jungen hinter sich. Man erkennt ihn schon von weitem durch das Gehör, und zwar nicht blos wegen der dumpfen, rauhen Laute, welche die Thiere von sich geben, sondern noch mehr, weil sie ungestüm das Gebüsch auf ihrem Wege zerknicken." Bonpland wurde einmal von seinem indianischen Führer beim Botanisiren gebeten, sich hinter einen Baum zu stecken, weil der Begleiter befürchtete, daß unser Forscher vom Rudel zu Boden geworfen werden möchte. Die Eingeborenen versicherten Humboldt, daß sich selbst der Tiger im Walde scheue, unter ein Rudel dieser Wildschweine zu gerathen und sich, um nicht erdrückt zu werden, vor ihnen regelmäßig hinter einen Baum flüchtet.

Die Pekaris gehen bei Tage und bei Nacht ihrem Fraße nach, und der Mangel an geeigneter Nahrung ist es wohl auch, welcher sie zu größeren Wanderungen zwingt. Baumfrüchte aller Art und Wurzeln bilden ihren Fraß. Die Wurzeln wühlen sie mit dem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein und zerstören die Felder. Neben pflanzlicher Nahrung sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, Würmer und Larven fressen.

In ihren Bewegungen und ihrem Wesen ähneln sie unseren Wildschweinen; sie zeigen aber weder die Gefräßigkeit, noch die Unreinlichkeit derselben, fressen nie mehr, als sie bedürfen, um ihren Hunger zu stillen, und suchen blos in der größten Hitze, und dann auch nur Pfützen auf, um sich in ihnen zu suhlen. Bei Tage verbergen sie sich gern in hohlen Stämmen oder losen Wurzeln großer Bäume; wenn sie gejagt werden, flüchten sie sich stets nach solchen Schlupfwinkeln. Ihre Sinne sind schwach, ihre geistigen Fähigkeiten gering. Gehör und Geruch scheinen am besten ausgebildet zu sein. Das Gesicht ist schlecht. Von eigentlichem Verstand hat man bei ihnen Nichts bemerkt.

Mehrere Reisende haben Wunderdinge von der Kühnheit der Pekaris erzählt; und die Naturbeschreiber ihnen ohne weiteres geglaubt. „Beständig wüthend, höchst jähzornig," sagt Wood, „ist der Pekari einer der beachtenswerthesten Gegner, welchen es für den Menschen oder für ein Raubthier gibt; denn Furcht ist ein Gefühl, welches jenes Geschöpf nicht kennt, vielleicht, weil sein Verstand auf einer zu niederen Stufe steht und es unfähig ist, eine Gefahr zu begreifen. So harmlos das Bisamschwein auch ist, so unbedeutend seine Bewaffnung erscheint, mit anderen Mitgliedern seiner Familie verglichen, sogut weiß es die äußerst scharfen Zähne zu benutzen. Es scheint, daß kein einziges Thier im Stande ist, dem vereinigten Angriff der Pekaris zu widerstehen. Selbst der Jaguar wird gezwungen, den Kampf aufzugeben, und muß flüchten, sobald ihn eine Herde Pekaris umringt und angreift." Von allen diesen Geschichten wissen Humboldt und Rengger Nichts. „Die Bisamschweine," sagt Letzterer, „werden theils ihres Fleisches wegen, theils auch des Schadens halber, den sie in den Pflanzungen anrichten, häufig gejagt. Man sucht sie gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf und tödtet sie mit Schüssen oder Lanzenstichen. Es ist lange nicht so gefährlich, wie man gesagt hat, Trupps dieser Thiere anzugreifen. Wohl mag hier und da ein unbesonnener Jäger einige Wunden davongetragen haben, wenn er sich allein und zu Fuße einem großen Rudel entgegenstellte: jagt man sie aber mit Hunden und greift man sie nur von der Seite oder von hinten an, so ist für den Jäger keine Gefahr vorhanden, da sie so schnell als möglich davoneilen und sich höchstens gegen schwache Hunde vertheidigen. Fallen sie oft in eine Pflanzung ein, so gräbt man auf der Seite, wo sie dieselbe zu verlassen pflegen, eine breite, 8 bis 9 Fuß tiefe Grube, wartet, bis sie erscheinen, und jagt sie dann mit Hunden und unter Geschrei auf die Grube zu, die, wenn das Rudel stark, zuweilen bis zur Hälfte mit ihnen angefüllt wird. Ich sah auf einem Landgute neunundzwanzig Stück in ein Loch herabstürzen und darin durch die Lanzen der Jäger ihren Tod finden. Diejenigen, welche sich in den Urwäldern unter Baumwurzeln verborgen haben, treibt man mit Rauch heraus. Wir tödteten einmal funfzehn Stück auf diese Weise. Die Indianer fangen die

Bisamschweine in Schlingen." In Wood's Naturgeschichte findet man noch eine eigenthümliche Jagdart angegeben: Wenn der Jäger ausgekundschaftet hat, daß ein Rudel Pekaris in einen hohlen Baum gekrochen ist und dort der Ruhe pflegt, nähert er sich und schießt den Wachposten, welcher regelmäßig ausgestellt wird. Sobald die Schildwache getödtet ist, wird sie durch eine andere ersetzt; der Jäger tödtet auch diese, und so kann er die ganze Familie nach und nach umbringen!

Die Sau wirft blos zwei Junge, welche vielleicht schon am ersten Tage, sicherlich aber sehr kurz nach ihrer Geburt, der Mutter überall hin folgen. Sie lassen sich ohne Mühe zähmen und werden, wenn man sie gut behandelt, zu eigentlichen Hausthieren. „Der Pekari," sagt Humboldt, „den man im Hause aufzieht, wird so zahm, wie unser Schwein und Reh, und sein sanftes Wesen erinnert an die anatomisch nachgewiesene Aehnlichkeit seines Baues mit der der Wiederkäuer." „Ihr Hang zur Freiheit," berichtet Rengger, „verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle tritt die größte Anhänglichkeit an den neuen Wohnort und an die dortigen Hausthiere und Menschen. Der Pekari entfernt sich, wenn er allein ist, nie lange von der Wohnung. Er verträgt sich gut mit den übrigen Hausthieren und spielt zuweilen mit ihnen, besonders aber ist er den Menschen zugethan, unter denen er lebt. Er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie einige Zeit lang nicht gesehen hat, drückt beim Wiedersehen durch Entgegenspringen und Schreien seine Freude aus, hört auf ihre Stimme, wenn er sie rufen hört, und begleitet sie tagelang in Wald und Feld. Fremde, welche sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt er durch Grunzen und Streuben seiner Haare an. Auf fremde Hunde, falls diese nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und versetzt ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, welche er nicht nach Art des Wildschweins durch Stoßen, sondern durch eigentliches Beißen beibringt."

Nach Europa kommen oft lebende Pekaris; in den Thiergärten sind sie regelmäßige Erscheinungen. Sie ertragen unser Klima verhältnißmäßig gut, haben sich auch bereits in England fortgepflanzt. Man erhält sie bei gewöhnlichem Schweinefutter lange Jahre.

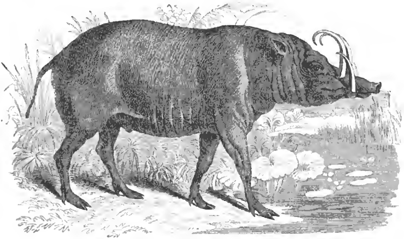
Von ihrer Freundschaft zu dem Menschen habe ich bisher noch Nichts bemerken können. Unsere Gefangenen sind bissige, jähzornige Geschöpfe, welche sich auch dem Wärter gegenüber sehr rauflustig zeigen.

Das Fell der Nabelschweine wird hauptsächlich zu Säcken und Riemen benutzt, das Fleisch hingegen von dem ärmeren Volke gegessen. Es hat einen angenehmen Geschmack, welcher aber mit dem des Schweinefleisches keine Aehnlichkeit hat. Auch findet sich anstatt des Specks nur eine dünne Lage von Fett. Ist das Bisamschwein vor seinem Tode lange gehetzt worden, so nimmt das Fleisch einigermaßen den Geruch der Rückendrüse an, falls man diese nicht bald herausschneidet. Sonst aber kann man das todte Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß sich dieser Geruch im Fleische wahrnehmen läßt.

Auf Celebes und einigen kleinen Inseln der Molukkengruppe lebt ein sehr eigenthümliches Schwein. Es ist viel schlanker und hochbeiniger gebaut, als alle übrigen, und noch besonders durch einen förmlichen Hörnerschmuck ausgezeichnet. Seine Zähne nämlich wachsen zu solcher auffallenden Länge empor, und die oberen krümmen sich so sonderbar, daß man sie recht wohl mit Hörnern vergleichen kann. Die Europäer haben den ursprünglichen Landesnamen Babi-Rusa, welcher soviel als Eber und Hirsch bedeutet, ohne weiteres aufgenommen und sogar übersetzt, weil er das betreffende Schwein treffend bezeichnet. Durch seine Zähne unterscheidet sich der Babirusa von allen übrigen Mitgliedern seiner Familie. Er gilt mit Recht als Vertreter einer eigenen Sippe (Porcus).

Der Babirusa ist ein Thier von bedeutender Größe. Neuere Jäger behaupten, einzelne Eber gesehen zu haben, welche ebensogroß wie ein mittlerer Esel waren. Durchschnittlich mag die

Körperlänge des erwachsenen Thieres $3\frac{1}{2}$ Fuß, die Schwanzlänge 9 Zoll, die Höhe am Widerrist und Kreuze $2\frac{1}{2}$ Fuß betragen. In der Gestalt hat der Babirusa große Aehnlichkeit mit den übrigen Schweinen, und seine einzelnen Leibestheile unterscheiden sich wenig oder nicht von diesen Thieren. Der Leib ist gestreckt, rund und voll, seitlich jedoch nur wenig zusammengedrückt, der Rücken schwach gewölbt, der Hals kurz und dick, der Kopf lang gestreckt, verhältnißmäßig klein, an der Stirn schwach gewölbt, mit einem stark zugespitzten, die Unterlippe überragenden, kräftigen, beweglichen Rüssel, welcher an seiner Spitze ebenso abgestutzt ist, wie bei den Schweinen, und auch die nackte, knorpelige Wühlscheibe zeigt, mit ihren schwieligen Rändern und den Nasenlöchern, welche sie durchbohren. Die Beine sind kräftig, aber gestreckt, die vorderen wie die hinteren vierzehig, die Vorderzehen höchstens etwas weiter von einander abstehend, als bei den übrigen Schweinen. Die Schnauze ist dünn und wird hängend getragen. Kleine, wimperlose Augen und mittellange, schmale, zugespitzte und aufrechtstehende Ohren zieren den Kopf. Den Hauptschmuck aber bilden die Eckzähne des Oberkiefers. Sie sind beim Männchen äußerst lang, dünn und spitz, nach aufwärts



Der Babirusa.

und zugleich nach rückwärts gerichtet, so daß sie mit höherem Alter zuweilen in die Haut der Stirn eindringen. Die Hauzähne des Oberkiefers durchbohren die Rüsseldecke und krümmen sich halbkreisförmig oder noch mehr nach hinten. Auf der Vorderseite sind sie gerundet, seitlich und nach rückwärts zusammengedrückt, hinten stumpfschneidig. Die Gewehre des Unterkiefers sind kürzer, dicker und mehr gerade nach aufwärts gerichtet. Beim Weibchen sind die Eckzähne sehr kurz, und die oberen, welche ebenso wie bei dem Männchen die Schnauze durchbohren, ragen kaum einige Linien über sie empor. Vier Vorderzähne im Oberkiefer, sechs im Unterkiefer und fünf Backzähne jederseits bilden das übrige Gebiß.

Der Leib des Babirusa ist mit ziemlich kurzen, sehr einzeln stehenden Borsten besetzt, welche nur längs des Rückgrats und zwischen den vielen Hautrunzeln, sowie am Ende des Schwanzes, wo sie eine kleine Quaste bilden, dichter stehen. Die Haut ist dick, hart, rauh, vielfach gerunzelt und im Gesicht, um die Ohren und am Halse tief gefaltet. Ein schmuziges Aschgrau auf der Außen- und Oberseite und Rostroth an der Innenseite der Beine ist die allgemeine Färbung. Ueber die Mittel-

linie zieht ein heller, bräunlichgelber Streifen, gebildet durch Spitzen der Borstenhaare. Die Ohren sind schwärzlich.

Es scheint, daß der Hirscheber schon den Alten bekannt gewesen wäre, wenigstens haben sich die Sprachforscher bemüht, einige unverständliche Namen auf ihn zu bringen. Schädel des Babirusa kannte man schon seit mehreren hundert Jahren, Bälge aber kamen nur höchst selten nach Europa, und Dies ist heute noch der Fall. Frühere Abbildungen des Babirusa waren Zerrbilder und die Naturgeschichte des Thieres eine Zusammenreihung der allersonderbarsten Fabeln. Seitdem aber einige lebende Hirscheber nach Europa gekommen und dort in den Thiergärten beobachtet worden sind, hat man Abbildung und Beschreibung möglichst zu berichtigen gesucht, obwohl letzterer, was das Wildleben anlangt, immer noch mancherlei Fabeln anhaften mögen.

Außer Celebes, welches als das eigentliche Vaterland des Thieres angesehen werden muß, findet es sich auch noch auf den kleineren Inseln Buru und Malado, sowie auf einigen Xurillen, zumal auf Xulli, Mangli und Bangahi, während es auf den unmittelbar daneben liegenden Molukken und den großen westlichen Sundainseln und ebenso auf dem hinterindischen Festlande zu fehlen scheint. Möglich ist, daß es auch in Neuguinea und Neuirland vorkommt; wenigstens fanden einige Reisenden dort die unverkennbaren Hauzähne des Hirschebers in den Händen der Eingeborenen. Auf Celebes und dem Inneren Burus ist der Babirusa häufig. Seine Lebensweise ist die anderer Schweine, nur ist er vielleicht ein noch größerer Wasserfreund, als die übrigen Arten. Sumpfige Wälder, Rohrgebüsche, Brüche und Seen, auf denen viel Wasserpflanzen wachsen, sind seine Lieblingsorte. Hier rudelt er sich zu größeren oder kleineren Gesellschaften zusammen, schläft bei Tage und geht nachts auf Fraß aus, alles Genießbare mitnehmend. Der Gang ist ein rascher Trab, der Lauf leichter als bei dem Wildschweine, obgleich er selbstverständlich nicht mit der köstlichen Bewegung der Hirsche wetteifern kann, wie man früher behaupten wollte. Weil man nothwendigerweise doch die auffallend gebildeten Eckzähne des Ebers erklären muß, wird gesagt, daß er sich manchmal an niedere Aeste damit anhänge, theils um seinen Kopf zu stützen, theils aber, um sich gemächlich hin und her zu schaukeln! Leider erinnert diese Angabe allzusehr an die gleiche Behauptung, welche die Eingeborenen hinsichtlich des Moschusthieres aufstellen. Dagegen steht fest, daß der Babirusa ein ganz vortrefflicher Schwimmer ist, welcher nicht blos in den süßen Gewässern alle Nahrungsplätze besucht, sondern auch dreist über Meeresarme von einer Insel zur anderen schwimmt.

Unter den Sinnen des Thieres sind Geruch und Gehör am besten entwickelt. Die Stimme ist ein langes, schwaches Grunzen. Die geistigen Eigenschaften ähneln denen anderer Schweine. Der Hirscheber weicht dem Menschen aus solange es geht, setzt sich aber unvermeidlichen Angriffen mit großer Ausdauer und der Tapferkeit aller Eber zur Wehr, und seine unteren Eckzähne sind ganz anständige Waffen, welche auch dem muthigsten Manne ein gewisses Bedenken einzuflößen vermögen. Ein Seeoffizier, welcher mehrere Male mit dem Babirusa zusammen gekommen war, sprach nur mit der größten Achtung von ihm, schien jedoch aus seinem Zusammentreffen mit ihm nicht gern Viel erzählen zu wollen. Die Eingeborenen sollen ihn mit Lanzen erlegen und manchmal Treibjagden veranstalten, bei denen die Babirusas ihr Heil in der Flucht zu suchen pflegen.

Die Sau soll im Monat Februar etwa ein oder zwei Frischlinge werfen, kleine, nette Thierchen von 6 bis 8 Zoll Länge, welche von der Mutter ebenso geliebt und vertheidigt werden, als Dies die übrigen Schweine zu thun pflegen. Weiter weiß man Nichts über die Fortpflanzung. Fängt man solche Junge frühzeitig ein, so nehmen sie nach und nach einen gewissen Grad von Zahmheit an, gewöhnen sich an den Menschen, folgen ihm unter Umständen und bezeugen ihm ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Man findet bei den Rajas zuweilen Babirusas in der Gefangenschaft, weil auch die Eingeborenen das Thier als ein ganz absonderliches Geschöpf betrachten und seiner Sehenswürdigkeit wegen in der Gefangenschaft halten. Doch geschieht

Dies noch immer selten, und man verlangt ganz bedeutende Preise für solche zahme Thiere, nach unserem Gelde mehrere Hunderte von Thalern.

Der holländische Statthalter der Molukken, Markus, schenkte den französischen Naturforschern Quoy und Gaimard, welche ihn bei ihrer Erdumsegelung besuchten, ein Paar Hirscheber, und das Schiff machte ihretwegen einen Umweg von mehr als funfzig Meilen. Dieses Paar war das erste, welches lebend nach Europa gebracht wurde. Beide Thiere wurden ziemlich zahm. Das Weibchen zeigte sich wilder, als das Männchen: als man ersteres messen wollte, kam es von hinten her und biß in die Kleider der Leute. Gegen die Kälte bewiesen sich die Gefangenen außerordentlich empfindlich. Sie zitterten fortwährend, krochen zusammen und verbargen sich selbst im Sommer unter Stroh. Im März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und von Stunde an war es sehr bös. Es erlaubte Niemandem, den Frischling zu berühren, zerriß den Wärtern die Kleider und biß auch heftig nach ihnen. Leider hielten sich die Thiere nicht lange. Das kalte Klima wurde ihnen verderblich. An die Nahrung der übrigen Schweine gewöhnen sie sich leicht; Kartoffeln und Mehl im Wasser schien ihnen sehr gut zu behagen. Das Junge, ein Männchen, wuchs schnell und hatte in wenigen Wochen schon eine bedeutende Höhe erreicht. Es starb noch ehe es zwei Jahr alt geworden war. Die oberen Eckzähne waren noch nicht durch die Haut der Schnauze gedrungen. Später kamen andere der Art nach England in den Thiergarten, immer aber als große Seltenheiten.

Afrika beherbergt außer den beiden oben genannten Schweinen noch wahre Ungeheuer derselben Familie, die **Warzenschweine** (Phacochoerus). Sie sind die plumpesten Gestalten der ganzen Familie. Namentlich der Kopf ist sehr häßlich. Ohren und Augen sind klein, letztere sehr schief geschlitzt. Der Rüssel dagegen ist unverhältnißmäßig breit und das Gesicht durch dicke Hautwülste und riesige Hauer verziert. Man kennt zwei Arten, von denen die eine das Vorgebirge der guten Hoffnung, die andere Abissinien und Mittelafrika bewohnt. Beide kommen in der Größe unserem Wildschwein etwa gleich. Ihre Gesammtlänge beträgt 6 Fuß, wovon 1½ Fuß auf den Ringelschwanz kommen, bei einer Schulterhöhe von 3¼ Fuß.

Der **Hart- oder Schnellläufer** der Ansiedler am Kap (Phacochoerus aethiopicus) ist das häßlichste von beiden Warzenschweinen. Er hat einen dicken Leib, kurzen Hals und breiten Rücken, starke Füße, einen schweren Kopf mit ungewöhnlich breiter, flach gedrückter Schnauze, einen gewaltigen Rüssel mit weit auseinanderstehenden Nasenlöchern, verdickte, hartlippige, hervortretende Oberlippen, kleine, weit oben- und hintenstehende Augen und kurze, dicht behaarte Ohren. Die dicke und gerunzelte Haut ist borstenarm; dagegen erhebt sich zwischen den Ohren ein Borstenkamm, welcher von hier ab längs des ganzen Rückens mähnenartig verläuft. Braun ist die Gesammtfärbung; Kopf und Rücken sind dunkler; die Ohren sind weiß; die Mähne ist dunkelbraun. Sehr eigenthümlich ist das Gebiß. In beiden Kiefern fehlen die Schneidezähne; dagegen erreichen die oberen Hauer, welche an ihrem Ende abgestumpft und vorn und hinten der Länge nach gefurcht sind, eine gewaltige Größe. Sie haben an ihrer Wurzel 5 Zoll im Umfange und werden 9 Zoll lang, erinnern auch mehr an die Stoßzähne anderer Dickhäuter, als an die Hauer von Schweinen.

Die andere Art, die **Harocha** der Abissinier oder das **älianische Warzenschwein** (Phacochoerus Aeliani) ist kaum weniger häßlich, und im ganzen seinem südafrikanischen Verwandten ähnlich gefärbt. Die Hauer sind klein, aber immer noch groß genug. Im übrigen unterscheidet sich das Gebiß von dem der im Kap lebenden Art dadurch, daß das älianische Schwein stets zwei Schneidezähne besitzt.

Bisjetzt sind uns nur ziemlich dürftige Nachrichten über Lebensweise und Betragen der Warzenschweine zugekommen. Die erst genannte Art verbreitet sich vom Kap an bis zum Meerbusen von Guinea; die zweite findet sich vielleicht überall in ganz Mittelafrika. Man trifft sie in Trup-

pen von zehn bis funfzehn Stück, und zwar in waldigen oder wenigstens buschreichen Gegenden. Im abissinischen Küstengebirge sind solche Trupps der Harocha an geeigneten Orten häufig; doch habe ich nur ein einziges Mal eins dieser abscheulichen Thiere und nur flüchtig gesehen, und deshalb keine Beobachtungen sammeln können. Die Nahrung der Warzenschweine besteht nach Rüppell nur aus Wurzeln, und die Bedeutung seiner riesenmäßigen Gewehre wird hierdurch klar. Wenn das Thier seine Nahrung sucht, kriecht es auf gebogener vorderer Handbeuche vorwärts und wühlt in dieser Stellung die Wurzeln der Pflanzen aus. Dabei schiebt es, in derselben Haltung verbleibend, den Leib mit den Hinterfüßen weiter und weiter vorwärts, und zieht so tiefe Furchen



Der Hart- oder Schnellläufer (Phacochoerus aethiopicus) *).

unter den Büschen hin. Von diesem Dahinrutschen bekommen die Vorderbeine am Handwurzelgelenk dicke, schwielenartige Erhöhungen.

In Abissinien wird das Fleisch der Harocha von Christen und Mahammedanern als unrein verschmäht und deshalb dem Thiere gar nicht nachgestellt. Dies hat aber auch zur Folge, daß die Abissinier nur wenig von ihm zu berichten wissen. Sie sagen, daß es ein böses Thier wäre; Dies will aber bei der in Habesch herrschenden Feigheit und Furcht vor Thieren nicht viel bedeuten. Der

*) Unsere Abbildung entspricht leider dem lebenden Thiere nicht. Der Leib ist zu schmächtig, der Kopf zu zierlich, die Läufe sind zu hoch, die Hauer zu spitz gezeichnet; das Thier ist viel plumper, als hier dargestellt.

alte Sparrmann behauptet freilich Dasselbe. „Man nennt,“ so erzählt er, „diese Thiere Waldschweine. Sie sind gelb, leben in Erdhöhlen und sind sehr gefährlich, indem sie wie ein Pfeil auf die Menschen losschießen und mit ihren langen Hauern Einem den Bauch aufreißen. Man findet sie herdenweise beisammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen. Dies sieht höchst sonderbar aus. Im Kamdebo vermischen sie sich mit Hausschweinen und zeugen fruchtbare Junge.“

„Ich wählte mir,“ sagt Gordon Cumming, „einen alten Eber zu meiner Beute, und drängte ihn vom Rudel weg. Nachdem ich zehn Meilen scharf hinter ihm her galoppirt war, begannen wir mit einander in ein ziemlich geneigtes Gehänge hinabzureiten, und hier beschloß ich, mich mit ihm einzulassen. Als ich mich gegen ihn kehrte, hielt er augenblicklich mit seinem Laufe an und schaute mit den boshaftesten Augen mir entgegen. Der ganze Rachen schäumte vor Wuth. Ich hätte ihn leicht zusammenschießen können, wenn ich gewollt hätte, nahm mir aber vor, nicht eher zu feuern, als bis die Richtung seines Laufes wieder meinem Wagen zugewandt wäre. Er überraschte mich durch die Entschlossenheit, mit welcher er mir Stand hielt. Ich wurde hitzig und ging auf ihn ein. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wich er nicht im geringsten von seinem Wege ab, sondern trollte schließlich hinter meinem Pferde drein, wie ein mir folgender Hund. Dies machte mich mißtrauisch; denn ich sah ein, daß der alte, listige Bursche nach irgend einem Schlupfwinkel sich zurückwende. Ich beschloß also abzusteigen und ihn zu tödten. Aber gerade als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, fand ich mich in einem wahren Wirrsal von gewaltigen Höhlen, den Wohnungen der Erdschweine. Angesichts einer von ihnen stellte sich der Eber auf und verschwand, das Hintertheil zuerst einschiebend, vor meinen Augen mit ziemlicher Schnelligkeit, und ich sah ihn nicht wieder.“

Nach den Beobachtungen von Smith ist das Larvenschwein ebenso furchtlos, als boshaft. Es weicht dem Angriff selten durch die Flucht aus, sondern stellt sich und nimmt gern den Kampf auf. Sein Lager schlägt es immer in Höhlen, unter Baumwurzeln oder unter Felsblöcken auf; in ihm wagen es blos die geübtesten Jäger anzugreifen, weil es plötzlich hervorstürzt, mit größter Schnelligkeit rechts und links Wunden austheilt und bis zu seinem Tode den Kampf grimmig fortsetzt. Eben weil die Jagd zu große Schwierigkeiten macht, gewährt sie den Muthigsten unter den Eingeborenen ein hohes Vergnügen.

Im Jahre 1775 kam das erste lebende Warzenschwein nach Europa, und zwar vom Kap aus. Man hielt es geraume Zeit im Thiergarten von Haag und glaubte in ihm ein sehr gutmüthiges Thier zu besitzen. Eines Tages jedoch brach seine Wildheit aus; es stürzte sich nun grimmig auf seinen Wärter und brachte diesem mit seinen furchtbaren Hauern eine tödtliche Wunde bei. Einer Bache des Hausschweins, welche ihm in der Hoffnung beigegeben worden war, daß es sich mit derselben fortpflanze, riß es den Bauch auf. Hinsichtlich seiner Nahrung unterschied es sich nicht von anderen Schweinen. Es fraß Getreide aller Art, Mais, Buchweizen, grüne Wurzeln und sehr gern Brod. Ich sah ein Paar im Thiergarten von Antwerpen. Es waren junge Thiere, welche ihren Hauerschmuck noch nicht besaßen. Das von Rüppell berichtete Dahinrutschen auf den Vorderhandgelenken konnte man an ihnen sehr gut beobachten. Beim Fressen und Wühlen nahmen sie stets diese Stellung an. Sonst unterschieden sie sich nicht von anderen Schweinen.

* * *

In der letzten Familie unserer Ordnung sind die eigentlichen Dickhäuter oder Plumpen (Obesa) vereinigt. Die gegenwärtige Schöpfung enthält freilich nur noch zwei verschiedene Sippen dieser Geschöpfe: die Nashörner und Nilpferde; in der Vorwelt dagegen war die Erde von den hierher gehörigen Thieren reich bevölkert.

Die Plumpen unterscheiden sich von den Rüsselträgern durch den Mangel der so auffallend verlängerten Nasenbeine und durch ihre kleinen Eckzähne an der Stelle der gewaltigen Stoßzähne, durch

den Besitz von Schneidezähnen und durch den äußerst plumpen, auf niederen Beinen ruhenden, mit dicker Haut bedeckten riesigen Körper, in welchem das leibliche Leben das geistige so zu sagen unterdrückt hat. Gewöhnlich ist die röthlichgrau oder dunkelbraun gefärbte Haut nackt, nur hier und da mit wenigen Härchen bedeckt, schilderartig verdickt, faltig in den Gelenken und da, wo sie sich biegen muß. Die drei oder vier Zehen der ungeschlachteten Füße sind mit unvollkommenen oder ungleichen Hufen umhüllt. Die Nase und die äußeren Ohren sind meistens sehr stark entwickelt, die Augen aber klein und von unangenehmem Ausdruck.

Das Geripp aller dieser Thiere kennzeichnet sich durch seine schweren Formen. Alle Knochen sind gewaltig dick, stark und ungefüge. Am Schädel ist der Antlitztheil beträchtlich verlängert, die Nasenbeine sind noch sehr entwickelt. In der Wirbelsäule haben die Halswirbel sehr starke Fortsätze, die Rückenwirbel lange, die Lendenwirbel breite und die Kreuz- und Schwanzwirbel schwache Dornen. Die Zahl der Wirbel, welche Rippen tragen, ist bedeutend und schwankt in ziemlich weiten Grenzen. An den Gliedern fallen die sehr starken Hand- und Fußwurzeln auf; unter den Zehen übertrifft die Mittelzehe immer die übrigen. An diesem schweren Knochengerüste setzen sich kräftige Muskeln an; zumal diejenigen, welche zur Fortbewegung der Gliedmaßen und zur Beugung des Kopfes dienen, sind ungewöhnlich entwickelt. Die Lippen sind klein, die obere manchmal zu einem kleinen Rüssel verlängert. Die Zunge ist dick und glatt, die Speiseröhre weit, der Magen einfach oder getheilt, der Darm mindestens zehn Mal so lang, als der Leib, das Gefäß und Nervennetz sehr eigenthümlich gebaut.

Die Dickhäuter erscheinen uns so recht eigentlich als Ueberbleibsel aus früheren Schöpfungsabschnitten, als Ueberlebende aus der Zeit der Sage. Die Sippen, welche gegenwärtig so arm an Arten sind, waren früher reichzählig vertreten. Und nicht blos in den Wendekreisländern der Erde lebten diese Thiere, sondern auch in den gemäßigten, ja selbst in den kalten Gürteln. Gegenwärtig stehen die beiden Sippen der Familie scharf gesondert von einander da; wollten wir aber die ausgestorbenen uns als Bindeglieder denken, wollten wir die Knochen, die man gefunden hat, im Geiste wieder mit Fleisch und Haut und Borsten und Haaren bedecken, so würden wir eine Reihenfolge ohne erhebliche Lücken erhalten: aber wir würden vielleicht dann die jetzt noch lebenden mit anderen in besondere Familien vereinigen müssen: so groß ist der Reichthum der untergegangenen Arten. Im Zehen- und Fußbau der ausgestorbenen spricht sich die größte Uebereinstimmung mit den noch jetzt lebenden Plumpen aus, und eine Menge von Bindegliedern vereinigten auch die nunmehr einander so unähnlichen.

Gegenwärtig bewohnen die Plumpen Südasien und einige seiner Inseln, Mittel- und Südafrika. In ihrer Lebensweise ähneln sie im wesentlichen den Elefanten. Wie diese lieben sie die Nähe des Wassers und die Sumpfgegenden, wie diese steigen sie von der Tiefe zum Hügelland und in größere Höhen empor. Dichte, feuchte Wälder, welche Sümpfe, Seen, Flüsse und Bäche umschließen, sind Bedingung für ihr Wohlbefinden und demgemäß auch für ihren Aufenthalt. Die Flußpferde sind ausschließlich an das Wasser gebunden, und entfernen sich nur dann von ihm, wenn ihr Aufenthaltsort selbst ihnen keine Nahrung mehr bietet. Die Plumpen sind in vielfacher Hinsicht als Bindeglieder zwischen den Land- und Seesäugethieren anzusehen. An diese erinnert ihre gewaltige Masse und ihre Wasserliebe, jene sind sie noch ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach. Aber die Nilpferde gehen schon weit hinaus in das Meer und beweisen durch ihr geschicktes Schwimmen und Spielen in der Tiefe desselben, wie nahe sie den Walen stehen. Noch sind die Plumpen gesellig, jedoch nicht mehr in dem Grade, wie die Elefanten. Nur die Nilpferde halten noch etwas auf freundschaftlichen Verkehr mit Anderen ihrer Art: die Nashörner leben paarweise, höchstens in kleinen Trupps. Die Einen sind Nachtthiere, die Anderen auch bei Tage thätig; eine eigentliche Scheidung in dieser Hinsicht ist aber nicht ausgesprochen; denn die Nachtthiere zeigen sich oft genug bei Tage und die Tagthiere in der Nacht. Ihr Leben theilt sich in Fressen und Ruhen: der Bauch ist ihr Gott. An Gefräßigkeit übertreffen sie alle Säugethiere, an träger Ruhe nicht minder. Nur der Hun-

ger macht sie beweglich oder der wüthendste Zorn. Hiermit ist ihr geistiges Wesen schon beschrieben. Ihre Plumpheit und Schwerfälligkeit spricht sich in leiblicher, wie in geistiger Hinsicht aus. Schwer und plump, langsam und bedächtig ist ihr Gang, unbeholfen und ungeschickt ihr Lauf. Aber wenn die gewaltige Masse einmal in Bewegung gekommen ist, jagt sie ziemlich rasch dahin. Weit geschickter als auf dem Lande zeigen die Plumpen sich im Wasser. Ein guter Theil ihres schweren Leibes wird von diesem getragen, so daß sie sich blos wenig anstrengen müssen, um den massigen Bau fortzuschieben. Alle Dickhäuter sind vortreffliche Schwimmer, einzelne von ihnen bewohnen geradezu das Wasser. Sie gehen mit Gleichgiltigkeit unten auf dem Boden dahin; sie schwimmen zwischen Spiegel und Grund oder auf der Oberfläche, wie es ihnen eben behagt; sie tauchen mehrere Minuten lang und legen sich dann wieder auf der Oberfläche nieder, ohne sich die Sicherheit ihrer Lage durch Bewegung erkaufen zu müssen. Das Wasser ist ihnen Bedürfniß; sie können es nicht entbehren. Wenn sie es nicht haben, suchen sie sich wenigstens schlammige Pfützen und Lachen auf, um sich in diesen mit einer wahren Leidenschaft zu wälzen und zu recken.

Ihre ungeheure Kraft läßt sie fast überall einen Weg finden. Sie bewegen sich nicht blos im Wasser, im Sumpfe oder im Schlamm, sondern auch im Walde ohne Beschwerde. Das ärgste Dickicht hält sie nicht auf. Vor sich nieder werfen und brechen sie hindernde, in den Weg tretende Aeste und Zweige, und da, wo sie nur wenige Male denselben Pfad gegangen, bildet sich ein gebahnter, geebneter Weg. Selbst an den Berghängen hin höhlen sie sich einen Pfad aus; ihrer Kraft widersteht kaum das Gestein. Man findet an den Gehängen entlang tiefe, ausgetretene Hohlwege, welche erscheinen, als seien sie mit Hacke und Schaufel ausgearbeitet. Diese rühren von dem Nashorn her, welches hartnäckig viele Male ein und denselben Pfad wandelte. In allen Urwaldungen, in den ärgsten Bambusdickichten finden sich schöne, geradfortlaufende Pfade, welche durch dieselben Wegbaumeister gebildet wurden.

Die Nahrung der Plumpen besteht ausschließlich in Pflanzenstoffen. Sumpf- und Wasserpflanzen, Getreide, Gras, das Laub und die Zweige von Sträuchern oder Bäumen, Wurzeln und Früchte werden mit gleicher Lust gefressen; doch ist ganz unverkennbar, daß sie, wenn sie es haben können, in leckerhafter Weise ihre Auswahl treffen, und es fragt sich noch sehr, ob der Geschmack nicht gleich auf das Gehör, ihren ersten Sinn, folgt. Die Nashörner packen die Nahrung mit dem kleinen, kurzen Rüssel, zu welchem sich ihre Oberlippe verlängert. Das häßliche Nilpferd rauft sie mit seinen gewaltigen Zähnen los, sei es vom schlammigen Grunde der Gewässer oder auf dem Festlande. Die Lippen dieses Geschöpfes sind so plump, daß es kaum mit ihnen zugreifen kann. Es versteht blos Massen, welche vor ihm liegen, damit aufzunehmen, nicht aber abzureißen, während das Nashorn fast ebenso geschickt ist, wie der Tapir. Der Kostverachtung kann man sie nicht beschuldigen. Sogar Schilf und Riedgräser, blätterlose Aeste von ziemlicher Stärke, dürre Blätter und dornige Zweige, ja im Nothfalle der Koth anderer pflanzenfressenden Thiere, selbst der der eigenen Art, wird in den ungeheuren Schlund hinabgewürgt.

Im allgemeinen sind die Sinne der Plumpen noch ziemlich entwickelt. Ihre Haut ist sehr empfindlich, ihr Geschmacksinn entschieden ausgeprägt, ihr Geruch oft recht gut, ihr Gehör vorzüglich, das Gesicht aber, wie schon das blöde Auge beweist, nur schwach und stumpf. Aeußerst wenig Verstand ist ihr geistiges Erbtheil geworden. Owen wog das Gehirn eines Nashorns und fand das Verhältniß zwischen ihm und der Gesammtmasse des Körpers wie 1 : 164 : — bei dem Menschen ergibt eine ähnliche Wägung ein Verhältniß von 1 : 30 oder 1 : 40!

Die Plumpen leben friedlich und nach ihrer Weise auch verträglich unter einander. Faul und ruhig, wie sie sind, lassen sie sich im ganzen ziemlich Viel gefallen; wenn aber ihre Wuth einmal erwacht, kennt sie keine Grenzen mehr. Vor anderen starken Geschöpfen weichen sie aus, bis ihr Zorn rege wird, dann greifen sie blindrasend, alle Gefahr verachtend, ihre sämmtlichen Mitsäugethiere an, vom Elefanten angefangen bis zu dem Menschen hinauf. Sie können sehr gefährlich werden, obwohl ihre Plumpheit sie hindert, gewandten Feinden gegenüber alle ihre Kräfte zu entwickeln.

Die Stimme aller plumpen Thiere ist ein widerliches, wieherndes Gebrüll oder Grunzen und Brummen.

Sämmtliche Arten dieser noch lebenden Riesen vermehren sich schwach. Die Weibchen bringen nach langer Tragzeit nur ein einziges Junge zur Welt, welches von ihnen sehr geliebt und bei Gefahr mit rasender Wuth vertheidigt wird. Das Wachsthum geht äußerst langsam vor sich; dafür scheinen aber auch Alle ein hohes Alter erreichen zu können.

Jung eingefangene werden leicht zahm und lassen sich ziemlich Viel gefallen, obwohl ihnen niemals ganz zu trauen ist. Sie sind zu dumm, als daß sie einer höheren Zähmung zugänglich sein könnten. Manche zeigen eine gewisse Anhänglichkeit und Liebe an ihren Pfleger. Viel will dies Alles nicht bedeuten. Sämmtliche plumpen Thiere vertragen sich nicht mit dem Menschen und seinen Getreuen. Da, wo der Herrscher der Erde auch wirklich zur Herrschaft kommt, müssen sie weichen: sie hausen zu verheerend in seinem Gebiete, als daß er ihre Nähe dulden könnte.

Der Werth des erlegten plumpen Thieres ist durchaus nicht unbedeutend. Man benutzt Fleisch und Fett, Haut und Knochen, Horn und Zähne auf mancherlei Art, allein niemals wird man damit nur annähernd den Schaden aufwiegen können, welchen diese gefräßigen Ungeheuer anrichten. —

Die erste Sippe der Familie enthält die **Nashörner** (Rhinoceros), von denen gegenwärtig, soviel bekannt, sechs oder, wie Andere wollen, sieben Arten unsere Erde bewohnen. Von den vorweltlichen Arten hat man bisjetzt ungefähr ebensoviel, zum Theil sehr merkwürdige Arten aufgefunden. Die lebenden lassen sich in drei verschiedene Gruppen bringen, in solche mit einem Horn und faltiger oder schilderartig aufliegender Haut, in solche mit zwei Hörnern mit Faltenhaut und endlich in solche mit zwei Hörnern und glatter Haut. Ehe wir sie aber einzeln betrachten, müssen wir einen Blick auf die Eigenthümlichkeiten der Sippschaft werfen.

Die Nashörner sind zwar nicht die Plumpesten unter den Plumpen, aber doch sehr mißgestaltete Dickhäuter von ansehnlicher Größe mit schwerem Rumpf, kurzem Hals, verlängertem Kopf, kurzen, dicken Gliedmaßen und Füßen, deren drei Zehen kleine, schwache Hufe tragen. Die dicke Haut der jetztlebenden ist nackt, während sie bei den vorweltlichen mit einem dichten, doppelten Haarkleid bedeckt war. Am Kopfe verlängert sich namentlich der Antlitztheil bedeutend. Er dient zur Unterlage für ein oder zwei Hörner, für ein größeres vorn und ein kleineres hinten. Plumpe und kräftige Formen zeigen sich auch im Geripp. Der Schädel erscheint sehr lang und viel niedriger, als bei den übrigen Dickhäutern, die Stirnbeine nehmen den vierten oder dritten Theil der Schädellänge ein und verbinden sich unmittelbar mit den breiten und starken Nasenbeinen, welche die Nasenhöhle überwölben oder von einer mittleren Scheidewand noch gestützt werden. Da, wo das Horn ruht, ist dieser Knochen uneben, rauh, höckerig und wird Dies umsomehr, je größer die Hörner sind. Der Zwischenkiefer ist blos bei den Arten, welche bleibende Schneidezähne haben, ansehnlich; bei jenen aber, welche diese Zähne in frühester Jugend verlieren, verkümmert er gänzlich. Die Wirbelsäule wird von starken, mit langen Dornen besetzten Wirbelkörpern gebildet; 19 bis 20 von ihnen tragen stark gekrümmte, dicke und breite Rippen, das Zwerchfell setzt sich aber schon am 14. bis 17. Wirbel an. Bereits in früher Jugend verwachsen die fünf Wirbel, welche das Kreuzbein bilden, zu einem Ganzen. Der Schwanz besteht aus 22 bis 23 Wirbeln. An allen übrigen Knochen ist ihre Stärke und Plumpheit das Auffallendste. Der Zahnbau ist eigenthümlich abweichend von dem der übrigen Mitglieder der Familie. Regelmäßig fehlen die Eckzähne und gewöhnlich auch die vier Schneidezähne in beiden Kiefern. Sie waren zwar vorhanden, verkümmern aber sobald, daß man sie hat gänzlich leugnen wollen. Sieben Backzähne in jedem Kiefer bilden das übrige Gebiß. Jeder einzelne scheint aus mehreren Hügeln und Pfeilern zusammengeschmolzen zu sein. Die Kauflächen nutzen sich mit der Zeit mehr und mehr ab, und so entstehen verschiedenartige Zeichnungen.



Nashorn.

Auch die Weichtheile verdienen mit ein Paar Worten beschrieben zu werden. Die Haut der Oberlippe ist sehr dünn, gefäß- und nervenreich, die Zunge groß und empfindlich. Die Speiseröhre hat eine Weite von drei Zoll und eine Länge von fünf Fuß. Der Magen ist einfach länglich, im Durchmesser vier Fuß und im größten Querdurchmesser zwei Fuß, die kleinen Gedärme messen 50 bis 65 Fuß. Der Blinddarm ist 2 bis 3 Fuß, der Dickdarm 19 bis 25 Fuß, der Mastdarm 3 bis 5 Fuß lang. Unter den Sinneswerkzeugen fallen die Augen durch ihre geringe Größe auf.

Eine sehr dicke Haut bedeckt überall den Leib. An der Innenseite der Gliedmaßen ist sie noch $^1/_4$ Zoll dick, an der Mittellinie des Bauches schon $^3/_4$ Zoll, auf dem Rücken noch bedeutend stärker. Bei einigen Arten spannt sie sich ziemlich glatt über den Leib, bei anderen bildet sie tiefe Falten und bei einer dritten Gruppe endlich förmliche Schilder, welche durch Falten von einander abgetrennt werden. Das Horn besteht aus gleichlaufenden, äußerst feinen Fasern von Hornmasse. Jeder einzelne Faser ist etwa $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ Linie dick, rund oder kantig und im Inneren hohl. Die längsten verlaufen in der Mitte des Horns, die kürzesten an den Seiten. Nur solche Fasern bilden das Horn, es hat keine knöchernen Zapfen wie das der Wiederkäuer. Mit seiner breiten, rundlichen Fläche ruht es auf der höckerigen Oberfläche der Nasen- und Stirnbeine, eigentlich aber auf der Haut, als deren Gebilde es zu betrachten ist. Seine Länge kann bis drei Fuß ansteigen, dann krümmt es sich ziemlich stark nach hinten. Wenn zwei Hörner vorhanden sind, ist das hintere immer das kürzere und kleinere.

Gegenwärtig beschränkt sich das Vaterland der Nashörner auf Asien, seine Inseln und Afrika.

Das Leben der verschiedenen Arten ähnelt sich im allgemeinen sehr. Ich gebe deshalb erst eine kurze Beschreibung der wichtigsten Arten und dann eine Gesammtschilderung ihres Lebens und Treibens.

Das **einhornige** oder **indische Nashorn** (Rhinoceros indicus) gehört mit zu den größten von allen. Bei ziemlich erwachsenen Thieren beträgt die Leibeslänge 10 Fuß, die Länge des Schwanzes 2 Fuß, die Höhe am Widerrist 5 Fuß, der größte Leibesumfang $10^1/_2$ Fuß. Man hat aber alte Männchen getroffen, welche 12 bis 13 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß hoch wurden. Das Gewicht schätzt man auf 40 bis 60 Centner. Der Leib des Thieres ist plump, dick, wulstig, gestreckt, niedrig gestellt, der Hals kurz und dick, der Kopf mittelgroß, mehr als doppelt so lang als hoch, an der Stirn, unmittelbar vor den Ohren jederseits höckerig aufgetrieben, von dort steil gegen die Augen abfallend, über denselben nochmals gehöckert, sodann stark zusammengedrückt und abgeplattet. Die mittelgroßen, höchst beweglichen Ohren sind verhältnißmäßig lang und schmal, spitz und aufrechtstehend, fast schweinsähnlich. Die unverhältnißmäßig kleinen Augen sind von länglicher Gestalt, liegen tief und werden selten ganz geöffnet. Die Nasenlöcher stehen zu beiden Seiten über der Oberlippe, der Mundspalte gleichlaufend. Das Horn erhebt sich auf der breiten Oberseite des Schnauzenendes, zwischen und über den beiden Nasenlöchern. Es ist einfach gestreckt, kegelförmig zugespitzt, etwas nach rückwärts gekrümmt. Die Haut verbindet es mit der unebenen und rauhen Knochenunterlage. Seine Länge beträgt bis zu 2 Fuß; der Umfang an der Wurzel 1 Fuß. Die flache, breite Oberlippe verlängert sich in der Mitte zu einem zugespitzten, fast fingerähnlichem Rüssel, welcher bis auf eine Länge von 6 oder 7 Zoll ausgestreckt und wieder eingezogen werden kann; die Oberlippe ähnelt der des Rindes. Die kurzen, dicken, unförmigen, walzenartigen Beine sind wie die der Dachshunde gekrümmt und zeigen nur wenig deutliche Gelenke. An ihren Füßen sind drei Zehen vorhanden, welche von der Haut so verhüllt werden, daß sie äußerlich sich nur durch Hufe kennzeichnen. Diese sind groß, vorn flach gewölbt, unten scharf abgeschnitten und lassen die große, kahle, schwielige, langgestreckte, herzförmig gestaltete, harte Sohle zum größeren Theile frei. Der kurze, geradherabhängende Schwanz verdünnt sich von der Wurzel an allmählich bis zur Mitte. Die Geschlechtstheile sind sehr groß, die männlichen höchst sonderbar gebildet; das Euter des Weibchens enthält nur ein einziges Zitzenpaar. Eine ungewöhnlich starke Haut, welche viel härter und trockener, als beim Elefanten ist und auf einer dicken Schicht lockeren Zellgewebes aufliegt, so daß sie sich leicht hin und her schieben läßt, deckt den Körper und bildet einen, in viele kleine Felder getheilten, horn-

artigen Panzer, welcher durch mehrere, regelmäßig vertheilte, tiefe Falten unterbrochen wird. Diese Falten, welche bereits bei neugeborenen Thieren vorhanden sind, ermöglichen die Bewegungen des Thieres. An ihren Rändern ist die Haut wulstig aufgeworfen, in ihrer Mitte aber sehr verdünnt und weich, während sie sich sonst wie ein dickes Bret anfühlt. Bei älteren Thieren ist sie nackt und fast überall haarlos; nur an der Wurzel des Horns, am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes treten einige Borsten hervor. Hinter dem Kopfe zieht sich die erste starke Falte senkrecht am Halse herab, unten eine Art von Wamme bildend; hinter ihr steigt, von ihr schief nach oben und rückwärts, eine zweite Falte, welche anfangs sehr tief ist, gegen den Widerrist hin sich aber verflacht und verschwindet. Sie sendet unterhalb ihrer Mitte eine dritte Falte ab, welche sich schief vorwärts am Halse hinaufzieht. Hinter dem Widerrist zeigt sich eine vierte tiefe Falte, welche über den Rücken weg und beiderseits in einer bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter hinabläuft; sie zieht sich unten quer über das Vorderbein hinweg und schlingt sich vorn um dasselbe herum. Eine fünfte Falte zieht sich vom Kreuze herab, steigt schief und vorwärts an den Schenkeln hinab, wendet sich in den Weichen um, läuft etwas nach vorn und verschwindet dort. Vorher sendet sie einen Zweig ab, welcher anfangs am Vorderrande des Hinterbeins herumläuft, sodann sich wagrecht über das Schienbein zieht und zum After hinaufsteigt, von wo aus eine starke Wulst wagerecht über die Schenkel verläuft. Durch die beiden, vom Rücken abwärts laufenden Falten wird die Haut in drei breite Gürtel geschieden, von denen der erste nach dem Hals und den Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden und der dritte auf dem Hintertheile liegt. Ueberall ist die Haut mit unregelmäßigen, rundlichen, mehr oder weniger glatten, hornartigen Warzenschilderchen bedeckt. Die Bauch- und Innenseite der Beine sind durch manchfache sich durchkreuzende Furchen in kleine Felder getheilt. Um die Schnauze ziehen sich Querrunzeln. Bei jungen Thieren brechen einzelne borstenartige, dicke, harte Haare hier und da hervor. Die Färbung ist verschieden. Alte Thiere erscheinen einförmig dunkelgraubraun, mehr oder minder ins Röthliche oder ins Bläuliche spielend. In der Tiefe der Falten ist die Haut blaßröthlich oder bräunlich fleischfarben. Staub, Schlamm und andere Einwirkungen von außen lassen das Thier aber dunkler erscheinen, als es ist. Junge Thiere sind viel heller als alte.

Diese Art des Nashorns bewohnt Vorder- und Hinterindien, sowie die angrenzenden Theile des südlichsten China. Besonders häufig ist es in Siam, Cochinchina und den westlichsten Provinzen des himmlischen Reichs. Auf den großen Sundainseln wird es durch andere Arten vertreten, von denen die eine, welche Java bewohnt, auch nur ein Horn hat, während das auf Sumatra wohnende Nashorn deren zwei besitzt. Das eine wie das andere zeichnet sich noch außerdem durch starke Schilder und tiefe Hautfalten aus und bei dem sumatrensischen verlieren sich die Schneidezähne nicht.

Auch die afrikanischen Arten haben zwei Hörner, und das eine führt geradezu darnach seinen Namen. Das vordere Horn ist gewöhnlich etwa 2 bis 2½ Fuß lang, etwas nach rückwärts gebogen und ziemlich stark zugespitzt, das hintere ist kürzer und stumpfer. Die Haut hat nirgends grobe Falten, wie bei den vorher beschriebenen Arten. Sie ist rauh und sehr dick, auf dem Rücken auch hart, an den Seiten aber so weich, daß jede Flintenkugel durchdringt. Ihre ursprüngliche Farbe ist dunkelbraun, der Schmuz, welcher ihr beständig anhängt, macht sie aber graulich. Das Thier wird 11 bis 12 Fuß lang bei einem Körperumfang von 9 bis 11 Fuß. Der Schwanz mißt etwa 2½ Fuß. Die Schneidezähne, von denen im Unterkiefer vier, im Zwischenkiefer zwei standen, fallen frühzeitig aus. Die Eingeweide ähneln nach Sparrmann denen des Pferdes.

Der Wohnkreis dieses Nashorns erstreckt sich von den Kafferländern bis nach Abissinien hin, wahrscheinlich weit in das Innere des Erdtheils hinein, wie weit westlich, ist noch nicht bekannt.

Im südlichen Abissinien wird es durch eine andere Art, durch das **Kapuzennashorn** (Rhinoceros cucullatus) vertreten, welches jedoch noch so wenig bekannt ist, daß Genaueres hierüber nicht zu sagen ist.

Dieselben Orte bewohnt auch das **Keitloa** (Rhinoceros Keitloa), welches durch seine blaß-bräunliche Farbe und durch die beiden sehr langen Hörner auffällt. Das hintere Horn dieses Thieres, welches sich nach vorwärts wendet, übertrifft gewöhnlich das vordere noch an Länge. Das erstere ist ganz rund, das hintere oben seitlich etwas zusammengedrückt. Die Länge des Thieres beträgt 11 bis 12 Fuß, seine Schulterhöhe 5 Fuß. Manche Naturforscher sprechen dieser Art ihre Selbständigkeit



Das zweihörnige Nashorn (Rhinoceros bicornis).

ab, und betrachten sie nur als Spielart des gewöhnlichen zweihörnigen Nashorns; die Forscher und Jäger aber, welche das Thier lebendig sahen, unterschieden es sehr genau von dem ersteren.

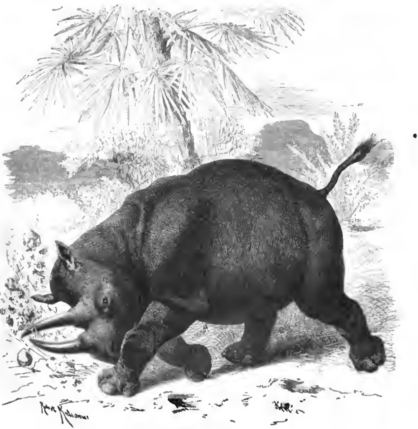
Nach den genannten kommt in Afrika noch eine Art vor, das **stumpfnäsige Nashorn** (Rhinoceros simus), welches im Lande der Betschuanen in größeren Gesellschaften weidet und sich durch die Zahl der Rippen von dem zweihörnigen unterscheidet. Mit diesem ist die Reihe der bisher bekannten, noch lebenden Nashörner geschlossen. Es ist jedoch sehr möglich, daß in Afrika noch andere aufgefunden werden dürften. Mir wurde während meines Aufenthalts in Kordofahn von ver-

schiedenen Thieren mit einem Horn erzählt, ohne daß ich die Arten hätte bestimmen können. Am oberen blauen Flusse fand ich die Fährten der Nashörner auf den zu den Flüssen führenden Pfaden häufig genug, niemals aber habe ich das Thier selbst zu Gesicht bekommen. Ein deutscher Reisender, welcher um dieselbe Zeit wie ich die gleichen Gegenden Afrikas durchwanderte, erhielt ebenfalls Berichte der Eingeborenen über die Nashörner und nahm keinen Anstand, diese Berichte, nachdem sie nach seiner Weise in Form und Klang gebracht waren, als sich auf das fabelhafte Einhorn beziehend, zu deuten, und die europäische Gelehrtenwelt war eine Zeitlang gläubig genug, solchen offenbaren Lügen Gehör zu schenken. So viel schien aber auch mir aus den Erzählungen der Eingeborenen hervorzugehen, daß mehrere Arten von Nashörnern die östlichen Provinzen Ostsudahns und noch mehr jene Länder südlich von Dar el Fuhr und Wadai bewohnen. Welche Arten es sind, steht freilich dahin. Jedenfalls hat die Wissenschaft von der genaueren Erforschung Afrikas noch viel für die Kenntniß dieser Thiere zu erwarten, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die Artenzahl der jetztlebenden Thiere noch vermehren dürfte. Dasselbe kann auch bei den in Asien lebenden der Fall sein; denn das Sumatra bewohnende Nashorn ist auch erst seit Kurzem unterschieden worden. Dennoch scheint festzustehen, daß die Vorwelt viel reicher an Arten dieser Familie war, als die Jetztzeit.

Man hat schon eine ziemliche Anzahl vorweltlicher Arten unterschieden. Ich will blos einer einzigen Erwähnung thun, des zweihörnigen Nashorns mit knöcherner Nasenscheidewand (Rhinoceros trichorhinus), welches nicht blos in einzelnen Knochen, sondern mit Haut und Haaren bis auf unsere Tage gekommen ist. Im ganzen nördlichen Asien vom Don an bis zur Beringsstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an dessen Ufer nicht Knochen von vorweltlichen Thieren, namentlich solcher von Elefanten, Büffeln und Nashörnern gefunden wurden und es ist bekannt, daß man alljährlich beim Austhauen Massen von vorweltlichem Elfenbein gewinnt, womit man gegenwärtig einen sehr bedeutenden Handel treibt. „Als ich im März 1772," sagt Pallas, „nach Jarutzk kam, zeigte mir der Statthalter des östlichen Sibirien den Vorder- und Hinterfuß eines Nashorns, welcher noch mit Haut überzogen war. Das Thier wurde im sandigen Ufer eines Flusses gefunden. Den Rumpf und die Füße ließ man liegen." Nun gab sich Pallas alle Mühe, mehr zu erfahren und brachte zunächst den Kopf und den Fuß nach Petersburg. Später hat Brandt die Reste untersucht und so erfahren wir, daß dieses vorweltliche Nashorn, welches während der Diluvialzeit das mittlere und nördlichere Europa und den Norden Asiens bewohnte, neben dem Mammuth eins der gemeinsten Dickhäuter unseres Welttheils war. Außer in Sibirien fand man seine Knochen auch noch in Rußland, Polen, Deutschland, England und Frankreich und zwar in manchen Orten in erstaunlicher Menge. Das hauptsächliche Artkennzeichen dieser Thiere besteht darin, daß bei allen anderen Nashörnern die knorpelige Nasenscheidewand bei ihm verknöchert ist, wahrscheinlich bedingt durch die auffallende Verlängerung der Nasenbeine. Ebenso weicht das Thier hinsichtlich seines Kleides von den anderen Nashörnern ab. Die getrocknete Haut hat eine schmuzig gelbliche Farbe. Sie ist nicht schwielig, wenigstens nicht am Kopfe, aber dick, an den Lippen gekörnelt und überall mit netzförmigen, rundlichen Poren dicht besetzt. Die Haare stehen in den Poren büschelförmig beisammen. Einzelne sind straffe Grannen, andere weiches Wollhaar; im übrigen ähnelt das Thier den jetztlebenden so außerordentlich, daß es höchstens einer anderen Untersippe hätte zugezählt werden können. Seine Nahrung scheint in Nadeln und jungen Trieben der Kiefern bestanden zu haben; doch ist darüber nichts Sicheres bekannt.

Andere Nashornarten lebten in der Vorzeit im südlichen Deutschland und in Frankreich. Eins von ihnen hatte wahrscheinlich vier Zehen an den Vorderfüßen und kein Horn. Es war die erste Art, welche auf der Erde erschien. Hierzu kommen nun noch einige den Nashörnern entfernter ähnelnde Vorweltsthiere, welche hauptsächlich insofern theilnehmenswerth für uns sind, als sie den Uebergang von den jetztlebenden, sehr einzeln dastehenden Dickhäutern vermitteln.

Die Alten haben das Nashorn recht wohl gekannt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß unser Thier das Einhorn der Bibel ist, von welchem Hiob sagt: „Meinest du, das Einhorn wird dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir breche in Gründen? Magst du dich auf eines verlassen, da es so stark ist und wird es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheunen sammle?" Der Urtext nennt dieses Thier Rem und schreibt ihm bald ein Horn,



Das Keitloa (Rhinoceros Keitloa).

bald zwei Hörner zu. Die Römer kannten unser Thier, wie zu erwarten, sehr gut und zwar das einhörnige ebensowohl als die zweihörnigen. Sie ließen sie auf ihren Kampfplätzen arbeiten. Nach Plinius brachte Pompejus das erste einhörnige Nashorn im Jahre 61 v. Chr. nach Rom zu den Spielen neben dem Luchs aus Gallien und den Pavian aus Aethiopien. „Das Nashorn," erzählt Plinius, „ist der geborne Feind der Elefanten. Es wetzt das Horn an einem Steine und zielt im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist, und so erlegt es den Elefanten." Dann fügt er hinzu, daß man schon bei Meroe Nashörner finde, und Dies ist ganz richtig; denn dort

gibt es heutzutage noch welche. „In der Stadt Aduleton, dem größten Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, fünf Tagereisen zu Schiffe von Ptolomäus, wird sehr viel Elfenbein, Hörner des Nashorns, Leder vom Flußpferde und andere derartige Handelsgegenstände verkauft." Der Erste, welcher von diesen Thieren spricht, ist Agatharchides; dann kommt Strabo, welcher in Alexandrien ein Nashorn gesehen hat. Pausanias führt es unter dem Namen „äthiopischer Ochs" auf, und dieser Name findet sich in viel späteren Jahrhunderten. Martial besingt beide Arten. Von dem einhörnigen sagt er:

„Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führet das Nashorn
Solcherlei Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhieß.
Wie im erbitterten Rasen erglühete stürmend das Unthier!
Wie gewaltig durchs Horn, welchem ein Ball war der Stier!"

und von dem zweihörnigen:

„Während bekümmerte Hetzer zum Kampfe aufreizten das Nashorn
Und lange sammelnd den Zorn dieses gewaltigen Thieres,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung,
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth;
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor."

Die alten Egypter scheinen das Nashorn nicht beachtet zu haben. Man hat bisjetzt auf den egyptischen Tempeln keine Abbildungen von ihm gefunden. Die Priester Meroes in Südnubien werden es wohl gekannt haben. Die arabischen Schriftsteller sprechen schon sehr frühzeitig von beiden Thieren und unterscheiden die indischen und afrikanischen. In ihren Märchen kommt das Nashorn nicht selten als zauberhaftes Wesen vor. Nun vergeht eine lange Zeit, ehe man wieder Etwas von dem Thiere vernimmt. Marco Polo, der bekannte und für die Thierkunde so wichtige Schriftsteller, ist der erste, welcher das Stillschweigen bricht. Er hat es auf seiner Reise im dreizehnten Jahrhundert in Indien wieder gesehen und zwar auf Sumatra. „Sie haben dort," sagt er, „viel Elefanten- und Löwenhörner, welche viel kleiner sind als jene und in der Behaarung den Büffeln ähneln; ihre Füße aber sind wie bei den Elefanten. Sie tragen ein Horn mitten auf der Stirn, thun damit aber Niemand Etwas. Wenn sie Jemanden angreifen wollen, werfen sie ihn vielmehr mit den Knieen nieder und stoßen dann mit der Zunge, die mit einigen langen Stacheln besetzt ist, auf ihn los. Ihren Kopf, welcher dem des Wildschweins ähnelt, tragen sie immer gegen die Erde gekehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf und sind überhaupt rohes, garstiges Vieh." Im Jahre 1513 erhielt endlich der König Emanuel aus Ostindien wieder ein lebendes Nashorn. Der Ruf davon erfüllte alle Länder. Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt von diesem Thiere heraus, den er nach einer schlechten Abbildung angefertigt hatte, welche ihm von Lissabon aus zugeschickt worden war. Das Bild stellt ein Thier dar, welches aussieht, als wäre es mit Schabraden bekleidet. Es hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer und trägt auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Fast zweihundert Jahre lang war jener Holzschnitt des berühmten Meisters das einzige Bild, welches man von dem Nashorn besaß. Erst Chardin, welcher in Ispahan selbst ein Nashorn sah, hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere Abbildung gegeben. Die Lebensbeschreibung hatte schon Bontius in der Mitte des 17. Jahrhunderts berichtigt. Von nun an beschreiben alle Reisenden, welche Sinn für Natur haben, die eine und die andere Art und namentlich die Nashörner, welche Südafrika bewohnen, sind uns recht ausführlich geschildert worden, so daß es gegenwärtig ziemlich leicht ist, ein allgemeines Bild der Thiere zu geben.

Im allgemeinen ähneln sich alle Nashörner in ihrer Lebensweise, in ihrem Wesen, in ihren Eigenschaften, Bewegungen und in ihrer Nahrung; doch scheint immerhin jede Art ihr Eigenthümliches zu haben. Unter den asiatischen Arten z. B. gilt das indische Nashorn als ein außerordentlich

bösartiges Geschöpf, das japanische wird schon als viel gutmüthiger geschildert und das auf Sumatra lebende soll gar nicht bösartig sein. Aehnlich verhält es sich bei den afrikanischen. Das zweihörnige wird trotz seiner geringen Größe als das wüthendste bezeichnet; das Keitloa gilt ebenfalls als ein höchst ungemüthlicher Gesell; das weiße Rhinoceros aber soll ein wirklich harmloses Geschöpf sein. Im allgemeinen werden die riesenhaften Dickhäuter überall mehr gefürchtet, als der Elefant. Die Araber des Sudahn, welche die Nashörner mit dem Namen Anasa und Fertit bezeichnen, sind geneigt, in ihnen wie im Nilpferde Zaubergestalten zu erblicken. Sie glauben, daß irgend ein böswilliger Hexenkünstler die Gestalt dieser Thiere annehmen könne und versuchen ihre Ansicht damit zu begründen, daß Nashörner wie Nilpferde in ihrer blinden Wuth keine Grenzen kennen. „Der Elefant," so sagen sie, „ist ein gerechtes Thier, welches das Wort des Gottgesandten Mahammed (über welchem der Frieden des Allbarmherzigen sei) in Ehren hält und Schutzbriefe und andere erlaubte Mittel der Abwehr wohl achtet: Nilpferde und Nashörner aber kümmern sich nicht im geringsten um alle Amulete, welche unsere Geistlichen schreiben, um die Felder zu bewahren und beweisen hierdurch, daß ihnen das Wort des Wahrheitsprechenden und Allmächtigen vollkommen gleichgiltig ist. Sie sind verbannt und verworfen von Anfang an. Nicht der Herr, der Allerschaffende, hat sie geschaffen, sondern der Teufel, der Allverderbende, und deshalb ist es den Gläubigen nicht gerathen, sich mit derartigen Thieren einzulassen, wie wohl die Heiden und christlichen Ungläubigen zu thun pflegen. Der wahre Muselmann geht ihnen ruhig und still aus dem Wege, damit er seine Seele nicht beschmuze und Schaden an ihr nehme und verworfen werde am Tage des Herrn."

Ein möglichst wasserreiches Gebiet, Sumpfgegenden, Flüsse, welche auf weit hin ihr Bett überfluthen, Seen mit umbuschten, schlammigen Ufern, in deren Nähe grasreiche Weideplätze sich befinden: das sind die bevorzugten Aufenthaltsorte der Nashörner. In Afrika entfernen sie sich aber nicht selten ziemlich weit vom Wasser, um auf den Grassteppen zu weiden, wie auch die indischen ihrerseits bisweilen nach dem Gebirge emporsteigen. Täglich einmal besucht wohl jedes Nashorn das Wasser, um hier zu trinken und um sich im Schlamme zu wälzen. Ein Schlammbad ist allen auf dem Lande lebenden Dickhäutern geradezu ein Bedürfniß; denn so sehr auch ihr Fell ihren Namen bethätigt, so empfindlich ist es. Zumal im Sommer nun peinigen Fliegen, Bremsen und Mücken alle größeren Säugethiere in wirklich unglaublicher Weise, und um Diesem vorzubeugen, schützen sie sich eben durch Auflegen einer dicken Schlammlage. Ehe sie noch auf Nahrung ausgehen, eilen sie zu den weichen Ufern der Seen, Lachen und Flüsse, wühlen mit dem Horn ein Loch und wälzen und drehen sich in diesem bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit Schlamm bedeckt sind. Das Wälzen im Schlamme thut den Thieren so wohl, daß sie dabei laut stöhnen und grunzen und sich von dem behaglichen Bad sogar hinreißen lassen, die ihnen sonst eigene Wachsamkeit zu vernachlässigen. Gegen die bösen Fliegen und Mücken schützt die Schlammdecke immer nur kurze Zeit; denn sie springt zunächst an den Beinen, dann auf den Schultern und an den Schenkeln ab, welche Theile nun den Stichen der Fliegen blosgestellt sind, ohne daß sich das Nashorn dagegen zu schützen vermöchte. Da sieht man es, seiner Trägheit vergessend, eilig nach den Bäumen rennen, um sich dort zu reiben und die Qual einen Augenblick lang zu verringern. Dann geht es von neuem weiter.

Die Nashörner sind mehr bei Nacht, als bei Tage thätig. Große Hitze ist ihnen sehr zuwider; deshalb schlafen sie um diese Zeit an irgend einem schattigen Orte, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den Kopf vorgestreckt und ebenfalls aufgelegt, oder sie stehen träg in einem stillen Theile des Waldes, wo sie durch die Wipfel größerer Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind. Alle Berichterstatter sind darin fast einstimmig, daß ihr Schlaf ein sehr gesunder ist. Mehrere Forscher konnten sich ruhenden Nashörnern ohne große Vorsicht nähern. Die Thiere glichen fühllosen Felsblöcken und rührten sich nicht. Gordon Cumming erzählt, daß selbst die besten Freunde des Thieres, mehrere kleine Vögel nämlich, welche stets mit ihm ziehen, vergeblich bemüht waren, eines der Nashörner, welches er erlegen wollte, zu wecken, und bereits die ältesten Berichterstatter erwähnen, daß gerade während der Mittagshitze das Thier am öftersten beschli-

chen und getödtet würde. Gewöhnlich schnarcht es im Schlafe so laut, daß man dieses dröhnende Geräusch schon auf eine gute Strecke hin vernimmt und dadurch auch dann aufmerksam gemacht wird, wenn man das versteckt liegende Nashorn nicht sieht. Doch kommt es auch vor, daß der Athem leise ein- und ausgeht, und man plötzlich vor einem rasenden Riesen steht, ohne von dessen Vorhandensein eine Ahnung gehabt zu haben. So berichtet Sparrmann, daß zwei seiner Hottentotten dicht an einem schlafenden Nashorn vorbeigingen und es erst bemerkten, als sie bereits einige Schritte vorüber waren. Sie drehten sich sofort herum, setzten ihm ihre Gewehre dicht auf den Kopf und schossen beide mit Kugeln geladenen Läufe ab. Das Thier machte noch einige Bewegungen; sie luden ruhig wieder und erlegten es durch die nächsten Schüsse.

Mit Anbruch der Nacht, in vielen Gegenden aber auch schon in den Nachmittagsstunden erhebt sich das plumpe Geschöpf, nimmt ein Schlammbad, reckt und dehnt sich dort behaglich und geht nun auf Weide aus. An den Quellen und Lachen erscheint es, in Afrika wenigstens, am häufigsten zwischen der dritten und sechsten Stunde der Nacht, und immer verweilt es dann mehrere Stunden an diesen so beliebten Orten. Nachher ist es ihm allerdings ziemlich gleich, wohin es sich wendet. Es äßt sich ebensowohl in den dichten, anderen Thieren kaum zugänglichen Wäldern, wie auf offenen Ebenen, im Wasser nicht weniger, als in dem Röhricht der Sümpfe, auf den Bergen ebensogut, wie in dem Thale. Selbst durch das verschlungenste Dickicht bahnt es sich einen Weg mit der allergrößten Leichtigkeit. Die Zweige und dünneren Stämme müssen der in Bewegung gesetzten Masse weichen oder werden von ihr niedergebrochen, und nur um größere Stämme herum macht es eine kleine Biegung. Wo es mit Elefanten zusammenlebt, nimmt es gewöhnlich deren Wege an; doch kommt es ihm darauf nicht an, sich selbst solche zu bahnen; denn im Nothfall biegt es mit seinem Horn auch dicke Stämme zu beiden Seiten, um sich zwischen ihnen hindurch einen Pfad zu bilden. In den Dschungeln Indiens sieht man lange, schnurgerade Wege, auf welchen alle Pflanzen seitlich niedergebrochen sind, während der Boden von den Tritten des Thieres niedergestampft ist. Im Inneren Afrikas gewahrt man ähnliche Gangstraßen, welche man als solche des Nashorns erkennt, wenn die Bäume rechts und links niedergebrochen sind, während die von Elefanten herrührenden dadurch sich auszeichnen, daß die niederen, hindernden Stämme ausgerissen, entlaubt und dann auf die Seite geworfen wurden. Nicht selten soll man in den indischen Gebirgsgegenden ganz wohl ausgetretene Wege finden, welche von einem Wald zum anderen über felsige oder steinige Abhänge führen und durch das beständige Dahintraben auf der gleichen Stelle förmlich in das Gestein eingegraben worden sind, so daß schließlich tiefe Hohlwege entstehen.

Hinsichtlich seiner Nahrung steht das Nashorn zum Elefanten in einem ähnlichen Verhältniß, wie der Esel zum Pferde. Am liebsten frißt es harte Stauden aller Art, Disteln, Ginster, Sträucher, harte Schilfe und Steppengras u. dgl. In Afrika besteht seine Hauptnahrung aus den dornigen Mimosen, zumal aus den niederen, buschigen, deren eine Art ihrer krummen, sich in Alles anhakenden Dornen halber von den Jägern so bezeichnet „Wart ein Bischen" genannt wird. Während der Regenzeit verläßt es gern die Wälder und zieht sich da, wo Feldbau in der Nähe seines Aufenthalts getrieben wird, nach dem angebauten Lande. Hier richtet es dann unglaubliche Verwüstungen an; denn ehe der Magen von 4 Fuß Länge und 2½ Fuß Durchmesser gefüllt ist, muß schon eine anständige Menge von Kraut vernichtet sein. Bei den in der Gefangenschaft lebenden Nashörnern hat man die tägliche Nahrung gewogen und gefunden, daß das Thier mindestens einen halben Centner zu sich nimmt. Im freien Zustande frißt es wahrscheinlich noch mehr. Aber freilich ist es auch kein Kostverächter. Nicht blos die dünneren Zweige und Schößlinge werden hinabgewürgt, nicht blos die starrenden Theile der Mimosen und anderer stachligen Gewächse der Wendekreisländer, sondern auch Aeste bis zu 1½ und 2 Zoll Durchmesser. Dasselbe, was ich von der Losung des Elefanten sagte, gilt auch hier. Die Nahrung wird mit dem breiten Maule massenhaft abgepflückt, und diejenigen Arten, bei denen sich die Oberlippe rüsselartig verlängert, wissen die handartigen Fortsätze ganz vortrefflich zu gebrauchen. An einem gefangenen, indischen Nashorn beobachtete ich, daß

es mit seiner Lippenspitze sehr kleine Stücken, z. B. Zuckerbrocken, geschickt einklemmen und dann durch Umbiegen derselben auf die weit vorragende Zunge bringen kann. Alle Nahrung, welche das Thier aufnimmt, zerkaut es sogleich, aber in rohester Weise; denn seine Speiseröhre ist weit genug, um auch großen Stücken den Durchgang zu gewähren. Das indische Nashorn kann die rüsselartige Ausbuchtung der Oberlippe etwa bis auf 6 Zoll verlängern und damit gleich einen tüchtigen Busch Gras erfassen, ausreißen und in das Maul schieben. Ob etwas Erde dann mit an den Wurzeln hängt oder nicht, ist ihm ziemlich gleichgiltig. Es schlägt allerdings erst den ausgerissenen Busch einmal gegen den Boden, um den größten Theil der erdigen Stoffe abzuwerfen, dann aber schiebt es ihn mit großer Seelenruhe in den weiten Rachen und würgt ihn ohne Schlingbeschwerden hinab. Sehr gern frißt das Thier auch Wurzeln, deren es sich mit Leichtigkeit bemächtigt. Bei guter Laune macht es sich schon seines Vergnügens halber daran, einen kleinen Baum oder Strauch aus dem Boden zu wühlen, und setzt zu diesem Zwecke mit dem gewaltigen Horn solange unter den Wurzeln herum, bis es schließlich den Strauch erfassen und herausheben kann. Dann werden durch andere Schläge die Wurzeln losgebrochen und verzehrt. Dabei ist jedoch bemerkt worden, daß die verschiedenen Arten auch eine verschiedene Auswahl ihrer Nahrung zu treffen pflegen. So behauptet man, daß die Borile oder das zweihörnige Nashorn Afrikas durch einen Euphorbienstrauch, welchen die weißen Arten ohne Magenbeschwerde fressen, vergiftet wird.

Das Wesen des Nashorns hat wenig Anziehendes. Es frißt entweder oder schläft, um die übrige Welt bekümmert es sich fast gar nicht. Im Gegensatz zu dem Elefanten lebt es nicht in Herden, sondern meist einzeln oder höchstens in kleinen Trupps von vier bis zehn Stücken. Unter solcher Gesellschaft herrscht kein Zusammenhang: jedes Einzelne lebt für sich und thut, was ihm beliebt. Alle Bewegungen der Thiere sind schwerfällig und plump, jedoch durchaus nicht in dem Grade, als man wohl glauben möchte. Behende Wendungen und Biegungen kann das Nashorn freilich nicht ausführen, und auf den Bergen springt es auch nicht mit der Leichtigkeit einer Gemse herum, in den ebenen Gegenden aber eilt es, wenn es einmal in Bewegung gekommen ist, sehr rasch davon. Es geht nicht, wie die anderen schweren Dickhäuter, durch gleichzeitiges Bewegen der Beine einer Seite, sondern schreitet mit den sich gegenüberstehenden Vorder- und Hinterbeinen zugleich aus. Beim Laufen hält es den Kopf gewöhnlich niedrig und gerade vor sich hin, in der Wuth aber schaukelt es ihn wiegend hin und her und reißt mit dem Horn tiefe und weite Furchen auf. Wenn es recht erzürnt ist, springt es auch von einer Seite zur anderen und hebt dann den stumpfen Schwanz in die Höhe. Es kann einen sehr geschwinden und ausdauernden Trab laufen und selbst berittenen Jägern gefährlich werden, zumal in buschreichen Gegenden, wo Mann und Pferd nicht so leicht auszuweichen vermögen, während jenes plump alle ihnen im Wege stehenden Bäume niedertritt. Im Schwimmen ist das Nashorn natürlich Meister; doch hält es sich mehr an der Oberfläche und taucht nicht ohne Noth. Einzelne Berichterstatter wollen beobachtet haben, daß es in Sümpfen oder Flüssen sich zum Grunde hinabsenkte, dort mit dem Horn die Wurzeln und Ranken der Wasserpflanzen aushebe und mit sich emporbrächte, um sie oben zu verzehren.

Unter den Sinnen der Nashörner steht das Gehör wohl oben an, dann folgt der Geruch und auf diesen das Gefühl. Das Gesicht ist sehr wenig ausgebildet. Es wird allgemein behauptet, daß ein Nashorn immer nur gerade nach vorn sehen könne und Menschen, welche von der Seite zu ihm hinschlichen, gar nicht wahrzunehmen vermöge. Ich bezweifle diese Angaben, weil ich das Gegentheil an zahmen bemerkt habe. In der Wuth folgt das Nashorn dem Geruch und Gehör. Es nimmt die Fährte des Feindes auf und spürt dieser nach, wobei es allerdings das Auge wenig braucht. Das Gehör ist sehr fein; das Thier vernimmt das leiseste Geräusch auf große Entfernungen. Aber auch der Geschmack ist durchaus nicht zu leugnen; denn bei zahmen beobachtete ich, daß ihnen Zucker ein höchst erwünschter Gegenstand war und mit besonderem Wohlgefallen von ihnen verzehrt wurde. Die Stimme besteht in einem dumpfen Grunzen, welches bei größerer Wuth in ein tönendes Blasen übergehen soll. In der Freiheit mag man dieses Blasen oft vernehmen; denn ein Nashorn ist sehr leicht

in Wuth zu versetzen. Seine Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht Futter heißt, kann sich sehr bald in das Gegentheil umwandeln. **Raffles** beobachtete, daß das sumatrensische Nashorn vor einem einzigen Hunde die Flucht ergriff, und andere Reisende sahen, daß es bei ihrer Witterung eiligst davon ging: allein das ganze Betragen ändert sich, wenn das Thier gereizt wird. Es achtet dann weder die Zahl, noch die Wehrhaftigkeit seiner Feinde, sondern stürzt blindwüthend in gerader Linie auf den Gegenstand seines Zornes los. Ob dann eine Gesellschaft bewaffneter Leute dem wüthenden Vieh entgegensteht oder ob der Gegenstand seiner Wuth ein völlig harmloser und unbedeutender ist, scheint von ihm nicht in Betracht gezogen zu werden. Rothe Farben sollen ihm zuwider sein, wie dem Ochsen, und öfters hat man es Anfälle auf schreiend gekleidete Menschen machen sehen, welche ihm nicht das Geringste zu Leide gethan haben. Seine Wuth übersteigt alle Grenzen. Es rächt sich nicht blos an Dem, welches es wirklich gereizt hat, sondern an Allem und Jedem, was ihm vorkommt; selbst Steine und Bäume müssen herhalten und wenn es gar Nichts findet, reißt es wenigstens 6 bis 8 Fuß tiefe Furchen in die Erde. Glücklicherweise ist es nicht so schwer, einem in seiner Wuth dahinrennenden Nashorn zu entgehen. Der geübte Jäger läßt es bis auf etwa 10 oder 15 Schritt herankommen und springt dann zur Seite. Da rennt der tobende Gesell an ihm vorüber, verliert die Witterung, welche er bisher hatte, und stürzt nun auf gut Glück vorwärts, vielleicht an einem anderen, ganz unschuldigen Gegenstand seine Wuth auslassend. Man hat, wie **Lichtenstein** erzählt, Beispiele, daß ein Nashorn bei Nacht einen Wagen oder einen davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortschleppte und zertrümmert hat. Für den gerade im Zuge begriffenen Reisenden ist das Nashorn von allen Thieren das gefährlichste, weil es nicht selten ohne alle Ursache auf die Leute losrennt und in verrückter Wuth ganz Unschuldige umbringt. Zumal die schwarzen, afrikanischen Nashörner sind wegen ihres ungeheuern Grimmes sehr gefürchtet. Sie stürzen auf alle Gegenstände los, welche ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Manchmal arbeitet eins dieser Thiere stundenlang mit seinem Horn an einem Busche und wühlt schnaubend an ihm herum, bis es ihn mit sammt seinen Wurzeln aus der Erde gehoben hat, dann legt es sich vielleicht ruhig nieder, ohne weiter an das eben Zerstörte zu denken. Das weiße, afrikanische Nashorn ist viel sanfter und harmloser, als seine schwarzen Verwandten, und steht ihnen auch an Schnelligkeit bei weitem nach. Selbst wenn es verwundet worden ist, greift es selten den Menschen an.

Ueber die Fortpflanzung des Nashorns fehlen zur Zeit noch genauere Berichte. Von der indischen Art weiß man, daß die Paarung in die Monate November und Dezember fällt, und da nun der Wurf im April oder Mai erfolgt, kann man die Tragzeit auf 17 bis 18 Monate anschlagen. Der Paarung gehen zuweilen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. So sah **Anderson** vier männliche Nashörner im wüthendsten Kampfe, erlegte zwei und fand, daß sie mit Wunden bedeckt und in Folge deren nicht im Stande waren, sich satt zu fressen. Mitten im Dickicht des Waldes bringt das Nashorn sein einziges Junge zur Welt. Es ist ein kleines, plumpes Vieh, von der Größe eines stattlichen Hundes, welches mit offenen Augen zur Welt kommt. Seine röthliche Haut ist noch faltenlos, der Keim zum Horn ist aber schon vorhanden. Das Wachsthum schreitet in den ersten Monaten rasch vor sich. Ein Nashorn, welches am dritten Tage etwa 2 Fuß hoch und $3\frac{1}{2}$ Fuß lang war, wächst in einem Monate 5 Zoll in die Höhe, $\frac{1}{2}$ Fuß in die Länge und ebenso viel im Umfang. Nach dreizehn Monaten hat es bereits eine Höhe von vier, eine Länge von sechs und einen Umfang von fast sieben Fuß. Die Haut ist in den ersten Monaten von dunkelrötblicher Farbe, später bekommt sie eine dunkle Schattirung auf hellerem Grunde. Bei den bezüglichen Arten ist bis zum vierzehnten Monate kaum eine Andeutung der Falten vorhanden; dann aber bilden sich diese so rasch aus, daß binnen wenigen Monaten kein Unterschied zwischen den Alten und Jungen vorhanden ist. Uebrigens gehört mindestens ein achtjähriges Wachsthum dazu, bevor das Nashorn eine Mittelgröße erlangt hat. Das Horn biegt sich durch das ewige Wetzen mehr nach hinten. Manche Nashörner aber haben die Eigenheit, so viel mit ihm zu schleifen, daß es bis auf einen Stummel verkleinert wird. Dies thun regelmäßig die gefangenen.

Die Mutter zeigt viel Liebe für ihr Junges und vertheidigt es bei Gefahr mit einem beispiellosen Grimm gegen jeden Feind und jeden Angriff. Sie säugt es fast durch zwei Jahre und bewacht es während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt. **Boutius** erzählt, daß ein Europäer auf einem seiner Ritte ein indisches Nashorn mit seinem Jungen entdeckte. Als das Thier die Menschen erblickte, stand es auf und zog mit seinem Kinde langsam weiter in den Wald. Das Junge wollte nicht recht fort, da stieß es die Alte mit der Schnauze vorwärts. Nun fiel es einem Jäger ein, dem Thiere nachzureiten und ihm mit seinem Säbel einige Hiebe auf den Hinteren zu geben. Die Haut war zu dick, als daß er hätte durchdringen können, die Hiebe hinterließen nur einige weiße Streifen. Geduldig ertrug das alte Nashorn alle Mißhandlungen, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war, dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter, stürzte auf ihn los und zerriß ihm mit dem ersten Streich einen Stiefel in Fetzen. Es würde um ihn geschehen gewesen sein, wäre das Pferd nicht klüger gewesen, als sein Leiter. Dieses sprang zurück und floh aus allen Kräften, das Nashorn aber jagte ihm nach, Bäume und Alles, was ihm hindernd war, krachend niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern des Weißen zurückkam, ging das Nashorn auf diese los, sie aber fanden glücklicherweise zwei neben einander stehende Bäume, hinter welche sie sich flüchteten. Das Nashorn, blind gemacht durch seine Wuth, wollte schlechterdings zwischen den Bäumen hindurch und gerieth in förmliche Raserei, als es sah, daß diese seinen Angriffen widerstanden. Die Stämme zitterten wie Rohr unter den Streichen und Stößen, welche das erboste Vieh führte, doch widerstanden sie und die Leute gewannen Zeit, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, welche es fällten. — Wie lange das junge Nashorn bei seiner Mutter bleibt, weiß man nicht, ebensowenig kennt man das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Kinde.

Man hat in alter Zeit viel von den Freundschaften und Feindschaften des Nashorns gefabelt. Namentlich der Elefant sollte aufs eifrigste von dem Nashorn bekämpft werden und diesem blindwüthenden Thiere regelmäßig unterliegen müssen. Diese schon von **Plinius** herrührenden Fabeln sind nach und nach erledigt worden. Bereits die älteren Reisebeschreiber wissen von der Feindschaft Nichts; wohl aber erzählt man von der Freundschaft unseres Thieres mit anderen Geschöpfen. **Anderson**, **Gordon Cumming** und Andere fanden fast regelmäßig auf dem Nashorn einen gar dienstwilligen Vogel, den **Madenhacker**, welcher das Thier während des ganzen Tages treu begleitet und gewissermaßen Wächterdienste bei ihm verrichtet. „Die Nashornvögel (Madenhacker),“ sagt **Cumming**, „sind fortwährende Begleiter des Nilpferdes und der vier Arten des Nashorns. Sie nähren sich von dem Ungeziefer, von welchem diese Thiere wimmeln, und halten sich deshalb immer in unmittelbarer Nähe der Dickhäuter oder auf ihrem Leibe selbst auf. Oft haben diese stets wachsamen Vögel mich bei meiner vorsichtigsten Annäherung in meinen Erwartungen getäuscht und meine Mühe vereitelt. Sie sind die besten Freunde, welche das Nashorn hat, und verfehlen selten, es aus seinem tiefsten Schlafe aufzuwecken. Der alte Dickbauch versteht auch ihre Warnung vollkommen, springt auf seine Füße, sieht sich nach allen Richtungen um und ergreift dann jedes Mal die Flucht. Ich habe oft zu Pferde ein Nashorn gejagt, welches mich viele Meilen weit lockte und eine Menge Kugeln empfing, ehe es stürzte. Auch während solcher Hatz blieben diese Vögel fortwährend bei ihrem Brodherrn. Sie saßen ihm auf dem Rücken und den Seiten, und als eine Kugel in die Schulter des Nashorns einschlug, flatterten sie ungefähr sechs Fuß in die Höhe, einen gellenden Schrei ausstoßend, und nahmen dann wieder ihre frühere Stellung an. Zuweilen traf es sich, daß die unteren Zweige der Bäume, unter welchen das Nashorn dahinrannte, die Vögel wegfegten; aber sie fanden alle Mal ihren Platz wieder. Ich habe Nashörner geschossen, wenn sie um Mitternacht an den Quellen tranken. Die Vögel aber, welche glaubten, daß das erlegte Nashorn schlief, blieben bis zum Morgen bei ihm und wenn ich mich näherte, bemerkte ich, daß sie, ehe sie fortflogen, alles Mögliche aufboten, um das vermeintlich schlafende Nashorn aufzuwecken.“ Wir haben keinen Grund, an der buchstäblichen Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln, da wir ähnliche Freundschaften zwischen den Vögeln und den Säugethieren oft genug finden können. Zudem habe ich die Madenhacker in Habesch

wenigstens auf Pferden und Rindern selbst beobachten können. Selbstverständlich finden die Vögel Anerkennung für solche treue Begleitung, und auch das stumpfeste Säugethier muß die Wohlthat erkennen, welche sie ihm durch Auflesen der es peinigenden Kerfe bereiten. Ob aber bei Annäherung des Menschen die Vögel ihr Weidethier geradezu in das Ohr picken, um es aufzuwecken, will ich gern dahin gestellt sein lassen; ich glaube eher, daß schon die allgemeine Unruhe, welche sie kundgeben, wenn sich ihnen etwas Verdächtiges zeigt, hinreichend ist, um das Nashorn aufmerksam zu machen. Bekannt ist übrigens, daß manche Vögel, welche sich durch besondere Vorsicht auszeichnen, in sehr kurzer Zeit von den übrigen als Vorposten und Warner anerkannt und beobachtet werden.

Außer dem Menschen dürfte das Nashorn nicht viele Feinde haben. Löwen und Tiger meiden das Thier, weil sie wissen, daß ihre Klauen doch zu schwach sind, um dessen dicke Panzerhaut zu zerreißen. Aus dem Prankenschlag des Löwen, welcher einen Stier im Nu zu Boden schlägt, würde sich das Nashorn wahrscheinlich nicht viel machen; denn das ist in Folge der Kämpfe mit seines Gleichen noch ganz andere Schläge gewöhnt. Weibliche Nashörner, welche Junge haben, lassen übrigens die Tiger oder Löwen nicht in ihre Nähe kommen; denn dem kleinen, noch weichlichen Nashorn mag das große Raubthier wohl gefährlich werden. „Als ich ein Mal aus der Stadt an dem Flusse spazieren ging," sagt Bontius, „um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgebissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger."

„Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu sein; denn wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander mit schiefen Augen an, grunzen und blöcken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist."

Das Nashorn fürchtet andere kleine Thiere weit mehr, als die großen Räuber und namentlich in einigen Bremsen und in den Mücken hat es gar schlimme Feinde, gegen welche es kaum Etwas unternehmen kann. Ihrethalber wälzt es sich so gern im Schlamme und in Folge ihrer Stiche, welche es recht wohl fühlen mag, reibt es sich oft an den Stämmen, bis böse Geschwüre und Krusten entstehen, in denen sich dann wieder neue Kerbthiere ansiedeln. Auch mit dem Schlamme kommen eine Menge von Wasserthieren, namentlich Egel, an das Nashorn, welche ebenfalls unangenehm werden müssen und nur in den kleinen gefiederten Freunden des Thieres mächtige Gegner finden können.

Der Mensch ist wohl überall der gefährlichste Feind des Nashorns. Alle Völkerschaften, in deren Gebiete das wüste Geschöpf sich findet, stellen ihm mit größtem Eifer nach und auch die europäischen Jäger betreiben seine Jagd mit wahrer Leidenschaft. Man hat gefabelt, daß die Panzerhaut Kugeln undurchdringlich wäre; doch haben schon frühere Reisende bezeugt, daß selbst eine Lanze oder ein kräftig geschleuderter Pfeil sie durchbohrt. Die Jagd ist gefährlich, weil der gewaltige Riese auf den rechten Fleck getroffen werden muß, wenn er der ersten Kugel erliegen soll. Verwundet nimmt er augenblicklich den Kampf mit dem Menschen auf und kann dann sehr gefährlich werden. Die eingeborenen Jäger suchen das Nashorn während des Schlafes unter dem Winde zu beschleichen und werfen ihm ihre Lanze in den Leib oder setzen ihm die Mündung des Gewehrlaufs fast auf den Rumpf, um den Kugeln ihre volle Kraft zu erhalten. Die Abissinier gebrauchen Wurfspieße, schleudern davon aber manchmal 50 bis 60 auf ein Nashorn. Wenn es etwas erschöpft vom Blutverlust ist, wagt sich einer der Kühnsten an das Thier heran und versucht mit dem scharfen Schwerte die Achillessehne durchzuhauen, um das Thier zu lähmen und zu fernerem Widerstande unfähig zu machen. In Indien zieht man mit Elefanten zur Jagd hinaus, aber selbst diese werden zuweilen von dem wüthenden Thiere gefährdet. „Als das Nashorn aufgejagt war," sagt Borri, „ging es ohne anscheinliche Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los und, als diese bei seiner Annäherung rechts und links aus einander prallten, lief es ganz gerade durch die aus ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den Statthalter traf, welcher auf einem Elefanten saß. Das Nashorn lief sogleich hinter diesem her und suchte ihn durch sein Horn zu verwunden, während der Elefant

seinerseits alle Kraft aufbot, das angreifende Nashorn mit dem Rüssel zu fassen. Der Statthalter nahm endlich die Gelegenheit wahr und schoß ihm eine Kugel an die rechte Stelle."

Auf die afrikanischen Arten wird selbst im offenen, freien Felde Jagd gemacht. Der Jäger schleicht sich durch das Gebüsche heran und schießt aus geringer Entfernung. Fehlt er, so stürzt das Thier wüthend nach dem Orte hin, von welchem der Schuß fiel, und spürt und blickt nach dem Feinde umher. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen. Geübte Nashornjäger haben stundenlang einem auf sie eindringenden Nashorn Stand gehalten, indem sie stets zur Seite sprangen, wenn das Nashorn auf sie losrannte und es an sich vorbeirasen ließen. Nachdem es sich ausgetobt, erlegten sie es doch noch. Der Reisende Andersson ist mehrmals durch verwundete Nashörner in Todesgefahr gekommen. Eins derselben stürzte sich wüthend auf ihn, warf ihn nieder, glücklicherweise ohne ihn mit dem Horne zu treffen. Es schleuderte ihn aber ein gutes Stückchen mit seinen Hinterfüßen weg. Kaum war es an ihm vorüber gestürmt, als es sich schon herum drehte und einen zweiten Angriff wagte, wobei es seinem Feinde eine tüchtige Wunde in den Schenkel beibrachte. Damit war glücklicherweise seine Rache erfüllt. Es eilte in ein benachbartes Dickicht, und Andersson konnte gerettet werden. Ein anderes Zusammentreffen mit dem weißen Nashorn beschreibt er mit folgenden Worten:

„Als ich einst auf der Rückkehr von einer Elefantenjagd begriffen war, bemerkte ich ein großes, weißes Nashorn in kurzer Entfernung vor mir. Ich ritt ein vortreffliches Jagdpferd, das beste und flotteste, was ich jemals während meiner Jagdzüge besessen habe; doch war es eine Gewohnheit von mir, niemals ein Nashorn zu Pferde zu verfolgen, einfach deshalb, weil man sich dem stumpfsinnigen Vieh weit leichter zu Fuß als zu Pferde nähern kann. Bei dieser Gelegenheit jedoch schien es, als ob das Schicksal dazwischentreten wolle. Meinen Nachreitern mich zuwendend, rief ich aus: „Beim Himmel, der Bursche hat ein gutes, feines Horn, ich will ihm einen Schuß geben." Mit diesen Worten gab ich meinem Pferde die Sporen, war in kurzer Zeit neben dem ungeheueren Vieh und gab ihm einen Augenblick später eine Kugel in seinen Leib, doch, wie sich zeigte, nicht von tödtlicher Wirkung. Das Nashorn, anstatt, wie gewöhnlich, die Flucht zu ergreifen, blieb zu meiner größten Verwunderung sofort stehen, drehte sich rasch herum und kam, nachdem es mich ein oder zwei Augenblicke neugierig angesehen hatte, langsam auf mich los. Ich dachte noch gar nicht an die Flucht, dem ungeachtet versuchte ich, mein Pferd wegzulenken. Aber dieses Geschöpf, gewöhnlich so gelehrig und lenksam, welchem der kleinste Druck des Zügels genug war, verweigerte jetzt ganz entschieden, mir zu gehorchen. Als es zuletzt noch folgte, war es zu spät; denn das Nashorn war bereits so nahe zu uns gekommen, daß ich wohl einsah, ein Zusammentreffen mußte unvermeidlich sein. Und in der That, einen Augenblick später bemerkte ich, wie das Scheusal seinen Kopf senkte, und indem es denselben rasch nach oben warf, stieß es sein Horn mit solcher Kraft zwischen die Rippen meines Pferdes, daß es durch den ganzen Leib, durch den Sattel selber hindurch fuhr und ich die scharfe Spitze in meinem Beine fühlte. Die Kraft des Stoßes war so furchtbar, daß mein Pferd einen wirklichen Purzelbaum in der Luft schoß und dann langsam nach rückwärts zurückfiel. Was mich anlangt, so wurde ich mit Gewalt gegen den Boden geschleudert, und kaum lag ich hier, als ich auch schon das Horn des wüthenden Thieres neben mir erblickte. Doch mochte es seine Wuth gekühlt und seine Rache erfüllt haben. Es ging plötzlich mit leichtem Galopp von dem Schauplatze seiner Thaten ab. Meine Nachreiter waren inzwischen näher gekommen. Ich eilte zu einem hin, riß ihn vom Pferde herab und sprang selbst in den Sattel und eilte ohne Hut, das Gesicht von Blut strömend, rasch dem sich zurückziehenden Thiere nach, welches ich zu meiner großen Genugthuung wenig Minuten später leblos zu meinen Füßen hingestreckt sah."

Auch Gordon Cumming berichtet, daß ein weißes, sonst als gutmüthig betrachtetes Nashorn sich, als es in die Enge getrieben worden war, wüthend zum Angriff herumdrehte und ihn

gefährdete. Von einem Schwarzen erzählt er, daß dasselbe, noch ehe er ihm Leides gethan, plötzlich auf ihn zukam und ihn lange Zeit um einen Busch herumjagte.

„Wäre es ebenso flink als häßlich gewesen, so hätten meine Wanderungen wahrscheinlich ihre Beendigung erreicht. Aber meine überlegene Behendigkeit gab mir den Vortheil. Nachdem es mich eine Zeit lang durch den Busch angeschnaubt, stieß es plötzlich einen lauten Schrei aus, machte Kehrt und ließ mich als Meister des Feldes zurück."

Levaillant beschreibt in sehr lebhafter Weise eine Jagd auf das zweihörnige Nashorn. „Man beobachtete ein Paar dieser Thiere, welche ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander standen, mit der Nase gegen den Wind und von Zeit zu Zeit hinter sich sahen, um sich zu sichern. Ein Eingeborener bat sich aus, die Thiere zu beschleichen. Die übrigen Jäger vertheilten sich und ein Hottentotte nahm die Hunde unter seine Obhut. Der Eingeborene zog sich ganz nackt aus und kroch mit der Flinte auf dem Rücken wie eine Schlange auf dem Boden fort, höchst langsam und vorsichtig. Er hielt auch augenblicklich still, so wie sich die Nashörner umsahen, und glich dann täuschend einem Steinbrocken. Sein Kriechen dauerte fast eine Stunde. Endlich kam er bis zu einem Busch, etwa zweihundert Schritt von den Thieren entfernt. Dort stand er auf und sah sich um, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären. Jetzt legte er an und verwundete das Männchen, welches im Augenblick des Schusses einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit dem Weibchen wüthend auf ihn zukam. Er legte sich unbeweglich auf den Boden, die Nashörner schossen an ihm vorbei und stürzten auf die übrigen Jäger los. Jetzt befreite man die Hunde und feuerte von allen Seiten auf sie. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde los, zogen mit ihren Hörnern tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten weg. Die Jäger rückten näher, die Wuth der Thiere steigerte sich fortwährend, und sie boten einen wirklich entsetzlichen Anblick. Da plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, und das Weibchen flüchtete, zur größten Freude der Jäger, welche es nicht gern mit zwei derartigen Ungeheuern aufnehmen wollten. Das Männchen kehrte endlich auch zurück, lief aber auf einen Busch zu, in welchem drei Jäger standen, welche ihm aus einer Entfernung von dreißig Schritt tödtliche Schüsse zusandten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Levaillant wollte aus Mitleid ihm den Rest geben, wurde aber von den Wilden abgehalten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerlei Krankheiten gebrauchen; namentlich gegen Verstopfung. Als es endlich todt war, liefen sie hurtig heran, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut an."

Eine wunderbare Jagdweise wird in dem „Journal of the Indian Archipel" mitgetheilt. Die Bewohner Sumatras sollen dem Rhinoceros, während es in seinen Schlammmulden sich wälzt, langsam auf den Leib rücken und mit einem Male einen ganzen Haufen leicht brennbarer Stoffe über das eingewühlte Thier werfen, diese dann in Flammen setzen und sie so erst ersticken, dann gleich braten und somit zum Verspeisen fertig machen. Es gehört freilich ein guter Glaube dazu, solche Angaben für wahrscheinlich zu halten. Ich erwähne es blos, um zu zeigen, was für Fabeln noch heutigen Tages über das sonderbare Geschöpf gäng und gäbe sind.

Ungeachtet seines reizbaren Wesens wird das Nashorn, wenn es sich ordentlich behandelt sieht, leicht zahm. Bei Denen, welche man auf Schiffen hatte, bemerkte man eine stumpfe Gleichgiltigkeit, welche nicht einmal nach wiederholten Neckereien dem sonst leicht auflodernden Zorn Platz machte. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Thiere, welche das weite Meer um sich sehen, ausnehmend mild und zahm sich zeigen, wahrscheinlich im Gefühl ihrer zeitweiligen Schwäche. Und so darf es uns eigentlich nicht Wunder nehmen, daß auch das Nashorn hier sehr zugänglich ist. Aber wir haben auch andere Belege dafür, daß gefangene Nashörner auffallend zahm wurden. Horsfield rühmt das auf Sumatra lebende als ein sehr gutmüthiges Geschöpf. Ein Junges benahm sich im hohen Grade liebenswürdig. Es erlaubte, daß man es in einem großen Karren fortschaffte und zeigte sich, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hatte, sehr zugänglich. Man hatte ihm in

dem Schloßhofe von Surar Karta einen Platz eingeräumt, welchen man durch einen tiefen Graben von ungefähr drei Fuß Breite abgegrenzt hatte, und hier blieb es mehrere Jahre, ohne daran zu denken, seine Grenze zu überschreiten. Es schien sich vollkommen glücklich in seiner Lage zu fühlen und gerieth niemals in Zorn, trotzdem es bei seiner ersten Ankunft auf alle Weise geneckt wurde, weil die zahlreiche Bevölkerung der Stadt sich mit dem Fremden aus dem Walde irgend welchen Spaß machen wollte. Baumzweige, Schlingpflanzen der verschiedensten Art, Strauchwerk wurde ihm in reichlicher Menge vorgeworfen; es zog aber vor Allem den Pisang vor, und die zahlreichen Besucher, welche diese Neigung bald auskundschafteten, sorgten nur redlich dafür, daß es diese Lieblingsfrucht in Masse erhielt. Es erlaubte, daß man es berührte und von allen Seiten besah, ja, die Kecken unter den Beschauern wagten es zuweilen, auf seinem Nacken zu reiten. Das Wasser war ihm Bedürfniß, und wenn es nicht mit Fressen beschäftigt war oder durch die Eingeborenen aufgestört wurde, legte es sich regelmäßig in tiefe Löcher, welche es sich ausgegraben hatte. Als es, nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, erwachsen war, genügte ihm der nur drei Fuß breite Graben nicht mehr, es abzuschließen. Da kam es oft vor, daß es in den Häusern der Eingeborenen Besuche abstattete und dort in den Pflanzungen, welche die Gebäude regelmäßig umgeben, oft recht bedeutende Zerstörungen sich zu Schulden kommen ließ. Die, welche das Thier nicht kannten, wurden natürlich bei seinem Erscheinen in die peinlichste Furcht versetzt, die Beherzteren aber trieben es ohne Umstände wieder nach seinem Behälter zurück. Als die Ausflüge in der Nachbarschaft immer häufiger und die Verwüstungen, welche es in den Gärten anrichtete, immer toller wurden, war man genöthigt, es nach einem benachbarten Dorfe zu treiben, und dort fand es schmählicher Weise sein Ende in einem kleinen Flüßchen.

Andere Nashörner, welche nach Europa gekommen waren, zeigten sich ebenfalls gutmüthig und zahm. Sie ließen sich berühren und hin und her treiben, ohne sich zur Wehr zu setzen. Nur ein Fall ist bekannt, daß ein Nashorn zwei Leute, welche es wahrscheinlich gereizt haben mochten, angriff und tödtete.

Ich sah ein fast erwachsenes, indisches Nashorn in Antwerpen. Es war ebenfalls sehr gutmüthig und ließ sich ohne Mühe behandeln. Herr Kretschmer, der Zeichner der meisten Abbildungen dieses Werkes, durfte sogar zu ihm in den Behälter gehen, als es sich darum handelte, es von allen Seiten bildlich darstellen zu können. Man ließ es täglich auf einen umzäumten Platz vor seinem Stalle, und dort konnte der Wärter mit ihm machen, was er wollte. Eine einfache Peitsche genügte, ihm einen heilsamen Schreck einzujagen. Es setzte sich augenblicklich in Galopp, wenn der Wärter klatschte. Viele Beschauer mochten es oft gefüttert haben; denn sobald jemand Fremdes sich nahte, kam es sofort herbei, streckte seine plumpe Schnauze durch das Gitter, verlängerte die Oberlippe soweit es konnte und stieß ein dumpfes, aber leises Brüllen aus, in der Absicht, einige Näschereien zu erhalten. Wenn es eine Leckerei erhalten hatte, drückte es die Augen behaglich zu und zermalmte das Erbettelte mit einem einzigen Biß.

Aller Nutzen, welchen das erlegte Nashorn gewähren kann, wiegt den Schaden, welchen es während seines Lebens anrichtet, nicht entfernt auf. In Gegenden, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, ist das Nashorn gar nicht zu dulden. Es ist so recht eigentlich nur für die Wildniß geschaffen. Von dem erlegten Thiere weiß man fast alle Theile zu verwenden. Nicht blos das Blut steht in hohem Ansehen wegen seiner geheimnißvollen Kraft, sondern auch das Horn. Im Morgenlande sieht man in den Häusern der Vornehmen allerlei Becher und Trinkgeräthe, welche aus dem Horn des Thieres gedreht sind. Man schreibt diesen Gefäßen die Eigenschaft zu, aufzubrausen, wenn eine irgend wie giftige Flüssigkeit in sie kommt, und glaubt somit ein sicheres Mittel zu haben, sich vor Vergiftungen zu schützen. Die Türken der höheren Klassen führen beständig ein Täßchen von Rhinocceroshorn bei sich, und lassen es in allen zweifelhaften Fällen mit Kaffee füllen. Gar nicht selten kommt es vor, daß ein Türke, welcher einen anderen besucht, von dem er sich eben nicht viel Gutes versieht, in dessen Gegenwart durch seinen Diener das Horntäßchen mit dem Kaffee

füllen läßt, welcher als Freundschaftstrank jedem Ankommenden gereicht wird, und es scheint fast, als nähme der Wirth eine so beispiellose Ungezogenheit gar nicht übel. Noch häufiger wird das Horn zu den Griffen der kostbaren Säbel verwendet. Wenn es ordentlich geglättet und gut gewählt ist, zeigt es eine unbeschreiblich schöne, sanft röthlichgelbe Farbe, welche mit Recht als ein besonderer Schmuck der Waffen betrachtet wird. Aus der Haut verfertigen sich die Eingeborenen gewöhnlich Schilde, Panzer, Schüsseln und andere Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, das Fett hoch geachtet, obwohl Europäer das eine wie das andere schlecht nennen. Hier und da benutzt man, und sicherlich nicht ohne Erfolg, das Fett zu Salben der verschiedensten Art, und auch das Mark der Knochen gilt hier und da als Heilmittel.

Ungleich plumper noch als Elefant und Nashorn ist das Fluß- oder Nilpferd, unzweifelhaft das ungeschlachtetste aller Landsäugethiere überhaupt. In der Vorzeit hatte auch dieses Geschöpf mehrere ihm sehr nahe Verwandte; gegenwärtig steht es wohl allein für sich da. Man hat zwar in der letzten Zeit von einer kleinen Art im Westen Afrikas gesprochen, welche kaum größer als ein Schwein, und noch außerdem durch den Kopfbau wesentlich von dem eigentlichen Nilpferd unterschieden sein soll; doch müssen nähere Berichte abgewartet werden, ehe wir das liberische Flußpferd anerkennen dürfen.

Das Nil- oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius) hat vier Hufe an jedem Fuße, eine breite, stumpfe, nicht rüsselartig verlängerte Schnauze und eine nackte Haut. Im Kiefer stehen zwei bis drei Schneidezähne, ein Eckzahn und sieben Backzähne in jeder Reihe. Das Geripp ist außerordentlich schwerfällig in allen seinen Theilen. Der Schädel ist fast vierseitig, flach und niedergedrückt, der Hirntheil klein; die übrigen Knochen sind dick und schwer. Besonders auffallend sind die Zähne. Sie unterscheiden sich von denen aller übrigen bekannten Dickhäuter und erinnern nur entfernt an das Gebiß der Schweine. Besonders ausgezeichnet sind die ungeheuren, halbkreisförmig gebogenen Eckzähne des Unterkiefers, welche bei alten Männchen bis dritthalb Fuß lang werden können. Die oberen sind viel kleiner, aber ebenfalls gekrümmt und an der Spitze schief abgestutzt. Trotz der ungeheuren Größe ragen diese Zähne aber doch nicht aus der Schnauze hervor.

Der Name Flußpferd, eine Uebersetzung der altgriechischen Benennung unseres Thieres, bezeichnet das plumpe Geschöpf sehr schlecht; denn sein Leibesbau hat weit mehr Aehnlichkeit mit einem riesigen, unförmigen Mastschweine, als mit jedem anderen Geschöpfe. Schon der arabische Name „Djamuhs el Bahhr“, welcher Flußbüffel bedeutet, ist weit besser, als der bei uns gebräuchliche, obgleich die Aehnlichkeit zwischen Flußpferd und Büffel auch nur gering ist. Mehr als alles Uebrige unterscheidet der Kopf, auch abgesehen von dem Gebiß, das Nilpferd von anderen Geschöpfen. Er ist von fast viereckiger Gestalt und durch die lange, hohe, außerordentlich breite und aufgeschwollene Schnauze ausgezeichnet. Diese ist zwar unförmlich wie das ganze Thier, aber dennoch sonderbar gestaltet. Ihr Obertheil ist sehr platt und hinten auch ziemlich schmal, er verbreitert sich aber von dort aus nach vorn und fällt sogleich in Gestalt der Oberlippe seitlich tief herab, so den Mund allseitig deckend und schließend. Die Nasenlöcher stehen schief zusammen und ziemlich weit hinten, hoch oben am Kopfe, nur wenig vor und unterhalb den Ohren. Der schwerfällige und dicke Leib ist langgestreckt, fast drehrund, nur in der Mitte etwas verdickt. Der Rücken erhebt sich am Kreuze mehr, als am Widerrist. Der Bauch hängt in der Mitte soweit herab, daß er den Boden berührt, wenn das Thier mit seinen unverhältnißmäßig kurzen Beinen über schlammigen Boden läuft. Selbst bei ausgewachsenen Nilpferden sind die Beine nicht höher als zwei Fuß. Der Schwanz ist kurz und dünn, an seiner äußersten Spitze seitlich zusammengedrückt, am Ende mit kurzen, drahtähnlichen Borsten bedeckt. Der übrige Körper ist beinahe nackt; denn auf der über zolldicken und starken Haut,

welche zumal am Halse und vorn an der Brust einige tiefe Falten bildet, finden sich nur höchst spärlich kurze, borstenartige Haare. Durch Furchen, welche sich kreuzen, ist die Haut in schuppenartige Felder getheilt, welche bald größer, bald kleiner sind. Ihre Färbung ist ein eigenthümliches Kupferbraun, welches auf der Oberseite mehr in das Schmuzigdunkle, auf der Unterseite mehr in das Hellpurpurbräunliche übergeht. Viele bräunliche und bläuliche Flecken, welche ziemlich regelmäßig gestellt sind, geben der sonst einförmigen Masse eine gewisse Abwechselung. Uebrigens ver-



Das Nil- oder Flußpferd (Hippopotamus amphibius).

ändert sich die Färbung jenachdem das Nilpferd trocken oder naß ist. Wenn es eben dem Wasser entsteigt, erscheint sein Obertheil bräunlichblau und der Untertheil fast fleischfarben, während es, wenn sich die Haut trocknet, dunkler, fast schwarzbraun oder schieferfarben aussieht. Unter der Haut liegt eine Fettschicht von 3 bis 6 Zoll Dicke, welche den ganzen Wanst umgibt und das Gewicht des Thieres, im Verhältniß zu seiner Größe, wesentlich erleichtert. Ein vollkommen erwachsenes Nilpferd kann bis 15 Fuß lang werden, wovon nur $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den Schwanz kommen. Dabei wird

es am Widerrist kaum mehr als 5¼ Fuß hoch; aber der Leib erreicht freilich einen Umfang von 12 bis 13 Fuß. Ein derartiger Riese mag seine 50 bis 70 Centner wiegen; denn schon die Haut eines mittelgroßen Thieres hat ihre 8 bis 10 Centner.

Gegenwärtig muß man schon ziemlich tief in das Innere Afrikas eindringen, ehe man den Thiergestalten begegnet, welche ich Zurückgelassene aus der märchenhaften Vorzeit nannte. Namentlich an dem heiligsten Strome sind die alten, berühmten Thiere weit nach dem Herzen des Erdtheils und nach den Jugendländern des Stromes, „der seine Quellen verbirgt", gezogen. Erst wenn man in das tiefere Innere kommt, werden die viertausend Jahre alten Bilder der heiligen Schrift auf den Tempeln Egyptens lebendig: dort finden sich heute noch wie vor Jahrtausenden dieselben Thiere unter den sich gleich gebliebenen Menschen; dort begegnen wir neben dem Pavian und dem Krokodil, dem heiligen Ibis und dem Tantalus jenen Uebriggebliebenen: dem Elefanten, dem Nashorn und dem Nilpferde. Wo der Mensch zur unbedingten Herrschaft gelangt ist, sind letztere der furchtbaren Feuerwaffe erlegen, da, wo ihn nur die Lanze oder der Bogen bewehrt, stehen sie ihm heute noch feindlich gegenüber. Noch im Sommer des Jahres 1600 konnte der neapolitanische Arzt Zerenghi in der Nähe von Damiaht, also am Ausfluß des einen Nilarmes, zwei Nilpferde in Fallgruben fangen und so ihre Haut erbeuten, welche dann nach Rom gebracht wurde, wie früher die lebenden Vorfahren des Unthiers. Gegenwärtig ist das Thier in ganz Egypten und auch in Nubien, wo es Rüppell noch Anfangs dieses Jahrhunderts in ziemlicher Anzahl traf, ausgerottet worden; denn nur höchst selten schwimmt es unter die Gebirgskette Rherri, welche als die Südgrenze des Sonnenlandes gilt, im Strome hinab. Anders ist es im Ostsudahn. Erst dort zeigt sich überhaupt Afrika in seiner wahren Gestalt. Dort beherbergen die Wälder und die Ströme die eigentlich merkwürdigen Geschöpfe. In allen größeren Strömen und Seen des inneren Afrika ist das Nilpferd noch heute eine gewöhnliche Erscheinung.

Der Stadt Charthum, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nils, gegenüber, liegt eine kleine, baumreiche Insel im weißen Strome. Auf ihr sah ich noch im Jahre 1851 das wohlbekannte Paar „Wasserbüffel", welches alljährlich mit der steigenden Flut aus den Urwäldern des oberen Gebietes herabkam, und ich habe manche Büchsenkugel vergeblich nach ihren Köpfen entsandt. Weiter nach Süden hin finden sich die Nilpferde häufiger, und zwar auf dem einen wie auf dem anderen Strome. Doch muß man, was den Nil anlangt, immerhin den 15. Breitengrad als ihre äußerste nördliche Grenze betrachten. Anders ist es in den übrigen Strömen Afrikas. Lander sah auf dem Niger eine unglaubliche Menge Flußpferde. Major Denham fand sie auf dem Mehabiefluß in Menge. Ladislaus Magiar beobachtete sie nahe an der Küste, Anderson in Südafrika, oben in dem Flusse Tumbi. Gordon Cumming fand sie im Kafferlande und einmal auf einer großen Halbinsel des Limpopoflusses bis siebzig Stück beisammen. In Süd- und Westafrika gehen sie in den Flüssen viel weiter nach der Küste herab, als in der nördlicheren Hälfte des Erdtheils. Sie sollen dort gar nicht selten selbst bis in das Meer hinaus schwimmen, und diese Angabe erscheint mir jetzt durchaus glaubhaft, nachdem mir Von der Decken versichert hat, daß einmal drei Nilpferde auf Sansebar gesehen worden sind, welche selbstverständlich nur von der gegenüberliegenden Küste herübergekommen sein konnten. Sie hatten einen Meeresarm von 35 englischen Meilen Breite durchschwommen.

Ich kann mich bei der nachfolgenden Beschreibung hauptsächlich auf meine eigenen Beobachtungen stützen, da ich oft genug mit dem „Djamuds el Bahhr" zusammengekommen bin.

Das Nilpferd ist mehr als jeder andere Dickhäuter an das Wasser gebunden; denn es geht eigentlich nur ausnahmsweise vom Strome aus auf das Land, regelmäßig des Nachts zur Aeßung, da, wo der Strom nicht selbst reich an Pflanzen ist, und zuweilen auch bei Tage, um sich auf den Sandbänken zu sonnen. Wenige Meilen oberhalb der „Hauptstadt der Hölle", wie die Sudahnreisenden Charthum zu nennen pflegen, sieht man in den Schlammbänken der Stromufer häufig Spuren unseres Thieres, etwa zwei Fuß tiefe, baumstarke Löcher zu beiden Seiten einer mulden-

artig eingedrückten Furche. Dies sind die Fährten des Nilpferdes, welche dieses zurückläßt, wenn es auf seinen nächtlichen Weidegängen dem Strome entsteigt, um nach dem pflanzenreichen Urwalde oder nach einem Felde zu wandern. Die Löcher rühren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamme dahingeschleppten Bauche; denn bis zum Leibe versinkt das Unthier auf dem weichen, nachgiebigen Boden. Bei der ungemein geringen Abflachung des Abiad oder weißen Stromes, welcher während der Regenzeit an vielen Orten meilenweit seine Ufer überschwemmt und ganze Waldungen unter Wasser setzt, kann man jene Fährten viertelmeilenweit verfolgen. Am oberen blauen Flusse oder da, wo der Abiad steiluferig ist, erkennt man den Aufenthalt des Nilpferdes leicht an den Ausstiegen, welche es sich bahnt, wenn es vom Wasser auf an dem steilen Ufer emporklimmt. Diese Stiegen stehen zu der Plumpheit des Thieres in gar keinem Verhältniß; denn sie gehen oft so steil vom Wasser auf, daß ein Mensch nur, wenn er sich rechts und links an den Zweigen festhält, auf ihnen emporklettern kann. Man begreift also gar nicht, wie es dem schweren Dickhäuter möglich ist, solche Wege zu begehen. Von den Stiegen aus führt noch ein kurzer Gang in das Innere des Waldes. Er unterscheidet sich leicht von den Wegen, welche die Elefanten zurücklassen, wenn sie durch den Urwald ziehen; denn die Gesträuche zu seinen beiden Seiten oder in seiner Mitte sind einfach niedergetreten, nicht aber auch abgebrochen und zur Seite geschleudert.

An günstigen Stellen des Flusses, da, wo die Felder nahe an den Ufern liegen oder reiche Waldungen diese bedecken, und am liebsten dort, wo das eigene Bett des Stromes zugleich als Weideplatz dienen kann, d. h. also da, wo eine Menge von Wasserpflanzen in ihm wachsen, entdeckt man die Flußriesen sehr bald. In Zwischenräumen von drei, höchstens vier Minuten, bemerkt man irgendwo einen dampfartigen Wasserstrahl, welcher sich etwa drei Fuß über die Wasserfläche erhebt, und vernimmt zugleich ein eigenthümliches Schnauben und Brausen, vielleicht auch ein dumpfes Brummen, welches an das grollende eines Bullen erinnert: dort ist soeben ein Nilpferd aufgetaucht, um Luft zu schöpfen. Wenn man nahe genug steht, kann man auch den ungeschlachteten Kopf desselben wahrnehmen, eine formlose, rothe oder bräunlichrothe Masse, auf welcher man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und die Nasenlöcher, sieht. Mehr als den Kopf wird man von einem im Wasser sich bewegenden Nilpferde selten zu sehen bekommen, und diesen Kopf kann man, wenn man ihn zum ersten Male sieht, leicht verkennen. Hält man sich unter dem Winde und bleibt man ruhig, vielleicht in einem Gebüsch, verborgen, so kann man das auf- und niederschwimmende, im Wasser gleichsam spielende Thier dreist beobachten. Man sieht dann auch, daß auf der eingedrückten Stirn zwischen Augen und Ohren beim Auftauchen ein kleiner Teich zurückbleibt, wasserreich genug, um einem Goldfischchen oder einem Paar Schmerlen das Leben zu fristen. Man darf es wagen, mit einem größeren Schiffe zu solchen Köpfen hinzufahren; denn das Thier scheut sich da, wo es nicht gereizt wurde, keineswegs vor der Barke, sondern glotzt sie höchstens mit dummer Verwunderung an, ohne sich durch sie und die auf ihr sich befindlichen Menschen in seinem Auf- und Niedertauchen stören zu lassen. Höchst selten bleibt es mehrere Minuten lang unter Wasser, und die Angaben der Reisenden, welche von zehn Minuten oder einer Viertelstunde langem Untertauchen des Thieres sprechen, sind wohl dahin zu berichtigen, daß ein unverwundetes allerhöchstens vier Minuten unter dem Wasser bleibt, oft aber eben nur mit den Nasenlöchern über die Oberfläche emporsteigt und, nachdem es einen neuen Athemzug gethan hat, wieder im Wasser versinkt. Ich bezweifle, daß ein Nilpferd im Stande ist, länger als fünf Minuten unter dem Wasser auszuhalten.

Wie die meisten Dickhäuter ist auch das Flußpferd ein geselliges Thier. Höchst selten findet man es einzeln. Ein Mal sah ich bei Tage vier Stück auf einer Sandinsel sich ergehen, ein anderes Mal traf ich ihrer sechs in einem See, nahe am Ufer des blauen Flusses. Größere Gesellschaften, welche als unmittelbar zusammengehörend angesehen werden konnten, fand ich nicht, wohl aber berichten andere Reisende, wie schon angegeben, von zahlreicheren Trupps. Der Wohnkreis einer

Gesellschaft ist beschränkt, weil er stets in der Nähe guter Futterplätze liegt, und so genügt unter Umständen schon ein großer Tümpel mehreren Flußpferden zu längerem Aufenthalte. Der erwähnte See, in welchem ich sechs Stück sah, hatte höchstens eine gute halbe Stunde im Umfang. Ist an einer Stelle die Weide schmal geworden, so zieht sich das Nilpferd langsam nach einer anderen Stelle; während der Regenzeit aber scheint es größere Wanderungen zu unternehmen.

Bei Tage verläßt die Gesellschaft nur an ganz menschenleeren Orten das Wasser, um in der Nähe des Ufers theils im seichten Wasser, theils auf dem Lande selbst sich einem träumerischen Halbschlummer hinzugeben. Dabei zeigen die bequem dahingestreckten Thiere ganz die Behaglichkeit der Schweine, welche sich suhlen, oder der Büffel, welche sich im Strome baden. Von Zeit zu Zeit grunzen die männlichen Thiere nach Art der Schweine, und erhebt eins um das andere den Kopf ein wenig, um sich zu sichern. Mehrere Vögel treiben ungescheut ihr Wesen neben und auf den Ruhenden. Der Regenvogel (Hyas aegyptiacus) rennt ohne Unterlaß um die Riesen herum und pickt und hackt Kerbthiere und Egel von deren Fellen weg. Der kleine Kuhreiher spaziert ernsten Schritts auf dem Rücken hin und her, um diesen selbst von dem Ungeziefer zu säubern. In Südafrika vertritt der bereits erwähnte Madenhacker die Stelle dieser kleinen Freunde. Die Araber des Ostsudahn behaupten, daß es der Regenvogel übernehme, bei Gefahr das Nilpferd zu warnen, und wirklich achtet dieses auf das Geschrei seines kleinen, aufmerksamen Freundes und geht in das Wasser, wenn der Vogel durch irgend welche Erscheinung besonders aufgeregt wird. Sonst achten die Nilpferde nicht viel auf das Treiben um sich her, und blos an solchen Orten, wo sie den Menschen und sein furchtbares Feuergewehr kennen lernten, nehmen sie sich vor ihrem Haupt-, ja, alleinigen Feinde mehr in Acht, als in den Ost- und Westländern Afrikas, wo sie sich eigentlich gar nicht um ihn kümmern. So wird der Tag zwischen Schlummern und Wachen verbracht. Unzweifelhaft schlafen die Nilpferde nach Art der Büffel auch im Wasser, indem sie sich mehr nach der Oberfläche desselben emporheben und durch regelmäßiges Bewegen ihrer Beine die gleiche Lage erhalten, so daß die Nasenlöcher, die Augen und die Ohren über dem Wasserspiegel erhaben sind und die Athmung ungestört besorgt werden kann.

Gegen Abend kommt Leben in die Gesellschaft. Das Grunzen der Männchen erstarkt zu einem Gebrüll, und die ganze Herde taucht spielend auf und nieder im Strome. Dann und wann beginnt sogar ein lustiges Jagen. Namentlich in der Nähe von Schiffen scheinen sie sich dann gern zu zeigen. Ich habe wenigstens bemerkt, daß sie unser Bot bei abendlichen Fahrten regelmäßig auf größere Strecken hin begleiteten. Sie schwimmen mit erstaunlicher Leichtigkeit in jeder Wassertiefe, tauchen auf und nieder, bewegen sich ruck- oder satzweise, wenden sich nach allen Seiten mit überraschender Gewandtheit und schwimmen geradeaus mit dem besten Ruderbot um die Wette. Die dicken Fettlagen, welche ihren Leib allseitig umgeben, vermindern ihr Gewicht so, daß es dem des Wassers ganz oder ziemlich gleich kommt. Und hierdurch eben wird es dem Nilpferd leicht, jede Tiefe des Wassers zu bewohnen. Wenn man den ungeheuren Körperumfang des Thieres rechnend betrachtet, nimmt es einen nicht mehr Wunder, daß durch solche Masse 50 bis 60 Centner Wasser weggedrängt werden können. Ich habe bei ruhigem Schwimmen des Thieres niemals eine heftige Ruderbewegung desselben bemerken können; das Wasser um das schwimmende Nilpferd bleibt vielmehr glatt und unbeweglich. Aber das Gegentheil findet Statt, wenn sich das Vieh wüthend auf einen Feind stürzt oder nach einer Verwundung im Flusse umhertobt. Dann schnellt es die Hinterbeine überaus heftig zurück, schießt in förmlichen Sätzen vorwärts, bringt das ganze Wasser in Aufruhr, so daß es hohe Wellen wirft, und die Gewalt seiner Bewegungen ist dann so groß, daß das Thier, wie erwiesen, mittelgroße Schiffe emporheben und zertrümmern kann. Reisende, welche in leichten Boten die Ströme herabfahren, werden oft sehr gefährdet durch die irgendwie gereizten Nilpferde, und auch im Ostsudahn weichen die Schiffer dem Unthiere immer ziemlich sorgfältig aus und sehen es sehr ungern, daß man vom Bote aus nach ihm schießt.

In den pflanzenreichen, seeartigen Stellen des Abiadt verläßt das Nilpferd auch zur Nachtzeit das Strombett nicht oder nur höchst selten. Es frißt dort bei Tage und bei Nacht von den im Strome selbst wachsenden Pflanzen. Wie das Zarte und Erhabene so oft dem Rohen und Gemeinen unterliegen muß, so auch hier: Der durch die Sinnigkeit längst vergangener Völker geheiligte, als Bild der Gottheit betrachtete Lotos, der herrliche, königliche Bruder unserer stillen, lieblichen Wasserrose, dient zur Hauptnahrung der Nilpferde. Die Pflanzen, deren Gestalt allein schon ein Gedicht und deren Blüthen gleich ausgezeichnet sind durch ihre Farbe, wie durch ihren Duft werden von dem wüstesten, rohesten aller Säugethiere des festen Landes — gefressen. Außerdem nähren sich an solchen Orten die Nilpferde auch noch von anderen Wasserpflanzen, zumal von den rankenden, welche tief unten im schlammigen Grunde wurzeln und halb über, halb unter dem Wasser ihre Blätter entfalten. Schilf und selbst Rohr dienen unter Umständen ebenfalls zur willkommenen Nahrung. Jener Inselflur des Abiad, wo dieser bald zum stillen, klaren See, bald zum faulenden Sumpfe und bald wieder zum Bruche mit paradiesischer Pflanzenpracht und aller Tücke solchen Reichthums wird, sich selbst nur hier und da als langsam dahin schleichender Fluß bekundend, leben Nilpferd und Krokodil zu Hunderten ausschließlich im Strome, ohne sich um die Außenwelt viel zu bekümmern. Hier bieten dem Dickhäuter der uralte Papyrus, der Lotos, der flaumenleichte Ambakh, die Neptunwasserlilie und hundert andere, uns zum geringsten Theile bekannte Pflanzen, Nahrung in Hülle und Fülle. Man sieht es an solchen Stellen fortwährend auf- und niedertauchen, um sich Nahrung vom Grunde loszureißen. Und dazu leisten ihm die langen Stoßzähne sehr gute Dienste. Ein der Art fressendes Nilpferd ist ein wahrhaft ekelhafter Anblick. Auf die Entfernung einer Zehntelmeile kann man das Aufreißen des Rachens mit bloßen Augen sehen, auf ein Paar Hundert Schritte hin nimmt man deutlich alle Bewegungen am Fressen wahr. Der ungeschlachtete Kopf verschwindet in der Tiefe und wühlt unter den Pflanzen herum. Weithin trübt sich das Wasser von sich auflösendem Schlamme. Dann erscheint das Vieh wieder mit einem großen, dicken Bündel abgerissener Pflanzen, welches für ihn eben ein Maul voll ist, legt das Bündel auf die Oberfläche des Wassers und zerkaut und zermalmt es nun langsam und behaglich. Zu beiden Seiten des Maules hängen die Ranken und Stengel der Gewächse weit heraus; grünlicher Pflanzensaft läuft mit Speichel untermischt beständig über die wulstigen Lippen herab; einige halb zerkaute Grasballen werden ausgestoßen und von neuem verschlungen. Die blöden Augen glotzen bewegungslos ins Weite, und die ungeheuren Stoß- und Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Größe.

Anders ist es in allen Gegenden, wo steile Ufer die Flüsse begrenzen, z. B. am Asrak, dessen rascher Lauf keine Seebildung gestattet. Hier muß das Nilpferd an das Land gehen, um zu weiden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, dem in den Tropen bekanntlich fast zauberisch schnell die lichte, schöne Nacht folgt, entsteigt es, mit größter Vorsicht lauschend und spähend, dem Strome und klettert an den erwähnten steilen Uferpfaden empor. Im Urwald sieht man seine Wege überall, wo der Reichthum der Pflanzenwelt gute Beute verspricht. In der Nähe bewohnter Ortschaften richten sich die Pfade nach den Fruchtfeldern. Hier fällt es verheerend ein, hier vernichtet es in einer einzigen Nacht oft ein ganzes Feld. Seine Gefräßigkeit ist ungeheuer groß und trotz der Fruchtbarkeit seiner Heimat kann es, wenn es nur einigermaßen zahlreich wird, zur wahren Landplage werden; denn weit mehr noch als es wirklich zur Nahrung bedarf, zerstampft es mit den plumpen Füßen oder knickt es um, wenn es sich, nachdem es satt geworden, nach Schweineart behaglich in einer seichten Vertiefung hin und her wälzt. Und nicht blos durch seine Verheerungen unter den Pflanzen schadet dann das Nilpferd: es wird auch zu einem das Leben des Menschen und der Thiere bedrohenden Geschöpfe; denn mit blinder Wuth stürzt es auf seinen Weidegängen auf alle sich bewegenden Gestalten und vernichtet sie, wenn es dieselben erreicht. Zumal an Orten, wo es irgendwie schon mit dem Menschen in Berührung kam, wird es höchst gefährlich. Die vier gewaltigen Eckzähne der Kiefern sind, anderen Thieren gegenüber, furchtbare Waffen. Mit ihnen zermalmt es ein Rind. Wo Nilpferde hausen, werden die Herden sorgfältig bewacht; denn auch die harmlosesten Geschöpfe reizen das abscheuliche Thier zu blindwüthendem Zorn. Rüppell berichtet, daß ein Nilpferd vier Zugochsen zermalmte,

welche ruhig an einem Schöpfrade standen. Ich selbst habe ähnliche Geschichten genug vernommen. Die Eingeborenen erzählen, daß es mit dem Maule angreift und erst zu guter Letzt den Gegenstand seiner Wuth mit den Füßen zerstampft. Nur sehr selten ergreift ein weidendes Nilpferd vor dem Menschen die Flucht: ein gereiztes thut Dies niemals. Es scheint, wie ich weiter unten erzählen will, daß es eine ihm zugefügte Beleidigung ziemlich lange behält und nachträgt.

Der arme Mensch des innern Afrika, welcher kein Feuergewehr führt, ist dem Nilpferd gegenüber so gut als machtlos, obgleich er noch immer sein einziger gefährlicher Gegner bleibt; denn außer Blutegeln, Mücken und Eingeweidewürmern wird das Flußpferd von keinem Geschöpf angegriffen und all die so schön ausgedachten Kämpfe zwischen ihm und dem Krokodil, dem Elefanten, dem Nashorn und dem Löwen müssen unerbittlich in das Reich der Fabel gewiesen werden. Höchstens ein junges Nilpferd würde eine der größeren Katzen vielleicht angreifen, wäre nicht die Alte beständig in der Nähe und zur Abwehr aller Gefahren vorbereitet. Der Mensch sucht sich auf verschiedene Weise des schädlichen Thieres zu erwehren. Während der Zeit der Fruchtreife sieht man in den bevölkerten Stromgegenden zu beiden Ufern eine Menge von Feuern leuchten. Sie sind einzig und allein als Schreckmittel gegen die Nilpferde angezündet und werden die ganze Nacht durch sorgfältig angefacht. An einigen Orten unterhält man mit Trommeln einen beständigen Lärm, um die Flußriesen zu schrecken. Und gleichwohl sind sie nicht selten so kühn, daß sie nur dann nach dem Flusse zurückkehren, wenn eine größere Menschenmenge schreiend und trommelnd und mit Feuerbränden auf sie anstürmt. Leider ist gegen das Nilpferd ein Mittel, welches bei anderen Thieren mit dem besten Erfolge gekrönt wird, nicht anwendbar und die höllische Natur des Unthieres geht daraus recht deutlich hervor. Das Wort des Gottgesandten, Mahammed — Frieden über ihn! — ist kräftig genug, fast alle übrigen Thiere von den Feldern abzuhalten, welche es in Gestalt eines dort aufgehangenen Amuletes schirmt. Ein Nilpferd aber und andere der Gerechtbarkeit trotzende Thiere mißachten auch den kräftigsten und wirksamsten Gottesbrief, und sei er von dem Scheich el Islahm in Mekka selbst geschrieben. So bleibt dem armen Gläubigen eben nur das Feuer übrig, um Höllisches mit Höllischem zu bannen.

So denken die Mahammedaner, anders die Neger am oberen Abiad und Asrak, welche überhaupt als muthige, tüchtige Leute angesehen werden müssen. Sie graben Fallgruben und legen dem Thiere andere Hindernisse in den Weg oder treten ihm während der Nacht in Massen entgegen, um es zu vertilgen. Allein auch sie sind nicht im Stande, den bösen Feind auszurotten; denn Solches kann nur durch das Feuergewehr bewirkt werden.

Weit gefährlicher noch, als das Nilpferd gewöhnlich ist, wird es, wenn es noch ein Junges zu schirmen hat. Ueber die Zeugung, die Geburt der Jungen und die Dauer der Tragzeit hat man erst in der Neuzeit an Gefangenen Beobachtungen gemacht, da diese sich schon einige Male fortgepflanzt haben. Von der Fortpflanzung der freilebenden Thiere weiß man nur so viel, daß ein Junges etwa im ersten Drittel der Regenzeit, welches die meiste und saftigste Nahrung bringt, geboren wird, demnach in den verschiedenen Ländern Afrikas zu sehr verschiedener Zeit, je nachdem der Frühling der Wendekreisländer dort eintritt. Die für ihr Kind zärtlich besorgte Mutter sieht auch in den unschuldigsten Dingen Gefahr und stürzt sich mit furchtbarer Wuth auf jeden Feind. Es scheint, daß das Junge lange Zeit von der Mutter geführt und geleitet wird; denn Livingston sah Junge, welche, wie er sagt, nicht viel größer waren, als Dachshunde, während ich meines Theils niemals so kleine, sondern höchstens solche beobachtet habe, welche die Größe eines vollständig ausgewachsenen Ebers hatten, der bedeutend größeren, welche noch immer mit der Alten gingen, gar nicht zu gedenken. Derselbe Reisende berichtet, daß die Mutter ihre Jungen anfangs auf dem Halse und später auf dem Widerrist trage. Ich habe Dies nie gesehen; die Angabe scheint mir auch auf einem Beobachtungsfehler zu beruhen. Soviel steht fest, daß die Mutter ihr Junges zärtlich liebt, ja ich glaube behaupten zu können, daß sich auch der Vater seines Sprößlings schützend annimmt; wenigstens sah ich fast immer um ein Junges zwei Alte. Die Mutter ist leicht zu erkennen. Sie läßt ihr Kind keinen Augenblick aus den Augen und bewacht jede seiner Bewegungen mit mütterlicher Lust und zärtlichen Sorgen. Zuweilen spielt das ungefüge

Thier ganz lustig mit seinem Liebling. Da tauchen dann Beide scherzend auf und nieder und unterhalten sich mit Brummen. Jedenfalls saugt das Junge im Wasser. Ich sah mehrmals ein altes Nilpferd ruhig an der gleichen Stelle liegen, nur ein wenig den Kopf über der Oberfläche des Wassers erheben, während das Junge von Zeit zu Zeit neben ihm auf und nieder tauchte, wahrscheinlich um Athem zu holen.

Es ist nicht rathsam, sich einer Nilpferdmutter, welche ihr Kind bei sich hat, zu nahen; denn sie greift auch bei Tage Schiffe und Menschen an, wenn sie Gefahr für ihr Junges wittert. Livingstone's Kahn wurde von einem weiblichen Nilpferde, dessen Junges man Tags vorher mit dem Spere getödtet hatte, halb aus dem Wasser gehoben, und einer seiner Leute herabgeschleudert, ohne daß die Mannschaft das Thier fernerhin gereizt hätte. In den Nilländern kennt man ähnliche Beispiele von derartig erzürnten Nilpferden und weiß auch von vielen Unglücksfällen zu berichten, welche sie verursacht haben. Ich selbst habe das Necken alter Nilpferde und ihrer Jungen einmal büßen müssen und will die Geschichte, welche ich schon früher in der Gartenlaube mitgetheilt habe, hier wiederholen. Sie trägt zur Kennzeichnung des Thieres bei.

Wir hatten unweit des linken Ufers des Asrak einen Regenteich oder See aufgefunden, welcher vom Strome bei seiner Ueberschwemmung gefüllt worden und noch bei unserer Ankunft im Februar ziemlich wasserreich war. Außer einer Menge von Vögeln lebten in ihm auch Krokodile und mehrere Nilpferde mit ihren Jungen. Wahrscheinlich hatten letztere die kleinen und verhältnißmäßig niedlichen Jungen in ihm zur Welt gebracht; wenigstens schien mir der stille, ruhige, rings von Wäldern und an einer Seite sogar von Feldern eingefaßte See zu einem Wochenbette für Nilpferde wohl geeignet. Unsere Aufmerksamkeit und Jagdlust fesselten vorzüglich die herrlichen Schlangenhalsvögel, obgleich wir, um auf diese geschickten Taucher feuern zu können, oft bis an die Brust in das Wasser waten mußten, — trotz der Krokodile und Nilpferde, um welche wir uns heute gar nicht kümmerten. Mein Jäger Tombôldo, welcher die Jagd in Vater Adams Kleidung ausführte, hatte eben den vierten Schlangenhalsvogel glücklich durch den Hals geschossen — mehr als den Hals bekommt man von ihm über dem Wasser nicht zu sehen — und watete auf ihn zu, um ihn aufzufischen. Da schreit plötzlich vom anderen Ufer her ein Sudahnese laut auf und winkt und geberdet sich wie toll; Tombôldo schaut sich um und sieht ein wuthschnaubendes Nilpferd mit mächtigen Sätzen auf sich losstürmen. Das Vieh hat bereits festen Grund unter den Füßen und jagt wie ein angeschossener Eber durch die Fluthen; der Nubier ergreift in Todesangst die Flucht und erreicht, bis zum Uferrande von seinem furchtbaren Feinde verfolgt, glücklich den Wald. Ich war mit meiner trefflichen, leider aber blos leichte Kugeln schießenden Büchse dem treuen, höchst brauchbaren Diener zu Hilfe geeilt und fand ihn im Gebet und stöhnend auf der Erde liegen:

„La il laha il Allah, Mahammed, raffuhl Allah! — Es gibt nur einen Gott und Mahammed ist sein Prophet! — Nur bei Allah, dem Starken, allein ist die Stärke; nur bei Gott dem Helfenden ist die Hilfe! — Behüte, o Herr, deinen Gläubigen vor den aus deinen Himmeln zur Hölle hinabgestürzten Teufeln! — Du Hund, du Hundesohn, Hundeenkel und Hundeurenkel, du von einem Hund Erzeugter und von einer Hündin Gesäugter — du willst ein Moslim fressen?! Verdamme dich der Allmächtige und werfe er dich in das Innere der Hölle! — —" Diese und ähnliche Stoßseufzer und Flüche entrangen sich seinen bebenden Lippen. Dann aber sprang er wüthend auf, lud eine Kugel in sein Gewehr und sandte sie dem Nilpferd nach, welches noch immer vor uns tobte und lärmte. Die Kugel tanzte lustig auf dem Wasser hin und — an dem Ungethüm vorüber.

„Bei dem Barte des Propheten, bei dem Haupte deines Vaters, Effendi," bat er mich, „sende du dem nichtswürdigen Gottesleugner aus deiner Büchse eine Kugel zu; — denn auch mein schöner Taucher ist ja verloren!"

Ich willfahrte seiner Bitte, schoß und hörte die Kugel auf den Schädel einschlagen. Das Nilpferd brüllte laut auf, tauchte einige Male unter und schwamm nach der Mitte des See's zu, wie es schien, ohne durch den Schuß wesentlich gestört zu sein. Nur seine Wuth nahm von Stunde zu Stunde

zu. Freilich ließ unsere Rachsucht fortan die hier und da erscheinenden Köpfe als Scheiben ansehen, nach denen wir, so oft es anging, eine Kugel entsendeten. Ich wußte aus Erfahrung, daß meine schwache Büchsenkugel selbst bei einer Entfernung von noch nicht vierzig Schritten kaum die Haut des Kopfes durchbohren konnte, wollte mir aber gleichwohl das Vergnügen nicht entsagen, dem „Abgesandten der Hölle“ unseren Aerger fühlen zu lassen.

Auf unserer Reise kamen wir, wenige Tage nach diesem Vorfalle, wieder zu demselben See und trieben während der Jagd das Zielschießen nach den Nilpferdköpfen wie vorher. In das Wasser durften wir uns allerdings nicht mehr wagen; dafür aber schienen die Nilpferde auch das Land zu achten, und so herrschte jeder Gegner in seinem eigenen Kreise, wir auf dem Lande, die Nilpferde im Wasser. Nach einer sehr ergiebigen Jagd kehrten wir nachmittags auf das Bot zurück, mit der Absicht, die Jagd am anderen Morgen fortzusetzen. Da wurden wir gegen Sonnenuntergang benachrichtigt, daß soeben eine zahlreiche Herde von Pelekanen im See angekommen sei, um dort zu übernachten. Wir gingen deshalb nochmals zum See und begannen unsere Jagd auf die Vögel, welche im letzten Strahl der Sonne auf dem dunklen, hier und da vergoldeten Wasserspiegel wie große weiße Seerosen erschienen. In wenig Minuten hatte ich zwei Pelekane erlegt; Tomboldo jagte auf der anderen Seite und feuerte ebenfalls lebhaft. Ihn erwartend, verweilte ich bis nach Sonnenuntergang auf meinem Stande, als er jedoch nicht erschien, trat ich mit meinem nubischen Begleiter und Beuteträger den Rückweg an. Unser Pfad führte durch ein Baumwollenfeld, welches bereits wieder vom Urwalde in Besitz genommen, gänzlich verwildert und arg von Dornenranken und anderen Stachelgewächsen durchzogen war. Froh unserer Beute und der schönen lauen Nacht nach dem heißen Tage, zogen wir unseres Wegs dahin.

„Effendi, schau, was ist das?“ fragte der Nubier. Er deutete dabei auf drei dunkle, hügelartige Gegenstände, welche ich, soviel ich mich erinnerte, bei Tage nicht gesehen hatte; ich blieb stehen und blickte scharf nach ihnen hin: da bekam plötzlich der eine der Hügel Bewegung und Leben, — das nicht zu verkennende Wuthgebrüll des Nilpferdes tönte uns grauenvoll nahe in die Ohren und belehrte uns vollständig über den Irrthum, seinen Urheber für einen Erdhaufen gehalten zu haben — denn in Sätzen stürzte sich derselbe auf uns zu. Weg warf der Nubier Büchse und Beute; — „hauen âleïhu ja rabbi!“ — „Hilf uns, o Herr des Himmels“, rief er schaudernd, „flieh, Effendi, bei der Gnade des Allmächtigen — sonst sind wir verloren!“ Und verschwunden war die dunkle Gestalt im Gebüsch; ich aber wurde mir bewußt, daß ich in meiner lichten Jagdkleidung nothwendigerweise die Augen des Ungethüms auf mich lenken mußte — und, waffenlos wie ich war — denn meine Waffen waren eben keine Waffen gegen den hautgepanzerten Riesen! — stürzte ich mich blindlings in das dornige Gestrüpp. Hinter mir her brüllte, tobte und stampfte das wüste Vieh, vor mir und rechts und links verflochten sich Dornen und Ranken zu einem fast undurchdringlichen Gewirr; die Stacheln der Nilmimose oder Rharrat verwundeten mich an allen Theilen des Körpers, die gebogenen Dornen des Nabakh rissen mir Fetzen auf Fetzen von meiner Kleidung herab — und weiter floh ich keuchend, schweißtriefend, blutend, — immer geradeaus, ohne Ziel, ohne Richtung gejagt von Verderben und Tod in Gestalt des Scheusals hinter mir. Es gab keine Hindernisse für mich. Wie sehr auch die Dornen mich verwundeten und die Wunden schmerzten, ich achtete ihrer nicht, sondern hetzte verzweiflungsvoll weiter, weiter, weiter! Ich weiß es nicht, wie lange die wilde Jagd gedauert haben mag; jedenfalls währte sie nicht lange; — denn sonst hätte das rasende Ungeheuer mich doch wohl eingeholt; — gleichwohl dünkte mich die dabei verlaufene Zeit eine Ewigkeit zu sein. Vor mir dunkle Nacht, hinter mir mein entsetzlicher Feind, — ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Da, Himmel! ich stürzte und stürzte tief. Aber ich fiel weich; ich lag im Strome. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, sah ich oben auf der Höhe des Uferrandes, von welchem ich herabgestürzt war, das Nilpferd stehen. Auf der anderen Seite aber schimmerte mir das Feuer unserer Barke freundlich entgegen. Ich durchschwamm eine schmale Bucht und war gerettet, obwohl ich noch Tage lang die Folgen dieser Flucht verspürte. Von meinem Anzuge hatte ich bloß noch Lumpen mit zu Schiffe gebracht. — Tomboldo war auf seinem Heimwege in dieselbe Lebensgefahr gekommen; er wurde ebenfalls von dem

Nilpferde angenommen und bis zu derselben Stelle des Ufers verfolgt, über welche ich hinabgestürzt war. In höchster Aufregung langte er bei uns an und rief schon aus einiger Entfernung: „Brüder, meine Brüder, preist den Propheten, den Gottgesandten! Betet zwei „Rakaaht“ mehr für das Wohl meiner Seele! Der Sohn der Hölle und des Teufels war mir nahe und der Arm des Todes griff nach mir, aber Gott, der Erhabene, ist barmherzig und seine Gnade ohne Ende! Preiset den Propheten, ihr Brüder! Ich aber will, bin ich erst dem Verruchten entronnen, einen ganzen Sack Datteln zum Opfer bringen.“

Diese beiden Pröbchen mögen genügen, die blinde Wuth eines gereizten Nilpferdes zu beweisen. Sie zeigen auch klar genug, daß die Jagd des Thieres ohne Feuerwaffen, welche sehr schwere Kugeln schießen, eben kein Vergnügen für Sonntagsschützen ist. Leichte Büchsenkugeln haben, selbst wenn sie aus geringer Entfernung abgeschossen werden, so gut als keinen Erfolg. Jede Büchsenkugel durchbohrt den Panzer des Krokodils, aber sie ist zu schwach, als daß sie die zolldicke Haut und auch noch den mehr als zolldicken Schädel des Nilpferdes durchbohren sollte. „Mit einem der Nilpferde, welches wir erlegten,“ sagt Rüppell, „kämpften wir vier Stunden lang. Wenig fehlte, daß die Bestie unsre große Barke und mit ihr uns Alle vernichtet hätte. Die 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa fünf Fuß auf den Kopf des Unthieres abgeschossen, hatten nur die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt. Alle anderen Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Bei jedesmaligem Schnauben spritzte das Vieh reichliche Blutströme auf die Barke. Da bedienten wir uns endlich eines Standrohres, dessen Gebrauch uns in so kurzer Entfernung überflüssig erschien. Aber erst nach fünf seiner Kugeln in einer Entfernung von wenigen Fuß gefeuert, welche die schrecklichsten Verwüstungen in dem Kopfe und dem Körper angerichtet hatten, gab der Riese seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte noch das Schauerliche des Zweikampfes.“ Derselbe hatte vier Stunden lang gedauert und das vorher angeworfene Thier riß einen kleinen Kahn unter das Wasser, zerschmetterte ihn und schleifte das große Schiff an der Leine des Wurfspießes nach Belieben hin und her. Das war freilich eines der größeren Männchen, von denen die Sudahnesen behaupten, daß sie von anderen Nilpferden vertrieben worden wären, verachtet würden und deshalb so großen Unmuth zeigten. Ich selbst habe wirklich mehrmals Nilpferde gesehen, welche getrennt von der Herde lebten, und immer erfahren, daß sie zur furchtbarsten Landplage werden, weil auch die muthigsten Jäger es nicht oder nur selten wagen, sie anzugreifen. Noch heutigen Tages sind die Harpune und die Lanze die einzigen Waffen, welche die Sudahnesen bei der Jagd und zum Angriff des Nilpferdes brauchen. Von den sinnreich ausgedachten Sperfallen, die man an Bäumen befestigen soll, so daß sie ein zur Weide gehendes Nilpferd selbst losschnellt, weiß man in Nordostafrika Nichts, und nur die Neger des Abiad graben Falllöcher, in welche ein zur Nacht herumwanderndes Nilpferd gelegentlich hinabstürzt.

Der Wurfspieß der Sudahnesen besteht aus einem Stück Eisen, einer Hornscheide, der Haftschnur und der Wurfstange. Das Eisen ist zugespitzt oder wie ein Radirmesser zweiseitig zugeschliffen und besitzt einen starken Widerhaken; es steckt fest in einer an beiden Enden dünner werdenden Hornscheide und ist durch eine starke, oftmals um Eisen und Scheide gewundene Schnur hinreichend befestigt. An dem einen Ende der Wurfstange nun befindet sich eine Höhlung, in welche die Hornscheide eingesetzt wird, am anderen Ende der Stange ist die Leine festgebunden. Beim Wurfe dringt die eiserne Spitze sammt ihrer Hornscheide bis zu der Lanze ein; diese wird durch den Wurf abgestoßen und hängt nun nur noch mit dem anderen Ende vermittelst der dort angebundenen Schnur an der Harpunenspitze. Andere Jäger befestigen das eine Ende der Leine an der Harpune und das andere Ende an einem leichten Holzklotz, ohne sie mit der Wurflanze zu verbinden.

Mit dieser Waffe und einigen gewöhnlichen Lanzen begibt sich der Sudahnese auf die Jagd, um sein Wild entweder zu beschleichen, wenn es ein Mittagsschläfchen hält, oder ihm aufzulauern. Das Unternehmen erfordert nicht nur gewaltige Kraft, sondern auch List, Verschlagenheit und Gewandtheit.

Etwa um Mitternacht — nur an ganz menschenleeren Orten auch am Tage — schleicht der Spießwerfer längs des Ufers bis zu einer Ausgangsstelle der Thiere und versteckt sich hier im Gebüsch

unter dem Winde. Kommt das Nilpferd erst nach seiner Ankunft aus dem Wasser, so läßt er es ruhig an sich vorüber gehen und harrt bis zur Rückkehr. Niemals greift man ein zu Lande gehendes Nilpferd an, sondern wartet stets, bis es, so zu sagen, wieder halb im Flusse ist. Dann schleudert der Jäger ihm die Harpune mit aller Kraft in den Leib und flieht in der Hoffnung, daß das über den Wurf erschreckte Thier sich in den Fluß stürzen werde. So geschieht es auch gewöhnlich, während das Ungethüm beim Heraussteigen ans Land immer seinen Gegner anzunehmen pflegt. Nach dem Wurfe besteigt der Jäger mit seinen Gehilfen entweder sogleich oder am folgenden Morgen eines der bereit gehaltenen Bote und sucht das verwundete Thier, bezüglich das schwimmende Sperstangenende oder den Holzklotz auf. Sobald man diese Merkzeichen gefunden hat, rudert man höchst vorsichtig, mit bereitgehaltenen Wurfsperen und Lanzen herbei und nimmt nun die Leine auf. Beim geringsten Anziehen erscheint das Nilpferd in rasender Wuth an der Oberfläche des Wassers und stürmt auf das Schiff los, wird aber mit einem Hagel von Lanzen und Speren empfangen, welcher es häufig zur Umkehr zwingt. Gleichwohl kommt es nicht selten vor, daß es die Barke erreicht und mit den Hauzähnen zerreißt. Dann haben die Jäger einen sehr schweren Stand und müssen sich eiligst durch Schwimmen und Tauchen zu retten suchen. Livingstone erfuhr, daß es, um dem Nilpferde unter solchen Umständen zu entgehen, das Beste sei, in die Tiefe des Stromes zu tauchen und hier einige Sekunden zu verweilen, „weil das Flußpferd, wenn es einen Kahn zertrümmert hat, sich allemal nach dem Menschen umschaut und, wenn es keinen bemerkt, davon geht“; mir hat man Aehnliches erzählt. Im günstigeren Falle besteigt ein Theil der Jäger nach dem zweiten Angriffe auf den Flußriesen ein zweites Bot und fischt sich mit ihm das Ende einer zweiten Harpune auf. Nun wird das Ungethüm durch das schmerzerregende Anziehen der Harpunenleinen beliebig oft zur Oberfläche des Wassers heraufgezaubert und ihm im Verlaufe der Jagd der breite Rücken derartig mit Lanzen bespickt, daß er wie der Pelz eines Stachelschweines aussieht. Uebrigens führt man die Jagd nur dann mit einem Male zu Ende, wenn man Feuergewehre zur Verfügung hat; im entgegengesetzten Falle läßt man den im Wasser natürlich viel stärkeren Blutverlust das Seinige zur Abmattung des Thieres thun und nimmt erst am folgenden Tage die Verfolgung desselben wieder auf, da ja die schwimmenden Merkzeichen seinen Aufenthalt immer wieder verrathen. Ein glücklicher Lanzenwurf oder Stoß in das Rückenmark oder zwischen den Rippen hindurch in die Brusthöhle bläst schließlich das Lebenslicht des sattsam gemarterten Höllensohnes aus. Dann schleift man den Leichnam stromabwärts bis zur nächsten Sandbank, auf welcher er, nachdem er mit Tauen ans Land gezogen worden ist, zerlegt wird.

Der Gewinn der Jagd ist nicht unbedeutend. Das Fleisch des Ungeheuers ist geschätzt. Fleisch und Schmer werden überall gegessen, und in den alten guten Zeiten konnten sich die Ansiedler des Kaplandes kaum ein größeres Fest denken als eine Nilpferdjagd. Man schnitt Fleisch und Speck an Ort und Stelle von dem erlegten Riesen ab und schaffte es wagenweise nach Hause. Die Bauern verkauften nur aus Gefälligkeit die beliebte Speise an Freunde und ließen sich das Pfund Nilpferdfleisch theuer genug bezahlen. Junge Nilpferde sollen ein so wohlschmeckendes Fleisch haben, an welches sich selbst Europäer bald gewöhnen. Die geräucherte Zunge gilt als Leckerbissen. Der Speck wird dem des Schweins überall vorgezogen, das aus ihm geschmolzene Fett benutzt man zur Bereitung von Speisen aller Art oder ißt es auch mit dem Brode. Die Hottentotten trinken es ebenso gern wie die Europäer Fleischbrühe. In Ostafrika gilt es als die allervorzüglichste Grundlage zur Haar- und Körpersalbe, Delka genannt, welche alle dunkelfarbigen Afrikaner zu gebrauchen scheinen. Kurz, wenn der Jäger seine Beute zu gebrauchen weiß, kann sie ihm einen recht netten Ertrag abwerfen.

Der Fang des Nilpferdes ist mit der Jagd ein und dasselbe. Alle, welche wir jetzt in Europa sehen können, sind jung harpunirt worden. Es versteht sich von selbst, daß erst die Mutter des jungen Thieres erlegt werden muß, bevor man daran denken kann, auf das junge Jagd zu machen. Es würde sonst unmöglich sein, das angeworfene Thier lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Die

blinde Anhänglichkeit des kleinen, wüsten Geschöpfes an seine Alte erleichtert aber die Sache. Der harpunirten Mutter folgt das Junge überall nach und verläßt selbst ihren Leichnam nicht. Man wirft ihm dann eine Harpune auf eine weniger empfindliche Stelle des Leibes und zieht es an dieser an das Land. Anfangs sucht es sich loszureißen, stößt ein gellendes, durchdringendes Geschrei aus, wie ein Schwein, welches geschlachtet werden soll, und macht den Leuten viel zu schaffen. Aber es gewöhnt sich bald an den Menschen und folgt ihm nach. Die Hottentotten streichen, wie uns Sparrmann berichtet, frisch gefangene Nilpferde mehrmals mit der Hand über die Schnauze, um sie an ihre Ausdünstung zu gewöhnen. Dann schmiegt es sich an den Menschen an, wie früher an seine Mutter. Das Euter der Kuh nimmt ein Nilpferd eben sogern an, wie das seiner Mutter. Mit einer einzigen Saugamme ist es aber freilich bald nicht mehr gethan. Der junge Riese verlangt nach kurzer Zeit die Milch von zwei, drei und vier Kühen.

Nach allen bisherigen Beobachtungen hält das Nilpferd die Gefangenschaft leicht und dauernd auch in Europa aus. Wird das Thier paarweise an einem Orte untergebracht, wo es sich seinem natürlichen Wesen gemäß bewegen kann, wo es also bald ins Wasser, bald auf das Trockene gehen kann, so darf man auch auf Nachkommenschaft rechnen. Es nimmt mit jeder Kost vorlieb, namentlich mit Allem, was man dem Hausschweine zu reichen pflegt.

Ich sah das erste Gefangene, welches in der Neuzeit wieder nach Europa kam, in Kairo. Es hatte sich dort so an seinen Pfleger gewöhnt, daß es ihm wie ein Hund überall nachlief und sich mit Leichtigkeit behandeln ließ. Ein Gemengsel von Milch, Reis und Kleie bildet seine Nahrung. Später nahm es ruhig mit frischen Pflanzenstoffen vorlieb. Man baute zur Ueberfahrt einen eignen Kasten für das Thier und führte mehrere große Fässer Nilwasser mit sich, um dem Flußbewohner täglich mehrere Bäder geben zu können. Als es in London ankam, hatte das Thier schon eine Länge von 7 Fuß; gegenwärtig hat es beinahe seine volle Größe erreicht, wenigstens hat es sich mit einem anderen, das man ihm später brachte, fruchtbar begattet.

Später brachte man zwei Nilpferde nach Paris, und im Jahre 1859 kamen deren zwei auch nach Deutschland, wo sie überall umhergeführt und zur Schau gestellt wurden. Die beiden Letzteren waren außerordentlich zahm und zeichneten sich durch eine plumpe, rohe Gemüthlichkeit aus. Sie spielten lustig mit ihrem Wärter und, wie oben Bd. I. S. 499 erwähnt, mit einem Steppenhunde, welcher sich vergeblich Mühe gab, den dickfelligen Gesellen etwas anzuhaben. Später kamen beide Thiere nach Amsterdam, wo sie sich gegenwärtig noch befinden. Hier haben sie aber Viel von ihrer früheren Gutmüthigkeit verloren. Sie sind zwar nicht gerade wild geworden, aber doch auch lange nicht mehr so zahm geblieben, als sie es waren. Im September des Jahres 1861 wurden sie brünstig; Mitte des Monats wurde die Begattung beobachtet. Sie wurde im Wasser vollzogen, oft nach einander, und währte, wie bei den Pferden, nur sehr kurze Zeit. Die Geburt erfolgte bereits am 16. Juli 1862, also nach einer Trächtigkeitsdauer von nur zehn Monaten. Das wohl ausgebildete, muntere Junge wurde von der Alten von der ersten Stunde an roh und hart behandelt. Sie ließ es nicht saugen, warf es hin und her, und zeigte sich, als sie vom Männchen getrennt worden war, höchst aufgeregt. Das Junge starb trotz aller Versuche es künstlich zu ernähren, bereits zwei Tage nach seiner Geburt.

Einen Tag später nahm die Alte schon wieder auf. Sie hatte sich um ihr Männchen, welches durch den Anblick des Jungen sehr wüthend geworden war, von Anfang an weit mehr bekümmert, als um ihr Kind.

Westermann, der Vorstand des amsterdamer Thiergartens, hat mir später mündlich mitgetheilt, daß dieselbe Alte ein zweites Junge zur Welt brachte, und zwar sieben Monate nach beobachtetem Sprung. Demnach ist die Trächtigkeitsdauer also noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen; wohl aber steht soviel fest, daß sie eine sehr kurze ist. — Auch das zweite Junge wurde von der Mutter schlecht behandelt. Der Vater schien eifersüchtig zu sein auf seinen Sprößling und geberdete sich wie toll, erregte dadurch die Alte ebenfalls und veranlaßte mittelbar die Entfernung des Säuglings. Der-

selbe lebte ebenfalls nur kurze Zeit, vielleicht in Folge der ihm wenig zusagenden Nahrung; man konnte ihm eben nur Kuhmilch reichen. — Einen ausführlicheren Bericht über die höchst beachtenswerthen Beobachtungen meines Berufsgenossen vermag ich leider nicht zu geben. —

Geradezu unbegreiflich ist es, wie die Römer ihre Nilpferde fingen und fortschafften. Sie brachten nicht blos Junge und Halberwachsene zu ihren Kampfspielen und Triumphzügen nach der Hauptstadt ihres Landes, sondern auch Alte. Der Aedil Scaurus führte im Jahre 58 v. Chr. ein großes Nilpferd mit fünf Krokodilen dem römischen Volke vor; ein zweites zeigte Augustus bei seinem Siegeszuge über die Kleopatra. Commodus ließ fünf im römischen Circus tödten, und später sah man noch mehrere unter Antonius, Pius und Gordian. Nach dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 1850 kam keins wieder nach Europa.

Das Nilpferd ist unzweifelhaft der Behemot der Bibel, von welchem gesagt wird, daß seine Knochen fest seien wie Erz und die Gebeine wie eiserne Stäbe, daß er gern im Schatten im Rohre und im Schlamm verborgen liege, von den Bachweiden gedeckt würde, den Strom in sich schlucke und sich dünken ließe, als wolle er den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Das Thier gilt also schon den alten Israeliten als ein wahres Ungeheuer, und hiermit steht die heutige Anschauung der Araber vollkommen im Einklange. Der Sudahnese sieht das wüste Vieh gar nicht für ein echtes, natürliches Wesen, sondern eher für einen Auswurf der Hölle an. Schon der sudahnesische Name „Aesint", dessen Bedeutung Niemand kennt, deutet auf etwas Ungewöhnliches hin. Dazu kommt nun die Bedenken erregende Mißachtung aller, auch der kräftigsten Schutzbriefe seitens des Ungethüms. „Möge Gott die Affen verfluchen in seinem Zorn", sagte mir ein Sudahnese; „denn sie sind verwandelte Menschen und Spitzbuben, Söhne, Enkel, Nachkommen von Spitzbuben, aber möge er uns bewahren vor den Kindern der Hölle, jenen Nilpferden! Denn ihnen ist das Heiligste Schaum und das Wort des Gottgesandten ein leerer Hauch; sie zerstampfen den „Gottesbrief" mit ihren Füßen!" Das Nilungeheuer ist also in den Augen der Eingeborenen gar kein von Allah erschaffenes Wesen, sondern nur die Maske eines verruchten, dem Teufel — vor welchem der Bewahrer die Gläubigen bewahren möge! — mit Leib und Seele angehörigen Zauberers und Sohnes der Hölle, welcher nur zu Zeiten diese Satansgestalt annimmt, sonst aber in seiner Hütte als Mensch erscheint, um andere Adamssöhne abzulocken vom Pfade des Heils. Mit anderen Worten: Das Nilpferd ist der Gottseibeiuns selber, wenn auch mit etwas auffallenden und unzierlichen Pferdefüßen und Schwanz!

Dafür gibt es hundert Belege. Viele Menschen haben durch jenen Höllensohn ihr Leben verloren, und ihre Seele ist ihnen aus dem Körper gestampft worden, ohne daß der Leib gefressen worden wäre: — und unter den Todten war sogar ein Fakhïe oder Koranverständiger! Ferner ließ einer der Statthalter Ostsudahns, Churschid-Pascha, als er einst mit einem Fähnlein seiner Krieger an den Strom kam, diese auf ein Nilpferd Jagd machen, obwohl ihm ein weiser Scheich wohlmeinend davon abrieth; denn dieser wußte, daß das vermeintliche Nilpferd blos die Maske eines verwunschenen Menschen war. Zwar wurde der vom Anbeginn der Welt verfluchte Zauberer getödtet und seine schwarze Seele der Hölle zugesandt, aber Churschid-Pascha entging seinem Schicksale nicht. Er war immer hart verfahren gegen die Zauberer des Landes; deshalb bannten ihn diese durch den Blick ihres scheelen Auges. Sein Leib versiechte, weil seine Eingeweide langsam verdorrten, und er wollte, auch krank, noch immer die Meinung des Ulema und Khadi nicht gelten lassen; denn anstatt sich einem Kundigen des Gotteswortes anzuvertrauen und den Zauberer durch diesen bannen zu lassen, vertrauete er den ungläubigen Aerzten aus Frankistán und welkte und siechte dahin. Möge sein Leib in Frieden ruhen und seine Seele begnadigt sein! Uns aber möge der Bewahrer bewahren, der Schützende schützen vor allerlei Zauber und Höllenwerk!

Fünfte Reihe.

Seesäugethiere (Pinnata).

Das gerade Gegentheil der Fledermäuse und der grabenden Maulwürfe sind die Seehunde, Sirenen und Wale, die massigsten aller Säugethiere, denen das Wasser zur Wohnstätte wurde. Jene zeichneten sich durch Größe oder besondere Stärke ihrer Glieder aus: bei diesen verkümmerten die Gliedmaßen zu Stummeln, welche nicht vollständig aus dem Körper hervorragen, sondern zum Theil von der allgemeinen Bedeckungshaut umhüllt sind. Nur noch die erste Ordnung besitzt vier Schleppbeine mit äußerlich mehr angedeuteten, als getheilten Zehen; die beiden letzten Ordnungen haben Flossenbeine, deren Zehen vollständig von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich sind. Je mehr aber diese Bewegungswerkzeuge den eigentlichen Flossen ähneln, um so größer, massiger ist der Körper. Das Wasser erleichtert die Fortschaffung schwerer Lasten; deshalb genügen schon kurze, stummelartige, ruderkräftige Glieder, einen Seehund oder Wal von Ort zu Ort zu treiben. Dicke Specklagen unter der Haut tragen ebenfalls das Ihrige dazu bei, das eigenthümliche Gewicht zu verringern, und eine schleimige, haarlose oder mit kurzen, steifen, glatten Haaren bedeckte Haut steht im Einklange mit dem Elemente, in welchem unsere Thiere leben. Alles rundet und streckt sich an dem Körper; jeder mehr hervorragende Theil verschwindet. Nur noch bei den höchststehenden ist von äußeren Ohren eine Spur und auch ein Schwanzstummel zu bemerken; bei den übrigen verschwinden die Muscheln, und der Schwanz tritt gleichsam an die Stelle der Hinterfüße und breitet sich zum flossenartigen Ruder aus. Eine große Uebereinstimmung aller Seesäugethiere fällt Jedem auf, der einen vergleichenden Blick auf sie wirft. Gleichwohl läßt auch hier die Natur ihr oberstes Grundgesetz bemerklich werden: manchfaltigste Ausbildung ein und derselben Grundgestalt. Doch lassen sich alle Seesäuger naturgemäß in drei Gruppen ordnen: in dieselben, welche wir oben nannten. Der Werth dieser Gruppen wird verschieden beurtheilt: wir werden uns aber keines Fehlers schuldig machen, wenn wir in jeder einzelnen eine Ordnung der Klasse erkennen.

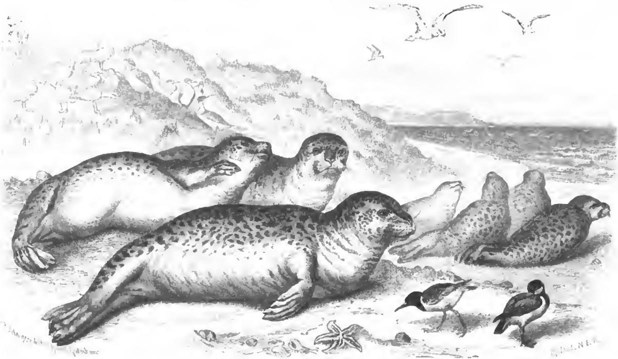
Vierzehnte Ordnung.

Flossenfüßer (Pinnipedia).

In den zur ersten Ordnung der Seethiere gehörigen Geschöpfen sehen wir Wesen vor uns, welche auch dem Laien als Säugethiere erscheinen. Noch sind vier Beine vorhanden, schleppende zwar, aber doch deutlich von dem Leibe abgesetzte, deren Füße ziemlich klar die Gliederung in Finger und Zehen erkennen lassen. Bei manchen sind letztere vollkommen beweglich und nur durch Schwimmhäute mit einander verbunden, bei wenigen dagegen ganz von der Körperhaut umhüllt und unbeweglich, dann aber immer noch durch die kleinen Nägel, welche außen angeheftet sind, erkenntlich. Nägel finden sich an den Vorderfüßen immer, und an den Hinterfüßen bei der größeren Mehrzahl. Der Schwanz endet nicht in eine Finne; die Zitzen sind frei und liegen in den Weichen; der kleine Kopf ist von dem kegelförmigen Leib abgesetzt, und der kluge Ausdruck der großen, lebhaften Augen, sowie das Gebiß erinnern noch an bedeutend höher stehende Geschöpfe. Eigentlich fremd erscheinen uns nur die Füße. Ihr Zehenbau ist ein anderer, als wir bisher beobachteten. Die Mittelzehe ist nicht mehr die längste und stärkste, sondern alle Zehen liegen in einer gleichen Ebene. Das Geripp zeigt noch deutlich die Entwickelung aller Gliedmaßen und läßt die äußeren Unterschiede viel mehr verschwinden, als der mit Muskeln und Fett und Haut umhüllte Leib. Die Halswirbel sind deutlich geschieden und mit sehr entwickelten Fortsätzen versehen; 14 bis 15 Wirbel bilden den Brust-, 5 bis 6 den Lendentheil, 2 bis 4, und zwar verwachsene, das Kreuzbein, 9 bis 15 endlich den Schwanz. Die Rippen setzen sich durch verknöcherte Knorpel an das Brustbein fest. Das Schulterblatt ist breit und kräftig, der Bau des Vorderarms deutlich; die Hinterfüße aber sind schwach. Im Gebiß finden sich alle Zahnarten der Raubthiere: — einzelne Forscher haben sich deshalb bewogen gefunden, die Seehunde unmittelbar auf die eigentlichen Räuber folgen zu lassen, und sie somit aufs engste mit diesen zu verbinden. Daß die Ohren und Nasenlöcher verschlossen werden können und die Augen eigenthümlich gebaut sind, läßt sich von der Lebensweise solcher Wasserthiere schon im voraus erwarten. Auf die übrigen Eigenthümlichkeiten brauchen wir nicht einzugehen; sie beschäftigen nur den zergliedernden und vergleichenden Forscher.

Zwei natürliche Familien bilden die erste Ordnung der Ruderfüßler: Es sind die Robben oder Seehunde und die Walrosse oder Morse. Erstere zeichnen sich durch ihr vollständiges Raubthiergebiß aus; bei den letzteren ragen lange Eckzähne aus dem Munde hervor.

Die Seehunde (Phocae), die zahlreichere Familie von beiden, verbreiten sich über die meisten größeren Gewässer der Erde und haben ebensowohl im höheren Süden wie im Norden ihre Vertreter; ja, sie finden sich sogar in den großen Binnenseen Asiens, in welche sie theils in den von diesen ausgehenden Flüssen gekommen sind, theils aber zurückblieb, nachdem die Wasserverbindung unterbrochen wurde. Im Norden leben die meisten, im Süden die auffallendsten Arten. Manche Sippen finden sich in der Nähe beider Pole, aber nur wenige Arten sind als Weltbürger anzusehen. Alle bewohnen das Meer und gehen von da nur auf kurze Zeit in den Flüssen hinauf oder auf kurze Strecken über Land nach größeren Wasserbehältern. Die meisten lieben die Nähe der Küsten, einige aber ziehen das offene Meer diesen vor. Auf dem Lande halten sie sich nur bei besonderen Gelegenheiten, namentlich während der Fortpflanzungszeit und als kleine Junge auf — so



Seehunde.

wenigstens berichten die Reisenden. Ihre eigentliche Wohnstätte ist und bleibt das Wasser. Auf dem Lande sind sie sehr unbehilfliche Thiere, im Wasser bewegen sie sich mit der größten Leichtigkeit. Mühsam klimmen sie vom Strande aus an den Klippen oder an den schwimmenden Eisbergen empor und strecken sich dort behaglich auf den festen Boden, um sich zu sonnen; bei Gefahr flüchten sie so rasch als möglich wieder in die ihnen so freundliche Tiefe des Meeres. Sie schwimmen und tauchen mit größter Meisterschaft. Es ist ihnen gleich, ob ihr Leib mit der Oberseite nach oben oder nach unten liegt; sie bewegen sich sogar, wie ich nach eigenen Beobachtungen verbürgen kann, rückwärts. Jede Wendung und Drehung, jede Ortsveränderung überhaupt führen sie im Wasser mit größter Schnelligkeit und Sicherheit aus: auf dem Lande dagegen haben sie sämmtlich nur eine Art, sich fortzuschaffen. Es geschieht in derselben Weise, wie manche Raupenarten sich bewegen. Die Beine werden zum Gange so gut als nicht gebraucht. Der Seehund, welcher auf dem Lande von einer Stelle zur anderen kommen will, wirft sich fest auf die Brust, krümmt den Leib in einen Katzenbuckel nach oben, stemmt sich dann auf den Hintertheil, also etwa auf die Weichen, und streckt nun rasch den Leib, wodurch er das Vordertheil desselben wieder vorwärts wirft. So kommt das Thier durch wechselseitiges Aufstemmen des Vorder- und Hinterleibes, durch Krümmen und Strecken des ganzen Körpers verhältnißmäßig rasch von der Stelle. Die Beine leisten dabei eigentlich gar keine Dienste; sie werden nur in Anspruch genommen, wenn der Seehund bergauf klimmt. Auf ebenem Boden stemmt er sie zwar manchmal mit auf, immer aber so leicht, daß die Hilfe, welche sie leisten, eigentlich mehr eine scheinbare, als wirkliche ist. Ich habe die Spuren der Seehunde sehr genau untersucht und gefunden, daß man auf große Strecken hin in dem reinen und weichen Sande gar keine Eindrücke der Vorderhände findet, was doch der Fall sein müßte, wenn das Thier wirklich auf seinen Vorderfüßen ginge. Manchmal legt der Seehund seine beiden Ruder an den Leib und humpelt eben so rasch vorwärts, als wenn er sie mit gebrauchen wollte: kurz, zum Gehen sind seine Flossenbeine nicht eingerichtet. Dagegen benutzt er sie, und zwar in sehr geschickter Weise, wie die Affen oder Katzen, um sich zu putzen, zu kratzen, zu glätten, ja, um Etwas mit ihnen festzuhalten, z. B. das Junge an die Brust zu drücken.

Alle Seehunde sind im hohen Grade gesellig. Einzelne sieht man fast nie. Je einsamer die Gegend, um so zahlreicher sind die Herden oder Familien; je weniger der Mensch mit ihnen zusammenkommt, um so behäbiger, ich möchte sagen gemüthlicher, zeigen sich die in bewohnten Gegenden überaus scheuen Geschöpfe. Der Mensch ist offenbar der furchtbarste und blutdürstigste Feind der Wehrlosen: alle übrigen Raubthiere, welche ihnen gefährlich werden könnten, zeigen sich ihnen gegenüber viel — „menschlicher", als der Beherrscher der Erde, und daher kommt's denn auch, daß man unsere Thiere nur da wirklich beobachten kann, wo sie fern von dem Erzfeinde der Schöpfung sich aufhalten.

Nicht alle Seehunde bewohnen jahraus jahrein dieselbe Gegend. Manche unternehmen weite Wanderungen. Während dieser Züge sind sie Tag und Nacht in Bewegung, ruhen aber auf günstig gelegenen Inseln tage- und wochenlang aus, ehe sie die Reise fortsetzen.

Die Lebensweise der Robben ist eine nächtliche. Den Tag bringen sie am liebsten auf dem Lande zu, schlafend und sich sonnend. Hier sind sie in jeder Hinsicht das gerade Gegentheil von Dem, was sie im Wasser waren. Von der Behendigkeit und Schnelligkeit, welche sie in ihrem eigentlichen Elemente zeigen, bemerkt man am Lande keine Spur; sie erscheinen uns vielmehr als das vollendetste Bild der Faulheit. Jede Störung aus ihrer bequemen Lage ist ihnen höchst verhaßt: manche Arten sind kaum zur Flucht zu bewegen. Mit größter Wonne dehnen und recken sie sich auf ihrem Lager und bieten bald den Rücken, bald die Seite, bald den Unterleib den freundlichen Strahlen der Sonne dar, kneifen die Augen zu, gähnen und zeigen sich überhaupt mehr todten Fleischmassen, als lebenden Geschöpfen gleich; nur die regelmäßig sich öffnenden und schließenden Nasenlöcher geben Kunde ihres Lebens. Wenn sie sich recht wohl befinden, vergessen sie oft tage- und wochenlang Fressen und Saufen, und manche halten einen theilweisen Winterschlaf. Endlich

treibt sie der Hunger aber doch auf und in das Meer, wo sie ihren inzwischen abgemagerten Leib bald wieder runden, glätten und mit Fett auspolstern. Je älter die Thiere werden, um so fauler zeigen sie sich. Die Jungen sind lebhafte, spiellustige und fröhliche Geschöpfe, die Alten hingegen oft höchst mürrische, in ihrer Faulheit ganz verkommene Thiere. Freilich muß man zu ihrer Entschuldigung sagen, daß ihre Unbehilflichkeit auf dem Lande sie noch fauler erscheinen läßt, als sie wirklich sind. Wenn sie sich gefährdet sehen, gehen sie, wie bemerkt, sehr eilig und schnell in das Wasser; kommt ihnen die Gefahr aber plötzlich über den Hals, so überfällt sie die Angst und der Schreck in so hohem Grade, daß sie seufzen und zittern und vergeblich alle mögliche Anstrengungen machen, um dem Verderben zu entrinnen. Wenn es gilt, Weibchen und Junge zu vertheidigen, zeigen übrigens manche einen großen Muth. Auf den einsamsten Eilanden sind gewisse Arten, z. B. die Seebären und Seelesauten, so gleichgiltig gegen fremde Besucher, daß sie diese ruhig unter sich herumgehen lassen, ohne zu flüchten: sie werden aber ganz anders, wenn sie den Menschen, diesen Verderber der Thierwelt, erst kennen gelernt haben.

Unter ihren Sinnen ist das Gehör, trotz der kleinen Ohrmuscheln, vorzüglich, Gesicht und Geruch dagegen weniger entwickelt. Die Stimme besteht in heiseren Lauten, welche bald dem Gebell eines Hundes, bald dem Blöcken eines Kalbes oder dem Brüllen eines Rindes ähneln.

Jede Robbengesellschaft ist eine Familie. Das Männchen ist immer mit mehreren Weibchen verbunden, und mancher dieser Seesultane besitzt einen Harem von dreißig bis vierzig Schönen. Die Eifersucht gegen andere Bewerber seiner Art geht ins Großartige. Jeder Robbe würde der Weiber halber auf Tod und Leben kämpfen, wenn ihm dieses möglich wäre. Das dicke Fell und die Fettlagen unter ihm sind der beste Schild beider Kämpen gegen die Bisse und Risse, welche sie sich in der Hitze des Gefechts gegenseitig beibringen.

Etwa acht bis zehn Monate nach der Paarung — genaue Beobachtungen hierüber fehlen — bringt das Weibchen eins, seltener zwei Junge zur Welt. Die Kleinen sind zierliche und muntere Geschöpfe. Von den Reisenden wird angegeben, daß sie wegen ihrer dicken Behaarung noch nicht zu allen Schwimm- und Tauchkünsten geeignet wären und deshalb in Gesellschaft ihrer Mütter auf dem Lande bleiben müßten, bis das erste Haarkleid gewechselt sei: — diese Angabe bedarf meiner Meinung nach jedoch noch der Bestätigung; eigene Beobachtungen, welche weiter unten ihre Stelle finden werden, stehen ihr entgegen.

Alte und Junge lieben sich mit gleicher Zärtlichkeit, und die Mutter schützt ihren Sprößling mit Gefahr ihres Lebens gegen jede Gefahr. Der Vater, erfreut an seinen lustigen Spielen, gibt sein Wohlgefallen durch vergnügliches Brummen und Knurren zu erkennen und folgt, weil ihm die Leibesbeschaffenheit die thätige Mithilfe am Spiel verbietet, dem rasch hin- und hergleitenden und Purzelbäume werfenden Kleinen wenigstens mit den Augen. Schon nach höchstens zwei Monaten sind die jungen Robben soweit entwickelt, daß sie entwöhnt werden können. Das Wachsthum geht unglaublich schnell vor sich, und bereits nach Verlauf eines Jahres haben die Jungen mehr als die halbe Größe der Alten erreicht. Nach 2 bis 6 Jahren sind sie erwachsen, im Alter von 25 bis 40 Jahren abgelebt und greisenhaft geworden.

Thierische Stoffe aller Art, zumeist aber Fische, Schal-, Krusten- und Strahlthiere, bilden die Nahrung der Robben. Um ihren gesegneten Appetit zu befördern, verschlucken einige, wie die Vögel es thun, Steine; andere füllen sich den bellenden Magen im Nothfalle mit Tangen an.

Nächst dem Menschen haben die Robben in dem Eisbären ihren schlimmsten Feind, obgleich dieser selbstverständlich nur den kleineren Arten gefährlich werden kann. Der Mensch zeigt sich jedenfalls weit grausamer und abscheulicher, als dieses Raubthier. Alle Robbenjagd ist eine gemeine, erbarmungslose Schlächterei, bei welcher sich Rohheit und Gefühllosigkeit verbinden. Deshalb wird auch der Ausdruck „Jagd" vermieden: man spricht von Schlächterei und Schlägerei, nicht aber von edlem Waidwerk. Eine grenzenlose und leidenschaftliche Blutgier bemächtigt sich in kurzer Zeit der Matrosen, welche auf Robbenjagd ausgehen, und treibt sie an, Alt und Jung, Groß und Klein

ohne Unterschied zu vertilgen. So ist es gekommen, daß diese Thiere bereits unglaublich vermindert worden sind und in rascher Eile ihrem Untergange zugehen. Von den Herden, welche im vorigen Jahrhundert die einsamen Inseln bedeckten, sind jetzt nur noch Ueberbleibsel zu sehen, und weiter und weiter müssen die Schiffe vordringen, wenn sie guten Fang machen wollen. Der Thran und das Fett, die Zähne und die Haut der Robben sind gesuchte Gegenstände und erklären gewissermaßen die Vertilgungswuth des selbstsüchtigen Menschen.

Alle Robben lassen sich zähmen, und manche werden fast zu Hausthieren. Sie gehen aus und ein, fischen im Meere und kehren freiwillig wieder nach der Wohnung ihres Pflegers zurück, lernen diesen kennen und folgen ihm nach wie ein Hund. Einzelne sollen sogar zum Fischfang abgerichtet werden können.

Man stellt diejenigen Arten, welche kleine Ohrmuscheln haben, oben an. Ihrer entfernten Aehnlichkeit mit dem betreffenden Landbewohner halber nennt man sie **Bärenrobben** (Arctocephalus). Nächst den Ohrmuscheln kennzeichnet sie der lange Hals und die ziemlich weit aus dem Körper hervorragenden Gliedmaßen. Einige Naturforscher rechnen alle dieser Sippe angehörigen Thiere nur zu einer Art, und erkennen blos den **Seebären** an, andere sind geneigt, mehrere Arten anzunehmen. Das betreffende Thier wird 6 bis 8, höchstens 9 Fuß lang; doch gehören zur Zeit Männchen, welche über 6 Fuß messen, schon zu den Seltenheiten. Die Weibchen erreichen eine Länge von 3 bis 4 Fuß. Seefahrer, welche dem Thiere eine Länge von 15 bis 18 Fuß zuschreiben, übertreiben wahrscheinlich. Der Name dieser Robbe ist nicht übel gewählt, weil der Vordertheil des Leibes etwas Bärenartiges hat. Mit Ausnahme der Gliedmaßen ist der ganze Leib dicht bedeckt mit ziemlich langen, groben, abstehenden, schwach glänzenden Haaren, unter denen sich ein feines, seidenartiges, struppiges Wollhaar befindet. Die Oberarme und Schenkel sind mit kurzen, steifen Haaren bekleidet, die Unterarme und Hände dagegen wie die Unterseite der Glieder vollkommen kahl. Bei jungen Thieren liegt das Haar glatt an und hat starken Glanz. Je nach dem Alter und Geschlecht ist die Färbung verschieden. Erwachsene Männchen erscheinen dunkelschwärzlich oder eisengrau, auf dem Kopfe und auf dem Vorderrücken etwas heller, weil das Haar dort in silbergraue Spitzen ausgeht. Die Unterseite ist gelblich oder rostgrau. Eine breite schwarze Binde zieht sich der Quere über die Brust. Die Füße sind dunkelbraun, die Schnurren bräunlichschwarz; das Wollhaar spielt in das Röthliche oder Kastanienbraune. Alte Weibchen sind oben lichtgrau, unten röthlichweiß. Junge Thiere sind anfangs fast schwarz, werden aber schon nach einigen Wochen grau.

Falls wirklich alle Bärenrobben eine Art bilden, muß man diesen Thieren einen sehr großen Verbreitungskreis zuschreiben. Man findet sie ebensowohl im höchsten Süden, wie im höchsten Norden. Nach unserer Ansicht ist es wahrscheinlicher, daß die im Süden lebenden Seebären von den im hohen Norden sich findenden verschieden sind. Um Bestimmtes angeben zu können, nenne ich die Falklandsinseln, die Westküste Südamerikas und das Kap der guten Hoffnung als südliche und die Inseln und Küsten des nördlichen großen Weltmeeres, z. B. die Kurilen und Aleuten, als nördliche Aufenthaltsorte. Hier wie da verweilt der Seebär übrigens nicht immer in ein und derselben Gegend. Namentlich der im Süden wohnende unternimmt regelmäßig weite Wanderungen; er zieht sich mit Einbruch der kalten Jahreszeit mehr dem gemäßigten Gürtel, und mit Eintritt der warmen dem Pole zu. Auf Süd-Shetland und den benachbarten Inseln erscheinen Mitte Novembers die ältesten und größten Männchen, steigen ans Land und lagern sich dort in langen Reihen, im Dezember langen die Weibchen an, und nun beginnen die wüthendsten Kämpfe um deren Besitz. Einige Monate später treffen dann endlich auch die ein- oder zweijährigen Jungen und die abgelebten Greise ein. Während der ganzen Zeit treibt sich die Hauptgesellschaft am Lande herum, wechselt dort ihren Platz und geht nun Ende Aprils ins Wasser und nach Süden zurück. Mitte Junis ist die Gegend gänzlich verlassen, und nur in manchen Jahren erscheinen die Jungen wiederum auf den Sommerplätzen.

Ungeachtet der vielfachen Gelegenheit, welche Seefahrer haben, die Bärenrobben auf ihren Schlachtzügen zu beobachten, sind doch bis heutigen Tages noch die vor mehr als hundert Jahren von Steller veröffentlichten Beobachtungen nicht übertroffen, und deshalb werde ich mich hier auf sie einfach beschränken.

„Man fängt die Bärenrobbe, welche die Russen Kot nennen, nur zwischen dem 50. und 56. Grade auf den Inseln, nicht aber am festen Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahre erhält man nur Weibchen und deren Junge. Nun ziehen sie nach Norden, und man sieht von Anfang Juni bis zu Ende August keine mehr; dann kehren sie kraftlos und mager mit ihren Jungen wieder nach Süden zurück."

„Ihr einziges oder ihre beiden Jungen sind mit sehr feiner und glänzender schwarzer Wolle bedeckt. Die Mütter liegen mit ihnen herdenweise am Strande und bringen die meiste Zeit schlafend



Der Seebär (Arctocephalus falclandicus).

zu. Die Jungen spielen und streiten zusammen wie junge Hunde. Der Vater steht dabei und sieht zu. Zanken sie sich ernstlich, so kommt er brummend herbei, jagt sie aus einander, küßt und leckt den Sieger, stößt ihn mit dem Maule auf den Boden und freut sich, wenn er sich ernstlich widersetzt. Aus Jungen, welche faul und mäßig sind, macht er sich Nichts; deshalb halten sich einige beständig bei der Mutter, andere fast immer beim Vater auf."

„Ein Männchen hat acht bis funfzehn Weibchen und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande beisammen liegen, sieht man sie doch alle Zeit in Herden getheilt. Jede Herde ist eine besondere Familie. Das Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen, auch mit den Jährlingen, welche noch keine Weibchen haben, und so kann die Familie bis zu 120 Stück anwachsen. In eben solchen Haufen schwimmen sie im Meere umher. Sehr alte Männchen sondern sich ab und kommen, gewöhnlich außerordentlich fett am Leibe, allein auf die Inseln. Sie bleiben einen ganzen Monat hier liegen, fressen nicht, schlafen beständig und sind sehr mürrisch und grausam. Was vorbeigeht, fallen sie an mit äußerster Wuth; sie sind so wild und hoch-

müthig, daß sie lieber sterben, als von ihrem Orte weichen. Sehen sie Menschen, so gehen sie denselben entgegen, halten sie auf und ein jeder besetzt seinen Ort und macht sich fertig zum Schlagen. Auf einer Reise, wo wir sie nicht umgehen konnten, mußten wir uns in Streit einlassen und Steine nach ihnen werfen. Sie bissen in diese wie Hunde, erfüllten die Luft mit einem Gebrüll und setzten uns immer heftiger zu. Wir trachteten daher, ihnen die hervorragenden Augen auszuschlagen und die Zähne mit Steinen entzwei zu werfen. Ein auf diese Weise von uns verwundetes und geblendetes Thier wich aber dennoch nicht von seinem Platze. Es darf auch nicht zurückwerfen; denn sonst wird es von den Zähnen der anderen übel zugerichtet. Manchmal kann man auf weite Strecken hin eine Menge von Zweikämpfen sehen. Während dieser Zeit darf man frei neben ihnen vorbeigehen. Die im Meere befindlichen sehen eine Zeitlang dem Kampfe zu, gerathen aber dann auch in Wuth, kommen heraus und mengen sich in die Schlacht."

„Ich habe mit meinem Kosaken oft einen angegriffen und ihm nur die Augen ausgeworfen, sodann vier bis fünf andere mit Steinen geworfen, daß sie mich verfolgten. Ich floh nun zu dem blinden, und da dieser nicht wußte, ob seine Kameraden ebenfalls flohen, so biß er an und biß sich einige Stunden mit ihnen, während ich von einem erhöhten Orte zusah. Floh er ins Wasser, so wurde er herausgezogen und endlich todt gebissen. Oft fraß ihn schon während seiner letzten Züge der Eisfuchs an. Zuweilen streiten ihrer Zwei eine Stunde lang mit einander; dann legen sie sich hin, lechzen und erholen sich, stehen wieder auf, stellen sich wie Fechter gegen einander, neigen die Köpfe und schlagen die Hauer wie die Eber von unten nach oben. Solange Beide bei Kräften sind, hauen sie nur nach den Vorderfüßen; dann packt der Stärkere den anderen mit dem Rachen am Leibe und wirft ihn zu Boden. Sobald Dies die Zuschauer erblicken, eilen sie herbei, um dem Unterdrückten Hilfe zu leisten. Nach dem Streite gehen sie ins Wasser, um ihren Leib abzuspühlen. Ende Julis ist selten einer zu sehen, der nicht mit Wunden bezeichnet wäre."

„Sie liefern ihre Schlachten aus dreierlei Ursachen: die allerblutigsten der Weibchen wegen, die andere des Lagerplatzes halber und eine andere, um Frieden zu stiften. Die Weibchen tragen ihre Jungen im Maule fort, lassen sie aber dieselben beim Angriff im Stich, so werden sie von den Männchen in die Höhe und an den Felsen geworfen, daß sie halbtodt liegen bleiben; sind sie dann wieder zu sich gekommen, so kriechen sie wie ein Wurm den Männchen demüthig zu Fußen, küssen sie und vergießen Thränen in solcher Menge, daß sie ununterbrochen auf die Brust herabtröpfeln und diese ganz naß machen. Dabei geht das Männchen unter beständigem Brummen hin und her, wendet die Augen greulich herum, und wirft den Kopf von einer Seite zur anderen nach Art der Landbären. Sieht das Männchen, daß man seine Jungen fortträgt, so weint es wie das Weibchen. Schwer Verwundete oder Beleidigte weinen ebenfalls, wenn sie sich nicht rächen können."

„Sie haben dreierlei Laute. Auf dem Lande plärren sie zum Zeitvertreib wie die Kühe, wenn man ihnen die Kälber genommen hat; im Kampfe brüllen und brummen sie wie Bären; nach erhaltenem Siege bringen sie wiederholt ein lautes Geräusch hervor wie Hausgrillen. Ein verwundeter und von Feinden überwältigter seufzt und faucht laut wie eine Katze oder wie eine Meerotter. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib, streicheln die Brust mit den Hinterfinnen und legen die Haare zurecht. Das Männchen legt die Lippen an die des Weibchens, als wenn es dasselbe küssen wollte. Wenn die Sonne scheint, legen sie sich in die Wärme, halten die Hinterfüße in die Höhe und wedeln damit wie schmeichelnde Hunde; bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald zusammengerollt. Während des Juni, Juli und August bleiben sie auf derselben Stelle wie ein Stein liegen, sehen einander an, schlafen, gähnen, strecken sich und brüllen ohne das Geringste zu fressen. Dann werden sie so mager, daß die Haut um sie hängt, locker wie ein Sack. Die Jungen paaren sich im Juli und tummeln sich munter herum. Sie benehmen sich dabei nicht wie andere Thiere, sondern wie Menschen. Ich habe einmal einem eine Maulschelle gegeben, worüber er zwar zornig wurde und brummte, aber doch sein Geschäft noch ¼ Stunde lang fortsetzte."

„Gewöhnlich laufen die Alten nicht davon, wenn Menschen nahen, sondern machen sich vielmehr fertig zum Streit. Nichtsdestoweniger habe ich auch gesehen, daß ganze Herden die Flucht ergriffen haben. Wenn man pfeift, fliehen die Weibchen sogleich, und wenn man sie unvermuthet mit großem Geschrei überfällt, stürzen sich ganze Massen mit einem Male ins Meer; dann schwimmen sie beständig am Strande hin und her und wundern sich über die ungewöhnlichen Gäste. Die Meerottern und gemeinen Robben fürchten sich sehr vor ihnen und werden deshalb selten in ihrer Nähe gesehen; die Seelöwen aber wohnen in großen Herden unter ihnen, nehmen die besten Stellen ein, und die Bärenrobben erregen nicht gern in ihrer Gegenwart einen Streit, um nicht allzu grausame Schiedsrichter zu bekommen."

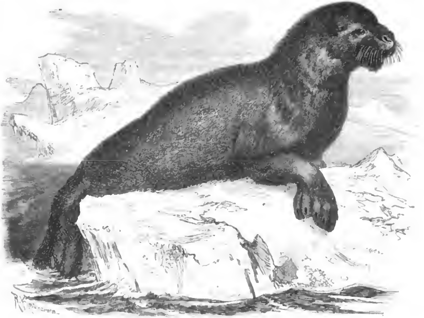
„In ihren Bewegungen sind sie schneller, als andere Robben; sie durchschwimmen sicher in einer Stunde zwei deutsche Meilen. Auf dem Lande werden sie von Keinem übertroffen und man entkommt ihnen nur, wenn es bergan geht. Mich haben sie einmal länger, als sechs Stunden verfolgt und endlich gezwungen, mit der größten Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern, und mich und meinen Kosaken jagten sie oft so muthig vor sich her, daß wir den Strand verlassen mußten. Ihr Leben ist so zähe, daß zwei oder drei Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Man muß oft zwei bis drei Mal ausruhen, um wieder Kräfte zu sammeln. Wenn auch alle Zähne aus dem Rachen geschlagen, die Hirnschale zerstückelt und das Gehirn fast ganz ausgespritzt ist, bleibt das Thier dennoch auf seinen Füßen stehen und wehrt sich. Ich schlug einem die Hirnschale entzwei und die Augen aus, dennoch blieb es noch länger, als zwei Wochen wie eine Bildsäule stehen und lebte solange. Bei Kamtschatka gehen sie seltener ans Land und werden deshalb im Wasser harpunirt. Dann schießen sie wie ein Pfeil dahin und ziehen den Kahn noch so reißend nach sich, daß er zu folgen scheint. Wenn der Schiffer ihn nicht recht gut zu steuern weiß, kehren sie auch wohl um. So geht es fort, bis das Thier sich verblutet hat. Dann wird es herangezogen, mit Spießen durchstochen und an das Land geschafft. Man fängt aber nur erwachsene Männchen und trächtige Weibchen, weil man sich an die großen Männchen nicht wagt. Jährlich kommen soviel Bärenrobben vor Alter und in Folge ihrer Wunden auf den Inseln um, daß an manchen Orten der Strand so voll Knochen liegt, als wenn eine Schlacht geliefert worden wäre."

Gegenwärtig ist es freilich anders geworden, als zu des guten Steller's Zeiten. Die Robbenschläger haben entsetzlich auch unter den Seebären gehaust und diese fast ausgerottet.

Die sogenannten Seelöwen oder Löwenrobben werden von Einigen ebenfalls als Vertreter einer besonderen Sippe (Otaria) angesehen, während Andere, ihrer kurzen Ohrstummel wegen, sie mit den Seebären zusammenziehen. Man kennt mehrere Arten von bedeutenderer oder geringerer Größe. Von den Bärenrobben unterscheiden sie sich durch die verhältnißmäßig sehr großen Vorderfüße und das kürzere Haarkleid, welches nur in der struppigen Mähne am Halse der Männchen sich verlängert. Den Namen Seelöwe verdient diese Robbe in eben demselben Grade, wie die bereits beschriebenen den ihren. Ihre Farbe ist kaum etwas dunkler, als das bekannte Löwengelb, das Gesicht hat wie das aller Robben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Katzengesicht und die Mähne am Vorderhalse kommt besonders zur Geltung. Wir betrachten, obgleich uns unsere Abbildung den südlichen Seelöwen (Otaria jubata) zeigt, das Leben des nordischen, welcher immer kleiner, als der südliche ist und auch eine kaum bemerkliche Mähne besitzt. Die Färbung des einen wie des anderen ist ein bald lichteres, bald dunkleres Gelblichweiß oder Gelblichbraun. Der Bauch und die Füße sind dunkler, die Flossenhaut gleicht schwarzem Leder, auf welcher kleine schwarze Höcker hervortreten, die der Hinterfüße ist gelappt. Der eigentliche Seelöwe findet sich an der Südspitze von Amerika und im Süden Neuhollands und Neuseelands, der nordische im nördlichen stillen Weltmeer von der Behringsstraße an bis Japan und Kalifornien hinauf. In ihrer Lebensweise haben beide noch Vieles

mit den Bärenrobben gemein; sie sind aber noch einmal so groß und auch durch den Haarbau unterschieden. Nächst der die Gestalt sehr zierenden Mähne ist besonders das Auge merkwürdig wegen seines sonderbaren Ausdrucks, welcher durch auffallende Farbenzusammenstellung bedingt wird. Das Auge selbst ist weiß, die Iris aber glänzend grün, wie Smaragd, und die Bindehaut in den inneren Augenwinkeln zinnoberroth.

Ueber Leben und Betragen sagt Steller: „Obschon das löwenartige Thier gräßlich aussieht und bös und hitzig scheint, auch an Kräften den Meerbären weit übertrifft, dabei schwer zu überwinden ist und wenn es in Noth kommt, aufs grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt, so fürchtet es sich doch dermaßen vor dem Menschen, daß es beim Anblick desselben sich schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande ins Wasser eilt. Wenn es mit



Der südliche Seelöwe (Otaria jubata).

einem Stock oder mit Geschrei aufgeschreckt wird, so entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zittern und allzugroßer Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann, so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummt, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Menschen in die Flucht. Die Probe hätte mich beinahe selbst ins Verderben gebracht. Daher wird es von dem Kamtschadalen nie im Meere verfolgt, weil es die Kähne umstößt und die Schiffer aufs grausamste umbringt. Auch wagt man nicht, es öffentlich auf dem festen Lande anzugreifen, sondern überfällt es hinterlistiger Weise. Wenn es schläft, kriecht Einer, der sich auf seine Kräfte und Füße verlassen kann, stillschweigend unter dem Winde mit einem eisernen und knöchernen Spieß, der von der Stange abgeht, und stößt diesen durch einen Vorderfuß. Seine Kameraden halten den Riemen, welcher aus dem Fell eines solchen Thieres gemacht ist, fest und

wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl. Will das verwundete und erwachte Thier entfliehen, so schießen Andere mit Pfeilen oder Spießen darauf los und schlagen es zuletzt mit Keulen todt. Treffen sie es auf einem einsamen Floß, so schießen sie es mit giftigen Pfeilen. Es kommt sodann aus dem Meerwasser, welches seinen Schmerz vermehrt, ans Land und wird nun getödtet oder stirbt von selbst innerhalb 24 Stunden. Wer es wagt, dieses Thier zu tödten, steht bei den Anderen in großem Ansehen, und Viele gehen nicht blos wegen des schmackhaften Fleisches, sondern aus Ruhmsucht auf diese gefährliche Jagd. Sie wagen sich oft mit ihren elenden Kähnen von Baumrinde oder Thierhäuten auf 4 bis 5 Meilen entfernte Inseln und laden 2 bis 3 Thiere hinein, daß der Rand oft kaum über das Wasser hervorsteht; sie würden sich aber schämen, aus Angst vor dem Tode es zurückzulassen. Fett und Fleisch sind überaus schmackhaft, besonders von den Jungen. Die Gallerte aus den Füßen ist ein Leckerbissen."

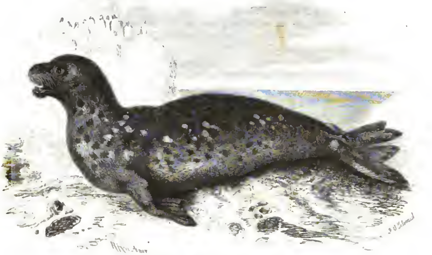
„Einem Männchen folgen drei bis vier Weibchen. In den Monaten August, September und Juli werfen sie. Die Männchen begegnen den Weibchen viel sanfter, als bei den Bärenrobben und erwiedern deren Schmeicheleien; beide aber sorgen nicht sehr für ihre Jungen, und ich habe oft gesehen, daß Mütter dieselben im Schlafe todt gedrückt haben; auch machten sie sich Nichts daraus, wenn ich die Jungen vor den Augen der Eltern schlachtete und ihnen die Eingeweide vorwarf. Diese Jungen sind nicht so lebhaft und munter, wie die jungen Bärenrobben, sondern schlafen fast beständig und treiben auch ihr Spiel nur schläfrig. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihnen ins Meer und schwimmen ruhig am Strande. Werden sie müde, so setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und ruhen aus, diese wälzt sich aber wie ein Rad und wirft die trägen Jungen ab, um sie an das Schwimmen zu gewöhnen. Ich habe ganz junggeborne ins Meer geworfen, sie konnten aber Nichts weniger, als schwimmen, sondern schlugen das Wasser unordentlich mit den Finnen und suchten das Land zu gewinnen."

„Obschon diese Thiere sich sehr vor dem Menschen fürchten, habe ich doch bemerkt, daß sie ihn gewohnt werden, wenn man oft und friedlich mit ihnen umgeht, besonders zu der Zeit, wo ihre Jungen noch nicht fertig schwimmen können. Ich habe mich einmal sechs Tage lang mitten unter einer Herde, jedoch auf einem erhöhten Orte in einer Hütte aufgehalten und ihre Lebensart sehr genau beobachtet. Sie lagen rings um mich her, sahen das Feuer an und gaben auf Alles Acht, was ich machte. Sie entflohen auch nicht, obschon ich unter ihnen herumging, die Jungen ergriff, tödtete und die Beschreibung davon aufsetzte. Sie streiten auch heftig unter einander um den Ort und die Weibchen, ebenso hitzig wie die Bärenrobben und mit denselben Geberden. Eines, dem das Weibchen genommen war, stritt mit allen übrigen drei Tage lang und war durch mehr als hundert Wunden überall zerfleischt. Die Bärenrobben mengen sich nie in den Streit und sehen sich sogleich nach der Flucht um, wenn ein solcher entsteht; auch mit ihren Weibchen und Jungen lassen sie die Löwenrobben spielen, ohne sich zu muckfen. Sie vermeiden überhaupt ihre Gesellschaft soviel, als sie können."

„Die Löwenrobben plärren wie die Ochsen, die Jungen blöcken wie die Schafe. Es kam mir oft vor, als wäre ich der Hirt unter einer Viehherde, nach welchem sie sich richten müßte. Es gibt ihrer Sommers und Winters auf diesen Inseln. Nichtsdestoweniger kommen im Frühling andere mit der Bärenrobbe zugleich an. Sie fressen Fische und gemeine Robben, wahrscheinlich auch Meerottern. Im Juni und Juli, wo sie auf der Insel ihre Jungen aufziehen, fressen sie fast gar Nichts, werden sehr mager und schlafen beständig. Sie scheinen recht alt zu werden, denn sie bekommen endlich einen grauen Kopf."

Zwischen den genannten und den eigentlichen Seehunden stehen die **Seeleoparden** (Leptonyx), welche hauptsächlich ihres Gebisses und des Handbaues wegen als besondere Sippe abgetrennt worden sind. Die Arten bewohnen die Südsee. Unter dem Namen Seeleoparden verstehen übrigens die deutschen Naturforscher ein anderes Thier, als die Engländer. Ueber die

Lebensweise des einen wie des anderen ist noch sehr Wenig bekannt, und deshalb ist es gleichgiltig, welche Art wir hier darstellen. Unsere Abbildung zeigt uns den Vertreter der Sippe, welchen die Engländer mit Seeleopard bezeichnen (Leptonyx Wedellii). Es ist ein großer Seehund von 8 bis 9 Fuß Länge, fahl von Färbung, auf dem Vorderrücken und einer Rückenlinie schwärzlichgrau, von dem anderen Seehund durch seinen langen Hals und den großen Rachen unter-



Der Seeleopard (Leptonyx Wedellii).

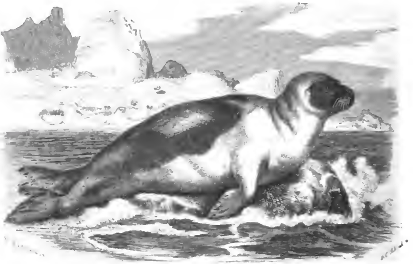
schieden. Die Vorderfüße nehmen vom Daumen zum kleinsten Finger an Länge ab. Die Hinterfüße entbehren der Krallen und haben einige Aehnlichkeit mit einem Fischschwanz. Aeußere Ohren fehlen.

Auch die eigentlichen **Seehunde** (Phoca) sind in neuerer Zeit wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfällt worden. Wir brauchen hierauf keine Rücksicht zu nehmen; denn es kann uns gleichgiltig sein, daß die einen an den Zähnen eine Zacke mehr haben, als die anderen. Ich erwähne die hinsichtlich ihrer Färbung oder ihres Aufenthalts wichtigsten Arten. Die Lebensweise ist eine mehr oder weniger allen gleich gemeinsame.

Als Urbild der ganzen Gesellschaft kann man den **bärtigen Seehund** (Phoca barbata) betrachten. Er zeichnet sich vor seinen nächsten Verwandten durch seine bedeutende Größe, durch zahlreiche Bartborsten, durch die überwiegende Länge der mittleren Zehe seiner Vorderfüße und durch sanfte Ausrundung der hinteren Flossenhaut aus. Er kann bis zehn Fuß lang werden. Der Pelz ist wie bei den meisten übrigen Seehunden oben hellgrau und gelblich marmorirt, ohne daß die Flecken sich scharf sondern. Die Seiten und der Bauch sind schmuzigweiß; vom Kopfe aus verläuft ein schwärzlicher Streifen nach dem Rücken. Bei den Jungen ist die Hauptfärbung oben bläulich, unten weiß; im Wollkleid haben sie einen breiten, weißen Streifen von den Schultern bis zu den Lenden. An seiner Größe und den in mehrere Reihen gestellten, sehr langen, höchst zahlreichen

und steifen Schnurrborsten auf der Oberlippe ist er noch ziemlich leicht von anderen Arten zu unterscheiden. Er bewohnt die nördlichsten Meere zwischen Europa, Asien und Amerika, hauptsächlich das Eismeer und nördliche stille Weltmeer, meidet das Land und hält sich mehr auf schwimmenden Eisschollen auf.

Der grönländische Seehund oder die Sattelrobbe (Pagophilus groenlandicus) ist wegen des längeren und schmäleren Kopfes mit der flachen Stirn, der kürzeren Schnauze, des gestreckteren Leibes und des verschiedenen Handbaues als eigene Sippe von den anderen Seehunden abgetrennt worden. Während bei diesem die erste Zehe an den Vorderfüßen die längste ist, überragt bei den grönländischen Sattelrobben die zweite Zehe alle übrigen. Außerdem fehlen dem Thiere das Wollhaar und die nackten Sohlen. Die Bartborsten sind wellenförmig eingebuchtet. Nach Alter und Geschlecht ist



Der grönländische Seehund (Pagophilus groenlandicus).

die Färbung ziemlich verschieden. Der neugeborene, junge Seehund trägt einen weichen, glänzenden, schneeweißen Pelz, dessen Haare schon nach den ersten Wochen abgeworfen werden. Während des ersten Jahres ist die Färbung des Haarkleides gleichmäßig blaßgrau, wenn auch oben etwas dunkler, als unten. Im zweiten Jahre erhält der Oberkörper Flecken, im dritten und vierten nehmen sie mehr und mehr überhand. Der Kopf wird schwarz, der übrige Leib weiß oder gelblichweiß, und davon hebt sich ein großer, breiter, langgezogener, halbmondförmig gekrümmter und nach innen ausgeschweifter Flecken von dunkelschwarzer Farbe lebhaft ab, welcher sich von beiden Seiten des Leibes vom Widerrist angefangen bis gegen den Schwanz herabzieht, gewöhnlich getheilt, auf jeder Seite manchmal aber auch in einander verlaufend. Bei anderen sind blos Schwanz und Stirn schwarz, und einzelne haben eine durchaus schwarze Färbung. Ueberhaupt ist bei den Seehunden auf Färbung des Pelzes nicht Viel zu geben; sie schwankt außerordentlich, und die Haare verblassen, wenn sie länger getragen worden sind, so bedeutend, daß man Seehunde nach der Haarung nicht mehr als Das

erkennt, was sie vor derselben waren. Gefangene in Thiergärten geben davon die besten Belege. — Das ganze nördliche Eismeer und die benachbarten Straßen und Busen können als die Heimat dieser Art angesehen werden. Die Sattelrobbe findet sich ebensowohl bei Kamtschatka, als bei Grönland, bei Labrador und bei Island. Auch sie hält sich mehr auf Eisschollen auf, als auf festem Lande.

An unseren nördlichen Küsten wohnen die Kegelrobben (Halichoerus) und die Seekälber (Calocephalus) oder gemeinen Seehunde. Beide Gruppen oder Untersippen, wie man jetzt will, sind einigermaßen durch das Gebiß unterschieden. Ob man von ersterem eine oder mehrere Arten annehmen will, ist noch nicht festgestellt.

Der Urbel oder graue Seehund (Halichoerus Grypus), der Vertreter der ersten Abtheilung, trägt das bekannte Robbenkleid: auf silberweißem oder blaßaschgranem, stahl- oder schwarzgrauem Grunde unregelmäßige schwarze und schwärzliche Flecken, welche beim Männchen dichter, als bei dem Weibchen stehen und jenes deshalb dunkler erscheinen lassen. Die Jungen kommen mit einem gelblichen, weichen Pelz zur Welt, welcher bald abgeworfen wird. Die Schnurrhaare sind weiß, die Schwimmhäute an den Füßen fast nackt. Die Länge beträgt 4 bis 8 Fuß.

An denselben Orten wohnt auch der gemeine Seehund (Calocephalus vitulinus), die bekannteste Art von allen, 4, 5, selten 6 Fuß lang, schwärzlich und weißlich, graubraun oder gelbgrau gesprenkelt, auf dem Rücken gewöhnlich ungefleckt, unten weißlich, mit einem blassen Ring um das Auge, mit weißen, kurzen, braun gewellten Schnurren. Das Thier ist manchfach verschieden in der Färbung, wahrscheinlich aber auch nicht mehr, als andere Arten, welche man weniger zu beobachten Gelegenheit hatte.

Zu derselben Sippe gehört auch der Seehund der großen asiatischen Landseen: des kaspischen Meeres, des Aral-, Baikal- und Oronsees, die einzige Art, welche nicht im eigentlichen Meere gefunden wird. In der Größe kommt der kaspische Seehund (Calocephalus caspicus) dem gemeinen ziemlich gleich; hinsichtlich der Färbung ähnelt er einer anderen Art, dem geringelten Seehund nämlich. Auf seinem graubraunen Rücken zeigen sich unregelmäßige, ziemlich breite, gelbliche Ringel, welche nach unten mehr und mehr verblassen. Zwischen diesen Ringeln schieben sich schwärzliche, punktförmige Flecken ein. Die ganze Unterseite ist hellgelb, die einzelnen Haare der Oberseite sind theils einförmig gelblich, theils schwarz mit gelblicher Spitze, theils ganz schwarz. Junge Thiere unterscheiden sich durch das weiche Haar und durch ihre fast rein weiße Färbung.

Alle hier genannten Seehunde und die ihnen verwandten Arten kommen sich in ihrem Leben ziemlich gleich. Ich werde mich kaum eines Verstoßes schuldig machen, wenn ich die Lebensbeschreibung des gemeinen Seehundes der nachfolgenden Schilderung zu Grunde lege. Ihn habe ich ebensowohl im Freien, als auch in der Gefangenschaft wiederholt und längere Zeit beobachtet und darf mich somit einer wenigstens annäherund genügenden Kunde desselben versichert halten. Erschöpfend kann auch ich das anziehende Thier nicht behandeln.

Alle Seehunde sind mehr oder weniger an die Meeresküsten gefesselt. Nur wenige entfernen sich so weit vom Lande, wie der grönländische, die meisten suchen unbelebte Stellen der Küsten auf und treiben sich hier bald im Wasser, bald auf dem Lande umher. Im allgemeinen kann man annehmen, daß das Land höchstens noch dreißig Seemeilen entfernt ist, wenn man Seehunde bemerkt. An manchen Küsten sind die so vielfach verfolgten Thiere noch sehr häufig; eine stätige Abnahme ist aber nicht zu verkennen.

In ihrem Wesen und in ihren Bewegungen ähneln sie den bereits beschriebenen Robben. Sie zeigen sich nur im Wasser in ihrer vollen Beweglichkeit. Hier erscheinen sie als höchst gewandte und

lustige Geschöpfe. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft. Dabei arbeiten sie mit den Vordertatzen wie Fische mit ihren Flossen, während sie die beiden Hinterbeine bald gegeneinander bewegen, hierdurch das zwischen ihnen gesammelte Wasser ausstoßend und sich somit vorwärts treibend, bald aber seitlich hin und her schwingen und dadurch ungefähr die gleiche Wirkung erzielen. Es gilt ihnen vollständig gleich, ob sie auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegen, und ob sie sich nah oder tief unter der Oberfläche bewegen. Sie durcheilen das Wasser mit der Schnelligkeit eines Raubfisches und wälzen sich blitzschnell um sich selbst herum, sind auch im Stande, solange, als es ihnen beliebt, auf ein und derselben Stelle zu verweilen. Zu diesem Ende ziehen sie ihre Vorderflossen dicht an den Leib, krümmen diesen, daß der Untertheil desselben senkrecht steht, während Kopf und Oberkörper wagrecht gerichtet sind, und verharren so halbe Stunden lang auch schlafend in dieser Lage, den Kopf zur Hälfte, den Rücken ein wenig über die Oberfläche des Wassers erhoben. Das Tauchen verstehen sie vortrefflich; doch können sie keineswegs lange unter Wasser aushalten. Wenn sie nicht verfolgt werden, steigen sie durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche empor, um Luft zu schöpfen. Sie athmen im Wasser in Zwischenräumen von 15, 30, 45, 75, 90, 92, 100, 104 bis 125 Sekunden, auf dem Lande alle 5 bis 8 Sekunden ein Mal. Nun mag es wohl sein, daß verfolgte Seehunde auch das Drei- und Vierfache der angegebenen Zeit unter Wasser aushalten können, da kommen aber noch immer nicht Viertel- oder Halbestunden heraus, wie die alten Naturforscher geglaubt haben. Auch Fabricius, welcher die bei Grönland vorkommenden Seehunde sehr ausführlich beschreibt, glaubt nicht, daß eine Robbe länger als 7¼ Minuten unter Wasser verweilen könne. Unsere Gefangenen haben nach vielfachen Beobachtungen von mir nie mehr als 5¼ Minuten unter Wasser zugebracht, und Dies auch nur, wenn sie schliefen. Die Seehunde schlafen nämlich wirklich im Wasser, jedoch möglicherweise nur im seichteren. Sie kommen von Zeit zu Zeit mit geschlossenen Augen, vermittelst einiger Flossenschläge bis zur Oberfläche empor, schöpfen Athem, sinken hierauf wieder bis auf den Grund hinab und wiederholen Dies bei jedem Luftwechsel. Ihre Bewegungen scheinen durchaus bewußtlos zu geschehen. Daß sie auch auf der Oberfläche liegend schlafen können, geht aus den sogleich zu erwähnenden Beobachtungen der Grönländer hervor. Diese, welche auf das für sie unendlich wichtige Thier äußerst genau achten, haben jede seiner Stellungen im Wasser mit einem besonderen Ausdruck bezeichnet, weil sie aus den verschiedenen Stellungen schließen, ob sie einem schwimmenden Seehund nahe kommen werden oder nicht. Wenn die Robbe einfach nach oben steigt, um Luft zu holen und unbesorgt ist, kommt sie bis zu den Vordertatzen aus dem Meere heraus, holt dann mit weit geöffneten Nasenlöchern Athem und zieht sich langsam wieder in das Wasser zurück, ohne daß dieses sich bewegt: Sie ist eine „Aufgerichtete", während sie „Umstürzende" heißt, falls sie lärmend wieder in der Tiefe versinkt. Wenn der Seehund der Fischjagd eifrig obliegt, schwimmt er mit emporgehobenem Kopf über dem Wasser, sieht gerade vor sich hin, stöhnt und arbeitet mit den Vordertatzen und taucht mit großem Lärm: dann ist er der „Plätschernde", welcher leicht von dem Fänger überrumpelt werden kann, während der Aufgerichtete gewöhnlich zum „Lauschenden, Betrachtenden und Genausehenden" wird, d. h. wenig Erfolg für die Jagd verspricht. Wenn er unter Wasser frißt, verändert er seinen Platz kaum, sondern reckt blos die Nasenspitze aus dem Wasser empor, nimmt Luft und schließt die Nasenlöcher wieder. Zu anderen Zeiten liegt er ganz still auf dem Rücken, den Kopf und die Füße zusammengebogen und ruht oder schläft. Dann läßt er den Fänger so nahe an sich kommen, daß man ihn mit den Händen greifen könnte. Manchmal endlich spielt er wie trunken im Wasser herum, kommt bald mit dem Bauche in die Höhe und schiebt sich auf dem Rücken fort, dreht und windet sich, schwimmt auf dem Rücken, kollert sich um und um, kurz benimmt sich in der sonderbarsten Weise: dann heißt er „Der sich Werfende" und ist nach Ansicht der Grönländer am leichtesten zu überraschen.

Obgleich die Seehunde tage- und wochenlang im Meere verweilen und alle ihre Geschäfte im Wasser abmachen können, gehen sie doch, wenn sie ruhen, sich sonnen und wenn sie schlafen wollen, gern an das Land. Ihren Gang habe ich bereits flüchtig beschrieben; ich will nur noch hinzufügen,

wie jede Bewegung ausgeführt wird. Der gehende Seehund erhebt sich, wenn er seine Vorderfüße mit zum Gehen gebraucht, zuerst auf diese und wirft den Leib ruckweise nach vorn. Nun zieht er die Vorderglieder an, legt sich fest auf die Brust, biegt den Rücken und zieht den Hintertheil nach, stemmt diesen auf die Erde und wirft sich wiederum nach vorn u. s. w. Er bewegt seinen Leib also in beständigen Schlangenlinien. Die Drehungen geschehen einzig und allein mit dem Vorderleibe mit Hilfe der Füße. Aus dem Wasser wirft er sich mit einem einzigen Ruck weit auf das Land heraus, indem er seine ausgebreiteten Hinterfüße heftig und rasch zusammenschlägt. Bei einzelnen Arten bemerkt man eine schwache Fährte am Lande, die Eindrücke der Vorderfüße zu beiden Seiten der Bahn, welche er gerutscht ist, gewöhnlich vier kleine Punkte schief von vorn nach hinten und auswärts gerichtet. Bei Angst oder Gefahr pflegen alle Seehunde beständig Wasser auszuspucken, wie man annimmt, um die Bahn zu glätten. So schwerfällig übrigens auch der Gang erscheint, so rasch fördert er. Ein laufender Mensch muß sich fast anstrengen, wenn er einen auf dem Lande dahingleitenden Seehund einholen will. Der hintere Theil seines Körpers ist ebenso beweglich, wie der Hals. Der Seehund kann sich so drehen, daß er vorn auf dem Rücken und hinten auf der Unterseite liegt, oder umgekehrt, und ebenso ist er im Stande, den Kopf nach allen Seiten hin zu drehen und zu wenden.

Ein am Lande ruhender Seehund gewährt das ausdruckvollste Bild einer ebenso großen Faulheit als Behäbigkeit. Namentlich wenn die Sonne hübsch scheint, liegt das Thier unglaublich behaglich und auf lange Zeit hin vollkommen regungslos am Strande. Es sieht aus, als wäre der Seehund viel zu faul, um auch nur eine einzige Bewegung auszuführen. Wie er gerade sich hingelegt hat, bleibt er liegen. Bald wendet er den Unterleib, bald den Rücken, bald die rechte, bald die linke Seite der Sonne zu; die Vorderflossen werden angezogen oder hängen schlaff vom Leibe herab. Er öffnet und schließt die Augen wohlgefällig, blinzelt oder starrt gedankenlos ins Weite, öffnet nur zuweilen die verschließbaren Hörgänge und Nasenlöcher und zeigt überhaupt keine andere Bewegung, als die durch das Athemholen bedingte. So kann er stundenlang liegen, abgestumpft gegen äußere Eindrücke, vollkommen in seiner Faulheit versunken. Jede Störung dieses ihm so wohlthuenden Zustandes ist ihm aufs tiefste verhaßt; es muß arg kommen, ehe er sich wirklich bewegen läßt, eine andere Lage anzunehmen. Ich habe Gefangene durch das Gitter ihres Behältnisses hindurch mit Strohhalmen an der Nase gekitzelt und sie anderweitig belästigt, ohne sie aus der einmal gewählten Stellung vertreiben zu können. Die Störung war ihnen äußerst unangenehm: sie knurrten sehr ärgerlich, schnappten wohl auch einmal nach dem Halme, blieben aber demungeachtet liegen. Anders ist es freilich, wenn sie wiederholte Neckereien erfahren haben; dann flüchten sie gewöhnlich bald in das Wasser, falls sie dieses als zu ersprießlichem Rückzug geeignet erkannt haben.

Auf günstig gelegenen Klippen entsteht oft heftiger Streit um die besten Plätze unter den Seehunden selbst. Der stärkere wirft dann den schwächeren zur Tiefe herab, nur um sich so bequem als möglich recken und dehnen zu können.

Die Stimme der Seehunde ist bald ein heiseres Gebell, bald ein Plärren; im Zorn knurren sie wie die Hunde; während der Fortpflanzung sollen sie ein lautes Gebrüll ausstoßen.

Bereits die Alten haben die Seehunde als hochbegabte Thiere geschildert. Ihre Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig und sehr wohl entwickelt zu sein. Das Auge ist vortrefflich, das Gehör, der kleinen Ohröffnungen ungeachtet, scharf, der Geruch verhältnißmäßig fein, obwohl die Nase bereits mehr zur Athmung als zum Riechen dient. Der Geschmack zeigt sich durch eine sehr verständige Auswahl in der Nahrung, und das Gefühl bekundet der Seehund bei jeder Gelegenheit: er merkt die leiseste Berührung. Nase und Ohren sind verschließbar und erscheinen im Leben bald als dreieckige, rundliche Löcher, bald nur als schmale Ritzen. Die Nasenlöcher werden bei jedem Athemzuge geöffnet und hierauf sofort wieder geschlossen und bleiben zusammengekniffen, auch wenn das Thier auf dem Lande ruht, bis zum nächsten Luftwechsel; die Ohren werden nur im Wasser und auch hier nicht fortwährend geschlossen. Das große Auge ist wenig gewölbt, die Regenbogenhaut, welche licht- bis dunkelbraun von Farbe ist, füllt fast das ganze Auge; das Weiße sieht man selten.

Höchst eigenthümlich ist der Stern; denn er ist nicht rundlich oder länglich, sondern vielmehr ein Kreis oder richtiger ein vierstrahliger Stern. Es will mir scheinen, als sei diese eigenthümliche Bildung nur von Fabricius beobachtet, von den anderen Naturforschern aber nicht für möglich gehalten worden, weil ich ausschließlich bei genanntem hiervon eine Andeutung fand. Allerdings nimmt man diese Bildung nur unter der günstigsten Beleuchtung wahr, und auch dann muß man das Auge sehr nahe vor sich haben. — Bei jeder Erregung vergießen die Robben viele Thränen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Seehunde ist schwer ein Urtheil zu fällen. Daß die Thiere sehr klug sind, unterliegt gar keinem Zweifel; dennoch zeigen sie sich oft so dumm und ungeschickt, daß man an ihnen irre werden möchte. In menschenleeren Gegenden sind sie dreist; da, wo sie ihre schlimmen Feinde aber kennen gelernt haben, pflegen sie sich nur mit höchster Vorsicht zu benehmen. Sicher ist, daß die Warnung älterer von den jüngeren hoch in Ehren gehalten und befolgt wird. Die gefangenen befreunden sich bald mit ihrem Wärter, und einzelne werden sehr zahm. Sie hören auf den ihnen beigelegten Namen, kommen aus ihrem Wasserbecken hervorgerutscht, nehmen Fische aus der Hand ihres Pflegers und beweisen ihm auch in anderer Hinsicht große Theilnahme. Es wird erzählt, daß man einzelne Seehunde an das Aus- und Eingehen gewöhnt habe, daß sie für ihren Herrn gefischt, ihn in Gefahr vertheidigt hätten u. s. w.: ich vermag die Wahrheit dieser Mittheilungen weder zu bestätigen, noch zu bestreiten. Sicher ist, daß Einzelne sich von ihrem Wärter betasten und streicheln lassen, ihm die Pfote geben, ja selbst erlauben, daß ihr Freund ihnen eine Faust in den Rachen schiebt u. s. w.

Es scheint, daß Seehunde gegen Alles, was nicht Fisch heißt, ziemlich gleichgiltig sind; doch dürfte man wohl irren, wenn man Dies als einen Beweis ihrer Gutmüthigkeit ansehen wollte. Hunden gegenüber benehmen sich die gefangenen regelmäßig heftig: sie schnauben sie ärgerlich an oder suchen sie durch Zusammenklappen der Zähne zu verscheuchen. Dabei beweisen sie aber keineswegs großen Muth, sondern eher grollende Furchtsamkeit, und wenn es ihnen nur irgend möglich ist, suchen sie einer derartigen Begegnung sich zu entziehen. Die Seehunde des hamburger Thiergartens waren immer aufs äußerste entrüstet, wenn wir unsere jungen Bären in demselben Becken badeten, welches jene bewohnten: sie schnaubten, knurrten, klappten die Kinnladen zusammen und schlugen zornig mit den Vorderflossen auf das Wasser, gingen aber niemals zum Angriff über. Unter dem Wassergeflügel kann man sie ziemlich unbesorgt umherschwimmen lassen: sie vergreifen sich wenigstens nicht an denjenigen Vögeln, welche sie selbst nicht behelligen. Mit Gänsen, Enten und anderen Zahnschnäblern leben sie im tiefsten Frieden; gegen die Fischfresser zeigen sie sich jedoch weniger freundlich. So wurde einem unserer Reiher, welcher sich anschicken wollte, dem Seehunde seine Fische wegzunehmen, von der darüber erbosten Robbe am Fuße gepackt und dieser sofort abgebissen.

Besondere Zärtlichkeit beweisen sie, wie alle Robben, gegen ihre Jungen. Mit diesen treiben sie mancherlei Spiele, und sie vertheidigen sie auch, wenn Gefahr droht, muthig, selbst gegen stärkere Feinde.

Je nach der Gegend, in welcher die Seehunde leben, fällt die Paarungszeit in verschiedene Monate. In unserer nördlichen Erdhälfte findet sie im Herbste statt, in den südlichen Gegenden zwischen April und Juni. Die alten Männchen sollen sehr erregt sein, heftig unter einander streiten und für nichts Anderes, als für ihre Liebe Sinn haben. Es wird gesagt, daß dieses Gefühl sie sehr in Anspruch nähme und sie die ihnen eigene Scheu während der Paarungszeit ganz vergessen. Die Eifersucht soll sie blind machen, und wer ihre grunzenden und brüllenden Töne nachzumachen versteht, lockt sie, so sagt man, sicher zu sich heran.

„Mit einem Jagdgenossen,“ erzählt der Naturforscher Schilling, „traf ich auf einem kleinen, einsamen Eilande zehn bis zwölf brüllende und grunzende paarungslustige Seehunde an. Bei unserer Landung begaben sich die Thiere, gegen ihre sonstige Gewohnheit, nur lässig in das Gewässer, und ich war fast versucht, zu glauben, in ihnen eine ganz andere Art von Thieren vor mir zu haben. Wir beschlossen, auf diese Seehunde anzustehen und gruben uns zu diesem Ende im

Sande eine Vertiefung aus. Kaum war unser Bot etwa fünfhundert Schritt weit weggesegelt, da erschienen in geringer Entfernung im Wasser die sämmtlichen Seehunde wieder und lauschten neugierig mit scheinbarem Wohlgefallen den von uns nachgeahmten Tönen. Dabei richteten sie sich fast bis zur halben Körperhöhe über die Wasseroberfläche empor und näherten sich, merkwürdig genug, in diesen Körperstellungen dem Ufer der Insel immer mehr. Als wir nun die höheren, schwächeren Töne nachahmten, welche gewöhnlich die Männchen hören lassen, kamen die viel größeren Weibchen zuerst an das Land gekrochen und naheten sich bald darauf unserm Lager, den Locktönen folgend, obgleich sie unsere hervorragenden Köpfe gewißlich sehen konnten. Wir suchten uns Jeder einen Seehund aus, legten auf ihn an und entluden unsere Gewehre zu gleicher Zeit, und Jeder sah, als sich der Pulverdampf verzogen hatte, den erwählten Seehund regungslos vor sich liegen. Aber auch die Uebrigen, welche sämmtlich gelandet waren, geberdeten sich, als wären sie gleichfalls von unseren Schüssen getroffen worden. Wir hätten, wären wir ruhiger und mehr vorbereitet gewesen, sehr gut noch unsere beiden übrigen Schüsse auf die nicht getroffenen abfeuern können. Erst, als wir aufsprangen, kam Bewegung in diese, wie vom Blitz getroffenen Körper." —

„Ungefähr acht Monate nach der Paarung, in den Monaten Mai, Juni und Juli, wirft das Weibchen eins, seltener zwei Junge auf öden, unbewohnten Inseln, am liebsten an sandigen Stellen des Strandes, in Höhlen, sonst auch auf Felsblöcken und endlich auf Eisfeldern. Die Jungen kommen im vollkommen ausgebildeten Zustande zur Welt, sind aber mit einem dichten, weißen, zarten Pelz bedeckt, welcher sie am Schwimmen und noch mehr am Tauchen hindert, jedoch bald mit dem glatt anliegenden und steifen Jugendkleide vertauscht wird. Bis zu dieser Zeit bleiben die Weibchen auf dem Lande bei den Jungen. Letztere werden nur kurze Zeit von der Mutter gesäugt, entweder auf dem Strande oder zuletzt in ganz seichtem Wasser, bei Gefahr gewarnt und nöthigenfalls zwischen den Vorderfüßen einem sicheren Orte zugeschleppt. Das Wachsthum geht so rasch vor sich, daß die Jungen bereits nach Ablauf eines Jahres mehr als die Hälfte ihrer Größe erreicht haben." So berichten uns die Naturforscher, welche die Seehunde im Freileben beobachten konnten. Ich habe mit aller Absicht diesen Bericht wiedergegeben, obgleich ich selbst Beobachtungen gemacht habe, welche ihn in einiger Hinsicht ergänzen und berichtigen dürften. Zu meiner großen Freude konnte ich nämlich das Jugendleben des Seehundes mit aller Muße in unserem Thiergarten beobachten.

Gelegentlich eines Besuches bei einem der hamburger Thierhändler sah ich einen weiblichen Seehund, dessen Umfang zu frohen Hoffnungen berechtigte. Obgleich nun dieses Thier durch zwei Wunden, welche es beim Einfangen erhalten hatte, entstellt und als Schaustück werthlos war, beschloß ich doch, es zu kaufen, weil ich annehmen durfte, Gelegenheit zu mir wichtigen Beobachtungen zu finden. Soviel ich wußte, hatten trächtige Seehunde schon wiederholt in der Gefangenschaft geboren; die Jungen waren aber immer sofort nach ihrer Geburt gestorben. Wir sollten glücklicher sein, vielleicht nur deshalb, weil wir der trächtigen Seehündin einen kleinen Teich unseres Gartens zum Wohnsitz anwiesen.

Die Geburt des wohlausgetragenen Jungen erfolgte am 30. Juni in den frühen Morgenstunden vor Ankunft der Wärter; denn diese sahen bei ihrem Eintritt in den Garten das Junge bereits neben der Alten im Wasser spielen. Auf dem Lande fanden wir neben einer ziemlichen Menge von Blut und dem Mutterkuchen auch das ganze Jugendkleid des Neugeborenen, einen nicht unbedeutenden Haufen seidenweicher, kurzer, aber gewellter Haare. Sie lagen sämmtlich auf einer Stelle von geringem Umfang und schienen bereits im Mutterleib abgestreift worden zu sein. Das Junge hatte keine Spur des Wollkleides mehr an sich. Seine Färbung ähnelte vollständig der seiner Mutter; nur waren die einzelnen Farben frischer und glänzender. Die Augen waren geöffnet und schauten klar und munter in die Welt. Selbst die Bewegungen des jungen Weltbürgers waren schon ganz die seiner Eltern: sie waren im Wasser genau ebenso meisterhaft, auf dem Lande genau ebenso ungeschickt. Das junge Thier schien in den ersten Stunden seines Lebens außerhalb des Mutterleibes bereits alle Fer-

tigkeiten seines Geschlechts sich angeeignet zu haben. Es schwamm ausgezeichnet auf dem Bauche, wie auf dem Rücken, tauchte leicht und lange, nahm im Wasser die verschiedensten Stellungen an und geberdete sich mit einem Wort durchaus wie ein Alter. Aber es war auch als ein merkwürdig ausgebildetes und auffallend großes Thier zur Welt gekommen. Noch am Tage seiner Geburt gelang es uns, den kleinen bereits wehrhaften Gesellen zu wiegen und zu messen: das Gewicht betrug 17½ Pfund, die Länge 2 Fuß 8 Zoll.

Es war im höchsten Grade anziehend, die beiden Thiere zu beobachten. Die Alte schien sichtlich erfreut über ihren Sprößling zu sein und spielte in täppischer Weise gleich in den ersten Tagen mit ihm, zuerst im Wasser, dann aber auch auf dem Lande. Beide rutschten mehrmals auf das Land hinauf, und die Alte lud dann das Junge durch ein heiseres Gebrüll zu sich ein oder berührte es sanft mit ihren Vorderflossen. Sie offenbarte in jeder Hinsicht die größte Zärtlichkeit, und das Junge schien, altklug, seine Mutter bereits vollkommen zu verstehen. In Beider Spielen gab sich die gegenseitige Anhänglichkeit deutlich genug zu erkennen. Von Zeit zu Zeit tauchten beide Köpfe im Wasser auf, dicht neben einander, dann berührten sie sich mit den Schnauzen, als wollten sie sich küssen. Die Alte ließ das Junge immer voraus schwimmen und folgte ihm bei jeder Bewegung nach, trieb ihr Kind auch wohl ab und zu durch sanfte Schläge nach der von ihr beabsichtigten Richtung hin. Nur wenn es auf das Land gehen sollte, gab sie die zu nehmende Richtung an. Schon abends saugte das Junge unter hörbarem Schmatzen kräftig an der Alten, welche sich zu diesem Ende auf die Seite legte und durch Knurren den Säugling herbeirief. Später kam es, sechs bis zehn Mal täglich, zu der Alten gekrochen, um sich Nahrung zu erbitten. Im Wasser saugte es nie; wenigstens haben wir es nicht gesehen.

Der Neugeborene wuchs überraschend schnell; er nahm sichtlich zu an Größe und Umfang; seine Bewegungen wurden mit jedem Tage freier und kühner, sein Verständniß für die Umgebung größer. Ungefähr acht Tage nach der Geburt nahm er auch auf dem Lande alle Seehundsstellungen an: die behagliche faule Lage auf den Seiten und auf dem Rücken, die gekrümmte, wobei er die Hinterflossen gefaltet hoch emporhob und mit ihnen spielte, und ähnliche mehr. In der dritten Woche seines Alters war er vollkommen zum Seehunde geworden. Den Wärtern gegenüber zeigte er sich scheu und ängstlich, und so gelang es uns erst in der sechsten Woche seines Lebens, ihn zum zweiten Male auf die Wage zu bringen. Um diese Zeit hatte er gerade das Doppelte seines Gewichts erlangt, ungeachtet er bis dahin nur gesäugt und noch keine Fischkost zu sich genommen hatte.

Zu unserm großen Bedauern verloren wir das schöne Thier in der achten Woche seines Lebens. Es war unmöglich, es an Fischkost zu gewöhnen, vielleicht, weil wir nicht die geeigneten Fische besaßen, und der Alten ging nach und nach die Milch aus. Zwar versuchte sich der Junge an den ihm vorgeworfenen Fischen; doch schien ihm die Nahrung schlecht zu bekommen. Er magerte mehr und mehr ab und lag eines Morgens todt auf seinem beliebtesten Ruheplatze.

Sehr möglich ist, daß die jungen Seehunde zuerst keine Fische, sondern vielleicht Krabben und andere niedere Seethiere fressen, welche die Alten auch nicht verschmähen. Daß Diese Fischnahrung jeder anderen vorziehen und namentlich Dorsche, Barsche, Flundern, Heringe, am liebsten aber Salme fressen, ist bekannt und ebensowohl auch, daß sie das Fleisch von Vögeln und kleinen Säugethieren hartnäckig verschmähen, wenigstens in der Gefangenschaft. Ich kenne nur ein einziges Beispiel, daß ein gefangener Seehund von seinem Pfleger nach und nach auch an andere Kost, an Pferdefleisch nämlich, gewöhnt werden konnte.

Für manche nordischen Völkerschaften ist der Seehund, so zu sagen, das wichtigste aller Thiere. Dem Grönländer ermöglicht die Robbe das Leben; er nützt jeden Theil ihres Leibes. Jedoch auch wir Europäer wissen das glatte, schöne, wasserdichte Fell wohl zu schätzen und den Thran, ja selbst das Fleisch zu würdigen. So kommt es, daß der Seehund eigentlich in der ganzen Welt aufs eifrigste verfolgt wird. Man verfährt dabei in der abscheulichsten Weise; denn man führt einen höchst grausamen Vernichtungskampf gegen das Thier, ohne Erbarmen, ohne Schonung. Die Robbenjagd

ist, wie gesagt, nur eine gemeine Schlächterei, und es ist bemerkenswerth, daß die rohesten Völkerschaften auf dieser Jagd sich viel menschlicher zeigen, als die gesitteten Europäer. Jagd und Fang des Seehundes fallen so ziemlich zusammen; das Feuergewehr wenigstens wird nur selten angewandt. Während des Schwimmens ist diese Jagdweise auch mehr oder weniger erfolglos, weil der getödtete Seehund untergeht wie Blei, dagegen kann man an bestimmten Lieblingsplätzen am Strande schon eher auf Erfolg rechnen. An der Ostseeküste der Insel Rügen befindet sich, wie Schilling erzählt, mehrere Hundert Schritte von der äußersten Spitze des hohen Vorlandes ein Haufen Granitblöcke in der See, welcher bei gewöhnlichem Wasserstande einige Fuß hoch über dem Wasserspiegel emporragt. Auf diesem Riffe liegen oft 40 bis 50 Seehunde. Sie sind aber gewitzigt genug, um ein Bot nicht an sich heran kommen zu lassen.

„Einer meiner Freunde", sagt nun genannter Forscher, „welcher mir Gelegenheit verschaffen wollte, diese Thiere näher beobachten und zugleich schießen zu können, ließ auf jenem Riff eine Tonne befestigen und dieselbe so stellen, daß ein Mann darin sitzen konnte. Nach Verlauf von acht Tagen hatte man Gewißheit erlangt, daß die Seehunde sich nicht mehr vor dem Anblick der ausgesetzten Tonne scheuten und wie zuvor das Riff besuchten. Nun segelten wir, mit hinreichenden Lebensmitteln auf acht Tage versehen, nach der unbewohnten Küste, erbauten uns dort eine Hütte und fuhren vonhieraus nach dem Riffe hinüber. Einer von uns Jägern saß beständig in der Tonne verborgen, der andere hielt sich inzwischen am anderen Strande auf. Das Bot wurde immer weit entfernt. Der Anstand war höchst anziehend, aber zugleich auch sehr eigenthümlich. Man kam sich in dem kleinen Raum des engen Fasses unendlich verlassen vor und hörte mit unheimlichen Gefühlen die Wogen der See rings um sich herum branden. Ich bedurfte einiger Zeit, um die nothwendige Ruhe wiederzufinden. Dann aber traten neue, niegesehene Erscheinungen vor meine Augen. In einer Entfernung von ungefähr 400 Schritt tauchte aus dem Meere ein Seehund nach dem anderen mit dem Kopfe über die Oberfläche auf. Ihre Anzahl wuchs von Minute zu Minute, und alle nahmen die Richtung nach meinem Riffe. Anfangs befürchtete ich, daß sie beim Näherkommen vor meinem aus der Tonne hervorragenden Kopf sich scheuen und unsere Anstrengungen zu Nichte machen würden, und meine Furcht wuchs, als sie fast alle vor dem Steinhaufen sich senkrecht im Wasser emporstellten und mit ausgestrecktem Halse das Riff, die darauf befindliche Tonne und mich mit großer Neugier zu betrachten schienen. Doch wurde ich wegen meiner Befürchtung beruhigt, als ich bemerkte, daß sie bei ihrer beabsichtigten Landung sich gegenseitig drängten und bissen und besonders die größeren sich anstrengten, so eilig als möglich auf das nahe Riff zu gelangen. Auch unter ihnen schien das Recht des Stärkeren zu herrschen; denn die größeren bissen und stießen die kleineren, welche früher auf die flachen, bequemeren Steine gelangt waren, herunter, um selbige selbst in Besitz zu nehmen. Unter abscheulichem Gebrüll und Geblöcke nahm die Gesellschaft nach und nach die vorderen größeren Granitblöcke ein. Immer neue Ankömmlinge krochen noch aus dem Wasser hervor; sie wurden jedoch von den ersteren, die sich bereits gelagert, nicht vorbeigelassen und mußten suchen, seitwärts vom Riffe das Feste zu gewinnen. Deshalb suchten sich einige in unmittelbarer Nähe meiner Tonne ein Lager."

„Die Lage, in welcher ich mich befand, war äußerst sonderbar. Ich war gezwungen, mich ruhig und still wie eine Bildsäule zu verhalten, wenn ich mich meiner außergewöhnlichen Umgebung nicht verrathen wollte. Das Schauspiel war mir aber auch so neu und so großartig, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, mein bereits angelegtes Gewehr auf ein ganz sicheres Ziel zu richten. Das Tosen des bewegten Meeres, das vielstimmige Gebrüll der Thiere betäubte das Ohr, die große Zahl der in unruhigen, höchst eigenthümlichen Bewegungen begriffenen, größeren und kleineren Meerhunde erfüllten das Auge mit Staunen. Wie von einem Zauber ergriffen, ließ mich ein wundersames Gefühl lange zu keinem Entschluß kommen und zwar um so weniger, da mir zu viel daran lag, diese außerordentliche Naturerscheinung in solcher Nähe beobachten zu können, als daß ich sie durch voreiliges Schießen mir selbst hätte rauben mögen. Endlich nach langer Zeit solches eigenen und sicherlich

seltenen Genusses der Beobachtung kam mir das Bedenken, daß mein Freund, welcher am gegenseitigen Ufer die Anwesenheit der Seehunde durch sein Fernrohr wahrnehmen mußte, ein Nothsignal geben und so die ganze Gesellschaft verscheuchen könne aus Besorgniß, daß mir ein Unfall begegne, so daß ich daran denken mußte, meinen Anstand zu beenden. Die mich umgebenden Thiere waren zum Theil auch zu einiger Ruhe gekommen und außer dem fortdauernden Gebrüll, fanden nur von einzelnen noch gegenseitige Angriffe statt, — ob aus Feindschaft oder Zärtlichkeit, vermochte ich nicht zu bestimmen. Da ersah ich mir einen der größten Seehunde, welche vor mir auf einem mächtigen Granitblocke in der behaglichsten Ruhe dahingestreckt lagen, zu meinem Ziel, und der gut gerichtete Schuß auf die Seite seines Kopfes traf mein Wild so sicher und tödtlich, daß das Kind des Meeres keine Kraft mehr besaß, sich von seinem Lager herabzuschwingen. Den zweiten Schuß empfing sein Nachbar, welcher ebenfalls nach wenigen Zuckungen leblos auf seinem Stein liegen blieb."

„Die übrigen Seehunde geriethen erst nach dem zweiten Schuß in eine allgemeine, hastige Bewegung und fuhren hierauf mit großer Behendigkeit in das nahe Wasser: — der erste Knall schien sie nur in Erstaunen gesetzt zu haben. Während das herbeigerufene Bot sich aufmachte, um mich und meine Beute abzuholen, hatte ich Zeit, Betrachtungen über das Betragen der geflüchteten Seehunde anzustellen. Sie setzten ihre Flucht nicht eben weit fort, sondern kamen in einer Entfernung von wenigen Hundert Schritten oftmals über die Oberfläche zum Vorschein und näherten sich dem Riff sogar, so daß es schien, als ob sie dort wieder landen wollten. Die endliche Annäherung des Fahrzeuges verscheuchte sie jedoch und sie zogen sich weiter in die See hinaus. Nunmehr nahm mein Freund den Sitz auf dem Riffe ein und ich segelte mit dem Bote und den beiden geschossenen Thieren nach unserem Versteck hinüber. Etwa zwei Stunden verflossen, ehe die Seehunde wieder erschienen. Zu meiner Freude bemerkte ich nach Ablauf dieser Zeit mit meinem Fernrohr, daß sie sich in ziemlicher Anzahl dem Riffe näherten und Einzelne bereits Besitz von den äußersten Steinen genommen hatten. Nicht viel später geschahen rasch auf einander zwei Schüsse und wir erhielten das Zeichen, welches uns hinüber forderte. Als wir ankamen, sahen wir einen der größten Seehunde auf einem Steinblock todt hingestreckt, einem zweiten gleichfalls getroffenen war es gelungen, in das Wasser zu entkommen; wir fanden ihn jedoch am anderen Morgen todt am entgegenliegenden Strande."

Manchmal gelingt es nach Schilling, auch vom Schiffe aus nach Seehunden zu feuern, wenn man mit einem kleinen Bote mit halbem Winde lautlos an die auf Steinen schlafenden Thiere heransegelt. Bei anhaltendem Frostwetter ist die Jagd auf dem Eis zuweilen ergiebig, niemals aber zuverlässig und immer gefährlich. Wenn auch die Strömungen der Ostsee zugefroren sind, halten sich die Seehunde künstliche Löcher im Eis offen, um durch dieselben mit der äußeren Luft in Verbindung zu bleiben und durch sie hindurch auf das Eis zu kriechen und dort zu schlafen. Jeder Seehund hält sich gewöhnlich eine solche Oeffnung, manchmal aber auch einige zu seinem alleinigen Gebrauche. An diese Wuhnen schleicht man nachts mit Filzschuhen heran, um das Geräusch der Schritte zu dämpfen; man muß aber gehörig auf Wind und Wetter achten und Gefahr bleibt immer.

An der schwedischen Ostseeküste wird die Jagd regelmäßiger und häufiger betrieben, gewöhnlich aber nur mit der Harpune, seltner mit Kugelbüchsen, von denen man, wenn man sie anwendet, immer zwei Arten gebraucht, die eine sehr kleinmündig und eine andere, welche sehr große, schwere Kugeln auf weite Entfernungen schießt. Manche schwedische Seejäger richten sich Hunde ab, welche auf dem Eis die Seehunde aufspüren und sie so lange beschäftigen, bis ihre Herren herbeikommen.

Auf den Faröerinseln jagt man die Seehunde hauptsächlich während der Zeit, in welcher sie mit ihren Jungen auf dem Lande verweilen. Man nennt die Orte, an denen die Thiere gebären, den Later und die Jagdmonate deshalb einfach die Laterzeit. Solch eine Jagd beschreibt Graba. „Als wir in die Bucht kamen, wurden wir sogleich von unzähligen Seehunden umringt, welche uns mit neugierig emporgereckten Köpfen anstarrten. Kein Schuß fiel, damit die auf den Klippen schlafenden nicht geweckt würden. Wir stiegen aus und schlichen uns einem Klumpen von Seehunden an, indem man nicht unterscheiden konnte, wo Kopf oder Schwanz der einzelnen Thiere sei. Sobald es knallte,

wälzte sich die glitzernde Masse in die See. Nun bestiegen wir unsere Fahrzeuge wieder und fuhren langsam in die Bucht hinein. Die ganze Schar der Seehunde, bestimmt über funfzig an der Zahl, folgte uns voller Neugier, was in dem Boote vorgehe, zu sehen. Bald tauchten sie unter, bald auf; kam einer zufällig ganz dicht bei dem Bote auf, und man erhob das Gewehr zum Schusse, so beeilte er sich mit großem Geplätscher, wieder unter die Oberfläche des Wassers zu kommen. Sobald ein Schuß fiel, verschwanden alle Köpfe, kamen aber sogleich wieder dicht bei uns empor. — Wenn der Seehund einen guten Schuß in den Kopf erhalten hat, treibt er oft oben, oft aber sinkt er und bleibt verloren; niemals war er auf der Stelle todt, Schläge auf den Kopf betäuben nur für den Augenblick, wenn sie nicht kräftig wiederholt werden. Selbst nachdem ihnen die Gurgel abgeschnitten war, habe ich sie noch lange sich mit den Zähnen wehren gesehen. Es wurden alte, zweijährige und einjährige Meerhunde erlegt."

„Nach Beobachtungen von Alters her darf man nie über die Hälfte der auf dem Later befindlichen Thiere, besonders aber nicht alle Männchen erschlagen. Sind drei Männchen auf dem Later, so kann man den größten und kleinsten tödten, den, welcher in der Mitte steht, muß man am Leben lassen. Von dem Weibchen, Apner genannt, erlegt man die fettesten; neugeborene Junge und deren Mütter bleiben am Leben. In den Latern, wo man eine Laterne braucht, macht der unvermuthete Anblick des Lichtes die Seehunde erblinden und verwirrt, in den Latern hingegen, deren Oeffnungen das Tageslicht nicht ganz verdecken, sehen die Seehunde besser als die Leute, und dann hört man bei der Ankunft des Botes ein starkes Brüllen und Brummen. Der größte Brimmil (wahrscheinlich Brummer), der deswegen auch Latu-Verjar (Vertheidiger des Later) genannt wird, erhebt sich sogleich, will den Leuten den Eingang verwehren und springt vor ihnen mit geöffnetem Rachen auf den Klippen vor- und rückwärts. Da der Seehund höher steht und den ersten Mann überragt, so glückt es diesem selten, ihn zu erschlagen, falls er nicht zurückspringt und jenem zur Seite oder in den Rücken kommt. Das Richtigste ist, daß der Vordermann dem Seehunde die erhobene Keule entgegenhält, sollte dieser ihm auch die Vordertatzen auf die Schultern legen; während dessen achtet der Latu-Verjar nicht auf den Hintermann, der ihm den Schlag gibt. Kann der Seehund den Schlag mit dem Maule auffangen, so ist kein Mensch so stark, ihm die Keule zu entreißen oder zu entwinden. Wird der Latu-Verjar mehrere Male getroffen und entkömmt dennoch, so verläßt er diesen Later und begibt sich nach anderen Höhlen, welches die Ursache sein soll, warum so viele Later jetzt verlassen sind. Handfeste Leute sagen, daß sie eben so gern gegen einen erbosten Stier angehen wollen, als gegen einen Latu-Verjar, besonders, wenn der zweite Mann dem ersten nicht schnell genug folgen kann. Mittelgroße Seehunde scheinen Nebenbuhler des Latu-Verjar zu sein, welche, wenn sie geschont werden, das Later bestimmt wieder besuchen, ja sogar fremde Weibchen mit sich bringen. Ist das Junge so groß, daß die Mutter es bei dem Lärm, den die Ankunft des Botes verursacht, in die See stoßen kann, so thut sie es und sucht mit ihm zu entkommen. Ist Dies nicht der Fall, so bleibt sie bei dem Jungen oder kehrt doch gleich zu demselben zurück, falls sie es auch im ersten Augenblicke verlassen haben sollte, so daß man die Jungen befühlen kann, ob sie fett sind, ohne daß sie von der Stelle wiche, es sei denn, daß man sie durch Geschrei und Lärm wegschrecke."

Dem deutschen Gaumen will das wilde Fleisch des Seehunds nicht behagen; schon die Schweden aber finden es köstbar, und für alle hochnordische Völkerschaften ist es Lebensbedürfniß. Die Grönländer scheinen unter allen Völkern diejenigen zu sein, welche nicht nur am geschicktesten Seehunde zu jagen verstehen, sondern ihre Beute auch am manchfaltigsten zu verwenden wissen. Sie verfolgen das Thier mit ihren leichten Boten im Meere oft meilenweit. „Die Grönländer," sagt Fabricius, „sind große Meister darin, die Ruder leicht und nett zu gebrauchen, so daß man kaum einen Laut davon hört. Wenn nun ein Seehund auftaucht, so gibt man auf sein Gebahren Acht, um daraus auf die Art, ihn anzugreifen, zu schließen. Ist er sicher, so strebt man nur aus aller Macht darnach, um so nahe als möglich zu kommen, um nicht fehl zu werfen. Das Einzige, was hierbei zu beachten

ist, ist, daß weder die Bewegung des Ruders, noch das Fortschießen des Botes bedeutenden Lärm machen müssen; denn Dies würde den Seehund in seiner Ruhe stören. Indessen gehört hierzu nicht wenig Behendigkeit und Uebung, theils durch lange und tiefe Ruderschläge, theils auch indem man das Bot mit dem Körper selbst fortbewegt, und Viele sind hierin so ausgelernt, daß sie den Seehund an die Seite des Botes bekommen können, ohne daß er es merkte. Ist es dagegen einer von den Vorsichtigen, der sich umsieht, so hat es größere Schwierigkeiten; doch verliert man nicht alle Hoffnung, sondern gibt Acht, wenn er untertaucht und eilt dann vorwärts. Wenn der Kopf dagegen über dem Wasser ist, hält man sich stille und bückt sich nieder oder legt sich aufs Bot zurück, um für etwas Todtes, auf dem Wasser Treibendes gehalten zu werden. Plätschert der Seehund im Wasser und ist er in seiner spielenden Verwirrung, in welcher er zuweilen den Fänger ansieht, so pfeift dieser mit dem Munde, um ihn noch sicherer zu machen. Sollte er gleichwohl untertauchen, ehe man ihn auf der Schußweite hatte, so gibt man beim Untertauchen Acht darauf, wohin er seinen Lauf richtet, verändert in etwas den Ort und sieht sich beständig nach der Stelle um, wo er wieder aufkommt und so ferner; denn es würde zu weitläufig sein, hier Alles zu beschreiben. Wenn man dann endlich in Schußnähe gekommen ist, so wirft man den Harpunstock, an welchem früher eine Harpune befestigt worden, nach ihm hin, und die Leine folgt mit, die sonst auf dem Kabakstuhl aufgewunden lag. Da die Harpune Widerhaken hat, so zeigt es sich gleich, ob der Seehund getroffen ist oder nicht; denn dieser kann im ersten Falle nicht leicht davon kommen, sondern muß mehr und mehr von dem Seile ausziehen. Hier ist nun keine Zeit zu verlieren, sondern der Fänger muß, wenn er den Seehund getroffen sieht, gleich die Blase aus dem Bote werfen; denn es würde sonst, wenn die Leine ausgeworfen wäre, von dem Seehund mit Gewalt angezogen und leicht umgeworfen werden können. Dies sind die beiden Ursachen, warum oft ein Grönländer sein Leben verlieren muß; dann schleppt der Seehund ihn erst mit sich fort, und ist kein anderer Fänger in der Nähe, der ihm zu Hilfe kommen kann, so ist selten Rettung für ihn. Wird er aber hingegen die Blase gut los, so ist die größte Gefahr vorbei. Doch trifft man zuweilen einen Seehund an, der so muthig ist, daß er sich gegen das dünne, aus Fellen gemachte Bot wendet und ein Loch hinein beißt, wodurch der Fänger in Gefahr geräth, zu sinken. Man kann Dies daher in mehreren Rücksichten einen gefährlichen Fang nennen, zu welchem sich auch viele Grönländer nicht ohne Bedenklichkeit erdreisten. Schleppt der getroffene Seehund die Blase mit sich fort, die er selten unter das Wasser zu ziehen vermag, so gibt man Acht, wohin sich die Blase wendet, folgt dahin nach und sucht den Seehund mit Lanzen vollends zu tödten; denn die Lanzen haben keine Widerhaken, sondern gleiten aus der Wunde aus und schwimmen auf dem Wasser, so oft man sie auf den Seehund wirft. Durch diese häufigen Wunden und durch das Fortschleppen der großen, ausgeblasenen Blase wird er abgemattet. Wenn man ihm dann endlich ganz nahe kommt, so gibt man ihm den letzten, tödtlichen Schlag mit der geballten Faust über die Nase, wodurch er gleich betäubt wird, ja, man sticht ihn auch wohl mit dem Fangmesser, wenn es nöthig sein sollte, todt. Nun teiankert man ihn, um ihn nach Hause zu schleppen. Erst verstopft man alle Wunden mit Holzpfröpfchen, damit das Blut nicht verloren gehen soll (denn auch dieses hat seinen Nutzen), zugleich bläst man ihm Luft zwischen Haut und Fleisch, damit er desto besser oben schwimmt. Ist der Seehund nur klein, so legt man ihn hinten auf das Bot, nachdem man ihn vorher ungefähr in der Gegend des Nabels mit einer kleinen Blase versehen hat, an der er oben schwimmen muß, wenn er etwa herabfallen sollte. Ist der Seehund aber groß, so muß man ihn im Wasser an der Seite des Botes herschleppen lassen und eine so große Blase an ihn befestigt haben, daß man ihn ohne Gefahr von sich lassen könnte, wenn sich etwa noch ein Seehund zeigen sollte. Fängt man mehrere, so werden diese an die vorigen befestigt und ein glücklicher Fänger kann 4 bis 5 Seehunde auf ein Mal nach Hause schleppen."

Außer dem Menschen hat der Seehund einen schrecklichen Feind in dem **Butskopf** (**Orcinus**), welchen die Grönländer und Normannen „Herr der Seehunde" nennen. Vor diesem Wale sieht man die Seehunde oft mit entsetzlicher Angst sich flüchten. Sie versuchen kleine Meerengen und seichte

Stellen zu gewinnen oder eilen im Nothfalle auch auf das Land. Die größere Furcht vor dem Wale überwindet selbst die Angst vor dem Menschen. Man kennt Beispiele, daß Seehunde ruhig auf Jäger zuschwammen oder krochen, weil sie den fürchterlichen Feind sich im Nacken wußten. Die Grönländer hassen übrigens den Wal nach Kräften, weil er ihnen die Seehunde vertreibt. Auch der Eisbär verfolgt die Thiere unablässig und weiß sich ihrer, wie wir schon oben sahen, recht geschickt zu bemächtigen. Jungen Seehunden werden auch wohl große Raubfische gefährlich.

Die nordischen Völkerschaften verbrauchen den ganzen Seehund, nicht blos Thran und Fell wie wir oder noch das Fleisch wie die Schweden und Norweger. Die Gedärme werden gegessen oder zu Fenstern, Kleidern und Vorhängen verbraucht, nachdem sie vorher höchst mühselig gereinigt und geglättet worden sind. Ein aus denselben zusammengeflicktes Obergewand, der Kapisad oder Darmpelz der Grönländer, wird ganz besonders geschätzt, weil er das Wasser nicht durchläßt. Das mit Seewasser vermischte Blut wird gekocht und dann als Suppe gegessen oder, nachdem man es frieren ließ, als Leckerei genossen; auch formt man es, nachdem es gekocht, in runde Kugeln, trocknet diese in der Sonne und bewahrt sie für Zeiten der Noth auf. Die Rippen dienen als Spreithölzer für die Felle oder werden zu Nägeln verarbeitet; die Schulterblätter gebraucht man als Spaten; aus den Sehnen verfertigt man Zwirn ꝛc. Fleisch, Thran und Fell bilden jedoch auch für die Grönländer den Hauptgewinn, welchen die Seehundjagd abwirft.

Von diesen echten Seehunden hat man mit Recht die sogenannte **Klappmütze** oder **Mützenrobbe** (Stemmatopus cristatus) unterschieden. Sie gehört unzweifelhaft zu den eigenthümlichsten Gestalten unter allen Robben, obwohl im Grunde nur das Männchen die wahre Mützenrobbe ist. Dieses vermag seine Kopfhaut von der Nase an über die Schnauze und bis zwischen den Augen hinauf willkürlich zu einer an den Seiten hervorragenden und längs der Mitte gekielten Blase aufzutreiben. Wenn diese Blase vollständig mit Luft gefüllt ist, bildet sie einen Sack von zwölf Zoll Länge und neun Zoll Höhe, welcher sich von der Schnauzenspitze bis hinter die Augen erstreckt, in seinem vorderen Theile die Nasenlöcher in sich schließt und gleichsam wie eine über den Vorderkopf gezogene Mütze aufsitzt. Im unaufgetriebenen Zustande sieht man nur einen Kiel, welcher die Nase in zwei Theile scheidet.

Die Klappmütze wird etwa 7 bis 8 Fuß lang. Der Kopf ist groß, die Schnauze dick und stumpf, der Leib dem anderer Robben sehr ähnlich gebaut. Die Vorderfüße nehmen von der ersten Zehe an an Länge ab und erscheinen deshalb scharf abgestutzt; an den Hinterfüßen dagegen sind die beiden äußersten Zehen die längsten, und die Mittelzehe ist am kürzesten: die Füße scheinen deshalb zweilappig zu sein, obgleich sie in Wahrheit fünflappig sind. Die Nägel sind stark, gekrümmt, spitzig und unten ausgehöhlt an den Vorderfüßen, gerade, stumpf und seitlich zusammengedrückt an den Hinterfüßen. Der Schwanz ist breit und kurz. Hinsichtlich des Zahnbaues ähnelt die Mützenrobbe dem noch zu beschreibenden Seeelefanten am meisten. Sie hat mit diesem unter den Robben die geringste Zahl der Schneidezähne und wird deshalb und wegen der auch dem Seeelefanten eigenen Fähigkeit, gewisse Kopftheile aufzublasen, von einigen Forschern mit letzterem in einer und derselben Gruppe vereinigt. Im Oberkiefer finden sich vier, im Unterkiefer zwei Vorderzähne, hinter denselben jederseits ein Eckzahn und fünf Backzähne. Die Vorderzähne sind klein, stumpf und weit von einander gestellt, die Eckzähne sehr stark; die Backzähne nehmen von vorn nach hinten an Größe zu. Auf die Färbung hat das Alter einigen Einfluß; doch ist ihre Verschiedenheit immer nur gering. Erwachsene Thiere sind schmuzig- oder graulichweiß und regelmäßig dunkel und fahlbraun gefleckt, auf der Oberseite dichter, als auf der unteren. Stirn und Schnauze sind einfarbig schwärzlich, Nacken und Oberhals schwarzbraun, graulichweiß gefleckt. Die Füße und der Schwanz sind schwärzlichbraun ohne Flecken. Jüngere Thiere sind heller und ihre

dunklen Flecken kleiner; zweijährige sind bis auf den mittleren Theil des Rückens fast vollkommen weiß.

Wenn man will, kann man die Klappmützen als nördliche Vertreter des in den südlichsten Meeren lebenden, riesigen Seeelefanten betrachten. In der Nähe von Grönland und Neufundland ist sie häufig, seltener an der Westküste von Island und am nördlichen Theile Norwegens; nach den südlichen Küsten der Nordsee kommt sie nicht. Nur während der Monate April, Mai und Juni nähert sie sich den Küsten, um dort ihr Junges zu werfen; die übrigen Theile des Jahres verbringt sie meistens im offenen Meere, gern in der Nähe von Eisbänken und Eisbergen, auf denen



Die Klappmütze oder Mützenrobbe (Stemmatopus cristatus).

sie zeitweilig der Ruhe pflegt. Vom September bis zum März trifft man sie häufig an der Davidstraße an; dann wandert sie südlich, und im Juli kehrt sie zurück. Sie ist gesellig, wie alle Robben, und hält sich nur in Herden zusammen. Jedes Männchen soll mit mehreren Weibchen gepaart sein, sich aber dennoch während der Brunstzeit häufig mit anderen um den Besitz einer Schönen streiten. Ueber die Paarungs- und Tragzeit fehlen zur Zeit noch genauere Nachrichten; man weiß blos, daß das Weibchen meistens im April auf schwimmenden Eisschollen ein vollkommen ausgebildetes, sehendes Junge wirft, mit welchem es sich gewöhnlich bis zum Juni auf dem Lande umhertreibt.

Hinsichtlich ihres Lebens und Treibens ähnelt die Klappmütze den eigentlichen Seehunden; die Nahrung, die Sitten und Gewohnheiten, die Fähigkeiten, die Eigenschaften und die Feinde sind dieselben, wie bei den anderen Robben.

Wie leicht begreiflich, wird das Thier am meisten von den Völkerschaften verfolgt, in deren Nähe es wohnt; denn die Walfischfänger machen nur selten Jagd auf Klappmützen. Die Grönländer unterscheiden sehr genau zwischen Männchen und Weibchen; ersteres nennen sie Nesaursalik oder Neitserfoak, zu Deutsch Nasensack; das Weibchen und Junge heißt Kakordak.

Ueber die Mütze selbst haben sich die Zweckmäßigkeitslehrer schon sehr den Kopf zerbrochen, ohne jedoch ins Klare gekommen zu sein. Einige wollen das sonderbare Anhängsel in Verbindung mit dem Geruchsinn bringen und scheinen also zu glauben, daß für das Weibchen eine feine Nase nicht eben nothwendig ist; Andere sind sogar so weit gegangen, daß sie die Mütze als ein ganz besonderes Geschenk der Vorsehung betrachtet haben, welches dem Thiere z. B. auch Schutz vor den Keulenschlägen der Robbenjäger gewährt! Wir unsererseits dürfen die Mütze wohl nur als eines jener Schmuckzeichen betrachten, wie sie so häufig bei männlichen Thieren vorkommen.

Ein ähnliches Schmuckzeichen trägt auch der sogenannte **Seeelefant** oder die **große Rüsselrobbe** (Macrorhinus elephantinus), der Riese der Familie, welcher die Meere der südlichen Halbkugel bewohnt. Sein Name ist passend gewählt; denn die eigenthümliche, etwa fußlange Verlängerung der Nase erinnert sehr an den Rüssel des Riesen auf dem Lande. Dieser Rüssel ist das Bezeichnende an unserem Thiere; er bildet sich erst, und zwar ausschließlich beim Männchen, nach dem zurückgelegten dritten Lebensjahre aus und tritt auch dann nur hervor, wenn das Thier erregt ist. In der Ruhe hängt er schlaff über die Oberlippe herab, und die Nasenlöcher, welche sich an der Spitze des Hautbeutels befinden, erscheinen dann zusammengedrückt und oben auf der Schnauze liegend, wie beim rüssellosen Weibchen. Hinsichtlich der Leibesgestalt stimmt der Seeelefant fast vollständig mit seinen Familienverwandten überein. Die ganze Länge beträgt 20 bis 25, ja selbst 30 Fuß, der größte Umfang um die Mitte des Leibes etwa 15 bis 18 Fuß. Das Weibchen ist immer beträchtlich kleiner. Die Glieder sind nicht besonders lang, aber stark und kräftig. An den Vorderrudern sitzen fünf kleine, schwarze Nägel auf den Zehen; die Hinterfüße bestehen aus zwei großen, breiten Seitenlappen und drei kleinen Lappen dazwischen, auf welchen sich keine Spur von Krallen findet. Der Schwanz ist kurz, dick, kegelförmig. Ein straffes, ziemlich steifes und glänzendes, aber kurzes und nicht eben glatt anliegendes Grannenhaar bedeckt den Leib. Das Wollhaar fehlt gänzlich. Die Färbung ist nach Alter und Geschlecht etwas verschieden. Beim Männchen ist sie grünlich- oder blaugrau, auch wohl schwarzbraun, unten immer heller, als oben. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelolivenbraun, nach den Seiten hin gelbbraun. Junge Thiere sind oben dunkelsilbergrau, an den Seiten heller, unten gelblichweiß. Füße und Schwimmhäute, Schnurren und Krallen sind schwarz. Im Gebiß zeigt der Seeelefant die größte Aehnlichkeit mit der nordischen Mützenrobbe, nur daß seine Zähne sämmtlich bedeutend stärker sind.

Dampier war der erste Reisebeschreiber, welcher uns Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Seeelefanten bekannt machte. Dann berichten Admiral Anson, Pernetty, Molina und endlich am ausführlichsten Peron. Die ersteren Beschreiber nannten das Thier Seelöwe, die anderen Meerwolf, Elefanten- und Rüsselrobbe; bei den Chinesen führt es den Namen Lame, bei den Südseeinsulanern Morunga.

Der Verbreitungskreis des Seeelefanten liegt zwischen dem 35. und 62. Grad südlicher Breite. Innerhalb dieses Gürtels ist er überall nicht selten. Man beobachtet ihn an der Südspitze Amerikas, wie auf den Sandwichinseln, bei Vandiemensland, bei Neuseeland und anderen im großen Weltmeer liegenden Eilanden. Am häufigsten sollen sie auf Kingshunters und anderen Inseln der Baßstraße vorkommen. Nach Süden zu reicht sie bis zu Kings-Georgland.

In seiner Lebensweise erinnert der Seeelefant an die Seebären und Seelöwen. Alljährlich unternimmt er Wanderungen von Norden gegen Süden hin und zurück, je nachdem die Sonne

ihm diese oder jene Gegend zu heiß macht. Kranke und schwache müssen zurückbleiben; die gesunden reisen sämmtlich. In Patagonien kommen sie im September und Oktober, oft schon im Juni, scharenweise an, Ende Dezembers reisen sie wieder südlich. Im Sommer streifen sie im Meere umher, gegen Winter betreten sie das trockene Land. Hier bevorzugen sie schlammige und sumpfige Strecken oder treiben sich im süßen Wasser umher. Unter der großen Masse sondern sich Familien aus, welche aus 2 bis 5 Gliedern bestehen. Sie trifft man stets dicht neben einandergedrängt, gewöhnlich im Schlamme oder im Schilfe schlafend an. Bei großer Hitze kühlen sie sich durch feuchten Sand, welchen sie auf den Obertheil ihres Körpers werfen, und manchmal ähneln sie mehr Erdhaufen, als lebenden Thieren: sie erinnern überhaupt in vieler Hinsicht an



Der Seeelefant oder die große Rüsselrobbe (Macrorhinus elephantinus).

die Dickhäuter. Wie diese lieben sie das süße Wasser außerordentlich, wie diese wälzen sie sich mit Wollust im Schlamme, wie diese verweilen sie gern auf ein und derselben Stelle.

Ihre Bewegungen auf dem Lande sind sehr unbeholfen. Das Gehen wird dem ungeschlachteten Thiere ungemein schwer. Im allgemeinen ähneln sie auch hierin den Seehunden. Wie diese krümmen und strecken sie sich wechselseitig und werfen sich bald vorn, bald hinten auf. Wenn sie recht fett sind, schlottert bei jeder ruckweisen Bewegung der Leib wie eine mit Gallerte angefüllte große Blase. Nach einem Wege von zwanzig bis dreißig Schritten sind sie sehr ermüdet und müssen ein wenig ausruhen; dennoch klettern sie über 15 bis 20 Fuß hohe Sandhügel hinweg: Beharrlichkeit und Geduld ersetzen ihnen die fehlende Behendigkeit. Im Wasser zeigen sie sich ganz anders. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, machen rasche Wendungen, legen sich zum Schla-

fen ruhig auf die Wellen, lassen sich treiben, jagen eifrig und geschickt ihrer Nahrung, hauptsächlich Sepien und Fischen nach, und wissen selbst Wasservögel, z. B. Pinguine, schwimmend zu erreichen. Eigenthümlich ist, daß sie auch eine Menge von Tangen und oft Steine verschlingen. So fand Förster in einem Magen zwölf runde Steine, jeden zwei Fäuste groß, welche so schwer wogen, daß er kaum begreifen konnte, wie die Wände des Magens die Last auszuhalten vermochten.

Ihre Sinnesfähigkeiten sollen sehr gering sein. Auf dem Lande sehen sie deutlich nur in der Nähe; das Gehör ist sehr schlecht; das Gefühl wird durch die dicke Fettlage auf dem Körper abgestumpft, und der Geruch soll auch nicht besonders entwickelt sein. Sie sind im höchsten Grade geistesstumpfe Thiere, welche nur selten aus ihrer faulen Ruhe sich aufstören lassen. Man nennt sie sanft und verträglich, weil man nie gesehen hat, daß sie auf einen Menschen losgegangen wären, welcher sie nicht lange vorher gereizt hatte. Man kann zwischen ihnen baden, und kleine Robben einer anderen Gattung schwimmen sicher unter ihnen herum. Pernetty versichert, daß seine Matrosen auf den Seeelefanten wie auf Pferden geritten wären, und dieselben, wenn sie zu langsam gingen, durch Messerstiche zu einem hurtigeren Gange angetrieben hätten; er erzählt auch, daß ein englischer Fischer eins der Thiere liebgewonnen und vor den Nachstellungen seiner Kameraden geschützt habe. Es lebte lange friedlich und verschont, während die anderen in seiner Nähe nach und nach getödtet wurden. Der Fischer näherte sich ihm täglich, um es zu liebkosen, und in wenig Monaten hatte er es so zahm gemacht, daß er es zu sich rufen, ihm auf den Rücken streichen und den Arm ins Maul stecken konnte. Zum Unglück bekam der Fischer einmal Streit mit seinen Genossen, und diese waren niederträchtig genug, das Lieblingsthier ihres Feindes aus Rache zu tödten.

Die Brunstzeit fällt zwischen die Monate September und Januar. Sie bringt etwas Leben unter die Herde. Wüthend kämpfen die Männchen um die Weibchen, obgleich diese in größerer Anzahl vorhanden sind, als jene. Unter eigenthümlichem Grunzen und gurgelnden Lauten rücken die Kämpfer auf einander los. Der Rüssel wird lang aufgeblasen, das Maul weit geöffnet, und nunmehr geht das gegenseitige Beißen an. Dabei zeigen sie sich im höchsten Grade unempfindlich, denn sie streiten, auch wenn sie ein Auge verloren oder andere Verletzungen erlitten haben sollten, bis zur äußersten Erschöpfung mit einander fort. Die Wunden heilen übrigens mit unglaublicher Schnelligkeit; daher kommt es auch, daß nur selten einer der Streiter seinen Zweikämpfen unterliegt. Alte Männchen sind über und über mit Narben bedeckt, und unter Tausenden findet man kaum eins, dessen Fell nicht durch Bisse zerrissen wäre. Die Weibchen schauen scheinbar theilnahmslos, aber doch erfreut den Kämpfen zu, und folgen dem Sieger dann ohne Widerstreben in das Meer hinab, wo er durch Liebkosungen sich vollends die Gunst seines Harems erwirbt. Zehn Monate nach der Paarung, gewöhnlich im Juli und August, und in Patagonien Anfangs November, etwa einen Monat nach der Ankunft auf den Eilanden, erfolgt der Wurf der Jungen. Diese sind große, schon 4 bis 5 Fuß lange und 70 Pfund schwere Geschöpfe, welche nun acht Wochen lang von der Mutter gesäugt und sorgfältig gehütet werden. Während dieser ganzen acht Wochen bleibt die Familie auf dem Lande, ohne irgend Etwas zu fressen. Schon nach acht Tagen ist der Säugling um 4 Schuh länger und um die Hälfte schwerer; nach vierzehn Tagen wachsen die ersten Zähne; nach vier Monaten ist das Gebiß vollständig. Je stärker das Junge wird, um so mehr magert die Alte ab, welche nur von ihrem Fette zehrt. In der sechsten oder siebenten Woche seines Alters wird das Junge in das Meer geführt. Der ganze Haufen entfernt sich langsam vom Ufer und rudert täglich weiter und weiter in das Meer hinaus. Hier verweilt er bis zur nächsten Paarung, und dann beginnt eine neue Reise. Die Jungen folgen der Hauptmasse auf allen diesen Wanderungen, werden aber schon nach wenigen Monaten von der Alten verstoßen. Im dritten Jahre erscheint beim Männchen der Rüssel; von da an wächst es nur wenig in die

Länge, aber desto mehr in die Dicke. Mit 20 bis 25 Jahren soll das Thier in das Greisenalter eintreten, und die Fischer behaupten, daß man keins fände, welches älter als 30 Jahre wäre.

Der Mensch stellt dem Seeelefanten überall nach, wo er ihn findet. Früher waren diese Robben auf ihren wüsten Inseln vor allen Feinden sicher, seitdem aber ein ordentlicher Fang eingerichtet worden ist, nehmen sie sehr schnell ab. Die Wilden konnten blos solche Rüsselrobben erlegen, welche durch Sturm auf das Festland geworfen wurden. Sie liefen mit brennenden Fackeln herbei und stießen diese dem armen Wasserfreunde, sobald er das Maul aufsperrte, in den Rachen, bis er erstickt war. Dann riß Jeder ein Stück ab; man aß und schlief solange, als Etwas vorhanden war. Die feindlichsten Stämme verhielten sich friedlich in der Nähe eines derartigen Aases; sobald aber die ekelhaften Gelage ein Ende hatten, begannen die Beleidigungen und die mörderischen Gefechte von neuem.

Die europäischen Fänger erstechen den Seeelefanten mit etwa 15 Fuß langen Lanzen. Sie warten den Augenblick ab, wo das Thier den linken Fuß aufhebt, und bohren dann den Spieß ins Herz. Ganz ohne Gefahr ist übrigens der Fang nicht, so gutmüthig auch die harmlosen Kinder des Meeres sind. Bisweilen kommt es doch vor, daß sie alle ihre Kräfte anwenden, um den Mörder abzuwehren. Die Weibchen vertheidigen sich nie, sondern fliehen, und wenn man ihnen den Rückweg versperrt, blicken sie verzweiflungsvoll umher und weinen heftig. „Ich selbst habe," sagt Peron, „ein junges Weibchen häufige Thränen vergießen sehen, während ein bösartiger und grausamer Matrose ihm zum Zeitvertreib mit einem Ruder die Zähne einschlug. Ich hatte Mitleid mit dem armen Thiere: sein ganzer Rachen war voll Blut und die Thränen rannen ihm aus den Augen."

Kein Seeelefant steht dem anderen bei in der Stunde der Gefahr. Sie zeigen bei dem Metzeln die größte Gleichgiltigkeit, thun fast, als ob sie gar nicht bemerkten, was um sie geschieht. Die stark Verwundeten gehen nicht ins Meer zurück, sondern schleppen sich vielmehr nach dem Inneren des Landes, wo sie sich dann an einem Baume oder Felsblock niederlegen, um den Tod zu erwarten. Dasselbe thun sie im Alter, wenn sie sich krank fühlen. Bei der gehörigen Vorsicht kann das Aufsperren des Rachens und das drohende Zeigen der Zähne nur Schrecken erregen, aber keinen Schaden bringen, weil die Thiere viel zu schwerfällig sind. Peron sagt, daß die Engländer sie blos deshalb erstächen, damit das Blut auslaufe, weil dann der Thran besser werde. Man kann sie durch einen einzigen Streich auf die Nase tödten. Rohe, an die scheußlichen Metzeleien gewöhnte Matrosen laufen unbesorgt zwischen den Herden umher und schlagen mit einem Knittel ein Stück nach dem anderen nieder.

Der Nutzen, welchen die Rüsselrobbe dem Menschen gewährt, ist nicht unbeträchtlich. Das Fleisch des Thieres ist zwar nicht viel werth — es ist schwarz, thranig und ungenießbar — allein schon das Herz, obwohl es hart und unverdaulich ist, wird von den Matrosen gern gegessen und die Leber von diesen nicht eben verwöhnten Leuten sehr geschätzt, wenngleich ihr Genuß immer eine unüberwindliche Schläfrigkeit veranlaßt, welche mehrere Stunden anhält. Ein wahrer Leckerbissen dagegen ist die Zunge, zumal nachdem sie eingesalzen wurde. Das frische Fett gilt in den Augen der Fischer als ein treffliches Heilmittel, und weil die Wunden, welche die Robben erleiden, erfahrungsmäßig sehr schnell vernarben, wenden es die Leute hauptsächlich als Arznei gegen die Schnittwunden an. Die kurzhaarige, steife Haut kann zwar nicht als Pelzwerk gebraucht werden, dient aber vortrefflich als Ueberzug von großen Koffern und zu Pferde- und Kutschengeschirr, sie würde aber noch viel größere Verwendung finden, wenn die größten Felle wegen der vielen Narben nicht auch die schlechtesten wären. Doch kommen Fleisch und Haut kaum in Betracht: das Fett ist die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge, als der leichten Zubereitung des vortrefflichen Thrans halber. Ein großes Thier kann 14 bis 15 Centner davon liefern; denn die Speckschicht unter der Haut ist fast einen Fuß dick. Sofort nach der Niedermetzelung der Seeelefanten machen sich die Matrosen über die Abhäutung, schneiden mit breiten Messern das Fett in lange Streifen, zerkleinern diese dann in Würfel

und schmelzen es in ungeheuren Kesseln bei schwachem Feuer aus, bis der helle, geruchlose, kurz, in jeder Hinsicht vortreffliche Thran in die bereit liegenden Tonnen gefaßt wird. Diese Arbeit geht so schnell von Statten, daß zehn Mann täglich, die auf die Jagd zu verwendende Zeit ungerechnet, dreißig Centner Thran herrichten können. In England bezahlt man die Gallone oder acht Pfund dieses köstlichen Fettes mit zwei Thalern unseres Geldes. Dieser zu allen Mühen der Jagd ganz unverhältnißmäßige Gewinn führt die Seeelefanten ihrem sicheren Untergange entgegen. Die armen Thiere können sich vor ihrem grausamen Feinde nicht einmal in die unzugänglichen Theile des Meeres zurückziehen, wie die Walfische: sie müssen ausharren bis das letzte Stück der Vertilgungswuth des abscheulichsten Raubthieres, Mensch genannt, erlegen sein wird.

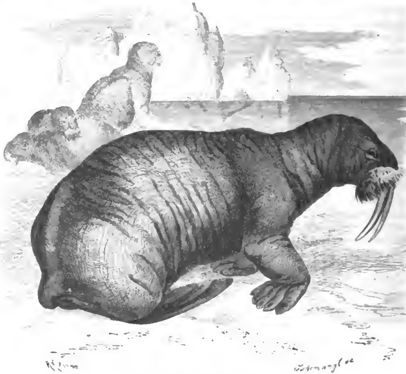
Die Robbenschläger hausen in fürchterlicher Weise unter den wehrlosen Geschöpfen. „Um zwölf Uhr Mittags," sagt Coreal, „ging ich mit vierzig Mann ans Land. Wir umringten die Meerwölfe und in einer halben Stunde hatten wir vierhundert von ihnen erschlagen." Mortimers Leute tödteten binnen acht Tagen an zwölfhundert Robben; sie hätten aber leicht einige Tausend bekommen, wenn sie die Schlächterei fortgesetzt haben würden. Diese Angaben gelten für Jagden, welche Anfangs unseres Jahrhunderts gemacht wurden. Gegenwärtig sind die Thiere schon derart zusammengeschmolzen, daß ein Schiff recht froh ist, wenn es auf seiner ganzen Reise ein= bis zweihundert Rüsselrobben zusammenbringt.

* * *

In verschiedenen Gegenden des nördlichen Eismeeres und den mit ihm verbundenen Straßen, Golfen und Buchten findet sich ein den Robben sehr ähnliches, ungeheuerliches Seethier, welches man seines merkwürdigen Zahnbaues halber von jenen getrennt und zum Vertreter einer eigenen Familie erhoben hat: das Walroß (Trichechus Rosmarus).

Wenn es vollkommen erwachsen ist, erreicht dieses Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß, bei einem Umfang über den Schultern von 10 bis 12 Fuß und einem Gewicht von 1500 bis 3000 Pfund; doch sind dermalen so große und schwere Walrosse bereits selten geworden: gewöhnlich findet man sie nur von 10 bis 12 Fuß Länge und entsprechendem Umfang. Der langgestreckte Leib erreicht seine größte Dicke in der Mitte, wie bei dem Seehund, spitzt sich aber nicht so stark nach hinten zu, als bei den Robben. Der Hals ist kurz, mit dem Kopf von gleicher Dicke. Die Gliedmaßen ragen wie große Lappen nach außen und unten aus dem Körper hervor, so daß sowohl das Ellbogen= wie das Kniegelenk zu erkennen ist. Alle Füße haben fünf Zehen und diese kurze, stumpfe Krallen, welche hinter jeder Zehenspitze liegen. Der Schwanz erscheint wie ein unbedeutender Hautlappen. Allein nicht der Leib, sondern der Kopf kennzeichnet das Walroß. Er ist verhältnißmäßig klein, rund und durch zwei kugelig aufgetriebene Zahnhöhlen am Oberkiefer unförmlich verdickt. Die Schnauze ist sehr kurz, breit und stumpf, die Oberlippe fleischig, nach beiden Seiten zu bogig, die untere Lippe dagegen ist wulstig. Zu beiden Seiten der Schnauze stehen elf bis zwölf Querreihen runder, abgeflachter, horniger Schnurrborsten, von denen die stärksten Rabenkieldicke und zwei bis drei Zoll Länge haben. Von vorn nach rückwärts nehmen diese Borsten an Länge zu. Die Nasenlöcher sind halbmondsförmig, die weit zurückliegenden Augen klein, glänzend, mit rundem Stern, durch vorragende Augenlider geschützt. Die Ohren, denen jede äußere Muschel fehlt, liegen weit hinten am Kopfe. Das Merkwürdigste ist das Gebiß. Am vorderen Theile der Schnauze verdrängen zwei ungeheure, d. h. 24 bis 30 Zoll lange Eckzähne, welche weit aus dem Maule herausragen, die sechs Vorder= und die zwei Eckzähne, welche sehr junge Thiere hier tragen. Schon in den ersten Lebenstagen des Walrosses fallen die unteren Schneidezähne aus, dann folgen die oberen, und nur die Eckzähne bilden sich fort; denn auch im

Unterkiefer wird der erste bleibende Zahn als Eckzahn gedeutet, weil er durch seine Gestaltung von den übrigen Backzähnen abweicht. Von letzteren besitzt das junge Walroß ihrer fünf; in der oberen Reihe jedoch fallen die kleinsten, hinteren zeitig aus, und bei recht alten Thieren liegen an der Innenseite des großen Stoßzahnes gewöhnlich nur noch zwei eigentliche Backzähne und der äußere in der Form übereinstimmende Schneidezahn. Der Unterkiefer trägt in der Jugend vier Backzähne, von denen der letzte, kleinste ebenfalls früher verschwindet. Die Stoßzähne sind anfangs hohl, füllen sich aber bei zunehmendem Alter bis zur Wurzel aus. Sie krümmen sich gewöhnlich nach außen und etwas nach innen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 sehr beweglichen Halswirbeln, aus 14 Rücken=, 6 Lenden=, 4 Kreuzbein= und 8 bis 9 Schwanzwirbeln. Neun wahre



Das Walroß (Trichechus Rosmarus).

und fünf falsche Rippen umschließen die Brust. Das Schulterblatt ist schmal, die Arm= und Schenkelknochen aber sind sehr stark und kurz. Das Weibchen trägt vier Zitzen in den Weichen. Eine durchgehends zollstarke, um den Hals aber noch dickere Haut, welche wenigstens bei jüngeren Thieren überall behaart ist, deckt den Leib. Das kürzere, gröbere und straffere Haar der Oberseite steht dichter, als das auf der Unterseite. Wollhaare fehlen gänzlich, und alte Thiere verlieren auch den größten Theil ihrer Grannen. Ihre Haut ist dann sehr spärlich mit einzelnen Haaren bestanden. Ganz junge Thiere sehen schwarz aus; ihre Färbung geht aber nach und nach durch braun und röthlich ins Gelbliche oder Grauliche über, bis die lichte, fast weiße Farbe der Alten erreicht ist.

Das Walroß bewohnt noch heutigen Tages viele und zwar sehr verschiedene Theile des obengenannten Meeres. Sein Verbreitungskreis zerfällt in eine östliche und westliche Hälfte. Im Osten findet man es hauptsächlich im Behringsmeer und längs der amerikanischen Küste bis zur Walroßbank hinab. An der asiatischen Küste kommt es schon unter dem 60. Grad nördlicher Breite nicht mehr vor. Die östliche Grenze des westlichen Verbreitungskreises wird durch die Mündung des Jenisei gebildet. Vonhieraus findet es sich an geeigneten Orten überall, insbesondere um Nowaja-Semlja, Spitzbergen, auf den großen Eisfeldern zwischen dieser Insel und Grönland, längs der Ostküste des nördlichsten Amerika und in den großen, hier eingebuchteten Wasserbecken, z. B. der Baffins- und Hudsonsbai, bis nach Labrador hinab. Es bevorzugt Meeresstellen, in denen das Wasser nur eine sehr geringe Wärme besitzt, und scheint alle durch den lauen Golfstrom erwärmten Stellen zu meiden. Wenn das Eis zu schmelzen beginnt, zieht es sich sogar regelmäßig nach nördlicheren und bezüglich kälteren Gegenden zurück. In früheren Zeiten reichte es allerdings südlicher und kam auch zuweilen an den westeuropäischen Küsten, namentlich in Finnmarken und in der Nähe der Orkneyinsel vor. Seit ein paar hundert Jahren hat man kein einziges mehr dort gesehen.

In vergangenen Jahrhunderten war das Thier ungleich häufiger, als jetzt. Alte Schiffer berichten von ungemein starken Herden, welche sie sahen. Sie versichern, daß sich ihrer sechs- bis achttausend Stück in einem geringen Umkreis versammelt hatten. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts konnte die Mannschaft eines Schiffes in einem Zeitraume von sieben Stunden ihrer neunhundert Stück tödten, und zwar in dem europäischen Eismeere.

Wir besitzen ziemlich ausführliche Berichte über das Walroß; denn schon die älteren Naturbeschreiber erwähnen des so auffallenden Geschöpfes. Bereits Albertus Magnus gibt eine mit vielen Sagen und Märchen gewürzte Beschreibung, welcher dreißig Jahre später Olaus Magnus, der oft erwähnte norwegische Bischof, kaum noch Etwas zuzufügen weiß. Der Erstere sagt, daß in den nordischen Meeren ein großer Walfischelefant lebe, welcher 2 bis 3 Fuß lange, nach unten gerichtete Hauzähne habe, mit denen er sich an die Felsen hänge, um sich empor zu heben, und welche er auch zum Kampfe zu benutzen wisse. Die Fischer nähern sich dem schlafenden Thiere, lösen am Schwanze das Fell vom Speck ab, stecken ein Seil durch, binden dieses an einen Felsen oder Stein und werfen nun mit Steinen nach dem Thiere. Wenn es entfliehen will, zieht es das Fell über Schnauze und Kopf und läßt es liegen, stürzt ins Meer, wo es bald schwach und halb leblos gefunden wird. Aus seinem Leder verfertigt man Riemen, welche auf dem Markte zu Cöln beständig zu verkaufen sind. Olaus Magnus gibt dem Walroß bereits den noch heute giltigen Namen Mors und erzählt, daß es mit seinen Zähnen auf die Gipfel der Felsen wie auf einer Leiter emporsteige und sich von der Höhe wieder ins Meer wälze, falls es nicht, vom Schlafe überrascht, an den Felsen hängen bleibe. — Ein Bischof von Drontheim ließ den Kopf eines Walrosses einsalzen und sandte ihn im Jahre 1520 an den Papst Leo X. nach Rom. Dieser Kopf wurde in Straßburg abgebildet, und der alte Geßner hat nach ihm eine ziemlich richtige Beschreibung geliefert. Inzwischen gab auch ein Russe und der Freiherr von Herberstain, welcher zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kaiserlicher Gesandter in Moskau war, eine leidliche Beschreibung. Sie erwähnen z. B. schon, daß die Walroßherden Wachen ausstellen, daß die Thiere ihrer Zähne wegen verfolgt werden und daß aus diesen Zähnen die Türken, Tartaren und Russen geschätzte Degen- und Dolchhefte verfertigen. Endlich gibt Martens aus Hamburg, welcher Ende des 17. Jahrhunderts das Walroß im Eismeere selbst zu sehen bekam, einen recht guten und ausführlichen Bericht, und von nun an mehren sich die Beschreibungen und vervollständigt sich unsere Kenntniß des Thieres durch die genauen Schilderungen der Lebensweise und der Jagdarten, welche wir den berühmten Forschern Scoresby, Cook, Parry und Kane verdanken. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Angaben ergibt etwa Folgendes:

Das Walroß ähnelt in seinem Leibesbau noch vielfach den Robben. Wie dieses ist es gesellig und vereinigt sich oft zu ansehnlichen Scharen. Es lebt während seines Wachseins ausschließlich im Wasser, steigt aber zum Schlafen und Ruhen auf flache Küsten und Eisschollen, und bewohnt solche während der Paarung und zur Zeit des Wurfes mehrere Tage lang hinter einander. Auf dem Treibeis sieht man Herden bis zu zweihundert Stück lagern, d. h. entweder auf der Seite liegen oder sitzen, indem sie sich auf die Vorderbeine stützen. Im Meere schwimmt das Thier mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit; auf dem Lande sind seine Bewegungen schwerfällig und unbeholfen. Es geht, indem es den schweren Leib abwechselnd zusammenzieht und ausstreckt oder nach dieser und jener Seite wendet. Bei dieser Bewegung leisten ihm seine Hauzähne die besten Dienste; höhere Berge oder Eisberge erklettert es nur mit ihrer Hilfe. Es hakt sich mit ihnen in Klüfte und Spalten ein, haut mit ihnen Löcher in das Eis, hakt sich fest und zieht nun den schweren Leib soweit als möglich zusammen, greift wieder mit den Zähnen ein, zieht sich weiter vorwärts und gelangt so endlich zur auserlesenen Stelle, wo es ruhen oder schlafen will. Zuweilen will es sich mit Hilfe der Hauzähne einen Weg mitten durch das Treibeis bahnen; bei dieser Arbeit beschädigt es sich aber die Zähne oft derartig, daß sie, wenn sie nicht ganz verloren gehen, wenigstens den größten Theil ihrer Schönheit verlieren. Von abschüssigen Stellen soll es sich, wenn der Hunger es anstrengt, in das Meer hinabrollen; von sanften Küsten gleitet es langsam dem Wasser zu. Es wird behauptet, daß Walrosse zuweilen vierzehn Tage lang in träger Ruhe auf dem Lande verweilen, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Angabe bedarf wohl der Bestätigung; soviel aber ist sicher, daß der Schlaf des Thieres ein sehr gesunder und tiefer ist. Häufig genug hat man im Wasser schlafende Walrosse für todte gehalten, so regungslos waren sie. Das laute Schnarchen einer Herde vernimmt man oft aus ziemlich weiter Entfernung.

Allerlei kleinere Seethiere, namentlich Krabben, Krebse und Weichthiere, dienen dem Walroß zur Nahrung. Mit Hilfe seiner Hauzähne reißt es die an den Felsen hängenden Muscheln und bezüglich Tange ab und verschlingt viele von diesen mit der thierischen Nahrung, auf welche es eigentlich ausgeht. Scoresby fand in seinem Magen außer Krabben und Krebsen auch die Ueberreste von jungen Seehunden; andere Berichterstatter bemerkten hier Steine und Rollstückchen. Der Mist gleicht dem der Pferde und wird von der Bürgermeistermöve gern gefressen.

Solange das Walroß nicht gereizt wird, ist es überaus träge und gleichgiltig. In Gegenden, wo es den Menschen noch nicht kennen gelernt hat, läßt es ein Bot nahe an sich herankommen, ohne sich zu rühren. Einige Glieder der Herde sind aber immer wach, und machen dann durch ein furchtbares Gebrüll die übrigen auf eine sich nahende Gefahr aufmerksam. Die Stimme ähnelt bald dem Blöcken einer Kuh, bald dem Bellen des Hundes, bald ist sie ein weit hörbares, fürchterliches Gebrüll, welches einige Aehnlichkeit mit dem Wiehern der Pferde hat. Man hört sie soweit, daß Kapitän Cook und seine Leute bei Nacht und Nebel durch sie schon von weitem auf die Nähe des Eises aufmerksam gemacht werden konnten. Schießt man auf Walrosse, welche noch nie verfolgt wurden, so sehen sie sich blos überrascht um, legen sich aber bald wieder zur Ruhe nieder. Nicht einmal ein Kanonenschuß stört sie; denn das Knallen sind sie gewöhnt in den nördlichen Meeren, wo das Eis unter donnerähnlichem Getöse oft auf große Strecken hin berstet. Ferne Schiffe erregen, solange nicht einige der wachenden Thiere verwundet, kaum die Aufmerksamkeit der Herde. Anders betragen sie sich da, wo sie ihren Hauptfeind, den Menschen, schon kennen gelernt haben.

„Das Walroß," sagt Scoresby, „ist ein unerschrockenes Thier. Ein Bot, welches sich ihm nähert, betrachtet es neugierig, aber nicht furchtsam. Nicht immer kann der Fang im Wasser ohne Gefahr ausgeführt werden. Der Angriff auf ein einziges zieht gewöhnlich alle übrigen zur Vertheidigung herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich rund um das Bot, von welchem der Angriff geschah, durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen, heben sich bisweilen, wenn man ihnen auch noch so nachdrücklich widersteht, bis auf den Rand des Botes empor, und drohen, es um-

zuwerfen. Die beste Vertheidigung in solcher Gefahr ist Seesand, welchen man den wüthenden Thieren in die Augen wirft; er nöthigt sie gewiß, sich zu entfernen, während man die Büchse oft vergeblich gebraucht. Mein Vater erlegte einmal ein Walroß mit einer Lanze, auf welches er vorher mit der Büchse geschossen hatte. Nachdem er den Kopf, den die Kugel getroffen hatte, untersuchte, fand er, daß sie bis auf den Schädel gedrungen war, sich aber hier platt geschlagen hatte."

Schon der alte Martens weiß von dem Muthe der Walrosse zu erzählen und sagt, daß sie einander bis in den Tod beistehen. „Wird eins gefangen, so will jedes vor dem anderen an der Schaluppe sein, um es zu retten; dabei geht es an ein Beißen, Klappern und schreckliches Brüllen. Sie weichen auch nicht, solange es lebt, und folgen der Schaluppe, bis man sie endlich aus dem Gesicht verliert; denn wegen ihrer Menge hindern sie einander, beißen sich auch wohl und bleiben zurück."

Die Seefahrer versichern, daß jedes Männchen mit einem bestimmten Weibchen verbunden wäre und dieses treu begleite. Im Juni und Juli findet auf dem Lande die Paarung statt. Die Männchen bestehen heftige Kämpfe unter einander und reißen sich mit ihren Zähnen gegenseitig tiefe Schrammen in das Fell, woher es kommt, daß man selten eins ohne die Narben solcher Wunden findet. Solange sie liebeserregt sind, brüllen und toben sie beständig. Im Mai, oft schon im April, also nach etwa neunmonatlicher Tragzeit, wirft das Weibchen ein Junges; wenigstens bemerkten die neueren Beobachter niemals deren zwei oder gar drei bei einer Mutter, wie die älteren angegeben. Alle Seefahrer sind darin einstimmig, daß die Mutter ihr Junges aufs äußerste und mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigt, im Wasser sowohl, wie auf dem Eise. Sobald sich Gefahr zeigt, stürzt die besorgte Alte mit ihrem Jungen in die offene See. Sie packt das Kleine mit der Vorderflosse oder trägt es auf dem Rücken. Erlegt man die Mutter, so ergibt sich das Junge widerstandslos seinen Feinden; erlegt man aber das Junge zuerst, so hat man noch harte Kämpfe zu bestehen. Selbst wenn die Herde flüchten sollte, tauchen die Alten von Zeit zu Zeit unter fürchterlichem Gebrüll aus der Tiefe auf, schwimmen nach ihren erschossenen und auf dem Wasser treibenden Jungen hin, erfassen sie und tauchen mit ihnen wieder in die Tiefe nieder; sie nehmen solche Leichname sogar den Matrosen weg, in dem Augenblick, wo diese beschäftigt sind, sie in das Bot zu ziehen. Ein dem Jäger einmal entrissenes junges Walroß ist verloren, wenn die Mutter nicht auch getödtet wird; denn diese schleppt es meilenweit fort, auch über das Eis. Schwerverwundete werden von gesunden geleitet und fortgeschafft; letztere beweisen dabei großen Verstand, indem sie ihre unzurechnungsfähigen Gefährten abwechselnd zum Athemholen aus dem Wasser emporheben und wieder in der sicheren Tiefe versenken.

Ungeachtet aller Gefahren, welche die Walroßjagd im Gefolge hat, verringert der Mensch die Herden von Jahr zu Jahr; denn der Nutzen des erlegten Thieres ist sehr bedeutend. Aus den Hauzähnen, welche hart, weiß und so dicht wie Elfenbein sind, schneidet man falsche Zähne, welche ihrer Güte halber hoch geschätzt sind. Die Haut wird als Ueberzug bei den Segelstangen und den Tauen der Schiffe angewandt oder in Riemen geschnitten und zu Seilen geflochten. In älteren Zeiten wurden fast alle Taue auf den Schiffen der nördlichen Länder nur aus dieser Haut gefertigt. Durch Gerben läßt sie sich in ein weiches, lockeres Leder verwandeln, welches zuweilen über einen Zoll dick, jedoch bei weitem nicht so nützlich und dauerhaft, als die Rohhaut ist. Die Koräken fertigen, wie Steller berichtet, Walfischnetze aus der Haut, die Tschuktschen gebrauchen sie zur Bedeckung ihrer Sommerwohnungen oder zur Bekleidung ihrer Kähne, welche sonst nur noch aus dem Holzgerüst bestehen. Auch das Fleisch wird gegessen, wenn auch nur von Denen, welche erst den Ekel vor dessen schwarzer Farbe überwunden haben; dagegen sind Herz und Leber wirklich schmackhaft. Der Speck kann zur Fettigung von Speisen verwendet oder in Lampen gebrannt werden. Aus den Sehnen machen die Grönländer sich Faden zum Nähen u. s. w. Die beiden Hauzähne sind aber immer das Werthvollste: man gewinnt aus ihrem Verkauf ebensoviel, als durch Verwerthung des Speckes und der Haut zusammen.

Auf dem Lande erlegt man die Walrosse mit Lanzen oder Keulen, im Meere harpunirt man sie. Hierbei zeichnen sich namentlich die Eskimos durch großen Muth und Geschicklichkeit aus. Sie nähern sich der Stelle, wo ein Walroß tauchte, erwarten es, wenn es wieder emporkommt, um Luft zu schöpfen, werfen ihre Harpune und schlagen das Ende der Leine um einen Pflock, den sie in ihrem Bote befestigt oder in das Eis geschlagen haben; dann tödten sie nach und nach das angeheftete Thier durch Lanzenstiche. Hier und da richtet man Hunde für die Jagd ab, sucht mit ihrer Hilfe einzelne Morse von dem großen Haufen zu trennen und fällt dann gemeinschaftlich über sie her. Gar nicht selten gleitet die Wurflanze von dem glatten Felle ab, und ebenso häufig versagt das Feuergewehr seine Dienste. Die Aleuten begeben sich alljährlich in Menge an die nördliche Küste der Halbinsel Aljaska, suchen, mit Spießen und schweren Aerten bewaffnet, die gelagerten Thiere zu umgehen, stürzen dann plötzlich unter heftigem Geschrei auf sie los und bemühen sich, ihr Wild in das Innere des Landes zu treiben. Gelingt es einem Walroß, die Jägerlinie zu durchbrechen und dem Wasser zuzueilen, so stürzen sich alle übrigen dem einen nach, und mit der Jagd ist es vorbei. Unter allen Umständen bleibt es ein gefährliches Wagstück, sich mit den Walrossen in einen Kampf einzulassen; denn mit der Gefahr steigert sich der Muth und die Rachsucht dieser Thiere, und gar viele Jäger haben schon durch sie ihr Leben verloren. Kapitän Beezhey erzählt, daß eine Walroßschar, welche seine Leute ins Wasser jagten und dort verfolgten, sich plötzlich gegen die Kähne wandte, Arthiebe und Lanzenstiche nicht achtete und erst nachließ, als der Anführer durch einen Schuß in den Rachen getödtet war. Der Anblick der wüthenden Seethiere soll fürchterlich sein. Ihr steifer Hals verwehrt es ihnen, sich mit Leichtigkeit umzuschauen, aber die Beweglichkeit ihrer Augen ersetzt diesen Mangel, und sie verdrehen letztere so arg, daß ihr Blick dadurch etwas ungemein Abschreckendes erhält. Beim Aufwachen richtet das Walroß sich in die Höhe, stellt sich auf die Vorderfüße, brüllt und schlägt wüthend mit den Zähnen in das Eis. Die Harpune muß viel stärker sein, als diejenige, mit welcher man den Walfisch anwirft.

Dem getödteten Walroß haut man den Kopf ab und nimmt die Zähne heraus; den Rumpf läßt man gewöhnlich schwimmen. Seltener zieht man die Haut ab, und erst in der Neuzeit siedet man auch den Speck aus. Während der Zeit des Walfischfanges jagt man nie auf Walrosse; man beginnt erst mit der Verfolgung der letzteren, wenn man keine Hoffnung mehr hat, Wale zu erhalten. Im ganzen soll der Gewinn beim Walroßfang gering sein und in keinem Verhältniß mit den Gefahren stehen, welchen sich die Jäger aussetzen.

Der Name Mors soll lappländischen Ursprungs sein. Die Grönländer nennen unser Thier Aueck oder Auack, die Russen an der Mündung des Ob Diud, die englischen Schiffer Walruß oder Horsewhale, auch wohl Seahorse. Bei den Angelsachsen hieß das Thier Horsewhal, bei den alten Norwegern Roßmar.

Meines Wissens hat man nur ein Mal ein Walroß lebend nach Europa gebracht. Der Kapitän Henry befehligte im Jahre 1853 ein Schiff, welches zur Robbenschlägerei an die Küsten von Spitzbergen und in die nachbarschaftlichen Meere gesandt wurde. Bei dieser Gelegenheit gelang es, ein junges Walroß zu fangen. Dieses Thier hielt, ungeachtet der ihm keineswegs zusagenden Nahrung, welche man ihm reichen konnte, die Gefangenschaft gegen neun Wochen aus. Bei der Ankunft des Schiffes in London war das Thier freilich dem Ende nahe, und am dritten Tage, an dem der Thiergarten es aufnahm, gab es seinen Geist auf. Dieses Walroß hat dem schon mehrmals genannten, ausgezeichneten Künstler J. Wolf als Vorwurf gedient, und seinen Zeichnungen verdanken auch wir das treffliche und naturgetreue Bild, welches wir gegeben haben.

Funfzehnte Ordnung.

Die Sirenen (Sirenia).

Wer bei den Sirenen der Thierkundigen an jene Märchengestalten des Alterthums denken will, welche, halb Weib, halb Fisch, die krystallenen Wogen des Meeres bewohnen und den armen Erdensohn durch wunderbaren Gesang und noch wunderbarere Geberden, durch Neigen des Hauptes und glühende Blicke der Augen einladen, zu ihnen hinabzusteigen, mit ihnen zu spielen, zu kosen und — zu verderben: der wird sich freilich irren. Die Naturforscher haben bei unseren Sirenen wieder einmal ihre Vorliebe für dichterische Namen bewiesen, ohne der Dichtung selbst gerecht geworden zu sein. Der Name Sirenen paßt auf die zu schildernden Meerbewohner ungefähr ebensogut, wie der jener griechischen Baumnymphe Hamadryas auf einen der sonderbarsten und wahrlich nur im Sinne eines Naturforschers schönen Affen. Wenn ich sage, daß die Sirenen auch „Seekühe“ genannt werden, dürfte jede etwa sich geltend machende dichterische Erregung meiner Leser schon etwas abgekühlt werden, und ein Blick auf unsere weiter unten folgende Abbildung wird die beschäftigte Einbildungskraft wohl vollends in die rechten Schranken weisen.

Unsere Sirenen oder Seekühe stehen so recht eigentlich zwischen den Seehunden und Walen in der Mitte: sie verbinden die beiden genannten Ordnungen. Einige Naturforscher haben sie den letzteren als besondere Abtheilung oder Familie zugezählt; die Unterschiede zwischen ihnen und den eigentlichen Walen sind aber so groß, daß sich eine ganz abgesonderte Stellung der Sirenen wohl rechtfertigt.

Die Ordnung in unserem Sinne ist arm; man kennt mit Sicherheit nur fünf Mitglieder. Alle hierher gehörigen Thiere haben einen Leib, an welchem sich die Fischähnlichkeit mit der eines Dickhäuters und vorzugsweise des Nilpferdes zu streiten scheint. Blos zwei und zwar die vorderen Gliedmaßen sind noch vorhanden; aber sie sind bereits zu echten Flossenbeinen geworden. Ihre Zehen umhüllt die allgemeine Körperhaut so vollständig, daß alle Beweglichkeit der einzelnen Glieder aufgehoben wird. Nur ausnahmsweise deuten Spuren von Nägeln, welche sich finden, noch äußerlich auf die innere Trennung der Hand. Der Schwanz, welcher zugleich die Hinterglieder mit vertritt, endet in eine Finne. Ein kleiner Kopf mit dickwulstiger Schnauze und die spärliche, kurze und borstenartige Behaarung kennzeichnen die Sirene noch anderweitig. Mit dem schönen Leib des Menschenweibes haben sie, die plumpen, ungeschlachten Thiere, nur insofern Etwas gemein, als die Zitzen auch bei ihnen an der Brust (zwischen den Vorderflossen) liegen und mehr brüsteartig hervortreten, als bei anderen Säugern. Es gehört sehr lebhafte und ungezügelte Einbildungskraft dazu, in diesen Thieren, selbst wenn sie auch in weiter Ferne sich zeigen sollten, Seejungfrauen zu erblicken. Gleichwohl dürfte nicht zu bezweifeln sein, daß wenigstens einer von ihnen, wahrscheinlich der indische Dujong, zur Grundlage der Sage geworden ist; ihn wenigstens konnten die Alten leichter beobachten, als die Seehunde, welche man gemeiniglich als die Urbilder jener Märchengestalten angesehen hat.

Unsere Ordnung zerfällt in zwei Familien, von denen die eine die eigentlichen Sirenen oder Lamantine und die andere die Borkenthiere oder Seekühe umfaßt. Freilich ist dabei zu bemerken, daß die Seekuh oder das Borkenthier — denn man kennt nur eine einzige Art dieser Familie — heutigen Tags unter den lebenden Thieren nicht mehr aufgeführt werden darf.

Die eigentlichen Sirenen (Manati) lassen sich daran erkennen, daß ihre Kiefern gezähnt sind, während das jedenfalls schon ausgestorbene Borkenthier anstatt der Zähne nur eine hornartige Kau-

platte an der Innenseite des Unterkiefers und am Gaumen besaß. Hinsichtlich des innern Knochenbaues ähneln die ersteren noch immer den höheren Säugethieren. Ihre 7 Halswirbel sind noch sämmtlich beweglich; auf sie folgen 17 bis 18 Rückenwirbel, 3 Lenden- und mehr als 20 Schwanzwirbel. Das Schulterblatt ist stark, der Arm und die Hände noch vollkommen ausgebildet. Im Gebiß fehlen die Eck- und meist auch die Schneidezähne; die Backenzähne sind verschiedenartig gestaltet, durchschnittlich aber sehr einfach und stumpf.

Seichte Ufer und Meerbuchten heißer Länder, Flußmündungen und die Ströme selbst, zumal deren Untiefen, sind die Wohnsitze und Aufenthaltsorte der Sirenen. In dem gemäßigten Gürtel scheinen sie nur ausnahmsweise vorzukommen; doch können wir hierüber nichts Sicheres sagen, weil sie der Beobachtung sehr entzogen sind. Dagegen wissen wir, daß ihr Aufenthalt nicht immer derselbe ist; sie wandern oft viele Meilen weit, unter anderem auch bis tief in das Innere der Länder, bis in Seen, welche mit großen Flüssen in Verbindung stehen. Man trifft sie entweder paarweise oder in kleinen Gesellschaften an; doch wird behauptet, daß sie in strenger Ehe leben und ein Männchen sich immer mit seinem Weibchen zusammenhalte. Sie sind schon weit mehr Seethiere als die Robben; denn nur sehr ausnahmsweise schieben sie zuweilen ihren massigen Leib über den Saum des Wasserspiegels heraus. Die Gewandtheit anderer Seesäugethiere geht ihnen ab; sie schwimmen und tauchen zwar vortrefflich, meiden aber doch größere Tiefen, wahrscheinlich weil sie zu abwechselndem Auf- und Niedersteigen zu unbeholfen sind. Schwimmend erheben sie oft den Kopf und einen Theil des Oberleibes über den Wasserspiegel, wie die märchenhaften Seejungfern es gethan. Auf trockenem Lande schleppen sie sich mit der allergrößten Anstrengung kurze Strecken dahin; ihre Flossenbeine sind viel zu schwach, um die Masse des Körpers zu bewältigen, und dieser besitzt auch nicht die Biegsamkeit des Seehundleibes, welcher, wie wir sahen, ein Fortgleiten ermöglicht.

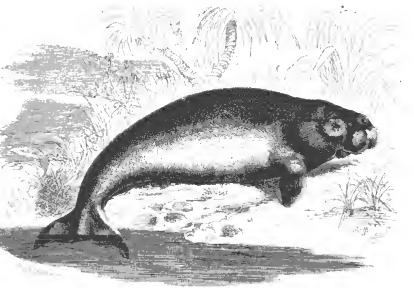
Seepflanzen, Tange und Gräser, welche in Untiefen oder hart am Ufer wachsen, sowie verschiedene Wasserpflanzen, welche auf seichten Stellen der Flüsse wuchern, bilden die ausschließliche Nahrung der Sirenen: sie und das Borkenthier sind also die einzigen Seesäugethiere, welche Pflanzennahrung verzehren. Ihre Weide mähen sie mit den dicken Lippen ab und schlingen, wie das Nilpferd, ganze Mengen auf ein Mal in den weiten Schlund hinab. Ungeheuer und ganz unjungferlich unbescheiden ist ihre Gefräßigkeit. Sie treibt die Seeweiber an, saftige Gräser, welche außerhalb des Wassers am Uferrande der Flüsse stehen, abzuweiden; sie wird oft auch zum Verräther der Thiere, weil die Losung, in Form und Aussehen dem Rindermist ähnelnd, da, wo sich Sirenen aufhalten, in großer Menge die Oberfläche des Wassers bedeckt.

Wie alle gefräßigen Geschöpfe sind auch die Sirenen träge, stumpfsinnige und schwachgeistige Wesen. Man nennt sie friedlich und harmlos und will damit sagen, daß sie Nichts weiter thun, als fressen und ruhen. Weder furchtsam noch kühn leben sie mit allen übrigen Thieren im Frieden; sie bekümmern sich überhaupt um Nichts weiter, als um ihre Nahrung. Ihr Verstand ist außerordentlich gering; an dem wirklichen Vorhandensein desselben darf aber nicht gezweifelt werden. Beide Geschlechter zeigen eine große Aehnlichkeit an einander und suchen sich gegenseitig zu vertheidigen und zu schützen. Die Mütter pflegen ihre Kinder mit viel Liebe und Sorgfalt und tragen sie sogar, was kaum möglich scheint, wie Menschenweiber an der Brust, während sie säugen. Eine ihrer Finnen muß den Arm vertreten; mit ihr drücken sie die Kleinen gegen ihren dicken Leib. Bei Gefahr oder im Schmerz entrollen ihren Augen Thränen; gleichwohl würde es gewagt sein, von diesen Thränen auf eine besondere Empfindsamkeit der Seele zu schließen. Die Thränen unserer Sirenen haben mit jenen der Heldinnen des Märchens keine Aehnlichkeit: sie sind bedeutungslos. Auch die Stimme der Manaten erinnert durchaus nicht an den Gesang der Meerweiber; sie besteht nur in einem schwachen, dumpfen Stöhnen. Während des Athmens vernimmt man auch noch ein heftiges Schnauben.

Wirklich auffallend ist, daß diese Geschöpfe die Gefangenschaft ertragen können; sie sollen sogar einen ziemlich hohen Grad von Zähmung annehmen.

Das Fleisch und der Speck, die Haut und die größeren Zähne finden Verwendung; von einem anderen Nutzen wird Nichts berichtet.

Unzweifelhaft war es der Dujong (Halicore cetacea), welcher zu der Sage von den Sirenen Veranlassung gab; denn, wie bekannt, wurden nur die Meere, in denen er sich aufhält, von den Alten besucht, und somit konnte nur er beobachtet worden sein. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß der „Tachasch“ des biblischen Urtextes, mit dessen Fell die Israeliten ihre Bundeslade bekleideten, unser Dujong war, obgleich nicht recht einzusehen ist, wie die Sprachforscher gerade auf ein Thier gefallen sind, dessen Fell keineswegs besonders zweckdienliche Eigenschaften für jene Verwendung darbietet. Luther übersetzt das betreffende Wort mit „Dachs“, Andere geben es mit „Seehund“ wieder; mich läßt es, offen gestanden, sehr gleichgiltig, ob Luther und die Uebrigen



Der Dujong (Halicore cetacea)

oder ob jene neueren Sprachforscher, welche auf unsere Sirenen fielen, Recht haben. Uebrigens scheint es sonderbar genug, daß uns von den alten Schriftstellern keine nur einigermaßen zufriedenstellende Beschreibung der Urbilder ihrer Märchengestalten hinterlassen worden ist.

Den Chinesen und Arabern war der Dujong seit vielen Jahrhunderten bekannt; wir dagegen erhielten durch europäische Gelehrte erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Nachrichten über ihn. Dampier sagt in seiner 1702 erschienenen Reisebeschreibung, daß er nicht blos in Amerika, sondern auch in der Nähe der Philippinen Manaten gesehen habe, und Kolbe spricht von einem Seelöwen, welcher recht gut eine Sirene sein kann:

„Solange ich auf der See gefahren“, sagt er, „habe ich nie das Glück gehabt, einen Meerlöwen zu sehen. Es hat sich am Ende des Jahres 1707 gefüget, daß einer in die Tafel-Bay gekommen, welcher auf dem Wasser lange Zeit gespielet und endlich sich gar auf eine Klippe gelegt hat, um daselbst nach abgelaufenem Wasser sich im Sonnenschein zu ergötzen. So lange er noch Wasser

hatte, durfte sich Niemand hinzuwagen, um ihn in der Nähe zu schauen, theils weil man besorgen mußte, er möchte Einem entweder Arme und Beine abbeißen oder sie mit seinem starken Schwanz in Stücke schlagen, theils aber weil der damalige geizige Statthalter denselben todt schießen lassen wollte, was auch wirklich geschehen ist, indem drei Flinten aus einer Schaluppe auf ihn losgebrannt wurden. Er machte jedoch ziemlich Possen, ehe er sich zu Tode geblutet, und machte das Bot eine Zeit lang weichen."

„Dieser Meerlöwe sah zwar einem Löwen ziemlich gleich, außer daß er keine Haare hatte; an den übrigen Theilen aber wollte sich die Gleichheit gar nicht finden, denn obwohl seine Haut etwas dunkelgelb sich zeigte, war sie doch von Haaren, ja selbst von allen Schuppen entblößt. Seine Füße, deren er nur zwei hatte, waren sehr kurz und dabei so ungelenk, daß sie ihm freilich besser zum Schwimmen als zum Gehen dienten. Es waren keine Klauen oder Finger daran, sondern sie endigten breit, als eine Schaufel, oder besser, wie ein Entenfuß. Anstatt der Hinterfüße hatte er breite und dicke Flossen. Sein Rücken war erhaben, wie ein Buckel, was aber von seiner Lage auf dem dicken und fetten Bauche möchte verursacht sein. Er lief hinten vollkommen spitzig zu, wie andere Fische, und hatte daselbst einen ganz breiten Schwanz, der beinahe wie ein Halbmond gebildet war. Er war über 15 Schuh lang und hatte reichlich so viel im Umfang. Aus seinem Speck wurden etliche Tonnen Thran gebrannt. Seine Zunge bestand aus lauter Fett und hatte über 50 Pfund gewogen."

Diese Beschreibung könnte höchstens noch auf den wirklichen Seelöwen gedeutet werden; allein die haarlose Haut und der halbmondförmig ausgeschnittene Schwanz sprechen weniger für ihn, als für unsere Sirene.

Nach Kolbe erzählt Barchewitz, daß man vor seinem Hause auf den Philippinen oft Meerkühe sah, welche grünes Mos am Strande fraßen. Ein auf seine Anordnung getödtetes Weibchen führte auch das Verderben des Männchens herbei, welches kam, um jenes zu suchen, und gleichfalls getödtet wurde. Jeder dieser „Fische" war über sechs Ellen lang.

Erst den Naturforschern unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, Genaueres festzustellen. Die Franzosen Diard und Duvaucel waren die ersten, welche einen Dujong zerlegten; Quoy und Gaimard lieferten die erste gute Abbildung, und Rüppell, welcher dieselbe Sirene im rothen Meer auffand, theilt Einiges über ihre Lebensweise mit. So sind wir jetzt im Stande, eine, wenn auch immer noch sehr unvollkommene, Beschreibung unseres Thieres zu geben.

Wenn man feststellt, daß die Schwanzflosse des Dujong wagrecht gestellt und halbmondförmig tief ausgerundet ist, wird man ihn nie mit seinen einzigen Verwandten, den Lamantinen oder Manaten, verwechseln können. Um Genaueres anzugeben, füge ich dieser übrigens vollkommen ausreichenden Beschreibung hinzu, daß die Seemaid bis auf den Kopf, welcher an den eines Nilpferdes oder Rindes erinnert, fischähnlich gestaltet ist, 10 bis 15 Fuß lang wird und oben bräunlich, bläulich oder weißgrau, unten aber weißlich aussieht. Der kurze und dicke Hals ist deutlich vom Kopfe geschieden, geht aber unmittelbar in den Leib über, welcher gleichmäßig gerundet ist, von der Halsgegend an bis zur Mitte allmählich dicker wird und sich dann bis zum Schwanze hin verdünnt. Die Brustfinnen stehen nicht weit hinter den Ohröffnungen im unteren Drittel der Körperhöhe; sie sind nicht besonders groß, aber breit, am vorderen Rande gerundet, hinten zugeschärft. Ihre Zehen lassen sich nur durch das Gefühl erkennen; von Krallen ist keine Spur vorhanden. Die Schwanzfinne besteht in einer plattgedrückten, flachen Flosse. An der kurzen und dicken Schnauze tritt die sehr große, starke, an der Vorderseite herzförmig ausgeschnittene, warzige, bewegliche Oberlippe deutlich hervor, die Unterlippe wird durch eine starke Hautfalte gegen den Hals zu abgegrenzt. Die Nasenlöcher, welche auf der Oberseite der Schnauze liegen, stehen nahe bei einander und bilden zwei halbmondförmige Spalten; die Augen, welche klein, eirund, aber stark gewölbt und hervorstehend sind, werden an ihrem oberen Rande von einem Halbkreis von Wimpern umgeben, haben keine Lider, aber eine besondere Nickhaut und können durch Zusammenziehung der Haut geschlossen werden; die Ohren sind nur durch kleine, rundliche Oeffnungen

angedeutet. Auf der matt bleifarbenen oder graubläulichen, längs des Rückens und Kopfes etwas ins Gelblichgrüne, auf der Unterseite ins Bläulichfleischfarbene spielenden, hier und da mit dunklen Längsflecken gezeichneten, glatten und glänzenden Haut stehen, sehr einzeln, ganz kurze, dünne, aber steife Borstenhaare, welche auf der Oberlippe fast zu Stacheln werden. Die Flossen und die Schwanzfinne sind vollkommen nackt. Unter den inneren Leibestheilen verdient das Gebiß besondere Berücksichtigung. Es besteht aus Schneide- und Mahlzähnen, von welchen die ersteren bei den Weibchen kurz, stumpf und spitzig, bei den Männchen viel stärker, dreiseitig und meiselförmig sind. Die fünf Mahlzähne in jeder Reihe nehmen von vorn nach hinten an Größe zu. Alle Zähne sind wurzellos, und mehrere fallen im Alter aus. Eckzähne fehlen gänzlich; allein beim Männchen entwickeln sich zwei Vorderzähne zu 8 bis 12 Zoll langen und einen Zoll dicken Hau- oder Stoßzähnen, welche jedoch auf etwa sieben Achtel ihrer Länge vom Zahnfleisch und vom Kiefer bedeckt sind.

Es scheint, daß unsere Seemaid in allen Theilen des indischen Meeres gefunden wird. Man sagt, daß sie früher weiter verbreitet gewesen wäre, als jetzt; mit Bestimmtheit kann Dies aber weder bejaht, noch verneint werden. Nach Norden hin reicht sie etwa bis in die Hälfte des rothen Meeres, welches allerdings ganz geeignete Plätze darbietet. Hier ist sie ein sehr wohlbekanntes Thier. Alle Schiffer haben sie gesehen, und schwerlich wird man einen von ihnen umsonst nach der „Näkhe el Bahhr" (Kamelstute des Meeres) oder, wie sie im Süden heißt, nach den Djilid (der Lederige), der Daule oder dem Urum fragen. Man wird auch eine Beschreibung des auffallenden Thieres hören, obschon dieselbe nicht eben ausführlich sein dürfte.

Wenn wir alle Berichte zusammenstellen, erfahren wir, daß der Dujong hauptsächlich im Meere, seltener im süßen Wasser der Flußmündungen, nicht aber in den Flüssen selbst sich aufhält, immer die Nähe der Küsten bevorzugt und nur soweit in das Meer hinausgeht, als die Pflanzenwelt des Grundes reicht. Seichte Buchten, in denen die Sonne das wenig bewegte Wasser recht durchstrahlen und der Pflanzenreichthum des Meeres besonders sich entfalten kann, sind seine Lieblingsorte. Auf das Land hinaus steigt er vielleicht gar nicht; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche man auf dem Lande liegen sah, von der Ebbe an einer bestimmten Stelle zurückgelassen wurden und zu faul waren, ihren schweren Leib wieder bis in die See zu schieben, es vielmehr vorzogen, ruhig die nächste Fluth hier abzuwarten. Vom Grunde ihrer seichten Buchten aus steigt das Thier etwa in jeder Minute ein Mal nach der Oberfläche des Wassers empor, steckt seine Nase oder unter Umständen den halben Leib aus den Fluthen heraus, schöpft Athem und versinkt langsam und gleichmäßig wieder in die Tiefe.

Die Fischer sagen, daß der Dujong paarweise und nur selten in kleinen Familien lebe; doch gilt diese Angabe mehr auf den arabischen Meerbusen, als für andere Theile des indischen Weltmeeres, weil er dort zuweilen in Scharen beobachtet worden sein soll. Seine Bewegungen werden als äußerst langsam und schwerfällig geschildert, obgleich die Kraft seines Schwanzes sehr bedeutend ist. Zufällig hat man beobachtet, daß er beim Fressen faul auf dem Grunde des Meeres liegt und die an den Felsen oder auf dem Meeresboden wachsenden Tange, seine Hauptnahrung, gemächlich mit seinen harten, dicken Lippen abweidet oder bezüglich vom Boden losreißt. Solange es noch Nahrung an einer Stelle gibt, verändert er wahrscheinlich ungezwungen seinen Aufenthalt nicht; hat er aber eine seiner Meerwiesen abgeweidet, so siedelt er langsam nach anderen Stellen über, welche ihn dann wieder auf einige Zeit zu fesseln wissen. Möglicherweise haben die heftigen Stürme, welche zu gewissen Jahreszeiten das indische Meer aufwühlen, auch einigen Einfluß auf seine Wanderungen. Das unruhige Gewoge zwingt ihn unter solchen Umständen, Buchten oder Sunde zu suchen, in denen seine angeborene Faulheit nicht weiter gestört wird. Daß er durch Stürme zum Wandern bewogen wird, schließt man aus seinem zeitweiligen Erscheinen an gewissen Stellen, wo man ihn während der ruhigen Zeit des Jahres nicht beobachtete.

Mit der Unbeweglichkeit und Schwerfälligkeit des Leibes scheinen die geistigen Eigenschaften der Seemaid vollkommen im Einklang zu stehen. Die Sinne sind schwach entwickelt; von Verstand bemerkt man gar keine Spur. Die Stimme besteht aus einem Schnauben oder dumpfen Stöhnen; die Jungen aber sollen manchmal einen schärferen Laut von sich geben. Nur während der Paarungszeit bemerkt man eine gewisse Erregung an den stumpfen Geschöpfen; die Männchen sollen sogar hartnäckig um das Recht der Begattung kämpfen und dabei so weltvergessen sein, daß sie den Jägern gerade jetzt die beste Zeit geben, sich ihrer zu bemächtigen. Das Weibchen bringt sein einziges Junge im November oder Dezember zur Welt, wenigstens im rothen Meere; von anderen Theilen seines Verbreitungskreises fehlen uns hierüber Angaben.

Während der Paarungs- und während der Satzzeit machen die Fischer eifrig Jagd auf den Dujong, weil sie den erlegten ziemlich gut verwerthen können. Das Fleisch ist zwar zart und saftig, aber von einem unangenehmen, süßlichen Geschmack und wenigstens den Europäern zuwider. Dagegen sind namentlich die Zähne und das Fett allgemein gesuchte Gegenstände. Man erlegt den Dujong mit Harpunen, am liebsten während der Nacht, wo Alles still ist auf dem Meer und man das weit hörbare Schnauben am besten vernehmen kann. Die im rothen Meer gebräuchlichen Wurfspieße ähneln denen vollkommen, welche man im Sudahn zur Jagd des Nilpferdes anwendet. Raffles berichtet, daß man vor allen Dingen den Schwanz zu treffen suche, weil man hierdurch, bezüglich durch Aufheben dieses Körpertheiles, dem Thiere am besten seine Macht benähme; denn so schwerfällig der Dujong auch erscheint, so schnell und kräftig bewegt er sich, wenn ihm der eiserne Haken in den Leib gedrungen ist. Ein deutscher Kaufmann in Massaua erzählte mir, daß eine von seinem Schiffer harpunirte Dauile das ziemlich große Bot über eine halbe Stunde lang mit sich fortschleppte und die Bemannung in augenscheinliche Lebensgefahr brachte, weil sie das Bot zwischen den gefährlichsten Korallenriffen hindurchzog. Die eigentlichen Dujongjäger werfen unter solchen Umständen noch mehrere Spieße in den Leib ihres Jagdthieres, um dieses sobald als möglich durch Blutverlust zu erschöpfen.

Es wird berichtet, daß ein Paar Dujongs sich bei Gefahr gegenseitig zu Hilfe eilt. So hat man beobachtet, daß das Männchen seinem verwundeten Weibchen besorgt nachschwamm und es durch heftiges Herumschlagen mit der kräftigen Schwanzfinne aus der Gewalt seiner Verfolger zu befreien suchte. Wurde einer der Gatten in Abwesenheit des anderen getödtet, so schwimmt dieser lange Zeit an den gewohnten Aufenthaltsorten umher, besucht alle Lieblingsplätze und steht erst dann von seinen Nachforschungen ab, wenn er bemerkt, daß ein Wiederfinden unmöglich ist.

Die Malaien, Araber und Abissinier essen das Fleisch des Dujong, die letzteren jedoch betrachten es keineswegs als Leckerbissen und versichern, daß man es erst einige Tage in der Sonne schmoren, tüchtig salzen und dann sehr lange kochen müsse, ehe man es verzehren dürfe, weil sein Genuß sonst Uebelkeiten verursache, ja, selbst Krankheiten zur Folge habe. Junge Thiere werden ungleich höher geschätzt, als alte; ihr Fleisch ist mager und äußerst zart. Von alten Thieren erhält man zuweilen über funfzig Pfund Schmalz. Die dicke Haut wird an der abissinischen Küste, wie Rüppell berichtet, nicht gegerbt, sondern nur in der Luft getrocknet und dann zu Sandalen verschnitten. Weil aber die in ihr enthaltene Feuchtigkeit das Zellgewebe locker macht, sind die Sandalen nur in trockenen Gegenden brauchbar; auf wässerigem Boden werden sie weich und schwellen an. Weit höher als Fleisch und Haut stellte man in früheren Zeiten die Zähne. Ein besonderer Aberglaube legte den aus ihnen gefertigten Rosenkränzen wunderbare Kräfte bei; so brauchte z. B. eine Wöchnerin nur einen solchen Rosenkranz um den Hals zu hängen, und sie durfte sicher sein, daß ihre Geburt eine sehr leichte werden würde. Jetzt ist dieser Aberglaube gewichen, und deshalb sind auch die früher sehr theueren Zähne bedeutend im Preise gesunken.

Bei den eigentlichen Manaten (Manatus) steht die Schwanzflosse senkrecht und ist, anstatt ausgebaucht, abgerundet; im übrigen ähneln diese Thiere den vorhergehenden. Der eiförmig gestaltete Fischleib ist sehr einzeln mit Haaren, welche nur an der Schnauze als dichtere Borsten sich zeigen, bedeckt. Die abgestutzte Oberlippe ist im Gegensatz zu der des Vorigen sehr beweglich, und an den Zehen der abgerundeten Brustflossen treten bisweilen kleine Plattnägel auf. Nach den bisherigen Untersuchungen scheint es, daß nur 6 Halswirbel vorhanden sind; Rückenwirbel zählt man 15 bis 17, Schwanzwirbel 23. Nur junge Thiere besitzen Schneidezähne; allein diese fallen sehr bald aus, und bei alten bleiben blos Backzähne übrig. Von ihnen sind sieben bis acht in Thätigkeit; denn wie bei den Elefanten nutzen die Backzähne der Manaten sich ab, fallen, wenn sie unbrauchbar geworden sind, aus, und werden von hinten her durch neuere ersetzt, so daß die Reihe unter Umständen 10 bis 12 Zähne enthalten kann.

Als Vaterland der drei bisjetzt sicher bestimmten Arten dieser Gruppe ist das atlantische Meer zwischen dem 19. Grad südlicher und dem 25. Grad nördlicher Breite zu betrachten. Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis) ist die am genauesten beobachtete Art. Er wird 9 bis 10 Fuß lang, 2 bis 2½ Fuß breit, über 1½ Fuß hoch und 5 bis 800 Pfund schwer; doch behaupten die Amerikaner, noch weit größere, funfzehn, ja selbst zwanzig Fuß lange und 5 bis 6 Fuß breite gesehen zu haben. Eine fast völlig nackte Haut, welche kurze, etwa ¾ Zoll weit von einander, stehende Borsten trägt, bedeckt den Leib. Ihre Färbung ist ein ziemlich einförmiges Bläulichgrau, welches auf dem Rücken und den Seiten etwas mehr dunkelt, als auf der Unterseite des Leibes. Die Borsten sehen gelblich aus.

Die ersten genaueren Angaben über das Thier hat Alexander von Humboldt gemacht. Bei einem neun Fuß langen Thiere, welches er in Carrichana, einer Mission am Orinoko, zergliederte, sprang die Oberlippe sehr hervor. Sie ist mit einer sehr zarten Haut bekleidet und dient als Rüssel oder Fühler zum Betasten der vorliegenden Dinge. Die Mundhöhle, welche beim frisch getödteten Thier auffallend warm ist, zeigt einen ganz eigenthümlichen Bau. Die Zunge ist fast unbeweglich, aber vor derselben befindet sich an jeder Kinnlade ein fleischiger Knopf und eine mit sehr harter Haut ausgekleidete Höhlung, welche in einander passen. Schneidet man das Thier am Rücken auf, so erschrickt man über die große Gestalt und Länge seiner Lunge. Sie ist drei Fuß lang, hat ungemein große Zellen und gleicht ungeheuren Schwimmblasen. Sie nimmt mehre Tausend Geviertzoll Luft auf. Der Magen ist in Fächer getheilt, der Darm über hundert Fuß lang.

Süd- und Mittelamerika bildet die eigentliche Heimat dieses Thieres. Es ist jetzt viel seltener geworden, als es war: der Mensch, sein ärgster Feind, hat es seit ein paar Jahrhunderten unablässig verfolgt. Sein hauptsächlichster Aufenthalt sind die Küstentheile des atlantischen Meeres, namentlich die Buchten in der Nähe der Antillen und bei Cayenne. In Surinam ist es nicht selten. Humboldt beobachtete, daß sich die Lamantine gern da im Meer aufhalten, wo es süße Quellen gibt, so z. B. einige Meilen von der Insel Cuba im Süden des Meerbusens von Jagua, wo so starke süße Quellen sind, daß auch die Schiffer zuweilen hier Trinkwasser schöpfen. In den Flüssen steigen sie weit nach oben empor, und bei Ueberschwemmungen wandern sie auch in die Seen und Sümpfe. Gegenwärtig findet sich der Lamantin noch am häufigsten im Amazonenstrome, im Orinoko und in seinen Zuflüssen. „Abends," so erzählt Alexander von Humboldt, „kamen wir an der Mündung des Caño del Manati vorüber, so genannt wegen der ungeheuren Menge Lamantine oder Manatis, welche jährlich hier gefangen werden. Wir sahen das Wasser mit dem sehr stinkenden Koth derselben bedeckt. Am Orinoko unterhalb der Wasserfälle, im Meta und im Apure ist er sehr häufig."

Die Lebensweise des Manati ist so ziemlich dieselbe, welche der Dujong führt. Einige Reisende haben angegeben, daß ersterer zuweilen aus dem Wasser herausginge, um auf dem Lande zu weiden; aber schon im vorigen Jahrhundert haben Andere Dies aufs bestimmteste widerlegt. Der

Manati weidet nur das Gras ab, welches im Wasser selbst wächst, und daran hat er vollständig genug; denn alle südlichen Ströme sind an ruhigen Stellen überaus reich an Wasserpflanzen aller Art. Er frißt soviel, daß er Magen und Darmschlauch vollständig mit Nahrung anfüllt. Wenn er sich gesättigt hat, legt er sich an seichten Stellen so nieder, daß er die Schnauze aus dem Wasser reckt und nicht immer auf und nieder zu tauchen braucht. Sonst sieht man ihn nur theilweise über dem Wasser, wenn er, um Luft zu holen, emporkommt. Dies geschieht sehr oft, trotz der großen Luftbehälter, und deshalb bevorzugt er auch die seichteren Stellen in den Flüssen.

Die Zeit der Paarung scheint noch nicht bekannt zu sein, und selbst über die Fortpflanzung schwanken die Nachrichten. Einige sagen, daß das Weibchen zwei Junge werfe, während Andere übereinstimmend nur von einem einzigen reden. Die Anhänglichkeit der Mutter an ihre Kinder wird einstimmig gerühmt.



Der schmalschnauzige Lamantin (Manatus australis).

An allen Orten, wo der Lamantin vorkommt, wird ihm eifrig nachgestellt. Sein Fleisch gilt zwar für ungesund und fiebererzeugend, ist aber sehr schmackhaft. Nach Humboldt ähnelt es mehr dem Schweinefleisch, als dem des Rindes. Eingesalzen und an der Sonne gedörrt wird es das ganze Jahr aufbewahrt; denn selbstverständlich erklären die Pfaffen den Lamantin für einen Fisch und erlauben deshalb den Genuß seines Fleisches während der Fastenzeit. Schon Gonzalo Oviedo rühmt dieses Fleisch und erzählt, daß er davon im Jahre 1531 Einiges mit bis nach Spanien gebracht und es der Kaiserin vorgesetzt habe. „Es schmeckte Allen so gut," sagt er, „daß sie glaubten, sie äßen Fleisch aus England." Die Guamos und Otomakos kennen kein besseres Gericht, als Lamantinefleisch, und deshalb geben sich gerade diese beiden Stämme mit dem Fang der Seethiere vorzugsweise ab. Dagegen verabscheuen die Paraos das Thier so sehr, daß sie sich, als Bonpland eine Seekuh zerlegte, versteckten, um sie nicht anrühren zu müssen. Sie behaupteten, daß die Leute ihres Stammes unfehlbar stürben, wenn sie davon äßen.

Die Jagd ist ziemlich einfach. Man nähert sich in einem Kahne dem Weideplatze der Manaten und wartet, bis einer derselben zum Athmen emporkommt. Auf ihn schießt man entweder Pfeile ab, an denen Stricke und leichte Holzblöcke befestigt sind, welche später den Weg des Thieres angeben, oder man harpunirt, bindet und schlachtet ihn dann in dem kleinen Bote, welches man zu den Reisen auf südamerikanischen Flüssen benutzt. Letzteres geschieht oft mitten auf dem Flusse, und zwar so, daß man das Bot zu zwei Dritttheilen mit Wasser füllt, es unter den Lamantin schiebt und dann mit einer Kürbisflasche wieder ausschöpft. Am leichtesten fängt man das Thier am Ende der großen Ueberschwemmung, wenn es aus den Strömen in die umliegenden großen Seen und Sümpfe gerathen ist und hier das Wasser schnell fällt. Zur Zeit, als die Jesuiten den Missionen am unteren Orinoko vorstanden, kamen sie alle Jahre unterhalb des Apure zusammen, um mit den Indianern aus ihren Kirchspielen eine große Seekuhjagd anzustellen. Das Fett des erbeuteten Thieres wird in den Kirchenlampen gebrannt oder auch zum Kochen benutzt. Es hat nicht den widrigen Geruch des Walfischthranes oder des Fettes anderer Seesäugethiere mit Spritzlöchern. Die Haut, welche anderthalb Zoll dick ist, wird in Streifen geschnitten, und diese dienen in den Steppen, wie die Streifen von Ochsenhaut, als Stricke. Im Wasser sind sie unbrauchbar, weil sie faulen. In den spanischen Ansiedlungen macht man Peitschen daraus, und diese sind ein schreckliches Werkzeug zur Züchtigung der unglücklichen Sklaven und bezüglich der Indianer in den Missionen, welche zwar nach den Gesetzen als freie Menschen gehalten werden sollten, aber dennoch den Sklaven gleich geachtet werden.

In zwei alten Schriften wird übereinstimmend die merkwürdige Nachricht gegeben, daß der Manati sich auch zähmen lasse. Martyr, ein Reisender, welcher im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts starb, erzählt, daß ein Kazike auf der Insel St. Domingo einen jungen, noch kleinen Fisch, welcher Manato heißt und im Meer gefangen wurde, in einen See setzen und ihm täglich Brod von welschem Korn geben ließ. „Er wurde allmählich so zahm, daß er jedes Mal kam, wenn man ihn rief, das Brod aus der Hand fraß und sich überall streicheln ließ, auch einige Male Leute, die sich auf ihn setzten, herumtrug, wohin sie wollten, von einem Ufer zum anderen. Dieser freundliche und zahme Fisch wurde lange im See gehalten, zum großen Vergnügen eines Jeden. Aus allen Seiten der Insel kamen welche herbei, die sehen wollten, wie er auf den Ruf herbeikam und Leute, die sich auf seinen Rücken setzten, von einem Ufer zum anderen trug. Als aber einmal ein starkes Gewitter kam und viel Wasser von den Bergen in den See strömte, so trat dieser aus und führte den Manato wieder ins Meer, wo er nicht mehr gesehen wurde." Gomara, welcher unzweifelhaft dieselbe Geschichte erzählt, fügt noch hinzu, daß der Manato sechsundzwanzig Jahre in dem See Guaynabo gelebt habe und so groß geworden sei, wie ein Delfin. Er kam auf den Ruf „Mato" herbei, kroch aufs Trockene bis zum Hause, um seine Speise zu bekommen, und dann wieder in den Teich zurück, begleitet von vielen Knaben, deren Gesang ihn erfreute. Einmal nahm er ihrer zehn zugleich auf seinen Rücken und trug sie von einem Ufer zum anderen, ohne zu tauchen. Als aber ein Spanier, der versuchen wollte, ob seine Haut so hart sei, wie man sagte, ihn herbeigerufen und mit einem Spieße geworfen hatte, ärgerte Dies ihn, obgleich er nicht verwundet wurde, so, daß er nicht mehr kam, wenn gleichgekleidete Leute ihn riefen. Der „freundliche und zahme Fisch" wird so genau beschrieben, daß man nicht wohl zweifeln kann, von einem Manato erzählen zu hören. Inwieweit aber die hübsche Geschichte wahr ist, lassen wir gern auf sich beruhen.

Der Name Manato soll soviel als Handthier bedeuten. Die Indianer nennen unsere Sirene Apcia oder Apia, die Portugiesen Pexe-Buey oder Ochsenfisch.

* * *

„Am ganzen Strande der Insel, sonderlich wo Bäche in die See fließen und alle Arten Seewier am häufigsten sind, hält sich zu allen Jahreszeiten die von unseren Russen Morskaja-Korowa oder zu Deutsch Meerkuh in großer Menge und herdenweise auf. Da uns durch die Verscheuchung der Seebiber von der nördlichen Seite die Versorgung mit Nahrungsbedarf beschwerlich zu werden anfing, sannen wir auf Mittel, uns dieser Thiere zu bemeistern und unsere Nahrung, weil sie uns nahe waren, auf eine leichtere Art davon zu ziehen. Ich stellte deswegen am 21. Mai den ersten Versuch an mit einem verfertigten großen eisernen Haken, woran ein starkes und langes Seil befestigt wurde, dieses mächtige und große Seethier anzuhauen und ans Land zu schleppen, allein vergebens; denn die Haut war zu zähe und der Haken viel zu stumpf. Man änderte ihn auf verschiedene Art und stellte mehrere Proben an, die aber noch schlechter geriethen, so daß uns die Thiere mit dem Haken und daran befestigten Seil in die See entliefen. Endlich zwang uns die Noth, zum Harpuniren Anstalt zu machen. Man besserte zu dem Ende gegen Ausgang des Junius das Jollbot, so im Herbst auf den Felsen sehr beschädigt worden war, aus, setzte einen Harpunier nebst Steuermann und vier Ruderern darauf und gab jenem ein Harpun nebst einem sehr langen, wie beim Walfischfang in Ordnung gelegtes Seil in die Hand, von welchem das andere Ende am Strande von den übrigen vierzig Mann gehalten wurde. Nun ruderte man ganz stille auf die Thiere los, welche in größter Sicherheit herdenweise an den Ufern ihrer Weide im Seegrunde nachgingen. Sobald dann der Harpunier eines derselben angehauen hatte, zogen die am Lande solches allmählich nach dem Strande, die im Jolle Befindlichen fuhren indessen auf dasselbe zu und machten es durch ihre Bewegungen noch matter, und wenn es entkräftet schien, so stießen sie ihm allenthalben mit großen Messern und Bajonnetten in den Leib, so daß es fast alles Blut, welches wie Springbrunnen aus den Wunden quoll, verloren hatte, und so bei vollem Wasser auf den Strand gezogen und befestigt werden konnte. Sowie dann das Wasser wieder ablief und das Thier auf trockenem Strande lag, schnitt man allenthalben das Fleisch und den Speck stückweise herunter und trug es in voller Freude nach den Wohnungen, wo das Fleisch in großen Fässern verwahrt, der Speck aber auf hohe Böcke aufgehängt wurde. Und nun sahen wir uns bald in einen solchen Ueberfluß von Nahrung versetzt, daß wir den Bau unseres neuen Fahrzeuges, welches das Mittel zu unserer Rettung werden sollte, ohne Hindernisse fortsetzen konnten."

Mit diesen Worten beginnt der schon oft erwähnte tüchtige Naturforscher Steller, welcher im November des Jahres 1741 auf der vorher noch unbekannten Behringsinsel gestrandet war und dort zehn traurige Monate verleben mußte, seinen Bericht über eins der merkwürdigsten Seesäugethiere, über ein Geschöpf, welches bereits gänzlich ausgerottet und vernichtet worden zu sein scheint, über die nach ihrem Entdecker benannte stellersche Seekuh oder das nordische Borkenthier (Rhytina Stelleri). Bereits siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung wurde die letzte Seekuh erlegt. Seitdem hat man wohl noch einen Schädel und eine Gaumenplatte nebst einigen wenigen Knochen des Gerippes aufgefunden, aber keine lebende Morskaja mehr gesehen. Angelockt durch die gewinnverheißenden Berichte der russischen Entdeckungsgesellschaft, unter welcher Steller sich befand, strömten Walfischfänger und waghalsige Abenteurer in hellen Haufen nach der Behringssee und begannen dort eine so furchtbare Metzelei unter den wehrlosen Meeresbewohnern, daß die Seekühe von der Erde vertilgt wurden. Man hat sich seitdem vergeblich bemüht, wenigstens ein Stück dieser Thiere zu erhalten. Jedes Schiff, welches nach dem Behringsmeere absegelte, ist angewiesen worden — keins hat irgend eine Nachricht zurückgebracht.

Steller hielt das Borkenthier für den von Hernandez entdeckten Lamantin. Aus seiner Beschreibung geht aber deutlich genug hervor, daß die Seekuh ein von den früher beschriebenen Sirenen weit verschiedenes Thier war. Anstatt der Zähne waren die Kiefern mit vier Kauplatten belegt, welche nur mit dem Zahnfleische zusammenhingen. Diese einzige Angabe genügt zur Kennzeichnung

des Thieres. Wir wollen aber, um es und sein Leben genauer kennen zu lernen, seinen einzigen Beschreiber, eben unseren Steller, weiter reden lassen.

„Die größten von diesen Thieren," fährt er fort, „sind 4 bis 5 Faden oder 28 bis 35 englische Fuß lang und an der stärksten Stelle, um die Gegend des Nabels, vierthalb Faden dick. Bis an den Nabel vergleicht sich dies Thier den Robbenarten, von da bis an den Schwanz einem Fisch. Der Kopf vom Geripp ist von einem Pferdekopf in der allgemeinen Gestalt nicht unterschieden, wo er aber mit Fell und Fleisch noch überkleidet ist, gleicht er einigermaßen einem Büffelkopfe, besonders was die Lippen anbetrifft. Im Munde hat es statt der Zähne auf jeder Seite zwei breite, längliche, glatte, lockere Knochen, davon der eine oben im Gaumen, der andere inwendig am Unterkiefer angeheftet ist. Beide sind mit vielen, schräg im Winkel zusammenlaufenden Furchen und erhabenen Schwielen versehen, mit welchen das Thier seine gewöhnliche Nahrung, die Seekräuter, zermalmt. Die Lippen sind mit vielen starken Borsten besetzt, davon die am Unterkiefer dergestalt dick sind, daß sie Federkiele von Hühnern vorstellen könnten und durch ihre inwendige Höhle den Bau der Haare klärlich vor Augen legen. Die Augen dieses so großen Thieres sind nicht größer als Schafsaugen und ohne Augenlider; die Ohrlöcher sind dergestalt klein und verborgen, daß man sie unter den vielen Gruben und Runzeln der Haut nicht finden und erkennen kann, bevor man die Haut nicht abgelöst, da dann der Ohrengang durch seine polirte Schwärze in die Augen fällt, obwohl er kaum so geraum ist, daß eine Erbse darin Platz hat. Von dem äußeren Ohr ist nicht die geringste Spur vorhanden. Der Kopf ist durch einen kurzen, unabgesetzten Hals mit dem übrigen Körper verbunden. An der Brust sind die seltsamen Vorderfüße und die Brüste merkwürdig. Die Füße bestehen aus zwei Gelenken, deren äußeres Ende eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem Pferdefuß hat; sie sind unten wie eine Kratzbürste mit vielen kurzen und dicht gesetzten Borsten versehen. Mit seinen Vordertatzen, woran weder Finger noch Nägel zu unterscheiden, schwimmt das Thier vorwärts, schlägt die Seekräuter vom steinernen Grunde ab, und wenn es sich zur Begattung, auf dem Rücken liegend, fertig macht, umfaßt eins das andere gleich als mit den Armen. Unter diesen Vorderfüßen finden sich Brüste mit schwarzen, runzeligen, zwei Zoll langen Warzen versehen, in deren äußerstes Ende sich unzählige Milchgänge öffnen. Wenn man die Warzen etwas stark streift, so geben sie eine große Menge Milch von sich, die an Süßigkeit und Fettigkeit die der Landthiere übertrifft, sonst aber nicht davon verschieden ist. Der Rücken an diesen Thieren ist ebenfalls wie bei einem Ochsen beschaffen, die Seiten sind länglich rund, der Bauch gerundet und zu allen Zeiten so voll gestopft, daß bei der geringsten Wunde die Gedärme sogleich mit vielem Pfeifen heraustreten. Von der Scham an nimmt das Thier auf ein Mal im Umfang sehr stark ab; der Schwanz selbst aber wird nach der Floßfeder zu, die statt der Hinterfüße ist, noch immer dünner; doch ist er unmittelbar vor der Floßfeder im Durchschnitt noch zwei Schuh breit. Es hat übrigens dieses Thier außer der Schwanzflosse keine andere auf dem Rücken, wodurch es von den Walfischen abgeht. Die Schwanzflosse steht wagrecht, wie bei den Walen und Delfinen."

„Diese Thiere leben, wie das Rindvieh, herdenweise in der See. Gemeiniglich gehen Männlein und Weiblein neben einander, das Junge treiben sie vor sich hin am Ufer umher. Sie sind mit nichts Anderem, als ihrer Nahrung beschäftigt. Der Rücken und die Hälfte des Leibes ist beständig über dem Wasser zu sehen. Sie fressen, wie die Landthiere, unter langsamer Bewegung vor sich hin; mit den Füßen scharren sie das Seegras von den Steinen ab und kauen es unaufhörlich; doch lehrte mich die Beschaffenheit des Magens, daß sie nicht wiederkäuen, wie ich anfangs vermuthete. Unter dem Fressen bewegen sie den Kopf und Hals, wie ein Ochse, und je nach Verlauf einiger Minuten erheben sie den Kopf aus dem Wasser und schöpfen mit Räuspern und Schnarchen, nach Art der Pferde, frische Luft. Wenn das Wasser fällt, begeben sie sich vom Lande in die See, mit zunehmendem Wasser aber wieder nach dem Seerande, und kommen oft so nahe,

daß wir selbige vom Lande mit Stöcken schlagen und erreichen konnten. Sie scheuen sich vor dem Menschen im geringsten nicht, scheinen ihn auch nicht allzuleise zu hören, wie Hernandez gegen die Erfahrung vorgibt. Zeichen eines bewunderungswürdigen Verstandes konnte ich, was auch Hernandez sagen mag, nicht an ihnen wahrnehmen, wohl aber eine ungemeine Liebe gegen einander, die sich auch soweit erstreckt, daß, wenn eins von ihnen angehauen worden, die anderen alle darauf bedacht waren, dasselbe zu retten. Einige suchten durch einen geschlossenen Kreis den verwundeten Kameraden vom Ufer abzuhalten, andere versuchten das Joll umzuwerfen, einige legten sich auf die Seite oder suchten den Harpun aus dem Leibe zu schlagen, welches ihnen verschiedene Male auch glücklich gelang. Wir bemerkten auch nicht ohne Verwunderung, daß ein Männlein zu seinem am Strande liegenden, todten Weiblein zwei Tage nach einander kam, als wenn es sich nach dessen Zustande erkundigen wollte. Dennoch blieben sie, so viele auch von ihnen verwundet und getödtet wurden, immer in derselben Gegend. Ihre Begattung geschieht im Junius nach langem Vorspiel. Das Weiblein flieht langsam vor dem Männlein mit beständigem Umschauen, das Männlein aber folgt demselben ohne Unterlaß, bis jenes endlich des Sprödethuns überdrüssig ist."

„Wenn diese Thiere auf dem Lande der Ruhe pflegen wollen, so legen sie sich bei einer Einbucht an einem stillen Orte auf den Rücken und lassen sich wie Klötze auf der See treiben."

„Diese Thiere finden sich zu allen Zeiten des Jahres allenthalben um diese Insel in größter Menge, so daß alle Bewohner der Ostküste von Kamtschatka sich davon jährlich zum Ueberfluß mit Speck und Fleisch versorgen könnten. Die Haut der Seekuh hat ein doppeltes Wesen: die äußerste Schale der Haut ist schwarz oder schwarzbraun, einen Zoll dick und an Festigkeit fast wie Pantoffelholz, um den Kopf voller Gruben, Runzeln und Löcher. Sie besteht aus lauter senkrechten Fasern, welche wie im Strahlengips hart an einander liegen. Diese äußere Schale, welche sich leicht von der Haut abschält, ist, meinem Bedünken nach, eine aus an einander stehenden, verwandelten Haaren zusammengesetzte Decke, die ich ebenso bei Walfischen gefunden habe. Die untere Haut ist etwas dicker, als eine Ochsenhaut, sehr stark und an Farbe weiß. Unter diesen beiden umgibt den ganzen Körper des Thieres der Fettlappen oder Speck vier Finger hoch, alsdann folgt das Fleisch. Ich schätze das Gewicht des Thieres mit Einschluß von Haut, Fett, Speck, Knochen und Gedärmen auf 1200 Pud oder 480 Centner. Das Fett ist nicht öligt oder weichlich, sondern härtlich und drusigt, schneeweiß, und wenn es einige Tage an der Sonne gelegen, so angenehm gelblich, wie die beste holländische Butter. An sich selbst gekocht übertrifft es an Süßigkeit und Geschmack das beste Rindsfett; ausgesotten ist es an Farbe und Frischheit wie frisches Baumöl, an Geschmack wie süßes Mandelöl und von ausnehmend gutem Geruch und Nahrung, dergestalt, daß wir solches schalenweise getrunken, ohne den geringsten Ekel zu empfinden. Der Schwanz besteht fast aus lauter Fett, und dieses ist noch viel angenehmer, als das an den übrigen Theilen des Körpers befindliche. Das Fett von den Kälbern vergleicht sich gänzlich dem jungen Schweinefleisch, das Fleisch derselben aber dem Kalbfleisch. Es quillt dabei dergestalt auf, daß es fast noch ein Mal so viel Raum einnimmt, und kocht in einer halben Stunde gar. Das Fleisch der alten Thiere ist vom Rindfleisch nicht zu unterscheiden; es hat aber die ganz besondere Eigenschaft, daß es auch in den heißesten Sommermonaten in der freien Luft, ohne stinkend zu werden, zwei volle Wochen und noch länger dauern kann, ohngeachtet es von den Schmeißfliegen dergestalt verunfläthet wird, daß es allenthalben mit Würmern verdeckt ist. Es hat auch eine viel höhere Röthe, als aller anderen Thiere Fleisch, und sieht fast wie von Salpeter geröthet aus. Wie heilsam es zur Nahrung sei, empfanden wir gar bald Alle, soviel unserer es genossen, indem wir an Kräften und Gesundheit eine merkliche Zunahme spürten. Hauptsächlich erfuhren dies Diejenigen unter den Matrosen, welche bis dahin an Zahnfäule gelitten und bis auf diese Zeit sich noch nicht hatten erholen können. Mit diesem Fleisch der Seekühe versorgten wir auch unser Fahrzeug zur Abreise, wozu wir sonst gewiß keinen Rath zu schaffen gewußt hätten."

„Ich wunderte mich nicht wenig, daß ich auf Kamtschatka vor meiner Reise, da ich doch sorgfältig nach allen Thieren gefragt, nie Etwas von der Seekuh hatte erfahren können, nach meiner Zurückkunft jedoch hörte, daß dieses Thier vom kronotzkischen Vorgebirge bis an den Meerbusen Awatscha verbreitet sei und zuweilen todt ans Land geworfen werde; und da haben es die Kamtschatalen in Ermangelung eines anderen mit dem Namen des Krautfressers belegt."

Sechzehnte Ordnung.

Walthiere (Cetacea).

Wir sind am Ende unserer Klasse angelangt. Unter den Säugethieren sind die Wale genau Dasselbe, was die Fische unter den Wirbelthieren sind: ausschließlich dem Wasser angehörige und solchem Leben entsprechend gebaute Geschöpfe. Die Seehunde verbringen wenigstens noch ein Dritttheil ihres Lebens auf dem Lande: sie werden dort geboren und suchen es auf, wenn sie die freundlichen Strahlen der Sonne genießen und schlafen wollen; bei den Sirenen ist mindestens noch die Möglichkeit des Landlebens vorhanden: die eigentlichen Wale dagegen sind ausschließlich dem Meere zugewiesen. Darauf deutet schon ihre Größe hin: nur das Wasser gestattet leichte Beweglichkeit solcher Riesen, und nur das unendlich reiche Meer gewährt ihnen die nöthige Nahrung.

Warmes Blut und Lungenathmung, Lebendiggebären und Säugen der Jungen, vollkommene Entwickelung des Gehirns und der Nerven: diese wesentlichen Merkmale der Säugethiere — sie sind zugleich die einzigen, welche die Wale noch mit den übrigen Ordnungen der Klasse theilen. In allen anderen Stücken weichen sie noch weit mehr von den höheren Säugethieren ab, als die Sirenen, in welchen wir bereits Zwittergestalten zwischen Säugern und Fischen kennen lernten. Jeder noch wenig gebildete Mensch, jedes noch in der Kindheit stehende Volk hat sie den Fischen zugezählt, wie ihre Namen beweisen, und erst die genaue Erforschung ihres Wesens und Seins hat ihnen die Stellung angewiesen, welche ihnen gebührt. Aber noch immer lächelt der nicht naturwissenschaftlich Gebildete ungläubig, wenn der Forscher sie, die Meerungeheuer, zu den Säugethieren zählt; denn jener sieht in ihnen noch heutigen Tages nur Fische.

Der Leib der Wale ist massig und unbeholfen, ohne alle äußere Gliederung; der oft unförmlich große und fast regelmäßig ungleich gebaute Kopf geht ohne deutlich zu unterscheidende Grenze in den Rumpf über, und dieser läuft, nach hinten zu sich verschmälernd, in eine breite, wagrechte Schwanzfinne aus. Die hinteren Glieder, welche, mit Ausnahme der Sirenen, alle übrigen Säugethiere kennzeichnen, fehlen gänzlich; die vorderen sind zu eigentlichen Flossen geworden: man muß sie mit dem zergliedernden Messer untersuchen, wenn man sie als Hände erkennen will, und findet auch dann noch Eigenthümlichkeiten des Handbaues auf. Eine hier und da vorkommende Fettflosse, welche längs des Rückens verläuft, trägt zur Vermehrung der Fischähnlichkeit dieser Thiere noch bei. Im übrigen kennzeichnen die Wale äußerlich der weitgespaltene, lippenlose Mund, welcher entweder eine ungewöhnlich große Zahnmenge oder aber Barten — für uns noch ganz neue Gebilde — zeigt, das Fehlen des inneren Augenlides und die Lage der Zitzen hinten neben den Geschlechtstheilen.

Auch in ihrem inneren Leibesbau zeigen die Riesen der See manches Eigenthümliche. Die Knochen ihres Gerippes werden durch schwammige, lockere Zellen gebildet, welche von flüssigem Fett innig durchdrungen sind, — so innig, daß dieses ihnen niemals entzogen werden kann, daß die

Knochen, auch selbst nach längerem Bleichen, immer noch ein fettiges, gelbliches Aussehen behalten; dagegen fehlen allen Knochen die Markhöhlen. An dem gewaltigen Schädel, welcher nur bei den wenigsten in einem regelrechten Verhältniß zum Leibe steht, sind die Kopfknochen sonderbar verschoben, liegen lose auf einander oder hängen nur durch weiche Theile mit anderen Knochen zusammen; einzelne von ihnen sind verkümmert, andere auffallend vergrößert, und fast jede Regelmäßigkeit scheint aufgehoben zu sein. In der Wirbelsäule fällt der Hals besonders auf. Noch ist die gewöhnliche Zahl der Wirbel vorhanden; allein diese gleichen nur dünnen, platten Ringen und verwachsen in Folge der geringen Beweglichkeit gar nicht selten theilweise so fest unter einander, daß man die Siebenzahl blos aus den Röhren erkennt, durch welche die Halsnervenpaare hervortreten. Die Verwachsung trifft meistens die vorderen Wirbel; doch kommt es ausnahmsweise vor, daß ihrer sechs oder sämmtliche Wirbel mit einander verschmelzen. Außer den Halswirbeln besitzen die Wale 11 bis 19 Brustwirbel, 10 bis 24 Lendenwirbel, — mehr als alle übrigen Säugethiere, — und 22 bis 24 Schwanzwirbel. Die Zahl der wahren Rippen dagegen ist sehr gering: die echten Wale haben nur eine einzige, und mehr als ihrer sechs scheinen bei keinem Mitgliede der Ordnung vorzukommen. Falsche Rippen sind immer in größerer Zahl vorhanden, als wahre. Kürze und Plattheit aller Knochen und eine auffallend hohe Gliederzahl der Finger zeichnen die Vorderglieder aus. Während bei anderen Säugethieren drei Fingerglieder vorhanden sind, besitzen einige Wale an manchen Fingern sechs, neun und zwölf Glieder. Der Zahnbau ändert auffallend ab. Gewöhnlich finden sich in beiden Kiefern sehr gleichartig gestaltete Zähne in großer Zahl; einige Wale stehen auch hierin unübertroffen da. Die Muskeln sind einfach, der Größe der Thiere angemessen und ungemein kräftig. Die Nervenmasse ist äußerst gering: bei einem elftausend Pfund schweren Walfisch von neunzehn Fuß Länge wog das Gehirn noch nicht vier Pfund, nicht mehr als bei dem selten über zweihundert Pfund schweren Menschen!

Alle Sinneswerkzeuge stehen auf tiefer Stufe. Die Augen sind klein, die Ohren, so zu sagen, nur angedeutet. Die Nase hat ihre Bedeutung ganz verloren und ist ausschließlich Luftweg geworden; Riechnerven hat man noch bei keiner Art gefunden. Ueber den Geschmack vermögen wir nicht zu urtheilen; vom Gefühl aber wissen wir, daß es einigermaßen entwickelt ist.

Wie sich erwarten läßt, sind die Athmungswerkzeuge der Heimat unserer Thiere entsprechend gebildet. Der Kehlkopf ist nicht geeignet, eine wohllautende Stimme hervorzubringen, wohl aber eine große Menge Luft mit einem Male durchgehen zu lassen. Die Luftröhre ist sehr weit, die Lunge hat einen beträchtlichen Umfang, und alle Luftröhrenäste stehen unter einander in Verbindung, so daß von einem aus die ganze Lunge gefüllt werden kann. Dazu kommen noch andere Hilfsmittel, welche die Athmungsfähigkeit erhöhen: so besitzen die Herz- und Lungenschlagader weite Säcke, in welchen sich gereinigtes und der Reinigung bedürftiges Blut ansammeln kann. In den Verdauungswerkzeugen fällt der Mangel an Speicheldrüsen auf. Die Zunge ist außerordentlich groß, der Magen meist getheilt, die Leber klein, der Darmschlauch selbst verschieden. Eine glatte, nur ausnahmsweise an sehr wenig Stellen mit wenigen Borsten bedeckte Haut bekleidet den Körper. Sie ist weich, sammtartig anzufühlen und fettig. Ihre Dicke ist gering; unter ihr aber liegt eine sehr starke Fettschicht.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß solcher Leibesbau für das Wasserleben der Wale durchaus geeignet ist. Die Glätte der Haut erleichtert die Fortbewegung der ungeheuren Masse, die Fettlage verringert ihr Gewicht, ersetzt das wärmende Haarkleid und gibt zugleich den nöthigen Widerstand für den kaum zu berechnenden Druck, welchen ein Wal auszuhalten hat, wenn er in die Tiefen des Meeres hinabsteigt. Die sehr große Lunge ermöglicht es den Thieren, ziemlich lange unter dem Wasser zu verweilen, und die erweiterten Schlagadern, welche Herz und Lunge verbinden, bewahren noch eine große Menge gereinigten Blutes in sich auf, welches verwendet werden kann, wenn die Wale längere Zeit als gewöhnlich verhindert werden, die zur Blutreinigung nöthige

Luft zu schöpfen. Auf die Zweckmäßigkeit der übrigen Leibestheile brauchen wir gar nicht einzugehen; sie ergibt sich jedem Denkenden von selbst.

Die Wale sind zu vollkommenen Meeresbewohnern geworden. Sie meiden die Nähe der Küste soviel als möglich: das Land wird ihnen verderblich. Nur die Mitglieder einer Familie gehen zuweilen ziemlich hoch im süßen Wasser empor, jedoch nicht gern weiter, als sich die Wirkung der Fluth bemerklich macht. Alle übrigen verlassen das Salzwasser nicht. Auf dem festen Lande kann sich kein Wal bewegen: — wenn ein Sturm ihn auf das Trockene schleudert, ist er rettungslos verloren.

Manche Arten scheinen an die kältesten Gegenden des Meeres gebunden zu sein; nur sehr wenige sind Weltbürger. Zu gewissen Zeiten des Jahres ändern sie ihren Aufenthalt und ziehen in bestimmten, weiten Kreisen im Meere hin und her. Alle sind im hohen Grade bewegungsfähige Thiere. Sie schwimmen mit der größten Meisterschaft, ohne irgend sichtbare Anstrengung, manche mit unglaublicher Schnelligkeit. Gewöhnlich halten sie sich nahe der Oberfläche; vielleicht steigen sie in größere Tiefen des Meeres nur dann hinab, wenn sie verwundet wurden. Die oberste Schicht des Wassers ist ihr eigentliches Gebiet: sie müssen mit dem Kopfe und einem Theil des Rückens emporkommen, wenn sie Athem schöpfen wollen. Ihr Luftwechsel hat manches Eigenthümliche. Der emporgekommene Wal spritzt zuerst unter schnaubendem Geräusch das Wasser, welches in die nur unvollkommen verschlossenen Nasenlöcher eindrang, mit so großer Gewalt empor, daß es sich in feine Tropfen auflöst, aber dennoch bis zu funfzehn und zwanzig Fuß Höhe emporgeschleudert wird. Dieser Wasserstrahl läßt sich am besten mit einer Dampfsäule vergleichen, welche aus einer engen Röhre entweicht; auch das Schnauben erinnert an das durch den Dampf unter gegebenen Umständen verursachte Geräusch. Einen Wasserstrahl, wie ihn ein Springbrunnen in die Höhe schleudert, wirft kein Wal aus, obgleich die meisten Zeichner Dies darstellen und noch gar viele Naturbeschreiber es angeben. Gleich nach dem Ausstoßen zieht das Thier unter ebenfalls laut hörbar stöhnendem Geräusch mit einem raschen Athemzug die ihm nöthige Luft ein, und manchmal wechselt es drei, vier, auch fünf Mal in der Minute den Athem, aber nur das erste Mal nach dem Auftauchen wird ein Strahl emporgeschleudert. Die Nasenlöcher sind so günstig gelegen, daß der Wal beim Auftauchen immer mit ihnen zuerst in das Freie kommt, und somit wird ihm das Athmen ebenso bequem, als anderen Thieren. Man darf annehmen, daß ein ruhig dahin schwimmender, ungestörter Wal mindestens alle anderthalb Minuten ein Mal Luft schöpft; aber man hat auch beobachtet, daß die Thiere weit länger unter Wasser verweilen können: der berühmte Walfischjäger Scoresby behauptet, daß verwundete Wale bis zwanzig Minuten unter Wasser aushalten können. Unter solchen Umständen leistet wahrscheinlich das in den erwähnten Schlagadersäcken aufbewahrte, angesäuerte Blut der Athemnoth noch einige Zeit lang Vorschub; endlich aber macht sich das Säugethier doch geltend, und der Wal muß wieder zur Oberfläche emporsteigen, um dem unvermeidlichen Erstickungstode zu entrinnen. Bei unterbrochenem Luftwechsel stirbt der Wal so sicher, als jeder andere Säuger, an Erstickung, wie man behauptet hat, sogar in sehr kurzer Zeit. Ein Wal, welcher sich in dem Tau verschlang, mit dem man einen seiner eben getödteten Gefährten behufs der Ausnutzung emporgewunden hatte, war nach wenigen Minuten eine Leiche. Schwerer zu begreifen ist, daß unsere Thiere, welche doch blos Luft athmen, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ebenfalls sterben, wenn sie auf das Trockene geschleudert werden. Dort fehlt es ihnen doch wahrhaftig nicht an Luft, und auch der Hunger tödtet ein so gewaltiges Thier schwerlich so schnell; gleichwohl ist der gestrandete Wal, wie schon bemerkt, jedes Mal dem Verderben preisgegeben.

Alle eigentlichen Wale nähren sich von Thieren und nehmen wahrscheinlich nur zufällig Pflanzen mit auf; wenigstens bedarf es noch genauerer Beobachtung, bevor man behaupten kann, daß eine Art, der Finnfisch nämlich, die Tange, welche man oft in großer Menge in seinem Magen findet, abweidet, oder ein Delfin die in das Flußwasser gefallenen Früchte frißt. Größere und kleinere Meerthiere der verschiedensten Klassen sind die Beute, welcher sie nachstreben. Gerade die größten

Arten nähren sich von den kleinsten Meerthieren und umgekehrt, die kleineren sind die tüchtigsten Räuber. Der Narwal und die Delfine sind Raubthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, und manche von ihnen verschonen selbst die Schwächeren ihrer eigenen Sippschaft nicht; dagegen begnügen sich die Bartenwale mit sehr kleinen Thieren, mit winzigen Fischen, Krebsen, schalenlosen Weichthieren, Quallen und dergleichen. Man kann sich leicht vorstellen, welch ungeheure Massen von Nahrung die Riesen des Weltmeeres zu ihrer Erhaltung bedürfen: ein einziger Wal verzehrt wahrscheinlich täglich Millionen und selbst Milliarden von diesen winzigen Geschöpfen.

Sämmtliche Wale sind gesellige Thiere. In Gegenden, wo sie noch nicht durch den Menschen beunruhigt worden sind, sieht man sie gewöhnlich in ziemlichen Herden zusammen. Alle zeigen eine große Anhänglichkeit zu einander, und namentlich die Mitglieder eines Paares lieben sich ganz ungemein.

Ueber die Zeit der Begattung fehlen noch genauere Nachrichten. Vielleicht geschieht sie zu jeder Jahreszeit, am häufigsten aber wohl gegen das Ende des Sommers. Es scheint, daß sich dann die Herden in bestimmte Paare auflösen, welche längere Zeit zusammenhalten. Vor der Begattung zeigt das Männchen seine Erregung durch Plätschern mit den gewaltigen Flossen an und erfüllt das stille Wasser mit Donnergetöse. Gar nicht selten wirft es sich auf den Rücken, stellt sich senkrecht auf den Kopf und bewegt die Wogen auf weit hin, springt auch wohl, mit der riesigen Masse seines Leibes spielend, über die Oberfläche des Wassers heraus, taucht senkrecht in die Tiefe, erscheint von neuem und treibt andere Scherze zur Freude des Weibchens. Wie lange die Tragzeit währt, ist zur Zeit noch nicht ermittelt. Man nimmt zwar an, daß sie blos neun bis zehn Monate dauert, dürfte aber schwerlich diese Annahme beweisen können. Bei den kleineren mag die angegebene Zeit der wahren wohl ziemlich nahe kommen; die großen aber können ebensogut einundzwanzig oder zweiundzwanzig Monate trächtig gehen, als neun oder zehn Monate. Zwischen Februar und April sieht man neugeborene Junge bei den Weibchen. Sie sind schon ziemlich große Thiere, bedürfen aber noch lange der sorgsamen Pflege der Alten. Dies gilt zumal für die Bartenwale, welche, wie man behauptet, erst nach Ablauf des ersten Lebensjahres fähig sind, ihre Nahrung sich selbst zu erwerben, und bis dahin gesäugt werden müssen. Bei diesem Muttergeschäft schwimmt die Alte ruhig ihres Weges weiter, das Junge hängt sich fest an die große Zitze an und läßt sich im Wasser nachschleifen. Wie es scheint, sind die größeren Arten erst nach dem zwanzigsten Jahre ihres Lebens zur Fortpflanzung geeignet. Wie lange ihr Leben währen kann, weiß man nicht. Man nimmt an, daß das hohe Alter sich durch Zunahme des Grau an Körper und Kopf, das Vergilben der weißlichen Farbe, die Abnahme des Thrans, die große Härte des Specks und die Zähigkeit der sehnigen Theile bestimmen läßt; allein man ist durchaus nicht im Stande, die Zeit anzugeben, in welcher diese Veränderungen beginnen.

Auch die Wale haben ihre großen Feinde, namentlich in der ersten Zeit ihres Lebens. Der Hai und der Schwertfisch sollen förmlich Jagd auf junge Walfische machen, selbst ältere angreifen und dann tagelang mit Vergnügen von dem riesenhaften Leichname fressen. Weit gefährlicher aber, als alle Seeungeheuer, wird den Walen der Mensch. Er ist es, welcher bereits seit mehr als tausend Jahren fast sämmtliche Wale regelrecht verfolgt und einige Arten bereits der Vertilgung nahe gebracht hat.

Bei Gefahr vertheidigen die Wale sich gegenseitig, und zumal die Mütter ihre Kinder mit großem Muthe. Die kleineren machen von ihrem starken Gebiß Gebrauch; die größeren versuchen nur durch unbändige Bewegungen Angriffe abzuwehren. Im Verhältniß zu ihrer Größe sind die ungeschlachten Thiere höchst ungefährliche Gegner desjenigen Feindes, welcher ihnen den größten Schaden zufügt. Der Mensch kümmert sich im ganzen wenig um das Toben und Wüthen der von ihm angegriffenen Riesen; er weiß schon Mittel zu finden, auch die größten Anstrengungen zu vereiteln.

Im Anfang hat sich der Mensch wahrscheinlich blos mit denjenigen Walen begnügt, welche ihm das Meer selbst zuführte, d. h. mit solchen, welche durch Stürme auf den Strand geworfen wurden. Erst später dachte er daran, sich mit den Riesen des Meeres im Kampfe zu messen. Man schreibt den Basken die Ehre zu, das erste Volk gewesen zu sein, welches im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eigentliche Schiffe für den Walfischfang ausrüstete. Anfangs begnügten sich diese kühnen Seefahrer, die Finnfische in dem nach ihrem Lande genannten Golfe aufzusuchen; aber schon im Jahre 1372, bald nach Entdeckung des Kompasses, steuerten sie nach Norden und fanden hier die eigentlichen Walfischgründe auf. Es steht fest, daß sie schon, trotz aller Gefahr der unbekannten Meere und des furchtbaren Klima, bis an die Mündung des Lorenzstroms und an die Küste von Labrador vordrangen. Um das Jahr 1450 rüsteten die Rheder von Bordeaux ebenfalls Walfischfahrer aus und suchten die werthvolle Beute in den östlichen Theilen des nördlichen Eismeeres auf. Bürgerkriege lähmten Schifffahrt und Handel der Basken, und der im Jahre 1633 erfolgte Einfall der Spanier in ihr Land beendete ihren Walfischfang für immer. Ihre großartigen Erfolge aber mochten die Habsucht anderer Seevölker erweckt haben; denn schon im sechzehnten Jahrhundert zeigten sich englische und bald darauf holländische Walfischfahrer in den grönländischen Meeren. Man sagt, daß die ausgewanderten baskischen Fischer den beiden nördlichen Völkern die Kunst des Walfischfanges gelehrt haben. Die Stadt Hull rüstete im Jahre 1598 die ersten Schiffe aus; in Amsterdam wurde 1611 eine Gesellschaft gebildet, welche ihre Jagdfahrten nach den Meeren von Spitzbergen und Nowaja-Semlja richteten. Bald nahm dieser Theil der Seefahrt einen bedeutenden Aufschwung. Schon sechzig Jahre später verließen 133 Schiffe mit Walfischfängern die holländischen Hafen. Die Blüthezeit des Fanges kam später. Vom Jahre 1676 bis 1722 an sendeten die Holländer 5886 Schiffe aus und erbeuteten in dieser Zeit 32,907 Wale, deren Gesammtwerth schon damals mindestens hundert Millionen Thaler unseres Geldes betragen haben mag. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die gewinnreiche Jagd eifrig betrieben. Friedrich der Große ließ im Jahre 1768 Walfischfänger ausrüsten; die Engländer hatten etwa um dieselbe Zeit 222 Schiffe auf den nördlichen Meeren.

Gegenwärtig sind die Amerikaner die eifrigsten Walfischfänger. Im Jahre 1841 beschäftigten sie allein für den Walfischfang in der Südsee sechshundert Segel und 13,500 Mann.

Bei dem ungeheuren Aufschwung, welchen die Schifffahrt genommen hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß zur Zeit alle Polarmeere, welche den kühnen Seefahrern nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, besucht werden. Die Schiffe verlassen ihre heimischen Hafen schon im März oder im September, je nachdem sie mit dem Anbruch des Sommers in dem nördlichen oder im südlichen Eismeer schiffen wollen. Dort bleiben die meisten Fänger bis zum September, einige wohl auch bis zum Oktober, hier bis zum März oder spätestens bis zum April. Der Fang ist im ganzen wenig gefährlich, wohl aber die Fahrt. Jedes Jahr bringt der Walfischflotte schwere Verluste. Von dreiundsechzig Schiffen im Jahre 1819 gingen zehn, von neunundsiebzig im Jahre 1821 elf, von achtzig im Jahre 1830 einundzwanzig Schiffe zu Grunde. Am gefährlichsten wird den Walfischfahrern die Ostküste der Baffinsbai, bezüglich der Versuch, die große Eisbank zu durchdringen, welche diesen Meerestheil fast ganz erfüllt. „Wird auf dieser engen und gefährlichen Durchfahrt,“ sagt Hartwig, „das Schiff vom Treibeis gegen die fest aufsitzenden Eismassen gestoßen, so ist dessen Verlust unvermeidlich, den seltenen Fall ausgenommen, wo es durch den Druck aus dem Wasser gehoben und später, beim Auseinandergehen des Eises, wieder in die Fluthen gesenkt wird. Zum Glück gehen bei solchen Schiffbrüchen nur selten Menschenleben verloren, da das Meer fast immer ruhig ist und die Mannschaft Zeit genug hat, sich auf andere Schiffe zu retten. Der Walfischfang überhaupt ist nicht nur ein sehr gefährliches und anstrengendes, sondern auch ein höchst unzuverlässiges Geschäft, so daß bei ihm das ostender Sprichwort: „Vischerie — Lotterie“ sich vollkommen bewährt. Oft gelingt es in kurzer Zeit, das ganze Schiff mit Thran und Fischbein zu beladen, wobei natürlich der Rheder ein glänzendes Geschäft macht und die ganze Bemannung sich

eines reichlichen Lohnes erfreut. Manchmal aber ist am Ende der Fahrt auch kein einziger Fisch gefangen worden, und dann hat die Mannschaft, welche für ihren Lohn auf einen Theil des Fanges angewiesen ist, alle Noth und Mühe umsonst gehabt, und der Unternehmer ist um eine bedeutende Summe ärmer."

„Wie sehr der Walfischfang von den Launen des Zufalls abhängt, geht aus folgenden amtlichen Angaben deutlich hervor. Im Jahre 1718 wurden von den 108 Schiffen der holländischen Grönlandsflotte 1291 Fische gefangen, deren Werth etwa vier Millionen Thaler betrug, so daß also auf jedes Schiff durchschnittlich sechsunddreißigtausend Thaler kamen; im folgenden Jahre dagegen erbeuteten 137 Schiffe blos zweiundzwanzig Wale. In Folge dieses entmuthigenden Ergebnisses rüstete man das nächste Mal nur 117 Schiffe aus; diese fingen aber 631 Walfische und entschädigten den Rheder einigermaßen für den erlittenen Verlust."

Der Walfischfang selbst ist schon so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß wir uns hier mit einer kurzen Schilderung vollkommen begnügen können. Wenn die Schiffe in den Walfischgründen angekommen sind, kreuzen sie entweder in bestimmten Breiten auf und nieder, oder legen sich an irgend einer günstigen Stelle vor Anker und beobachten von nun an unablässig das Wasser nach allen Richtungen hin. Der Ausruf des Mannes im Mastkorbe: „Dort blasen sie!" bringt das ganze Schiff in eine unglaubliche Aufregung. Sorgfältig ausgerüstete Bote werden ausgesetzt, jedes von ihnen mit sechs bis acht tüchtigen Ruderern, einem Steuermann und dem Harpunenwerfer bemannt, und alle jagen nun so eilig als möglich den ruhig ihren Weg schwimmenden Walen entgegen. Die Angriffswaffe, deren sich der Harpunier bedient, ist ein lanzenartig zugespitztes, scharfes, mit Widerhaken versehenes Eisen, welches an einer sehr langen und äußerst biegsamen Leine befestigt ist. Letztere liegt auf einer leicht drehbaren Walze im Vordertheile des Botes sorgfältig aufgerollt. Beim Näherkommen rudert man langsam und vorsichtig auf den Walfisch zu, je näher, um so besser, und der Harpunier wirft nun mit voller Kraft das scharfe Eisen in den Riesenleib des Wales. In demselben Augenblicke schlagen alle Ruder in das Wasser, um das Bot aus der gefährlichen Nähe des verwundeten Ungeheuers zu entfernen. Gewöhnlich taucht der Wal sofort nach dem Wurf blitzschnell in die Tiefe und rollt dabei die Leine so rasch ab, daß man Wasser auf die Rolle gießen muß, um die Entzündung derselben zu verhindern. Die große Schnelligkeit der ersten Schwimmbewegung hält jedoch nicht lange an. Der Wal schwimmt ruhiger, und seine furchtbaren Feinde sind jetzt im Stande, die Verfolgung wieder aufzunehmen. Freilich kommt es auch vor, daß das Bot von dem fliehenden Thiere mit rasender Schnelligkeit stunden-, ja halbe Tage lang nachgeschleift wird. Nach einer Viertelstunde etwa erscheint der Verwundete wieder an der Oberfläche, um zu athmen. Das eine oder andere Bot nähert sich ihm zum zweiten Male, und ein neuer Wurfspieß dringt in seinen Leib. „Die menschliche Einbildung," sagt ein Augenzeuge, „kann sich nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Schlächterei, welche man hier sieht. Entsetzt stürzt sich der Walfisch von Woge zu Woge, springt im Todeskampfe aus dem Wasser heraus und bedeckt das Meer umher mit Blut und Schaum. Er taucht unter, indem er einen Wirbel auf seinem Pfade zurückläßt, er kommt empor, und die tödtliche Lanze dringt in einen noch unberührten Lebensquell; wohin er sich auch kehrt, das kalte Eisen stachelt ihn zur Verzweiflung auf. Im vergeblichen Aufwand seiner Stärke macht er die See kochen wie in einem Topf, ein Zittern ergreift seinen ungeheuren Leib und schüttelt ihn, wie der erwachende Vulkan die Wand des Berges. Endlich hat er sich verblutet; er senkt sich auf die Seite und wird nun verächtlich von den Meereswogen umhergeschleudert, ein willkommenes Ziel für Tausende von Vögeln, welche augenblicklich herbeikommen, in der Absicht, von dem riesigen Aase zu speisen."

Der getödtete Wal geht sehr rasch in Fäulniß über. Schon einen Tag nach seinem Tode ist er zu einer ungeheuren schwammigen Masse angeschwollen, und gar nicht selten treiben die sich entwickelnden Gase den Leichnam so auf, daß er unter heftigem Knall berstet und dabei einen uner-

träglichen Gestank verbreitet. Gewöhnlich haben die Walfischfänger ihre Arbeit schon beendet, ehe es zur Fäulniß kommt. Man schleppt den erlegten Riesen an einem starken Seile mit mehreren Boten nach dem Schiffe, befestigt ihn dort und schreitet nun zum Einschneiden. Am Hauptmast sind zwei schwere Rollen angebracht, durch diese laufen starke Taue, deren Enden auf der einen Seite an der Ankerwinde befestigt sind, auf der anderen über Bord herabhängen. An ihnen befestigt man den ungeheuren Kopf, um ihn bis zu den Halswirbeln emporzuwinden. Im Genick trennt man ihn von dem übrigen Körper, welcher durch große Haken zum Zerschneiden aufgehängt wird. Der Kopf wird mittlerweile auf das Deck gezogen und später dort des Fischbeins, der Zähne und bezüglich des Walrats beraubt. Die Speckschneider stehen auf schmalen Gerüsten, welche an den Seiten des Schiffes hängen. Sie stechen zuerst drei Fuß breite Streifen um den Körper herum, über den Rücken und Bauch, befestigen einen solchen Streifen an einem Tau und geben das Zeichen zum Aufwinden. Während die Einen die Ankerwinde in Bewegung setzen, helfen die Untenstehenden mit ihren scharfen Spaten nach und trennen den Speck von dem in Folge des Aufwindens sich drehenden Leibe ab. So fährt man fort, bis der ganze Speck in lauter schraubenartig gewundenen Streifen vom Leibe abgeschält ist. Der Rumpf bleibt dem Meergethier überlassen.

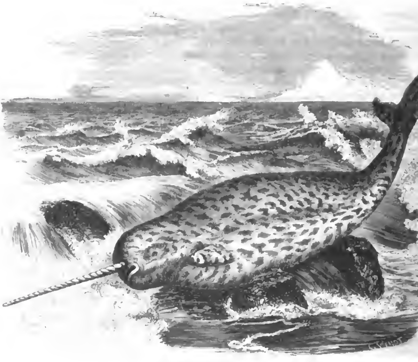
Nach dem Aufwinden kommt der Speck zunächst in das Zwischendeck, wo er zuerst von mehreren Leuten und dann durch eine Maschine in dünne Scheiben geschnitten wird. Das Auskochen geschieht in großen auf dem Verdeck eingemauerten Kesseln, deren Herd ringsum mit Wasser umgeben ist. Nur im Anfang verwendet man Steinkohlen zur Feuerung, später benutzt man die übrigbleibenden Stücke des ausgekochten Speckes zur Unterhaltung der Flamme. Der ausgekochte Thran wird in einer Kühlpfanne abgekühlt und dann sofort in die Tonnen gefüllt, welche man im untersten Schiffsraume verladet.

Kleinere Wale weidet man aus, zerhackt sie dann in Stücke und kocht ihren ganzen Leib. —

Die Ordnung der Wale kann in vier oder in zwei Familien eingetheilt werden, je nachdem man die Narwale, Delfine und Pottwale trennt oder vereinigt.

Nach unserer Ansicht vertritt der **Narwal** (Monodon Monoceros) eine besondere Familie. Er ist ein Wal von 12 bis 16, vielleicht 20 Fuß Länge, welcher sich vor allen übrigen durch den eigenthümlich bewehrten Oberkiefer auszeichnet. Aus ihm brechen nämlich zwei ungeheure, d. h. 6 bis 10 Fuß lange, innen hohle, schraubenförmig von rechts nach links gewundene, elfenbeinartige Stoßzähne hervor, von denen der eine (der rechte) in der Regel verkümmert und im höheren Alter verloren geht. Diese Zähne stehen wagrecht zu beiden Seiten des Oberkiefers. Beim Weibchen bleiben beide gewöhnlich in der Zahnhöhle zurück. Im übrigen erscheint der Narwal als ein Mittelglied zwischen den Sirenen und Delfinen. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, der Hals sehr kurz und dick, der Leib lang gestreckt und spindelförmig, die Schwanzflosse sehr groß, in der Mitte ziemlich tief ausgeschnitten, zu beiden Seiten glatt, die Brustfinne dagegen verhältnißmäßig klein. Eine Rückenfinne wird nur durch eine Hautfalte angedeutet. Die nackte, glatte, sammtartige, weiche und glänzende Haut ist verhältnißmäßig dünn, die Oberhaut nicht dicker als Papier, die Schleimhaut noch nicht einen halben Zoll dick und auch die Lederhaut dünn, obschon fest. Nach Alter und Geschlecht ist die Färbung etwas verschieden. Beim Männchen stehen auf der weißen oder gelblichweißen Grundfarbe zahlreiche, längliche, unregelmäßig gestaltete, weiße und braune Flecken, beim Weibchen solche, welche mehr ins Bräunliche spielen. Diese Flecken stehen auf dem Rücken am dichtesten und auf dem Unterleibe am dünnsten. Auf dem Kopfe fließen sie oft gänzlich zusammen. Ganz junge Thiere sind ungefleckt, einförmig bläulichgrau oder schieferig gefärbt; bei mittelalten Thieren stehen die Flecken sehr dicht und sind dunkeler, als bei alten. Der Zahn sieht gelblichweiß, an der Spitze aber reinweiß aus, jedoch erst nachdem man ihn gereinigt hat, denn beim lebenden Narwal ist er stets beschmuzt.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Alten über den Narwal alles Mögliche gefabelt haben. Ein so auffallend gestaltetes Thier erregt nothwendigerweise die Verwunderung des Menschen, und so lange die Wissenschaft nicht ihr entscheidendes Wort gesprochen, ist die liebe Fantasie beschäftigt. Namentlich über den Zahn hat man Allerlei gemuthmaßt und, um offen zu sein, muthmaßt man noch; denn bis zum heutigen Tag geben sich die Zweckmäßigkeitsprediger alle Mühe, seinen Nutzen zu erklären. Schon der alte Strabo spricht von einem Oryx des Meeres, welcher sehr groß sei und sich häufig in Gesellschaft des Walfisches in der Nähe von Spanien herumtreibe. Albertus Magnus erzählt mehr von diesem Thiere. Er nennt es einen Fisch, welcher ein Horn an der Stirn trägt, womit er Fische und gewisse Schiffe durchbohren könne; aber er sei so faul, daß diejenigen,



Der Narwal (Monodon Monoceros).

welche er angreife, leicht entfliehen könnten. Ein späterer, unbekannter Schriftsteller versichert, daß gedachtes Meerungeheuer große Schiffe durchbohren, zerstören und dadurch viele Menschen zu Grunde richten könne; doch habe die Liebe des Schöpfers das Thier so langsam erschaffen, daß die Schiffe, wenn sie es sähen, Zeit hätten, zu entfliehen. Roggefort gibt die erste gute Abbildung und erzählt, daß der Narwal sein Horn zum Kampfe gegen andere Walfische gebrauche, damit aber auch das Eis zertrümmere. Deswegen finde man mehrere mit abgebrochenen Zähnen. Erst Fabricius bezweifelt, daß der Narwal die Schollen und andere Fische, welche seine Nahrung bilden, mit dem Zahne ansteche und denselben dann in die Höhe richte, bis seine Beute allmählich gegen das Maul rutsche, so daß er sie endlich mit der Zunge einziehen könne. Scoresby endlich stimmt mit denen

überein, welche den Stoßzahn des Narwal als nothwendiges Werkzeug zur Zertrümmerung des Eises ansehen. Wir unsererseits dürfen in dem Zahne wohl nur eine Waffe sehen, wie sie das männliche Geschlecht so oft vor dem weiblichen voraus hat; wenigstens wüßten wir es uns sonst nicht zu erklären, wie das arme unbezahnte Weibchen sich helfen könnte, wenn die von den genannten Schriftstellern erdachten Nothfälle eintreten sollten.

Unsere Kenntniß über das Leben und Treiben des „Seeungeheuer" gescholtenen Wales läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Wir wissen jetzt ungefähr Folgendes: Der Narwal ist ein Bewohner der nördlichen Meere und wird am häufigsten zwischen dem 70. und 80. Grad der nördlichen Breite getroffen, in der Davisstraße, in der Baffinsbay. In der Prinzregenten-Einfahrt, im Eismeer zwischen Grönland und Island, um Novaja-Semlja und weiter in den nordsibirischen Meeren ist er häufig. Südlich des Polarkreises kommt er nur selten vor. So weiß man blos von vier Fällen, daß Narwale an der Küste Großbritanniens strandeten, und an den deutschen Küsten ist das Thier nur im Jahre 1736, aber zwei Mal, vorgekommen und erlegt worden. Der Narwal meidet das Land und liebt die hohe See. Vielleicht wandert er, wie manche Wale, von Westen nach Osten und zurück; doch beruht diese Angabe zunächst nur auf Erzählungen der Grönländer.

Selten sieht man diesen Wal einzeln. Den Schifffahrern kommt gewöhnlich eine Truppe von 15 bis 20 Stück zu Gesicht, regelmäßig Thiere desselben Geschlechts. Im hohen Norden soll er sich auch zu Rudeln von Hunderten vereinigen, namentlich an solchen Orten, wo das auf große Strecken hin eisbedeckte Meer einige freie Stellen hat. So weit man beobachten konnte, ist der Narwal ein friedliches, harmloses Thier, welches weder unter sich Zank und Streit anfängt, noch auch Kämpfe mit dem Walfisch ausführt. Die Rudel schwimmen so dicht, daß ein Männchen immer den Stoßzahn auf den Rücken seines Vordermannes legt. Manchmal kommt es auch vor, daß ihrer zwei oder drei ihre Stoßzähne kreuzen. Von der durch des Schöpfers Güte dem Narwal zu Gunsten jedes rechtschaffenen Adamsohnes verliehenen Langsamkeit haben neuere Seefahrer Nichts bemerkt; sie bezeichnen diesen Wal im Gegentheil als ein sehr munteres, behendes Thier, welches mit außerordentlicher Schnelligkeit schwimmt und durch sein oft wiederholtes Auf- und Niedertauchen das Meer zu beleben und die Aufmerksamkeit des Beobachters zu fesseln weiß. Ein einziger starker Schlag seiner Schwanzflosse genügt, um Wendungen nach jeder Seite hin auszuführen, nur eine Drehung im engen Kreise wird ihm schwer. Bei jedem Emporsteigen stößt das Thier Luft und Wasser mit Heftigkeit durch die Nase, wodurch ein weit hörbares Schnauben entsteht. Wenn eine Herde rasch vorüber schwimmt, vernimmt man auch gurgelnde Laute, welche dadurch hervorgebracht werden, daß mit der Luft Wasser ausgestoßen wird, welches in die Nasenöffnungen drang.

Seegurken, nackte Weichthiere und Fische bilden die Nahrung des auffallenden Geschöpfes. Scoresby fand in seinem Magen Glattroggen, welche fast drei Mal so breit waren, als sein Maul, und wundert sich, wie es ihm möglich wird, mit dem zahnlosen Maule eine so große Beute festzuhalten und herabzuwürgen; er glaubt deshalb, daß der Narwal diesen Roggen vorher mit seinem Stoßzahne durchbohrt und erst nach seiner Tödtung verschlungen habe. Der unhöfliche Seemann vergißt aber dabei wieder das arme Weibchen, welches doch auch leben will. Wahrscheinlich ist, daß der Narwal seine Nahrung im Schwimmen erhascht und durch den Druck seines Maules so zusammenpreßt, daß er sie hinabwürgen kann: — unsere gefangenen Seehunde wickeln die Schollen auch erst zusammen, wie die Köchin einen Eierkuchen, bevor sie den breiten Bissen als mundgerecht betrachten.

Ueber die Fortpflanzung unserer Thiere wissen wir bisjetzt noch so gut als Nichts; man kennt weder die Zeit der Paarung, noch die Dauer der Trächtigkeit, noch auch die Zeit des Werfens. Im Juni hat man ein fast vollständig ausgebildetes Junge im Leibe eines alten Weibchens getroffen. —

Man jagt den Narwal schon seit alten Zeiten des großen Nutzens halber, welchen er gewährt. Gleichwohl ist der Mensch vielleicht nicht der hauptsächlichste Feind unseres Thieres. Nicht blos der Butskopf oder Schwertfisch und der Menschenfresserhay stellen ihm nach: — auch das Meer selbst

wird ihm verderblich. Von keinem anderen Walthiere findet man so viele Ueberbleibsel, als von dem Narwal. In vielen Gegenden, wo er sehr selten ist, schwemmt das Meer seine Stoßzähne in Menge an und ebenso oft wird der anscheinend unverletzte Leib an die nördlichen Küsten getrieben. Es scheint also, daß bei Stürmen viele dieser Wale zu Grunde gehen.

Die Walfischfänger machen nicht immer Jagd auf ihn. Einzelne Narwale sind schwer zu erlegen, wenn nicht eisfreie Strecken des Meeres behufs des Athemholens sie an ein und dieselbe Stelle binden. Im hohen Meere werden einzelne harpunirt, wie der Walfisch; im Ganzen aber ist die Jagd nirgends bedeutend. Die Grönländer essen das Fleisch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh, brennen das Fett in Lampen, verfertigen aus den Flechsen guten Zwirn, aus dem Schlunde Blasen, welche sie beim Fischfang gebrauchen, und wissen selbst die Gedärme zu verwenden. Die Walfischfahrer schmelzen zwar den Speck aus, sehen aber doch in den Stoßzähnen den Hauptgewinn der Jagd.

In früheren Zeiten wurden die Stoßzähne mit ganz unglaublichen Summen bezahlt. Man schrieb ihnen allerlei Wunderkräfte zu und wußte sie somit noch vielseitiger zu verwenden, als wir, welche in ihnen blos eine Masse sehen, die das Elfenbein in jeder Hinsicht übertrifft. Noch vor etwa dritthalb hundert Jahren gab es nur sehr wenig Narwalzähne in Europa, und diejenigen, welche die Seefahrer bisweilen fanden, wurden ohne Mühe verwerthet. Man hielt die Zähne für das Horn des Einhorns in der Bibel, und deshalb eben setzten die Engländer solchen Zahn dem fabelhaften Einhorn ihres Wappens auf. „Kaiser und Könige," sagt Fitzinger, „ließen sich oft mit dem zierlichsten Schnitzwerk versehene Stäbe daraus verfertigen, welche ihnen nachgetragen wurden, und die kostbaren Bischofsstäbe waren aus solchen Zähnen gefertigt. Noch im 16. Jahrhundert bewahrte man im bayreuthischen Archive zu Plassenburg vier Narwalzähne als außerordentliche Seltenheit auf. Einen derselben hatten zwei Markgrafen von Bayreuth von Kaiser Karl V. für einen großen Schuldposten angenommen und für den größten wurde von den Venetianern noch im Jahre 1559 die ungeheuere Summe von 30,000 Zechinen angeboten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich den Besitz desselben zu verschaffen. Der dritte wurde als Arzneimittel, jedoch nur für die Angehörigen des Fürstenhauses, verwendet; man hielt ihn für so kostbar, daß immer Abgeordnete beider Fürsten zugegen sein mußten, wenn ein Ring von ihm zum Gebrauch abgeschnitten wurde. Ein Zahn, welcher in der kurfürstlichen Sammlung zu Dresden an einer goldenen Kette hing, wurde auf 100,000 Reichsthaler geschätzt."

Mit der Ausbreitung der Schifffahrt verloren die Zähne mehr und mehr im Werth, und als im Anfang des 18. Jahrhunderts die „grönländische Gesellschaft" viele große Stücke von Narwalzähnen nach Moskau schickte, um dieselben an den Zaren zu verhandeln, wußte der Leibarzt des Kaisers den Handel rückgängig zu machen, indem er sagte, daß diese gar keine Einhörner, sondern nur Fischzähne wären. Der Abgesandte mußte, ohne ein Stück los zu werden, wieder nach Kopenhagen zurückkehren und hatte dort noch den Schmerz, verhöhnt und gescholten zu werden. „Wie seid Ihr doch so unerfahren," sagte der alte Kaufmann, „Ihr hättet dem Arzte zwei- oder dreihundert Dukaten geben sollen, dann wären unsere Zähne sicherlich Einhörner gewesen." Je mehr man zu der Ueberzeugung kam, daß diese Zähne nicht vom Einhorn stammten, verloren sie ihre Wunderkräfte; aber noch Ende vorigen Jahrhunderts fehlten sie in Apotheken nicht, und manche Aerzte wußten ihre Unwissenheit noch immer durch Verordnung von gebranntem Narwalpulver darzulegen. Gegenwärtig betrügen die biederen Holländer blos noch die Chinesen und Japanesen mit den früher so gesuchten Stoffen; denn bei uns zu Lande wird das Stück höchstens mit 8 bis 20 Thalern bezahlt.

Der Name Narwal soll soviel als Aaswal bedeuten. Die Grönländer nennen das Thier Tauwar, Killuag, Kernektog und Tukallik, die Isländer Illevalle und Oetkamp, die Norweger Lüghtal.

Die zweite Familie der Wale, welche die Delfine (Delphini) umfaßt, ist die reichhaltigste von allen und zerfällt in eine Menge von Sippen. Alle hierher gehörigen Thiere sind Mittelglieder zwischen dem Narwal und dem Pottfisch, welche beide von manchen Naturforschern der Delfinfamilie ohne weiteres zugezählt werden. Sie kennzeichnen eine ansehnliche Zahnmenge in den beiden manchmal schnabelartig verlängerten Kiefern des verhältnißmäßig kleinen Kopfes mit einfachem Spritzloch, sowie ein kleiner, aber schlanker Leib mit kleiner Schwanz- und Brustflosse und einer Rückenflosse, welche wenigstens oft sich findet. Die Zähne sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie sich nicht als Schneide-, Reiß-, Mal- und Kauzähne unterscheiden lassen, sondern durchaus gleichartig gebildet sind. Auch der Darmschlauch verdient wegen der großen Weite der Speiseröhre und dem etwa zwölf Mal körperlangen Darme Beobachtung.

Die Delfine beleben alle Meere der Erde, die unter dem Gleicher liegenden ebensowohl als die hochnordischen und gemäßigteren. Sie sind die einzigen Wale, welche weit in den Flüssen emporsteigen, ja selbst ihre ganze Lebenszeit in ihnen und in den Seen, welche mit den Flüssen zusammenhängen, verbringen. Sie wandern wie die Wale von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten und umgekehrt. Alle sind im hohen Grade gesellig; manche schlagen sich in sehr starke Scharen zusammen, welche dann tage- und wochenlang mit einander im Meere hin und her streifen. Ihre große Lebhaftigkeit, ihre geringe Scheu vor dem Menschen und ihre lustigen Spiele haben sie schon seit uralter Zeit den Schiffern und zumal den Dichtern befreundet.

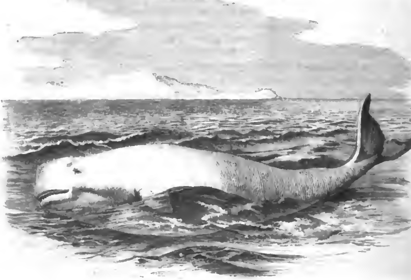
Fast alle Delfine schwimmen mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit und sind deshalb zum Fischfang im hohen Grade befähigt. Gerade sie gehören zu den furchtbarsten Räubern des Meeres; sie wagen sich selbst an den ungeheuren Walfisch und wissen diesen, Dank ihrer Ausdauer, wirklich zu bewältigen. Nebenbei fressen sie auch noch Kopffüßler, Weich-, Krusten- und Strahlenthiere; einzelne sollen aber auch Seetange und Baumfrüchte zu sich nehmen und diese sogar von den Bäumen, welche sich über das Wasser neigen, abpflücken. Gefräßig, raubgierig und grausam sind sie alle. Was genießbar ist, erscheint ihnen als gute Beute; sie verschmähen nicht einmal die Jungen ihrer eigenen Art oder ihrer nächsten Verwandten. Unter sich zeigen sie eine große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getödtet worden ist, fallen sie wie die Wölfe über den Leichnam her, zerreißen ihn in Stücke und fressen ihn auf. Zur Paarungszeit streiten die Männchen mancher Arten um den Besitz des Weibchens, und ein etwa im Kampfe getödteter Nebenbuhler wird sofort aufgefressen. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa zehn Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit der größten Sorgfalt und beschützen und bewachen sie bei Gefahr. Bei einigen Arten kommt auch der Vater oder ein anderes zu derselben Schar gehöriges Mitglied herbei, und beide tragen den verwundeten Säugling auf dem Rücken mit sich fort. Man nimmt an, daß die Jungen nur langsam wachsen, aber ein hohes Alter erreichen.

Alle Delfine sind seitens des Menschen ungleich weniger Verfolgungen ausgesetzt, als die übrigen Wale. Ihre schlimmsten Feinde sind ihre eigenen Familienglieder; aber mehr noch, als irgend welches Raubthier wird ihnen ihr Ungestüm verderblich. Sie verfolgen mit solcher Gier ihre Beute, daß sie oft durch diese auf den verrätherischen Strand gezogen werden, gänzlich außer Fahrwasser gerathen und scharenweise auf dem Trockenen verkommen müssen. Manchmal finden die Fischer Dutzende von ihnen am Strande liegen. Im Todeskampfe lassen sie ihre Stimme vernehmen: ein schauerliches Stöhnen und Aechzen, welches bei einigen von reichen Thränengüssen begleitet wird.

Der Mensch gewinnt von vielen Arten einen ziemlichen Nutzen; denn fast alle Theile des Leibes finden Verwendung. Man ißt das Fleisch und das Fett, die edleren Eingeweide, benutzt die Haut und die Gedärme und schmilzt aus ihrem Speck einen sehr gesuchten, feinen Thran aus.

Mertens, welcher als Schiffsarzt eines Walfischfahrers im Jahre 1671 Grönland besuchte und über nordische Seethiere schrieb, erwähnt zuerst eines der merkwürdigsten Delfine, des Weißfisches oder der Beluga (Delphinapterus Leucas). Dieses Thier gilt als einziger Vertreter einer besonderen Sippe, welche sich hauptsächlich durch den runden Kopf mit abgestumpfter Schnauze, das Fehlen einer Rückenflosse, sonst aber auch dadurch auszeichnet, daß die Zähne, welche beide Kiefern tragen, im Alter oft ausfallen. Aus diesem Grunde reiht man das Thier dem Narwal an.

Der Weißfisch erreicht eine Länge von 12 bis 20 Fuß bei einem Umfang des Leibes von 9 Fuß. Die Brustfinnen messen 2 Fuß in der Länge und etwas mehr als 1 Fuß in der Breite. Die starke Schwanzfinne wird 3 Fuß breit. So große Thiere gehören aber doch zu den Seltenheiten; bei weitem die meisten, welche untersucht worden waren, sind kleiner. Bei jüngeren Thieren zählt man in beiden Kiefern jederseits neun kurze, gerade, stumpfe Zähne. Die äußere Haut des Leibes ist bei



Der Weißfisch oder die Beluga (Delphinapterus Leucas)

jungen Thieren bräunlich oder bläulichgrau, bei alten aber milchweiß, mehr oder weniger ins Gelblichrosenrothe oder Pomeranzenfarbige spielend. Bei den jungen verbleicht zuerst der Bauch, und dann zeigen sich lichtere Flecken auf dem Rücken, welche mehr und mehr sich vergrößern und aus dem zeitweilig gescheckten Thiere endlich ein vollkommen weißes machen. Diese Färbung ist es, welche unserem Wale oder Delfin in allen Sprachen seinen Namen gegeben hat. Die Grönländer nennen ihn Hvüdvisk, die Isländer Witfisk, die Russen Morskuja Beljuge, die Samojeden Viberga, die Guräcken Ghik, die Kamtschatalen Satscha, die Kurilen Petschuga und die Walfischfänger Wittefisch oder Hirtfisch, woraus dann unser deutscher Name Weißfisch entstanden ist. Es soll, wie Faber, einer der späteren Beobachter, sagt, ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel sein, wenn eine Herde dieser blendenden Thiere nach und nach aus den dunklen Meereswogen mit halbem Leibe emportaucht und unter Schnauben Wasserstrahlen umherschleudert. Die weißen Gestalten erscheinen wegen des dunklen Hintergrundes blendend und verleihen dem Meere einen neuen Reiz.

Seit dem ersten Berichte haben viele tüchtige Naturforscher, Steller, Pallas, Fabricius und Andere, die Beluga beschrieben, und somit haben wir eine ziemlich ausführliche Kenntniß von ihr erlangt.

Der Weißfisch findet sich in allen Meeren des hohen Nordens, vom 56. Grad nördlicher Breite an ziemlich regelmäßig. Von der Hudsonsbay und Davisstraße an durch das ganze Eismeer bis zur Behringsstraße und in den mit dieser Meerenge zusammenhängenden Theilen des großen Weltmeers ist er beobachtet worden. Er ist nirgends gerade selten und fällt wegen seiner schönen Färbung auch dem rohen Matrosen auf. Einige Male ist er nach den südlicheren Theilen Europas herabgekommen: so fand man im Jahre 1793 zwei junge, etwa 7 bis 8 Fuß lange Belugas auf dem Strande von Pentland-Frith und hatte im Jahre 1815 Gelegenheit, mehrere Monate lang eine ziemlich erwachsene Beluga zu beobachten, welche sich während dreier Monate lustig im Golfe von Edinburg umhertrieb, täglich mit der Fluth nach aufwärts zog, mit der Ebbe wieder in das Meer zurückkehrte und sich so vertraut machte, daß die Bewohner Edinburgs zum Golfe herauskamen, um sie zu betrachten. Leider wurde dem nordischen Fremdling schlecht vergolten: die Fischer glaubten sich, vielleicht nicht mit Unrecht, durch den Gast aus dem Eismeere in ihrem Lachsfang beeinträchtigt und stellten ihm mit allem Eifer nach. Dank seiner großen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit entging er lange der Verfolgung; endlich aber machte das tückische Feuergewehr seinem Leben ein Ende. Glücklicherweise ging der nun getödtete Fisch für die Wissenschaft nicht verloren: gebildete Männer zergliederten ihn und gaben eine so genaue Beschreibung seines inneren Leibesbaues, wie wir sie von Seethieren nur selten erhalten haben.

An den sibirischen Küsten ist die Beluga eine ebenso häufige, als gern gesehene Erscheinung. Unser Delfin nämlich ist der eifrigste Verfolger gewisser Fische, welche auch der Mensch sehr schmackhaft findet; namentlich des Dorsches, der Schollen, Schellfische und Lachse. Die Kraft seiner Flossen und die verhältnißmäßig großen Brustfinnen erlauben ihm, in dem reißendsten Wasser sich mit Pfeilesschnelle zu bewegen und also auch in Flüssen noch die Jagd fortzusetzen. So oft er nun den Lachs und andere Wanderfische, welche in den Strömen aufsteigen, um dort zu laichen, bemerkt, geht er viele Meilen weit und gibt den Bewohnern Gelegenheit, sich seiner selbst zu bemächtigen. Wie der alte Steller uns berichtet, stellen die Kamtschatalen große starke Netze, welche aus des Seethieres eigener Haut gemacht wurden, in den Flußmündungen auf und fangen ihn alljährig in nicht unbeträchtlicher Menge. Ein regelrechter Fang auf ihn läßt sich im hohen Meere doch nicht recht bezahlt machen. Der Weißfisch ist ein allzu rascher und stürmischer Gesell, welcher die verfolgenden Fänger tüchtig in Arbeit zu setzen weiß. Es gilt, aus Leibeskräften zu rudern, wenn man so nahe an ihn herankommen will, daß der Harpunir die allen Walen so furchtbare Waffe auf ihn schleudern kann, und wenn er wirklich so nahe gekommen ist, gelingt der Wurf noch nicht einmal regelmäßig; denn der Speck ist so weich, daß die Harpune leicht ausreißt, auch wenn sie wirklich getroffen hat. Scheu ist das Thier nicht; es folgt, als wäre es gezähmt, oftmals in geringer Entfernung einem Nachen lange nach, spielend und scherzend, gleichsam ohne sich um die Gegenwart seines Hauptfeindes zu kümmern.

In ihrem Wesen und Treiben erinnert die Beluga am meisten an den Narwal. Gesellig und verträglich durchzieht sie das Meer, entfernt sich im Sommer ziemlich weit von den Küsten und kehrt mit zunehmender Kälte in die Nähe derselben zurück, ohne jedoch regelmäßig zu wandern, wie andere Wale. Ueber ihre Fortpflanzung gibt nur Steller Nachricht. „Das Weibchen," sagt er, „führt seine Jungen auf dem Rücken mit sich und wenn es in Gefahr kommt, gefangen zu werden, wirft es dieselben gleich in die See." Genaueres haben wir bisher noch nicht erfahren.

Die Walfischfänger sehen den Weißfisch mit großer Freude, weil sie ihn als einen Vorläufer des Walfisches ansehen. Sie segeln oft tagelang in seiner Gesellschaft weiter, ohne ihn zu belästigen. Auch andere Völkerschaften scheinen in dem Thiere etwas ganz Besonderes zu sehen. So stecken die Samojeden Belugaschädel auf Pfählen auf zum Opfer für ihre Götter, während sie den übrigen

Theil des Leibes selbst genießen. Alle nordischen Völkerschaften stimmen überein, daß das Fleisch und der Speck der Beluga ein angenehmes Nahrungsmittel ist, und auch der alte Steller gibt ihnen hierin Recht. Brust- und Schwanzfinne gelten, wenn sie gut zubereitet wurden, als ganz besonderer Leckerbissen. Die Haut wird getrocknet und gegerbt und findet dann vielfach Verwendung. So fertigt man auf Kamtschatka Riemen an, welche ihrer Weichheit und Festigkeit wegen sehr geschätzt sind. Speck und Oel sind vorzüglich; leider aber ist das Thier an beiden so arm, daß sich nicht einmal die Kleinfischerei bezahlt macht.

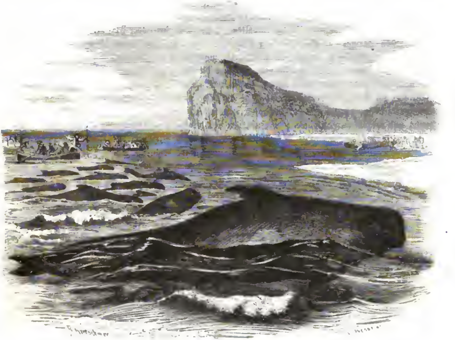
Die hochnordischen Lande sind ebenso unwirthliche, als arme Landstriche. Sie sind nicht fähig, den Menschen allein zu ernähren und zu erhalten. Der Getreidebau ist kaum der Rede werth; das tägliche Brod muß vom fernen, reicheren Süden eingeführt werden. Aber die Natur behandelt die Nordländer doch nicht so stiefmütterlich, als wir leicht glauben möchten: was das Land ihnen verwehrt, ersetzt ihnen das Meer. Dieses ist der Acker, welchen der Bewohner jener Eilande bebaut; dieses ist seine Schatzkammer, sein Vorrathshaus, sein Ein und Alles. In keinem Theile der Erde weiter ist der Mensch so ausschließlich an das Meer gebunden, als im hohen Norden; in keinem anderen Lande der Erde ist die Noth größer als hier, wenn das Meer einmal seine reichen Schätze nicht in gewohnter Weise erschließt. Vogelfang und Fischerei: diese beiden Gewerbe sind es, welche die Nordländer ernähren. Jedermann betreibt sie und Jedermann theilt deswegen auch die Mühen und die Sorgen, die Freuden und den Lohn, welchen sie mit sich bringen.

Unter allen Gaben nun, welche das Meer darbietet, ist für die Nordländer und zumal für die Färinger, Isländer und die Bewohner der Orkneyinsel keine wichtiger, als die, welche es in Gestalt eines unserer Familie angehörigen Thiere darbietet. Der Wal, welchen ich meine, ist der Grind der Färinger, der Kaing der Schotten und Putzkopper der Grönländer, ein Delfin, welcher mit noch einem anderen die Sippe der Kugelköpfe (Globicephalus) bildet. Eine stark gewölbte Stirn, welche bis zur Schnauzenspitze geradlinig abfällt, die verhältnißmäßig große Zahnarmuth und die langen, schmalen Brustflossen unterscheiden die Grindwale von anderen Delfinen. Der wichtigste von allen ist der im Norden außerordentlich häufige, eigentliche Grind- oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps), ein Thier von 16 bis 20 Fuß Länge, 10 Fuß Leibesumfang hinter den Finnen und bis 50 Centner Gewicht mit über 5 Fuß langen und 1½ Fuß breiten Brustfinnen und einer sehr niederen Fettflosse auf dem Rücken. Der Leib ist glänzendschwarz bis auf einen weißen, herzförmigen Flecken auf den Brustflossen, welcher streifenartig bis gegen den After hin verlängert ist. In beiden Kiefern stehen jederseits 9 bis 13 Zähne in weiten Zwischenräumen von einander und so, daß die oberen immer zwischen die unteren eingreifen und umgekehrt. Die Zähne sind kugelförmig, stark, ziemlich lang und enden in eine scharfe, etwas nach rück- und einwärts gekrümmte Spitze. Von vorn nach hinten nehmen sie allmählich an Länge zu; doch ragen sie kaum einen halben Zoll über das Zahnfleisch hervor. Sie fehlen den jungen Thieren wie denen, welche in das Greisenalter treten; denn sie erscheinen erst ziemlich spät und fallen nach und nach gänzlich wieder aus.

Nach Scoresby's Untersuchung ist der Grind der häufigste und verbreitetste Delfin. Er findet sich im ganzen Eismeer und besucht vonhieraus theils das nördliche, theils das große Weltmeer, theils auch das atlantische und selbst das Mittelmeer, ohne jedoch regelmäßige Wanderungen zu unternehmen. Noch geselliger als seine Gattungsverwandten, schlägt er sich in Scharen von einigen hundert Stück zusammen, welche von einigen erfahrenen, alten Männchen geleitet werden. Diesen folgt die gesammte Masse mit derselben Gleichgiltigkeit, oder, wenn man will, Kopflosigkeit nach, wie die dummen Schafe ihrem Leithammel: sie folgt ihm selbst, wenn das Verderben sämmtlicher augenscheinlich ist. Kein einziges Walthier strandet in solchen Massen wie der Grind: man kann sagen, daß er seinen Tod nicht im Meere, sondern auf dem Lande findet. Im Jahre 1799 strandete eine

Herde von zweihundert, 1805 eine von dreihundert Stücken auf den Shetlandsinseln; im Jahre 1809 und 10 wurden elfhundert Stück in einer nach den Grinden Walfjord genannten Bucht auf Island ans Ufer geworfen. Am 7. Januar 1812 strandete ein Trupp von 70 Stück an der Nordküste der Bretagne, anderer Fälle nicht zu gedenken. Ueber die letzte Strandung erhielt Cuvier den Bericht eines wohlunterrichteten Mannes.

Zwölf Fischer, welche in sechs Boten ihrem Gewerbe oblagen, bemerkten eine Stunde vom Lande eine Menge Wale. Sie holten Hilfe und Waffen, hetzten die Thiere und trieben endlich ein Junges auf den Strand, dessen Geschrei oder Geplärr die anderen eiligst herbeizog, so daß zuletzt die ganze Herde am Strande liegen blieb. Die Gelegenheit, so große und seltene Thiere zu sehen,



Der Grind- oder schwarze Delfin (Globicephalus globiceps).

zog eine Menge Menschen herbei und darunter auch unseren Berichterstatter, welcher nun das Betragen der jetzt so hilflosen Geschöpfe genau beobachten konnte. Die Herde bestand aus 7 Männchen und 12 Jungen, alle übrigen waren alte Weibchen, von denen mehrere Junge haben mußten, weil ihre Euter so milchreich waren, daß diese in Zwischenräumen und selbst noch im Tode aus ihnen herausspritzte. Bei denen, welche nicht mehr säugten, lagen die Zitzen in einer Grube des Euters verborgen. Die gestrandeten Thiere blieben einige Zeit am Leben, wurden aber immer schwächer und schwächer, stießen klägliche Töne aus und versuchten vergeblich, sich wieder zu befreien und erwarteten endlich den Tod, wie es schien, mit vollkommener Ergebung. Ein altes Männchen hielt fünf Tage aus, ehe es endlich dem Verderben erlag.

In den Magen der Thiere fand man Ueberbleibsel vom Kabeljau und von verschiedenen Tintenschnecken. Bei anderen wurde beobachtet, daß sie auch Dorsche, Barben, Häringe und Weichthiere

verschlingen. Der Magen gestrandeter Grinde ist übrigens gewöhnlich leer, vielleicht, weil sie sich angesichts der Gefahr aus Angst erbrechen.

Man findet zu allen Zeiten des Jahres trächtige Weibchen und säugende Junge und glaubt deshalb, daß die Paarung an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Der neugeborene Grind ist schon ein gegen sieben Fuß langes und so schweres Geschöpf, daß es kaum von einem Manne getragen werden kann. Die Mutter zeigt große Liebe für ihr Kind; sie säugt es auch dann noch, wenn sie schon auf dem Strande liegt und ihrem Tode entgegen sieht.

Den Nordländern ist der Grind eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sie, wie es scheint, kaum der Mühe werth halten, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Bereits seit den ältesten Zeiten bildet dieses Thier den Gegenstand der eifrigsten Verfolgung, einen Gegenstand, von welchem das Wohl oder das Wehe der armen Bewohner abhängt. Schon im alten Königsspiegel ist eine freilich etwas dunkle Beschreibung des Fanges enthalten. „Der Sild Reiki oder Fisk Reiki treibt," so heißt es dort, „die Häringe und alle Arten von Fischen in Menge aus dem hohen Meere nach dem Lande und leistet dem Menschen, anstatt ihm zu schaden, immerfort großen Nutzen, als wäre er dazu von Gott eigens bestimmt. Er bringt sie mit, so lange die Fischer das himmlische Geschenk (die Fische nämlich), welches das Meer ihnen bietet, in erlaubter Weise und dankbar annehmen; wenn aber Zank oder gar Schlägerei vorkommt und Blut ins Meer vergossen wird, treibt er, gleichsam als ob er es vorherwisse, die ganze Schar der Fische, welche er eben erst herbeigetrieben, ins hohe Meer zurück und beraubt auf diese Weise die Inselbewohner des ihnen so nothwendigen Gewinnes." Erst durch viel spätere Beschreibungen ist klar geworden, was das alte Buch mit dem Blutvergießen im Meere meint. Graba, ein sehr sorgfältiger Naturforscher, beschreibt uns den Fang des Grindwales auf den Faröern in ebenso anziehender, als verständlicher Weise.

„Am 2. Juli," so erzählt er, „erscholl mit einem Male von allen Seiten her der laute Ruf „Grindabud". Dieser Ruf zeigt an, daß ein Haufen Grindwale durch ein Bot entdeckt worden sei. In einem Augenblick war ganz Thorshaven in Bewegung; aus allen Kehlen erscholl es Grindabud, und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Walfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten. Hier liefen welche zu den Boten, dort andere mit Walfischmessern; dort wieder trabte eine Frau ihrem Manne nach mit einem Stück trockenen Fleisch, damit er nicht verhungere, Kinder wurden über den Haufen gerannt, und vor lauter Eifer fiel Einer aus dem Bote in die See. In Zeit von zehn Minuten stießen elf Achtmannsfahrer vom Lande; die Jacken wurden ausgezogen, und die Ruder mit einem Eifer gebraucht, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahinschossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Bote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um von hier zu sehen, wo die Wale seien. Durch unser Fernrohr entdeckten wir zwei Bote, welche Grindabud anzeigten. Jetzt stieg eine hohe Rauchsäule beim nächsten Dorfe auf, gleich darauf eine auf einem benachbarten Berge; überall flammten Zeichen; Boten wurden zu allen benachbarten Ortschaften gesandt; der Fjord wimmelte von Fahrzeugen. Wir bestiegen die Jacht des Amtmanns und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wale, um welche von allen Boten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen zwanzig bis dreißig Bote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa hundert Schritte von einander entfernt, den Haufen und trieben ihn langsam vor sich her, der Bucht von Thorshaven zu. Der vierte Theil aller Wale war ungefähr sichtbar; bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus, bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und Stücken Blei an Schnüre befestigt, in das Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen. Wo Unordnung vorfiel, wo einige Bote sich zu weit vordrängten oder Fehler begingen, dahin ließ der Amtmann sich rudern, was so schnell geschah, daß schwerlich ein Pferd im gestreckten Galoppe es mit der Jacht aufgenommen hätte."

„Als die Wale dem Eingange des Hafens nahe waren und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menschen, die dem ergötzlichen Geschäfte des Mordens zusehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir Alles ganz in der Nähe betrachten konnten."

„Je näher die Wale dem Hafen und dem Lande kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich auf einen Haufen dicht zusammen und achteten wenig mehr des Steinewerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Bote um die unglücklichen Schlachtopfer, immer langsamer zogen sie in den Hafen hinein, die Gefahr ahnend; jetzt als sie in den Westervaag gekommen waren, der ungefähr nur 250 Schritte breit und doppelt so lang ist, wollten sie sich nicht länger wie eine Herde Schafe treiben lassen und machten Miene, umzukehren. Nun nahte der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust zeigte sich in den Gesichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geschrei; alle Bote stürzten auf den Haufen zu und stachen mit ihren breiten Harpunen diejenigen Wale, welche dem Bote nicht so nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes dieses hätte zerschmettern können. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts, der ganze Haufe folgte und rannte auf den Strand."

„Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Bote eilten den Walen nach, fuhren blindlings unter sie und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, gingen bis unter die Arme in das Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder die Blaselöcher, und nun zogen drei bis vier Mann den Wal vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf den Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier die See mit seinem Schwanze, daß das Wasser weit umherstob; das kristallhelle Wasser des Hafens war blutroth gefärbt, und Blutstrahlen wurden aus den Blaseröhren in die Luft gespritzt. Sowie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An dreißig Bote, dreihundert Menschen, achtzig getödtete und noch lebende Wale befanden sich auf einem Raume von wenigen Geviertruthen. Geschrei und Toben überall. Kleider, Gesichter und Hände vom Blute gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Kannibalen der Südsee; kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schlag des Schwanzes eines sterbenden Wales niedergestreckt und ein Bot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Theil dieses Trauerspiels mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Wale bedeckten den Strand; nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den sterbenden getrübt ist, so werden die noch lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch Einer zufällig in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück."

„Zum großen Erstaunen der Färinger ging der Fang leicht und glücklich von Statten, obgleich der Pastor Gad und mehrere schwangere Frauen zusahen. Man glaubt hier nämlich fest daran, daß die Wale sogleich umkehren, wenn sie einen Prediger vor sich haben; ist ein solcher in der Nähe, so bitten sie ihn, daß er hinter den Boten bleibe. Schwangere Frauen soll der Grind nun gar nicht leiden können; deshalb kamen mehrere Färinger zum Amtmann und baten ihn, diesen zu befehlen, sich zu entfernen, was aber nicht geschah. Trotz Prediger und Frauen wurden alle Grinde in der Hitze erlegt. Sonst läßt man gerne Einen entwischen, damit dieser mehrere herbeihole."

„Oft trifft es sich, daß der Grind sich nicht gut treiben lassen will, besonders wenn es große Haufen von mehreren Hunderten sind. Dann kehrt er sich nicht an das Steinwerfen, geht unter die Bote durch und verursacht den Leuten tagelange, oft ganz vergebliche Arbeit. Oftmals entwischt er, wenn er schon in eine der wenig geeigneten Buchten getrieben ist, durch die Hitze und Unvorsichtigkeit der Leute. Wenn diese nämlich zu frühe stechen, sodaß der Grind nicht mit einer Fahrt auf den Strand läuft, so kehrt er wieder um und läßt sich nicht zum zweiten Male treiben; oder wenn sie zuerst solche Grinde treffen, die nicht mit dem Kopfe gegen den Strand gerichtet sind, so schießen diese

Verwundeten in die See hinaus, und der ganze Haufe folgt. Tritt die Nacht ein, bevor man zum Schlachten kommt, so schließen die Bote einen engen Halbkreis vor der Bucht und die Leute zünden Feuer an; dann meint der Grind, es sei der Mond, zieht sich gegen denselben an und hält sich ruhig bis zum Morgen, an dem dann die Blutarbeit beginnt. — Oftmals sind sie entkommen, weil die Geräthe nicht gehörig im Stande gewesen sind; deshalb wird jetzt im Juni von dem Amtmann und den Syſſelmännern eine allgemeine Untersuchung vorgenommen und dasjenige Bot bestraft, welches nicht zum Fange gut ausgerüstet befunden."

„Nach einer Stunde Ruhe wurden die Körper neben einander gelegt, geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut eingeschnitten. Die Vertheilung geschieht nach der Größe des Landbesitzes, noch ebenso wie sie seit undenklichen Zeiten vorgenommen wurde. Nachdem nämlich der Beauftragte jeden Fisch gemessen und geschätzt hat, wird von dem Hausen abgezogen der Zehnte, der Findlingswal, der Madwal, der Schadenwal, der Wachtsold, die Vertheilungsgebühren und der Antheil der Armen. Der Zehnte zerfällt in drei Theile, von denen die Kirche einen, der Prediger einen und der König oder dessen Vertreter, der Syſſelmann, einen empfängt. Der Findlingswal gebührt demjenigen Bote, welches den Grind entdeckt hat und kann nach Belieben gewählt werden; der Botsmann, welcher den Grind zuerst gesehen hat, bekommt den Kopf. Der Mad- oder Speisewal ist ein kleiner Grind, welcher von den Anwesenden sofort verzehrt wird. Aus dem Gewinn, welchen der Schadenwal abwirft, werden die beschädigten Bote, Ruder und Geräthe vergütet. Der Wachtsold bezahlt die Leute, welche des Nachts oder so lange die Fische nicht vertheilt worden sind, bei diesen wachen müssen, damit sie nicht wegtreiben. Was nun nachbleibt, wird in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die Leute des Kirchspiels, in welchem der Fang geschehen ist, die eine und das Land die andere bekommt. Jedes Dorf hat eine bestimmte Anzahl Bote, und zu jedem Bote gehören bestimmte Leute. Die Wale werden deshalb botweise vertheilt. Sobald Grindabud erschallt, werden Boten an alle Dörfer versandt, welche bei der Vertheilung in Frage kommen, und diese müssen dann sogleich ihre Bote abschicken, um ihren Antheil zu holen. Kommen sie nicht innerhalb 24 oder höchstens 48 Stunden nach der allgemeinen Vertheilung zu dem Walplatze, so wird ihr Antheil den Meistbietenden verkauft, und das daraus gelöste Geld fällt der Armenkasse zu. Der Grund ist der, daß nach zwei Tagen die Wale verderben, ranzig und ungenießbar werden. Der Färinger sagt: die Leber brenne nach außen."

„Nachdem jedem Bote sein Antheil zugewiesen war, wurden die Fische zerlegt. Dies geschieht in folgender Weise. Sobald sie auf das Land gezogen sind, werden zuerst die Finnen ab- und dann der Körper in der Mitte durchgeschnitten. Nun wird der Speck in etwa 1½ Fuß breiten Streifen, darauf das Fleisch in Stücke von 40 bis 50 Pfund abgelöst, Leber, Herz und Niere, die schmackhaftesten Bissen für die Färinger, herausgenommen und darauf der Rumpf umgekehrt und mit der anderen Seite ebenso verfahren."

„Der Nutzen dieser Thiere für das Land ist sehr groß. Man rechnet im Durchschnitt auf jeden Wal eine Tonne Thran, welche im Handel mit elf Thaler bezahlt wird. Fleisch und Speck werden frisch gegessen und eingesalzen getrocknet. Je frischer das Fleisch zerschnitten wird, desto besser der Geschmack. Ich habe das frische Walfleisch gekocht recht gern gegessen; es hat Aehnlichkeit mit grobem eingepöckelten Rindfleisch. Der Speck hat fast gar keinen Geschmack, war mir aber widerlich. Wenn die Färinger vierzehn Tage lang frisches Walfleisch gehabt haben, glänzen ihre Gesichter und Hände, sogar die Haare von Fett. Nach 48 Stunden ist das Fleisch nicht mehr zu genießen und wirkt als Brechmittel. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht; und von den Gerippen werden Befriedigungen für das Land gemacht; der Magen wird aufgeblasen und zur Aufbewahrung von Thran angewandt, sodaß nur die Eingeweide unbenutzt bleiben, welche durch Bote in die See hinausgeschleppt werden, damit sie nicht am Lande faulen."

Den Grinden nahe verwandt sind die Schwertfische (Orcinus). Ihren Namen erhielten sie wegen ihrer mehr als fußhohen, unten breiten, oben verschmälerten und gegen den Schwanz zurückgebogenen Rückenflosse, welche von weitem einem Schwerte oder besser einem Säbel ähnelt.

Eine Art von ihnen, der gemeine Schwertfisch oder Butskopf (Orcinus Orca), ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt und seiner Bösartigkeit halber berüchtigt, und sonderbarer Weise stimmen alle neueren Beobachter mit den Forschern des Alterthums in diesem letzten Punkte überein.

Der Schwertfisch ist ein kräftiger, gedrungen gebauter Delfin mit kleinem Kopfe, hohem Rücken und langen Seitenflossen und breiter, starker, Sförmig gerandeter Schwanzfinne, ausgerüstet mit 11 bis 13 starken, raubthierartigen Zähnen, oben glänzend schwarz gefärbt, unten porzellanweiß mit gelblichem Schimmer. Ueber und hinter dem Auge steht ein länglicher, weißer Fleck, welcher dem Thier bei den Alten den Namen Widderdelfin verschafft hat. Die dunkle Farbe der Oberseite grenzt sich scharf, aber nicht regelmäßig von der unteren weißen ab. Letztere umgibt den After, läuft als ziemlich breiter Streifen nach vorn, sendet zwei breite, weiße Bänder nach der hintersten Seite des Rumpfes ab und setzt sich dann ziemlich breit bis zur Brustfinne fort, steigt in einer bogenförmigen Linie gegen den Mundwinkel auf und umgibt als schmaler, weißer Saum noch den Rand des Oberkiefers. Ein schmuzig bläulicher oder purpurfarbener Streifen steigt hinter der Wurzel der Rückenflosse nach vorn herab. In der Größe ähnelt der Schwertfisch dem Grinde. Man hat schon einzelne von 31 Fuß Länge getroffen. Bei einem über 16 Fuß langen Butskopf war der Körper am vorderen Rande der Rückenflosse 3 Fuß 9 Zoll hoch, die Länge der Brustfinne 2 Fuß, die größte Breite 4½ Fuß, die Höhe der Rückenfinne 1 Fuß 11 Zoll, die Breite der Schwanzfinne 4 Fuß 7 Zoll.

Es scheint, daß der Schwertfisch in früheren Zeiten weit verbreiteter war, als gegenwärtig. Die alten römischen Naturforscher kennen ihn sehr wohl und geben auch das Mittelmeer als seine Heimat an. Unter Tiberius, erzählt Plinius, strandeten einmal gegen 300 Wale, Elefantenwale und Widderwale, bei denen jedoch die weißen Flecken wie Hörner aussahen. Dem fügt Aelian hinzu, daß der Widderwal die Stirn mit einer weißen Binde geziert habe, welche aussehe, wie der Diadem eines macedonischen Königs. Bei Korsika und Sardinien gäbe es viele dergleichen Thiere.

In der Neuzeit hat man von seinem Vorkommen im Mittelmeere Nichts mehr vernommen. Er bewohnt das nördliche atlantische, das Eismeer und das nördliche stille Meer, von wo aus er bis an die Küsten Frankreichs und in das japanische Meer herabgeht. Nach Tilesius sieht man ihn im Nordmeere gewöhnlich zu fünf und fünf wie einen Trupp Soldaten, Kopf und Schwanz nach unten gekrümmt, die Rückenflosse wie ein Säbel aus dem Meere hervorstehend, äußerst schnell dahinschwimmen und wachsamen Auges das ganze Meer absuchen. Seine Jagd gilt nicht blos kleineren Fischen, sondern auch den Riesen des Meeres; denn der Schwertfisch ist nicht nur der größte, sondern auch der muthigste, raubsüchtigste, blutdürstigste und deshalb gefürchtetste aller Delfine. Schon der alte Plinius sagt: „Der Widderwal wüthet wie ein Räuber; bald versteckt er sich in dem Schatten großer Schiffe, welche vor Anker liegen, und lauert, bis Jemandem die Lust ankommt, zu baden, bald steckt er den Kopf aus dem Wasser und sieht sich nach Fischerkähnen um, dann schwimmt er heimlich hinzu und wirft diese um.“ Die neueren Beobachter strafen, wie schon bemerkt, die Alten nicht Lügen, sondern vervollständigen nur deren Berichte. Rondelet sagt, daß der Schwertfisch die Walfische verfolge und sie beiße, bis „sie schreien, wie ein gehetzter Ochse“. Deshalb bitten die Fischer, welche nach der neuen Welt segeln, die dortigen Barbaren, daß sie den Orken Nichts thun mögen, weil sie mit ihrer Hilfe die Walfische, Robben und andere Ungeheuer leichter fangen können; „denn die Orken oder Schwertfische zwingen die genannten Thiere, die Tiefe zu verlassen und an den Strand zu ziehen, wo dann die Fischer es leicht haben, sie mit Pfeil und Wurfspießen umzubringen.“ Anderson berichtet, daß diese Thiere in Neuengland Walfischmörder genannt würden. Die Grönlandsfahrer sehen sie oft bei Spitzbergen und in der Davisstraße, ja man bemerkt sie zuweilen sogar bei Helgoland vor der Elbe. Ihrer großen Geschwindigkeit halber kann man sie nicht fangen; höchstens könnte man sie mit Büchsen erschießen. Mehrere von ihnen fallen den Walfisch mit den Zähnen

an, ängstigen ihn und reißen ganze Stücke aus seinem Leibe, wodurch er dermaßen entsetzt und abgemattet wird, daß er die Zunge herausreckt. Um diese ist es den Mordfischen am meisten zu thun, und sowie er den Rachen aufreißt, machen sie sich über ihn her und reißen ihm die Zunge heraus. Daher kommt es, daß die Fänger dann und wann einen todten Walfisch antreffen, welcher die Zunge verloren und davon gestorben ist. Pontoppidan, der schon oft genannte Bischof von Norwegen, beschreibt ihn unter dem Namen Speckhauer. „Ihrer zehn oder mehrere beißen sich in den Seiten des Walfisches so fest ein, daß sie daran wohl eine Stunde lang hängen und nicht eher loslassen, als bis sie einen Klumpen Speck von der Größe einer Elle herausgerissen haben. Unter ihrem Angriff brüllt der Walfisch jämmerlich, ja er springt wohl manchmal klafternhoch übers Wasser in die Höhe; dann sieht man, daß sein Bauch ebenfalls von diesen seinen Feinden besetzt ist. Zuweilen tummeln sich diese solange um ihr Schlachtopfer herum, bis sie es fast ganz abgehäutet und ihm den Speck abgerissen haben. Die Fischer finden dann eine Menge Speck zu ihrem Vortheil im Meere; denn die Speckhauer selbst fressen davon Nichts, sondern haben blos ihre Lust daran, den großen Fisch zu plagen."

„Es ist dieses Thier," sagt der so gewissenhafte Steller, „ein abgesagter Feind vom Walfisch und stellt diesem Tag und Nacht nach. Verbirgt er sich an einer Bucht an dem Lande, so lauern sie auf ihn, bis noch mehrere herzukommen, alsdann führen sie solchen in der Mitte wie einen Gefangenen unter entsetzlichem Aechzen und Stöhnen nach der See, wo sie sich untertauchen und ihn mit ihrem schrecklichen Gebiß und Zähnen anfallen, und hat man niemals an den ausgeworfenen Walfischen wahrgenommen, daß Etwas von ihnen gefressen worden, daß also dieses eine Naturfeindschaft ist."

Wie aus der Steller'schen Beschreibung hervorgeht, glaubte man früher, daß der Schwertfisch in der Rückenfinne die Hauptwaffe besäße. „Doch solches," sagt unser Gewährsmann, „ist falsch, weil dieselbe, ungeachtet sie zwei Ellen hoch und sehr spitzig, auch in der See wie ein schneidiges Horn oder Knochen anzusehen, doch weich ist, aus lauter Fett besteht und überdies, um zu verwunden, nicht einen einzigen Knochen hat."

Steller ist es auch, welcher die Angabe des Plinius bestätigt. „Alle Diejenigen," sagt er, „welche in der See fischen, fürchten sich ungemein vor diesem Thiere, weil solches, wenn man ihm zu nahe kommt oder es mit einem Pfeile verwundet, die Bote umwirft. Dahero bekommt es, wo es entgegenkommt, Geschenke und wird mit einem besonderen Spruche persuadirt, daß es gute Freundschaft halten und keinen Schaden zufügen wolle."

So vielen und so übereinstimmenden Berichten gegenüber dürfen wir kaum wagen, die Angaben für Fabeln zu halten. Das unglaublich Klingende scheint wirklich wahr zu sein.

Ueber die Fortpflanzung fehlen uns zur Zeit noch alle Nachrichten. Man weiß nicht einmal, wann die Weibchen Junge zur Welt bringen.

Obgleich der Schwertfisch, wie Steller sagt, fast gar kein Fleisch besitzt, sondern aus lauter flüssigem Fette besteht, wird doch nirgends regelmäßig auf ihn Jagd gemacht. Einzelne fängt man zuweilen in Flüssen. So kennt man drei Beispiele, daß Schwertfische in der Themse harpunirt wurden. Banks, welcher beim Fang des einen zugegen war, erzählt, daß der bereits mit drei Harpunen bespickte Schwertfisch das Fischerbot zwei Mal von Blackwal bis Greenwich und ein Mal bis Deptford mit sich nahm. Er durchschwamm den Strom selbst, als er schon sehr schwer verwundet war, noch mit einer Schnelligkeit von acht Meilen in der Stunde, und behielt seine volle Kraft lange bei, obgleich er bei jedem Auftauchen eine neue Wunde erhielt. Niemand wagte, solange das Thier am Leben war, sich ihm zu nähern. Von einem anderen Schwertfische, welcher auf den Strand gerathen war, wird berichtet, daß die Fischer, welche ihn auffanden, große Mühe hatten, ihn mit den langen Messern und scharfen Ruderstangen zu tödten. Im Todeskampfe gab er seinen Schmerz durch klägliches Aechzen und Stöhnen zu erkennen. Erst im Jahre 1841 wurde die genaue Beschreibung des Schwertfisches entworfen. Bei dem holländischen Dorfe Wyk op Zee

strandete ein sechzehn Fuß langes Weibchen und gab einem tüchtigen Naturforscher Gelegenheit, es zu beobachten. Als dieser es zuerst sah, war es noch mit einem eigenthümlichen Farbenglanze geschmückt. Das Schwarz spielte in allen Farben des Regenbogens, und das Weiß glich an Reinheit und Glanz dem Porzellan. Aber schon nach wenigen Tagen war von dem Farbenschimmer Nichts mehr zu sehen; die oberste Haut trennte sich nach und nach ab, und nach Verlauf einer Woche war das Thier durch die eingetretene Fäulniß gänzlich verstümmelt und entstellt. Jetzt wurde es versteigert. Es fanden sich viele Kauflustige ein, und einer erstand es für die Summe von 140 Gulden. Der gute Mann hatte sich verrechnet; denn er gewann blos 40 Gulden aus dem Thran und nicht mehr aus dem Geripp, welches dem reichen Museum zu Leyden zu ganz besonderer Zierde gereicht.

Der Schwertfisch ist ein so auffallendes Geschöpf, daß alle Völkerschaften, welche mit ihm zu thun haben, ihm auch einen besonderen Namen beilegten. Die meisten dieser Namen bedeuten Todtschläger oder Mörder. So nennen ihn die Nordamerikaner „Killer“, die Engländer „Trasher“, die Norweger „Speckhugger“, „Hvalhund“ und „Springer“. Bei den Schweden heißt er „Opara“, bei den Dänen „Ornswin“, bei den Portugiesen und Spaniern „Orca“, bei den Franzosen „Epaular“ und „Orgue“, bei den Russen „Kossakta“ u. s. w.

Der gemeinste und deshalb bekannteste aller Delfine ist der Braunfisch. Er bildet mit einigen Verwandten die Sippe der Meerschweine (Phocaena), welche die sanft abfallende Stirn, die nicht auffallend erhöhte Rückenflosse und das sehr reichzahnige Gebiß kennzeichnet.

Der Braunfisch (Phocaena communis) wird 4 bis 6, selten 8 Fuß lang. Bei einem Thiere von 4 Fuß Körperlänge war die Brustfinne 7 Zoll lang, die Schwanzfinne 5 Zoll breit und die Rückenfinne 3½ Zoll hoch. Der Leib ist spindelförmig, hinten leicht zusammengedrückt, in der Mitte am meisten verdickt. Die Brustflossen sind länglich stumpf zugespitzt; die Rückenflosse ist fast regelmäßig dreieckig. Die glänzende Haut ist auf der ganzen Oberseite dunkelschwarzbraun oder schwarz gefärbt und schillert in das Violette oder Grünliche, die Unterseite ist weiß, die Iris gelblich. In beiden Kiefern finden sich jederseits 23 bis 25 Zähne, die Gesammtzahl der Zähne steigt also auf 92 bis 100; nicht selten findet man auch einzelne Braunfische, welche nur 20 bis 22 Zähne haben. Bei jenen ist wahrscheinlich das Gebiß noch nicht vollständig entwickelt. Alle Zähne sind gleichmäßig in den Kiefern vertheilt und so gestellt, daß die beiden Reihen bei geschlossenem Munde in einander eingreifen.

Kein Delfin geht uns näher an, als der Braunfisch. Er ist es, welchem man auf jeder Reise in der Nordsee begegnet, er ist es, welcher die Mündungen unserer Flüsse umschwärmt und gar nicht selten in ihnen bis tief in das Innere des Landes hinaufsteigt. So hat man das Meerschwein wiederholt im Rhein und in der Elbe noch über Magdeburg hinauf angetroffen; man hat es bei Paris und London erlegt. Als eigentliche Heimat ist der ganze Norden des atlantischen Meeres anzusehen. Es liebt mehr die Küsten, als das innere, hohe Meer, und findet sich daher überall in der Nähe des Landes. Nach Süden hin scheint der Braunfisch bis zum Mittelmeere vorzukommen. Außerdem schwärmt er, durch die Behringsstraße gehend, im großen Weltmeere umher und gelangt hier bis in die Breite der japanesischen Inseln. Es scheint, daß auch er regelmäßige Reisen macht, mit Eintritt des Sommers nördlich geht und gegen den Winter hin sich wieder nach Süden wendet. Im Frühjahre zieht er den Häringen nach; sie verfolgt er mit solchem Eifer, daß er den Fischern oft im hohen Grade lästig wird. Seine Gefräßigkeit ist sprichwörtlich; er verdaut außerordentlich schnell und bedarf einer ansehnlichen Menge von Nahrung. Die Fischer hassen ihn, weil er ihr Gewerbe beeinträchtigt und ihnen auch manchmal wirklich Schaden zufügt. Ohne Mühe zerreißt er die dünnen Netze, welche Fische bergen, und frißt ganz behäbig die Gefangenen auf. Stärkere

Netze freilich werden ihm oft zum Verderben; er bleibt in ihnen hängen und erstickt. Wegen dieser Liebhaberei wird der Braunfisch überall gehaßt und um so eifriger verfolgt, als auch Fleisch und Fett noch einen guten Ertrag liefern. In früheren Zeiten wurde sein Fleisch überall geschätzt. Schon die alten Römer verstanden die Kunst, wohlschmeckende Würste aus ihm zu bereiten; später wurde das Meerschwein, zumal in England, auf die Tafeln des Königs und der Vornehmen gebracht. Heutzutage bildet es für die ärmeren Küstenbewohner und für die oft an frischem Fleische Mangel leidenden Schiffer eine erwünschte Speise. Das Fleisch alter Thiere sieht schwärzlich aus und ist derb, grobfaserig, zähe und thranig, deshalb auch schwer verdaulich; dasjenige aber, welches von jüngeren Thieren stammt, wird als sehr fein und wohlschmeckend gerühmt. Eingesalzen und geräuchert findet es bei den nicht verwöhnten Nordländern überall günstige Aufnahme. Der Thran



Der Braunfisch (Phocaena communis).

ähnelt dem des Walfisches, ist aber feiner und wird deshalb mehr geschätzt. Die Grönländer benutzen ihn zum Schmalzen ihrer Speisen oder schlürfen ihn mit demselben Wohlgefallen, mit welchem wir ein gutes Glas Wein genießen. Die Haut endlich wird gegerbt und dann als Leder verwendet. So überwiegt also der Nutzen, welchen das Meerschwein bringt, den verhältnißmäßig geringen Schaden; aber er vermehrt nur den Eifer, mit welchem unser Delfin verfolgt wird. Ueberall, wo die Häringszüge regelmäßig ankommen, senkt man zur Zeit des Zuges starke, weitmaschige Netze in die Tiefe der Flüsse, durch welche wohl die Häringe, nicht aber auch die Braunfische schlüpfen können. Auf Island stellen die Fischer ihre Netze bei Beginn der Brunstzeit aus, welche den Braunfisch in einen so großen Rausch versetzt, daß er blind wird, wie die Leute sagen. Hier und da erlegt man ihn auch mit dem Feuergewehr, mehr, um Gewandtheit im Schießen zu zeigen, als um sich mit leichterer Mühe in den Besitz des Thieres zu setzen.

Der Braunfisch ist gesellig wie die übrigen Delfine. Er vereinigt sich zuweilen zu sehr zahlreichen Herden, und diese bleiben dann längere Zeit beisammen. Im Schwimmen ist er Meister. Er schlägt abwechselnd mit Kopf und Schwanz nach ab- und aufwärts und krümmt gleichzeitig den Leib bogenförmig bald nach oben, bald nach unten. Diese Bewegung treibt ihn pfeilschnell vorwärts. Wenn er in der Nähe an der Oberfläche des Wassers schwimmt, sieht es aus, als tummle er auf den rollenden Wellen herum oder bewege sich in lauter Purzelbäumen vorwärts. Bisweilen führt er die manchfaltigsten und anmuthigsten Spiele mit seinen Genossen aus. Er wälzt sich förmlich im Wasser umher, springt in die Luft, taumelt, überschlägt sich u. s. w. Schon die Alten haben bemerkt, daß die Delfine vor einem Gewitter oder Sturme besonders lebendig sind und mehr als sonst aus dem Wasser emporschnellen. Ehe die Dampfschiffe aufkamen, war es viel leichter diese Thiere zu beobachten, als gegenwärtig. Sie folgen zwar auch den Dampfern nach, doch bei weitem nicht mit derselben Furchtlosigkeit und Zudringlichkeit, wie den stiller dahingleitenden Segelschiffen. Gewöhnlichen Kauffahrern sind sie, solange diese in der Nähe der Küsten verweilen, regelmäßige Begleiter. Sobald das Schiff oder auch nur ein Bot ausgelaufen ist, sammeln sich drei bis sechs Braunfische in einer Entfernung von 30 bis 50 Fuß um dasselbe und folgen ihm nun oft über eine Meile ununterbrochen nach, kommen ab und zu über die Oberfläche empor, gleichsam als wollten sie sich Schiffer und Botsmannschaften betrachten, tauchen, schwimmen unter dem Kiel des Fahrzeugs durch, erscheinen wieder, eilen voraus, beschreiben einen Bogen und kehren wieder zum Schiffe zurück u. s. w.

Außer den Häringen, welche zeitweilig die ausschließliche Nahrung der Braunfische bilden, verzehren diese noch Makrelen, Lachse, andere Fische und oft auch Tange; wenigstens trifft man diese nicht selten in ihrem Magen an. Der Lachse wegen steigen sie bis hoch in die Flüsse empor, und hier beeinträchtigen sie die Fischerei wirklich in sehr empfindlicher Weise.

Die Brunst beginnt zu Anfang des Sommers, währt aber vom Juni bis zum August. Um diese Zeit sind sie aufs äußerste erregt; pfeilschnell durcheilen sie die Fluthen, wüthend verfolgen sich die Männchen, und eifrig jagen sie hinter dem Weibchen drein. Jetzt scheint es für sie keine Gefahr mehr zu geben. Sie schießen im blinden Rausch oft weit auf den Strand hinaus, rennen mit dem Kopfe an die Seitenwände der Schiffe und finden da oder hier ihren Tod. Nach neun- oder zehnmonatlicher Tragzeit, gewöhnlich im Mai, werfen die Weibchen ein oder zwei kleine, nur 20 Zoll lange und 10 Pfund schwere Junge, pflegen dieselben mit der allen Walen gemeinsamen, aufopfernden Liebe, vertheidigen sie nach Kräften bei Gefahr und säugen und führen sie, bis sie das erste Lebensjahr erreicht haben; denn solange soll es dauern, ehe sie als erwachsen gelten können.

Der Braunfisch ist das einzige Mitglied seiner Ordnung, welches ich bisjetzt in der Gefangenschaft gesehen habe. Es wurde mir erzählt, daß ein Amerikaner so glücklich gewesen sei, eine größere Walart längere Zeit am Leben zu erhalten; doch ist hierüber bisjetzt, soviel mir bekannt, noch Nichts veröffentlicht worden. Im Thiergarten zu London hat man wiederholt Versuche angestellt, Braunfische und andere Delfine zu halten, ein befriedigendes Ergebniß jedoch noch nicht erlangt. Dasselbe war leider auch bei dem Braunfisch der Fall, von welchem ich aus eigener Erfahrung reden kann. Das Thier wurde uns im August von einem Fischer überbracht, welcher es am Abend vorher gefangen und die Nacht hindurch in einer Wanne aufbewahrt hatte. Es war anscheinend gesund und noch sehr munter, und ich hoffte deshalb, es wenigstens einige Tage lang erhalten zu können. Unser Wal wurde zunächst in einem tiefen Wassergraben ausgesetzt und schwamm auch sofort in demselben auf und nieder. Die Oberfläche des gedachten Grabens war jedoch gerade dicht mit Wasserlinsen bedeckt, und diese hinderten ihn bei dem Athemholen so, daß ich es für nöthig fand, ihn in den größten Teich unseres Thiergartens zu setzen. Hier hatte er genügenden Spielraum. Er durchkreuzte das Gewässer nach allen Richtungen und schien bereits nach einer Stunde Zeit eingewohnt, wenigstens wohl bekannt zu sein; denn man sah ihn in ziemlich regelmäßigem Wechsel bald hier, bald dort auftauchen, Athem holen und wieder verschwinden. Ob er den in dem Teiche befindlichen Fischen

nachgestellt hat, oder nicht, weiß ich nicht zu sagen; es schien jedoch, als ob er bei seinem Schwimmen irgendwelche Jagd betreibe. Um die Schwimmvögel auf dem Gewässer bekümmerte er sich nicht; sie dagegen betrachteten ihn mit entschiedenem Mißtrauen. Wo auch das schwarze Thier auftauchen mochte, entstand Unruhe. Die Schwäne reckten ihren Hals lang empor und blickten mit größter Verwunderung und Theilnahme nach dem Störenfried; die Gänse und Enten verließen das Wasser und flüchteten sich aufs Land, von wo aus sie dann aufmerksam den Bewegungen des Thieres folgten. So trieb es der Braunfisch während des ganzen Tages. Er schwamm ruhelos auf und nieder, mied die flachen Stellen des Teiches sorgfältig und bevorzugte dafür die Mitte, blies seinen Wasserstrahl in regelmäßigen Zeitabschnitten empor und gab uns Gelegenheit, sein Treiben zu beobachten, freilich nur auf Augenblicke; denn das trübe Wasser hinderte zu meinem Bedauern, ihn auch unter der Oberfläche zu verfolgen. Ich schrieb sofort einen ausführlichen Bericht über das Ereigniß und lud alle Freunde des Gartens feierlich ein, den seltenen Gast in Augenschein zu nehmen. Aber so sehr man sich auch tummelte, um den „Tümmler“ zu sehen — es war vergeblich; denn am anderen Morgen hatte unser Braunfisch seinen Geist bereits aufgegeben.

Dieses schnelle Dahinscheiden ist mir räthselhaft geblieben. Es liegt kein Grund vor, zu glauben, daß Süßwasser einem luftathmenden Seethiere so schnell verderblich werden könne; unsere Erfahrungen widersprechen einer solchen Annahme auch geradezu. Ebensowenig läßt sich denken, daß ein Thier von der Größe des Braunfisches schon innerhalb achtundvierzig Stunden dem Mangel an Nahrung erliege, und gleichwohl ist kaum etwas Anderes als Todesursache anzunehmen; denn die Leichenschau ergab, daß der gedachte Gefangene vollkommen unverletzt war. Somit scheint es wirklich, als wäre die bekannte Gefräßigkeit der Wale, wie beim Maulwurf, unumgängliches Bedürfniß zum Leben.

Wie hoch ein freilebendes Meerschwein sein Alter bringt, ist zur Zeit noch vollkommen unbekannt. Man weiß nur, daß es in der Todesangst Schmerzenslaute ausstößt und, wie so manches andere Seesäugethier, Thränen vergießt. Sobald es verendet ist, steigt der Leichnam bis dicht an die Oberfläche des Wassers empor, und deshalb eben ist auch die Jagd mit der Büchse keine erfolglose. Die Grönländer nennen den Braunfisch „Niza“, die Isländer „Brunskop“, „Hundfiskar“ und „Svinehval“, die Dänen „Tumler“, die Franzosen „Marsouin“, die Engländer „Porpoise“, die Portugiesen „Toninas“ u. s. w.

Einige große, kräftig gebaute Delfine mit schmaler, schnabelförmig verlängerter, zugespitzter und scharf von der Stirn geschiedener Schnauze, einer hohen Fettflosse auf dem Rücken und zahlreichen starken, kegelförmigen und glatten Zähnen werden **Tümmler** (Tursio) genannt.

Der **gemeine Tümmler** (Tursio vulgaris) ist ein großes Thier von 10 bis 15 Fuß Länge, stark und kräftig gebaut, mit kurzen, am oberen Rande ausgeschnittenen, stumpf zugespitzten Brustfinnen, mäßig großer Schwanzfinne und 21 bis 24 Zähnen in jedem Kiefer, oben und an den Seiten schwarz oder schwärzlichbraun, auf der Unterseite reinweiß gefärbt.

Dieser Wal scheint vom Eismeere an bis zum Mittelmeere überall vorzukommen. Im indischen und rothen Meere wird er durch eine verwandte Art, den Abusalem, ersetzt. Er ist nirgends besonders häufig, sondern findet sich mehr in kleinen Trupps von 6 bis 8 Stücken. Wie die Braunfische, kommen diese zu den Fischern heran und umschwärmen sie in der beschriebenen Weise. Die Schnelligkeit und Gewandtheit des Tümmlers ist sehr erheblich; er umschwärmt noch lustig ein Dampfschiff, welches seine vierzehn englischen Meilen in der Stunde zurücklegt. Vor Stürmen oder Gewittern tobt er, wie der Braunfisch, im Wasser umher, und vor der Paarung schnellt er sich hoch über die Wellen empor.

Im übrigen ist sein Leben noch wenig erforscht. Man kennt noch nicht einmal mit Sicherheit die Zeit der Paarung oder die Dauer der Tragzeit, und weiß nur, daß das Weibchen im Winter

ein oder zwei Junge wirft, welches sie ganz wie die übrigen Delfine behandelt. Man jagt ihn mit der Harpune oder mit der Büchse. In meinem letzten Jagdausfluge nach Abissinien erlegte der Herzog von Koburg einige Abusalems, welche unser Dampfschiff im rothen Meere umschwärmten. Sogleich nach dem Schuß färbte sich das Wasser roth von dem mit großer Gewalt ausströmenden Blute. Der Tümmler drehte sich einige Male herum und kam dann langsam zur Oberfläche



Der gemeine Tümmler (Tursio vulgaris).

empor. Alle übrigen Mitglieder der Bande blieben augenblicklich beim Leichnam zurück, wie uns der Schiffsführer versicherte, in der edlen Absicht, den liebwerthen Genossen sofort aufzufressen.

An die Meerschweine und Tümmler können wir nun endlich denjenigen Wal anreihen, welcher der ganzen Familie ihren Namen gab, den hundertfach besungenen, eigentlichen Delfin, welcher mehr Märchen und Fabeln ins Leben gerufen hat, als alle übrigen Seethiere überhaupt. Er ist es, welcher den Arion nach Tänarium zurückbringt, bezaubert von dem herrlichen Spiel und Gesang des Dichters, den räuberische Schiffer gezwungen hatten, ins Meer zu springen; er ist es, von dem Plinius die hübsche Geschichte des Knaben erzählt, welcher durch häufiges Füttern mit Brod sich in solchem Grade die Liebe eines Delfins erwarb, daß dieser ihn mehrere Jahre lang täglich über den lucrinischen See nach Puteoli in die Schule trug und auf dieselbe Weise wieder nach Hause brachte. „Als der Knabe starb," fährt der alte Naturforscher fort, „erschien der Delfin noch immer am gewöhnten Orte und grämte sich bald darauf über den Verlust seines Lieblings zu Tode." Weiter wird gefabelt, daß im Alterthum die Delfine beim Fange der Meerbarben behilflich waren, indem sie dieselben scharenweise in die Netze trieben und für diesen Dienst mit einem Theile der Beute und mit Brod belohnt wurden, welches in Wein getränkt war.

Als ein König von Carien einen gefangenen Delfin im Hafen festketten ließ, erschien eine große Anzahl der noch freien und gab durch deutliche Zeichen die Bitte kund, ihren Gefährten freizulassen. Der König konnte nicht widerstehen. Plinius erzählt ganz ernsthaft, daß jüngere Delfine stets von einem älteren begleitet würden, welcher als Meister oder Hofmeister anzusehen wäre. Auch soll man Delfine gesehen haben, wie sie einen Todten wegtrugen, damit er nicht von anderen Fischen zerrissen würde u. s. w.

Leider müssen wir alle diese hübschen Erzählungen den Dichtern und Märchenschreibern überlassen; es fehlt ihnen aller Anhalt.

Die eigentlichen Delfine kennzeichnet eine mittlere Größe, der ebenmäßig gebaute Leib mit schmaler, langer Schnauze, die große Zahl der Wirbel und der außerordentliche Zahnreichthum.



Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis).

Der gemeine Delfin (Delphinus Delphis) wird 6 bis 8 Fuß lang. Seine langen Brustfinnen sind am Oberrande ausgeschnitten und gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälert; die Schwanzfinne ist halbmondförmig. Die Zahl der Zähne unterliegt bedeutenden Schwankungen; gewöhnlich findet man zwischen 32 bis 47 in jedem Kiefer; man hat jedoch auch schon Delfine erlegt, welche deren jederseits 53, also im ganzen die ungeheure Zahl von 212 hatten. Die Zähne selbst stehen in gleichmäßigen Abständen durch kleine Zwischenräume getrennt neben einander, so daß die oberen zwischen die unteren und die unteren zwischen die oberen eingreifen. Sie sind langgestreckt, kegelförmig, sehr spitzig und von außen nach innen schwach gekrümmt; die mittleren sind die längsten. Nach vorn und hinten nehmen sie an Größe ab. Das dunkle, grünlich schimmernde Schwarzgrau der Oberseite geht allmählich in die lichtere Färbung der Unterseite über.

Alle Meere der nördlichen Halbkugel sind die Heimat dieses berühmten Thieres, welches so wesentlich zur Unterhaltung der Seefahrer und Reisenden beiträgt. In seinem Wesen und Trei-

ben erinnert der Delfin durchaus an die beschriebenen Verwandten; nur ist er womöglich noch spiellustiger und launenhafter. Bald treibt er sich, von allen Küsten entfernt, im hohen Meere herum, bald steigt er hoch in den Flüssen empor: er ist überall zu finden. Gewöhnlich sieht man ihn in Trupps von 6 bis 10 Stücken. Diese kommen von weitem auf die Schiffe zu und umschwärmen und umspielen diese lange Zeit, ehe sie wieder eine andere Richtung nehmen. Ohne Unterlaß tauchen sie auf und nieder, und jedesmal, wenn der dunkle Rücken über der Oberfläche erscheint, vernimmt man einen schnaubenden Ton und sieht einen niederen Strahl aufsteigen.

Das Gebiß bekundet deutlich genug, daß der Delfin zu den schlimmsten Räubern des Meeres gehört. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Fischen, Krebsen, Sepien und anderen Seethieren. Am liebsten jagt er den Sardellen, den Häringen und den fliegenden Fischen nach. Er ist es hauptsächlich, welcher diese sonderbaren Bewohner des Meeres über den Wasserspiegel emportreibt; denn gar nicht selten sieht man ihn selbst hinter den aufgestiegenen und dahinrauschenden Flugfischen sich emporschnellen und dann eilig in der von ihnen angegebenen Richtung weiter schwimmen. Nach drei- bis viermaligem Auftreiben hat er die fliegenden Fische gewöhnlich so abgehetzt, daß sie ihm leicht zur Beute werden. Bei dieser Fangart sind die Möven, Tölpel und andere Seevögel seine treuen Gehilfen; sie verfolgen die aus dem Wasser in die Luft getriebenen Fische während des Fliegens und jagen sie nun wiederum dem unten auflauernden Räuber zu.

Zehn Monate nach der Paarung, welche im Herbst geschieht, wirft das Weibchen ein, seltener zwei Junge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Länge, und beweist ihm bis zum erlangten Wachsthum die größte Zärtlichkeit. Wie behauptet wird, sind die Jungen erst nach zehn Jahren vollkommen erwachsen, dafür sollen sie aber auch, wie ein alter griechischer Schriftsteller angibt, bis hundertunddreißig Jahre alt werden. Fischer, welche gefangenen Delfinen Stücke aus der Schwanzfinne geschnitten hatten, wollen in Erfahrung gebracht haben, daß die Lebensdauer zwischen fünfundzwanzig bis dreißig Jahre beträgt.

Der Delfin hat in dem Schwertfisch einen schlimmeren Feind, als in dem Menschen; denn dieser verfolgt ihn nur, wenn ihn Mangel an frischem Fleisch dazu treibt. Noch heutigen Tages genießt der Delfin die Liebe Seitens des Menschen, welche ihm schon im Alterthum wurde. Doch vereinigen sich hier und da wohl einige Fischer, umringen mit ihren Boten nach altgriechischer Fangweise eine Schar von Delfinen, erschrecken sie durch plötzliches Geschrei und versuchen, sie nach dem Strande hinzutreiben, wo sie angsterfüllt auf das Trockene laufen. Dann vernimmt man ein seufzerartiges Gestöhn von den zu Tode geängstigten Thieren. Früher verzehrte man Fleisch und Speck der gefangenen, namentlich in katholischen Ländern während der Fastenzeit, weil der Delfin von den Pfaffen selbstverständlich als echter Fisch angesehen wurde. Die Engländer und Franzosen richten das Fleisch in künstlicher Weise zu, und erzielen dadurch eine wenigstens ziemlich schmackhafte Speise. Gegenwärtig ist man aber fast überall von dem Genusse abgekommen. Bei den alten Römern spielte der Delfin eine Rolle in der Heilkunde. Die Leber galt für ein vortreffliches Mittel bei Anfällen von Wechselfiebern; mit dem Leberthran heilte man Geschwüre, mit dem Rauch des angezündeten Specks Unterleibsbeschwerden. Es wurden ganze Delfine verbrannt und die gewonnene Asche mit Honig vermischt und dann zu allerhand Quacksalbereien verwandt. Gegenwärtig will man auch von dieser Benutzung des Wals Nichts mehr wissen.

Mehrere zu unserer Familie zählende Mitglieder zeichnen sich durch ihre eigenthümlich verlängerte, schnabelartige Schnauze aus. Diese ist aber bei den verschiedenen Arten so abwechselnd gestaltet und bezahnt, daß man die Schnauzendelfine wiederum in verschiedene Sippen getheilt hat. Einige bewohnen das Weltmeer, die beiden anderen dagegen den größten und den heiligsten Strom der Erde.

Die **Döglinge** (*Chenodelphinus*) reihen sich den wahren Delfinen zunächst an, weil sie noch die Rückenflosse derselben besitzen. Ihr Körperbau ist sehr kräftig, die halbmondförmige Schwanzfinne, die großen Brust- und Rückenflossen dagegen sind sehr klein. Mit zunehmendem Alter verliert ihre Schnabelschnauze sämmtliche Zähne, welche sie im Jugendalter trug. Man kennt gegenwärtig zwei Arten dieser Sippe, unter welchen der **Dögling** (*Chenodelphinus rostratus*) die bekanntere ist. Er ist ein großer Delfin von 20 bis 28 Fuß Länge und 13 bis 14 Fuß Leibesumfang, am ganzen Leibe gleichmäßig schwarz gefärbt.

Der nördliche Theil des atlantischen Weltmeeres und das Eismeer sind seine Heimat; im stillen Weltmeer ist er bisjetzt noch nicht angetroffen worden. Im Norden Lapplands und bei Spitzbergen scheint er am häufigsten zu sein.

Ueber seine Lebensweise ist bisher nur sehr wenig bekannt geworden; sie mag im ganzen wohl an das Treiben der Delfine erinnern. Der Dögling ist, ungeachtet seines Körperbaues, doch ein furchtbarerer Räuber, wie leicht erklärlich aber größeren Thieren vollkommen ungefährlich. Kopffüßler, schalenlose Weichthiere, Seegurken und höchstens noch kleine Fische bilden seine Nahrung. Davon verzehrt er freilich ungeheure Mengen; man fand in einem getödteten die Reste von etwa tausend Thieren.

Der Dögling ist wiederholt an den Küsten Englands, Frankreichs, Hollands, Deutschlands, Schwedens und Rußlands, ja, sogar Italiens gestrandet. Im September 1788 lief bei Honfleur ein Weibchen mit ihrem Kinde auf. Die Mutter bemühte sich lange, das Junge flott zu machen und fand dadurch ihren Tod. Fischer, welche beide Thiere bemerkt hatten, zogen das Junge vollends an das Land und verwundeten nun die treue Mutter tödtlich; zwar gelang es derselben noch, die offene See zu gewinnen, allein am folgenden Tage fand man sie drei Meilen von jener Stelle entfernt entseelt am Strande.

Schon im Jahre 1819 veröffentlichte **Humboldt** Beobachtungen über einen die süßen Gewässer Südamerikas bewohnenden Delfin, ohne jedoch eine nähere Beschreibung desselben zu geben. **Desmarest** erhielt im folgenden Jahre das fragliche Thier aus dem Museum zu Lissabon und beschrieb es, aber noch immer sehr kurz und unvollständig. Genauere Nachrichten übergaben der Oeffentlichkeit unsere verdienstvollen Landsleute **Spix** und **Martius** im Jahre 1831. Aber erst dem Franzosen **D'Orbigny** verdanken wir die endgiltige Beschreibung. Dieser Forscher, welcher bald nach Spix und Martius Peru bereiste, war so glücklich, das Thier selbst zu erhalten. Mit den Forschungen unserer Landsleute unbekannt, erfuhr er zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß im tiefen Inneren des südamerikanischen Festlandes, fünfhundert Meilen vom atlantischen Weltmeere, ein großer Fisch lebe, welchen er der Beschreibung nach nur als Delfin zu deuten vermochte. Selbstverständlich war der Mann äußerst begierig, dieses fragliche Thier kennen zu lernen. Die Indianer waren jedoch mit dem Gebrauch der Harpune so wenig vertraut, daß sie ihm den Delfin nicht zu liefern vermochten. Endlich erlangte er ihn bei dem brasilianischen Grenzposten Principe Debeira, dessen Soldaten sich mit diesem Fang beschäftigten, und erhielt hierdurch Gelegenheit, ihn zu zeichnen und zu beschreiben.

Die **Inia** der Guarayos, der **Bufeo** der Spanier oder die **Bote** der Brasilianer (*Inia amazonica*) ist ein Delfin, bei welchem sich die Schnauze noch mehr verlängert, als beim Dögling. Sie wird zu einem schmalen, rundlichen, stumpfen, steifbehaarten Schnabel, welcher in jeder Kinnlade 66 oder 68 spitze Zähne mit gekrümmten und kräftigen Kronen trägt. Der schlanke Leib besitzt lange, am oberen Ende ausgeschnittene und gegen die Spitze zu sichelförmig verschmälerte Brustfinnen, eine nicht lappige Schwanzflosse und eine sehr niedere Fettflosse auf dem Rücken. Die Leibeslänge schwankt zwischen 7 bis 10 Fuß; bei einem Thiere von 6½ Fuß Länge wird die Rücken-

finne 1 Fuß 3 Zoll lang und gegen 2 Zoll hoch, die Brustfinne 1 Fuß 3½ Zoll lang und 6 Zoll breit, und die Schwanzfinne endlich 1½ Fuß breit. Das Weibchen soll nur halb so groß werden. Auf der ganzen Oberseite ist die Inia blaßbläulich, auf der Unterseite rosenröthlich gefärbt; doch gibt es mancherlei Abweichungen; man trifft manchmal durchaus röthliche und bisweilen auch ganz schwärzliche an.

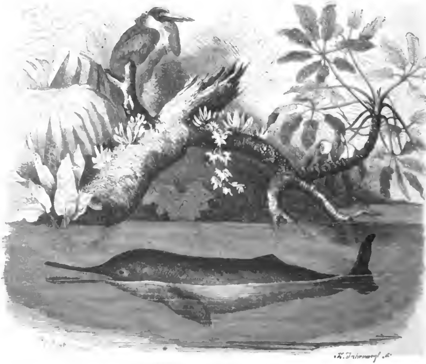
Soviel man bisjetzt weiß, bewohnt das beachtungswerthe Geschöpf fast alle Flüsse Südamerikas zwischen dem 10. und 17. Grad südlicher Breite. Im Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen und im Orinoco ist er allenthalben eine bekannte Erscheinung. In seinen Bewegungen soll er sich von den Seedelfinen unterscheiden; er ist langsamer und weniger lebhaft, schwimmt ruhiger, kommt oft



Die Bote (Inia amazonica).

an die Oberfläche, um zu athmen, und vereinigt sich gewöhnlich nur in kleinen Gesellschaften; doch sah Humboldt ihrer viele zusammen. „Die Luft," sagt er, „wurde wieder still, und alsbald fingen große Wale aus der Familie der Spritzfische, ganz ähnlich den Delfinen unserer Meere, an, sich in langen Reihen an der Oberfläche zu tummeln. Die Krokodile, langsam und träge, schienen die Nähe dieser lärmenden, in ihren Bewegungen ungestümen Thiere zu scheuen; wir sahen sie untertauchen, wenn die Spritzfische ihnen nahe kamen. Daß Wale so weit von den Küsten vorkommen, ist sehr auffallend; man trifft sie zu allen Jahreszeiten an und keine Spur scheint anzudeuten, daß sie zu bestimmten Zeiten wandern, wie die Lachse. Die Spanier nennen sie, wie die Seedelfine, Toninas, ihr indianischer Name ist Orinocua." Ein anderes Mal erzählt er: „Im dichtesten Walde

vernahmen wir mit Ueberraschung einen sonderbaren Lärm. Wir schlugen an die Büsche und da kam ein Schwarm vier Fuß langer Toninas zum Vorschein und umgab unser Fahrzeug. Die Thiere waren unter den Aesten eines Baumes versteckt gewesen. Sie machten sich durch den Wald davon und warfen dabei die Wasserstrahlen, nach denen sie in allen Sprachen Blas- oder Spritzfische heißen. Ein sonderbarer Anblick mitten im Lande, drei- bis vierhundert Meilen von den Mündungen des Orinoco und Amazonenstromes. Ich bin immer noch der Ansicht, daß diese Delfine von denen des Meeres ganz verschiedene Arten sind." In vorstehenden Angaben ist so ziemlich Alles enthalten, was wir von dem Leben der Inia wissen. Durch die übrigen Reisenden erfahren wir noch, daß das Thier sich fast im-



Der Schnabeldelfin (Platanista gangetica).

mer nahe der Oberfläche des Wassers hält und nicht selten die lange, schnabelartige Schnauze hervorstreckt und die erhaschte Beute über dem Wasser verschlingt. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Fischen; nebenbei genießen sie aber auch allerlei Baumfrüchte, welche von den Zweigen in die Flüsse fallen. Am liebsten halten sich die Inias in den klaren und tiefen Buchten der Flüsse und Ströme auf; Stellen, wo die Ufer steinig sind, ziehen sie allen übrigen vor. Sie verursachen einen großen Lärm und werden dadurch den Reisenden oft lästig. Wie man beobachtet hat, ziehen sie gern dem Feuer nach und sammeln sich manchmal um ein solches in so großer Menge, daß die am Ufer Lagernden genöthigt sind, das Feuer auszulöschen, um ruhig schlafen zu können.

Ueber die Zeit der Paarung und die Dauer der Tragzeit weiß man Nichts. Das Weibchen, welches D'Orbigny untersuchte, warf während der letzten sechs Stunden seines Lebens ein Jun-

ges von kaum mehr als einem Fuß Länge. Außerdem erfuhr man noch, daß die Mutter ihr Kind mit derselben Zärtlichkeit behandelt, wie andere Delfine.

Nur die Noth treibt den Menschen an, die ganz unschuldige Inia zu verfolgen. Das Fleisch ist hart, der Speck gering und die Haut wenig zur Verarbeitung geeignet; hier und da soll man Schilde aus ihr fertigen. Einen anderen Nutzen gewährt das Thier nicht.

Unter dem Namen Platanista erwähnt Plinius eines Delfins, welcher im Ganges lebt und nach seiner Beschreibung 23 Fuß lang werden soll. Das Thier ist wirklich vorhanden, aber freilich viel kleiner, als der alte berühmte Forscher angibt, nämlich nur 7 Fuß lang. Der sehr schlanke Leibesbau und die halbmondsförmige und getheilte Schwanzflosse, die aufwärts gebogene und verdickte Schnauze und das Sförmig gebogene Spritzloch unterscheiden diesen Wal, den Susuk der Indier oder den Schnabeldelfin des Ganges (Platanista gangetica) hinlänglich von seinen Verwandten. In den Kiefern stehen 30 bis 32 starke, kegelförmig gestaltete, etwas nach rückwärts gekrümmte, spitze Zähne, unter denen die vordersten die längsten und schlanksten sind. Die Fettflosse auf dem Rücken ist nur durch eine erhabene Fetthaut angedeutet. Oben ist sie graulichschwarz, unten graulichweiß gefärbt.

Soviel bisjetzt bekannt, lebt dieses merkwürdige Thier nur im Ganges und seinen verschiedenen Armen. In diesem Strome kommt es oft bis tief in das Land, doch hält es sich gewöhnlich mehr nahe der Mündung auf. Es ist gesellig wie die übrigen, nährt sich von Fischen, Schal- und Wasserthieren und, wie man sagt, auch von Früchten und Reisähren, welche es da wegnimmt, wo die Felder bis hart an den Strom stoßen. Sein langer Schnabel macht es ihm möglich, auch den Schlamm und das Röhricht nach Schalthieren zu durchsuchen. Gewöhnlich schwimmt es nur langsam und schwerfällig dahin, bei Verfolgung der Fische aber zeigt er sich als echter Delfin und jagt pfeilschnell durch die Fluthen. Die Indier stellen ihm seines Speckes wegen nach, weil sie diesen als ein wirksames Mittel gegen Lähmung, Gliederschmerzen und andere Uebel betrachten. Das Fleisch wird von den Fischern nur als Köder zum Fang anderer wohlschmeckender Gangesbewohner benutzt. Hierauf beschränkt sich bisjetzt unsere Kenntniß.

* * *

Noch sind die Naturforscher nicht einig darüber, ob sie in einem der riesigsten Meeresbewohner, dem Pottfisch (Physeter macrocephalus), den Vertreter einer eigenen Familie oder blos einer Sippe anzusehen haben, welche letztere man dann der Familie der Delfine zuzählen müßte. Durch die ungeheure Größe des Leibes und den gewaltigen, dicken Kopf, welcher mindestens ein Drittheil der Leibeslänge einnimmt, unterscheidet sich der Pottfisch allerdings mehr noch von den Delfinen, als von den Walen, der Bau des Schädels aber und die Zähne, welche seine Kiefern bewaffnen, erinnern wiederum an jenen raschen und raubgierigen Meersäuger, und weil gerade Gebiß und Zahnbau gewöhnlich als maßgebend betrachtet werden, ist es erklärlich, daß Viele in dem sonst so eigenthümlich gestalteten Geschöpfe nur einen Delfin erblicken wollen. Wir unsererseits wollen den Pottfisch als ein Thier ansehen, welches sich von dem ihm zunächst stehenden Delfine ungleich mehr unterscheidet, als Säugethiere, welche zu verschiedenen Familien gezählt werden müssen, und erkennen ihn deshalb für würdig, eine besondere Familie zu bilden. Wenn es auch begründet ist, daß man hinsichtlich der Säugethiere sagen kann: „Oeffne dein Maul, damit ich dich kenne!", darf doch das Gebiß allein den Ausschlag nicht geben, wenn es sich darum handelt, einem

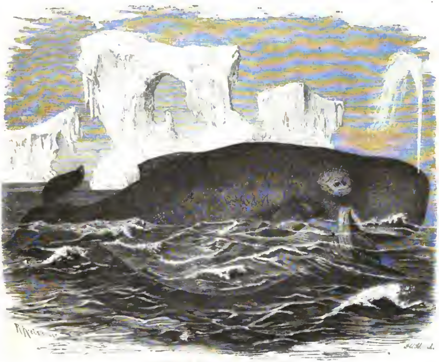
Säuger die ihm gebührende Stellung einzuräumen. Die Betrachtung und Vergleichung des gesammten Leibesbaues allein berechtigt den Forscher zur Trennung oder Vereinigung eines Geschöpfes mit anderen ähnlichen, und wenn wir diese Grundsätze festhalten, bleiben wir wohl kaum lange im Zweifel, was wir aus dem Pottfisch zu machen haben: er zeigt soviel wesentliche Eigenthümlichkeiten, daß er nur für sich allein betrachtet werden kann.

Freilich kann man wieder einwenden, daß wir den Pottfisch selbst noch gar nicht kennen. Bis heutigen Tages sind die Meinungen auch in anderer Hinsicht über ihn getheilt. Viele Forscher nahmen und nehmen noch gegenwärtig mehrere Pottfische an, die Anderen vereinigen alle, welche aufgestellt wurden, zu einer einzigen Art. Die Untersuchung dieser Thiere hat ihre großen Schwierigkeiten und hindert, wie Pöppig treffend bemerkt, eine richtige Auffassung der Gestalt. „Gelegenheit zur richtigen Betrachtung bieten sie selten, und nur dann, wenn Stürme einen solchen Koloß zum Stranden an den europäischen Küsten gebracht haben; niemals aber können die erlangten Ergebnisse der Wahrheit ganz entsprechen, niemals kann das Gesammtbild des Thieres von dem Zeichner treu wiedergegeben werden, weil die ungeheure Körpermasse durch ihr eigenes Gewicht zusammensinkt, theils auch im Sande vergraben ist. Im Wasser ruhig liegende Pottfische bekommt nur der Walfischfänger zu sehen, wenn ihm das Jagdglück günstig sein sollte; allein er hat dann Wichtigeres zu thun, als zu zeichnen. Aus diesem Grunde erklärt es sich, warum es noch keine ganz zuverlässige Abbildung gibt, und warum die mit urtheilsfähigem Auge entworfenen Zeichnungen fehlen, ohne welche der Thierkundige sich umsonst abmüht, die hinsichtlich der Pottwale herrschende Verwirrung zu beseitigen. Man vermag nicht einmal zu entscheiden, ob zwischen den Pottwalen der hochnordischen und südlichen Meere zur Arttrennung berechtigende Verschiedenheit herrscht. Beide Cuvier's sind geneigt, eine solche zu bezweifeln, Bennett hingegen und ebenso mancher andere Thierkundige wollen den Pottfisch der Südsee als eigene Art abtrennen." Das Eine ist sicher: hinsichtlich der Lebensweise und Gewohnheiten ähneln sich alle Pottfische der Erde vollständig, und so genügt es uns, wenn wir das Bekannte zusammenstellen.

Der Pottwal steht hinsichtlich seiner Größe kaum oder nicht hinter dem Walfisch zurück; erwachsene Männchen sollen 60 bis 70 Fuß lang werden und einen Leibesumfang von 38 Fuß erreichen; die Weibchen dagegen sollen blos halb so groß werden. Im Verhältniß zu dieser Größe ist die Brustfinne sehr klein. Bei einem 60 Fuß langen Männchen war sie nur 3 Fuß lang und 2 Fuß breit; die Schwanzfinne dagegen hatte eine Breite von 19 Fuß. Beide Geschlechter ähneln sich; doch wollen einige Walfischfänger einen Unterschied in der Form der Schnauze gefunden haben: sie behaupten, daß diese bei weiblichen Thieren gerade abgestutzt, bei männlichen aber mehr gewölbt sei.

Man kann den Pottfisch das ungeschlachtetste aller Thiere nennen. Der überaus lange, breite, fast viereckige Kopf ist von der Höhe und Breite wie der Leib und geht ohne merkliche Abgrenzung in diesen über. Der Leib ist walzenförmig, in den beiden vorderen Dritteln sehr dick, von da an bis zum Schwanz verschmächtigt; vorn ist er eben und abgeflacht, im letzten Drittel aber gerundet. Hier erhebt sich eine niedere, höckerartige, schwielige, unbewegliche Fettflosse, welche hinten wie abgeschnitten erscheint und nach vorn zu allmählich in den Leib übergeht. Die kurzen, breiten, dicken Brustflossen stehen gleich hinter dem Auge und zeigen auf ihrer Oberseite fünf Längsfalten, welche den Fingern entsprechen; auf der Unterseite sind sie glatt. Die Schwanzfinne ist tief eingeschnitten und zweilappig, in der Jugend am Rande gekerbt, im Alter glatt. Kleine, höckerartige Erhöhungen laufen vom Ende der Fettflosse an bis zur Schwanzfinne herab. Beim Weibchen liegen zwei Zitzen in der Nabelgegend. Der Oberkopf stutzt sich vorn senkrecht ab. Das Spritzloch, eine Sförmig gebogene Spalte von 8 bis 10 Zoll Länge, liegt, abweichend von anderen Thieren, am Schnauzenrande, wie die Nase der meisten übrigen Säugethiere. Die kleinen Augen sind sehr weit nach rückwärts gestellt, die Lider wimperlos. Die Ohren liegen etwas unterhalb des Auges und öffnen sich durch eine kleine Längsspalte. Der Mund ist groß; der Kiefer

öffnet sich beinahe bis zum Auge. Der Unterkiefer ist beträchtlich schmäler und kürzer, als der Oberkiefer, von welchem er bei geschlossenem Munde umfaßt wird. Beide Kiefern sind mit wurzellosen, kegelförmigen Zähnen besetzt. Ihre Zahl schwankt beträchtlich; im Alter fallen manche aus und andere werden von dem Zahnfleisch fast ganz bedeckt. Verhältnißmäßig groß sind nur die Zähne im Unterkiefer, meist 39 bis 50 an der Zahl, in dem einen Kiefer mehr, als in dem anderen. Einige werden fußlang. Bei jungen Thieren sind sie ziemlich scharf zugespitzt, je älter aber der Pottfisch wird, umsomehr stumpfen sie sich ab, und bei ganz alten Thieren erscheinen sie als ausgehöhlte Kegel von Elfenbeinmasse, deren Höhlung mit Knochen ausgefüllt ist. Der Schädel selbst fällt wegen seiner Ungleichmäßigkeit, der Kopf wegen seiner Massigkeit und sich gleich bleibenden



Der Pottfisch (Physeter macrocephalus)

Dicke auf. Unter der mehrere Zoll dicken Specklage breiten sich Sehnenlagen aus, welche einem großen Raume zur Decke dienen. Derselbe ist durch eine wagrechte Wand in zwei durch mehrere Oeffnungen verbundene Kammern getheilt. Der ganze Raum wird durch eine ölige, helle Masse, das Walrath, ausgefüllt, welches außerdem noch in einer vom Kopfe bis zum Schwanze verlaufenden Röhre und in vielen kleinen, in Fleisch und Fett zerstreuten Säckchen sich findet. Im Halse verschmelzen sechs Halswirbel; nur der Atlas bleibt frei. Vierzehn Wirbel tragen Rippen, zwanzig bilden den Lendentheil und neunzehn den Schwanz. Das Schulterblatt ist verhältnißmäßig schmal, der Oberarm kurz und dick, mit dem noch kürzeren Unterarmknochen verwachsen. Das Fleisch ist hart und grobfaserig und von vielen dicken und steifen Sehnen durchflochten. Ueber ihm

liegt eine mehrere Zoll dicke Specklage und endlich die kahle, fast vollkommen glatte, glänzende Haut. Sie ist von einer trübschwarzen, am Unterleibe, dem Schwanze und dem Unterkiefer stellenweise lichteren Farbe. Die Zunge ist mit ihrer ganzen Unterseite am Grunde des Unterkiefers festgewachsen, der Magen viertheilig, der Darm funfzehn Mal so lang, als der Leib, die Luftröhre in drei Hauptzweige gespalten. Außerdem verdient noch ein eigenthümlicher, als Harnblase zu deutender Sack Beachtung. Er liegt über der Wurzel der Ruthe und steht mit einer durch diese verlaufenden Röhre und einer zweiten, welche zu den Nieren führt, in Verbindung. Eine dunkle, orangenfarbige, ölige Flüssigkeit füllt ihn, und zuweilen schwimmen in dieser kugelartige Klumpen von 3 bis 12 Zoll im Durchmesser und 12 bis 20 Pfund Gewicht umher, wahrscheinlich krankhafte Erzeugnisse, dem Harnstein anderer Thiere vergleichbar. Sie sind der bekannte, sehr hochgeschätzte Amber.

Der Pottfisch ist Weltbürger. Alle Meere der Erde beherbergen ihn, und wenn er sich auch in den Meeren rings um den Pol südlich und nördlich des 60. Grades der Breite nur selten findet, so darf man doch annehmen, daß er hier ebenfalls zuweilen sich herumtreibt. Als seine eigentliche Heimat betrachtet man die Meere der südlichen Erdhälfte. Dahin steuern die Schiffer, welche den Fang dieses Riesen betreiben, und vonhieraus wandert derselbe, wie man annimmt, durch alle Meere der Erde. Auch an den europäischen Küsten gehört er nicht zu den Seltenheiten. Die Geschichtsbücher aller Länder, ebensowohl die älteren, wie die neueren, berichten von Pottfischen, welche an ihren Küsten strandeten. Nach Art der Delfine zieht das riesige Thier in Scharen durch das Meer, die tiefsten Stellen desselben auswählend. Gern treibt es sich in der Nähe der steilen Küsten umher, ängstlich vermeidet es die ihm so gefährlichen Seichten. Die Walfischfänger berichten, daß jeder Herde immer ein großes, altes Männchen vorstehe, welches den Zug leite und die Weibchen und Jungen, aus denen die übrige Herde bestehe, vor den Angriffen feindlicher Thiere schütze. Alte männliche Thiere durchziehen wohl auch einzeln die Fluth oder scharen sich wenigstens nur in kleine Gesellschaften zusammen. Zu gewissen Zeiten sollen sich auch mehrere Herden vereinigen und dann zu Hunderten mit einander sich umhertreiben.

Hinsichtlich seiner Bewegung erinnert der Pottfisch mehr an die Delfine, als an die Bartenwale. Er gibt den schnellsten Mitgliedern seiner Ordnung wenig nach. Schon bei ruhigem Schwimmen legt er drei bis vier englische Meilen in der Stunde zurück, bei schnellerem Schwimmen jagt er durch die Fluthen, daß das Wasser brausend aufkocht und die ruhige See Wellen erzeugt, welche weithin sich verbreiten. Dann wetteifert er an Schnelligkeit mit jedem Schiffe. Schon von weitem erkennt man den Pottfisch an seinen Bewegungen. Bei ruhigem Schwimmen gleitet er leicht unter der Wasserfläche dahin, bei schnellerem schlägt er so heftig mit dem Schwanze auf und nieder, daß sein Kopf bald tief untersinkt, bald wieder hoch emportaucht. Gar nicht selten stellt er sich senkrecht in das Wasser, entweder den Kopf oder die Schwanzfinne hoch über den Spiegel emporhaltend und hierdurch von den meisten anderen Walen sich unterscheidend; ja es kommt auch vor, daß er plötzlich mit großer Wucht sich über das Wasser emporschnellt, zwei, drei Mal hinter einander, und sich dann für längere Zeit tief in die Fluthen versenkt. Die Mitglieder einer Gesellschaft ordnen sich gewöhnlich in eine lange Reihe, einer hinter dem anderen, und tauchen zu gleicher Zeit auf und nieder, blasen zugleich ihre Wassersäulen in die Luft und verschwinden fast in demselben Augenblick unter den Fluthen. Selten sind die Thiere ruhig; blos wenn sie schlafen, liegen sie fast bewegungslos auf der Oberfläche des Wassers.

Man hat erfahren, daß der Pottfisch 20 Minuten unter dem Wasser verweilen kann; nach Ablauf dieser Frist aber muß er zur Oberfläche emporsteigen, um von neuem die ungeheure Menge seines Blutes zu reinigen. In Zwischenzeiten von 10 bis 15 Sekunden athmet er dann 30 bis 60 Mal nach einander, entkohlt hierdurch sein Blut und ist nun zu gleich langem Tauchen geschickt. Bei heftigen Bewegungen, z. B. bei Verfolgungen, athmet er rasch und ununterbrochen. Geübte Walfischfänger versichern, daß sie durch das Gehör allein den Pottfisch von allen übrigen Walen unterscheiden.

Sein Blasen soll ein so eigenthümliches Geräusch verursachen, daß eine Verwechselung mit anderen großen Seesäugern kaum möglich ist.

Unter den Sinnen des Thieres glaubt man dem Gefühl den ersten Rang einräumen zu dürfen. Die Haut ist mit zarten Nervenwarzen besetzt und dadurch befähigt, den geringsten Eindruck zur Wahrnehmung zu bringen. Das Gesicht ist ziemlich gut, das Gehör dagegen schlecht. Hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten ähnelt der Pottfisch mehr dem Delfine, als dem Wale; er zeigt so ziemlich dieselben Eigenschaften. Doch meidet er die Nähe des Menschen ungleich ängstlicher, als der den Schiffern so befreundete Delfin, vorausgesetzt, daß er sich nicht verfolgt oder angegriffen sieht; denn dann tritt an die Stelle der Furchtsamkeit ein unbändiger Muth und eine Kampflust, wie wir sie bei anderen Walen nicht wiederfinden. Man hat beobachtet, daß ein Rudel von Delfinen im Stande ist, eine ganze Herde von Pottfischen so zu ängstigen, daß sie allesammt eiligst die Flucht ergreifen; man weiß auch aus Erfahrung, daß alle Pottfische bei Annäherung eines Schiffes so eilig als möglich entfliehen; ja, man kennt Beispiele, daß eine Herde durch plötzliche Annäherung ihrer Feinde so erschreckt wurde, daß sie bewegungslos am ganzen Leibe bebte, an einer Stelle blieb oder ganz ungeschickt geradezu verwirrte Anstrengungen machte und dem Menschen hierdurch Gelegenheit gab, mehrere Mitglieder der Thiere zu bewältigen. Die Walfischfänger wollen wissen, daß Dies gewöhnlich der Fall ist, wenn zuerst ein Weibchen verwundet wurde, während die ganze Herde die Flucht ergreift, wenn das leitende Männchen seinen Tod fand.

Soviel man weiß, bilden verschiedene Arten von Kopffüßlern die hauptsächlichste Nahrung des Pottfisches. Kleine Fische, welche zufällig in den großen Rachen sich verirren, werden natürlich auch mit verschluckt; auf sie aber macht unser Wal eigentlich keine Jagd. Aeltere Seefahrer erzählten, daß der Pottfisch sich auch an Haifische, Robben, Delfine und selbst an Bartenwale wage, die neueren, genaueren Beobachter haben aber hiervon Nichts bemerkt. Von ihnen erfahren wir dagegen, daß der Pottfisch zuweilen pflanzliche Nahrung genießt; wenigstens haben sie in dem Magen erjagter Wale dieser Art verschiedene Baumfrüchte gefunden, welche durch die Flüsse in die See geführt worden waren.

Zu allen Zeiten des Jahres hat man Mütter mit säugenden Jungen getroffen. Bennett, welcher am genauesten über den Pottfisch berichtet, hat die Säuglinge nur in den Monaten März, April, Oktober und November vermißt; doch beweist diese Angabe durchaus noch nicht, daß zu dieser Jahreszeit keine Jungen geboren würden. In der Regel bringt jedes Weibchen nur ein einziges Junge zur Welt; man will jedoch auch schon deren zwei bei der Mutter gesehen haben. Die Säuglinge, welche etwa 14 Fuß lang sind, schwimmen lustig neben der Mutter her und begleiten sie auf allen ihren Zügen. Beim Säugen soll sich die Mutter auf die Seite legen und das Junge die Zitze mit dem Winkel, nicht aber mit der Spitze der Kiefern fassen.

Der Pottfisch wurde schon seit alten Zeiten von Walfischfängern verfolgt, allein erst vom Ende des 17. Jahrhunderts an mit besonderem Eifer. Die Amerikaner rüsteten im Jahre 1677, die Engländer erst 100 Jahre später Schiffe zum Pottfischfang aus. Seit Anfang unseres Jahrhunderts ist die Südsee der hauptsächlichste Jagdgrund dieser Schiffer, und heutzutage noch sind es fast nur die Engländer und Nordamerikaner, welche sich mit dem Fang beschäftigen. In den Jahren 1820 bis 1830 sind durch englische Walfischfänger 45,933, im Durchschnitt also jährlich fast 4600 Tonnen Walrath erbeutet worden; in den Jahren 1831 und 1832 stieg die Ausbeute auf 7605 und bezüglich 7165 Tonnen. Von da an hat sie etwas abgenommen, weil die Kosten der Ausrüstung für diese Schiffe allzuhohe Summen in Anspruch nehmen und der Erfolg immer nur ein ungewisser bleibt. Freilich ist auch der Gewinn bedeutend: jede Tonne Walrath wird mit mindestens 18 Pfund Sterling bezahlt.

Die Jagd auf den Pottfisch ist mit weit größeren Gefahren verbunden, als der Fang des eigentlichen Walfisches. Nur höchst selten ist dieser im Stande, seinen kühnen Feinden Etwas anzuhaben, während jener, wenn er angegriffen wird, sich nicht allein vertheidigt, sondern muthig auf sei-

nen Gegner losstürmt und beim Angriff sich nicht allein seines Schwanzes, sondern auch seines furchtbaren Gebisses bedient. Schon jetzt weisen die Geschichtsbücher viele Unglücksfälle auf, welche durch den Pottfisch herbeigeführt wurden. Die Mannschaft des Schiffes Esser hatte einen Pottfisch verwundet, mußte aber zum Schiffe zurückkehren, weil ihr Bot durch einen Schwanzschlag des harpunirten Thieres stark beschädigt wurde. Während die Seeleute beschäftigt waren, das Bot auszubessern, erschien ein anderer Pottfisch in geringer Entfernung vom Schiffe, betrachtete es eine halbe Minute lang aufmerksam und verschwand wieder in der Tiefe. Nach wenigen Augenblicken kam er jedoch wieder an die Oberfläche, eilte in voller Hast herbei und rannte mit dem Kopfe so gewaltig gegen das Schiff, daß die Seefahrer glaubten, ihr Fahrzeug wäre in vollem Lauf auf ein Riff gestoßen. Das wüthende Thier ging unter dem Schiffe weg, streifte den Kiel, drehte sich um und kam von neuem herbeigeschossen. Der zweite Stoß schlug den Bug ein und brachte das Fahrzeug zum Sinken. Von der Mannschaft wurden nur Wenige gerettet. Ein zweites amerikanisches Schiff, der Alexander, wurde ebenfalls durch einen Pottfisch vernichtet; ein drittes, die Barke Cook, nur durch einen gutgezielten Kanonenschuß vom Untergang gerettet. Vier Monate nach Untergang des Schiffes Alexander fing die Mannschaft der Rebekka einen ungeheuren Pottfisch, welcher sich ohne jeden Widerstand einbringen ließ. Man fand 2 Harpunen in seinem Körper, gezeichnet Alexander. Der Kopf war stark beschädigt und aus der fürchterlichen Wunde ragten große Stücke von Schiffsplanken hervor. Man weiß selbst von Fällen zu berichten, daß Pottfische Schiffe ohne allen Grund herausfordern, angreifen und zerstören. So geschah es mit dem Waterloo, einem mit Früchten beladenen britischen Fahrzeuge, welches in der Nordsee durch einen Pottfisch zertrümmert wurde. Wie viele andere Schiffe noch durch das gewaltige Thier vernichtet worden sind, ist schwer zu sagen.

Mit den großen Gefahren, welchen der Pottfischfang zur Folge hat, steht der zu hoffende Gewinn, so groß er auch ist, kaum im Einklang. Außer dem Speck, welcher einen sehr guten Thran liefert, erzeugt der Pottfisch noch den Walrath und den Amber, beide Gegenstände vom größten Werthe. Der Walrath ist im frischen Zustande flüssig, durchsichtig und fast farblos, gerinnt in der Kälte und nimmt dann eine weiße Farbe an. Jemehr er gereinigt wird, um so härter und trockener zeigt er sich, bis er schließlich zu einer mehlartig sich anfühlenden, aus kleinen Blättchen zusammengesetzten, perlmutterglänzenden Masse sich gestaltet. Man verwendet ihn ebensowohl in der Heilkunde, als zum Anfertigen von Kerzen, welche allen übrigen vorgezogen werden. Werthvoller noch ist der Amber, über welchen man seit den ältesten Zeiten unendlich viel gefabelt hat. Er ist eine leichte und haltlose, wachsartige Masse von sehr verschiedener Farbe, welche sich fettig anfühlt und einen höchst angenehmen Geruch besitzt. Durch Wärme läßt er sich erweichen, in kochendem Wasser in eine ölartige Flüssigkeit umwandeln, bei großer Hitze sich verflüchten. Man verwendet ihn hauptsächlich als Räuchermittel oder mischt ihn sogenannten wohlriechenden Oelen und Seifen bei. Schon die alten Römer und Araber kannten seine Anwendung und seinen Werth; bereits bei den Griechen wurde er in der Arzneiwissenschaft als krampfstillendes, beruhigendes Mittel verwandt und hat sich bis zum vorigen Jahrhundert in allen Apotheken erhalten. Noch heutzutage ist sein Werth ein außerordentlich hoher: eine Unze von der besten Sorte wird gegenwärtig mit 60 Thlr. unseres Geldes bezahlt.

Lange Zeit war der Amber ein vollkommen räthselhafter Gegenstand. Die alten Griechen betrachteten ihn ganz richtig als den Auswurfsstoff eines Thieres; später jedoch tauchten andere Meinungen auf. Man hielt ihn bald für den Koth eines fabelhaften Vogels, der nur wohlriechende Kräuter fresse, bald für ein schwammiges Seegewächs, bald für ein Gummiharz, bald für umgewandelten Schaum des Meeres. Erst Boylston erkannte im Jahre 1724 zufällig den wahren Erzeuger des kostbaren Stoffes. — Häufiger als aus dem Leibe des Pottfisches gewinnt man den Amber durch Auffischen im Meere. Es wird erzählt, daß glückliche Fänger Klumpen von 50 Pfund aus dem Leibe großer Pottfischmännchen geschnitten hätten, und früher wurde behauptet, daß selbst Klumpen von 130 bis 150 Pfund in dem Oele der betreffenden Blase umherschwämmen. Daß man

wirklich Stücke von 180 Pfund bei einer Länge von über 5 Fuß und einer Dicke von mehr als 2 Fuß aufgefischt hat, unterliegt keinem Zweifel; doch ist es wahrscheinlich, daß so große Klumpen von den Wellen zusammengetrieben und vielleicht durch die in der Sonnenhitze mögliche theilweise Schmelzung an einander geklebt wurden.

Außer diesen drei wichtigsten Fettstoffen finden auch die Zähne des Pottfisches eine Verwendung. Sie sind hart, schwer, lassen sich leicht glätten und bearbeiten und würden dem Elfenbein an Werth gleichgeschätzt werden, wenn sie dieselbe reine Farbe besäßen.

* * *

In der vierten und letzten Familie (Balaenae) vereinigt man diejenigen Wale, deren Rachen keine Zähne, sondern Barten in sich trägt. Diese Horngebilde sind die eigentlichen Kennzeichen aller hierher gehörigen Thiere: sie sind nur ihnen eigenthümlich. Man sagt gewöhnlich, daß sie den betreffenden Wälen anstatt der Zähne gegeben seien; allein diese Ausdrucksweise bedarf mindestens noch einer Erklärung. Die Barten vertreten nämlich weder die Stelle der Zähne, noch ähneln sie ihnen hinsichtlich ihrer Anlage, ihrer Befestigung am Kiefer und ihrer Gestaltung. Bei ganz jungen Walen hat man in den Kiefern kleine, knochenartige Körperchen gefunden, welche man als Zahnkeime deuten konnte; dagegen sitzen die später erscheinenden Barten gar nicht an den Kiefern, sondern am Gaumen und sind nicht unmittelbar an den Kopfknochen befestigt. Ihre Querstellung im Gewölbe der Mundhöhle erinnert an die Gaumenzähne der Fische. Die Barten selbst sind nur hornige, nicht knochige Oberhautgebilde; jede einzelne ist eine vier- und dreiseitige hornige Platte, an welcher man eine Rinden- und Markmasse unterscheiden kann. Erstere besteht aus dünnen, über einander liegenden Hornblättern; letztere bildet gleichlaufende Röhren, welche am unteren Ende der Platte in borstenartige Fasern enden. An ihrer Wurzel werden sie durch gekrümmte Hornplatten verbunden, und so ruhen sie auf einer zolldicken, gefäßreichen Haut, von welcher aus sie ernährt werden. Das Rachengewölbe ist zur Aufnahme der zahlreichen Barten zu beiden Seiten eines in seiner Mitte hervortretenden Längskiels muldenförmig vertieft. In diesen Mulden stehen die Blätter quer und hinter einander dicht gedrängt, nach hinten in größeren Zwischenräumen und nach beiden Richtungen hin sich verkleinernd. Am äußeren Rande des Kiefers erscheinen sie mit ihren stumpfen Enden wie die Zinken eines Kammes; nach der Mitte der Kaufläche hin verschmälern und spitzen sie sich zu. Ihre Zahl in beiden Kiefern schwankt zwischen 300 bis 1000.

Die Bartenwale sind ungeheure Thiere mit sehr großem Kopfe, weit gespaltenem Rachen, doppelten Nasen- und Spritzlöchern, verdeckter Ohröffnung und sehr kleinen Augen. Ihre Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 14 oder 15 Brust-, 11 bis 15 Lenden- und 21 und mehr Schwanzwirbeln. Nur eine Rippe verbindet sich unmittelbar mit dem Brustbein; alle übrigen sind falsche. Am Schädel sind die Kiefer bogenartig gekrümmt und schnabelartig verlängert, gegen den äußerst kleinen Hirnkasten ungeheuer groß. Das Schulterblatt ist sehr breit, die Hände verschieden gestaltet, indem sie bald mehr, bald weniger Zehen enthalten. Die schwere Zunge ist ringsum im Maule festgewachsen und unbeweglich, die Speiseröhre sehr eng, der Magen dreitheilig.

Erwachsen können die Bartenwale eine Länge von 80 bis mehr als 100 Fuß und ein Gewicht von 2500 Centnern erreichen. Sie sind demnach die größten aller Geschöpfe, welche unsere Erde gegenwärtig beherbergt und jemals erzeugte.

Sie leben ziemlich einzeln; denn nur zufällig, vielleicht durch reichliche Nahrung herbeigelockt, sieht man sie in Scharen beisammen. Die meisten wohnen im Eismeere und verlassen nur zuweilen die Buchten zwischen den Eisfeldern; andere ziehen südlicher gelegene Meerestheile vor. Sie halten sich nicht immer in einer Gegend auf, sondern wandern. Im Winter treiben sich einzelne Arten mehr in der hohen See herum, während sie gegen den Herbst hin und den Winter hindurch die Nähe der Küsten aufsuchen. Auch scheint es, daß einige regelmäßige Wanderungen von den Polen auch

gegen den Gleicher hin oder von Westen nach Osten und zurück unternehmen. Ungeachtet ihrer ungeheuren Massigkeit bewegen sie sich im Wasser rasch und gewandt; ja, die meisten durchziehen die Fluth fast mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffes. Sie schwimmen geradeaus, aber in beständigen Bogenlinien fort, indem sie bald bis zur und theilweise bis über die Oberfläche des Wassers emporkommen, bald wieder unter ihr fortsegeln. Nach eigenen Beobachtungen kommen sie, wenn sie ungestört sich bewegen, durchschnittlich alle 40 Sekunden mit dem ungeheuren Kopf und einem Theile des Rückens über den Meeresspiegel empor, um Luft zu schöpfen. Unter schnaubendem, hörbarem Geräusch treiben sie das in die Nasenlöcher eingedrungene Wasser mit großer Kraft heraus.

Bei Gefahr verschwinden sie in der Tiefe und hier können sie unter Umständen lange verweilen, wenn auch die gewöhnlich angeführten Schätzungen, nach welchen sie halbe oder ganze Stunden lang unter Wasser zu bleiben vermögen, übertrieben sein dürften.

Ungestört verweilen sie immer an der Oberfläche. Hier legen sie sich bisweilen auf den Wasserspiegel, bald auf den Rücken, bald auf die Seite, wälzen sich, stellen sich senkrecht und treiben andere Spiele. Manchmal schnellen sie sogar mit halbem Leibe über den Wasserspiegel heraus. Bei ruhiger See überlassen sie sich wohl auch dem Schlafe auf den Wellen, welche sie hin- und hertragen.

Die Nahrung der größten Thiere der Erde besteht aus kleinen, unbedeutenden Weich- und Schalenthierchen, Sepien, Seeanemonen, Quallen und Würmern; darunter befinden sich gar viele, welche dem bloßen Auge kaum sichtbar sind. Aber von diesen Geschöpfen nehmen die Wale freilich Millionen mit einem Schluck zu sich. Den ungeheuren, weitgespaltenen Rachen aufgesperrt, streicht der Wal rasch durch die Fluth, füllt das ganze Mundgewölbe mit Wasser und den in ihm schwimmenden und lebenden niederen Thieren an und schließt, wenn das Gewimmel derselben seiner gar nicht unempfindlichen Zunge fühlbar wird, endlich die Falle. Alle Fasern der Barten stehen senkrecht nach unten und bilden so eine Art von Sieb oder Reuße, durch welche beim Schließen des Maules das Wasser zwar entweichen kann, die sämmtlichen kleinen Geschöpfe aber zurückgehalten werden. Ein einziger Druck der plumpen, kaum beweglichen Zunge treibt nun die ganze Gallerte durch die Mundröhre hinab in den Magen. Die Falle wird von neuem geöffnet, und weiter streicht der Wal durch die Fluth. Ein kleiner Fisch, welcher zufällig in diesen Naturhamen gelangen sollte, wird wahrscheinlich auch mit verschluckt, für größere aber ist der Schlund zu eng. Nebenbei fressen die Thiere auch Seetange mit, welche zufällig in den Rachen gekommen sind.

Hinsichtlich der Sinne stehen die echten Wale den früher beschriebenen Seesäugern ziemlich gleich. Gesicht und Gefühl sind ihre ausgebildetsten Sinne. Die geistigen Fähigkeiten sind aber noch schwächer, als bei den Pottwalen. Alle Bartenwale sind furchtsam, scheu und flüchtig; sie leben unter sich friedlich und harmlos und wohl auch mit den meisten anderen Seethieren in Frieden. Nur wenn sie sich angegriffen sehen, zeigt sich ihr natürlicher Muth, welcher selbst in Wildheit ausartet. Sie vertheidigen sich mit Heftigkeit und gar nicht selten mit Erfolg. Ihre Hauptwaffe ist der Schwanz, dessen ungeheure Kraft man sich vorstellen kann, wenn man erwägt, daß er das Hauptwerkzeug ist, vermittelst dessen der Wal seinen massigen Leib mit Dampferschnelle durch die Wogen treibt. Ein einziger Schlag des Walfischschwanzes genügt, um das stärkste Bot in Trümmer zu schlagen oder in die Luft zu schleudern; ein einziger Schlag ist hinreichend, schon ein sehr starkes Thier und somit auch den allerschlimmsten Feind der Wale, den Menschen nämlich, zu tödten.

Auch über die Fortpflanzung der Bartenwale ist man noch nicht ganz im Reinen. Man weiß, daß die Weibchen oder „Kühe“, wie die Grönländer sie zu nennen pflegen, ein einziges (Andere sagen zwei) Junge zur Welt bringen, welches sie lange säugen, sehr lieben, mit Muth und Ausdauer vertheidigen, bei Gefahr unter einer der Finnen verbergen und solange führen, bis der junge Wal selbständig geworden. Ueber die Zeit der Trächtigkeit aber fehlen genaue Beobachtungen durchaus. Es ist wahrscheinlich, daß die Bartenwale verhältnißmäßig schnell wachsen; dennoch gehört eine größere Reihe von Jahren dazu, ehe sie ihre volle Größe erlangt. Gegenwärtig trifft man nur selten vollständig erwachsene Wale an: Speck, Thran und Fischbein sind so gewinnbringende

Gegenstände, daß der Mensch es gar nicht mehr dazu kommen läßt, daß eins der gewaltigen Thiere sein volles Alter erreicht. An Altersschwäche stirbt gegenwärtig kein Bartenwal mehr; für jeden, welcher lebt, ist bereits eine Harpune geschmiedet. Thran und Fischbein sind das Verderben der Thiere, Fleisch, Haut und Knochen, welche von einigen Völkerschaften benutzt werden, kommen nicht in Betracht; denn jene Völkerschaften sind keine gefährlichen Gegner unserer Thiere.

In der ersten Sippe der Familie vereinigt man die Finnfische oder Schnabelwale (Balaenoptera), lange, schlank gebaute Thiere mit einer, wenn auch nicht gerade hohen Fettflosse hinter der Rückenmitte, kleiner Schwanzfinne, schmalen Brustflossen, fast gerader Schnauze und zahlreichen, tiefen Furchen, welche von dem Unterkiefer an bis zum Nabel längs des Bauches verlaufen. Im Vergleich zum Walfisch ist hauptsächlich die Größe und Schlankheit der Finnfische bemerkenswerth. Das Geripp besteht aus 7 Halswirbeln, welche selten mit einander verwachsen; darauf folgen 15 Rücken-, 14 Lenden- und 24 Schwanzwirbel.



Der Finnfisch (Balaenoptera boops).

Der Finnfisch, nordische Schnabelwal, Nordwal oder Rorqual, auch Jubarte, Gibbar und Jupitersfisch genannt (Balaenoptera boops), ist verhältnißmäßig der schlankeste aller Wale und das längste aller Thiere der Erde; denn er kann eine Länge von mehr als 100 Fuß erreichen. Zwei Finnfische, welche an der Ostküste Nordamerikas und zwar in der Nähe des Columbiaflusses und bezüglich in der Davisstraße strandeten, maßen sogar 105 Fuß in der Länge. Der kegelförmig gestaltete Kopf nimmt etwa den vierten Theil des Riesenleibes ein und geht ohne Unterbrechung in denselben über. Der Leib ist am stärksten unter den Brustfinnen, nimmt nach vorn zu nur wenig an Dicke ab, verdünnt sich aber von den Brustflossen an allmählich gegen die verhältnißmäßig sehr kleine Schwanzflosse zu und drückt sich

vor ihr seitlich zusammen. Die Brustflossen, welche dicht hinter dem Kopfe liegen, haben etwa $^1/_{10}$ der Leibeslänge; die von Fett strotzende, kegelförmig gestaltete, mit der stumpfen Spitze sich nach rückwärts neigende und am hinteren Rande ausgeschnittene Rückenflosse steht ungefähr im letzten Fünftel der Leibeslänge; die Schwanzfinne ist vollkommen flach gedrückt, in der Mitte tief ausgeschnitten und deutlich in zwei Lappen geschieden; ihre Breite kommt dem Fünftel der Leibeslänge ziemlich gleich. Die Augen liegen unmittelbar hinter und über dem Winkel der fast geraden Schnauze, die außerordentlich kleinen Ohröffnungen zwischen Auge und Brustflossen, die Spritzlöcher auf der Oberseite der Schnauze und zwar auf einer Erhöhung vor den Augen; sie sind durch eine Scheidewand in zwei gleich gekrümmte Oeffnungen getheilt und schräg gerichtet, sodaß ihre vorderen Enden höher als die hinteren stehen. Eine erhabene, rundliche Leiste umgibt sie und bildet zugleich den Rand für eine seichte Vertiefung, welche auf jener Erhöhung sich einsenkt. Der Leib ist vollkommen nackt, mit alleiniger Ausnahme einiger wenigen Haare oder besser groben, büschelweise vertheilten, an der Spitze in sehr feine Theile zerschlissenen Hornfäden, welche am oberen Ende des Oberkiefers sich befinden, manchmal 3 Fuß lang werden, sich aber auch gänzlich abschleifen. Auf der Oberseite ist die glänzende Haut tiefschwarz, unten reinweiß, porzellanartig, in den tieferen Furchen bläulichschwarz. Diese Furchen beginnen am Rande des Unterkiefers und verlaufen von da aus längs der ganzen Unterseite bis gegen den Nabel hin, d. h. bis über den halben Leib weg. Die untersten sind die längsten, die obersten die kürzesten. Jede dieser flachen Falten ist etwa einen Zoll breit und durch vertiefte Furchen von einander getrennt, welche jedoch hier und da verschwinden und somit die strenge Regelmäßigkeit des Verlaufs der Falten aufheben. Die zahnlosen Kiefern tragen jederseits etwa 350 bis 375 Bartenreihen, die vorn am engsten zusammenliegen und hinten am weitesten von einander entfernt stehen. Der Seitenrand des Oberkiefers ist unten sanft ausgeschweift und zieht sich nach hinten bogenförmig nach dem Auge hin. Der Unterkiefer ist wenig gebogen, und deshalb klaffen die Kiefern etwas aus einander. Die Unterlippe bewirkt den Schluß des Maules; er nimmt die Barten gänzlich in sich auf.

Der nördlichste Theil des atlantischen Weltmeers und das Eismeer sind die Heimat des Finnfisches. Besonders häufig zeigt er sich in der Nähe der Bäreninsel, Novaja Semljas und Spitzbergens; aber auch in der Nähe des Nordkaps ist er nicht selten. Auf einer drei Tage dauernden Reise von Vadsö nach Hammerfest sah ich fünf Finnfische, darunter einen außerordentlich großen, welcher sich im Porsangerfjord herumtrieb. Zu gewissen Zeiten steigt das Thier in südlichere Gewässer herab, und somit findet man es auch in den gemäßigten und tropischen Meeren; ja, es soll sogar im südlichen Eismeer umherschweifen. Wie es scheint, finden diese Wanderungen im Frühjahre und im Herbste statt; wahrscheinlich geht es im Herbst südlich, im Frühjahr nördlich. In früheren Zeiten fand man es in großer Menge in der Nähe der Falklandsinseln; gegenwärtig ist es weit seltener geworden.

Wie man schon aus der schlanken Gestalt schließen kann, ist der Finnfisch in allen seinen Bewegungen ein rasches, gewandtes Thier. Er ist der schnellste aller Wale; denn er läßt, wenn er mit voller Kraft durch die Wogen schießt, jedes Dampfschiff hinter sich. Er schwimmt in gerader Richtung und kommt sehr oft an die Oberfläche, um zu athmen. Nach meinen eigenen Beobachtungen erschien er durchschnittlich alle 90 Sekunden, um Luft zu schöpfen. Das brausende Geräusch beim Ausathmen und bezüglich Auswerfen des Wassers vernahmen wir schon in einer Entfernung von einer guten halben Stunde; von dem widrigen Geruch dagegen, welcher dem ausgestoßenen Wasser anhaften soll, haben wir Nichts verspürt. Bisweilen liegt er auf der Oberfläche des Wassers auf der Seite und schlägt mit den Brustfinnen auf die Wellen, dreht und wendet sich, legt sich auf den Rücken, taucht unter und scherzt überhaupt gar lustig im Wasser umher, ja er soll selbst, wie ein kleiner Fisch, den ganzen gewaltigen Leib durch einen mächtigen Schlag der Schwanzflosse über das Meer emporschleudern und dann mit donnerähnlichem Gepolter in der Tiefe versinken. Er ist ein höchst muthiger Gesell und übertrifft den eigentlichen Walfisch in allen geistigen Fähigkeiten bei weitem.

Die Berichte stimmen darin überein, daß er an Wildheit und Kühnheit kaum hinter dem bösartigsten aller Wale zurücksteht. Nicht blos die Mutterliebe ist bei ihm außerordentlich groß, sondern auch die Liebe zu seinen Genossen, welche er bei Gefahr nach Kräften zu vertheidigen sucht.

Der Finnfisch liebt eine kräftigere Nahrung, als der Wal. Sie besteht größtentheils aus kleinen Fischen, welche er oft scharenweise vor sich hertreibt und in dem weiten Rachen schockweise auf ein Mal fängt; nebenbei werden auch schalenlose Weichthiere und andere kleine Meeresbewohner mit aufgenommen, ja, er soll sich selbst von Tangen nähren und zwar nicht blos von solchen, welche zufällig ihm in das Maul gerathen, er soll vielmehr diese Wasserpflanzen förmlich abweiden. Es ist thatsächlich erwiesen, daß er sich auf seinen Zügen nur solange in ein und derselben Gegend aufhält, als noch Tange in ihr vorhanden sind, dann aber andere pflanzenreichere Orte aufsucht. Freilich ist hierbei immer festzuhalten, daß die Tange es sind, welche auch seine Nahrung herbeiziehen, und deshalb noch nicht zweifellos erwiesen, daß die Pflanzen den Hauptbestand seiner Nahrung ausmachten. Dagegen läßt sich nun wieder einwenden, daß kein anderer Wal freiwillig so nahe an die gefährlichen Küsten herankommt, als gerade der Finnfisch. Er allein ist es, welcher sich in den engen Fjorden Norwegens umhertreibt und die übrigen schmalen Buchten des Meeres besucht; er ist es aber auch, welcher am häufigsten strandet. Man kennt allein vom Jahre 1819 an mehr als zwanzig Beispiele, daß Finnfische auf den Strand europäischer Küsten geworfen wurden und elendiglich umkamen.

Ueber die Zeit der Paarung und die Dauer der Trächtigkeit weiß man nichts Gewisses. Man nimmt an, daß jene im Sommer stattfindet und diese etwa 9 bis 10 Monate in Anspruch nimmt. Auch über die Anzahl der Jungen sind die Angaben nicht übereinstimmend. Die Meisten sagen, daß der Finnfisch nur ein Junges werfe, während Andere von zweien reden. Die Mutter liebt ihren Sprossen ungemein. Er schwimmt stets an ihrer Seite, und wenn er säugt, erfaßt er die Zitze und läßt sich von der Mutter ruhig nachschleifen. Bei Gefahr sucht sie ihn auf alle mögliche Weise zu schützen. Sie fährt wüthend unter die Bote ihrer Verfolger, schlägt mit dem Schwanze und den Brustfinnen um sich und achtet keine Wunde, wenn es gilt, ihr Theuerstes zu schützen.

Die Jagd des Finnfisches ist wegen der großen Schnelligkeit und Heftigkeit des Thieres schwieriger, und der Nutzen, welchen das erlegte Thier gewährt, weit geringer, als bei dem eigentlichen Walfisch. Deshalb stellt man ihm auch nicht regelmäßig nach, wie diesem. Man sucht zwar jedes Finnfisches, den man bemerkt, habhaft zu werden, aber doch nur dann, wenn keine Walfische in der Nähe sind. Jagd und Fang sind genau dieselben, wie bei den übrigen Walen, aber mit größerer Gefahr verbunden, als beim Wal. Wenn der Finnfisch die Harpune erhält, fährt er mit rasender Heftigkeit zur Tiefe hinab, so daß gar nicht selten das Bot unter das Wasser gezogen wird. Falls er längs der Oberfläche fortschwimmt, sind die Fänger schon zufrieden, obgleich er sie oft sieben bis acht Meilen hinter sich nachschleppt, ehe er ermüdet. Uebrigens ist die Gefahr, durch ihn das Bot zu verlieren, nicht die geringste; denn nicht selten kommt es vor, daß er sich plötzlich gegen seine Angreifer wendet und durch einen Schlag mit dem Schwanze Bot und Mannschaft vernichtet. Anderson berichtet, daß andere Finnfische, welche in der Nähe sich befinden, ihrem angegriffenen Gefährten zu Hilfe eilen, und ein alter Seemann erzählt, daß die Verwundeten ein fürchterliches Gebrüll ausstoßen, welches alle Wale im Umkreise herbeilockt. Soviel scheint festzustehen, daß die Anhänglichkeit dieser Thiere an ihre Gefährten groß ist. Wie andere Wale, geht auch der Finnfisch bald zu Grunde, wenn die Harpune so gut geschleudert wurde, daß sie durch den Speck in das Fleisch eindrang; ein edler Theil des Leibes braucht nicht verletzt zu werden: die sehr bald beginnende Eiterung führt den Tod herbei.

Ein Finnfisch, dessen Geripp ich bei einem norwegischen Kaufmann und Naturforscher in Vadsö liegen sah, war auf sonderbare Weise erlegt worden. Er hatte sich beim Besuchen des Varanger Fjords zwischen Scheren festgearbeitet und zuletzt so zwischen die Felsen gezwängt, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte. Einige lappländische Fischer, welche ihn sahen, eilten herbei und suchten sich nun des Ungeheuers zu bemächtigen. Sie hatten keine andere Waffe, als ihre

großen Messer, säumten aber keinen Augenblick, mit diesen dem Thiere im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf den Leib zu rücken. Sie erkletterten mühselig den glatten Rücken unseres Wales und schnitten und stachen solange an ihm herum, bis er seinen Geist aufgegeben hatte. Der Kaufmann Nordvi kaufte ihn für dreißig Thaler Geldes ab; er gewann aber schon aus dem Thran allein das Vierfache seiner Auslage, und hatte außerdem noch das von den Fängern gewöhnlich verachtete Geripp sorgfältig aufbewahrt, in der Absicht, es an eins der Museen zu verkaufen.

Gewöhnlich gibt der Finnfisch wenig Thran, ein Thier von 88 Fuß Länge nicht mehr als 8 bis 10 Tonnen. Der Speck ist dünn, wässerig, bei jungen Thieren gallertartig und fast völlig thranlos. Die Barten sind kurz und brüchig; Fleisch und Knochen werden gewöhnlich gar nicht benutzt, sondern den Thieren des Meeres überlassen. Außer dem Menschen soll der Butskopf oder Schwertfisch der gefährlichste Feind seines gewaltigen Verwandten sein. Man behauptet, daß er scharenweise den vor ihm in eiliger Flucht dahinjagenden Schnabelwal verfolge, denselben mit seinem fürchterlichen Gebiß angreife und nicht eher von ihm ablasse, als bis er getödtet oder aus Angst auf den Strad gerannnt sei.

Neben diesem Riesen erscheint der Sild oder Sommerwal (Balaenoptera rostrata), welcher derselben Familie angehört, als ein Zwerg, und wird deshalb auch wohl geradezu Zwergwal genannt. Er erreicht blos 30 Fuß Länge, ähnelt aber sonst dem Finnfisch so, daß er für das Junge desselben angesehen worden ist. Die Oberseite ist dunkel, fast schwarz, die Unterseite licht, ins Röthliche spielend, mit einem rosenfarbigen Anflug an der Kehle und Bauch, welcher durch die röthliche Hautfarbe bewirkt wird. Den Hauptunterschied zwischen beiden Thieren bildet die verschiedene Zahl der Wirbel; denn der Zwergwal hat nur 7 Hals-, 11 Rücken- und 18 Schwanz-, im ganzen also blos 48 Wirbel. Die Barten, von denen man 320 in jeder Reihe zählt, sind weißgelb..

Der Sildwal bewohnt den nördlichen Theil des atlantischen, möglicherweise auch die durch die Behringsstraße mit diesem in Verbindung stehenden Theile des indischen Meeres. Er ist nirgends gerade selten, kommt jedoch immer nur einzeln oder höchstens in kleinen Gesellschaften vor. Wie es scheint, leben beide Geschlechter im Sommer getrennt, und gesellen sich erst zur Zeit der Paarung, welche im November stattfinden soll. Nach 11 bis 12 Monaten wirft das Weibchen ein Junges, welches etwa 9 Fuß lang, schon im ersten Jahre um 3 bis 4 Fuß an Länge zugenommen hat und sehr rasch fortwächst. Die Nahrung des Zwergwales besteht vorzugsweise aus Fischen, und zwar nicht blos aus kleinen, sondern auch aus solchen von Lachsgröße. Sepien und Quallen hat man ebensowenig, als Tange in seinem Magen gefunden.

Man macht auch auf diesen Wal Jagd, aber nur, wenn er der Küste nahe kommt. Die Fischer vereinigen sich, bilden einen Halbkreis und versuchen durch Rufen und Schreien den Wal zu erschrecken und in eine enge Bucht zu treiben, wo er dann gewöhnlich auf den Strand läuft und zusammengestochen wird. Der Speck gilt als sehr wohlschmeckend, und soll sich eingesalzen lange aufbewahren lassen. Der Thran wird als vorzüglich gerühmt, und auch das Fleisch von den Nordländern verwendet, und zwar genossen.

Eine dritte Art der Finnfische ist der Keporkak der Grönländer, der Humpback oder Bunsch der Engländer (Balaenoptera longimana), ein plump gebautes Thier von 80 bis 90 Fuß Länge, durch den verhältnißmäßig sehr großen Kopf und durch die am vorderen und hinteren Ende buchtig gekerbten, rundlich endenden Brustflossen ausgezeichnet: diese messen über ein Viertel der Leibeslänge, d. h. bis 26 Fuß. Die Oberseite ist schwarz, der Bauch graulichweiß gefärbt; die Brustfinnen sind weißlich, die Hauptfurchen am Unterhalse und an der Brust hellroth.

Auch dieser Wal ist Weltbürger. Man hat ihn in allen Meeren gefunden, wenn auch nicht so nahe an den Polen, wie die übrigen Verwandten. Es scheint, daß er wandert. Vom Mai bis

zum November findet man ihn in der Davisstraße, im März und April an den Bermuden, im Winter fern von den Küsten in der hohen See, sowohl im Norden, wie im Süden. Er schwimmt rasch und gewandt, spielt, schnellt sich manchmal in die Luft und frißt Fische und schalenlose Weichthiere. Die Zeit der Paarung und die Dauer der Trächtigkeit sind noch unbekannt. Das Weibchen wirft im Frühjahr ein Junges von etwa 14 Fuß Länge, welches bei der Mutter bleibt, bis es etwa 30 Fuß lang geworden ist. Die Alte vertheidigt es mit großer Aufopferung, ergreift aber die Flucht, wenn sie verwundet wurde.

Die Grönländer machen eifrig Jagd auf den Keporkak; sie wissen alle Theile des Leibes zu benutzen. Speck und Thran sind beinahe von derselben Güte, wie bei dem des Zwergwales. Aus dem Dünngedärme werden Fensterscheiben gefertigt. Die Knochen benutzt man zur Erbauung von Boten.



Der Sild oder Sommerwal (Balaenoptera rostrata).

Außer dem Menschen und dem Schwertfisch wird der Bunsch auch noch von vielen Schmarotzern belästigt. Es gilt mit als ein Kennzeichen dieses Wales, daß gewisse Schmarotzer aus der Ordnung der Rankenfüßer nur auf ihm sich ansetzen und auch schon auf den jüngsten Thieren vorhanden sind, während der eigentliche Finnfisch immer frei von dieser lästigen Gesellschaft bleibt.

In der zweiten Sippe vereinigt man die beiden eigentlichen Wale. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden durch den plumpen, gedrungenen Leib, welcher höchstens 70 Fuß Länge erreicht, durch den Mangel an der Fettflosse auf dem Rücken und der Furchen am Bauche, durch eine nach vorn sich verschmälernde, abwärts gekrümmte Schnauze, durch die sehr langen Barten, die kurzen, breiten Brustflossen und die große, tief ausgeschnittene Schwanzfinne.

Mit Sicherheit hat man nur zwei dieser Sippe angehörige Mitglieder unterschieden: den nördlichen und den südlichen Walfisch. Beide sind sich außerordentlich ähnlich; doch bleibt der südliche hinter dem nordischen immer an Größe zurück, hat auch einen kleineren Kopf, eine breitere Schnauze, kürzere Barten, größere Brustflossen, eine weniger tief ausgeschnittene Schwanzfinne und dunklere Färbung, sowie verschiedene Eigenthümlichkeiten im Geripp, unter anderen zwei Rippenpaare mehr. Wir lernen beide Arten genügend kennen, wenn wir die über den nordischen Wal gemachten Beobachtungen zusammenstellen.

Unzählige Seefahrer und Schriftsteller haben über dieses ebenso auffallende, als nützliche Geschöpf berichtet; unter Allen aber danken wir dem Engländer Scoresby die ausführlichste und genaueste Beschreibung des Walfisches. Der dem Menschen angeborene Hang zur Uebertreibung des Wunderbaren hat sich auch bei dem nordischen Walfische gezeigt. In vielen älteren Schriften und selbst noch in manchen von unwissenden Schriftstellern der Neuzeit zusammengestellten Beschreibungen finden wir die Angabe, daß es in früheren Zeiten Walfische von 150 bis 200 Fuß Länge gegeben habe, und daß nur die unabläßige Nachstellung des Menschen die Ursache wäre, wenn die heutigen Wale höchstens 80 bis 100 Schuh lang würden. Diese Angaben sind als völlig aus der Luft gegriffene anzusehen. Scoresby, welcher selbst beim Fang von dreihundertzweiundzwanzig Walen zugegen war, fand unter ihnen keinen von mehr als 60 Fuß Länge; der größte, den er beobachtete, maß blos 58 Fuß. Nur Karl Gisecke berichtet von einem im Jahre 1813 gefangenen Walfisch, welcher 67 Schuh lang war, und im Anfang dieses Jahrhunderts wurde einer bei Spitzbergen harpunirt, welcher ungefähr dieselbe Länge und 15 fußlange Barten besaß. Diese beiden sind die größten, von deren Fang wir überhaupt Kunde haben; denn auch die Seefahrer, welche vor mehr als drei- bis vierhundert Jahren auf den Walfischfang auszogen, sprechen nur von 60 Fuß langen Walen. Und ein solches Thier ist und bleibt auch immer eine wahrhaft ungeheuerliche, staunenerregende Erscheinung! Bei dieser Länge besitzt das Ungethüm einen Umfang hinter den Brustflossen von mehr als 30 bis 40 Fuß und ein Gewicht von gegen 300,000 Pfund: ein Gewicht, welches etwa von 30 Elefanten, 40 Nashörnern oder Flußpferden und 200 Stieren aufgehoben würde.

Der Walfisch (Balaena Mysticetus) ist ein unförmliches Geschöpf, welches in allen seinen Gliedern Mißverhältnisse zeigt. Der ungeheure Kopf nimmt drei bis vier Zehntel oder durchschnittlich ein Drittel der Gesammtlänge des Leibes ein. Das Maul mißt 16 bis 20 Fuß in der Länge und 10 bis 12 Fuß in der Breite: es gibt Raum genug für ein Bot mitsammt seiner Mannschaft. Der vollkommen runde Leib, welcher nicht durch einen sichtbaren Hals vom Kopfe geschieden ist, trägt 7 bis 9 Fuß lange, 4 bis 5 Fuß breite, längliche, eiförmig gestaltete, sehr biegsame und bewegliche Brustflossen und eine ungeheuer große Schwanzfinne von 5 bis 6 Fuß in der Länge und 18 bis 26 Fuß in der Breite — ein Ruder oder Steuer, welches gegen 200 Geviertfuß Fläche besitzt. Die Spritzlöcher liegen bei dem erwachsenen Thiere etwa 10 Fuß von dem Schnauzenende entfernt, auf der höchsten Stelle des Kopfes, und sind etwa 1¼ Fuß lange, Sförmig gestaltete, schmale Längsspalten. Die Augen, welche kaum größer sind, als die eines Rindes, stehen seitlich am Kopfe, schräg über und hinter den Mundwinkeln. Der Hörgang ist so eng, daß man kaum den kleinen Finger hineinstecken kann, außerdem aber noch, wie bei den meisten Walen, verschließbar und also dem Wasser unzugänglich. Barten besitzt der Walfisch 316 bis 350 auf jeder Seite des riesigen Rachens. Die längsten stehen in der Mitte des Kiefers; von da an verkürzen sie sich nach beiden Seiten hin. Barten von funfzehn Fuß Länge werden außerordentlich selten getroffen. Bei Walen von 50 Fuß Länge messen sie gewöhnlich 10 bis 11 Fuß, bei einer Breite von ebensoviel Zollen. Die Zunge liegt unbeweglich im Kiefer; sie ist mit ihrer ganzen Unterseite an diesem festgewachsen, sehr groß und so weich, daß der geringste Druck eine tiefe Mulde in ihr hinterläßt, so weich, daß ein Mann, welcher sich auf sie niederlegen wollte, in ihr versinken würde: sie ist



Grönlands-Wal.

eigentlich nichts Anderes, als ein zelliger Oelschlauch. Unter der verhältnißmäßig dünnen, zähen Haut liegt eine mächtige, d. h. 8 bis 20 Zoll dicke Specklage, welche den ganzen Leib umgibt; dann erst folgt das bei jungen Thieren rothe und zarte, bei älteren fast schwarze, grobe, faserige Fleisch. Auf der äußeren Seite ist die Haut fett, wie ölgetränktes Leder, und weich wie Sammt. Der Rücken und die Seiten bis gegen den Bauch hin, die beiden Brustfinnen und die Schwanzfinne sind gewöhnlich tiefschwarz, die Lippen, der Unterkiefer und der größte Theil des Bauches weiß, schwach gelblich überflogen. Der hintere Theil des Leibes vor der Schwanzfinne, ein Theil der Gelenkhöhlen unter den Brustfinnen und die Augenlider sind grau; doch gibt es Wale, welche oben ganz schwarz, unten reinweiß sind; es gibt gescheckte, gefleckte und vollkommen weiße. Nur am Vorderende der beiden Lippen stehen einige kurze Borstenhaare; im übrigen ist die ganze Oberhaut vollkommen nackt.

Die Heimat des Walfisches ist auf die hochnordischen Meere beschränkt. Er findet sich nach dem Pole zu soweit das Meer eisfrei ist, nach Süden hin etwa bis zum 60. Grad nördl. Breite. Wie es scheint, zieht er zwischen den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas hin und her und geht zuweilen durch die Behringsstraße in das kamtschatkische Meer über. In den grönländischen Gewässern, in der Davisstraße und Behringsbay ist er noch am häufigsten, an den asiatischen Küsten dagegen sehr selten. Seine bevorzugten Aufenthaltsorte sind die sogenannten Walfischgründe, jene Stellen des Meeres, in denen die letzten Wirkungen des Golfstromes verspürt werden und die, Dank der eben durch den Golfstrom gespendeten Wärme, verhältnißmäßig reich an den kleinen Meerthieren sind, welche die ausschließliche Nahrung des riesigen Säugethieres ausmachen. Besonders nahrungsreiche Stellen im Eise vereinigen manchmal große Gesellschaften von Walfischen; doch kann man nicht behaupten, daß der Walfisch gesellschaftsweise lebt. Es scheint, daß es mehr Männchen, als Weibchen gibt; es fehlen jedoch hierüber zur Zeit noch genauere Berichte.

Ungeachtet seiner gewaltigen Größe ist der Wal doch ein sehr behendes Thier. Seine ungeheure Kraft siegt über die Schwere des Leibes. Der Schwanz ist das eigentliche Bewegungswerkzeug; denn die wagrecht ausgestreckten Brustflossen dienen nur dazu, den Leib im Gleichgewicht zu halten und eine Wendung oder Drehung zu erleichtern. Ihre Wirksamkeit sieht man deutlich beim Tode des Wales; denn mit dem letzten Seufzer fällt er auf die Seite oder auf den Rücken. Von der ungeheuren Kraft des Schwanzes kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, wie ein Bewegungswerkzeug, welches ebensoviel Oberfläche hat als die Schraube eines mittelmäßigen Dampfers, auf das Wasser wirken muß.

„So plump der Leib des Wales auch ist," sagt Scoresby, „so rasch und geschickt sind seine Bewegungen. Ein Walfisch, welcher, ohne sich zu rühren, auf der Oberfläche ruht, kann in fünf oder sechs Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger sein. Doch hält so große Schnelligkeit nur wenig Minuten an. Bisweilen fährt er mit solcher Heftigkeit gegen die Oberfläche des Wassers, daß er ganz über dieselbe herausspringt; bisweilen stellt er sich mit dem Kopfe gerade niederwärts, hebt den Schwanz in die Luft und schlägt auf das Wasser mit furchtbarer Gewalt. Das Getöse, welches dabei entsteht, wird bei stillem Wetter bei großer Entfernung gehört, und die Kreise verbreiten sich auf eine ansehnliche Weite. Von einer Harpune getroffen, schießt er, wenn auch nur wenige Minuten lang, wie ein Pfeil fort, mit einer Geschwindigkeit, daß er sich bisweilen die Kinnladen durch das Aufstoßen auf den Boden zerbricht." Schon bei gewöhnlichem Schwimmen auf der Oberfläche vermag der Wal neun englische Meilen in der Stunde zurückzulegen; verwundete zwölf bis sechszehn Meilen, eine Schnelligkeit, welche die jedes Dampfers noch übertrifft. „Besäßen die Wale," sagt Pöppig, „einen ihrer Kraft und Größe angemessenen Verstand, so würde nicht nur kein Bot, sondern auch keins der größten Schiffe ihren Stößen widerstehen können und sie die einzigen und wahren Beherrscher des Weltmeeres sein."

Aber die Bartenwale sind ebenso stumpfsinnige als geistesarme und zudem auch feige Geschöpfe. Unter ihren Sinnen scheinen blos Gesicht und Gefühl ziemlich ausgebildet zu sein. Im klaren Wasser

soll der Wal andere seines Gleichen in erstaunlicher Entfernung wahrnehmen können; über Wasser dagegen soll sein Auge nicht weit reichen. Das Gehör ist so stumpf, daß er nach Scoresby einen lauten Schrei, selbst in der Entfernung einer Schiffslänge, nicht vernimmt; dagegen macht ihn bei ruhigem Wetter ein geringes Plätschern im Wasser aufmerksam und spornt ihn zur Flucht an. Ein Vogel, welcher sich ihm auf die Haut setzt, erregt sein Entsetzen; er taucht dann gewöhnlich mit größter Schnelligkeit in die Tiefe. Vögel erscheinen blos deshalb auf ihm, um die Unmassen von Schmarotzerthieren, welche sich in seiner Haut eingefressen haben, abzulesen, und das Hacken und das Ausleeren dieser Thiere vermittelst des Schnabels mag dem Walfisch nicht eben behagen. Die Oberhaut des Thieres scheint überhaupt ziemlich gefühlvoll zu sein. So merkt es eine Witterungsveränderung im voraus; denn vor jedem Sturm oder Gewitter überfällt es eine große Unruhe, und es tobt dann heftig in den Fluthen umher. Unter seinen geistigen Eigenschaften dürfte blos seine Anhänglichkeit an andere und die Mutterliebe erwähnenswerth sein. Andere Anzeigen des Verstandes hat man nicht beobachtet. Der Walfisch rächt sich nicht einmal für die ihm angethane Beleidigung oder die ihm beigebrachten Verwundungen.

Die Nahrung besteht in Weich- und Krustenthieren, zumal Flossenfüßern und vor allen der nördlichen Klio, welche in Unmenge das Eismeer überdeckt. Außerdem verzehrt er noch Ringelwürmer und zwar diejenigen Arten, welche frei im Meere herumschwimmen. Fische scheint er nur zufällig mit aufzunehmen und große kann er, seines engen Schlundes wegen, gar nicht verschlingen.

Wenn der Wal sich vollkommen ungestört weiß, nähert er sich alle zwei bis drei Minuten der Oberfläche, um zu athmen und nimmt dann rasch nach einander vier bis sechs Mal Luft ein. Der Strahl, welchen er auswirft, steigt nicht selten bis vierzig Fuß in die Höhe und kann somit auf eine Entfernung von einer oder anderthalb Seemeile gesehen werden. Seefahrer vergleichen die Strahlen einer Herde von Walfischen mit den rauchenden Schornsteinen einer Fabrikstadt, lassen aber dabei freilich ihrer Einbildungskraft völlig freien Spielraum. Scoresby gibt an, daß der Wal, auch wenn er auf Nahrung ausgeht, funfzehn bis zwanzig Minuten, wenn er verwundet, aber sogar eine halbe bis beinahe eine ganze Stunde unter Wasser verweilen könne. Die Angabe scheint mir zu hoch gegriffen zu sein. Der genannte Beobachter fügt hinzu, daß ein Wal, welcher etwa 40 Minuten lang unter Wasser verweilte, ganz erschöpft wieder an die Oberfläche komme, wahrscheinlich in Folge des ungeheuren Wasserdruckes, den er in der Tiefe des Meeres aushalten mußte, eines Druckes, welcher mehr als 100,000 Centner betragen soll.

Eine Stimme hat man von dem Walfisch noch niemals wahrgenommen, und Scoresby glaubt, daß er gar nicht im Stande wäre, Töne auszustoßen. Der Naturforscher kann dieser Meinung nicht beipflichten, weil der Kehlkopf des Wales wie der des Finnfisches gebaut ist und man von diesem schon mehr als ein Mal ein Gebrüll gehört hat.

Bei recht gutem Wetter hat man den Walfisch auch während seines Schlafes beobachtet. Er liegt dann wie ein Leichnam auf der Oberfläche, ohne sich zu rühren, hält sich aber durch die Brustflossen immer im Gleichgewicht.

In den nordischen Meeren paaren sich Walfische zwischen Anfang Junis und Ende Julis. Um diese Zeit zeigen beide Geschlechter große Erregung und treiben alle die Künste und Spiele, welche ich schon oben beschrieben habe. Nach zehn Monaten, möglicherweise aber auch nach zweiundzwanzig oder gar vierunddreißig, im März und April nämlich, bringt das Weibchen ein einziges Junge, höchst selten auch Zwillinge zur Welt. Dieses ist schon ein recht tüchtiges Thier von zehn bis vierzehn Fuß Länge und entsprechendem Umfang und Gewicht. Die Jungen wachsen außerordentlich rasch; noch als Säuglinge haben sie bereits eine Länge von etwa 20 Fuß, einen Umfang von 15 Fuß und fünf Tonnen oder 11,200 Pfund erreicht. Sie folgen ihrer Mutter über ein Jahr lang, bis die Barten so weit gewachsen sind, daß sie selbst ihre Nahrung sich erwerben können. „Ohngeachtet des Stumpfsinnes der Wale," sagt Scoresby, „ist doch die mütterliche Liebe außerordentlich groß.

Man fängt das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, mit leichter Mühe hauptsächlich zum Zwecke, die Alte herbeizulocken. Sie kommt dann auch gleich dem verwundeten Kinde zu Hilfe, steigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fortzuschwimmen, sucht ihm auf der Flucht behilflich zu sein, indem sie es unter ihre Flossen nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern. Aus Angst für die Erhaltung ihres Kindes setzt sie alle Rücksichten bei Seite, fährt mitten in die Feinde und bleibt um ihr Junges, wenn sie schon von mehreren Harpunen getroffen ist."

Eine der genaueren Schilderung würdige Beobachtung führt Fitzinger nach einer mir unbekannten Quelle an. „Bei einem jungen harpunirten Walfisch erschien die Mutter augenblicklich, ohngeachtet der Nähe des Botes, von welchem aus die Harpune geworfen worden war, ergriff das Junge mit einer ihrer Brustflossen und riß es mit ausdauernder Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort. Bald kam sie aber wieder empor, schoß wüthend hin und her, hielt inne oder änderte auch plötzlich die Richtung und gab alle Zeichen der höchsten Angst deutlich zu erkennen. So fuhr sie eine Zeit lang fort, beständig von den Boten gedrängt; endlich kam eins von diesen so nahe, daß eine Harpune nach ihr geworfen werden konnte; sie traf zwar, blieb jedoch nicht stecken. Eine zweite wurde geworfen; doch auch diese drang nicht ein und erst die dritte blieb im Leibe fest. Ohngeachtet der erhaltenen Verwundungen, versuchte die Alte nicht, zu entfliehen und ließ auch die anderen Bote nahe kommen und bot somit den übrigen Verfolgern Gelegenheit, ihr drei Harpunen in den Leib zu schleudern. Nach einer Stunde etwa war sie getödtet."

Solche Fälle der edelsten Mutterliebe rühren jedoch den Walfischfänger nicht im geringsten; er hat nur seinen Vortheil im Auge und opfert ihm wie der Robbenschläger jedes menschliche Gefühl auf. Der Fang des Walfisches geschieht ganz in der Weise, welche ich oben kurz angegeben habe. Die eigentlichen Walfische sind bei weitem die werthvollsten aller Seesäugethiere. Ein Walfisch von 60 Fuß Länge und einem Gewicht von 70 Tonnen enthält bei 30 Tonnen Speck, welche etwa 24 Tonnen Thran geben. Ein solches Thier hat 1½ Tonne oder 3360 Pfund Fischbein. Ist die sogenannte Probenplatte oder die größte Barte 7 Pfund schwer, so kann der ganze Betrag auf eine Tonne angeschlagen werden. Eine Tonne Thran kostet gegenwärtig zwischen 3 und 4 Pfund Sterling, eine Tonne Fischbein aber 160 bis 180 Pfund Sterling. Aus diesen Angaben kann man den Nutzen eines getödteten Walfisches berechnen. Einzelne Schiffe haben schon 75,000 Thaler auf einer einzigen Reise verdient, andere aber auch 14,000 Thaler verloren.

Die gesitteten Europäer benutzen nur den Speck und die Barten, die hochnordischen Völkerschaften dagegen wissen auch das Fleisch zu verwerthen. Sie essen den Speck gern und trinken den Thran mit einer Leidenschaft wie ein ausgemachter Säufer geistige Getränke. Den Eskimos ist die rohe Haut ein Leckerbissen. Manche Walfischfahrer nehmen die merkwürdige Unterkinnlade des Walfisches mit, und in holländischen Dörfern sieht man hier und da eine derselben zu einem Thore verwendet. Weit größeren Nutzen ziehen die Nordländer aus den Rippen des Walfisches. Sie bauen aus ihnen ihre Hütten oder benutzen sie zum Schiffsbau.

Der Wal hat außer dem Menschen und dem oben beschriebenen Schwertfisch oder Butskopf noch einige andere Feinde, wenn auch diese ihn mehr belästigen als schaden. Der nördliche Hai verfolgt ihn mit demselben Eifer wie der Schwertfisch und reißt ihm große Stücken aus seinem fettigen Leibe heraus. Man erzählt von diesem Räuber, daß er ebenfalls in Truppen dem Walfisch nachfolgt, sowie sein Rücken über dem Wasser erscheint, in die Luft springt und ihm beim Zurückfallen mit dem Schwanze tüchtige Hiebe beibringt. Mehrere Male will man gesehen haben, daß dieser Hai in Gesellschaft der Schwertfische dem Riesen zu Leibe gehe und während diese ihn von unten zerfetzen, seine Schläge austheilt. Recht lästig werden dem Walfisch auch eine Menge kleiner Schmarotzer, welche sich auf seinem Leibe festsetzen. Die Walfischlaus bürgert sich oft zu Hunderttausenden auf ihm ein und zerfrißt ihm den Rücken so, daß man vermuthen möchte, eine bösartige Krankheit habe den

armen Riesen befallen. Auch Meereicheln bedecken ihn nicht selten in großer Menge und geben wieder mancherlei Seepflanzen die geeigneten Anhaltspunkte her, so daß es Wale gibt, welche eine ganze Welt von Thieren und Pflanzen mit sich herumtragen müssen.

Der südliche Wal (Balaena australis) ist kleiner als sein nordischer Verwandter, kleinköpfiger und spitzschnäuziger. Die Flossen sind größer und spitzer, die Barten kürzer, als bei jenem; die Färbung ist mit Ausnahme einer kleinen weißen Stelle am Unterleibe tiefschwarz. Er liebt mehr gemäßigte Breiten, als die Länder nahe an den Polen. Im Frühjahre sucht er die Buchten an der Westküste Amerikas auf und gibt nun den Fischern Gelegenheit zum Fang. Auch an der Südspitze Afrikas und in Neuholland kommt er vor; man hat ihn aber auch bei Japan und Kamtschatka, ja selbst im nördlichen Eismeere gefangen. In den südlichen Gewässern um Amerika und Neuholland ist er nicht selten, im südlichen Eismeer am häufigsten.

Er scheint regelmäßig und zwar in größeren Gesellschaften zu wandern. Ein Reisender sah einmal gegen 800 Stück nach dem ochotzkischen Meere ziehen.

Merkwürdigerweise sucht dieser Wal zur Fortpflanzungszeit die seichteren Gewässer auf; wenigstens hat man in diesen nur Weibchen und Junge, niemals Männchen gefunden. Am Vorgebirge der guten Hoffnung erscheinen die trächtigen Weibchen im Juni oder Juli regelmäßig, verweilen in der Nähe der Küste bis zum September, und kehren dann mit ihren Jungen in die offene See zurück.

Auch der Fang des südlichen Walfisches ist ergiebig, obwohl er gegen früherhin bedeutend abgenommen hat. In den letzten Jahren haben die Engländer wiederholt gar keine Walfische in der Südsee verfolgt, sondern den Fang einzig und allein den Amerikanern überlassen. Nächst diesen stellen die Japanesen dem südlichen Wale, wenn er in die Nähe ihrer Küsten kommt, eifrig nach. Wahrscheinlich wird auch er das Schicksal seines nordischen Verwandten theilen müssen. Er wird schließlich auch in den abgelegensten und unzugänglichsten Meerestheilen aufgesucht werden und mit der Zeit wahrscheinlich ganz von der Erde verschwinden.

Namenverzeichniß.*)

A.

*) Die Umlaute ä, ö, ü sind wie ae, oe, ue betrachtet und daher zwischen ad, od, ud und af, of, uf eingeordnet. Eine II vor Seitenzahlen bezeichnet den 2. Band.

D.

E.

F.

G.

L.

N.

O.

P.

T.

Uebersicht des Inhalts.

Erster Band.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit. S. IX.

Erste Reihe.

Handthiere (Primates).

Zweite Ordnung.

Die Affen (Simiae).

Erste Familie: Schmalnasen (Catarrhinae) S. 12.

Zweite Familie: Breitnasen (Platyrrhinae) S. 96.

Dritte Familie: Krallenaffen (Arctopitheci) S. 124.

Dritte Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Erſte Familie: Kurzfüßer (Brachytarsi) S. 132.

Zweite Familie: Langfüßer (Macrotarsi) S. 143.

Dritte Familie: Fingerthiere (Psilodactyli) S. 147.

Vierte Familie: Pelzflatterer (Dermoptera) S. 150.

Vierte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Erſte Familie: Fruchtfreſſer (Cynopteri) S. 162.

Zweite Familie: Glattnaſen (Gymnorhinae) S. 166.

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Fünfte Ordnung.

Raubthiere (Rapacia).

Fünfte Familie: Bären (Ursi) S. 576.

Sechste Familie: Igel (Erinacei) S. 645.

Siebente Familie: Spitzmäuse (Sorices) S. 661.

Achte Familie: Mulle (Talpae) S. 681.

Zweiter Band.

Sechste Ordnung.

Die Beutelthiere (Marsupialia).

Dritte Reihe.

Zahnarme (Edentata).

Achte Ordnung.

Die Klammerthiere (Tardigrada).

Neunte Ordnung.

Die Scharrthiere (Effodientia).

Zehnte Ordnung.

Die Kloaken- oder Gabelthiere (Monotremata).

Vierte Reihe.

Hufthiere (Ungulata).

Elfte Ordnung.

Die Einhufer (Solidungula).

Zwölfte Ordnung.

Die Wiederkäuer (Ruminantia).

Fünfte Familie: Antilopen (Antilopae) S. 495.

Sechste Familie: Ziegen (Caprae) S. 565.

Siebente Familie: Schafe (Oves) S. 595.

Achte Familie: Rinder (Boves) S. 615.

Dreizehnte Ordnung.

Die Vielhufer (Multungula).

Fünfte Reihe.

Seesäugethiere (Pinnata).

Vierzehnte Ordnung.

Die Flossenfüßer (Pinnipedia).

Zweite Familie: Morse (Trichechi) S. 807.

Funfzehnte Ordnung.

Die Sirenen (Sirenia).

Erste Familie: Sirenen (Manati) S. 813.

Zweite Familie: Borkenthiere (Rhytinae).

Sechzehnte Ordnung.

Walthiere (Cetacea).

Erste Familie: Narwale (Monodontes).

Zweite Familie: Delfine S. 835.

Dritte Familie: Pottwale (Physeteres).

Vierte Familie: Bartenwale (Balaenae) S. 861.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Stimmen der Presse

über Brehm's Illustrirtes Thierleben.

(Im Auszug.)

Wollte ich auf alle Vorzüge des **Illustrirten Thierlebens** von Direktor Dr. Brehm eingehen, so würde ich schon über die 13 ersten Hefte eine Abhandlung schreiben müssen; soll ich aber mein Urtheil kurz fassen, so läßt sich nach den bis jetzt erschienenen 13 Heften mit Grund erwarten,

daß Brehm's Thierleben auf dem Gebiete der populären Naturgeschichte nicht nur eins der interessantesten und gründlichsten, sondern das beste Buch zu werden verspricht, was unsere Literatur über das Leben der gesammten Säugethiere und Vögel besitzt.

Was Blasius für die Säugethiere Mitteleuropa's, was Tschudi für die Thiere der Alpenwelt geleistet hat, das wird Brehm für sämmtliche Säugethiere und Vögel leisten. Mag ich auf die abgerundete, populäre oder leicht faßliche und anziehende Darstellung sehen, mag ich auf die getreuen, meist der Natur selbst entnommenen Abbildungen sehen, die durch den Fleiß des Künstlers lebenswahre Musterbilder, ja eigentliche Thier-Portraits geworden sind — Brehm's Thierleben ist nach allen Seiten hin musterhaft. Seine Schilderung des Hundes, des Löwen oder auch der Fledermäuse, wenn ich Beispiele nennen soll, ist noch von Niemandem übertroffen. Es kann daher das allgemeine und ungetheilt gespendete Lob des Brehm'schen Werkes von unseren gefeiertsten Naturforschern, wie von Karl Vogt, Oskar Schmidt, von unserem berühmten Physiologen Rudolph Wagner, sowie von Owen, Roßmäßler und anderen Männern vom Fache, wohl um so mehr als gerechtfertigt angesehen werden, weil wohl nicht leicht ein anderer Zoolog zu solchem Werke durch seine ganzen Verhältnisse so befähigt ist, wie Direktor Brehm, auch wohl selten Jemand die günstigen Umstände so gut zu benutzen verstand. Schon als Knabe wurde Brehm von seinem Vater, dem bekannten Beobachter der gefiederten Welt, dem Veteranen unserer Ornithologen, zum eignen Beobachten angeleitet und erwarb sich später auf seinen weiten Reisen in und außer Europa durch Beobachtung der Thiere in ihrer Heimat selbst, sowie durch eifriges Studium in den vorzüglichsten zoologischen Gärten Europa's, wie jetzt zu Hamburg, die Befähigung, Thierleben gründlich aufzufassen und durch Wort und Bild zu schildern und dadurch die Leser für seinen Gegenstand zu fesseln. Brehm versteht auch den Stoff sorgfältig zu sichten. Unverdauete Auszüge und leichtgläubige Nacherzählungen einfältiger Reisebeschreiber, wie solche unter andern in Oken's großer Naturgeschichte in Menge stehen, finden sich in Brehm's Werke nicht. Brehm erfreut uns deshalb mit einem Werke, welches allgemein ansprechen muß, mit einem Werke, welches als wahres Bedürfniß bei Alt und Jung, bei Hohen und Niederen, bei Lehrern und Schülern, bei Männern des Faches wie bei Laien, kurz bei Allen, welche in unserer Zeit die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften begriffen haben, die freundlichste Aufnahme finden wird und wohl zum Theil schon gefunden hat und so auch zugleich die geschmackvolle und schöne Ausstattung bei billigem Preise dem thätigen Verleger lohnen wird. Wem Förderung und Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse in weiten Kreisen am Herzen liegt, der muß pflichtmäßig zur weiteren Verbreitung des Buches beitragen und diese Pflicht suchte ich durch vorstehende kurze Andeutungen zu erfüllen.

Dr. **Leunis**,
Professor der Zoologie in Hildesheim.

Eine auf wahrer Beobachtung des Lebens und Treibens der Thierwelt beruhende Charakteristik derselben, die zugleich den strengen Anforderungen der Wissenschaft und dem Bedürfniß des nach anziehender Unterhaltung und Belehrung verlangenden Laienpublikums entspricht, dürfte nur von wenigen Werken, so wie von dem vorliegenden geboten werden. Niemand dürfte auch zu einer solchen Schilderung des Thierlebens so geeignet sein, als der Verf. ...Ein solcher Forscher allein war im Stande, einem tiefgefühlten Bedürfniß der Gegenwart abzuhelfen, ein Werk zu schaffen, das auf wissenschaftlicher Grundlage ein anschauliches Bild des Thierlebens gewährt, frei von jedem Fabel- und Märchenglauben, frei von Uebertreibung und sentimentaler Ausartung. Wie sehr der Verf. befähigt ist, ein solcher Führer zur Heimstätte der Thiere zu sein, das beweisen die ersten drei Hefte seines Werkes, welche uns die Affen und Halbaffen vorführen. Es existirt nicht leicht eine vollständigere und lebendigere Schilderung der einzelnen Thiergruppen, und überall sehen wir uns unmittelbar in die heimatliche Natur dieser Thiere selbst eingeführt rc.

Dr. **Otto Ule**,
Herausgeber der „Natur."

Mit Vergnügen habe ich in der Fortsetzung dieses Werkes in jeder Beziehung den günstigen Eindruck bestätigt gefunden, welche die ersten Lieferungen mir gewährten. Auch aus weiterem Kreise, und dabei von sehr urtheilsbefähigter Stimme, ist mir die erfreulichste Anerkennung der Vorzüge dieses Werkes ausgesprochen worden.

Dr. **Fr. Schödler** in Mainz.

Von dem „Illustrirten Thierleben“ von **Dr.** Brehm, Direktor des Hamburger zoologischen Gartens, ist jetzt der erste Band beendigt. Ich empfinde fast ein Bißchen Neid, wenn ich den stattlichen Band mit den vielen vortrefflichen Holzschnitten durchblättere.— ich möchte das Buch selber geschrieben haben! Aber ich unterdrücke den Neid und lese, betrachte, vergleiche — und stets nehme ich den Band mit neuem Vergnügen zur Hand und lege ihn nie ohne Gewinn zur Seite. Bis jetzt sind uns nur die Affen und Halbaffen, die Flatterthiere und Raubthiere in mehr als siebenhundert Seiten geschildert, diese aber auch mit einer Treue und Ausführlichkeit, mit einer Klarheit und Präcision, welche nichts zu wünschen übrig lassen.

Brehm hat den Schwerpunkt seiner Arbeit in das Leben und Treiben der Thiere gelegt. Die Beschreibungen der äußeren Form und des inneren Baues nehmen den geringeren Raum ein — aber die kleinsten Aeußerungen des geistigen Lebens, das Verhalten bei Tag und bei Nacht, in allen Zuständen, welche das Thierleben bieten kann, sind um so ausführlicher dargelegt, um so heller beleuchtet. Wo der Verfasser selbst gesehen und beobachtet hat (und er hat die alte Welt vom tropischen Afrika bis zum Gürtel des Polarkreises durchstreift), wird die Darstellung mit seltener Frische anschaulich und plastisch; wo er das Thier im wilden Zustande nicht hat beobachten können, ruft er seine reiche Erfahrung aus Thiergärten und Menagerien zu Hülfe; wo auch dieses nicht ausreicht, greift er zu den rechten Quellen, die bei jagenden und reisenden Naturforschern, nicht bei hätgebeflissenen Museumshockern sprudeln. Der Styl ist einfach, faßlich, entbehrt aber weder des Kolorits hübscher Wendungen, noch saftiger Würzen und zuweilen selbst prikelnder Beigaben, die zu weiterem Genusse reizen.

Ganz besonders muß ich noch der meist ausgezeichneten Holzschnitte erwähnen. Die Stellungen sind vortrefflich, dem Leben abgelauscht und doch so gewählt, daß die charakteristischen Kennzeichen lebhaft und ungezwungen hervortreten; die Ausführung meist markig, Schatten und Licht wohl gewahrt und die ganze Behandlung so, daß man aus dem Schwarzen die Farbe erräth. Die größeren bildlichen Gruppen, die ein ganzes Blatt einnehmen, sind meist künstlerisch zusammengestellt und die landschaftliche Staffage mit Treue und Sorgfalt ausgewählt und harmonisch der Thiergruppe angefügt. Brehm mag sich glücklich schätzen, zwei in ihrem Fache so vortreffliche Zeichner wie Kretschmer und Zimmermann als Mitarbeiter seines verdienstlichen, schönen Werkes gewonnen zu haben.

Professor **Karl Vogt** in Genf.

[**Leipziger Illustrirte Zeitung.**] Das Werk ist in aller Hände und so vielfältig besprochen, wie kein anderes naturwissenschaftliches seit Oken's jetzt veralteter, aber für ihre Zeit vortreffliche Naturgeschichte. Noch etwas neues über Brehm's Werke zu sagen, ist schwer. Der Fachmann hat den echt wissenschaftlichen Geist und die durchgeführte Methode, der Gebildete im Allgemeinen die Klarheit, den Reichthum, die unwiderstehliche Anziehungskraft desselben anerkannt. Es ist nicht eben schwer, über einen herausgerissenen, wissenschaftlichen Gegenstand eine anziehende Vorlesung zu halten oder eine gute Abhandlung zu schreiben, aber ein ganzes, großes, wissenschaftliches Feld mit systematischer Treue und doch interessant darzustellen, das gelingt nur Wenigen. Brehm ist Meister in der Beobachtung des lebendigen Thieres, und wahrlich, sein Auge hat viel gesehen. Aber obgleich er sich einen Bürger dreier Erdtheile nennen kann, konnte er freilich nicht Alles selbst beobachten. Doch auch diese Lücken weiß er trefflich auszufüllen; er besitzt ein außerordentliches Talent, aus dem massenhaft von Reisenden und Forschern angesammelten Material das Beste auszusuchen, und fast in jedem seiner Thierbilder haben wir eine Geschichte der Kunde der bezüglichen Thierart. Welche Arbeit, nur dieses ungeheure Material zusammenzubringen, dann die Spreu vom Kern zu trennen und nun den letztern zu angenehmer, kräftiger Kost umzuarbeiten! Wäre Brehm selbst kein Beobachter, hätte er nur wie einst der Verfasser der populärsten englischen Naturgeschichte, Goldsmith, kritisch compilirt, er hätte schon ein außerordentliches Verdienst um die Zoologie sich erworben. Allein wohl die Hälfte des Ganzen ist Brehm's eigenste Geistesarbeit, darum schätzen wir das Werk nicht nur, sondern auch den Mann, der es geschaffen. Die Illustrationen, deren übrigens solche Textesschilderungen kaum bedürften, sind vortrefflich; fast ohne Ausnahme wurden sie nach dem Leben gezeichnet und häufig gibt uns Brehm die erste gute Abbildung des betreffenden Thieres. Das Werk hat, so viel wir wissen, seinen Weg durch die gebildete Welt schon gemacht, dieses brauchen wir ihm nicht mehr zu wünschen, wohl aber wünschen wir dem Verfasser und der großen Leserzahl, daß jenem seine jetzige Stellung in Hamburg die Muse und den frischen Muth bewahren möchte, um in bisheriger Weise fortzuarbeiten, bis das große schöne Werk glücklich seinem Ende zugeführt ist.